115 c 21.

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1865.

Mit Beiträgen

von

Bouterwek, Christoffel, Ehrenfeuchter, Ergenzinger, v. Grüneisen, Güder, Hagenbach, Köpke, Köstlin, Krummacher, Merz, Schmidt, Schmieder, Tholuck.

Herausgegeben

von

Ferdinand Piper,

der Theologie Doctor und Professor.

Sechzehnter Jahrgang.

Zum Debit im Auslande.

Berlin,

Verlag von Wiegandt und Grieben.

Vorrede.

Nachdem seit dem Beginn dieses Unternehmens ein halbes Menschenalter verflossen ist, läßt sich, bei dem dankbar zu rühmenden Entgegenkommen mitwirkender Fachgenossen die Vollendung mit verjüngten Kräften in wenigen Jahren in Aussicht stellen. Der vorliegende Jahrgang nebst dem folgenden wird durch neue Namen ersehen lassen, daß für die Ausgeschiedenen, deren Tod der vorige Jahrgang zu melden hatte, in der Zahl mehr als eine Ausgleichung stattgefunden hat. Im übrigen, wenn auch Andere in die Arbeit eintreten, soll das Andenken der Heimgegangenen doch nimmer verdrängt werden. — Die Zahl der Lebensbilder zum verbesserten evangelischen Kalender ist jetzt auf 317 gestiegen, woran sich drei Darstellungen außerhalb desselben schließen, welche die neuere Zeit angehn.

In das nächste Jahr treffen die Jubileen von zwei hervorragenden Zeugen der Wahrheit, ein 1000jähriges und ein 300jähriges: nehmlich des Anschar, ersten Erzbischofs von Hamburg und Bremen und Apostels des skandinavischen Nordens († zu Bremen 3. Februar 865), und des Wilhelm Farel, Reformators der westlichen Schweiz (zuletzt in Neuchatel, † 13. September 1565). Die Wirksamkeit des erstern, insbesondere die Pflanzung des Christenthums im Herzogthum Schleswig (wo unter ihm die erste Kirche in der Stadt Schleswig und in Ripen errichtet worden) nimmt unter uns grade jetzt um so mehr Theilnahme in Anspruch, nach den großen Ereignissen, deren Schauplatz die deutsche Grenzmark gewesen und wodurch ihre Verbindung mit dem deutschen Mutterlande für immer sicher gestellt ist. Nachdem aber der Streitpunkt gehoben ist, wird auch der Friede in die Gemüther der benachbarten Völkerschaften einkehren, welche durch dieses Jubileum daran erinnert werden, daß sie in dem Anschar einen gemeinsamen Va-

ter des Glaubens zu ehren haben. — Die Schilderung beider Zeugen ist schon in frühern Jahrgängen dieses Kalenders (für 1850 und 1859) gegeben.

Dazu kommen noch zwei Jubileen, um derentwillen der gegenwärtige Jahrgang die entsprechenden Lebensbilder bringt: das 600jährige der Geburt Dante's (vom Mai 1265) und das 50jährige des Todes von Matthias Claudius († 21. Januar 1815)[1]). Dieser ist durch treues Zeugniß in einer glaubensarmen Zeit so wie durch die Gaben des Geistes und Gemüths, die in Ernst und Scherz sich offenbarten, dem deutschen Volk an's Herz gewachsen; und die Theilnahme hat sich erneuet und erweitert, nachdem von seiner Tochter Caroline aus dem Perthes'schen Hause ein so anmuthiges Lebensbild hervorgegangen ist. Jener, ein Fürst im Reich der Geister, wird von seinem ganzen Volk gefeiert werden: und die Gebildeten unter den andern Nationen werden auch nicht zurückbleiben, wie in diesem Jahr die Jubelfeier der Geburt des großen britischen Dichters[2]) sie zur Theilnahme aufgerufen hat. Ein vorzügliches Anrecht an Dante haben die gläubigen Christen, welchem Bekenntniß sie auch angehören mögen, — alle die, welche in der Wanderung durch die vergänglichen Dinge die ewige Heimath suchen; besonders aber die dem protestantischen Bekenntniß zugethan sind. Denn Dante protestirt nicht blos gegen die Mißbräuche seiner Kirche, sondern er steht auf dem positiven Grunde des evangelischen Glaubens. Wie daher schon Matthias Flacius in jener polemischen Beziehung unter die Zeugen der Wahrheit ihn aufgenommen, gebührt ihm auch nach seiner apologetischen Grundlegung eine Stelle unter den Bekennern des Evangeliums: weshalb ich nicht angestanden habe, eben jetzt in den evangelischen Kalender den Namen am Datum seines Todes (14. Sept.) einzureihen. Die weitere Rechtfertigung dessen findet sich am Schluß der hier folgenden Darstellung Dante's.

Ich habe dieselbe, da diese Seite seine Bedeutung nicht erschöpft, nicht unter den Lebensbildern, sondern unter den vermischten Aufsätzen

---

1) In dem verbesserten evangelischen Kalender steht sein Name absichtlich an einem andern Datum, s. unten S. 215.

2) In der Vorrede des vorigen Jahrgangs war durch einen Schreibfehler von der Jubelfeier seines Todes geredet, ein Karton mit berichtigtem Text konnte jedoch nur noch wenige Exemplare erreichen. Bekanntlich ist Shakspeare geboren am 23. April 1564 und gestorben an demselben Tage im J. 1616. Eine Berechnung beider Tage in Beziehung auf den Wochentag findet sich unter den Beispielen in meiner Kirchenrechnung S. 34.

mitgetheilt, um, ſo weit ich vermöchte, dem ganzen Manne gerecht zu werden. Dabei war mir angelegen einem Grundirrthum, wie mir ſcheint, in der Auffaſſung ſeines Werks zu begegnen, der unter deſſen Freunden verbreitet iſt. Beſonders aber wünſche ich durch dieſe Einleitung in ſein Leben und ſeine Dichtung denen, die bisher noch ihm ferner geſtanden, zum Studium Anregung zu geben: welches eine Frucht ſchafft nicht allein zur Erhebung des Geiſtes, ſondern auch zur Läuterung des Charakters, wenn man einen verwandten Sinn herzubringt. Er ſelbſt freilich fordert von denen, die bis zu Ende ihm folgen wollen, daß ſie Engelbrot gekoſtet (ſ. S. 55 f. vergl. S. 43). Nun über eine ſolche Frage wird der Leſer in geſammeltem Gemüth mit ſich zu Rathe gehen können. Aber der Tiſch iſt ja bereitet und noch immer gehn die Boten aus, zur Mahlzeit zu rufen wen ſie finden. (Matth. 22, 9).

Berlin, den 12. Auguſt 1864.

F. Piper.

Inhalt.

		Seite
Der Kalender, kirchl. u. astronom., für 1865	vom Herausg.	1–13
Erklärung des Kalenders		14
Einleitung	vom Herausg.	15–16
1. Der kirchl. Kalend. 2. Die Lebensbilder. 3. Die Kunstbeilagen.		
Vermischte Aufsätze.		
Dante und seine Theologie (mit 2 Abbildungen)	vom Herausg.	17–82
Einleitung: 1. Würdigung Dante's in Deutschland . . .		17–26
2. Würdigung seiner Theologie		26–28
I. Die Person Dante's		28–40
II. Dante als Dichter		40–54
Die göttliche Komödie		55–69
III. Die Theologie Dante's		69–82
a) Die Grundlehren		70–78
1. Das höchste Gut. 2. Glaube, Liebe, Hoffnung. 3. Die heil. Schrift und die Vernunft		
b) Die Streitlehren		78–82
1. Die Reformation an Haupt und Gliedern. 2. Verhältniß zum Papstthum und zum Evangelium.		
Lebensbilder zum evangelischen Kalender		83–225
1. Die Darstell. Jesu im T.	von Dr. Güder, Pfarrer in Bern	83–90
2. Katharina,	von Dr. Krummacher, Hofpr. i. Potsd.	90–94
3. Paphnutius,	von Dr. Schmieder, Sem.-Dir. i. Wittenb.	94–99
4. Eugenius,	von Dr. Köpke, Prof. der Phil. in Berlin	99–106
5. Wilfrid,	von Dr. Bouterwek, Dir. in Elberfeld	106–121
6. Sebaldus,	von Dr. Merz, Decan in Marbach	121–128
7. Leonhard Käser,	von Dr. v. Grüneisen, Ob. Hofpr. i. Stuttg.	128–130
8. Johann Heß,	von Dr. Köstlin, Prof. d. Th. in Breslau	131–145
9. Giovanni Mollio,	von Christoffel, Pf. in Winterfingen	145–155
10. Theodor Beza,	von Dr. Hagenbach, Prof. d. Th. in Basel	156–172
11. Aufh. d. Edikts v. Nant,	von Dr. Schmidt, Prof. d. Th. in Straßb.	172–182
12. Christian Scriver,	von Ergenzinger, Pf. in Unterriexingen	182–197
13. Phil. Jac. Spener,	von Dr. Tholuck, Prof. d. Theol. in Halle	197–215
14. Matthias Claudius,	von Dr. Ehrenfeuchter, Prof. d. Th. i. Gött.	215–225
Folge der Lebensbilder im Jahrgang 1865		226

Das 1865ste Jahr

seit unsers Herrn Jesu Christi Geburt ist ein Gemein-Jahr von 365 Tagen.

Zeit- und Festrechnung.

	Gregorianischer Kal.	Julianischer Kal.
Güldene Zahl	4	4
Epakten	III	XIV
Sonnencirkel	26	26
Sonntags-Buchstabe	A	C
Ostersonntag	16. April.	4. April.

Von den Jahreszeiten.

Frühlingsanfang: den 20. März um 2 Uhr 51 Min. Nachmittags.
Sommersanfang: den 21. Juni um 11 Uhr 31 Min. Morgens.
Herbstanfang: den 22. September um 1 Uhr 45 Min. Morgens.
Wintersanfang: den 21. December um 7 Uhr 35 Min. Abends.

Von den Finsternissen.

Es begeben sich in diesem Jahre vier Verfinsterungen, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen in unsern Gegenden nur die beiden Mondfinsternisse sichtbar sein werden.

Die erste Mondfinsterniß tritt ein den 11. April Morgens, welche in Europa theilweise sowie in Africa und America sichtbar sein wird. Der Anfang der Finsterniß ist um 4 U. 39 Min. mittlerer Berliner Zeit, die Mitte der F., da der Mond am nördlichen Rande auf $2\frac{3}{10}$ Zoll verfinstert erscheint, um 5 U. 32 Min., das Ende der F. um 6 U. 25 Min.

Die zweite Mondfinsterniß tritt ein den 4. October Abends: sie wird nach ihrem ganzen Verlauf in Europa und Africa, während eines Theils desselben in Asien und Africa zu Gesicht kommen. Der Anfang der Finsterniß ist um 10 U. 33 Min., die Mitte der F., da der Mond am südlichen Rande auf $4\frac{1}{10}$ Zoll verfinstert erscheint, um 11 U. 34 Min., das Ende der F. um 12 U. 35 Min.

Die beiden andern bei uns nicht sichtbaren Finsternisse sind:
Die erste Sonnenfinsterniß den 25. April Mittags.
Die zweite Sonnenfinsterniß den 19. October Nachmittags.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die zwölf himmlischen Zeichen.

♈ Widder	♋ Krebs	♎ Waage	♑ Steinbock
♉ Stier	♌ Löwe	♏ Scorpion	♒ Wassermann
♊ Zwillinge	♍ Jungfrau	♐ Schütz	♓ Fische

Sonne und Planeten.

☉ Sonne	♃ Jupiter	
☿ Mercur	♄ Saturn	
♀ Venus	♅ Uranus	
♂ Mars	☾ Mond.	

Die Mondviertel.

● Der neue Mond
☽ Das erste Viertel
○ Der volle Mond
☾ Das letzte Viertel.

1. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Tierkr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
1. W.		Neujahr.	Ev. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	1	Neujahr	8 13	3 55	♓	8 59	☽	1 Neuj. Immanuel	1857
Mont.	2		8 13	3 56	♓	10 19	E. V.	2 Märt. d. h. Büch.	1859
Dienst.	3		8 13	3 57	♈	11 38	Nm.	3 Gordius	1860
Mittw.	4		8 13	3 58	♈	Mg.	4 36	4 Titus	1850
Donn.	5		8 12	3 59	♉	12 55		5 Simeon	1853
Freit.	6	Erschein.	8 12	4 1	♉	2 11		6 Erschein. Christi	1857
Sonn.	7	Chr.	8 12	4 2	♉	3 24		7 Widukind	1851
2. W.		1. Epiphan.	Ev. Jesus als Knabe im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.						1859
Sonnt.	8		8 11	4 3	♊	4 32		8 Severinus	1863
Mont.	9		8 11	4 5	♊	Aufg.		9 Catharina Zell	1853
Dienst.	10		8 10	4 6	♋	Ab.		10 Paulus Eins.	1853
Mittw.	11		8 9	4 8	♋	4 15	○	11 Fructuosus	1861
Donn.	12		8 9	4 9	♌	5 20	V. M.	12 Joh. Chastellain	1850
Freit.	13		8 8	4 11	♌	6 26	Ab.	13 Hilarius	1855
Sonn.	14		8 7	4 13	♌	7 31	11 53	14 Felix	1857
3. W.		2. Epiphan.	Ev. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.						1862
Sonnt.	15		8 6	4 14	♍	8 36		15 Johann Laski	1856
Mont.	16		8 5	4 16	♍	9 41		16 Georg Spalatin	1864
Dienst.	17		8 4	4 18	♎	10 45		17 Antonius	1854
Mittw.	18		8 3	4 19	♎	11 49		18 Joh. Blackader	1855
Donn.	19		8 2	4 21	♎	Mg.		19 Babylas (Isab. od. Ellsab.)	1960 1856
Freit.	20		8 1	4 22	♏	12 53	☾	20 Fabian, Sebastian	1855
Sonn.	21		8 0	4 24	♏	1 58	L. V.	21 Agnes	1851
4. W.		3. Epiphan.	Ev. Von d. Aussätz. u. Gichtbr. Matth. 8. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	22		7 59	4 26	♐	3 3	Mg.	22 Vincentius	1854
Mont.	23		7 58	4 28	♐	4 5	3 30	23 Jesaias	1859
Dienst.	24		7 56	4 30	♑	5 4		24 Timotheus	1850
Mittw.	25	Pauli Be-	7 55	4 32	♑	Untg.		25 Pauli Bekehrung	1850
Donn.	26	kehr.	7 54	4 34	♒	Ab.		26 Polycarpus	
Freit.	27		7 53	4 36	♒	5 14	●	27 Joh. Chrysost.	1861
Sonn.	28		7 51	4 37	♓	6 36	N. M.	28 Karl der Große	1851
5. W.		4. Epiphan.	Ev. Christ. stillt Wind u. Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.						
Sonnt.	29		7 50	4 39	♓	7 58	Mg.	29 Juvent. u. Max.	1861
Mont.	30		7 48	4 41	♈	9 21	10 24	30 Johann Freder	
Dienst.	31		7 46	4 42	♈	10 41		31 Hans Sachs	1859

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 8ten untere ☌☉) ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Abends um 8 U. in W. z. S. unter.
♂ geht Morg. um 4¼ U. in N. W. unter.
♃ geht Morg. um 5¼ U. in S. O. auf.
♄ geht Morg. um 1 U. in O. z. S. auf.

2. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Tierkr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Mittw.	1		7 45	4 44	♈	11 59		1 Ignatius	
Donn.	2	Mar. Rein.	7 43	4 46	♉	Mg.		2 Mariä Reinig.	1865
Freit.	3		7 41	4 48	♉	1 14	☽	3 Anschar	1850
Sonn.	4		7 40	4 50	♊	2 24	E. V.	4 Rhabanus Maur.	1851
6. W.		5. Epiphan.	Ev. Vom Unkraut unter dem Waizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.						
Sonnt.	5		7 38	4 52	♊	3 27	Mg.	5 Ph. Jac. Spener	1865
Mont.	6		7 37	4 54	♋	4 22	2 3	6 Amandus	
Dienst.	7		7 35	4 56	♋	5 8		7 Georg Wagner	
Mittw.	8		7 33	4 58	♌	Aufg.		8 Maria Andreä	1851
Donn.	9		7 31	5 0	♌	Ab.		9 Johann Hooper	1850
Freit.	10		7 29	5 2	♌	5 19	○	10 Frdr. Ch. Oetinger	1853
Sonn.	11		7 27	5 4	♍	6 24	V. M.	11 Hugo v. St. Victor	1850
7. W.		Septuagef.	Ev. Von d. Arbeit. im Weinb., Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.						
Sonnt.	12		7 25	5 6	♍	7 29	Ab.	12 Johanna Grey	1855
Mont.	13		7 23	5 7	♎	8 33	5 21	13 Chr. Fr. Schwartz	1856
Dienst.	14		7 21	5 9	♎	9 36		14 Brun v. Querfurt	1856
Mittw.	15		7 19	5 11	♎	10 40		15 Jacob vom Loh	1861
Donn.	16		7 17	5 13	♏	11 44		16 Matth. Desübas	
Freit.	17		7 15	5 15	♏	Mg.		17 Patric. Hamilton	1860
Sonn.	18		7 13	5 17	♐	12 48	☾	18 Simeon	1852
8. W.		Sexagef.	Ev. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.						
Sonnt.	19		7 11	5 19	♐	1 49	L. V.	19 Mesrob	1857
Mont.	20		7 9	5 20	♐	2 48	Ab.	20 Sabath	1858
Dienst.	21		7 7	5 22	♑	3 42	10 31	21 Mauritius	
Mittw.	22		7 5	5 24	♑	4 30		22 Didymus	1858
Donn.	23		7 3	5 26	♒	5 11		23 Bart. Ziegenbalg	1852
Freit.	24	Matthias	7 1	5 28	♒	Untg.		24 Matthias	1859
Sonn.	25		6 59	5 30	♓	Ab.	●	25 Casp. Olevianus	1861
9. W.		Estomihi.	Ev. Jesus verkünd. sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.						
Sonnt.	26		6 57	5 32	♓	6 51	N. M.	26 Berthold Haller	1853
Mont.	27		6 55	5 34	♈	8 15	Ab.	27 Martin Butzer	1858
Dienst.	28	Fastnacht	6 53	5 35	♈	9 38	8 56	28 J. de Monte Corv.	1855

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtbar vom 7ten an, geht Morg. nach 6½ U. in S. O. z. O. auf.
♀ geht Abends um 9¾ U. in W. z. N. unter.
♂ geht Morg. um 3¼ U. in N. W. unter.
♃ geht Morg. um 4 U. in S. O. auf.
♄ geht Abends um 11 U. in O. z. S. auf.

3. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Mond- Lauf	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Mittw.	1		6 50	5 37	♌	10 57		1 Suidbert	1858
Donn.	2		6 48	5 39	♌	Mg.		2 Johann Wesley	1853
Freit.	3	Bußtag in S. Meiningen.	6 46	5 41	♊	12 11		3 Balthilde	1859
Sonn.	4		6 44	5 43	♊	1 18	☽	4 Georg Wishart	1851
10. W.		Invocav.	Ev. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2 Cor. 6.						1858
Sonnt.	5	Bußt. in Baiern u. Württ.	6 41	5 45	♋	2 17	E. V.	5 Thomas v. Aquino	1850
Mont.	6		6 39	5 47	♋	3 6	Nm.	6 Fridolin	1854
Dienst.	7		6 36	5 49	♋	3 47	1 12	7 Perpet. u. Felic.	1858
Mittw.	8		6 34	5 50	♌	4 21		8 Zachar. Ursinus	1863
Donn.	9		6 31	5 52	♌	4 50		9 Cyrill. u. Method.	
Freit.	10	Bußt. in M.-Schwerin	6 29	5 54	♍	Aufg.		10 40 Märtyrer	1860
Sonn.	11		6 27	5 56	♍	Ab.		11 Wilhelm Hoseus	
11. W.		Reminisc.	Ev. Vom Canan. Weibe, Matth. 15. Ep. 1 Thess. 4.						
Sonnt.	12		6 25	5 57	♍	6 23	○	12 Gregor d. Große	
Mont.	13		6 22	5 59	♎	7 27	V. M.	13 Rudericus	
Dienst.	14		6 20	6 1	♎	8 31	Mg.	14 Mathilde	1854
Mittw.	15		6 18	6 3	♏	9 35	11 35	15 Thomas Cranmer	1850
Donn.	16		6 16	6 4	♏	10 38		16 Heribert	1852
Freit.	17	Bußt. im Kön. Sachsen.	6 13	6 6	♏	11 39		17 Patricius	1854
Sonn.	18		6 11	6 8	♐	Mg.		18 Alexander	1853
12. W.		Oculi.	Ev. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	19		6 8	6 10	♐	12 38		19 Maria u. Martha	1851
Mont.	20		6 6	6 11	♑	1 32	☾	20 Ambros. v. Siena	1863
Dienst.	21		6 3	6 13	♑	2 21	L. V.	21 Benedictus	1854
Mittw.	22		6 1	6 15	♒	3 4	Nm.	22 Nicolaus v. d. Flüe	1851
Donn.	23		5 59	6 16	♒	3 41	1 30	23 Wolfg. F. z. Anh.	1862
Freit.	24		5 57	6 18	♓	4 13		24 Florentius	1855
Sonn.	25		5 54	6 20	♓	Untg.		25 Mariä Verkünd.	1856
13. W.		Lätare.	Ev. Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	26		5 52	6 22	♈	Ab.		26 Liudger	1852
Mont.	27		5 49	6 23	♈	7 6	●	27 Rupertus	
Dienst.	28		5 47	6 25	♉	8 29	N. M.	28 Joh. v. Goch	1853
Mittw.	29		5 44	6 27	♉	9 49	Mg.	29 Eustasius	
Donn.	30		5 42	6 29	♊	11 2	6 22	30 Joh. Heermann	1864
Freit.	31		5 40	6 30	♊	Mg.		31 Ernst der Fromme	1850

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 18ten obere ☌☉) sichtbar gegen Ende des Monats, wo er Abends um 7¾ U. in W. N. W. untergeht.

♀ geht Abends um 10¾ U. in N. W. z. W. unter und erscheint am 16ten im größten Glanz.

♂ geht Morg. um 2½ U. in N. W. unter.

♃ geht Morg. um 2¼ U. in S. O. auf.

♄ geht Abends um 9 U. in O. z. S. auf.

4. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Aufg. u. M.	Sonnen- Untg. u. M.	Stand	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Sonn.	1		5 38	6 32	♊	12 6		1 Fritigil	1853
14. W.		Judica. Ev. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.							
Sonnt.	2		5 35	6 34	♋	1 1		2 Theodosia	1856
Mont.	3		5 33	6 36	♋	1 46	☽	3 Gerh. Terſteegen	1854
Dienſt.	4		5 30	6 38	♌	2 22	E. V.	4 Ambroſius	1856
Mittw.	5		5 28	6 39	♌	2 53	Mg.	5 Chriſt. Scriver	1865
Donn.	6		5 25	6 41	♍	3 19	2 13	6 Albrecht Dürer	1856
Freit.	7	Bußt. i. S.-Coburg	5 23	6 43	♍	3 43		7 Olaus Peterſon	
Sonn.	8		5 21	6 45	♍	4 4		8 Mart. Chemnitz	1862
15. W.		Palmarum. Ev. Von Chr. Einzug in Jeruſ., Matth. 21. Ep. phil. 2.							1863
Sonnt.	9	Bußt. in Heſſ.-Darmſtadt	5 18	6 46	♎	Aufg.		9 Thomas v. Weſten	1853
Mont.	10		5 16	6 48	♎	Ab.		10 Fulbert	1861
Dienſt.	11		5 14	6 50	♏	7 26	○	11 Leo der Große	1860
Mittw.	12		5 12	6 52	♏	8 30	V. M.	12 Sabas	1858
Donn.	13	Gr. donn.	5 9	6 53	♏	9 32	Mg.	13 Juſtin d. Märtyr.	1852
Freit.	14	Charfreit.	5 7	6 55	♐	10 32	5 21	14 Johann Eccart	1854
Sonn.	15	Bußt.*)	5 5	6 57	♐	11 28		15 Simon Dach	1859
16. W.		Oſterfeſt. Ev. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1 Cor. 5.							1863
Sonnt.	16	Oſterſonnt.	5 3	6 59	♑	Mg		16 Petrus Waldus	1851
Mont.	17	Oſtermont.	5 0	7 0	♑	12 18		17 Mappalicus	1864
Dienſt.	18		4 58	7 2	♑	1 1		18 Luther z. Worms	1860
Mittw.	19		4 56	7 4	♒	1 39	☾	19 Ph. Melanchthon	1851
Donn.	20		4 54	7 6	♒	2 12	L. V.	20 Joh. Bugenhagen	1853
Freit.	21		4 52	7 7	♓	2 42	Nachts	21 Anſ. v. Canterbury	1854
Sonn.	22		4 50	7 9	♓	3 9	12 14	22 Origenes	1859
17. W.		Quaſimod. Ev. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1 Joh. 5.							
Sonnt.	23		4 48	7 11	♈	Untg.		23 (Georg / Adalbert von Prag	1860 / 1856
Mont.	24		4 46	7 13	♈	Ab.		24 Wilfrid	1865
Dienſt.	25	Marcus	4 44	7 14	♉	7 19	●	25 Marcus	1850
Mittw.	26		4 41	7 16	♉	8 37	N. M.	26 Trudpert	1857
Donn.	27		4 39	7 18	♊	9 47	Nm.	27 Otto Catelin	
Freit.	28		4 37	7 19	♊	10 48	3 7	28 Fried. Myconius	1861
Sonn.	29		4 35	7 21	♋	11 39		29 Ludw. v. Berquin	1862
18. W.		Miſer. Dom. Ev. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1 Petr. 2.							
Sonnt.	30		4 33	7 22	♋	Mg.		30 Georg Calixt	1851

*) in Mecklenburg-Schwerin, Hannover, S.-Weimar, S.-Gotha, Naſſau.

Planeten-Erſcheinung.

☿ geht Abends um 9 U. in N. W. z. W. unter.
♀ geht Abends um 10½ U. in N. W. unter.
♂ geht Morg. um 1½ U. in N. W. unter.
♃ geht Nachts um 12½ U. in S. O. auf.
♄ iſt die ganze Nacht ſichtbar, da er am 17ten in ☌☉ kommt: alsdann erſcheint er um Mitternacht im größten Glanz.

5. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Mond- Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Mont.	1	Ph. Jacob.	4 31	7 24	♌	12 21		1 (Philippus Jacobus	1859 1862
Dienst.	2		4 29	7 26	♌	12 55	☽	2 Athanas. d. Gr.	1859
Mittw.	3		4 27	7 27	♌	1 23	E. V.	3 Monica	1852
Donn.	4		4 25	7 29	♍	1 47	Nm.	4 Florian	
Freit.	5		4 23	7 31	♍	2 9	4 58	5 Friedrich d. Weise	1854
Sonn.	6		4 21	7 33	♎	2 30		6 Joh. v. Damasc.	1862
19. W.		Jubilate.			Ev. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1 Petr. 2.				
Sonnt.	7		4 19	7 34	♎	2 52		7 (Flavia Domitilla Otto I. der Große	1853 1852
Mont.	8		4 18	7 36	♎	3 14		8 Stanislaus	
Dienst.	9		4 16	7 38	♏	Aufg.		9 Gregor von Naz.	1852
Mittw.	10	Bußt. i. Preuß.	4 14	7 39	♏	Ab.	○	10 Johann Heuglin	1858
Donn.	11	u. A.-Dessau	4 12	7 41	♐	8 26	V. M.	11 Johann Arndt	1850
Freit.	12	Bußt. in Holstein	4 11	7 42	♐	9 24	Ab.	12 Meletius der Gr.	
Sonn.	13		4 9	7 44	♐	10 16	9 17	13 Servatius	
20. W.		Cantate.			Ev. Von Chr. Hingang zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	14		4 7	7 46	♑	11 2		14 Pachomius	1856
Mont.	15		4 6	7 47	♑	11 41		15 Moses	1852
Dienst.	16		4 4	7 49	♒	Mg.		16 5 Märt. v. Lauf.	1860
Mittw.	17		4 3	7 51	♒	12 15		17 Joachim v. Floris	1855
Donn.	18		4 1	7 52	♓	12 45	☾	18 80 Märt. unt. Val.	1851
Freit.	19		4 0	7 54	♓	1 12	L. V.	19 Alcuinus	1852
Sonn.	20		3 58	7 55	♈	1 39	Mg.	20 Val. Herberger	1862
21. W.		Rogate.			Ev. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	21		3 57	7 56	♈	2 5	7 33	21 Constant. u. Hel.	
Mont.	22		3 56	7 57	♉	2 34		22 Castus u. Aemil.	
Dienst.	23		3 55	7 59	♉	Untg.		23 Hieron. Savonar.	1853
Mittw.	24		3 53	8 0	♊	Ab.	●	24 Ag. Cazalla u. G.	1858
Donn.	25	Himmelf.	3 52	8 2	♊	8 31	N. M.	25 August. v. Cant.	
Freit.	26		3 51	8 3	♋	9 28	Ab.	26 Beda d. Ehrwrd.	
Sonn.	27		3 50	8 5	♋	10 15	11 43	27 Joh. Calvin	1853
22. W.		Exaudi.			Ev. Von d. Verheiß. d. h. Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.				
Sonnt.	28		3 49	8 6	♋	10 53		28 Lanfranc	1864
Mont.	29		3 48	8 7	♌	11 24		29 Wilhelm Penn	
Dienst.	30		3 47	8 8	♌	11 51		30 Hieron. v. Prag	1863
Mittw.	31		3 46	8 10	♍	Mg.		31 Joachim Neander	1852

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 3ten untere ☌☉) ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♀ geht zu Anfang des Mon. Abends um 9 U. in N. W. unter, ist dann unsichtbar (am 8ten untere ☌☉), und erscheint gegen Ende des Mon. als Morgenstern, wo sie um 2¾ U. in O. N. O. aufgeht.

♂ geht Nachts um 12¼ U. in N. W. unter.

♃ geht Abends um 10½ U. in S. O. auf.

♄ geht Morg. um 3¼ U. in W. z. S. unter.

6. Mon.	Sonn.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Mond- Sonn.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im B.
Donn.	1		3 45	8 11	♍	12 14	☽	1 J. Frdr. Oberlin	
Freit.	2		3 44	8 12	♍	12 36	E. V.	2 Pothin. u. Bland.	1852
Sonn.	3		3 43	8 13	♎	12 57	Mg.	3 Klotilde	1858
23. W.	Pfingstfest.		Ev. Von d. Sendung d. h. Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.						
Sonnt.	4	Pfingstf.	3 42	8 14	♎	1 18	9 15	4 Quirinus	
Mont.	5	Pfingstm.	3 42	8 15	♏	1 41		5 Bonifacius	1856
Dienst.	6		3 41	8 16	♏	2 7		6 Norbert 1851.	1852
Mittw.	7		3 40	8 17	♐	2 37		7 Paul Gerhard	
Donn.	8		3 40	8 17	♐	Aufg.		8 A. H. Francke	1851
Freit.	9		3 39	8 18	♐	Ab.	○	9 Columba	1861
Sonn.	10		3 39	8 19	♑	9 0	V. M.	10 Fr. 1. Barbarossa	1854
24. W.	Trinitatis.		Ev. Von Chr. Gespr. mit Nicod., Joh. 3. Ep. Röm. 11.						1859
Sonnt.	11		3 39	8 20	♑	9 43	Mg.	11 Barnabas	1858
Mont.	12	Bettag vor der	3 39	8 20	♒	10 19	10 35	12 Renata v. Ferrara	1857
Dienst.	13	Erndte in	3 38	8 21	♒	10 50		13 Isaac le Febvre	1856
Mittw.	14	Braunschw.	3 38	8 22	♓	11 18		14 Basilius der Gr.	
Donn.	15		3 38	8 22	♓	11 44		15 Wilh. Wilberforce	1854
Freit.	16		3 38	8 23	♈	Mg.	☾	16 Benno	
Sonn.	17		3 38	8 23	♈	12 10	L. V.	17 Johann Tauler	1853
25. W.	1. Trinitat.		Ev. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.						
Sonnt.	18		3 38	8 24	♉	12 37	Mitt.	18 Pampbilus	1855
Mont.	19		3 38	8 24	♉	1 7	12 47	19 Nic. Conc. Paphnutius	1865
Dienst.	20		3 38	8 25	♉	1 41		20 27 Märt. in Prag	1855
Mittw.	21		3 38	8 25	♊	2 22		21 Matth. Claudius	1865
Donn.	22		3 38	8 25	♊	Untg.		22 Gottschalk	1856
Freit.	23		3 38	8 25	♋	Ab.	●	23 Gottfr. Arnold	
Sonn.	24	Joh. d. T.	3 39	8 25	♋	8 49	N. M.	24 Johannes d. T.	1851
26. W.	2. Trinitat.		Ev. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1 Joh. 3.						
Sonnt.	25		3 40	8 25	♌	9 24	Mg.	25 Augsb. Cnf. Uebg.	1851
Mont.	26		3 40	8 25	♌	9 53	8 51	26 Joh. Val. Andreä	1851
Dienst.	27		3 41	8 25	♍	10 18		27 Sieben Schläfer	1856
Mittw.	28		3 41	8 24	♍	10 40		28 Irenäus	1855
Donn.	29	Petr. Paul	3 42	8 24	♍	11 2		29 (Petrus / Paulus	1859 / 1850
Freit.	30		3 42	8 24	♎	11 23		30 Raymund Lullus	

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♀ geht Morg. um 2 U. in O. N. O. auf und hat am 27sten den größten Glanz.

♂ geht Abends um 11¼ U. in N. W. z. W. unter.

♃ ist die ganze Nacht sichtbar, da er am 15ten in ☌☉ kommt, und erscheint alsdann um Mitternacht im größten Glanz.

♄ geht Morg. um 1¼ U. in W. z. S. unter.

7. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Sonn.	1		3 43	8 23	♑	11 45	☽	1 H. Voes u. J. Esch	1858
27. W.	3. Trinitat.		Ev. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1 Petr. 5.						
Sonnt.	2	Mariä Hmf.	3 44	8 23	♏	Mg.	E. V.	2 Mariä Heimf.	
Mont.	3		3 45	8 23	♏	12 10	Mg.	3 (Otto Bisch. v. Bamb. (Aonius Palearius)	1852 1857
Dienst.	4		3 45	8 23	♏	12 38	2 34	4 Ulrich	1850
Mittw.	5		3 46	8 22	♐	1 11		5 J. Oldc. L. Cobh.	1861
Donn.	6		3 47	8 22	♐	1 51		6 Johann Huß	1858
Freit.	7		3 47	8 21	♑	2 39		7 Willibald	
Sonn.	8		3 48	8 20	♑	Aufg.	○	8 Kilian	1854
28. W.	4. Trinitat.		Ev. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	9		3 49	8 20	♒	Ab.	V. M.	9 Ephr. d. Syrer	
Mont.	10		3 50	8 19	♒	8 53	Ab.	10 (Knud Wilhelm v. Or.	1862
Dienst.	11		3 51	8 18	♓	9 23	9 21	11 Placidus	1859
Mittw.	12		3 53	8 17	♓	9 50		12 Heinrich II.	1858
Donn.	13		3 54	8 16	♓	10 16		13 Eugenius	1865
Freit.	14		3 55	8 15	♈	10 43		14 Bonaventura	
Sonn.	15		3 56	8 14	♈	11 12	☾	15 (Answer Jerusal. Erob. (1099)	1863 1857
29. W.	5. Trinitat.		Ev. Von Petri reichem Fischzuge, Luc. 5. Ep. 1 Petr. 3.						
Sonnt.	16		3 57	8 13	♉	11 44	L. V.	16 Anna Askew	
Mont.	17		3 59	8 12	♉	Mg.	Ab.	17 Sper. u. f. 11 Gef.	1854
Dienst.	18		4 0	8 11	♊	12 21	5 20	18 Arnulf	
Mittw.	19		4 1	8 10	♊	1 6		19 Luise Henriette	1850
Donn.	20		4 3	8 8	♋	1 57		20 Richard le Feure	
Freit.	21		4 4	8 7	♋	2 56		21 Ebh. v. Württemb.	1853
Sonn.	22	Bußt. u. Bet-	4 5	8 6	♌	Untg.	●	22 Mar. Magdalena	1858
30. W.	6. Trinitat.		Ev. Von d. Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	23	tag vor der	4 7	8 4	♌	Ab.	N. M.	23 Gottf. v. Hamelle	1859
Mont.	24	Erndte in M.-Schwer.	4 8	8 3	♌	8 21	Ab.	24 Thom. v. Kempen	1863
Dienst.	25		4 10	8 2	♍	8 45	7 23	25 Jacobus	1857
Mittw.	26		4 11	8 0	♍	9 7		26 Christophorus	1855
Donn.	27		4 13	7 59	♎	9 28		27 Raym. Palmarius	1853
Freit.	28		4 14	7 57	♎	9 50		28 Joh. Seb. Bach	1861
Sonn.	29		4 16	7 56	♎	10 13		29 Olaus der Heilige	1852
31. W.	7. Trinitat.		Ev. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	30		4 17	7 54	♏	10 39	☽	30 Johann Wessel	
Mont.	31		4 19	7 52	♏	11 9	E. V. Ab. 8 3	31 Joh. Casp. Schade	1853

☿ (am 1sten obere ☌☉) ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 1 U. in N. O. z. O. auf.
♂ sichtbar noch zu Anfang des Mon., wo er Abends um 10¼ U. in W. N. W. untergeht.
♃ geht Morg. um 1¾ U. in S. W. unter.
♄ geht Abends um 11½ U. in W. z. S. unter.

8. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Dienst.	1		4 20	7 51	♐	11 46		1 Maccabäer	1857
Mittw.	2		4 22	7 49	♐	Mg.		2 Märt. unter Nero	1854
Donn.	3		4 24	7 47	♐	12 29		3 Wilhelm Thorp	1864
Freit.	4		4 25	7 46	♑	1 22		4 Leonhard Käser	1865
Sonn.	5		4 27	7 44	♑	2 24		5 Evg. Salzburger	1859
32. W.		8. Trinitat.	Ev. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	6	Verkl. Chr.	4 28	7 42	♒	Aufg.		6 Verklär. Christi	1859
Mont.	7		4 30	7 40	♒	Ab.	○	7 Nonna	1851
Dienst.	8		4 32	7 38	♓	7 53	V. M.	8 Hormisdas	1858
Mittw.	9		4 33	7 36	♓	8 20	Mg.	9 Numidicus	1864
Donn.	10		4 35	7 34	♈	8 48	6 23	10 (Jerusal. Erober. (70) Laurentius	1851 1850
Freit.	11		4 36	7 32	♈	9 16		11 Greg. v. Utrecht	
Sonn.	12		4 38	7 30	♉	9 48		12 Anselm v. Havelb.	1854
33. W.		9. Trinitat.	Ev. Vom unger. Haushalter, Luc. 16. Ep. 1 Cor. 10.						
Sonnt.	13		4 40	7 28	♉	10 24	☾	13 N. L. Gr. v. Zinzd.	1860
Mont.	14		4 41	7 26	♊	11 6	L. V.	14 Jacob Guthrie	1852
Dienst.	15		4 43	7 24	♊	11 55	Ab.	15 Maria	1860
Mittw.	16		4 45	7 22	♋	Mg.	10 36	16 Joh. d. Beständige	1855
Donn.	17		4 46	7 20	♋	12 50		17 Johañ Gerhard	
Freit.	18		4 48	7 18	♋	1 51		18 Hugo Grotius	
Sonn.	19		4 50	7 16	♌	2 55		19 Sebaldus	1865
34. W.		10. Trinitat.	Ev. Von d. Zerstör. Jerus., Luc. 19. Ep. 1 Cor. 12.						
Sonnt.	20		4 51	7 14	♌	Untg.		20 Bernhard	1853
Mont.	21		4 53	7 12	♍	Ab.	●	21 Miss. d. ev. Br. un.	
Dienst.	22		4 55	7 10	♍	7 11	N. M.	22 Symphorianus	
Mittw.	23		4 56	7 7	♎	7 33	Mg.	23 Caspar v. Coligny	1857
Donn.	24	Bartholomäus	4 58	7 5	♎	7 55	8 9	24 Bartholomäus	1858
Freit.	25		5 0	7 3	♎	8 18		25 Ludwig d. Heilige	
Sonn.	26		5 1	7 1	♏	8 43		26 Ulphila	1857
35. W.		11. Trinitat.	Ev. Vom Pharisäer u. Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.						
Sonnt.	27		5 3	6 58	♏	9 11		27 Jovinianus	1858
Mont.	28		5 5	6 56	♏	9 44		28 Augustinus	1864
Dienst.	29	J. d. T. Enth.	5 7	6 54	♐	10 24	☽	29 Johañ. d. T. Enth.	1864
Mittw.	30		5 8	6 52	♐	11 11	E. V.	30 Claud. v. Turin	
Donn.	31		5 10	6 50	♑	Mg.	Mitt. 12 40	31 Aidan	1862

Planeten-Erscheinung.

☿ und ♂ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 1 U. in N. O. z. O. auf.
♃ geht Abends um 11½ U. in S. W. unter.
♄ geht Abends um 9½ U. in W. z. S. unter.

9. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Freit.	1		5 11	6 47	♑	12 7		1 Hanna	1853
Sonn.	2		5 13	6 45	♒	1 11		2 Mamas	1860
36. W.		12. Trinitat.	Ev. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.						
Sonnt.	3		5 15	6 43	♒	2 23		3 Hildegard	1852
Mont.	4		5 16	6 40	♓	Aufg.		4 Ida	
Dienst.	5		5 18	6 38	♓	Ab.	○	5 Johann Mollio	1865
Mittw.	6		5 20	6 36	♈	6 48	V. M.	6 Matthias Weibel	1854
Donn.	7		5 21	6 33	♈	7 17	Nm.	7 Lazar. Spengler	1860
Freit.	8		5 23	6 31	♉	7 49	2 46	8 Corbinian	
Sonn.	9		5 25	6 29	♉	8 24		9 Ludw. Paschali	
37. W.		13. Trinitat.	Ev. Vom Samariter u. Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	10		5 26	6 26	♊	9 5		10 Paul Speratus	1863
Mont.	11		5 28	6 24	♊	9 52		11 Johann Brenz	1850
Dienst.	12		5 30	6 22	♊	10 46	☾	12 Dion. Peloquin	
Mittw.	13		5 31	6 19	♋	11 46	L. V.	13 Wilhelm Farel	1859
Donn.	14		5 33	6 17	♋	Mg.	Mg.	14 (Cyprianus 1853 / (Dante) 1865	
Freit.	15		5 35	6 15	♌	12 49	5 51	15 Arg. v. Grumb.	1861
Sonn.	16		5 37	6 12	♌	1 54		16 Euphemia	1862
38. W.		14. Trinitat.	Ev. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	17	Bußtag in der	5 38	6 10	♍	2 59		17 Lambert	1850
Mont.	18	Schweiz	5 40	6 7	♍	4 4		18 A. G. Spangenbg.	1855
Dienst.	19	lenburg	5 41	6 5	♍	Aufg.	●	19 Thom. v. St. Paul	
Mittw.	20	Bußt. in Lau-	5 43	6 3	♎	Ab.	N. M.	20 Magdal. Luther	1861
Donn.	21	Matthäus	5 45	6 0	♎	6 23	Ab.	21 Matthäus	1850
Freit.	22		5 46	5 58	♏	6 47	11 39	22 Emmeram	
Sonn.	23		5 48	5 55	♏	7 14		23 5 Märt. v. Genf	1862
39. W.		15. Trinitat.	Ev. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	24		5 50	5 53	♏	7 45		24 Joh. Jac. Moser	1852
Mont.	25		5 51	5 51	♐	8 22		25 (Augsb. Rel.friede / P. Rabaut	1851
Dienst.	26		5 53	5 48	♐	9 5		26 Lioba	1855
Mittw.	27		5 55	5 46	♑	9 56		27 Philip. Graveron	1850
Donn.	28		5 56	5 44	♑	10 55	☽	28 P. Flyst. u. A. Clar.	1851
Freit.	29	Michaelis*)	5 58	5 41	♑	Mg.	E. V.	29 Michaelis	1858
Sonn.	30		6 0	5 39	♒	12 1	M. 3. 40	30 Hieronymus	1858

*) Erndtefest in der Stadt Braunschweig.

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 7ten untere ☌☉) sichtbar in der zweiten Hälfte des Monats, wo er Morg. nach 4 U. in O. z. N. aufgeht.
♀ geht Morg. um 2 U. in N. O. z. O. auf.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ geht Abends um 9¼ U. in S. W. unter.
♄ geht Abends um 7½ U. in W. z. S. unter.

10. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
40. W.	16. Trinitat.		Ev. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.						
Sonnt.	1	Erndtefest *)	6 1	5 37	♒	1 13		1 Remigius	1857
Mont.	2		6 3	5 34	♓	2 30		2 Leodegar	
Dienst.	3		6 5	5 32	♓	Aufg.		3 Die beid. Ewalde	
Mittw.	4		6 7	5 30	♈	Ab.	○	4 Franciscus	1863
Donn.	5		6 9	5 27	♈	5 45	E. M.	5 Petr. Carnesecchi	
Freit.	6		6 10	5 25	♉	6 19	Ab.	6 Heinrich Albert	1861
Sonn.	7		6 12	5 23	♉	6 59	11 25	7 Theodor Beza	1865
41. W.	17. Trinitat.		Ev. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.						
Sonnt.	8		6 14	5 20	♊	7 45		8 Rob. Grosthead	
Mont.	9		6 15	5 18	♊	8 39		9 Dionysius Areop.	1855
Dienst.	10		6 17	5 16	♋	9 38		10 Justus Jonas	1858
Mittw.	11		6 19	5 13	♋	10 41	☾	11 Ulrich Zwingli	1850
Donn.	12		6 21	5 11	♌	11 46	L. V.	12 Heinr. Bullinger	1852
Freit.	13		6 22	5 9	♌	Mg.	Nm.	13 Elisabeth Frey	1850
Sonn.	14		6 24	5 7	♍	12 52	4 16	14 Nicolaus Ridley	
42. W.	18. Trinitat.		Ev. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1 Cor. 1.						
Sonnt.	15		6 26	5 5	♍	1 57		15 Aurelia	1854
Mont.	16		6 28	5 2	♍	3 1		16 Gallus	1850
Dienst.	17		6 30	5 0	♎	4 5		17 Aufh. d. Ed. v. Nant.	1865
Mittw.	18	Lucas Bußt.	6 31	4 58	♎	Untg.		18 Lucas	1851
Donn.	19	in Hannover	6 33	4 56	♎	Ab.	●	19 Christ. Schmid	
Freit.	20		6 35	4 54	♏	5 17	N. M.	20 F. L. v. Avignon	
Sonn.	21		6 37	4 51	♏	5 47	Ab.	21 Hilarion	1855
43. W.	19. Trinitat.		Ev. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.						
Sonnt.	22		6 39	4 49	♐	6 22	5 21	22 Hedwig	1858
Mont.	23		6 40	4 47	♐	7 2		23 Heinrich Marthn	1855
Dienst.	24		6 42	4 45	♐	7 50		24 Arethas / Westfäl. Friede	1862 / 1858
Mittw.	25		6 44	4 43	♑	8 45		25 Johann Heß	1865
Donn.	26		6 46	4 41	♑	9 47		26 Fr. III. v. d. Pfalz	1862
Freit.	27		6 48	4 39	♒	10 55	☽	27 Frumentius	1854
Sonn.	28	Sim., Juda	6 49	4 37	♒	Mg.	E. V.	28 Simon, Juda	1863
44. W.	20. Trinitat.		Ev. Vom hochzeitl. Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	29		6 51	4 35	♓	12 7	Nm.	29 Alfred d. Große	
Mont.	30	Reformatf.	6 53	4 33	♓	1 23	4 43	30 Jacob Sturm	1855
Dienst.	31	Luthers Thes.,	6 55	4 31	♈	2 42		31 Reformationsf.	1859

*) in Preußen, Baiern, Hannover und auf dem Lande in Braunschweig.

☿ sichtbar zu Anfang des Mon., wo er Morg. nach 4½ U. in O. z. N. aufgeht (am 21sten obere ☌☉).

♀ geht Morg. um 3¼ U. in O. z. N. auf.

♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♃ geht Abends um 7¼ U. in S. W. unter.

♄ ist in diesem Monat nicht sichtbar, da er am 26sten in ☌☉ kommt.

11. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Mond-	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Mittw.	1	Bußt. in Kurhessen	6 57	4 29	♈	Aufg.		1 Aller Heiligen	
Donn.	2		6 59	4 27	♉	Ab.		2 Victorinus	
Freit.	3		7 1	4 25	♉	4 48	○	3 Pirmin	1861
Sonn.	4		7 3	4 24	♊	5 32	V. M.	4 Joh. Albr. Bengel	1851
45. W.		21. Trinitat.	Ev. Von des Königschen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.						
Sonnt.	5		7 4	4 22	♊	6 24	Mg.	5 Hans Egede	
Mont.	6		7 6	4 20	♋	7 22	8 57	6 Gustav Adolf	
Dienst.	7	[schweig	7 8	4 18	♋	8 26		7 Willibrord	1861
Mittw.	8	Bußt. i. Braun-	7 10	4 17	♌	9 33	•	8 Willehad	1863
Donn.	9	Bußt. i. Hamburg	7 12	4 15	♌	10 40		9 Joh. v. Staupitz	1850
Freit.	10		7 13	4 13	♌	11 47	☾	10 Martin Luther	1850
Sonn.	11		7 15	4 12	♍	Mg.	L. V.	11 Martin Bisch.	1862
46. W.		22. Trinitat.	Ev. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.						
Sonnt.	12	Erndtefest in	7 17	4 10	♍	12 52	Mg.	12 Livinus	
Mont.	13	Baden	7 19	4 9	♎	1 56	6 39	13 Arcadius	1864
Dienst.	14		7 21	4 7	♎	3 0		14 Pet. Mrt. Vermili	1853
Mittw.	15		7 22	4 6	♎	4 3		15 Johann Kepler	1850
Donn.	16		7 24	4 4	♏	Untg.		16 Casp. Creuziger	1854
Freit.	17		7 26	4 3	♏	Ab.		17 Bernward	1852
Sonn.	18		7 28	4 2	♐	4 22	●	18 Greg. d. Erleucht.	1856
47. W.		23. Trinitat.	Ev. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.						
Sonnt.	19		7 30	4 0	♐	5 1	M. M.	19 Elisabeth	
Mont.	20		7 31	3 59	♐	5 47	Mg.	20 Johañ Williams	
Dienst.	21		7 33	3 58	♑	6 40	11 54	21 Columbanus	1856
Mittw.	22		7 35	3 57	♑	7 39		22 Joh. Oecolampad.	1851
Donn.	23		7 36	3 56	♒	8 44		23 Clemens v. Rom	1852
Freit.	24	Bußt. im K.	7 38	3 54	♒	9 54		24 Johann Knox	1860
Sonn.	25	Sachsen	7 40	3 53	♓	11 7		25 Catharina	1865
48. W.		24. Trinitat.	Ev. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.						
Sonnt.	26	Bußt. in Ba-	7 41	3 52	♓	Mg.	☽	26 Conrad	1850
Mont.	27	den	7 43	3 51	♈	12 22	E. V.	27 Margar. Blaarer	1852
Dienst.	28		7 45	3 51	♈	1 39	Mg.	28 Alexand. Rousel	
Mittw.	29		7 46	3 50	♈	2 58	3 53	29 Saturninus	
Donn.	30	Andr. Dank-	7 48	3 49	♉	Aufg.		30 Andreas	1856

u. Bettag in den Verein. St. von Nordamerika.

Planeten-Erscheinung.

☿ und ♂ sind in diesem Monat nicht sichtbar (am 11ten ♂☌☉).
♀ geht Morg. um 5 U. in O. z. S. auf.
♃ geht Abends um 6¼ U. in S. W. unter.
♄ geht Morg. um 5¼ U. in O. S. O. auf.

12. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Freit.	1	Bußt. in M.-	7 49	3 48	♐	Ab.		1 Eligius	1855
Sonn.	2	Schwerin u. S.-Meining.	7 51	3 48	♊	4 6	○	2 Joh. Ruysbroek	
49. W.	1. Advent.							Ev. Von Christi Einz. in Jerus., Matth. 21. Ep. Röm. 13.	
Sonnt.	3	Bußt. der Ref.	7 52	3 47	♊	5 2	V. M.	3 Gerhard Groot	1854
Mont.	4	in Oesterreich	7 53	3 46	♋	6 4	Ab.	4 Gerh. v. Zütphen	1863
Dienst.	5		7 55	3 46	♋	7 12	7 38	5 Crispina	
Mittw.	6		7 56	3 45	♌	8 21		6 Nicolaus	1863
Donn.	7		7 57	3 45	♌	9 30		7 (Paulus Odontius)	1864
								(Phil. Frdr. Hiller	1853
Freit.	8	Bußtag *)	7 59	3 45	♍	10 37		8 Martin Rinkard	1863
Sonn.	9		8 0	3 45	♍	11 44		9 Benj. Schmolck	
50. W.	2. Advent.							Ev. Von d. Zeichen d. jüngst. Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.	
Sonnt.	10		8 1	3 44	♍	Mg.	☾	10 Paul Eber	1851
Mont.	11		8 2	3 44	♎	12 48	L. V.	11 Heinr. v. Zütphen	1852
Dienst.	12		8 3	3 44	♎	1 52	Mg.	12 Vicelin	1860
Mittw.	13		8 4	3 44	♏	2 55	1 7	13 (Odilia	1853
								(Berthold	1853
Donn.	14		8 5	3 44	♏	3 57		14 Dioscurus	1856
Freit.	15		8 6	3 44	♏	5 0		15 Christiana	1851
Sonn.	16		8 7	3 44	♐	Untg.		16 Adelheid	1852
51. W.	3. Advent.							Ev. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1 Cor. 4.	
Sonnt.	17		8 8	3 45	♐	Ab.		17 Sturm	1864
Mont.	18		8 8	3 45	♑	4 33	●	18 Veit L. b. Seckend.	1852
Dienst.	19	[u. Lauenb.	8 9	3 45	♑	5 31	N. M.	19 Clemens v. Alex.	1856
Mittw.	20	Bußt. i. Hann.	8 10	3 46	♒	6 35	Mg.	20 Abraham	1857
Donn.	21	Thomas	8 10	3 46	♒	7 44	5 39	21 Thomas	1857
Freit.	22		8 11	3 46	♒	8 56		22 Hugo M'Rail	1853
Sonn.	23		8 12	3 47	♓	10 10		23 Anna dü Bourg	1851
52. W.	4. Advent.							Ev. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.	
Sonnt.	24	Heil. Abend	8 12	3 48	♓	11 25		24 Heilige Abend	
Mont.	25	Christtag	8 12	3 48	♈	Mg.	☽	25 Christtag	1856
Dienst.	26	Stephanus	8 13	3 49	♈	12 42	E. V.	26 Stephanus	1851
Mittw.	27	Johannes	8 13	3 50	♉	1 59	Nm.	27 Johannes	1855
Donn.	28		8 13	3 51	♉	3 16	1 25	28 Unschuld. Kinder	1854
Freit.	29		8 13	3 52	♊	4 32		29 David	1857
Sonn.	30		8 13	3 52	♊	Aufg.		30 Christ. v. Württb.	1850
53. W.	Sonnt. n. Chr. Geb.							Ev. Von Simeon u. Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.	
Sonnt.	31		8 13	3 53	♋	Ab.		31 Joh. Wiclif	1854

*) in S.-Weimar, S.-Gotha, S.-Coburg und der Luth. in Oesterreich.

☿ (am 23sten untere ☌☉) sichtbar gegen Ende des Mon., wo er Morg. um 6¾ U. in S.O. z. O. aufgeht.
♀ geht Morg. um 6½ U. in S.O. z. O. auf.
♂ und ♃ sind in diesem Monat nicht sichtbar (am 1. Jan. ♃☌☉).
♄ geht Morg. um 4 U. in O.S.O. auf.

Erklärung des Kalenders.

Der vorstehende Kalender enthält, wie es sonst herkömmlich ist, einen chronologischen, einen kirchlichen und einen astronomischen Bestandtheil.*)

Jedem Monat nehmlich ist eine Seite gewidmet. Die erste Rubrik nebst der ersten Reihe der zweiten giebt Wochentag und Datum; die andere Reihe der zweiten Rubrik enthält die in den deutschen protestantischen Kirchen gebräuchlichen Festtage: auch ist über jedem Sonntage sein Name mit den Pericopen angegeben. Die Namen des verbesserten evangelischen Kalenders sind aus dieser Rubrik (so wie die ganze folgende Rubrik mit den Namen des bisherigen evangelischen Kalenders) seit dem Jahrgang 1857 fortgelassen; statt dessen sind sie zu finden in der letzten Rubrik, welche zugleich das Verzeichniß der Lebensbilder enthält, die bisher im Evangelischen Kalender (von 1850—1865) erschienen sind: diese sind kenntlich an der danebenstehenden Jahreszahl, welche den betreffenden Jahrgang desselben nachweiset.

Die noch übrigen Rubriken von der dritten bis zur siebenten enthalten Auf- und Untergang der Sonne, so wie den Lauf des Mondes durch die Zeichen des Thierkreises, Auf- und Untergang desselben und den Eintritt der Mondviertel. Endlich ist unten die Planeten-Erscheinung angegeben und zwar in der Regel für die Mitte des Monats.

Diesem astronomischen Kalender liegt die geographische Breite und die Zeit von Berlin zum Grunde. Es sind also die Zeitangaben für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond, für den Eintritt der Mondviertel so wie der Jahreszeiten (auf Seite 1) in mittlerer Berliner Zeit verstanden. Ferner gilt der hier angegebene Auf- und Untergang von Sonne und Mond genau nur für die Breite von Berlin (52° 30'); während unter andern Breiten, je nach der Entfernung und dem Datum, die Zeiten mehr oder weniger abweichen. Man kann aber leicht durch eine bloße Addition oder Subtraction aus den für die Berliner Breite geltenden Angaben den Sonnen-Auf- und Untergang bis auf eine Minute genau für alle Oerter in ganz Deutschland und der Schweiz so wie im Elsaß, in Belgien und den Niederlanden, überhaupt zwischen 45° bis 56° nördl. Breite finden mittelst einer für jedes Jahr gültigen Tafel, die im zweiten Jahrgang (für 1851) dem Monats-Kalender beigegeben, auch daselbst (S. 28. 38 f.) erläutert ist.

---

*) In einer kleinern Anzahl Exemplare für solche Länder, in denen die Stempelgesetzgebung der Einführung auswärtiger Kalender entgegensteht, ist nur im Allgemeinen der Monatskalender aufgenommen mit dem oben erwähnten Verzeichniß der Lebensbilder (worin die Namen des verb. evang. Kalenders enthalten sind), unter Auslassung aller auf das Jahr 1865 bezüglichen kirchlichen und astronomischen Angaben; hingegen eine Uebersicht der kirchlichen Festordnung für die nächsten 10 Jahre hinzugefügt.

Einleitung.

1. Der kirchliche Kalender.

Der verbeſſerte evangeliſche Kalender, der in der letzten Rubrik ſich findet, (ſ. Ev. Kalender für 1857, S. 14. und daſ. Vorr. S. V.) iſt unverändert geblieben*), wie er ſeit dem erſten Jahrgang dieſes Jahrbuchs, für 1850, aufgeſtellt worden. Von der Herleitung und Zuſammenſetzung deſſelben iſt ſchon in der Einleitung daſelbſt (S. 1—9) Rechenſchaft gegeben. Eine kurze Erläuterung ſämmtlicher Namen dieſes Kalenders findet ſich, geordnet nach den Ländern und demnächſt nach den Zeiten, im erſten Jahrgang (S. 20—36), und allgemein nach den Zeiten geordnet, im zweiten Jahrgang (S. 53—65); das alphabetiſche Verzeichniß dieſer Namen enthält der vierte Jahrgang (S. 37—42).

Die Rubrik der Feſttage zeigt ſowohl die allgemeinen evangeliſchen Feſte, als auch die in manchen deutſchen Landeskirchen als halbe Feiertage noch beobachteten Marien- und Apoſteltage an, — die überall an dem gleichen Monatstage anſtehen; dazu iſt von den beſonderen Feiertagen, in deren Anordnung Verſchiedenheit obwaltet, für die größeren deutſchen Landeskirchen ſowie für die Schweiz der Buß- und Bettag ſeit dem Jahrg. 1853 und das Erndtefeſt, ſoweit es an einem feſten Tage gefeiert wird, ſeit dem Jahrg. 1855 angeſetzt. Erläuterungen über dieſelben ſind in den Jahrgängen 1853 (S. 29—36) und 1854 (S. 56—68) gegeben.

2. Die Lebensbilder.

An den verbeſſerten evangeliſchen Kalender knüpfen ſich die Lebensbilder, deren diesmal 15 mitgetheilt werden, einſchließlich der Schilderung Dante's in der Rubrik der vermiſchten Aufſätze; eine Ueberſicht derſelben, wie ſie nach den Zeiten und Ländern ſich vertheilen, folgt zum Schluß. — Von den vorigen Jahrgängen enthalten die beiden erſten jedesmal 28, der dritte 24, der vierte 26,

*) Abgeſehen von vier in Klammern beigefügten Namen am 19. Jan. und 3. Juli, ſ. Jahrg. 1856 S. 15. Anm. und Jahrg. 1857 Vorr. S. III; ſo wie am 7. December, ſ. Jahrg. 1864 Vorr. S. III, und 14. Sept., ſ. Jahrg. 1865 Vorr. S. IV.

Erklärung des Kalende

Der vorstehende Kalender enthält, wie es sonst
chronologischen, einen kirchlichen und einen astronomi
Jedem Monat nehmlich ist eine Seite gewidm
nebst der ersten Reihe der zweiten giebt Wochentag
dere Reihe der zweiten Rubrik enthält die in den der
Kirchen gebräuchlichen Festtage: auch ist über jedem
mit den Pericopen angegeben. Die Namen des ver
Kalenders sind aus dieser Rubrik (so wie die ganze
den Namen des bisherigen evangelischen Kalenders)
1857 fortgelassen; statt dessen sind sie zu finden i
welche zugleich das Verzeichniß der Lebensbilder enthält
gelischen Kalender (von 1850—1865) erschienen sind: t
der danebenstehenden Jahreszahl, welche den betreffende
nachweiset.

Die noch übrigen Rubriken von der dritten bis zu
Auf- und Untergang der Sonne, so wie den Lauf de
Zeichen des Thierkreises, Auf- und Untergang desselb
der Mondviertel. Endlich ist unten die Planeten-E
und zwar in der Regel für die Mitte des Monats.

Diesem astronomischen Kalender liegt die geogr
die Zeit von Berlin zum Grunde. Es sind also die
Auf- und Untergang von Sonne und Mond, für den
viertel so wie der Jahreszeiten (auf Seite 1) in mi
verstanden. Ferner gilt der hier angegebene Auf-
Sonne und Mond genau nur für die Breite von Ber
rend unter andern Breiten, je nach der Entfernung u
Zeiten mehr oder weniger abweichen. Man kann ab
bloße Addition oder Subtraction aus den für die Berli
Angaben den Sonnen-Auf- und Untergang bis auf ein
alle Oerter in ganz Deutschland und der Schweiz fe
Belgien und den Niederlanden, überhaupt zwischen 45° b
finden mittelst einer für jedes Jahr gültigen Tafel, di
gang (für 1851) dem Monats-Kalender beigegeben, a
38 f.) erläutert ist.

---

*) In einer kleinern Anzahl Exemplare für solche Länder, in
gebung der Einführung auswärtiger Kalender entgegensteht, ist nur i
natskalender aufgenommen mit dem oben erwähnten Verzeichniß der
Namen des verb. evang. Kalenders enthalten sind), unter Auslassung
bezüglichen kirchlichen und astronomischen Angaben; hingegen eine Ueber
ordnung für die nächsten 10 Jahre hinzugefügt.

Digitized by Google

Einleitung.

Der kirchliche Kalender.

Evangelische Kalender, der in der letzten [illegible] Kalender für 1857, S. 14. und das. Vorr. [illegible] geblieben*), wie er seit dem ersten Jahrgang [illegible] 1850, aufgestellt worden. Von der Her[illegible] desselben ist schon in der Einleitung [illegible] gegeben. Eine kurze Erläuterung [illegible] Kalenders findet sich, geordnet nach den [illegible] nach den Zeiten, im ersten Jahrgang [illegible] nach den Zeiten geordnet, [illegible] —451; das alphabetische [illegible] Jahrgang S. 17 — [illegible]

[illegible]

der fünfte 23, der sechste 21, der siebente 20, der achte 16, der neunte 23, der zehnte 18, der elfte bis vierzehnte je 16, der funfzehnte 11 Lebensbilder (wozu im zehnten, elften und funfzehnten Jahrgange drei Lebensbilder aus der neuern Zeit kommen). — Ein Verzeichniß derselben für alle sechzehn Jahrgänge ist nach der Folge der Gedächtnißtage in dem hier voranstehenden Monats-Kalender gegeben.

3. Die Kunstbeilagen.

1. Das Bild auf der Vorderseite des Umschlags stellt, wie bisher, Christus als den guten Hirten dar, von einem Wandgemälde in einem altchristlichen Cömeterium bei Rom. Die nähere Beschreibung und Erläuterung desselben s. im Jahrg. 1852, S. 24 f.

2. Die Tafel zu S. 17 enthält das Bildniß Dante's in halber Figur, nach dem Gemälde von Giotto, welches im J. 1840 im Palast des Podesta zu Florenz entdeckt worden; s. S. 40.

3. Die Tafel zu S. 74 zeigt die Figur Dante's in der Scene seiner göttlichen Komödie, Par. XXIV—XXVI, wie er im himmlischen Paradiese, in der achten Sphäre, der des Fixsternhimmels, geleitet von Beatrice, von den Aposteln Petrus, Jacobus und Johannes über die drei theologischen Tugenden und eben jetzt von Johannes über die Liebe geprüft wird; vergl. S. 76. Die Composition ist von Cornelius, und nicht allein in seinen Umrissen zu Dante's Paradies mit Text von Döllinger (1830), Taf. 6. vorhanden, sondern auch ausgeführt in einem großen Carton, jetzt im Besitz des G. R. Brüggemann in Berlin, und in Kupfer gestochen von Scheffer. Hiernach ist diese Zeichnung angefertigt.

Die Zeichnung von Nr. 2. und 3. hat Prof. Schubert in Berlin, den Holzschnitt die xylographische Anstalt von Gern daselbst ausgeführt.

4. Auf der Rückseite des Umschlags ist der Phönix auf dem Scheiterhaufen abgebildet nach einem Gemälde auf Tapeten des 15. Jahrhunderts im Museum Clüny zu Paris. Das Nähere zur Beschreibung dieses Gemäldes und zur Erläuterung jenes Sinnbildes enthält der Jahrgang 1851, S. 41 f.

Dante.

Vermiſchte Aufſätze.

Dante
und ſeine Theologie.

Das nahe Seculargedächtniß des Tages, an welchem vor 600 Jahren Dante geboren iſt (im Mai 1265), regt zu freudiger Erhebung in ſeinem Vaterlande an, wo er der Zeit wie dem Range nach der erſte nationale Dichter iſt: wie von Alters her die Geiſter um ihn ſich geſchaart haben, ſo iſt man auch heute bereit ihn zu feiern, da nach längerer Gleichgültigkeit[1]) daſelbſt in den letzten Decennien ein neuer Cultus ſeines Genius erwacht iſt nicht ohne Zuſammenhang mit der Idee nationaler Einheit, für deren Träger er gilt[2]). Wie wird es in Deutſchland gehalten werden, wo eben jetzt von dem Werk Dante's eine neue Ueberſetzung hervortritt mit dem Anſpruch, dem deutſchen Volk (es iſt von der Menge derjenigen die Rede, die eigenes und fremdes Geiſtesleben verſtehen und genießen) den großen Schatz

1) Im J. 1791 ſchrieb A. W. Schlegel, S. W. Bd. III. S. 200 (ſ. ſogleich S. 19): In unſerm Zeitalter iſt Dante ſelbſt ſeinen Landsleuten, außer den gründlicheren Kennern ihrer Sprache und Literatur, wenig bekannt. Seine Dunkelheit wird ihnen immer undurchdringlicher, ſeine Sprache fremder, der männliche Klang ſeiner Verſe rauher und barbariſcher. Es thut mir leid für die Italiener, daß ſie den ehrwürdigen Vater ihrer Sprache und Dichtkunſt mehr rühmen, als leſen.

2) Die Frage, ob in Dante der Keim der heutigen Bewegung zu ſuchen ſei, welche ein freies und einiges Italien, das Ende aller Fremdherrſchaft und das der weltlichen Gewalt des Papſtes erſtrebt, hat K. Witte zum Gegenſtand eines Vortrags gemacht: Dante und die italieniſchen Fragen. Halle 1861. Das Reſultat iſt (S. 43): daß „Dante der erſte geweſen, der die Bewohner der Halbinſel das ganze Italien als ihr Vaterland erkennen lehrte und der Liebe zu dieſem Vaterland begeiſterte, noch heute in Aller Herzen nachklingende Worte lieh.“ Doch mit dem Hinzufügen, „daß dieſe Einheit Italiens, die er verkündet, von derjenigen weit verſchieden ſei, welche in unſren Tagen verwirklicht werden ſoll“ u. ſ. w.

zu heben und ihm zur Theilnahme an jener Feier Verständniß und Stimmung zu geben [1]).

Der fremde Ursprung und die Sprache würden das nicht grade hindern, wie denn die Deutschen vor andern Nationen die Gabe und selbst die Neigung haben, Fremdes zu würdigen und sich anzueignen. Auch ist bei uns seit länger als zwei Menschenaltern so viel Liebe und Arbeit ihm und seinem Werke gewidmet, dasselbe ist durch Uebersetzung und Erklärung so zugänglich gemacht, daß ein Wetteifer mit den einheimischen Dichtern wohl möglich wäre. Jener Anspruch jedoch enthält selbst das Eingeständniß, daß Dante eine volksthümliche Geltung in Deutschland nicht hat; es ist aber auch einzusehn, daß er eine solche niemals erlangen kann. Unter unsern eigenen Dichtern ist nur einer, Schiller, den an dem Secularlage seiner Geburt (10. Nov. 1859) eine wirklich nationale Feier ausgezeichnet hat, die in alle Schichten des Volks eingedrungen ist: das geschah mit einer solchen Kraft und Einmüthigkeit, daß die Deutschen selbst davon überrascht wurden, wobei freilich besondere Umstände und Stimmungen mitgewirkt haben. Unter den Dichtern fremder Zunge ist einer, der sich bei uns eingebürgert hat, zumal ihm das Vorrecht zur Seite steht, durch die Bühne zum Publikum zu sprechen, Shakspeare: von welcher Art und wie verbreitet seine Verehrung ist, hat eben auch der Secularlag seiner Geburt (23. April 1864) offenbar gemacht, der in Deutschland mit mehr Theilnahme und wahrem Verständniß gefeiert worden, als selbst in dessen Heimathlande. Doch kann man diese Feier nicht volksthümlich nennen, wie denn nur ein Theil der Gebildeten unter seiner Einwirkung steht. Noch viel enger ist der Kreis für Dante. Es wirkt dahin schon die Form seines Werks als eines Lehrgedichts; und für den Inhalt ist es ein gewaltiger Unterschied, daß der britische Dichter um volle drei Jahrhunderte unserer Zeit näher und zwar auf protestantischem Boden steht. Bei jenem ist es eine andere Welt in nationaler, staatlicher und kirchlicher Hinsicht, auf welche die Voraussetzungen seines Gedichts führen: und da er in allen diesen Dingen auf seine Zeitgenossen wirken will, so breitet sich der zeitgeschichtliche Stoff weit aus bis in die Einzelheiten der Städte, Geschlechter und Personen,

---

1) J. Braun, Dante's göttliche Komödie, für das deutsche Volk bearbeitet. Bd. I. Berlin 1863. S. 4. 6. 13. — Durch den hier und später (S. 21. 57) folgenden Einspruch soll jedoch der Anerkennung des für sein Unternehmen begeisterten Verfassers nichts entzogen sein.

die heute nur sehr mittelbar ein Interesse erregen können: wie in seiner Klage über die Bewohner des Arnothales und über den Verfall vieler edlen Geschlechter in der Romagna[1]). Und seine Auffassung der Zeitgeschichte wirkt zurück in der Kritik der Weltgeschichte: wie nur aus seiner Ansicht des römisch-deutschen Kaiserthums sich erklärt, daß er die letzten Römer Brutus und Cassius, als die Mörder Cäsars, neben dem Verräther Judas in die unterste Hölle setzt[2]). Aber auch seine ideale Welt ist von dem heutigen Ideenkreise weit entfernt: dahin gehört einmal die reichliche Verwendung heidnischer Mythen und zwar in gleicher Linie und gemischt mit geschichtlichen Personen und Ereignissen; sodann in dem Lehrstoff die durchgehende Einführung von Begriffen und Sätzen der scholastischen Theologie so wie in der poetischen Anlage die allegorisch-mystische Richtung, wodurch übersinnliche Gegenstände, sowohl des diesseitigen als des jenseitigen Lebens in sinnlicher Form ausgeprägt werden. Alles dies liegt nicht im Bereich der allgemeinen Bildung, wie sie in unsern Tagen verbreitet ist, und fordert vielmehr ein besonderes Eingehn auf das Zeitalter und den Standpunkt des Dichters. Dann aber bietet er in dem neuen Zauber der Sprache und der Poesie einen Reichthum von Erkenntniß in göttlichen und menschlichen Dingen mit einem sittlichen Ernst und einer Kraft der Läuterung, daß er jedes Zeitalter heimathlich anspricht und den Besten darin genug thut.

Davon haben wir in Deutschland den Beweis seit der Blüthe unsrer eigenen Nationalliteratur, da er drei Männern ersten Ranges volle Verehrung abgewonnen hat, die auf verschiedenen Gebieten, der Dichtung, Philosophie und Geschichtschreibung eine Herrschaft behaupten: Goethe, Schelling, Schlosser. Zuvor jedoch ist an A. W. Schlegel zu erinnern, der nach seiner Kenntniß fremder Literaturen und nach seiner Begabung, ihre Schätze den Deutschen anzueignen, auch zu Dante gekommen ist und sich die Aufgabe gestellt hat, ihn als seinen Lieblingsdichter „bekannter unter uns zu machen, ein schwaches Bild seines Geistes zu entwerfen, wie er es mit seinem Gefühl aufzufassen vermöge." Das hat er ausgeführt durch eine Einleitung in sein Leben und seine Werke, so wie durch Auszüge und Uebersetzungen besonders von der Hölle, die er seit 1791 bis 1797 in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in Schillers Horen von 1795 bekannt gemacht hat[3]). Wie

1) Purg. XIV, 30 ff. 92 ff. 2) Inf. XXXIV, 62. 65. 67.
3) A. W. v. Schlegel S. Werke v. Böcking Bd. III. S. 199—388.

es aber damals um die Würdigung Dante's stand, zeigt sich an der Vorkehrung, die er macht, um zu seiner Aufgabe zu gelangen. Um ungestört recht viel Gutes von ihm sagen zu können, erklärt er gleich zu Anfang, daß Dante's Seltsamkeit ihm eben so stark auffalle, als irgend Jemanden; nachdem er zuvor bemerkt: daß ihretwegen und weil Dichtersinn und Dichterwerth unter einer mönchischen Verkleidung, eben so wenig als Tugend im Kittel, von gemeinen Blicken erkannt wird, die Meisten ihn wieder verlassen, ehe sie ihn noch gefunden haben. Darum sei er auch dem Spott sehr ausgesetzt: manchem witzigen Kopf sei es weit leichter, ihn lächerlich zu machen, als nur Einen Zug seiner Größe in sich überzutragen. Also erklärt er ihn für „einen der eigensten Sonderlinge, die je unter Gottes Himmel herumgewandelt sind, und einen der großherzigsten, tiefsinnigsten, einfältigsten, ächtesten Menschen“ [1]). Während er aber auf das erstere öfter zurückkommt [2]), zeigt er auch das andere auf in seinem Leben und in seiner Dichtung: an jenem hebt er hervor, wie es das Siegel menschlicher Vortrefflichkeit ist unabhängig zu sein vom Schicksal; weder Druck, noch Leiden, noch Unruhe und Ungewißheit des äußern Zustands machten seine Seele irre in ihrem Thun [3]). Und von seinem Gedicht sagt er: er habe die Unternehmung zu Ende geführt mit einer Ueberlegenheit, daß alle Werke seiner Zeitgenossen, nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa, wie Mißgeburten oder Zwerggestalten daneben stehen ..... „Und wenn man nun liest, wie er von Mächtigen und Geringen, von Lebenden und Todten, so frei, so niederwerfend stark die Wahrheit sagt, und dann bedenkt, der, welcher so redet, war seiner bürgerlichen Existenz beraubt, ohne die im damaligen Italien eben so wenig, als im alten Griechenlande, Wohlstand des Lebens stattfand; war unstät, abhängig und beinah zum Betteln verdammt: wer muß sich nicht mit Ehrfurcht neigen vor seinem Bilde, nicht weil es eines Denkers oder Dichters, sondern weil es eines Mannes Bild ist?“ [4])

Von Goethe haben wir allerdings nur einzelne Aeußerungen über Dante, aber sie ziehen sich durch 50 Jahre seines Lebens hin: und nichts ist ungegründeter, als daß er „vor diesem großen

1) Ebendas. S. 199.

2) Ebendas. S. 207: schon Dante's Schrift Vita nuova ist mit dem Stempel der Seltsamkeit, der seine spätern Schriften so ganz einzig charakterisirt. S. 226: die göttliche Komödie ist höchst sonderbar im Größten und Kleinsten u. s. w.

3) S. 221. 4) S. 222.

Menschen und ganzen Manne scheu in der Ferne geblieben sei, mit einigen leichtfertigen Aeußerungen ihm Genüge zu thun gemeint und nicht viel mehr von ihm gewußt habe, als die Gebildeten unsrer Zeit," wie neuerdings der Vorwurf erhoben ist [1]). Während seines römischen Aufenthalts im J. 1787 war es, daß er im Gespräch mit Italienern über ihre nationale Dichtung auch auf Dante einging und, wie er selbst erzählt, in Beziehung auf den außerordentlichen Mann seinen Beifall und Billigung aussprach; nur als man ihm entgegenhielt, daß jeder Ausländer auf das Verständniß eines solchen Geistes Verzicht thun müsse und darüber hin und her geredet worden, äußerte er seinen Verdruß durch scheinbare Zustimmung und sagte den Gegner verhöhnend: „er habe nie begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge; ihm komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegfeuer zweideutig und das Paradies langweilig," womit dieser zufrieden war [2]). Im J. 1801 gab ihm Böhlendorfs eben erschienenes Trauerspiel Ugolino, wozu der Stoff aus Dante genommen ist, Veranlassung, über diesen und seine Behandlung des Gegenstandes sich bestimmter zu erklären: „Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach seiner Fähigkeit; allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern manchmal dadurch die Kunst. Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat: denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können" [3]). Dieses Zeugniß im Munde Goethe's würde ausreichen die Geltung Dante's bei ihm zu bekunden, wenn nicht einzelne Aeußerungen zu widersprechen schienen, die von dessen Freunden ihm entgegen gehalten werden. So empfiehlt Goethe in den zahmen Xenien dem Künstler, Scenen aus dem heitern Leben

1) Braun am a. O. S. 13. 340 f. Dagegen hat Stahr Goethe's Rechtfertigung geführt, Ueber Dante, in der Köln. Zeitung vom 20. u. 21. Mai 1863.

2) Goethe Italien. Reise. W. Ausg. von 1851. Bd. XIX. S. 367.

3) Rec. in der Jen. Lit. Zeit., W. Bd. XXVI. S. 118.

sich anzueignen, nicht „Modergrün aus Dante's Hölle“ [1]). Aber nicht zu gedenken, daß man einen scharfen oder etwas übermüthigen Ausdruck auch in diesen Xenien nicht grade wörtlich nehmen darf, liegt darin kein Tadel: Goethe könnte in gleicher Weise von der Nachahmung einer Scene aus der Hexenküche oder der Walpurgisnacht, die er im Faust vorführt, abmahnen, ohne seiner eigenen Dichtung etwas zu vergeben. Eben so ist es mit seinem Urtheil vom J. 1821 über Ildegonda von Grossi, von dessen Ausführung er rühmt, daß sie höchst gebildet sei nach dem Charakter großer Vorgänger: „Tasso's Anmuth, Arioſts Gewandtheit, Dante's widerwärtige oft abscheuliche Großheit, eins nach dem andern wickelt sich ab“ [2]). Schon die Zusammenstellung zeigt, daß das nicht eine Herabsetzung Dante's sein soll, und der Sinn geht deutlich hervor aus der folgenden Bemerkung über jenes Werk eines Nachfolgers, das Goethe nicht wieder lesen mochte wegen der „gespensterhaften Ungeheuer, die ihn bei der ersten Lesung verschüchterten,“ und die er bemüht war „nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen.“ Der Ausdruck bezeichnet also die Schrecken des Infernum und würde namentlich ohne Zweifel die von ihm selbst gepriesene Schilderung von dem Hungertode Ugolino's treffen, besonders das damit zusammenhängende grause Schauspiel, wie dieser in der Hölle seinen Haß an dem Mörder sättigt. Mithin geht der Dichter frei aus, wenn auch in seinem Gedicht sich Scenen finden, die der Natur der Sache nach, wie sie abschrecken sollen, auch abstoßend wirken, zumal bei Goethe, der aus einem gewissen Gleichmaaß in der Stimmung sich nicht herauswerfen lassen mochte. Wenn er später, im J. 1826 wirklich eine Einwendung macht, wie ihm die Anlage der Hölle im Ganzen, in Form eines Amphitheaters nicht gefällt, das, ungeheuer wie es sein möchte, uns immer als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Einbildungskraft sich hinstellt [3]); so hebt er doch

1) Goethe Zahme Xenien III. W. Bd. III. S. 71:
Entweicht, wo düstre Dummheit gerne schweift,
Inbrünstig aufnimmt was sie nicht begreift,
Wo Schreckens-Mährchen schleichen, stutzend fliehn,
Und unermeßlich Maaße lang sich ziehn.
Modergrün aus Dante's Hölle
Bannet fern von eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß.

2) Tag und Jahreshefte von 1821. W. Bd. XXI. S. 285.

3) Ueber Dante (aus Anlaß der Uebersetzung von Streckfuß) W.

den Tadel sofort wieder auf: man werde durch den seltsamsten Reichthum der einzelnen Localitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Ohnehin ist in dieser Anzeige die Anerkennung der großen Geistes- und Gemüthseigenschaften Dante's vorangestellt. Endlich im folgenden Jahr, 1827, indem er dem Satz Fr. H. Jacobi's, die Natur verberge ihm seinen Gott, mit der Behauptung entgegentritt, daß er in der Außenwelt Gottes Handschrift am allerdeutlichsten sehe[1]), beruft er sich auf Dante und bildet die Stelle aus dem elften Gesange der Hölle nach, wo dieser von Gott die Natur, und von der Natur die Kunst als Gottes Enkelin ableitet: „da lobe ich mir unsern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben," — und dafür erklärt er in dieser Nachbildung die Naturphilosophie.

Hier tritt nun, nicht ohne Anknüpfung an Goethe, der Urheber der Naturphilosophie selbst ein, Schelling, von dem wir einen eigenen Aufsatz haben vom J. 1803 über Dante in philosophischer Beziehung[2]), der, von geringem Umfang, gewiß zu dem bedeutendsten und geistvollsten gehört, was unter uns über Dante gesagt ist. Schelling erkennt in dessen Gedicht die Durchdringung der Begebenheiten seiner Zeit mit den Ideen der Religion, der Wissenschaft und der Poesie in dem überlegensten Geist jenes Jahrhunderts[3]) und vergleicht es mit Goethe's Faust, als dem einzigen deutschen Gedicht von universeller Anlage, welches die äußersten Enden in dem Streben der Zeit, durch die Gestalt des Faust, auf ähnliche Weise zusammenknüpft: nehmlich jenes Gedicht soll in seiner Allgemeingültigkeit und Urbildlichkeit für die ganze moderne Poesie gefaßt werden[4]). Also verkündet er: „Im Allerheiligsten, wo Religion und Poesie verbündet, steht Dante als Hoheprieſter und weiht die ganze moderne Kunst für ihre Bestimmung ein. Nicht ein einzelnes Gedicht, sondern ... eine Gattung für sich, steht die göttliche Komödie so ganz abgeschlossen, daß ... sie als eine eigene Welt auch ihre eigene Theorie fordert"[5]). Worauf er den Namen Komödie, nach Dante's

---

Bd. XXVI. S. 467. Vergl. dagegen S. 469: man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsensturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sei.

1) In der Anzeige von Jacobi's Briefwechsel, Ebendas. S. 240.

2) Schelling im Krit. Journal der Philos. Bd. II. St. 3. Tübingen 1803. S. 34—50; daraus in s. Sämmtl. Werken Abth. I. B. V. S. 152—163.

3) S. 153. 4) S. 156. 153 f. 5) S. 152 f.

eigener Erklärung, und die gemischte Art seines Vortrags erläutert Von hier aus läßt sich auch der Mißklang lösen, den jene Aeußerung in Goethes Xenien zurücklassen könnte, wie Schelling weiterhin bemerkt: „Dante's Geist entsetzt sich vor dem Schrecklichen nicht, ja er geht bis an die äußerste Grenze desselben. Aber es ließe sich für jeden einzelnen Fall zeigen, daß er niemals aufhört erhaben und demnach wahrhaft schön zu sein; denn was Menschen, die das Ganze nicht zu fassen im Stande sind, zum Theil als niedrig ausgezeichnet haben, ist es nicht in ihrem Sinne, sondern nothwendiges Element der Gemischtheit des Gedichts, wegen welcher es Dante selbst Komödie nannte“ [1]). Die Durchführung jener Behauptung aber leitet zu dem Ergebniß, daß in der Durchdringung aller Elemente der Poesie und Kunst die bewundernswürdige Größe des Gedichts hervorleuchtet. „Dieses göttliche Werk, heißt es, ist nicht plastisch, nicht pittoresk, nicht musikalisch, sondern dieß alles zugleich und in zusammenstimmender Harmonie: es ist nicht dramatisch, nicht episch, nicht lyrisch, sondern auch von diesem eine ganz eigne, einzige, beispiellose Mischung“ [2]). Und er macht schließlich die Anwendung von seiner urbildlichen Bedeutung für die ganze moderne Poesie: „die die Poesie der spätern Zeit nicht nach oberflächlichen Begriffen, sondern in ihrem Quell kennen lernen wollen, mögen an diesem großen und strengen Geist sich üben, um zu wissen, durch welche Mittel die Ganzheit der neueren Zeit umfaßt werde, und daß kein so leicht geknüpftes Band sie vereinige. Die hiezu nicht berufen sind, mögen gleich die Worte am Anfang des ersten Theils auf sich selbst beziehen: ‚Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr eingeht.‘“ — Wie dem großen Philosophen das Werk des italienischen Dichters im Einzelnen gegenwärtig war, läßt eine spätere Hauptschrift ersehen, sein Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn Jacobi, vom J. 1812, worin er gegen dessen Forderung, daß die Wissenschaft in Ansehung der höchsten Lehren neutral bleiben solle, auf ihn sich beruft [3]): „der große christliche Dichter Dante sieht an einem Ort, der weder Himmel noch Hölle ist, die beider Unwerthen, die Elenden, die Gott mißfielen und seinen Feinden, die nie recht lebendig waren, vermischt

---

1) S. 160. 2) S. 163.

3) Schelling Denkmal S. 164, aus Inf. III, 37. 63. Bei Schelling steht fehlerhaft: Gott und seinen Freunden. Und dies ist in der neuen Ausgabe, Sämmtl. Werke Abth. I. Bd. 8. S. 110 stehen geblieben.

mit dem nichtswürd'gen Haufen
Der Engel, die nicht offen sich empört,
Noch ihrem Gotte treu, für sich geblieben."

Der dritte in dieser Reihe, F. Chr. Schlosser hatte, wie er im J. 1855 erklärt, seit 50 Jahren mit dem Studium des Dante sich beschäftigt und seit 1824 mehrere Aufsätze veröffentlicht, die unter dem Namen Dante, Studien, im genannten Jahre gesammelt von ihm herausgegeben sind. Er erkennt in dessen Werk die beiden Richtungen und darin die Größe des Dichters, daß derselbe „beide Welten, die äußere und die innere erfaßt hat und auf der einen Seite eben so praktisch und historisch-kritisch ist, als auf der andern Seite in ein Ideal göttlicher und menschlicher Weisheit und Liebe und Gnade und Wahrheit ganz verloren"[1]). Auch sonst erkennt er das erstere an[2]); aber nicht jenes, das historisch-kritische Element ist es, das er selbst bei Dante sucht, im Gegentheil er will sich durch ihn für platonische Liebe und stilles inneres Leben begeistern[3]): er sucht bei ihm ein Gegengewicht gegen die Erfahrungen, die er in den Fundgruben der Geschichte geschöpft oder in der Gegenwart selbst erlebt hat. Von diesem Standpunkt schildert er ihn schon in dem ersten Aufsatz von 1824: „Dante lernte, wie wir alle, im widrigen Schicksal Gott suchen, und ihn im eigenen Busen finden. Die schönste Flamme reiner Liebe hatte seine Seele gereinigt, von ihr erleuchtet drang er zu der heiligen Quelle, aus welcher die göttliche Gnade mit dem Wonnetrank unaussprechlicher Freuden, und mit reiner Seligkeit Fülle, jede einsame in der sengenden Hitze eines gemeinen und niedrigen Lebens nach Labung lechzende Seele erquickt, die um das Edle und Hohe kräftig gekämpft, nach Wahrheit redlich gerungen, und im Verkehr der Welt nur Schein und Lüge, nur Trug und Falschheit gefunden. Jetzt öffnete sich ihm das Geheimniß christlicher Lehre, der Schleier, den der Pfaffen Trug und der Mönche Argliſt gewoben, zerriß; er ... allein mitten im mönchischen Dunkel erkannte, was es heißt, daß der

1) Schlosser Dante S. 39. Vergl. S. 35.

2) Ebendas. S. 97: der Bericht der Reise über diese Vorbölle enthält eine Menge Geschichten, Charaktere, Zeichnungen von Thaten und Sitten, ein lebendiges und historisch wahres Gemälde von Italien und seiner ganzen inneren Lage, eine Schilderung des ersten Habsburgers und der Könige seiner Zeit. Diese Seite hatte schon Schlegel hervorgehoben am a. O. S. 202, wie Dante in historischer Hinsicht studirt zu werden verdient, da in seinem Gedicht das Bild des Zeitalters hell und treu sich spiegelt.

3) Wie er in der Einleitung sagt S. 11.

Geist Gottes durch Christum über die Völker gegossen ward"[1]). Und wie hoch er dessen Werk stellt, zeigt sich in der folgenden Entwickelung seines Planes, wo er, nachdem er durch Hölle und Purgatorium ihn begleitet, mit den Worten anhält: „Hier müssen wir aufhören, den Sinn des Dichters anzudeuten, denn welches Sterblichen Geist, den nicht Gott seiner besondern Gnade gewürdigt, vermöchte dem erleuchteten Seher von Himmel zu Himmel im dritten Theile seines Gedichts andeutend zu folgen?"[2]) Jenen Standpunkt aber behauptet er noch 30 Jahre später, nur daß er noch persönlicher sich ausdrückt: „Wer wie Dante, neben dem der Verfasser sich kaum zu nennen wagt, des Lebens Last und Hitze schwer getragen hat, und aus innerem Bedürfniß in gelehrten Studien der Philosophie oder der Theologie keine Befriedigung gefunden und das Joch des blinden Glaubens, das man jetzt wieder der Menschheit aufzwingen will, zu tragen nicht Lust hat, wird im Dante Trost suchen." Also habe er, „der das irdische Leben ganz und durchaus im irdischen Lichte zu betrachten pflege, Dante und dessen Ausleger, Landino und Vellutello in seiner Einsamkeit benutzt, um ein himmlisches Licht in sein inneres Leben zu bringen"[3]). „Wir wollen indessen, sagt er weiterhin[4]), diese Ausleger andern nicht dringend empfehlen, weil wir im Dante besonders die Wolke, nicht gerade das Licht suchten und in dieser Wolke eine Zuflucht vor der dürren Wirklichkeit der Gegenwart und dem trostlosen kritischen Lichte der Forschung aller Geschichte, aller Zeiten fanden, welche wir trieben."

Hierin ist denn auch die Erkenntniß göttlicher Dinge, zu welcher Dante sich erhoben, mit wahrer Pietät gewürdigt: jedoch nur von einer Seite, der mystischen[5]), wie sie das unmittelbare Bewußtsein oder das Gefühl anspricht: hingegen was er dem Verstande anbietet, tritt zurück, wie denn Schlosser die „Schulweisheit," die Dante anderswo seinen poetischen Stücken angehängt, für unbrauchbar erklärt[6]). Aber auch Schelling mißt diesem Gehalt selbst der göttlichen Komödie, nicht allein den naturwissenschaftlichen, sondern auch den philosophischen Ausführungen für sich genommen (abgesehn von der Verschmelzung mit der Poesie), geringen Werth bei: ihre Darstellung könne nur ein sehr

1) S. 67 f. 2) S. 106.
3) In dem Aufsatz Dante's Erklärer (1854), ebendas. S. 38.
4) S. 41 f.
5) Das hebt Schlosser öfter hervor S. 38. 41. 74.
6) S. 40. Vergl. jedoch S. 115.

untergeordnetes Interesse haben[1]). Und ein neuerer sonst anerkannter Kunstrichter, Vischer spricht sogar von ermüdenden Massen doctrinellen Inhalts, welche diese Dichtung in breiten scholastischen, mönchisch aristotelischen Untersuchungen und Unterscheidungen ablagert[2]); nachdem doch Blanc so viel glimpflicher erklärt hatte, daß in einigen wenigen Stellen der beiden letzten Theile sich das Scholastisch-didaktische vielleicht etwas zu stark hervordränge, doch jedesmal durch den Plan des Ganzen vollkommen gerechtfertigt[3]). Dagegen müssen wir behaupten (indem wir den naturwissenschaftlichen Inhalt bei Seite lassen, der aber mindestens für die Geschichte der Wissenschaften nicht geringfügig ist), daß in solchen Untersuchungen, gleichwie in einzelnen Sprüchen der ganze dogmatische Tiefsinn des Mittelalters und in der Behandlung der schwierigsten Probleme die ganze Meisterschaft des Dialektikers und Dichters sich zeigt; so daß nach Form und Inhalt die Theologie Dante's ein hohes Interesse in Anspruch nimmt: nicht bloß für die Geschichte des Dogma, sondern in lebendiger Nachwirkung für die Bildung des Dogma selbst. Dies Interesse ist auch in neuerer Zeit unter uns nicht versäumt, nachdem in Italien die Erklärer Dante's längst darauf eingegangen, auch besondere Vorlesungen über seine Theologie von dem Augustiner Pater Gianlorenzo Berti in Florenz (dem Verfasser einer historisch-dogmatisch-scholastischen Theologie in 4 Folianten 1750) vom J. 1756 erschienen sind[4]); während in Frankreich die Philosophie Dante's und seiner Zeit eine eingehende Behandlung erhalten hat durch Ozanam[5]). In Deutschland aber ist die Theologie Dante's zur Erörterung gekommen einestheils bei Uebersetzung und Auslegung: namentlich ist Philalethes auf die Quellen seiner Theologie eingegangen, besonders den Thomas von Aquino, und hat die Aufschlüsse in den Commentar verflochten, „um die Gedanken des Dichters nach und nach vor dem Leser sich aufrollen zu lassen“[6]); und Kopisch hat eine Uebersicht über Dante's Vor-

1) Schelling Ueber Dante in philosoph. Beziehung. S. 156.

2) Vischer Aesthetik Bd. III. S. 1301.

3) Blanc Art. Dante in Ersch u. Grubers Encyclop. I, 23. S. 62.

4) Berti Della dottrina teologica contenuta nella divina comedia dissert. 3, in d. Ausg. der W. Dante's bei Zatta in Venedig T. III. P. 2. 1757. 4°. p. 59 ff. Vergl. Pelli Memorie di Dante ed. 2. p. 167.

5) Ozanam Dante et la philosophie catholique au XIIIe siècle. Par. 1839. nouv. éd. 1845.

6) Philalethes Dante's göttliche Comödie Th. II. S. IV f. vergl. Th. III. S. VI.

stellungen von Gott und Welt zusammengefügt (1842)[1]). Anderntheils ist die Theologie Dante's zum Gegenstand einer besondern Abhandlung gemacht von Baumgarten-Crusius (1836)[2]); worauf Göschel eine Reihe einzelner Lehrpunkte an verschiedenen Orten behandelt hat (seit 1841)[3]). Endlich ist das Lehrsystem im Ganzen und Einzelnen durch Fischer (1857) zur Darstellung gekommen[4]). — Hier tritt unsere Aufgabe ein, welche dahin geht, die Grundgedanken der Theologie Dante's zu entwickeln, auch sein Verhältniß zur Kirche, zu Papstthum und Reformation, festzustellen, so weit der Raum es hier gestattet[5]).

Die Theologie der göttlichen Komödie leitet jedoch zurück auf die Anlage und den Zweck des Gedichts, und diese hängen zusammen mit der Persönlichkeit des Dichters: so daß wir diese beiden Punkte vorgängig in's Auge fassen.

I. Die Person Dante's.

Von seinem großen Gedicht sagt Dante, daß Himmel und

---

1) Kopisch Die göttl. Komödie Dante's S. 482 ff. Für eine Uebersicht der sonstigen theologischen und philosophischen Fragen ist ihm kein Raum mehr übrig geblieben, nach S. 498. Uebrigens erklärt er Dante für einen Theologen ersten Ranges, S. 443. — Auch Graul bei seiner Uebersetzung, Th. I. (1843) bezweckt eine vornehmlich theologische Erläuterung; doch ist die „vollständige theologische Abhandlung" die am Ende des Werkes folgen sollte (S. XI), wie dieses selbst, nicht erschienen.

2) Baumgarten-Crusius De Dantis doctrina theologica, in s. Opusc. theol. p. 327—349.

3) Göschel Bruchstücke aus Dante's Glaubenslehre, drei Art. in der Evang. Kirchenzeitung 1841. Desgleichen Dante's Katholicismus, ebendas. 1842. Dante's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Berlin 1842. Vergl. dessen Art. über Dante, in Herzogs Theol. Real-Encyclopädie Bd. III. 1855. S. 286—295.

4) Anton Fischer Die Theologie der Divina Commedia aus ihr selbst systematisch zusammengestellt und beleuchtet. München 1857. — Noch möge hier eine Abhandlung erwähnt werden, die zwar nicht die Theologie Dante's besonders behandelt, aber durch eine anziehende theologische Parallele in sein Verständniß einführt: Gustav Baur Das Buch Hiob und Dante's Göttliche Komödie, in den Theol. Studien und Kritiken, Jahrg. 1856. S. 583—652.

5) Zwei verwandte Themata werden anderweit von mir ausgeführt: über das Verhältniß Dante's zum klassischen Alterthum habe ich in einem Vortrag gehandelt in der Philologenversammlung zu Jena im J. 1846, s. deren Verhandl. S. 79—89, darnach in meiner Mythologie der christlichen Kunst Th. I. S. 255—274; von der Symbolik Dante's wird in der Geschichte der christlichen Symbolik die Rede sein, in dem demnächst erscheinenden ersten Theil meiner Symbolik der christlichen Kunst.

Erde und er ſelbſt bis zur Erſchöpfung daran gearbeitet haben[1]). Und dies dürfen wir zuerſt auf ſeine Perſon anwenden in dem Sinn, daß durch wunderbare Begabung, vielſeitige aufopfernde Thätigkeit und ein ſchweres Geſchick er zu dem geworden, was er iſt. — Seinen inneren Gehalt hat er ſelbſt deutlich ausgeprägt in jenem Werk; auch über ſeinen äußern Lebensgang enthält daſſelbe nebſt ſeinen andern Schriften und Briefen vielfache Zeugniſſe. Dazu kommt eine Reihe von Biographien und Commentaren, unter jenen vornehmlich die von Boccaccio und Leonardo Bruni[2]). Doch bleiben in dieſer Hinſicht große Lücken. Wir wollen hier nur die Umriſſe zeichnen, um ſeine innere Lebensführung daraus hervortreten zu laſſen.

Dante Alighieri iſt geboren zu Florenz[3]) aus angeſehener Familie, ſein Vater war Rechtsgelehrter, im J. 1265: er ſelbſt hebt hervor, daß die Sonne damals in den Zwillingen ſtand[4]). Das iſt nicht ohne Bedeutung, da er ſeine Anlagen von da ableitet, nach dem Einfluß, den er den Geſtirnen überhaupt auf den Lauf der Dinge beimißt. Dieſem Eintritt in das irdiſche Leben entſpricht es, daß er in ſeinem Gedicht den Eintritt in die Fixſternſphäre durch daſſelbe Sternbild nimmt. Auch ſonſt bezeichnet er die Monate durch das Zeichen, in dem die Sonne ſteht: und ſo folgt nach damaliger Kalenderrechnung (da der Mai anderweit feſtſteht), daß ſeine Geburt trifft vom 18—31. dieſes Monats. Er wurde getauft in dem dortigen Baptiſterium[5]) und erhielt den Namen Durante, woraus Dante zuſammengezogen iſt[6]). Als ein Knabe von neun Jahren empfing er jenen überwältigenden und nie erloſchenen Eindruck durch ein Mädchen gleichen Alters, Beatrice Portinari, die er nur einigemal geſehn und von der er neun Jahre ſpäter einen Gruß empfangen hat: fortan war ein Gruß von ihren Lippen, wie er ſagt, das Ziel ſeiner Wünſche, ſo lange er ihn empfangen konnte[7]); gleichwohl vermochte er ihre Gegenwart nicht zu ertragen[8]).

---

1) Dante Par. XXV, 1. f. unten S. 38.

2) S. beſ. Paur Ueber die Quellen zur Lebensgeſchichte Dante's. Görlitz 1862 u. daſ. S. 2 f. 30.

3) Inf. XXIII, 94: Geboren und erzogen bin ich Am ſchönen Arno in der großen Stadt. Conv. I, 3. f. unten S. 34.

4) Par. XXII, 112—117. 5) Par. XXV, 8.

6) Er nennt ſich auch in ſeinem Gedicht zweimal Purg. XXX, 55. vergl. 62. Par. XXVI, 104. Ueber die Zuſammenziehung des Namens vergl. Paur am a. O. S. 41. Anm. 78.

7) Vita nuova c. 19. p. 37. ed. Torri. Vergl. c. 11. p. 17.

8) Ebendaſ. c. 11. 14. 16. 18. p. 17. 26. 31. 33. Vergl. unten S. 53. 59 f.

Aber ein „neues Leben" war ihm aufgegangen, wie er seine Schilderung dieser Jugendliebe benannt hat: diese weckte seine ersten Lieder, und auch sein theologisches Gedicht ist daraus hervorgewachsen, worin er die früh Gestorbene verherrlicht als

Die hohe Macht, die schon ihn einst verwundet,
Bevor er aus der Kindheit noch getreten [1]).

Da nächst ihr am meisten Virgil gefeiert ist als der Führer durch die Todtenreiche, dem er vertraut und volle Pietät beweiset, — er nennt ihn gewöhnlich süßer Vater [2]), ja der mehr als Vater ihm sei [3]); so giebt sich darin wohl eine frühe Bekanntschaft mit dessen Dichtung und begeisterte Hingabe an die Person des Dichters zu erkennen. Was sonst noch von seinem Studium des Horatius, Ovidius, Statius gemeldet wird [4]), scheint auch nur aus seinen Werken abgeleitet. Eben daraus geht aber auch hervor, daß er die Griechen nicht im Original gelesen, daher er gegen Homer nur gemessene Verehrung zeigt, — wie denn die Bruchstücke, die er von ihm anführt, im Lateinischen durch Horatius und den übersetzten Aristoteles ihm zugekommen sind [5]). Unter den ältern Zeitgenossen zeichnet er als seinen Lehrer den Brunetto Latini aus, einen Philosophen und Meister in der Beredtsamkeit († 1294), obwohl er ihn wegen eines Lasters in die Hölle versetzt, wo er also zu ihm spricht [6]):

Denn eingeprägt ist und geht mir zu Herzen
Das theure, gute, väterliche Bild
Von euch dort oben, wie zu jeder Stunde
Ihr mich gelehrt, wie sich der Mensch verewigt.
Und wie dafür ich dankbar bin, das soll,
So lang ich lebe meine Rede zeigen.

Er tritt zunächst in eine wechselnde Laufbahn ein, da nach einander eine kriegerische, wissenschaftliche und politische Thätigkeit ihn in Anspruch nahmen. Durch seine Abkunft an die guelfische Parthei gewiesen, diente er im Heer der Guelfen von Toscana und focht mit in der Schlacht bei Campaldino, 11. Juni 1289,

---

1) Purg. XXX, 41. nach der Uebersetzung von Blanc (1864), der ich in den hier aufgenommenen Versen folge, wenn nicht ein anderes bemerkt ist; s. S. 38. A. 4. 61. A. 3. 64. A. 1. 71. A. 1. 76. A. 2.

2) Inf. VIII, 140. Purg. XV, 25. XVII, 82. XXX, 50.

3) Purg. XXIII, 4.

4) Von Boccaccio Vita di Dante ed. Gamba p. 14.

5) Witte zu Dante's lyr. Gedichten herausgeg. von Kannegießer S. 486 ff. Paur am a. O. S. 55. A. 198.

6) Inf. XV, 82.

in der die Ghibellinen von Arezzo geschlagen wurden. Auch war er, wie es scheint[1]), im August desselben Jahres bei der Eroberung von Caprona, einer Burg der Pisaner.

Einen andern Weg ging er nach dem Tode der Beatrice († 9. Juni 1290), deren Andenken vorerst ihn ganz erfüllte. Am Jahrestage desselben saß er in Gedanken an sie und zeichnete einen Engel, woran sich die Entstehung eines Sonetts knüpft, gleichsam zur Jahresfeier ihres Gedächtnisses[2]). Daß er vortrefflich gezeichnet, bemerkt sein Biograph Leonardo Bruni, der zugleich erwähnt, daß er an Musik Freude gehabt[3]): und die Construction der drei Reiche wie das Anschauliche seiner Schilderung läßt erkennen, daß Formensinn und plastische Gestaltung tief in seinem Wesen angelegt waren. Auch weiset dahin sein Umgang mit den ersten Malern jener Zeit: dem Miniaturmaler Oderisi († 1300) und dem Giotto, der ihn überlebte, welchen beiden er in seinem Gedicht ein Denkmal gesetzt hat[4]): jenen lernte er in Bologna kennen, diesen traf er später einmal in Padua, wo er ehrenvolle Aufnahme bei ihm fand, als derselbe die Kapelle dell'Arena malte[5]) um das Jahr 1317). Beide Orte aber deuten auf das Studium, das sich zunächst hier anschließt.

Denn zwei Jahre nach dem Tode Beatrice's (oder wie er sagt, nach zwei Umlaufszeiten der Venus) wurde er getröstet durch einen Geist, der auf ein anderes Weib ihn merken ließ, in deren Augen er lesen sollte: das sind, wie er erklärt, die Aufschlüsse, welche die Philosophie ihren Liebhabern ertheilt, denen, die nicht scheuen die Arbeit des Studiums und den Kampf der Zweifel, welche vom Anfang der Blicke dieses Weibes vielfach aufsteigen, dann aber, wenn sie zu leuchten fortfährt, fallen, wie Morgennebel vor dem Angesicht der Sonne[6]). Er las nehmlich[7]), um von seiner Traurigkeit zu genesen, das Buch des Boëthius, womit dieser sich in seinem Kerker und das Buch des Cicero, wo-

1) Nach Inf. XXI, 94.

2) Vita nuova c. 35. ed. Torri p. 75.

3) Bruni Vita di Dante in dessen Werken, venet. Ausg. von Zatta. T. I. p. VII.

4) Purg. XI, 79. 95.

5) Wie aus Benvenuto Rambaldi erhellt, Commento zu Purg. XI, 94.

6) Canzone XIV. St. 2. Opp. minori ed. Fraticelli Vol. I. 1856. p. 188. Convito II, 16. Ibid. Vol. III. p. 178. Vergl. Witte am a. O. S. 402. 369 ff.

7) Wie er zuvor berichtet Convito II, 13. p. 161 f.

mit derselbe den Lälius über den Tod des Scipio getröstet hatte, und fand mehr als er gesucht, den Weg zur Philosophie: so ging er in die Schulen der Theologen und die Disputationen der Philosophen (das ist eben nach Bologna und Padua)[1]), und fing an in kurzer Zeit, von etwa 30 Monaten, so sehr ihre Süßigkeit zu schmecken, daß die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken vertrieb und zerstörte. Und das fordert er von dem Philosophen, die reine und ungetheilte Liebe zur Weisheit: nicht dürfe diesen Namen führen wer des Nutzens wegen ein Freund der Weisheit ist, wie die Juristen, Mediziner und fast alle Theologen es seien, die der Wissenschaft obliegen nicht um ihrer selbst willen, sondern um Geld oder Würden zu erlangen[2]). Dagegen bekennt er ihren Dienst zu üben mit solchem Eifer:

Daß wär es Noth ich sie gleich fliehen möchte,
Obwohl mir das den Tod gewißlich brächte [3]).

Und wenn er auch noch zu kämpfen hat, so hegt er doch die Hoffnung, daß die Wissenschaft ihm noch volle Genüge geben werde[4]):

Und wenn die Jugend mir den Lohn entzieht,
Harr' ich der Zeiten, wo ich würd'ger werde,
Wenn ich nicht früher lassen muß die Erde.

Aus diesem Ziel, wie aus jenen Quellen, aus denen er Trost geschöpft, der heidnischen Consolatio eines Redners und eines Philosophen (obwohl er den letztern nach der Meinung jener Zeit zum Märtyrer macht, aber Boëthius ist nicht Christ gewesen), geht hervor, daß Dante damals dem lebendigen Christenthum noch fern stand.

Indessen wurde er durch eine andere Leidensschule geführt, als eine andere Thätigkeit im bürgerlichen und Staatsleben ihm zugefallen war. Nachdem er einige Zeit nach dem Tode der Beatrice, etwa im J. 1292 mit Gemma Donati sich verheirathet, führte er (wie Leonardo Bruni meldet) „ein bürgerliches, ehrsames und fleißiges Leben, wurde viel zu Staatsgeschäften gebraucht — namentlich im J. 1299 als Gesandter nach S. Geminiano geschickt — endlich als er das erforderliche Alter erreicht, zu einem der Priori von Florenz erwählt," ein Amt in der Dauer von zwei

1) S. den (S. 31. A. 5) angef. Comm. Introd. p. 1036. ed. Murat. T. I. p. 14. ed. Tamburini. Jenen Aufenthalt zu Bologna erwähnt er auch zu Inf. XVIII, 62. XXXI, 136.

2) Convit. III, 11. p. 236. 235.

3) Canzone XIII. St. 2. Opp. minori I. p. 184. bei Kannegießer Canzone V. S. 132 f.

4) Ebendas. St. 3. Vergl. Witte zu der St. S. 415.

Monaten, welches er von Juni bis August 1300 bekleidete. Aber es wurde die Quelle langen Elends. Florenz war von Partheien zerrissen, in denen ein dreifacher Conflict zusammentraf. Es war erstens ein Gegensatz einheimischer Geschlechter, der Cerchi und Donati; sodann ein Familienzwist der Weißen und der Schwarzen aus Pistoja, zwischen denen zu schlichten Florenz berufen war, wobei es durch gegenseitigen Anschluß der fremden und der einheimischen Partheien selbst in den Zwiespalt hineingezogen wurde, so daß jene diesen sogar den Namen gaben. Endlich der allgemeine Gegensatz von Guelfen und Ghibellinen, in welchem zwar Florenz seit 1267 auf Seiten der erstern stand, sogar als Oberhaupt der Parthei in Toscana; aber die heimlichen Ghibellinen schlossen sich an die Cerchi oder Weißen an. Und als die Schwarzen durch den Papst zur Herrschaft strebten, wurden jene zu den Kaiserlichen hingedrängt. Der Zwiespalt kam im J. 1301 zum Ausbruch: zwar traf die beiderseitigen Partheihäupter Verbannung, aber zu Gunsten der Weißen wurde sie zurückgenommen. Dante stand jetzt auf deren Seite und wurde von dieser Parthei nach Rom geschickt, Ende des J. 1301[1]), als es galt, die Sendung des Karl von Valois, den die Schwarzen sich vom Papst Bonifacius VIII. als Friedensstifter erbeten hatten, abzuwehren oder vielmehr gegen die unter seiner Obhut verübte Gewaltthätigkeit der Schwarzen Schutz zu erlangen. Das Ende aber war, daß Dante, unter der falschen Anklage wegen Erpressung und Betrugs in seinem Amt, am 27. Jan. 1302 zu einer Geldstrafe verurtheilt, und da er nicht erschien und zahlte, am 10. März verbannt wurde, bei Strafe des Feuertodes, wenn er in die Gewalt der Stadt käme. Eine Rückkehr war ihm nicht beschieden. Zweimal eröffnete sich dazu die Aussicht durch einen Heereszug gegen Florenz, wobei er mit gerathen, doch die Waffen gegen seine Vaterstadt nicht getragen hat; aber beide schlugen fehl. Das einemal im J. 1304, als das Heer der Weißen in Florenz eindrang, das andremal im J. 1312, als Kaiser Heinrich VII. die Stadt belagerte, nachdem er zu lange in der Lombardei zurückgehalten war. Da hatte Dante ihm feurig zugeredet (in einem Briefe vom 18. Apr. 1311), nicht zu meinen, durch Abhauen der Köpfe die verderbliche Hydra zu vernichten, nicht bei dem Ab-

1) Nach dem Commentar eines Ungenannten in einer Pariser Handschrift zu Inf. XVIII, 28 hätte er sich auch im J. 1300 zur Zeit des Jubiläums in Rom befunden. S. Paur am a. O. S. 37.

schneiden der Zweige sich aufzuhalten, sondern die Wurzel auszurotten, — nehmlich Florenz, die Anstifterin des Aufruhrs, wie einen andern Goliath durch Kraft und Klugheit niederzuwerfen[1]). Die Folge dieses Auftretens war, daß seine Verbannung erneuert wurde im J. 1311: und das wiederholte sich im J. 1315. Jene Vorgänge in Florenz werden in dem Gedicht Dante's in Form der Weissagung mehrfach berührt: namentlich der blutige Zwiespalt und die Vertreibung der Schwarzen im J. 1301, sowie drei Jahre später die Vertreibung der Weißen[2]), und der thörichte Heereszug, von dem er sich lossagt[3]). — Von sich selbst aber verkündet er insbesondere die erste Zuflucht (im J. 1302), die er zu Verona bei dem großen Lombarden (dem Bartolomeo della Scala)[4]), so wie die Aufnahme, die er im J. 1306 bei dem edlen Hause der Malaspina (dem Marchese Marcello Malaspina in Lunigiana) finden werde[5]). Noch manche Städte, auch Klöster werden genannt oder rühmen sich, daß sie dem Verbannten zum Aufenthalt gedient haben. Eine Rückkehr unter schimpflichen Bedingungen, die im J. 1316 sich ihm darbot (daß er eine gewisse Summe zahle und öffentliche Buße thue), wies er ab. „Wenn kein ehrenvoller Weg nach Florenz führt", schrieb er einem dortigen Freunde[6]), „werde ich niemals in Florenz einziehn. Und warum nicht? Werde ich nicht das Licht der Sonne und Gestirne überall erblicken? Werde ich nicht den süßesten Wahrheiten nachsinnen können überall unter dem Himmel, ohne zuvor ruhmlos, ja schmählich dem florentinischen Volk mich auszuliefern. Auch Brot wird mir nicht fehlen."

Gleichwohl war es nicht allein das Leiden der Verbannung, sondern auch der Armuth, was ihn drückte: worüber er die rührende Klage in seinem Gastmahl hören läßt[7]): „Seit es den Bürgern der schönsten und berühmtesten Tochter Roms, Florenz, gefallen hat, mich zu verstoßen aus ihrem süßesten Schooß (in welchem ich geboren und aufgewachsen bin bis zum Gipfel meines Lebens und in welchem ich, mit ihr in gutem Frieden[8]) von gan-

1) Dante Epist. VII. ad Henricum imp. c. 6. 7. in s. Opp. minori ed. Fraticelli T. III. 1857. p. 494. 496.
2) Par. VI, 64—69. 3) Par. XVII, 61—66.
4) Par. XVII, 70 ff. 5) Purg. V, 133 ff.
6) Epist. X. p. 526.
7) Convito I, 3. p. 71 f.
8) con buona pace di quella kann nicht heißen zum Heil derselben (wie Kannegießer übersetzt), sondern bedeutet den Frieden der Stadt, in

zem Herzen verlange die müde Seele auszuruhen und die Zeit zu beschließen, die mir gegeben ist), habe ich fast alle Gegenden, zu welchen diese Sprache sich erstreckt, als ein Fremdling, gleichsam bettelnd durchwandert und habe gegen meinen Willen die Wunde des Schicksals gezeigt, welche ungerechterweise dem Geschlagenen oftmals zugerechnet zu werden pflegt. In Wahrheit, ich bin ein Schiff gewesen ohne Segel und ohne Steuer, verschlagen zu verschiedenen Häfen und Buchten und Ufern durch den trockenen Wind, welchen die schmerzliche Armuth haucht." Die gleiche Lage in einem besondern Fall zeigt noch eindringlicher, wenn auch ohne allen Affekt, ein kurzes Wort aus seiner spätern Zeit, in jenem Briefe an Can Grande in Verona, den er seinen Freund nennt und dessen Wohlthat er durch die Widmung seines Paradieses erwidert; aber die Beigabe, eine Erklärung des Eingangs zu diesem Buch, unterbricht er, „weil ihn", wie er sagt, „die Sorge für sein Hauswesen bedrängt, daß er dieses und anderes dem Gemeinwesen Nützliche unterlassen muß. Doch hofft er zu dem hohen Herrn, daß er einandermal im Stande sein werde, zu der nützlichen Erklärung überzugehn"[1]). Das war, bei solchen Gönnern, die Lage dieses großen Mannes, daß die Noth ihn zwang die Feder niederzulegen. — Seine letzte Zuflucht aber fand er in Ravenna, unter dem Schutz des Guido da Polenta; wohin er auch seine Kinder kommen ließ, die mit der Mutter bei seiner Verbannung in Florenz zurückgeblieben waren.

Aus dieser Zeit der Wanderschaft sind zwei Oerter angezeigt, bedeutsam durch das Zeugniß erneuter oder fortgehender wissenschaftlicher Thätigkeit. Das ist Paris, wohin er sich begab (nicht vor dem J. 1300, sondern) nach seiner Verbannung, etwa zwischen 1308 und 1310, da erst der Zug Heinrichs VII. nach Italien ihn zurückrief. Dort widmete er sich vornehmlich dem Studium der Philosophie und Theologie[2]). Auch gab er eine Probe seines Wissens und seiner Redekunst in einer theologischen Disputation (de quolibet), worin er 14 Fragen von verschiedenen

welchen er einzugehn verlangt, im Gegensatz gegen das Verbannungsdecret; wie in kirchlichem Sinne pacem dare so viel ist als die Excommunication aufheben.

1) Epist. XI. c. 32. p. 560.

2) Eine Reminiscenz aus Paris ist die Kunde von Siger (von Brabant), den er unter den seligen Theologen im Paradiese aufführt, — nach der Angabe der Localität zu schließen, daß er in der Halmengasse gelesen, Par. X, 137; doch hat er selbst ihn nicht gehört, da derselbe schon vor dem J. 1300 gestorben ist.

ansehnlichen Personen und über verschiedene Gegenstände mit ihren Gründen für und wider auf der Stelle und ohne Unterbrechung scharfsinnig löste, zur Bewunderung aller Umstehenden[1]). Eine zweite, naturphilosophische Disputation hielt er zu Verona über eine Frage, die bei seiner Anwesenheit in Mantua aufgeworfen, viel verhandelt, aber ungelöst geblieben war: ob das die Erde umgebende Wasser in irgend einem Theile höher sei als deren Oberfläche, die aus demselben hervorragt; welches er verneinte die vorgebrachten Gründe widerlegend. Er hat den Vortrag auch schriftlich abgefaßt; das ist das letzte vorhandene Schriftstück aus seinem Leben[2]).

Uebrigens muß dasselbe erfüllt gewesen sein durch die Ausführung seines poetischen Hauptwerks, wozu er den Gedanken frühzeitig noch in Florenz, im J. 1300, wie es scheint, erfaßt hat (s. unten S. 60), und welches zum Abschluß zu bringen erst in der Ruhe zu Ravenna nicht lange vor seinem Tode möglich werden konnte: viele Jahre, sagt er darin, habe es ihn hager gemacht[3]). Noch einmal gedenkt er der Arbeit des Dichtens, da er im Begriff, die wunderbaren Gesichte des irdischen Paradieses zu schildern, die Musen anruft, durch ihren Beistand ihn zu belehren, wenn er je Hunger, Frost oder Wachen um ihretwillen erduldet[4]). Aber noch öfter kommt er daselbst auf die Frucht dieser Arbeit und seinen Dichterberuf zu reden, mit eben so viel Bescheidenheit als Zuversicht. Da er auf der Wanderung im Purgatorium nach seinem Namen gefragt wird, nennt er nur den Fluß, von dem er kommt: zu sagen, wer er sei, wäre vergebens, da sein Name noch nicht viel erschollen[5]). Dagegen hatte er schon in der Hölle von seinem Lehrer Brunetto sich weissagen lassen: „wenn du deinem Sterne folgst, kannst du glorreichen Hafen nicht verfehlen[6])." Beides aber drückt sich im Eingang des Paradieses aus, wo er im Anruf des Apollo, daß er zum Gefäß seiner Kraft ihn mache, die Hoffnung auf den Lorbeerkranz ausspricht, dessen der Stoff und der Gott ihn würdig machen werden. Zugleich verweiset er auf einen größern Dichter, der nach ihm kommen möge: „auf kleinen Funken

1) Diese beiden Nachrichten über seinen Pariser Aufenthalt hat Boccaccio Vita di Dante p. 36. 58.

2) Quaestio aurea ac perutilis de natura duorum elementorum aquae et terrae lat. et ital. in Prose e poesie liriche di Dante ed. Torri Vol. V. 1842. p. 168—193.

3) Par. XXV, 3. f. S. 38.

4) Purg. XXIX, 37.

5) Purg. XIV, 20.

6) Inf. XV, 55.

folge große Flamme; vielleicht werde nach ihm mit besserer Stimme Gebet ertönen und Erhörung finden“[1]).

Im Allgemeinen aber für seine Stimmung und innere Entwickelung entnehmen wir hieraus zwei Momente, welche scheinbar widersprechend den Grundton seines Lebens abgeben. Das eine ist Klage über Florenz, welches er nennt ein Nest der Bosheit und eine Pflanze des Teufels[2]), und dessen Bürger in ihrem ungerechten Thun er kennzeichnet durch eine Verkündigung, die sein Lehrer Brunetto an ihn richtet[3]):

Doch jenes undankbar boshafte Volk
. . . . . .
Wird feindlich dir, ob deines Rechtthuns werden;
Und zwar mit Recht, denn unter herben Eschen
Ziemt's nicht der süßen Feige zu gedeihn.

Hier zeigt sich auch die Bitterkeit der Stimmung an der Ironie, die er überhaupt nur selten anwendet (s. unten S. 52), vornehmlich aber wenn von Florenz die Rede ist[4]). Dazu gesellt sich die Klage über sein Exil, wenn auch nicht ohne Hoffnung der Rückkehr, die oft getäuscht ihn kaum verlassen hat. Der fehlgeschlagene Zug der Verbannten gegen Florenz vom J. 1304 entlockt ihm den Ausruf: wie schwer die Rückkehr sei[5]). Und der Zug Heinrichs gegen dasselbe, wenn er den Aufruhr besiegen werde, eröffnet ihm die Aussicht (womit er jenes Ermahnungsschreiben an ihn schließt): „dann wird unser Erbe, dessen Raub wir ohne Unterlaß beweinen, uns vollständig wiedergegeben werden. Und wie wir an das heilige Jerusalem denkend, in der Verbannung zu Babylon seufzen (nach Ps. 137, 1), so werden wir dann als Bürger und aufathmend in Frieden, an das Elend der Verwirrung mit Frohlocken uns erinnern“[6]). Wie er aber das fortdauernde Elend empfunden, drückt eine berühmte Stelle seines Gedichts als Weissagung aus, die sein Aeltervater im Paradiese ihm ertheilt[7]):

Du wirst erfahren, wie nach Salze schmeckt
Das fremde Brot und wie so hart' der Gang
Die fremden Treppen auf und ab zu steigen.

---

1) Par. I, 26. 34. 2) Inf. XV, 78. Par. IX, 127.
3) Inf. XV, 61 ff.
4) Er nennt die Stadt einmal die wohlregierte Purg. XII, 102. Und die ganze Apostrophe an Florenz Purg. VI, 127 ff. ist voller Ironie.
5) Inf. X, 81. 6) Epist. VII. c. 8. p. 498.
7) Par. XVII, 58.

Ein andermal rügt er die Grausamkeit, die von der Heimath ihn ausschließt; doch grade um noch Hoffnung auszudrücken, die auf sein Gedicht sich gründet. Zwar hat er zuvor die Besorgniß geäußert, es könne der geübte Freimuth ihm auch den Ort der Zuflucht noch rauben, — worüber er sich jedoch hinwegsetzt[1]). Hier aber giebt er dem Gedanken Raum, durch sein Werk die Heimath wiederzugewinnen, ja als Dichter dort gekrönt zu werden[2]):

Geschieht es jemals, daß die heil'ge Dichtung,
An welche Hand gelegt Himmel und Erde,
Und die viel Jahre hager mich gemacht,
Die Grausamkeit besieget, die mich ausschließt
Vom süßen Stall, wo ich als Lamm geschlafen,
Den Wölfen feindlich, die ihn noch bekämpfen;
Werd ich mit andrer Stimm' und andrem Haare
Als Dichter wiederkehren und am Borne,
Wo ich getauft, den Lorbeerkranz empfangen.

Aber nicht die schwache Aussicht war es, die ihm das Exil erleichterte und ihm Kraft gab, ein Riesenwerk des Geistes zu vollenden: er hatte ein anderes Gut gefunden als Frucht des frühen Suchens und des langen Schmerzes, das ist der Friede, der nicht von dieser Welt ist. Es wird erzählt, daß er, als er nach Frankreich gehen wollte, vor einem einsamen Kloster, Santa Croce de Corvo in Lunigiana angekommen, auf die wiederholte Frage des Priors, was er suche, zuletzt geantwortet habe: den Frieden. Wenn nun auch die Quelle dieser Erzählung, der Brief des Priors[3]), bestritten ist; so zeigt sie jedenfalls einen Grundgedanken, der sein ganzes Gedicht und ihn selbst beseelt. Der Friede ist ihm das höchste Gut sowohl diesseits als jenseits, wie aus dem doppelten Schwur erhellt, da Virgil die Seelen am Fuß des Reinigungsberges um Auskunft beschwört „bei jenem Frieden, den, wie ich glaube, ihr alle erwartet"[4]), und Dante selbst einen Schwur ablegt „bei jenem Frieden, den ich den Schritten eines solchen Führers folgend, von Welt zu Welt aufsuchen soll"[5]), wodurch er ihn als das Ziel der Wanderung durch die drei Reiche hinstellt. Und damit stimmt was von einem einzelnen Gesicht gesagt wird[6]):

---

1) Par. XVII, 128. 2) Par. XXV, 1 ff.
3) Ilario, Epist. ad dn. Uguccione in Fraticelli Vita di Dante 1861. p. 358. Vergl. Paur Ueber die Quellen zur Lebensgesch. Dante's S. 15. 49. A. 117. 122.
4) Purg. III, 74. Blanc übersetzt: ich bitt' um jenen Frieden.
5) Purg. V, 61. 6) Purg. XV, 130.

Was du gesehn, geschah, damit du nicht
Dein Herz verschließest vor den Friedens-Strömen,
Die von dem ew'gen Quell aus sich ergießen.

Er erklärt auch, worin der Friede besteht, da er in dem irdischen Paradiese in dem Gesicht von Christus und der Kirche die 24 Greise sich wenden läßt zu dem Wagen (dem Symbol der Kirche), als zu ihrem Frieden[1]); und im himmlischen Paradiese von der Creatur sagt, daß sie nur im Anschauen Gottes ihren Frieden findet[2]). Endlich von dem h. Bernhard, seinem Meister in der Theologie, heißt es, daß er schon in dieser Welt betrachtend von jenem Frieden gekostet hat[3]). Es ist gewiß kein Zufall, daß grade dies Wort dem Dante so häufig auf die Lippen tritt (wie wir noch weiter sehen werden S. 71). Gegenüber der Unruhe seines äußern Daseins wie den vergeblichen Versuchen, in der Weltweisheit sein Verlangen zu stillen, drückt es in der That das Thema seines Gedichts und die Errungenschaft seines Lebens aus, welche im Umgang der Seele mit Gott auf dem Grunde des Wortes Gottes ihm zu Theil geworden.

Zu Ravenna fand er das Ende seiner Pilgerschaft. Als er von einer Gesandtschaft nach Venedig krank zurückgekehrt war, ereilte ihn der Tod am 14. Sept. 1321. Hier steht sein Grab bis auf diesen Tag, das in der gegenwärtigen Gestalt vom Jahre 1780 herrührt[4]). Zwar hat Florenz mehrmals seine Gebeine begehrt, im J. 1429 so wie von Papst Leo X. im J. 1519; und auch jetzt aus Anlaß des nahen Jubileums ist das Verlangen kund gegeben. Aber nachdem die Stadt ein Denkmal in S. Croce ihm errichtet, ist zur Sühne seines Andenkens geschehn, was noch geschehen konnte; die Geschichte jedoch läßt sich nicht rückgängig machen. Und der Ort, der zuletzt ihn aufgenommen, hat mehr Recht auf seine Gebeine, als die Vaterstadt, die ihn verstieß. So wird hoffentlich die heilige Ruhe dieser Reste nicht gestört werden und Ravenna der Obhut über sie nicht entsagen[5]). Denn es weiß, was es daran besitzt, — selbst die schlichten Bürger der Stadt sind stolz auf ein solches Grab, wie ich aus eigener Erfahrung (vom Sept. 1862) bezeugen kann. Auch hat sie selbst Zeugniß gegeben von ihrer Pietät, da sie der Prinzessin Pia von Italien zu ihrer

1) Purg. XXX, 9. 2) Par. XXX, 102. 3) Par. XXXI, 111.
4) Geschildert von Reumont, Dichtergräber. Berlin 1846. S. 20 ff.
5) Wie es verlautet, nachdem dies schon in Druck gegeben war, hat der Stadtrath von Ravenna es abgelehnt, die Gebeine an Florenz auszuliefern; s. Augsb. Allg. Zeit. vom 8. Aug. 1864. S. 3586.

Vermählung mit dem Könige von Portugal (27. Sept. 1862) als edelste Gabe eine Nachbildung jenes Grabmals widmete.

Dante war von mittlerer Größe, hatte ein längliches Gesicht mit melancholischen Zügen, eine Adlernase, starke Backenknochen und eine vorstehende Unterlippe, — wie Boccaccio ihn schildert und die Bildnisse sein Gesicht zeigen. Allen diesen aus früherer Zeit liegt, wie es scheint, zum Grunde eine Büste aus gefärbtem Gyps, im Besitz der gräflichen Familie Torrigiani in Florenz, die nach einer Todtenmaske geformt sein soll [1]). Ein anderes Originalbild und zwar des jugendlichen Dante, von der Hand Giotto's, ward im Jahre 1840 im Palast des Podesta zu Florenz entdeckt, welches ihn vorstellt mit einem Buch in der Linken, in der Rechten hält er einen Zweig mit Blättern, Blüthe und Frucht (von der Magnolia). Ein Facsimile davon ist im K. Kupferstichkabinet zu Berlin. Nach einer zu Florenz erschienenen verkleinerten Photographie ist das hier voranstehende Bild gezeichnet.

II. Dante als Dichter.

Wenn Dante als Dichter gewürdigt werden soll, so ist voran zu erinnern, daß er mehr als das gewesen und grade in der charaktervollen Verknüpfung verschiedenartiger, scheinbar entgegengesetzter Geistesgaben und Thätigkeiten seine Größe besteht.

Er ist nicht bloß Dichter, sondern auch Philosoph. Ihm ist eigen neben dem Vermögen der Anschauung und plastischen Gestaltung, im hohen Grade der Trieb der Forschung, die Kraft dialectischer Unterscheidung, die Kunst der Gesprächführung: er ist Meister der damaligen scholastischen Methode. So hat er sich ernstlich bemüht um ihre Autoritäten, vor allen den Aristoteles, den er den Meister derer, die wissen [2]), ja den Meister und Führer der menschlichen Vernunft nennt [3]); hat aber auch im eigenen Namen geworben um die Wissenschaft und gearbeitet auf ihrem weiten Felde. Er ist eingedrungen in die Gründe der Natur und

1) Alle diese zeigen ein ältliches Haupt mit den melancholischen Zügen ohne Bart, während Dante im Leben einen Bart getragen, nach Purg. XXXI, 67. (s. unten S. 51), der aber zur Herstellung der Todtenmaske entfernt sein mochte. Vergl. Paur Einiges über Dante-Bilder und Bildnisse, in Prutz Deutschem Museum 1859. Nr. 7. S. 247.

2) Inf. IV, 131.

3) Convito IV, 2. 6. p. 270. 284. in s. Opp. minori ed. Fraticelli T. III.

des geschichtlichen Daseins und vorgedrungen bis zu den letzten Fragen über Welt und Gott. Und als er der Schranken inne geworden, ist er zur Theologie übergegangen in ihrem damaligen Sinne als Summa Theologiä oder Glaubens- und Sittenlehre. Auch hier hat er sowohl im Anschluß an die großen Autoritäten des Mittelalters, zumal den Thomas von Aquino, als in mannichfacher Polemik sich selbst den Weg gebahnt zu den schwierigsten Problemen, die er in der Tiefe zu erfassen und lichtvoll auseinanderzulegen weiß. Er ist auch nicht bloß Philosoph und Theolog, der es mit Erforschung und Betrachtung der göttlichen Dinge und der Urgründe des Daseins zu thun hat, abgezogen von der Wirklichkeit; sondern mit gleicher Hingebung, wie die ideale, umfaßt er die reale Welt: die Geschichte der Menschheit, seines großen Vaterlandes, seiner engern Heimath. Und entgegengesetzt dem alten Ausspruch, den ein neuerer Politiker sich angeeignet: man müsse die menschlichen Dinge nicht beweinen, nicht belachen, sondern sie zu verstehen trachten [1]), versteht er sie und urtheilt, indem er überall den vollen Antheil eines für die großen Aufgaben der Menschheit erregten Herzens und dessen Affekte, Freude und Trauer, Liebe, Zorn und Haß herzubringt. — Vornehmlich überträgt er diesen Antheil und die ganze Energie des sittlichen Urtheils auf die Zustände und handelnden Personen seiner Zeit, der er einen Spiegel vorhält zur Selbsterkenntniß und zur Läuterung, nachdem er selbst diesen Weg gegangen war. Und so erhebt er sich von dem Geschäft des Historikers, der an der Rückschau sich genügen läßt, zu dem Beruf eines Reformators, — ein Name [2]), der, sofern der Erfolg ihn bedingt, zwar damals nicht erworben ist: er kommt aber jetzt zur Geltung in der nationalen Frage (denn das Wort des Dichters hat in seinem Volk gezündet), und hat in der kirchlichen Frage wohl noch eine Zukunft.

Diese Gaben lassen sich deutlich genug unterscheiden, da sie neben einander sich bethätigen. Und zwar was das philosophische Element betrifft, nicht blos durch die erwähnte naturphilosophische Disputation nach der Methode seiner Zeit, sondern höchst eigen-

1) Dahlmann Politik Bd. I. S. III.

2) Er selbst braucht ihn von den Mächtigen, die er als Organe einer Reform aufführt. Nehmlich von Kaiser Heinrich erwartete er, wie er an ihn schreibt: daß er nos in nostra justitia reformaret, Epist. VII. c. 1. Und in dem Briefe an die Cardinäle im Conclave sagt er, nachdem er die Gebrechen in der Kirche streng gerügt: es werde besser werden, emendabitur, wenn sie einmüthig dafür einständen, Epist. IX. c. 11.

thümlich dadurch, daß er eine ganze Reihe seiner Gedichte selbst zergliedert und logisch erklärt, wie die Sonette und Canzonen in der Vita nuova und den Anfang des Paradieses in dem Brief an Can Grande, ja zu einigen Canzonen außerdem, nach ihrer allegorischen Bedeutung, einen scholastisch gelehrten Commentar giebt[1]) in seinem Convito. Von seiner politischen Thätigkeit ist ein Hauptstück jener Brief an K. Heinrich VII. vom J. 1311, worin er ihn ermahnt, seine kaiserliche Autorität herzustellen durch Vordringen gegen den Heerd des Aufruhrs. Und wie ernst er es mit der Reformation der kirchlichen Zustände meinte, beweiset sein Schreiben an die im Conclave versammelten Cardinäle vom J. 1314, worin er „für die Braut Christi und für den Sitz der Braut, welcher Rom ist, für unser Italien, und um es vollständiger zu sagen, für die ganze Gemeinde derer, die auf Erden pilgern," das Wort nimmt. — Doch wird alles dies auch zusammengefaßt und geht ganz in seinem Dichterberuf auf. Daher wir diesen verfolgend alle übrigen Thätigkeiten antreffen, wie sie darin eingeschlossen sind und daraus hervorgehn.

1. Dante ist ein Dichter, der nicht allein in seinem Lande einzig dasteht, sondern dem von fremden Dichtern sehr wenige auch nur verglichen werden mögen. Wenn von einem der unsrigen, Novalis, gesagt ist, daß „ihm alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht"[2]); so gilt dies in anderm Grade von Dante, mit dem Unterschied, daß von dem unklaren Mysticismus des erstern[3]), der freilich vor der Zeit gestorben ist, in seinem reifen Werk nichts sich findet. Auch in Prosa verleugnet er den Dichter nicht, wenn wir als dessen Kennzeichen zuerst die Bildersprache nach seinem eigenen Zeugniß[4]) annehmen. So berichtet er in der Vita nuova von einem Gespräch edler Frauen: wie man zuweilen das Wasser fallen sieht gemischt mit schönem Schnee, so glaubte er ihre Worte zu hören gemischt mit Seufzern[5]). In seinem Briefe an den Kaiser Heinrich redet er ihn an: als er die Apenninen überstiegen, da hätten viele fröhlich besungen mit Virgil (aus dessen 4. Ecloge) sowohl die saturnischen Reiche als die wiederkehrende

1) Wie er selbst das Buch benennt quasi comento, Convito I, 3. p. 71. Vergl. c. 6. 8.
2) Schleiermacher Reden über Religion. 4. Aufl. S. 48.
3) Wie er in seinem Hauptwerk Heinrich von Osterdingen erscheint.
4) Epist. XI. c. 9. p. 540: modus tractandi fictivus.
5) Vita nuova c. 18. p. 33.

Jungfrau; auch beweiset er ihm die rechtmäßige Ausdehnung des römischen Reichs aus dem Gebot des Augustus über die Schatzung, wovon „unser evangelischer Ochse (Lucas) entzündet von der Flamme des ewigen Feuers gebrüllt habe“ [1]). In seinem Gastmahl (worin er 14 Canzonen erklären wollte) leitet er diesen Namen aus der Betrachtung ab, daß unzählige nach der Speise der Erkenntniß ihr Leben lang hungern, die wenigen aber glücklich zu preisen sind, welche an dem Tisch sitzen, wo man das Engelbrot genießt: er selbst lese zu deren Füßen auf von dem, was ihnen entfällt [2]). Und dieses Bild von dem Hunger und der Speise des Geistes kehrt häufig in der göttlichen Komödie wieder [3]). Dieser aber liegt zum Grunde die Vorstellung von einer Wanderung, da er in einer Waldschlucht sich verirrt hat und nun durch die Erde hindurch den Weg zum Reinigungsberge und von da zu den Himmelssphären nimmt: das Bild wird in der Durchführung vielfach variirt, auch ersetzt durch Bewegung zu Wasser und in der Luft. Denn am Fuß des Reinigungsberges findet er, daß man hier nicht steige, sondern fliegen müsse mit schnellen Flügeln und mit Schwingen der großen Sehnsucht seinem Führer folgend; weiterhin heißt es, im Anfang sei das Steigen schwer, am Ende aber werde es ihm so leicht werden, wie stromabwärts im Schiff zu fahren [4]). Und wie er von der Höhe dieses Berges zum Himmel sich erhoben hat, ohne es zu wissen, schneller als der Blitz [5]), erhält er die Erklärung dieses Uebermenschlichwerdens aus dem Gesetz der Creaturen, die alle dem höchsten Gut zustreben, in dem schönen Ausspruch [6]):

Darum bewegen durch das große Meer
Des Seins sie nach verschiednen Häfen sich,
Kraft des Instinkts, der jeglichem verliehen.
Er ist es, der das Feuer hebt zum Monde,

1) Epist. VII. c. 1. 3. p. 488. 492. Der Ausdruck entzündet u. s. w. ist zu verstehn nach Par. V, 116. Wegen des Ochsen s. unten S. 51.

2) Convito I, 1. p. 62 f. nach der Verbesserung von Fraticelli.

3) Purg. XXVII, 115. XXXI, 128. Par. V, 37. XIX, 26. Das Kosten von dem, was vom Tische fällt, steht bildlich Par. XXIV, 5. Er redet auch die wenigen an, die bei Zeiten zu dem Engelbrot sich gewandt, Par. II, 10. s. unten S. 56.

4) Purg. IV, 25. 88. 5) Par. I, 91. 92.

6) 112 ff. 136 ff. Zu diesem Gleichniß kommt noch der metaphorische Ausdruck imbarcare, Purg. XXVI, 75, wo Dante glücklich gepriesen wird, daß er in den jenseitigen Räumen Erkenntniß einschifft. Das Bild der Schiffahrt nicht für das Aufsteigen selbst, sondern für die Dichtung s. unten S. 55. A. b. und S. 56.

Er ist Beweger aller Menschenherzen.

. . . . .

Nun darfst du, mein' ich, nicht erstaunen mehr
Ueber dein Steigen, als daß sich ein Strom
Von einem hohen Berge abwärts senket.
Ein Wunder wär's an dir, wenn du befreit
Von Hindernissen unten wärst geblieben,
Wie wenn lebend'ges Feuer blieb' am Boden.

So werden hier auch die Stellen mit gehäuften Bildern nicht lästig, weil sie dem Dichter durchaus natürlich sind: wenn er z. B. drei Gleichnisse an einander reiht über die Eitelkeit des Ruhms[1]) und vier Metaphern über das kaiserlose Italien, welches ein Schiff ohne Schiffer in großem Sturm, ein Pferd ohne Reiter, ein wüster Garten, nebst Rom, welches eine einsame Wittwe heißt[2]), — ja er hat einmal drei Gleichnisse nicht neben einander, sondern in einander[3]). Und man folgt ihm gern in Regionen, wo nur das Bild übrig bleibt, weil niemals der Gedanke ausgeht, sondern im höchsten Fluge der Phantasie die Besonnenheit ihn begleitet.

In dieser Hinsicht darf man dem Dante wohl aus dem klassischen Alterthum den Aeschylos zur Seite stellen, dem auch aus unerschöpftem Born die Bilder hervorquellen. Ueberdies bietet derselbe in der Sache, und er allein von den griechischen Dichtern, eine dreifache Vergleichung: sowohl durch den religiösen Charakter seiner Dramen und den theologischen Gehalt, der sich darin entfaltet, als durch den ethischen Zweck der Besserung der Sitten, wie (abgesehn von der Wirkung der Tragödie überhaupt) er in den Eumeniden grabezu die Athener darauf anredet; endlich erfüllt sich in demselben Stück nach seiner ganzen Anlage eine politische Absicht, die Weihe des Gerichtshofs des Areopags durch Einsetzung der Götter, gleichwie Dante das Ansehn des römischen Kaisers von Gott unmittelbar ableitet.

2. Neben dem Spiel der Gedanken, das in jenen Bildern liegt, zeigt sich die poetische Kraft Dante's in der Behandlung des Stoffs, den er ebenso zu vergeistigen als zu verleiblichen weiß: sofern derselbe aus der Gedankenwelt heraus zu persönlicher Existenz verdichtet und umgekehrt aus der Wirklichkeit stammend,

1) Purg. XI, 92. 100. 115. 2) Purg. VI, 76 ff.

3) Par. XII, 10 ff: für zwei sich entsprechende Kreise von Heiligen zwei parallele Regenbogen, für die Entstehung des einen Regenbogens aus dem andern die Sprache der Echo, für deren Geschick die Verzehrung der Dünste durch die Sonne.

in die ideale Sphäre erhoben wird. Auch das ist ihm so natürlich, daß es in gewöhnlicher Schreibart hervortritt: besonders aber sind zwei herrschende Mächte seines Lebens und seiner Dichtung davon berührt.

Erstens das römisch-deutsche Kaiserthum, dem er einen zwar geschichtlich gemeinten, aber hochpoetischen Ursprung giebt. Nehmlich nach seiner ganzen Auffassung ist der heidnische Mythus wirkliche Geschichte: da dieser aber für uns nicht aufhört, Dichtung zu sein, so sind durch jene Verwendung desselben seine Schriften mit poetischen Stoffen durchzogen, die ihm als solche weniger zuzurechnen sind. Also die Wurzel des Kaiserthums führt er in die Heroenzeit zurück, auf die Stiftung des lateinischen Königthums durch Aeneas, von wo durch das römische Volk, durch Julius Cäsar und Augustus die Herrschaft auf Karl den Großen sich fortleitete. Wie dieser Mythus ihm zur Wirklichkeit geworden, beweiset die wissenschaftliche Anwendung in seinem Werk von der Monarchie: das römische Volk habe rechtmäßig die Herrschaft und das Kaiserthum übernommen, als Nachkommenschaft des glorreichen Königs Aeneas, wie Virgil bezeuge[1]). Und die praktische Anwendung in dem Briefe an K. Heinrich VII., den er aus Virgil an seine Aufgabe erinnert, kraft der Weissagung von der Geburt und Weltherrschaft des trojanischen Cäsar, so wie der Ermahnung an Aeneas, wenn der eigene Ruhm ihn nicht bewege, doch den jungen Ascanius zu bedenken, dem das Reich Italiens gebühre: worauf er den jungen Sohn des Kaisers, Johannes König von Böhmen, einen zweiten Ascanius nennt; endlich wird Florenz, das der kaiserlichen Herrschaft sich widersetzt, der Amata verglichen, welche den vom Geschick bestimmten Schwiegersohn (Aeneas) verworfen, wüthend zum Kriege gereizt und nach dem Fehlschlagen sich aufgehängt habe[2]). So kann es nicht befremden, daß er in seinen Gedichten die Heroen für historische Personen nimmt, z. B. in der göttlichen Komödie den Kapaneus vor Theben als Gotteslästerer und den Sinon vor Troja als Lügner in die Hölle versetzt[3]), und in einer Canzone dieselben nebst Pharao, Simon Magus, Mahmud u. A. als Repräsentanten der Laster hinstellt, von denen Florenz heimgesucht sei[4]).

---

1) De monarch. lib. II. c. 3. p. 42. 44. ed. Torri. Vergl. c. 7. p. 56.
2) Epist. VII. c. 3—5. 7.
3) Inf. XIV, 63. XXX, 98.
4) Canzone XX. St. 5. Opp. min. ed. Fratic. I. p. 220.

Ihm eigen aber ist andrerseits abstracte Begriffe mit Persönlichkeit zu bekleiden. Nicht blos in seinen ersten Sonetten, auch in der Erläuterung derselben, der Vita nuova, redet er beständig von der Liebe (Amor) als einer Person[1]), mit der er auch Unterredungen hat; er beruft sich aber auf die alten Dichter, daß sie von unbelebten Gegenständen gesprochen haben, als wenn sie Sinn und Verstand hätten, und Eigenschaften haben sprechen lassen, als wenn es wirkliche Wesen und Menschen wären[2]). Dasselbe bleibt nach seiner Jugendzeit, als er zur Weisheit sich bekehrt hat: er nennt sie eine edle Frau, Tochter Gottes und Königin des Alls, die er nicht anders als mitleidsvoll sich habe denken können[3]). Und auch in der göttlichen Komödie ist von dieser Figur viel Gebrauch gemacht. Nicht allein daß öfter Land und Städte wie persönlich angeredet werden[4]) und Amor, wenn auch selten wieder vorkommt[5]); der Dichter läßt auch die vier Cardinal- und die drei theologischen Tugenden auftreten und schildert die Armuth, daß sie mit Christo ihrem ersten Gatten an das Kreuz gestiegen, dann lange verachtet gewesen, bis Franciscus mit ihr sich vermählt habe[6]). — Es findet sich aber auch das umgekehrte: und das betrifft einen andern in ihm herrschenden Gedanken, Beatrice, von der er in seinen Gedichten einen zwiefachen Uebergang macht. Einmal zu jener Schilderung der Philosophie als eines edlen Weibes, um deren Neigung er sich bewirbt und von der er, nachdem er die irdische Liebe zurückgedrängt, Erfüllung seines Sehnens erwartet, in einer Reihe von Canzonen. Sodann in der göttlichen Komödie, unter dem Namen der Beatrice den Uebergang zur Schilderung der Theologie oder persönlicher der göttlichen Gnade, die seine Führerin ist im himmlischen Paradiese, aber schon seinen Weg durch die Hölle überwacht. Aber das ist nicht eine andere, sondern die Seele eben jener Beatrice, als ein menschliches Gefäß göttlicher Gnade, welche durch sie ihm zu eigen wird, nachdem in ihm jene creatürliche Liebe zu reiner Gottesliebe sich verklärt hat. Und grade dies Verhältniß, das durch die

1) Sehr erregt ist die Schilderung des Amor in dem Briefe an den Marchese Marcello Malaspina, Ep. III. p. 454.

2) Vita nuova c. 25. p. 57. ed. Torri.

3) Convito II, 13. p. 161. 163.

4) Italien Purg. VI, 76; Pistoja Inf. XXV, 10; Pisa Inf. XXXIII, 79; besonders Florenz Purg. VI, 127.

5) Par. XXVIII, 12.

6) Par. XI, 58 ff.

Handlung ſich hinzieht, giebt dem Gedicht einen eigenen Charakter, worin jene Verbindung der drei Gattungen, der lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Poeſie (welche vorhin berührt iſt, S. 24) hervortritt. Denn während die Anlage deſſelben epiſch iſt, doch ſo, daß es ein dramatiſches Element aufnimmt, ſo geht von jenem Verhältniß eine lyriſche Färbung aus: wie zuvor auf dem Wege durch Hölle und Purgatorium die Pietät gegen ſeinen Führer Virgil die Lage beherrſcht, ſo ſpricht nun ganz perſönlich die erhöhte Stimmung des Dichters gegenüber der Jugendgeliebten, welche dort zum Anſchaun Gottes ihn geleitet, auf dem Wege durch die Himmelsſphären innig und demüthig ſich aus.

3. Als einen dritten Punkt dürfen wir hervorheben die Herrſchaft über die Sprache, die ihm keinen Ton verſagt für den Ausdruck jeder Stimmung. Und das in der ſchwierigen Form der drei Reime, in der er frei ſich bewegt — wie er ſelbſt bezeugt hat[1]), daß niemals der Reim ihn dazu gebracht habe etwas anderes zu ſagen, als was er habe ſagen wollen. Merkwürdig iſt in der göttlichen Komödie die Aufnahme lateiniſcher Ausdrücke, nicht blos, wie ſo häufig, aus Stellen der h. Schrift, ſondern auch ſelbſtändig: ſowohl in der Anführung einer philoſophiſchen Frage, als in der Anrede von einem Papſt und einem Ahnherrn Dante's[2]), welche dadurch, jene das Gepräge des Schulmäßigen, dieſe des Feierlichen erhalten; aber auch vereinzelt ſind lateiniſche Wörter eingemiſcht[3]). Daß der Anfang des Hymnus Vexilla regis prodeunt um ein ihm fremdes Wort (inferni) vermehrt iſt[4]), lag allerdings in der Nothwendigkeit des Verſes und des Reimes. Einmal giebt er auch einige provencaliſche Verſe, da er den Dichter Arnaldo redend einführt[5]). Ja er hat ſogar eine beſondere Sprache für gewiſſe dämoniſche Perſonen, den Plutus und den Nimrod[6]), die man nur bis jetzt nicht hat enträthſeln können.

In ſeiner eigenen Sprache aber zeigt ſich erſtens der poetiſche Sinn in der ſinnlichen und ſinnbildlichen Ausprägung des Gedankens bis in die Wortbildung hinein: wenn z. B. es von ihm und ſeinen Gefährten heißt, daß der 91. Pſalm ihren Geiſt entnebeln, oder die Nebel zerſtreuen könne (disnebbiar)[7]), und von

1) Nach dem Verf. des Ottimo comento zu Inf. X, 87. T. I. p. 183.
2) Par. XIII, 100. Purg. XIX, 99. Par. XV, 28—30.
3) Par. XI, 62: coram patre. XX, 94: regnum coelorum; XXV, 26: coram me. XXXII, 59: sine causa.
4) Inf. XXXIV, 1. 5) Purg. XXVI. extr.
6) Inf. VII, 1. XXXI, 67. 7) Purg. XXVIII, 81.

den übermüthigen Florentinern, daß sie den Furchtsamen zu Drachen werden (indracarsi), aber sanft wie ein Lamm gegen den, der ihnen die Zähne oder den Beutel weiset[1]). Andererseits beweiset Dante nicht minder in der bildlichen als der eigentlichen Rede die dialectische Durchbildung der Sprache, eine Schärfe, Kürze und zugleich Fülle des Ausdrucks, welcher der Absicht genau entspricht und von dem Gedanken wie gesättigt ist, — wie in der Schilderung des Schöpfers[2]):

der so mit dem Zirkel
Die Welt umschrieb, und innerhalb derselben
So viel verbarg und so viel offenbarte;

so wie des göttlichen Gerichts[3]):

Das Schwert des Himmels schneidet nicht in Eile,
Noch langsam, als allein in dessen Meinung,
Der wünschend oder fürchtend es erwartet;

ferner in der Bezeichnung Davids, da er vor der Bundeslade tanzt: er war hier mehr und weniger als König[4]); und in der Charakteristik einer Rede der Beatrice: sie habe das Antlitz schöner Wahrheit durch Widerlegung und Beweis ihm enthüllt[5]). Oefter findet sich ein Wortspiel, worin derselbe Ausdruck in verschiedener Bedeutung wiederkehrt, wie es von den tragenden Figuren, die mit den Knieen an die Brust reichen, heißt: daß sie, obwohl unwahr, wahre Peinigung erwecken[6]), und die Sieneſin Sapia von sich sagt: daß sie nicht weise (savia) gewesen, obwohl sie Sapia genannt werde[7]). Ueberhaupt liebt Dante den scharfen Gegensatz: so werden die Momente, in denen zur Zeit der Nachtgleichen Sonne und Mond im Horizont stehen im Aufgang und im Niedergang, sodann die Hemisphären tauschen, als solche bezeichnet, worin der Zenith die beiden Himmelskörper im Gleichgewicht hält, und sie aus dem Gleichgewicht heraustreten; es sind die Verba inlibrare und dilibrarsi[8]), die einander gegenüberstehn. Er faßt auch die Bejahung und Verneinung zusammen, indem er den Zustand dessen schildert, der plötzlich etwas vor sich sieht, das ihn mit Erstaunen erfüllt:

1) Par. XVI, 115. 2) Par. XIX, 40. 3) Par. XXII, 16.
4) Purg. X, 66. 5) Par. III, 1. 6) Purg. X, 133.
7) Purg. XIII, 109. Ein Wortspiel findet Kopisch Par. XVIII, 137 in Polo, welches die Bedeutung Paulus und Pol haben kann; aber an die zweite ist hier nicht zu denken.
8) Par. XXIX, 1 ff. Vermöge des Gegensatzes kann das zweite Wort nicht anders verstanden werden: es ist das fortgesetzte Bild von der Wage, im zweiten Moment senkt sich die eine Schale, die andre hebt sich, das ist das Aufheben des Gleichgewichts oder das Wechseln der Hemisphären.

„der glaubt und nicht, und ſpricht: es iſt, es iſt nicht“[1]); und von dem Verwirren der Wahrheit in der Lehre von den Engeln ſagt: man glaubt und glaubt nicht Wahrheit auszuſprechen[2]). Er wendet den Gegenſatz insbeſondere ſo an, daß ein Subject ein widerſprechendes Prädikat erhält (nach der Figur des Oxymoron): z. B. im Paradieſe, in der eben erwähnten Rüge falſcher Lehre: da unten (auf Erden) träume man im Wachen (non dormendo si sogna)[3]); im Purgatorium, in der Bezeichnung exſtatiſcher Geſichte: es ſeien Irrthümer, die nicht falſch ſind (non falsi errori)[4]), und in der Schilderung des unterſten Kreiſes der Hölle, das Weinen ſelbſt erlaube da nicht zu weinen[5]), weil nehmlich die Thräne gleich erſtarrt. Auch wird von dem Alkmäon, der auf des Vaters Verlangen die Mutter tödtete, geſagt: er ſei, um nicht die Liebe zu verlieren, lieblos geworden[6]). Und es werden zumal die Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens in dieſer Weiſe ſcharf ausgeprägt. Denn es heißt von dem feſten ſtrahlenden Punkt im höchſten Himmel, um den die Engelchöre ewig kreiſen und der ſie alle feſthält: er ſcheine von dem umſchloſſen, was er ſelbſt umſchließt[7]). Und in einer Anrede an die Maria: ſie habe die menſchliche Natur ſo geadelt, daß ihr Schöpfer ſelbſt es nicht verſchmähte ihr Geſchöpf zu werden[8]). — Scheinbar im Gegenſatz mit dieſer Unmittelbarkeit und Schärfe des Ausdrucks liebt es Dante ſtatt des einfachen Begriffs oder Namens nähere oder entferntere Merkmale deſſelben anzugeben oder aus einer Schilderung hervorgehn zu laſſen: alſo die Anwendung der Periphraſe, welche von jenem dialektiſchen Charakter wieder zu dem poetiſchen einlenkt: es iſt die Fülle der Anſchauung, die ſich darin ausbreitet ſo wie das Zuſammenſchauen des Aehnlichen in dem Ungleichen, wodurch dieſe Figur eine Verwandtſchaft mit den Gleichniſſen hat, die Dante ohnehin ſo reichlich ſpendet. Namentlich iſt die aſtronomiſche Umſchreibung ihm geläufig. Selbſt in Proſa, im Eingang ſeiner erſten Schrift (der Vita nuova), wo er ſein und Beatrice's Alter, als

---

1) Purg. VII, 10. 2) Par. XXIX, 83.

3) v. 82. Daſſelbe Wort wird im entgegengeſetzten Sinn von Leſſing gebraucht, im Nathan IV. Aufz. 4. Sc. S. 310 Lachm. Tempelherr: (ich zürne) daß mir wachend ſo geträumt. Saladin: Heraus mit dieſem wachen Traume.“

4) Purg. XV, 117. 5) Inf. XXXIII, 94.

6) Par. IV, 105. Wie es von Agenor heißt bei Ovid. Metam. III, 5: facto pius et sceleratus eodem.

7) Par. XXX, 12. 8) Par. XXXIII, 4.

er sie zuerst gesehn, auf das Ende seines und den Anfang ihres neunten Jahres angiebt, geht für beides eine andere Bezeichnung voran: für das letztere, daß in der Zeit der Fixsternhimmel sich nach Osten um $\frac{1}{12}^0$ bewegt habe, das sind, da Dante diese Bewegung, das Vorrücken der Nachtgleichen, auf einen Grad in 100 Jahren annahm, $8\frac{1}{3}$ Jahre. Und so auch in der göttlichen Komödie. Im Anfang des Paradieses spricht er von dem „Himmel, der mehr vom Lichte Gottes aufnimmt": das ist, wie er selbst in der Auslegung dieser Stelle bemerkt[1]), die Umschreibung des empyreischen Himmels. Und zu Anfang des 29. Gesanges setzt er ein Schweigen der Beatrice gleich der Zeit von da an, daß in den Nachtgleichen Sonne und Mond im Horizont stehen, bis dahin, daß sie die Hemisphären tauschen (s. oben S. 48), das heißt nichts weiter als einen Augenblick[2]). Besonders ist ein oft wiederkehrender Begriff, dessen Umschreibung zu mannichfaltigen Wendungen führt, der des Lebens: derselbe kommt so häufig vor, da der Dichter durch die jenseitigen Reiche wandert, obwohl er noch im Leibe ist, wodurch er deren Bewohner besonders im Purgatorium in Verwunderung setzt. Er komme ohne Tod, sagen sie, in das Reich des todten Volkes[3]) und er gehabe sich wie lebend[4]); er komme vor der Zeit[5]) und er habe noch nicht den letzten Abend gesehn[6]); er wandele mit den Gliedern, mit denen er geboren sei[7]), oder er steige mit den Fesseln empor, die nur der Tod löset, wie er selbst sagt[8]), denen zur Bestätigung, die als Geister von ihm benannt, bemerkten, er rede von ihnen, als ob er die Zeit noch theile nach dem Mondanfang[9]). Weiter heißt es von ihm, daß die, die Tag und Nacht spinnt (Lachesis), ihm den Rocken noch nicht abgesponnen, den Klotho jedem auflegt und umwickelt[10]);

---

1) Epist. XI. c. 26. Aehnliche Umschreibungen sind Inf. II, 78: der Himmel, der die kleinsten Kreise bildet, d. i. des Mondes; und Purg. XXXIII, 90: der Himmel, der am höchsten eilet, d. i. das primum mobile.

2) Kopisch zu d. St. findet in den Himmelszeichen und der ganzen Constellation besondere Bedeutung und tiefe Beziehung; aber der Zusammenhang giebt dafür keine Handhabe.

3) Inf. VIII, 84. 4) Purg. V, 6.

5) Inf. VIII, 33. 6) Purg. I, 58.

7) Purg. V, 46. Eben so die Seele sei noch in den Leib versenkt oder befestigt Purg. XIV, 11. Dem entspricht der Ausdruck für sterben, daß die Seele sich vom Körper löset, Par. XXXI, 90.

8) Purg. XVI, 37. 9) v. 27.

10) Purg. XXI, 25. Ebenso XXV, 79: wenn Lachesis nicht mehr Flachs hat.

er erscheint als einer, der noch nicht in das Netz des Todes gegangen[1]). Und im Paradiese erklärt Beatrice, daß der Tod die Zeit ihm noch nicht vorgeschrieben, ein andermal, daß sein Kriegsdienst noch nicht beendet sei[2]); nachdem sie das irdische Leben überhaupt als ein solches bezeichnet, das ein Laufen ist zum Tode[3]). Außerdem sagt Dante selbst im Gespräch mit einem Freunde, den er im Purgatorium trifft, von dessen Tod: er habe die Welt vertauscht mit besserem Leben[4]); und von seinem eigenen Verlangen ihn wiederzusehn: daß wie schnell auch die Rückkehr sei, doch der Wunsch das Ufer früher erreiche[5]), nehmlich des jenseitigen Lebens, wohin man aus dem Meer der Zeitlichkeit steuert.

Was sonst die ihm geläufigen rhetorischen Figuren betrifft, so ist auf die ausgedehnte Anwendung der Metapher schon hingewiesen. Von den andern Arten des Tropus sei hier bemerkt die Synecdoche, da ein Theil für das Ganze gesetzt wird, in jener Aufforderung der Beatrice, (nachdem er gesenkten Blicks ihre Strafrede darüber vernommen, daß er durch irdische Dinge sich habe ableiten lassen): den Bart zu heben, so werde noch mehr als das Hören ihm schmerzlich sein das Schauen, nehmlich der überirdischen Schönheit[6]). Worauf er selbst erklärt:

Und da sie mit dem Bart das Antlitz meinte,
Erkannt ich wohl das Gift in ihrer Rede,

daß er noch in gereiftem Alter habe fehlgehn können. Ferner die Metonymie und zwar eine solche, wo ein Nebenumstand statt des Subjects steht: wie der Dichter, nachdem er selbst den Musengott angerufen, einen andern nach ihm kommenden erwarten läßt, der mit besserer Stimme betend von Cirrha erhört werde[7]); da ist also die Stadt genannt statt des Apollo, dem sie heilig ist. Aehnlich, wenn auch minder elegant, steht das Zeichen statt der Sache, nehmlich das Schwein als Attribut des Antonius statt der Mönche seines Ordens[8]):

Damit nun mästet sich St. Antons Schwein,
Und viele andre, schlimmer noch als Schweine,
Mit Münzen zahlend, die ohne Gepräge;

---

1) Purg. XXVI, 24. 2) Par. XXIV, 6. XXV, 57.
3) Purg. XXXIII, 54.
4) Purg. XXIII, 77. Er bezeichnet sterben auch durch uscire di vita Inf. XX, 58. Purg. V, 56.
5) Purg. XXIV, 78. 6) Purg. XXXI, 68 ff.
7) Par. I, 36.
8) Par. XXIX, 124. Ebenso nennt er den Ochsen statt des Lucas, s. oben S. 43. Und den Adler Christi st. des Johannes, Par. XXVI, 53.

das ist mit Ablaßzetteln. Oder umgekehrt es wird die Sache statt des Zeichens gesetzt, nehmlich Johannes der Täufer statt der florentinischen Goldgulden, die sein Bild trugen, in einer Rüge päpstlicher Habsucht[1]):

Wohl kannst du sagen: mir steht mein Verlangen
So ganz nach dem, der einsam leben wollte,
Und der durch Tanz zum Märtyrthum geführt ward,
Daß ich den Fischer nicht noch Paulum kenne.

Es liegt darin zugleich eine scharfe Ironie, und diese Figur wendet Dante auch sonst zuweilen an, wenn er z. B. der Herrschaft des „guten" Barbarossa gedenkt, von welchem trauernd noch Mailand spreche[2]), besonders aber in Beziehung auf Florenz, wo er selbst sarcastisch wird[3]). Ein Beispiel des Sarcasmus ist auch in dem Spruch von dem todten Cyrus, den er der Tomyris in den Mund legt: mit Blut füll' ich dich, der nach Blut gedürstet[4]). — Oefter findet sich der Ausdruck des Uebergehens und Verschweigens (die praeteritio, bei Dante passare auch saltare)[5]): theils in irdischen Dingen, wo er der Zukunft nicht vorgreifen will, die er doch zu wissen vorgiebt, — wie bei einer Verkündigung über das Geschlecht des Karl Martell, Königs von Ungarn[6]), und von seinem Aeltervater über ihn selbst[7]); hauptsächlich in himmlischen Dingen, wie er gleich zu Anfang des Paradieses erklärt: er habe gesehn, was er nimmer wiedersagen könne[8]); und am Ende: sein Schauen sei größer gewesen, als unsere Sprache[9]). Namentlich erwähnt er einen göttlichen Gesang des Petrus, von dem sein Gedächtniß ihm nichts wiedersage[10]):

Drum schreib' ich's nicht, es überspringt's die Feder,
Denn unsre Einbildung, geschweige denn
Das Reden ist zu grell für solche Tiefen.

Und von dem Angesicht der Beatrice heißt es, wie bei dem

1) Par. XVIII, 133. 2) Purg. XVIII, 119.
3) S. oben S. 37.
4) Purg. XII, 56. nach Herod. I, 212.
5) Par. XXIII, 24. (s. S. 53. Anm. 3.). Und Par. XXIII, 62. XXIV, 62. Er hat auch den Ausdruck trapassare, Vita nuova c. 3. p. 4. und silentio praeterire, Ep. XI. c. 4.
6) Par. IX, 4.
7) Par. XVII, 97:
Und fest in dein Gedächtniß präge dies,
Doch sag' es keinem. Und nun sagt' er Dinge
Unglaublich dem, der gegenwärtig sein wird.
8) Par. I, 5. 9) Par. XXXIII, 55. 10) Par. XXIV, 23 ff.

ersten Wiedersehn im irdischen Paradiese, so bei ihrem Anblick im höchsten Himmel, daß seine Dichtung darauf verzichte in ihrer Schönheit ihr zu folgen [1]): er nennt zumal ihr Lächeln auf dem Wege durch die Himmelssphären, das er früher nicht ertragen hätte [2]), so wie den Ausdruck ihrer Augen unbeschreiblich [3]). Einen Maaßstab dafür giebt die Betrachtung [4]), daß wenn auch alle Zungen derer, welche von den Musen am reichsten genährt sind, ihm beiständen, er nicht das Tausendtheil der Wahrheit erreichen würde, das heilige Lächeln besingend; daher der Schluß:

So muß die Schilderung des Paradieses
Das heilige Gedicht hier überspringen.

Das könnte als ein übertriebenes Pathos erscheinen; aber der Eindruck ermäßigt sich, wenn man sowohl die Bedeutung der Augen und des Lächelns (worauf wir noch zurückkommen, S. 59), als der Person in's Auge faßt, daß nehmlich in diesem Angesicht der Abglanz der Herrlichkeit Gottes, ja die fortschreitende Offenbarung seiner Gnade selbst abgebildet werden soll. Da ist das Verstummen sehr natürlich. — Doch hat der Dichter einmal Rechenschaft gegeben von dem, was in den höchsten Regionen geschaut und erlebt wird in einer schönen Steigerung (Klimax), als er in den Himmel gelangt ist, der

Nur reines geist'ges Licht ist voller Liebe,
Liebe zu wahrem Gut, die voller Wonne,
Wonne, die jede andre überschreitet [5]).

Schließlich treten uns in der göttlichen Komödie noch zwei rhetorische Figuren entgegen, besonders bedeutsam um des Inhalts willen, da sie mit dem Charakter Dante's und dem Zweck seines Gedichts eng zusammenhängen. Das ist erstens die Digression (wie er selbst sie benennt) [6]), durch die er neben der Erörterung,

1) Purg. XXXI, 142. Par. XXX, 31.
2) Par. XXII, 11. XXIII, 48.
3) Par. XVIII, 8:

Welche Lieb' ich da erblickte
In ihren heil'gen Augen, sag' ich nicht:

und weiter, grade wie in der oben angef. Stelle von dem Gesang des Petrus. Desgleichen Par. XXIII, 23:

Und so voll Wonne waren ihre Augen,
Daß ich es ohne Worte übergehn muß.

4) Par. XXIII, 55 ff. 5) Par. XXX, 40.
6) Purg. VI, 128: di questa digression. Par. XXIX, 127: perchè sem digressi assai. Er erwähnt auch unter den Redeformen seines Gedichts den modus digressivus, an dem oben S. 42. Anm. 4. angef. O.

die sich in die Handlung selbst verflicht, zuweilen noch für größere Themata Raum schafft, theils wissenschaftlichen theils politischen Inhalts. Von der letztern Art ist der Abschnitt im 6. Gesang des Purgatorium, wo er von der rührenden Begegnung des Sordello mit Virgil, die als Mantuaner sich begrüßen, auf den Zwiespalt in Italien und die Vernachlässigung des Landes durch die Kaiser übergeht und zuletzt die Entartung von Florenz beklagt. Hingegen theologisch ist der Abschnitt im 29. Gesang des Paradieses, wo er von der Engellehre auf das eitle Philosophiren, die Verdrehung der heiligen Schrift und die thörichte Predigtweise, die damals im Schwange war, zu reden kommt. — Die andere Figur ist die Apostrophe, welche von dem ethischen Affekt des Dichters zeugt, der dadurch seinem vollen Herzen genug thut: sei es der Affekt des Schmerzes oder der Freude, der Bewunderung oder des Abscheus[1]). So beginnt die erstgenannte Digression mit dem Ausruf:

Ha! Schmerzes Herberg', knechtisches Italien,
Schiff ohne Steuermann in großem Sturme,
Nicht Fürstin von Provinzen, sondern Schandort.

Zuvor in der Hölle geht der Schilderung derer, welche wegen Simonie büßen, das Wort voran[2]):

O höchste Weisheit, welche Kunst doch zeigst du
Im Himmel, auf der Erd' und in der Hölle,
Und wie gerecht vertheilet deine Macht!

Im Paradiese aber, als er den seligen Kranz der großen Theologen gesehn und den Einklang aller Stimmen gehört, ruft er aus, in das verworrene Treiben der Menschen zurückblickend[3]):

Unsinn'ges Treiben du der Sterblichen,
Wie unzulänglich sind die Schlüsse doch,
Die deinen Flügelschlag nach unten richten.
u. s. w.

Und ist glücklich, aller dieser Dinge ledig, mit Beatrice droben im Himmel zu sein.

Alles dies betrifft schon den Inhalt der göttlichen Komödie, wozu wir nun übergehn.

---

1) Hier schließt sich öfters die Figur der Prosopopoeia an, z. B. in der Anrede an mehrere Städte, s. oben S. 46.
2) Inf. XIX, 10.
3) Par. XI, 1.

Die göttliche Komödie.

Ueber die Absicht des Dichters bei diesem Werk sind wir unterrichtet sowohl durch mannichfaltige Aeußerungen im Verlauf desselben als durch eine besondere Einleitung im Anschluß an den Brief, womit er dessen dritten Theil dem Can Grande von Verona widmete[1]).

Hieraus erhellt zuvörderst, daß Dante es bloß Comoedia genannt hat[2]), ein Titel, der für ein geistliches Gedicht uns fremd erscheint; er giebt aber auch die Erklärung. Darnach ist die Komödie eine Gattung der Poesie, welche mit der Verwickelung einer Sache beginnt, aber glücklich endet, während die Tragödie einen ruhigen Anfang hat, aber zu einem schrecklichen Ausgang führt; auch die Sprache ist verschieden, in der Tragödie erhaben, in der Komödie nachlässig und niedrig. Das wendet er auf sein Werk an, dessen Gegenstand zu Anfang als Hölle schrecklich, zuletzt als Paradies ersehnt und lieblich, — und dessen Schreibart die Volkssprache sei[3]). In dem letzten Punkt thut er sich selbst unrecht, indem er einem Vorurtheil über die Landessprache nachgiebt, die er vielmehr gehoben hat: wir können nur zugeben, daß der Vortrag gemischt, je nach dem Gegenstand erhabener oder niedriger, doch niemals vulgär ist (vergl. S. 24). — Der Zusatz göttliche Komödie ist von ihm selbst nicht gemacht, findet sich aber schon bei Boccaccio und ist dann allgemein in die Aufschrift aufgenommen[4]): er bezieht sich auf die göttlichen Dinge als Inhalt oder vielmehr als Ziel des Gedichts.

Die Wendung vorzugsweise zu diesen erfolgt mit dem Aufsteigen von der Erde zum Himmel, dem „Uebermenschlichwerden"[5]) zu Anfang des dritten Theils, den er nach dem himmlischen Paradiese benennt. Und er erhebt auch an die, welche bis dahin ihm gefolgt, einen neuen Anspruch, indem er vielmehr abwehrt, als ermuntert, ihn weiter in jene Höhen zu begleiten, wenn sie nicht Engelbrot gekostet (nach Ps. 78, 25), d. h. mit Kräften des ewigen Lebens genährt sind. Also redet er beide Theile an[6]):

---

1) Epist. XI. s. c. 4: ad introductionem oblati operis. Vergl. c. 6.
2) Ebendas. c. 10. 13. Derselbe Name erscheint in dem Werk selbst Inf. XVI, 128. XXI, 2.
3) Die loquutio vulgaris, die auch die Weiber reden.
4) S. Fraticelli zu Epist. XI. p. 542. not. 3.
5) trasumanare Par. I, 70.
6) Par. II, 1 ff. Dasselbe Bild der Schiffahrt schon Purg. I, 1 ff; auch in dem Sonett XL an Cino, Opp. minori T. I. p. 222. ed. Fraticelli.

O ihr, die ihr in kleinem Kahne seid
Gefolget meinem Schiffe voll Begierde
Zu hören, das da mit Gesang einherzieht,
Wendet zurück euch zu den heim'schen Ufern,
Begebt euch nicht auf's hohe Meer, denn leicht
Verliert ihr mich, bleibt ihr verirrt zurück.
Nie ward das Meer durchschifft, das ich befahre;
Minerva baucht, es führet mich Apollo,
Und alle Musen zeigen mir den Nordstern!
Ihr andern wenigen, die ihr bei Zeiten
Euch zu dem Engelbrot gewandt, von welchem
Man hier wohl lebt, doch nie gesättigt wird,
Ihr möget immerhin in's hohe Meer
Eu'r Schifflein treiben, meiner Furche folgend,
Bevor zu glattem Wasser sie geworden.

Zur Sache aber erklärt er sich in jenem Briefe an Can Grande. Demnach ist der Gegenstand der göttlichen Komödie nach buchstäblichem Sinn der Zustand nach dem Tode der Seelen schlechthin (während im dritten Theil der Zustand der seligen Seelen geschildert wird); allegorisch genommen aber der Mensch, wie er in Verdienst und Unverdienst durch Willensfreiheit der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterworfen ist[1]). Dazwischen steht aber noch ein dritter Gegenstand, die Person des Dichters, der sein inneres und äußeres Leben in die Dichtung verflochten hat. Den Schlüssel dazu giebt eine durch ein anderes Werk im ähnlichen Fall veranlaßte Erklärung, wiefern von sich zu reden verstattet ist[2]). Das ist vornehmlich, außer dem Fall der Selbstvertheidigung, wenn dadurch, daß man über sich selbst spricht, einem andern auf dem Wege der Belehrung der größte Nutzen erwächst: wie dies den Augustinus bewogen habe, in seinen Bekenntnissen von sich zu reden, damit er durch den Fortgang seines Lebens (welches vom Schlechten zum Guten und vom Guten zum Bessern und vom Bessern zum Besten war) als der wahrste Zeuge ein Beispiel und eine Lehre gebe. — Und hier schließt sich der Zweck an, den er in jenem Briefe von dem ganzen Inhalt der g. Komödie dahin angiebt: die Lebenden dem Zustand des Elends zu entziehn und zum Zustand des Glücks zu führen[3]). Diese kurzen und klaren Aussprüche wollen wir näher in's Auge fassen besonders nach ihrem Verhältniß zu einander, um einigen Grundirrthümern in der Auffassung des Ganzen zu begegnen.

---

1) Epist. XI. c. 8. p. 538. c. 11. p. 542.
2) Convito I, 2. p. 69. 3) Epist. XI. c. 15.

1. Daß der Zustand der Seelen nach dem Tode den Gegenstand ausmacht, ist offenkundig nach der ganzen Anlage des Gedichts, welches nach dem Schauplatz des jenseitigen Lebens abgetheilt ist in Hölle, Reinigungsort und Paradies. Das sind die drei Reiche[1]), die auch zuweilen zusammengefaßt werden nach der Lage derer, die darin weilen[2]), wie nach der örtlichen Verschiedenheit: in letzterer Hinsicht als das schmerzenreiche Thal, der Berg mit dem schönen Gipfel, dem irdischen Paradiese, und der Himmel mit seinen Sphären und Lichtern[3]), wo überall Paradies ist[4]). Gleichwohl hat man versucht diesen Sinn zu beseitigen und den Inhalt zu einem diesseitigen zu machen, indem alles, was der Dichter aus dem Jenseits mittheilt, bezogen werden soll, sei es auf die politischen Zustände seiner Zeit oder auf das religiös-sittliche Leben der Menschen auf Erden[5]). Solche Behauptungen aber sind diesem Gedichte gegenüber eine ähnliche Ketzerei wie zu der Zeit der Apostel die falsche Lehre von der Auferstehung war, als ob sie schon geschehen sei (2 Tim. 2, 18), indem man die geistige in diesem Leben anerkannte, die nach dem Tode leugnete; während der Erlöser die eine und die andere gelehrt hatte. Denn das ist auch die Folge, daß wenn man den Gedanken der g. Komödie ganz im diesseitigen Leben aufgehen läßt, dann nach Dante gar nichts für das Jenseits übrig bleibt. Aber der Dichter hat beides als den Inhalt hingestellt: den Zustand nach dem Tode und den Wandel auf Erden, diesen jedoch in Beziehung auf das göttliche Gericht. Dieser allegorische Sinn schließt aber den erstern nicht aus, sondern beruht auf demselben. Außerdem liegen in der Schilderung der

---

1) Sie werden im Einzelnen bezeichnet als doloroso oder dolente regno Inf. XXXIV, 28. Purg. VII, 22; — secondo regno Purg. I, 4; — regno santo oder beato Par. I, 10. 23. auch deiforme II, 20. Davon verschieden, nehmlich nicht so local gemeint, ist eterno und celeste regno Purg. XXII, 78. XXXII, 22.

2) Inf. I, 115 ff. 3) Par. XVII, 112 ff 136 ff.

4) Par. III, 89.

5) Jenes nach Dionisi und Marchetti; dieses nach Biagioli, Rossetti u. A. Vergl. Blanc Die beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie S. 16 ff. Die zweite Ansicht scheint neuerdings in Deutschland das Uebergewicht erlangt zu haben. Deutlich spricht sich Abeken in diesem Sinne aus (1826) in s. Beitr. für das Studium der g. Komödie S. 129: es sei in den 3 Theilen des Gedichts Hölle, Fegefeuer und Himmel zu suchen, insofern der sündige, der büßende und heilige Mensch diese auf der Erde und in sich selbst findet. Und jüngst (1863) scheint auch Braun, obwohl er eine umfassendere Ansicht entwickelt, schließlich dabei stehn zu bleiben, in der Einleitung seiner Uebers. Th. I. S. 124. Vergl. unten S. 64. A. 2.

drei Reiche die deutlichen Beweise, daß diese ihrem Wesen nach ganz eigentlich gemeint sind: und zwar in dem dogmatischen Gehalt, der im Sinne Dante's sich nicht verflüchtigen und in bloße Allegorie auflösen läßt. Dahin gehört erstens das nach göttlichem Rathschluß und ewigem Gesetz geordnete Schicksal der drei Klassen, der Verdammten, Hoffenden und Seligen: ihr räumliches Geschiedensein in Hölle, Purgatorium und Paradies. Sodann bei den Verdammten in der Hölle die Bestimmung, daß sie keine Hoffnung haben, ihre Strafe ohne Ende ist: was sowohl durch die Ueberschrift des Hölleneingangs (s. S. 24), als auch sonst angezeigt wird[1]). Und bei den im Purgatorium Büßenden der Zustand, daß sie nicht mehr der Versuchung unterworfen sind (daher sie die letzte Bitte des Vaterunsers nicht für sich aussprechen)[2]), so wie der häufig wiederkehrende Vorgang, daß sie zur Abkürzung ihrer Strafzeit die Fürbitte derer, die noch auf Erden sind, verlangen, oder man erfährt, daß solche Abkürzung dadurch schon eingetreten ist. Endlich bei den Seligen im Paradiese am Ziel der ganzen Wanderung die Schilderung von der Vollendung der Seligkeit im Anschauen Gottes. Das sind feste Punkte des Kirchen- und Volksglaubens, die nur das Leben nach dem Tode betreffen und in eine Erklärung, welche das Ganze auf das diesseitige Leben umdeuten will, gar nicht eingehn, demnach in dieser Auffassung ohne Sinn sein würden. Daneben ist viel dichterischer Schmuck, wie in der architektonischen Anordnung der Reiche, und der landschaftlichen Schilderung besonders des Reinigungsberges; aber alles ordnet sich theils der dogmatischen Grundlage, theils dem praktischen Zweck unter. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den Parabeln des Herrn, namentlich derjenigen, die zunächst hieher gehört, von Lazarus und dem reichen Manne: wo auch die Lehre von dem Zustand nach dem Tode umhüllt ist mit dichterischen Zügen, die so wenig für Stücke des Glaubens gelten wollen als den Vorwand hergeben dürfen, jene Lehre aufzuheben.

2. Indem der Dichter selbst es ist, der die Zustände der Seelen nach dem Tode schaut und von ihnen verkündet, ist er genöthigt, auch von sich zu reden. Aber das geschieht viel mehr: wir dürfen als den andern Gegenstand der göttl. Komödie gradezu Selbstbekenntnisse Dante's bezeichnen. Das beweisen schon Anfang und Ende derselben, die ganz persönlich, jener seine Verirrung in einem Walde, als er in der Mitte des Lebens,

1) Inf. III, 83. IV, 42. V, 44. 2) Purg. XI, 22.

Digitized by Google

im Alter von 35 Jahren stand, dieses seine Erhebung zur Anschauung der Wesenheit Gottes schildern. Wenn nun auch, soweit Absicht liegt in diesem Reden von sich selbst, nach jener von ihm angezeigten Richtschnur (S. 56) er daraus andern durch Belehrung Nutzen schaffen will; so geht doch aller Absicht voraus, daß ihn als Dichter eine innere Nöthigung getrieben hat. Und dem entsprechen zwei Hauptmotive der ganzen Handlung: die Verherrlichung der Beatrice und seine eigene Läuterung, welche dadurch zusammengehn, daß die Läuterung unter dem Schutz und der Führung jener Frau erfolgt. Dieser ganz persönliche Inhalt schließt nicht aus, daß beide Personen noch etwas anderes vorstellen kraft der allegorischen Anlage des Gedichts, wonach sie in der That eine Doppelstellung einnehmen.

Zuerst aber ist einleuchtend, daß die Beatrice der göttlichen Komödie menschliche Persönlichkeit hat: und nichts ist verfehlter, ja unpoetischer, als sie zu einer poetischen Erfindung zu machen, wie Francesco da Buti (um 1385) und Filelfo (1468) wollten [1]). Dagegen entscheidet schon die Stelle, welche ihr im Himmel im dritten Kreis der höchsten Stufe neben der Rahel zugetheilt wird [2]). Und was Dante betrifft, so geht er von ihrem irdischen Dasein aus gleich zu Anfang durch den Hinweis, daß er aus Liebe zu ihr aus dem gemeinen Haufen sich erhoben, weshalb sie den Virgil zu seiner Rettung aufruft [3]); er gedenkt ihres Todes, als er zuerst im irdischen Paradiese sie wiedersieht, wodurch ein 10jähriger Durst in ihm gestillt werde [4]) (denn im J. 1290 war sie gestorben und in's J. 1300 setzt er diese Vision), so wie des ersten Tages, da er im irdischen Leben ihr Antlitz gesehn, bei ihrer letzten Erscheinung im höchsten Himmel, bis wohin sein Gesang noch habe folgen können [5]). Dazu kommt, daß Dante in andern Gedichten und Schriften von der wirklichen Beatrice und ihrer Einwirkung eine Schilderung giebt, die der Beatrice der g. Komödie genau entspricht. Selbst in einzelnen Zügen: in einem Sonett der Vita nuova preiset er ihre Augen und ihr Lächeln [6]), was er ebenso in einer Canzone des Convito an seiner zweiten Geliebten, der Weisheit, hervorhebt: mit der Auslegung, daß in den Augen und dem Lächeln wenn auch gleichsam verschleiert sich oft die Seele zeigt,

1) S. Paur Ueber die Quellen zur Lebensgesch. Dante's. S. 7. 27.
2) Inf. II, 102. Par. XXXI, 67 ff. XXXII, 7. 8.
3) Inf. II, 104. 58 ff. 4) Purg. XXXII, 2.
5) Par. XXX, 28. Vergl. S. 53.
6) Vita nuova c. 21. Sonetto IX.

das Lächeln sei ein Wetterleuchten ihrer Wonne[1]): woraus sich in der Schilderung der himmlischen Beatrice die häufige Wiederkehr grade dieses Zuges (s. oben S. 53) erklärt. Und in einer Canzone der Vita nuova, welche ihren Tod beklagt, preiset er ihre Verklärung im jenseitigen Leben[2]):

Denn seit sie uns entrückt ward, ist entglommen
Die Schönheit heller nur, die sie umfließet,
Und hat sich all' verklärt in geist'ge Schöne,
Daß durch die Himmel ströme
Das Licht der Liebe, das die Engel grüßet;
Und Staunen faßt im sinnenden Gemüthe
Die hohen Geister, schaun sie ihre Güte.

grade wie sie in der göttl. Komödie erscheint. Endlich hatte er schon während ihres Lebens auf die Frage nach dem Ziel seiner Liebe erklärt: seine Seligkeit beruhe in den Worten, die seine Herrin loben, und hatte sich vorgesetzt zum Stoff seiner Rede allezeit das Lob jener holdseligsten zu nehmen, aber er schien ihm noch zu hoch für seine Kraft[3]). Doch zehn Jahre nach ihrem Tode (1300), nachdem er ein Sonett vollendet, worin es heißt, daß der Seufzer seines Herzens jenseits der höchsten Sphäre geht und er dort eine Frau erblickt, welche Ehre empfängt, und sie in solchem Wesen sieht, daß er es nicht fassen kann[4]), hatte er ein wunderbares Gesicht. Darauf gründet sich die Erklärung: er hoffe, wenn sein Leben so lange daure, von ihr zu sagen was niemals von einer sei gesagt worden. Und er bittet Gott, daß dann seine Seele gehen könne, zu sehen die Herrlichkeit ihrer Herrin, jener gebenedeiten Beatrice, welche in der Glorie sein Angesicht schaut. Damit endet die Vita nuova: und das ist das eine Thema der göttlichen Komödie, deren Inhalt er öfter als Vision bezeichnet[5]).

Hier schließt sich aber die andere Seite an, seine eigene Läuterung: und auch darin stimmt der Inhalt dieses Gedichts mit der Erfahrung seiner Jugend von Beatrice. Denn aus dieser heraus preiset er in einer Canzone die Wirkung ihrer Erscheinung: daß die Gedanken gemeiner Herzen, wenn sie vorübergehe, erstarren und sterben, und wer ihren Anblick erträgt edel wird und so stirbt[6]);

---

1) Convito III. zu Anfang u. c. 8. p. 220 f.
2) Vita nuova c. 34. Canzone V. Uebersetzt von Oehnhausen S. 97.
3) Ebendas. c. 18. p. 34. 4) Ebendas. c. 42. p. 88. 89.
5) Par. XVII, 128. Obwohl er auch in der Vision noch Visionen hat Purg. XVII, 34. Par. XXXIII, 62.
6) Vita nuova c. 19. p. 36.

er schildert auch, wie in ihm selbst ihr Gruß tugendreich wirke und ihre Tugend walte [1]). In der göttlichen Komödie aber ist sie es, die darauf zurückweiset, jedoch ihm vorhält, daß er auf dem Wege nicht beharrt sei, und dadurch ihn zur Reue leitet. Das geschieht auf der Höhe des Reinigungsberges vor dem Uebergang in's irdische Paradies. Und diese Rede giebt Aufschluß über das ganze Verhältniß, wie der Dichter es persönlich geltend macht. Sie sagt [2]):

Ich hielt ihn ein'ge Zeit durch meinen Anblick,
Indem ich ihm die jungen Augen zeigte,
Ihn mit mir führend in der rechten Richtung;
Allein sobald ich an der Schwelle war
Des zweiten Lebens, das ich nun eintauschte,
Entzog er mir sich —.
Er wandte seine Schritt' auf falsche Wege,
Den Bildern folgend eines Glücks, das täuschet
Und nie erfüllet was es uns verheißt.

Worauf mit schwerem Herzen er selbst bekennt [3]):

Die gegenwärt'gen Dinge
Mit ihrer falschen Lust verführten mich,
Sobald als euer Antlitz sich mir barg.

Sie aber zur Verstärkung jenes Eindrucks, erinnert ihn, wie in entgegengesetzter Richtung ihr begrabener Leib ihn hätte führen sollen:

Nie bot Natur und Kunst dir solche Wonne,
Als dir die schönen Glieder, worin ich
Verschlossen war, und die jetzt Staub geworden.
Und wenn die höchste Lust dir so entzogen
Durch meinen Tod, welch' sterblich Wesen konnte
Dich dann mit Sehnsucht noch zu ihm hinziehn?
Wohl hättest bei dem ersten Angriff du
Hinfäll'ger Dinge dich erheben sollen
Mir nach, die nicht zu solchen mehr gehörte.

Das Verhältniß findet seinen Schlußstein im letzten Theil, gegen Ende des ganzen Gedichts, als Beatrice ihm entrückt ist, worauf er seinen Dank zu ihr emporsendet für die Erweisung ihrer Macht und Güte, daß sie aus der Knechtschaft ihn erhoben, seinen Geist gesund gemacht habe [4]).

---

1) c. 10. 11. p. 16 f. c. 28. p. 62.
2) Purg. XXX, 121 ff. 130 ff.
3) Purg. XXXI, 34 ff. 47 ff. der letzte Vers (57) der Uebersetzung nicht nach Blanc, sondern nach Philalethes.
4) Par. XXXI, 82—90.

Jedoch auch abgesehn von diesem persönlichen Verhältniß tritt derselbe Gedanke in individuellen Zügen hervor. Jene Verirrung erklärt er selbst, da er seinem Freunde Forese unter den wegen Schwelgerei Büßenden begegnet: er nennt drückend die Erinnerung daran, wie sie es mit einander getrieben; von solchem Leben habe er an jenem Tage sich abgewendet [1]). Und zuvor bekennt er im Kreise derer, die den Neid abbüßen: auch er werde einst dafür büßen, aber nur wenig, mehr fürchte er die Pein, die zur Abbüßung des Stolzes verhängt sei [2]). Und zuletzt noch kommt sein falsches Vertrauen auf Schulweisheit zur Sprache, wogegen er erkennen soll, daß der menschliche Weg von dem göttlichen so weit absteht, als von der Erde der fernste Himmel [3]). Ganz individuell ist auch ein Ausruf, den die Herrlichkeit des Paradieses in ihm hervorlockt und den er in einem Nebengedanken einschaltet von seiner Wiederkehr zu dem heiligen Triumph, um deßwillen er oft seine Sünden beweine und seine Brust schlage [4]).

Gegenüber solchen Selbstbekenntnissen aber nimmt den größern Theil seines Gedichts die Schilderung der Sünden der Welt ein, vom ersten Abfall durch die mythischen und historischen Zeiten hindurch am meisten aus seinem eigenen Zeitalter. Und dies ist das andere Thema: seinen Zeitgenossen und seinem Vaterlande einen Spiegel zur Buße vorzuhalten und den Weg des Heils zu zeigen. Dazu empfängt er wiederholt die Anweisung. Er soll zum Heil der Welt, die übel lebt, auf ein Gesicht schauen und was er sieht nach seiner Rückkehr aufschreiben [5]). Also wird er, der lehrende, von denen hienieden, die von ihm lernen, unterschieden. Aber der Weg, den diese zurücklegen sollen, ist kein anderer, als den er selbst gemacht: und wie sehr die Vision, die sein Gedicht erfüllt, sein Eigenthum ist, so geht doch mit ihm in der ganzen Handlung nichts vor, woran nicht alle würden Theil nehmen können, wenn sie gleicher Gnade gewürdigt werden. Noch mehr, es sind bestimmte Zeichen zum Beweise, daß der Dichter nicht bloß für seine Person den Weg durch die drei Reiche macht, sondern als eine Collectivperson, im Namen der verirrten Menschheit: darauf leiten seine eigenen Angaben von dem Inhalt der Dichtung, das ist allegorisch genommen der Mensch, wie er durch den Gebrauch des freien Willens der göttlichen Gerech-

1) Purg. XXIII, 115 ff. 2) Purg. XIII, 133—138.
3) Purg. XXXIII, 85 ff. 4) Par. XXII, 106.
5) Purg. XXXII, 103. vergl. XXXIII, 52.

tigkeit unterworfen ist; und von dem Zweck des Ganzen, welcher dahin geht die Menschen dem Elend zu entreißen und zum Glück zu führen. Der läßt sich näher so bestimmen: durch Furcht und Hoffnung zur Umkehr aus dem Sündenleben und auf Grund des Glaubens zum Frieden und Besitz der ewigen Güter zu führen.

Erstens also in der Hölle werden die Verdammten gezeigt, wie sie gemäß ihren Sünden ewig Strafe leiden (s. oben S. 58). Es ist dem Dante sogar verboten Mitleid zu haben, weil das gerechte Gericht Gottes hier sich vollzieht[1]). So ist nicht daran zu denken, daß hier irdische Zustände vorgestellt sein sollen: es liegt darin auch nicht der Weg zur Reue; die giebt es in der Hölle nicht[2]); sondern was da vorgeführt wird ist ein jenseitiges, für ewig abgeschlossenes Gebiet. Es wird aber vorgeführt aus einem Zweck göttlicher Erziehung: zunächst für den Dichter, der durch diese Anschauung zur Umkehr geleitet werden soll, wie ausdrücklich erklärt wird[3]):

So tief fiel er, daß alle andern Mittel,
Um ihn zu retten, unzureichend waren,
Als nur ihm das verlorne Volk zu zeigen.

Also indem die Folge der Sünde in der ewigen Strafe gezeigt wird, soll durch Furcht Buße geweckt werden, so lange es noch Zeit ist, d. h. so lange der Mensch noch im Fleische lebt. Das ist aber, wenn auch Dante persönlich genannt wird, von allgemeiner Anwendung: und diese macht auch selbst der Dichter im Purgatorium in einem ähnlichen aber entgegengesetzten Fall, sofern die Büßungen nicht ewig sind. Eben deshalb ermahnt er den Leser durch Schilderung der Qualen, — es ist von den einst Stolzen die Rede, die von Lasten gebeugt einhergehn, — sich nicht irre machen zu lassen[4]):

Doch möcht' ich, Leser, nicht, daß du den Muth
Verlörst zu gutem Vorsatz, wenn du höreſt,
Wie Gott will, daß die Schuld bezahlet werde.
Beachte nicht das äußre Bild der Qualen!
Denk' an die Folge! denk', im schlimmsten Fall
Kann's doch nur bis zum großen Richtspruch dauern.

---

1) Inf. XX, 28.

2) Daher stimme ich nicht in die Auslegung ein von Blanc an dem (S. 57. A. 5.) angef. O. S. 56: der Mensch müsse erst durch Reue und Zerknirschung, Hölle; durch Buße und Genugthuung, Purgatorium, zur Reinigung und Erlösung emporsteigen.

3) Purg. XXX, 136. vergl. I, 64. 4) Purg. X, 106.

In andrer Richtung wirkt das Paradies: die Gegenwart der Heiligen, der ächten Diener Gottes, und die Seligkeit, die sie genießen. Mit ihnen trifft durch Gottes Gnade der Dichter zusammen und er schaut die Wahrheit jenes Hofes, auf daß, wie der Apostel Jacobus zu ihm sagt [1]):

Die Hoffnung, die mit rechter Liebe drunten
Erfüllt, du dort in dir und Andern stärkest.

Auch das läßt nicht in's Irdische sich übertragen, was dort geschaut wird; aber ein Pfand des zukünftigen Besitzes liegt in der Hoffnung, welche die ewigen Güter ergreift. Und diese Schilderung soll dazu dienen, die Hoffnung zu erregen.

Eine weitere Aneignung ergiebt sich, wenn man die Wanderung durch diese Reiche in's Auge faßt. Das Verhalten des Dichters auf derselben ist sehr verschieden: in der Hölle ist er nur beobachtend, der Gegenstand bleibt ihm äußerlich, an ihr selbst hat er keinen Theil [2]); in den Himmelssphären des Paradieses ist er auch beobachtend, jedoch nimmt er zugleich innerlich auf: „er reift in diesen Strahlen" [3]) und steigt bis zur höchsten Anschauung. Aber beide Gebiete sind abgeschlossen, wie jeder darin ist, bleibt er. Hingegen der Reinigungsberg, wie er nach der Schilderung des Dichters dem irdischen Schauplatz am nächsten sich anschließt, so sind seine Bewohner menschlicher Lage am nächsten: es ist das Gebiet des Leidens und Hoffens, des Strebens und Ringens. So daß von da aus jene allegorische Auslegung, wonach der Mensch in seinem Gebrauch des freien Willens der Inhalt der g. Komödie ist (s. S. 56), am unmittelbarsten zutrifft, — doch mit der Schranke, daß dort die Seelen nicht mehr versuchbar sind (s. S. 58) und nicht sowohl den freien Willen üben als die Gebundenheit desselben lösen. Dort wird auch der irdische Wanderer zu thätigerm Antheil geleitet, sofern eine Reihe symbolischer Handlungen mit ihm vorgeht [4]). Nachdem er aus der Hölle empor-

1) Par. XXV, 44: la speme, che *innamora*. Blanc übers.: die Hoffnung, die die Sterblichen entzückt; aber es kommmt auf den Ausdruck Liebe als Frucht der Hoffnung an nach Par. XXVI, 60. Die obige Uebersetzung ist von Philalethes.

2) Ganz anders faßt Braun Einl. zu s. Uebers. Th. I. S. 124. die Lage auf: in der Hölle sei Dante, wenn auch strebend zur Sittlichkeit, doch in Wahrheit der sündhafte Mensch und bringe alle Leidenschaft und allen Haß aus dem irdischen Leben mit u. s. w.

3) Wie es heißt Par. XXV, 36.

4) Sonst kommt, in der Hölle, nur die räthselhafte Ablegung des Stricks vor, Inf. XVI, 106.

gestiegen, muß er sich waschen und mit Binsen gürten. Vor dem Eingang in den eigentlichen Reinigungsort schreibt ihm der Engel mit der Spitze des Schwertes sieben P (d. i. peccata) auf die Stirn und giebt ihm auf dafür zu sorgen, wenn er drinnen sei, daß sie getilgt werden [1]): wie er dann durch die Kreise aufsteigt, in welchen die 7 Laster gebüßt werden, wird ein P nach dem andern von einem Engel ihm gelöscht (also das Mal der Sünde von ihm genommen), wodurch das Steigen sich erleichtert [2]). Endlich muß er im 7. Kreise in das Läuterungsfeuer eintreten, dessen Flamme jedoch nicht körperlich sengt [3]). Zuletzt trinkt er aus Lethe Vergessenheit der Sünden, nachdem er mit Thränen der Reue sie bekannt (denn ohne dies kann Lethe nicht gekostet werden) [4]); und nachdem er den Fluß überschreitend in's irdische Paradies eingetreten, wird er durch den Trank aus dem heiligen Wasser der Eunoe neu geboren [5]). In allem dem aber liegt nichts, was den Dichter persönlich anginge, sämmtliche Motive der Läuterung sind allgemein menschlich. Vornehmlich die 7 P, die für Dante allein jedenfalls zu viel sind, — denn in den verschiedenen Kreisen des Purgatorium büßen die Einen diese, die Andern jene Sünde, nicht daß sie durch alle Kreise hindurchgehn müßten: und wenn die Sünde gebüßt ist, in welchem Kreise es auch sei, wird die Seele frei und beschwingt zum Himmel sich erheben, (wie Statius berichtet), wobei der Berg erbebt und alle Seelen Lobgesang anstimmen [6]). Wenn also der Dichter mit dem Merkmal aller 7 Sünden gezeichnet und eins nach dem andern ihm gelöscht wird, so liegt darin in der That die Zurechnung der allgemein menschlichen Sündhaftigkeit, um so mehr, da diese Wanderung und Läuterung ihn der dereinstigen Buße nach dem Tode für seine individuelle Sünde (des Neides, wie er bekennt) nicht überhebt [7]): das ist die Erweiterung seiner selbst zu einer Collectivperson.

Wenn aber unter Dante auf seiner jenseitigen Wanderung der Mensch überhaupt auf seinem Wege zur Ewigkeit gedacht werden kann, so muß sich diesem gegenüber auch die Bedeutung der Beatrice ändern, da das persönliche Verhältniß des Dichters zu ihr dann keine Kraft hat. So bleibt nur die göttliche Sendung,

---

1) Purg. IX, 112. vergl. XV, 79.
2) XII, 118 ff.
3) XXVII, 10 ff.
4) XXX, 142 ff.
5) XXXIII, 127 ff. 143.
6) XX, 128. XXI, 58 ff.
7) XIII, 133 ff.

zu der sie von einer edlen Frau (der Maria) veranlaßt ist, übrig: und sie selbst als Organ der göttlichen Gnade. Aber auch dem Dichter gegenüber hat sowohl Beatrice als Virgil, die in seiner Führung sich ablösen, außer der ganz persönlichen Geltung eine allegorische Bedeutung, wie jener selbst auf die Frage Dante's erklärt [1]):

So viel Vernunft hier sieht,
Kann ich dir sagen; mehr mußt von Beatrix
Erwarten du, da dies des Glaubens Sache.

Also tritt Beatrice für die Geheimnisse des Glaubens ein, nachdem Virgil im Namen der gereiften menschlichen Vernunft, so weit diese reicht, Aufschluß gegeben hat. Den letztern zum Repräsentanten des Kaiserthums zu machen, ist durch keine einzelne Stelle veranlaßt und durch den Zusammenhang der Dichtung verwehrt: der Kaiser hat auf dem ganzen Wege durch Hölle und Fegefeuer offenbar gar nichts zu sagen, und wie käme Virgil dazu ihn zu vertreten? Dieser wird lediglich als Dichter und Verkündiger der Offenbarung von Dante gefeiert, der ihm Licht verleiht [2]), der ihn leitet, soweit seine Lehre es vermag [3]), und übrigens auf Beatrice ihn hinweiset, die ihn weiter zur Wahrheit führen werde [4]): wobei so wenig an Papstthum als Kaiserthum gedacht wird [5]). So angesehn rückt Beatrice näher zu den an-

1) XVIII, 46.
2) Purg. IV, 30. VI, 28. VIII, 112.
3) XXI, 33. 4) VI, 45. XV, 76.
5) Ich befinde mich hier in Widerspruch mit dem verdienten Biographen Dante's, Wegele in s. Leben Dante's S. 387 ff. Derselbe führt für seine Ansicht zwei Stellen an, zuerst Purg. III, 1—6: daß Dante sage: zu dem Reinigungsberge spornt uns die Vernunft, und fortfahre: ich schloß mich an das sichere Geleite, an Virgil: wodurch die Vernunft und Virgil aus einander gehalten würden. Aber Dante sagt das Gegentheil, nicht daß die Vernunft uns spornt, sondern diejenigen, die auf den Reinigungsberg gehören, — er selbst aber hat eine Ausnahmestellung und wird in dieser durch Virgil geführt. Die andere Stelle ist Purg. XXVII, 142, wo Virgil bei dem Abschied von Dante erklärt, ihm Krone und Mitra zu geben, und hierin findet Wegele das Rätbsel des ganzen Systems. Aber es wird damit bildlich nichts anders ausgedrückt, als was er zuvor eigentlich gesagt, daß sein Wille rein und gesund ist und er diesem nun folgen soll, oder daß er sein eigener Herr ist. Der Gedanke schließt sich unmittelbar an den Wunsch an, den schon auf dem Wege Dante empfangen hat: möge die Leuchte, die dich emporführt (Virgil), in deinem Willen so viel Nahrung finden als nöthig ist bis zum höchsten Gipfel (dieses Berges) (Purg. VIII, 112). — So wenig als das Papstthum, scheint mir

dern heiligen Frauen, der Lucia und Mathilde, die nur geringe Persönlichkeit haben (wenn auch jene Lucia die Heilige aus Syracus ist, welcher Dante Verehrung gewidmet)[1]) und zu den rein allegorischen Figuren, als welche die 7 Tugenden aufgeführt werden.

Die Summe dessen aber, was im Purgatorium erstrebt wird und im Paradiese die Seligen besitzen, ist der Friede (wie wir weiterhin bei der Theologie sehen werden S. 71). Dante selbst aber bekennt an der schon erwähnten Stelle, daß er den Schritten eines solchen Führers folgend, von Welt zu Welt den Frieden suche (s. S. 38). Oder, wie er auch sagt: da er noch im ersten Leben sei, erstrebe er wandelnd das andere, d. h. das ewige Leben[2]).

3. Das kommt noch weiter zur Sprache, da er während der Wanderung durch die jenseitigen Reiche öfter an die Rückkehr in das diesseitige Leben erinnert, wie dasselbe Frucht daraus empfangen soll. Er ist geläutert und erneuet, sein Wille befestigt, sein Geist zur Klarheit geführt, auf daß er fortan auf Erden in einem neuen Leben wandele und dann selig sterbe. Denn darum wird er selig gepriesen, daß er dort in der Region der Büßenden Erfahrung einnimmt, um besser zu leben[3]). Und zum Schluß dieser Wanderung durch das Purgatorium wird ihm Reue abgefordert und der Weg gezeigt, den er hätte wandeln sollen, zu größerer Beschämung, auf daß er ein andermal, wenn er die Sirene hört, stärker sei[4]). Hingegen zu Ende des Paradieses beim Abschied von Beatrice betet er, daß ihre Herrlichkeit (oder die göttliche Huld) in ihm bleibe: daß seine Seele, welche sie gesund gemacht, ihr wohlgefällig aus dem Körper sich löse[5]). — Und von diesem Ziele aus lassen sich nun die Umstände beim Anfang der Wanderung in dem irdischen Thale sicher bestimmen. Da die Lösung durch das ganze Gedicht hindurch, so weit sie den Dichter persönlich betrifft, nur auf den inwendigen Menschen geht,

---

der Bußpriester, zu dem nach Wegele S. 389 Virgil den Dante führt, hieher zu gehören, — da die Aufforderung zur Buße durch Beatrice kein kirchlicher Akt ist und das Ganze an einem überirdischen Ort vorgeht, was sich nicht ohne weiteres übertragen läßt.

1) Inf. II, 98.

2) Purg. VIII, 59. Entgegengesetzt wie die Geister in der Hölle nach dem zweiten Tode rufen, Inf. I, 117.

3) Purg. XXVI, 75. 4) Purg. XXXI, 45.

5) Par. XXXI, 90.

so kann auch die Verwickelung nicht anders verstanden werden. Wie er nun zu Anfang in dem Thal der Verirrung von der Rettung abgeschnitten und in den Wald zurückgescheucht wird durch drei Thiere, den Panther, Löwen und die Wölfin, so geben diese zunächst nur ein Bild sittlicher Zustände, der andringenden Leidenschaft. So schildert er auch die Bewohner des Arnothales nach der Reihe als schmutzige Säue, bissige Hunde, Wölfe und arglistige Füchse [1]). Er selbst auch schildert die Wölfin und ihren bodenlosen Hunger als Bild der Habsucht und des Geizes [2]); der Panther ist von Alters her ein Bild der Wollust, und dem Löwen fällt der Stolz und die Herrschbegier zu, — wie Dante auch eine verwandte Dreiheit von Lastern, Stolz, Neid und Geiz als die Funken nennt, welche die Herzen zu Florenz entzündet haben [3]). Jene drei aber Weltlust, Hoffart und Habsucht umfassen das lasterhafte Wesen überhaupt, auf Grund des Spruches von Fleischeslust, Augenlust und hoffärtigem Wesen (1 Joh. 2, 16). Das ist also der irdische Ausgangspunkt der Wanderung, daß der Dichter darin verstrickt war, — wie er im Verlauf derselben ganz persönlich des Stolzes, des Neides, der Weltlust sich schuldig bekennt. Aber wie er allein die sieben Sünden, die im Purgatorium gebüßt werden, dort auf sich nimmt, um die menschlichen Verirrungen in sich zusammen zu fassen, so vertritt er auch das ganze sündige Geschlecht, wenn er noch auf Erden, vor Antritt der Wanderung, sich jenen drei Hauptlastern ausgesetzt zeigt. Und eben so stehen allgemein als Bedingung des Eintritts in den Himmel, worüber er im Namen aller, die dazu berufen sind, sich ausweiset, diesen drei Lastern die drei Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe gegenüber.

Doch ist nicht zu verkennen, daß, dieser Bedeutung untergeordnet, den drei Thieren noch eine andere zusteht, worauf die territorialen Beziehungen der Wölfin so wie des Windhundes, der sie tödten soll, leiten [4]): es ist der Gegensatz der verweltlichten, herrsch- und habsüchtig gewordenen Kirche und der gottgeordneten weltlichen Macht, der in diesem Gesicht gleich zu Anfang erscheint, wie am Schluß des Purgatorium in dem Gesicht von dem Kirchenwagen, seiner Zerstörung durch den Drachen und der Verkün-

1) Purg. XIV, 43 ff. 2) Purg. XX, 10.
3) Inf. VI, 74.
4) S. die treffliche Auseinandersetzung von Blanc Die beiden ersten Gesänge der g. Komödie mit Rücksicht auf alle früheren Erklärungsversuche erläutert. Halle 1832. S. 56 ff.

digung eines Erben des römischen Adlers derselbe Gegensatz durch eine andere Symbolik ausgeführt wird.

Und damit eröffnet sich ein neuer Gesichtskreis in der Anlage des Gedichts, indem die durchgehende Rüge der Gebrechen in Kirche und Staat so wie der Hinweis auf die wahre Gestalt und die ewige Grundlage beider in die Zukunft hineingreift. Das ist der reformatorische Charakter der göttl. Komödie, die nicht blos eine Wiedergeburt des sittlichen Lebens des Einzelnen, sondern Wiederherstellung und Erneuerung des ganzen Gemeinwesens und der waltenden Mächte im nächsten Hinblick auf Italien, des Papstthums und des Kaiserthums, erstrebt.

In der Ausführung dieser Gedanken ist nun ein ungeheurer Stoff zusammengebracht, geistig ausgeprägt und in kunstreichster Gliederung aufgebaut. Es entfaltet sich ein ganzes theologisches System und zugleich Geschichte: nicht allein in der Wanderung durch die drei Reiche die innere Geschichte des Dichters, sondern auch die außerirdische Geschichte der Creaturen, der Geister und der Menschenseelen, soweit nicht im Element der Ewigkeit das Unveränderliche waltet. Es ist nicht ein irdischer, sondern ein jenseitiger Verlauf, aber das Unter- und Ueberweltliche, sofern es aus dem Diesseits hervorgeht, leuchtet überall in dasselbe zurück.

Und damit nicht genug, sind einestheils zahlreiche philosophische und theologische Excurse, anderntheils als poetische Zugabe ein großer Reichthum von Bildern und Gleichnissen aufgenommen, die über alle Gebiete des menschlichen und Naturlebens sich erstrecken und sinnreichste Verknüpfungen überraschend darbieten. So daß in der That auf diesem Wege das damalige menschliche Wissen gesammelt, eine Art Encyclopädie zu Stande gebracht wird.

Indem ich aber darauf verzichte, hieraus den Ideenkreis der göttlichen Komödie im Allgemeinen darzulegen [1]), wende ich mich gleich zu dem besondern Gebiet, welches wir hier vorzugsweise in's Auge fassen.

III. Die Theologie Dante's.

Schon die Anlage der göttlichen Komödie, da sie die Welten jenseits des Grabes schildert, bringt es mit sich, daß ein Dogma

---

1) Es sollte auf den vorigen Abschnitt, der die Anlage oder den Plan der göttl. Komödie behandelt, die Darstellung ihres Ideenkreises hier folgen; aus Mangel an Raum jedoch bleibt dieser Abschnitt weg.

in den Vordergrund tritt: die Lehre von den letzten Dingen, jedoch mit der Einschränkung, daß nur der Zwischenzustand nach dem Tode aufgefaßt wird; Auferstehung und Gericht bleiben in der Ferne und werden nur beiläufig berührt. Zunächst ist jene Lehre in Thatsachen eingeschlossen, — aber sie wird auch ausdrücklich entfaltet, z. B. bei den ungetauft verstorbenen Kindern in der Vorhölle ihr Zustand und der Grund ihres Ausschlusses von der Seligkeit, bei der Erscheinung eines Heiden (des Statius) im Purgatorium der Grund dieser Ausnahme und damit die Bedingungen der Seligkeit überhaupt. Und so führt der Weg noch sonst an einer Reihe von Dogmen vorbei: sei es daß sie mehr in Form der Vision nur angedeutet werden, z. B. von der Person Christi, oder eine lehrhafte Behandlung finden. Dabei ist es häufig eine Frage oder ein verschwiegener Zweifel des Dichters, der die Erörterung hervorruft, oder seine Führer gehn von selbst darauf ein und stellen die rechte Lehre im Gegensatz gegen alte und neue Irrthümer fest. So ist reichlicher Stoff gegeben, um das theologische System Dante's abzuleiten. Hier beschränken wir uns darauf, zuerst die Grundlehren desselben anzuzeigen, welche seinen christlichen und theologischen Charakter bestimmen; sodann die streitigen Lehren und damit seine Stellung zum katholischen Kirchenthum so wie die Frage, ob er ein Ketzer oder ein Vorläufer der Reformation sei, in Betracht zu ziehn.

a. Die Grundlehren.

Entscheidend für das Christenthum und die Theologie Dante's ist seine Auffassung des höchsten Gutes. Wir stellen diese voran, und betrachten darauf den Weg, der dahin führt, wie er praktisch und theoretisch ihn bestimmt: nehmlich die theologischen Tugenden und die theologischen Erkenntnißquellen.

1. Das höchste Gut.

Das höchste Gut (sommo ben) ist nach Dante Gott selbst, in dem alles Gut anfängt und endet[1]), der einen solchen Vorzug hat,

> Daß jedes Gut, das außer ihm sich findet,
> Nichts andres als ein Strahl von seinem Licht ist[2]).

Das Verhältniß des Menschen dazu ist in seiner Erschaffung angelegt, da „das höchste Gut ihn gut zum Guten gemacht hat“[3]),

1) Par. VIII, 87. 2) Par. XXVI, 31.
3) Purg. XXVIII, 91. 92.

d. h. zu Gott selbst: wodurch die Bestimmung des Menschen in der Richtung auf das höchste Gut ausgesprochen ist[1]). In der Aneignung aber tritt zunächst eine Zweiheit hervor in Bezug auf das sittliche und das geistige Leben, und so wird das höchste Gut des Menschen bestimmt als Friede und als Anschauen Gottes. Der Einheitspunkt dafür wird alsbald hervortreten. — Wie nun der Dichter für sich selbst den Frieden gesucht und gefunden, hat sich in seinem Leben gezeigt (S. 38). Daß er ihn allgemein als das höchste Gut auffaßt, beweiset die göttl. Komödie aller Orten. Anfang und Ende desselben erhellt aus der Bestimmung des irdischen Paradieses, welches Gott dem ersten Menschen als Angeld (oder Unterpfand, arra) des ewigen Friedens gegeben habe[2]). Aber durch seine Schuld hat er beides verwirkt; bis der Engel der Verkündigung einen neuen Anfang bringt: denn unter den Bildwerken am Reinigungsberge ist zu sehen

Der Engel, der zur Erde mit der Urkund'
Des viele Jahr' ersehnten Friedens kam,
Die uns den lang' verschloss'nen Himmel öffnet[3]).

Die nähere Bestimmung dieses Friedens erhellt einestheils aus dem Gegensatz, da die Wölfin, welche dem Dichter auf dem Wege zum Heil sich entgegenstellt, ein Thier ohne Frieden heißt[4]): also die von der Gier Umhergetriebenen, überhaupt die Sünder haben keinen Frieden. Aber gegenüber dem innern Zwiespalt steht der Friede mit Gott: diesen Frieden suchen heißt bereuen[5]); und ihn besitzen ist die Gemeinschaft der versöhnten Seele mit Gott, wie die Seelen derer, die, gewaltsamen Todes gestorben, erst im letzten Augenblick von der Sünde sich abwendeten, bezeugen: sie seien bereuend und verzeihend geschieden, mit Gott in Frieden (pacificati)[6]). Solches geht schon auf Erden vor. Aber es setzt sich in allen drei Reichen fort. Die Hölle freilich ist nicht eine Stätte des Friedens, auch wird er dort nicht gesucht. Aber es findet sich da eine Ahnung davon: und das ist vielleicht die ergreifendste Stelle in der ganzen göttlichen Komödie, wie Francisca von Rimini zu Dante auf die Aeußerung seiner Theilnahme spricht[7]):

Wenn freundlich uns des Weltalls König wäre,
Wir wollten ihn für dich um Frieden bitten,
Weil Mitleid du mit unserm Elend fühltest.

1) Diesen Punkt: fece l'uom buono *a bene* hat Blanc in seiner Uebersetzung übergangen, er ist jedoch wesentlich.
2) Purg. XXVIII, 93. 3) Purg. X, 34. 4) Inf. I, 58.
5) Purg. XIII, 124 ff. 6) Purg. V, 56. 7) Inf. V, 91.

Auf dem Reinigungsberg geht das ganze Streben dahin. Am Fuß desselben beschwört Dante die Seelen um Auskunft bei dem Frieden, den sie sämmtlich erwarten [1]); im dritten der 7 Kreise flehen die wegen Zornes Büßenden zu dem Lamme Gottes, welches die Sünden hinwegnimmt, um Frieden und Erbarmen [2]); im sechsten Kreise weiset ein Engel den Weg: „hier geht hinauf, wer nach Frieden gehn will [3]);“ und im letzten Kreise redet Dante die Büßenden an: „o Seelen, die ihr sicher, wann es auch sei, zum Frieden zu gelangen“ [4]). — Dieser Friede ist dann heimisch, nachdem alle Sünde und Schuld getilgt ist, im himmlischen Paradiese. Und dahin war schon frühzeitig der Sinn Dante's gerichtet, noch vor dem Tode der Beatrice (vor 1290). Denn da er im Traum sie todt gesehn, dichtete er eine Canzone, worin er die erblaßte Gestalt schildert mit dem Ausdruck wahrer Demuth, daß sie zu sagen schien: „ich bin in Frieden“ [5]). Und als sie wirklich gestorben, preiset er sie, daß sie im hohen Himmel sei, in dem Reich, wo die Engel Frieden haben [6]). Das erhält seine nähere Bestimmung im 3. Theil der göttlichen Komödie, wo der Himmel, den die Engel inne haben, das Empyreum, der des göttlichen Friedens heißt, weil Gott selbst dort seinen Sitz hat [7]). Ebenso wird in andern Sphären (der Sonne und des Mars) von zwei Heiligen, die als Märtyrer unmittelbar in das himmlische Paradies eingegangen, dem Boëthius und dem Aeltervater Dante's gesagt, sie seien aus Martyrthum zu diesem Frieden gekommen [8]). Daß aber ungeachtet der Stufen des Himmelreichs, in welche die Seelen vertheilt sind, überall dort Paradies ist, hat seinen Grund darin, wie gleich zu Anfang erklärt wird: daß die Seelen kraft der Liebe Ruhe haben, daß *der Wille Gottes ihr Friede ist* [9]); wogegen es in der Vollendung des ganzen Gesichts, da der Dichter des Anschauens Gottes gewürdigt wird, heißt: daß nur *in dem Anschauen Gottes die Creatur ihren Frieden hat* [10]).

Das ist der letzte Punkt, zu dem das Gedicht Dante's und er selbst in seiner Vision im himmlischen Paradiese aufsteigt. Und dies ist die andere Bestimmung des höchsten Gutes, daß es in dem *Anschauen Gottes* beruht. So wird ausdrücklich von den drei obersten Engelordnungen gesagt, ihre Wonne sei so groß,

1) Purg. III, 74. 2) XVI, 17. 3) XXIV, 141. 4) XXVI, 52.
5) Vita nuova c. 23. Canz. II. St. 5. p. 50.
6) Ebendas. c. 32. Canz. IV. St. 2. p. 69.
7) Par. II, 112. 8) Par. X, 129. XV, 148.
9) Par. III, 85. 10) Par. XXX, 102.

als ihr Schauen sich in die Wahrheit versenkt, worin jede Einsicht sich stillt: und daraus allgemein gefolgert, daß die Seligkeit sich auf das Schauen gründet [1]). Dasselbe gilt von den Seelen der Heiligen, die auch in Gott schauen nicht blos die erschaffenen Dinge, sondern sein Wesen selbst: „der hohe Vater", heißt es, „sättigt auf ewig die Seelen in der Sonne, ihnen zeigend, wie er haucht und zeuget" [2]); wodurch die Erzeugung des Sohnes und das Ausgehn des heiligen Geistes bezeichnet wird. Im Menschen aber wirkt deshalb eine ungestillte Sehnsucht bis er die höchste Wahrheit erreicht hat, wie Dante bekennt in dem schönen Ausspruch [3]):

Ich sehe wohl, daß unser Geist sich nie
Ersättigt, wenn ihm nicht die Wahrheit leuchtet,
Die keine Wahrheit zuläßt über sich.
Hat er erfaßt sie, und er kann sie fassen
(Wo nicht, so wäre jeder Wunsch vergebens),
Ruht wie ein Wild im Lager er darin.

Also auch hier ein Nachbild jenes Friedens, den die himmlischen Creaturen im Anschauen Gottes haben, — wiewohl jenes noch kein Schauen ist.

Neben dem Schauen aber waltet in den Seligen die Liebe, — eine Zweiheit, die wir vorhin dadurch ausgedrückt fanden, daß sowohl der Wille Gottes als sein Anschauen der Friede der Seelen heißt. Die Einheit aber wird dadurch hergestellt, daß der Dichter entschieden die zweite der ersten unterordnet. Er erklärt: daß stets die Liebe dem Erkennen nachfolgt [4]), daß alle Seligkeit sich auf das Schauen gründet, nicht auf die Liebe, die erst später kommt [5]). Ein Satz, der abgesehn von der damaligen Theologie, ganz in dem wissenschaftlichen Charakter Dante's angelegt ist. Daß er aber die Liebe zu den göttlichen Dingen darum nicht zurückstellt, wenn er sie auch für abgeleitet erklärt, werden wir sogleich sehn, indem wir zu seiner Bestimmung der drei theologischen Tugenden übergehn.

2. Glaube, Liebe, Hoffnung.

Er schildert nehmlich wie er vor dem Uebergang von dem Sternenhimmel zum schnellsten Himmel eine Prüfung bestanden über Glaube, Liebe, Hoffnung vor den Aposteln Petrus, Jacobus dem ältern (den er für den Verfasser des Briefes hält) und Johannes. Denn diese gelten als Repräsentanten der drei Tugenden: Petrus des Glaubens, durch welchen er auf dem Meer gewandelt,

1) Par. XXVIII, 106—110. 2) Par. X, 50.
3) Par. IV, 124. 4) Par. XXIX, 139.
5) Par. XXVIII, 109.

und Johannes der Liebe, da er an der Brust des Herrn geruht[1]); so bleibt für den Jacobus die Hoffnung, wofür hervorgehoben wird, daß er an der Verklärung Christi Theil gehabt[2]). Durch diese Prüfung erhalten wir einen Inbegriff der Theologie Dante's, sowohl den Inhalt als die Begründung.

Also auf die Frage, was der Glaube ist[3]), antwortet er aus Hebr. 11, 1[4]): der Glaube ist die Wesenheit der gehofften Dinge und der Beweis der noch nicht erscheinenden, — eine Wesenheit, weil die gehofften Dinge, den Augen der Menschen verborgen, ihr Wesen allein im Glauben haben, worauf die Hoffnung sich gründet; und ein Beweis, weil wir von dem Glauben schließen müssen ohne geschaut zu haben. Und da er Glauben zu haben versichert, so wird er gefragt, woher? Die Antwort ist: der heilige Geist, ausgegossen in beiden Testamenten, sei ihm ein scharfer Beweis. Aber warum er die beiden Testamente für Wort Gottes halte? Aus den Werken, welche die Natur nicht hervorbrachte (den Wundern). Aber wer ihm die Werke beweise; da niemand anderes, als die h. Schrift, deren Glaubwürdigkeit erst bewiesen werden soll, dafür einsteht? Das führt auf den letzten Grund (V. 106):

Hat sich die Welt zum Christ bekehrt
Ohne die Wunder, so ist dieses Eine
Wohl hundertfach den andern überlegen;

da die Apostel arm und hungrig auf den Acker gegangen, die gute Pflanze zu säen. — Die zweite Frage geht auf den Inhalt des Glaubens und woher er ihn empfangen; worauf er bekennt:

Ich glaub' an einen Gott,
Der ewig, einig, unbewegt, aus Sehnsucht
Und Liebe nur bewegt den ganzen Himmel.
Und an drei ewige Personen glaub' ich,
So Eines Wesens, und so dreifach doch,
Daß sie verbunden Sind und Ist ertragen.

Für das erste (den Inhalt der natürlichen Theologie) beruft er sich auf physische und metaphysische Beweise so wie auf das Zeugniß beider Testamente; das andere (das Mysterium der christlichen Offenbarung) werde durch die evangelische Lehre ihm besiegelt.

Dann fragt der Apostel Jacobus nach der Hoffnung: was sie ist, wie sein Geist sich mit ihr schmückt und woher sie ihm gekommen[5]). Auf das zweite kommt Beatrice seiner Antwort zu-

1) Par. XXIV, 39. XXV, 112. 2) XXV, 32. 3) XXIV, 53.
4) Nach der Vulg.: fides est substantia rerum sperandarum, argumentum non apparentium; s. Petr. Lombard. Sentent. Lib. III. dist. 23.
5) Par. XXV, 46.

ante im Himmel vor dem Richterstuhl der Apostel Petrus, Jacobus, Johannes,

vor, bezeugend, daß die streitende Kirche keinen Sohn habe, der mehr erfüllt mit Hoffnung sei. Im übrigen erklärt er selbst zuvörderst die Hoffnung nach Petrus Lombardus und Thomas von Aquino als ein festes Erwarten der künftigen Herrlichkeit, welches hervorbringt die göttliche Gnade und früheres Verdienst. Sie sei ihm gekommen vor allem aus den Worten des Psalmensängers: es hoffen auf dich, die deinen Namen kennen (Ps. 9, 11), und aus dem Briefe des Jacobus (worin zweimal selig gepriesen werden die erduldet haben, — das erstemal mit dem Zusatz, daß wer bewährt ist, die Krone des Lebens empfangen wird, Jac. 1, 12. 5, 11): wodurch er also den Grund der Hoffnung im Glauben und deren Ziel andeutet. Ueber das letztere noch besonders befragt antwortet er: die Schrift beider Testamente zeige das Ziel der Seelen, die Gott sich zu Freunden gemacht: die Weissagung des Jesaias, daß sie mit zwiefachem Kleide werden bekleidet sein in ihrem Lande, nehmlich in der Auferstehung im Himmelreich (Jes. 61, 7)[1]), — und die Offenbarung des Johannes, daß sie angethan sein werden mit weißen Kleidern (Offenb. 7, 9).

Endlich fragt ihn der Apostel Johannes nach dem Ziel seines Strebens[2]); worauf er antwortet: aller Antrieb zur Liebe habe Anfang und Ende in dem Gut, das die im Himmel beselige[3]). Und auf die weitere Frage, woher der Antrieb komme, heißt es: daß durch philosophische Gründe und durch Zeugnisse von oben diese Liebe sich ihm einpräge. Einestheils durch den Schluß, daß alles Gute, als solches erkannt, Liebe entzündet, um so mehr das höchste Gut, von welchem alles andere Gut erst abgeleitet ist. Sodann durch Zeugnisse: zuerst (von Dionysius dem Areop.)[4]), daß Gott die erste Liebe der ewigen Substanzen (Engel) ist; ferner

1) Petr. Lombard. Sentent. Lib. III. dist. 26: spes est certa expectatio futurae beatitudinis, veniens ex dei gratia et ex praecedentibus meritis. Vergl. Philalethes zu d. St. Th. III. S. 336.

2) Der Sinn des zwiefachen Kleides erhellt daraus, daß es heißt (v. 127): nur zwei (Christus und Maria) wären mit beiden Kleidern aufgestiegen. Und der Grund dieser Benennung liegt wohl in dem Ueberkleidetsein, wovon der Ap. Paulus spricht 2 Cor. 5, 4.

3) Par. XXVI, 7. 16.

4) Die Schwierigkeit, die in dieser Stelle gefunden ist (vergl. Philalethes S. 344 f.), hebt sich durch die Unterscheidung, daß der philosophische Beweis in dem vorigen enthalten ist (v. 28—36), mit v. 37 aber die christlichen Autoritäten beginnen: denn diese stehen völlig parallel, fangen alle drei mit sterne an (v. 37. 40. 43); daher bei dem ersten dieser Zeugnisse nicht an einen heidnischen Schriftsteller, Plato oder Aristoteles, zu denken ist, sondern Dionysius sich darbietet.

daß er selbst zu Moses gesprochen: ich will dich schauen lassen alle Güte (2 Mos. 33, 19) und Johannes das Wort verkündigt, das am Anfang war (hindeutend auf die ewige Liebe des Vaters zum Sohne Joh. 1, 1). Das geht also auf das Wesen des Vaters; wozu auf Anregung des Apostels noch die Werke gefügt werden: Schöpfung, Erlösung und zukünftige Herrlichkeit (v. 55):

Alle Stacheln,
Die unser Herz zu Gott hinlenken können,
Vereinten sich zu Gunsten meiner Liebe.
Denn durch des Weltalls Dasein und das meine,
Und durch den Tod deß, der mich leben macht,
Durch das, was hofft die gläubige Gemeine,
Und die Erkenntniß, deren ich gedacht,
Bin ich dem Meer der falschen Lieb' entgangen,
Und an der echten Liebe Strand gebracht[1]).

Diese ganze Scene ist eine der anmuthigsten und bedeutendsten in dem Gedicht, — bedeutend durch die Personen und den Inhalt, der den Mittelpunkt der christlichen Erkenntniß angeht; anmuthig durch die Haltung des Dichters, seine Bescheidenheit und Entschiedenheit und lebendige Gesprächführung, das Eingreifen der Beatrice und die Freude des Petrus über seine gute Antwort, wofür er ihn dreimal umarmt, endlich den Abschluß, den die Chöre der Seligen jedesmal dem Bekenntniß geben.

Eine Anschauung davon hat vor nahezu 50 Jahren ein noch lebender Meister gegeben, Peter von Cornelius durch einen Karton, der mit andern Entwürfen zum Paradiese zur Ausführung in Rom bestimmt war: nach einem Kupferstich ist der beiliegende Holzschnitt ausgeführt (s. S. 16). Da erscheint im Fixsternhimmel der Dichter unter dem Schutz Beatrice's vor dem Richterstuhl der drei Apostel, von denen der letzte, Johannes, eben die Frage über die Liebe an ihn richtet: Petrus aber hat bereits die strenge Miene angenommen, womit er nach dem Schluß der Prüfung seinen Unwillen über die Gebrechen der Kirche kund thun wird.

3. Die heilige Schrift und die Vernunft.

Wenn die Erkenntniß der Wahrheit als Ziel alles menschlichen Strebens gesetzt wird, so ist eine Hauptfrage nach den Quellen dieser Erkenntniß. Darauf antwortet Dante schon durch die Anlage des Gedichts, daß Virgil bis zum Eingang in das irdische Paradies, von da durch die Himmelsräume Beatrice

1) v. 56. 57. nach der Uebers. von Philalethes; v. 58 ff. nach Streckfuß.

ihn führen, als Repräsentanten, jener der gereiften menschlichen Vernunft, diese der Offenbarung (vergl. S. 66). Demnach erschließt die letztere eine Erkenntniß, die über die Vernunft hinausreicht, z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit, für die er nur auf das Evangelium sich beruft. So weit sie aber ein gemeinsames Gebiet haben, fügt er gern die beiderseitigen Beweise zusammen: wie in jener Rechenschaft von Glaube und Liebe die Lehre vom Wesen Gottes und der Liebe zu ihm sowohl auf philosophische als auch biblische Gründe sich stützt (S. 75 f.).

Er unterscheidet aber außerhalb der Offenbarung noch physische und metaphysische Beweise[1]). Auf die erstern bezieht sich die sinnliche Wahrnehmung, die er sogar ausschließend geltend macht: die Erfahrung (esperienza), sagt er, pflegt die Quelle zu sein für die Ströme eurer Künste[2]); der Geist kann nur aus dem Sinnlichen entnehmen, was er dann zum Gegenstand des Verstandes macht[3]). Darnach würde dessen Thätigkeit sich darauf beschränken, auf den Grund des durch Erfahrung Gegebenen Schlüsse aufzubauen. Doch ist das seine Meinung nicht. Denn an der ersten Stelle ist nur von dem Naturgebiet die Rede; in demselben Gesange aber hat er den ergreifenden Ausspruch von einer ersten Wahrheit, die an sich erkannt wird, die der Mensch glaubt ohne Beweis[4]): das ist also eine Mitgift, welche den ursprünglichen Inhalt der Vernunft ausmacht und aller sinnlichen Erfahrung zuvorkommt, — wir können auch sagen das in's Herz geschriebene Gesetz (nach Jer. 31, 33), da er jenen Inhalt und die Offenbarung sehr schön zusammenfaßt als eine Schrift, die leise oder laut zum Menschen spricht[5]). Er zieht aber die Grenze der natürlichen Erkenntniß, indem er selbst auf dem Naturgebiet das Daß und Wie (quia und come) unterscheidet und den Menschen auffordert an jenem sich genügen zu lassen[6]):

Ein Thor ist wer da hofft, daß unser Denken
Den endelosen Weg durchlaufen könne,
Den nimmt, der Eines ist in drei Personen.
Daß es so ist, genüge euch, ihr Menschen,
Denn hättet alles ihr erkennen können,
So brauchte nicht Maria zu gebären.

---

1) Par. XXIV, 133. 2) II, 95. 3) IV, 41. 4) II, 41. 5) XXVI, 18.
6) Purg. III, 34. Die erste Terzine nach der Uebers. von Kopisch, die andre von Blanc. Zu Anfang der zweiten state contenti al *quia* übersetzt jener: sei mit dem Wie genügsam; aber nach v. 33. ist das *come* fa grade dem Menschen verborgen. Derselbe Gegensatz ist Par. XX, 89. non vedi come, worauf er v. 92 von der quiditas redet.

wobei er auf Aristoteles, Plato u. A. verweiset, deren Sehnsucht unerfüllt sei.

Da tritt also die h. Schrift ein mit unbedingter Autorität[1]: denn in beiden Testamenten ist der Geist ausgegossen[2]) und durch sie träuft die Wahrheit vom Himmel[3]). Den Beweis dafür, daß die Schrift Gottes Wort sei, führt er aus den Wundern, und die Beglaubigung für diese aus dem Dasein der Kirche, zumal ihrer Entstehung: das ist der Beweis des Geistes und der Kraft (s. S 74). Und so fordert der Inhalt der Schrift Glauben, die Vernunft aber hat auch hier noch eine doppelte Thätigkeit: einmal den Glaubensinhalt zu entwickeln und durch Schlüsse (sillogizare) das System aufzubauen[4]); während die Zweifel, die am Wege stehen, durch die Schrift niedergeschlagen werden[5]). Doch auch selbstthätig bringt sie ihre Beweise, welche die heilige Schrift bestätigt[6]). Sonst sind sie dieser untergeordnet, wie in der Lehre von den Engeln, daß sie nicht vor, sondern gleichzeitig mit der andern Welt geschaffen worden[7]):

Doch jene Wahrheit ist auf vielen Seiten
Geschrieben von des heil'gen Geistes Schreibern;
Auch die Vernunft kann es zum Theil erkennen.

Hingegen erklärt er sich gegen ein eitles Philosophiren, das seine eigenen Wege geht. Noch mehr gegen die Verdrehung und Beseitigung der Schrift[8]):

Und doch erträgt mit weniger Unwillen
Man dies hier oben, als wenn gar die Schrift
Verdreht oder bei Seite wird geschoben.
Man denkt dort nicht, welch' Blut es hat gekostet
Sie zu verbreiten, und wie der beliebt ist,
Der sich in aller Demuth an sie anschließt.

Das gehört nun schon zu der reformatorischen Thätigkeit Dante's.

b. Die Streitlehren.

Sehr natürlich hat jenes reformatorische Streben durch gute und böse Gerüchte ihn geführt. Es haben nach der Trennung der Kirchen beide Partheien auf ihn Anspruch gemacht: und der Streit darüber ist noch heute im Gange. Möglich, daß beide im Irrthum sind: und wahrscheinlich, daß er für seine Person noch jetzt zur Kirche Roms sich hielte, während die Consequenz seiner Lehre auf die evangelische Seite führt.

---

1) Par. XXIV, 77. 2) Par. XXIV, 92.
3) v. 135 und XXVI, 26. 4) Par. XXIV, 77.
5) Z. B. an der göttlichen Gerechtigkeit, Par. XIX, 82.
6) Par. XXVI, 46. 7) Par. XXIX, 40. 8) Par. XXIX, 88.

Wir wollen aber ihn selbst hören sowohl über die Mißbräuche als über die Unterscheidungslehren.

1. Die Reformation an Haupt und Gliedern.

Ueber die Mißbräuche kann die Meinung Dante's nicht zweifelhaft sein. Niemand hat strenger die Schäden der Kirche aufgedeckt und die Frevel ihrer Häupter gerügt. Von den Päpsten seiner Zeit versetzt er in die Hölle wegen Simonie Nicolaus den III. († 1280). Dieser erwartet die Herabkunft Bonifacius des VIII. († 1303) und verkündet nach demselben einen noch schlimmern Papst, den gleiche Verdammniß treffen werde (Clemens V, † 1314). Da bricht Dante in die Strafrede aus über den Geiz und die Habsucht dieser falschen Hirten [1]). Und oft kommt er im Paradiese auf die Verweltlichung der Kirche zurück: am schärfsten, wenn er von Bonifacius VIII. sagt, daß Christus täglich da verschachert werde [2]), und den Zorn Gottes herabruft über das Kaufen und Verkaufen im Tempel [3]). Endlich läßt Petrus selbst sich vernehmen voll Zorn über die Verworfenheit der Päpste [4]): derjenige, sagt er, der auf Erden meinen Stuhl sich anmaßt, ... hat meine Grabstätt' zur Kloak gemacht. — Und wie Dante so die Spitze trifft, so geht er die kirchlichen Stände und Aemter durch: dem Benedictus legt er die Klage in den Mund, daß die Abteien Räuberhöhlen geworden [5]); dem Thomas und Bonaventura die Klage über die Ausartung des Dominikaner- und Franciscanerordens [6]), und Beatrice rügt den Mißbrauch der Kanzel zum Possentreiben um Gelächter zu erregen [7]).

Darin zeigt sich jedenfalls ein starkes Verlangen nach einer Reformation an Haupt und Gliedern: doch so daß es noch auf dem Boden des mittelalterlichen Katholicismus steht. Denn freilich kann der Kirche als einer göttlichen Stiftung die Unwürdigkeit einzelner Oberhirten keinen Abbruch thun. Auch macht Dante wiederholt diese Unterscheidung zwischen der Person und dem Amt: und giebt auch wo er in der Hölle oder dem Purgatorium einen seiner unwürdigen Träger trifft, noch Verehrung gegen dasselbe kund [8]). So ist denn auch nicht streitig, daß Dante den Papst für den Statthalter Christi und Nachfolger Petri, den Hirten der Kirche ansieht. Aber, sagt er, wir sind ihm nicht so viel wie Christo,

---

1) Inf. XIX, 103—114. 2) Par. XVII, 51. 3) Par. XVIII, 122.
4) Par. XXVII, 22. 5) Purg. XXII, 77.
6) Par. XI, 124 ff. XII, 112 ff. 7) XXIX, 115.
8) Inf. XIX, 100. Purg. XIX, 130.

Digitized by Google

sondern wie Petro schuldig [1]). Auch giebt er dieselbe Stellung in weltlichen Dingen dem Kaiser: beide Gewalten von Gott geordnet, als die Sonnen, welche beide Wege, der Welt und Gottes, zeigen konnten [2]). Damit ist wenigstens die Anmaßung einer päpstlichen Universalmonarchie verworfen; wenn er auch will, daß der Cäsar dem Nachfolger des Petrus kindliche Ehrfurcht erweise [3]). Auf solchen Grund hin meint Ozanam: „wenn diese Sprache den Protestanten gefällt und sie bestimmt, den Dichter zu einem der Ihrigen zu zählen, so mögen sie dieselbe führen und bei diesem Feldgeschrei werden sich der Süden und der Norden vor einander neigen; die Lehrer Londons und Berlins werden sich an den Thoren Roms treffen und der Vatikan wird seine Pforten erweitern um die wiederversöhnten Geschlechter aufzunehmen“ [4]).

Hierauf ist zu antworten, daß wir uns zu Rom an der Schwelle der Apostel schon treffen können. Was aber die Kirche, welche darüber erbaut ist, betrifft; so kommt es auf die Attribute des Papstes und des Clerus an. Diese aber sind nach Dante solche, daß sie dem mittelalterlichen wie dem heutigen Katholicismus widersprechen.

Erstens also will er das Papstthum des weltlichen Besitzes und der Herrschaft entkleidet wissen. Jene Anrede an Bonifacius schließt er mit dem Ausruf über das Unheil, welches die Schenkung Constantins hervorgebracht [5]). Und auf den Spruch von den zwei Sonnen erklärt er: die eine habe die andere ausgelöscht, und zum Hirtenstab sei das Schwert gefügt zu beider Schaden. Nun ist leicht zu sehn, welche Umwälzung mit der römischen Kirche vor sich gehen muß, wenn sie zu ihrer ersten Gestalt, zwar nicht vor der vermeintlichen Schenkung Constantins, aber vor der Schenkung Pipins zurückgeführt wird: wie die am lautesten bekennen, die an die heutigen Reste des weltlichen Besitzes und die französische Besatzung Roms sich anklammern und damit das katholische Kirchenthum der früheren Jahrhunderte verleugnen.

Die Reform im Sinne Dante's dringt aber viel weiter: sie betrifft nicht blos die äußere Lage der Kirche, sondern das Dogma selbst.

2. Verhältniß zum Papstthum und zum Evangelium.

Das erste ist, daß er auch im Dogma kein unfehlbares Papstthum annimmt. Denn er führt sogar in der Hölle (außer

1) De monarch. III, 3. p. 78.
2) Purg. XVI, 106.
3) De monarch. Lib. III. extr.
4) Ozanam l. c. p. 255.
5) Inf. XIX, 115.

den genannten Päpsten, die er wegen ihrer Laster dahin versetzt) unter den Ketzern, die in glühenden Särgen ihre Schuld büßen, einen Papst auf, Anastasius II. (496), den Photinus (ein Diaconus von Thessalonich) vom rechten Wege abgelenkt habe[1]).

Noch mehr, er kennt auch kein ausschließendes Priesterthum. Die leitenden Personen in seinem Gedicht haben keine kirchliche Stellung. Und er selbst kann seinen Beruf, die Sünden zu strafen, zur Buße zu rufen, eine Reform des Clerus und der Kirchenregierung bis zu dem Papste zu fordern, nur aus dem allgemeinen Priesterthum ableiten. Denn so redet er zu den Cardinälen, für Italien und die ganze Christenheit (s. S. 42), als eines der geringsten Schafe von der Heerde Christi und setzt hinzu: „nicht durch Reichthümer, sondern durch die Gnade Gottes bin ich was ich bin und der Eifer um sein Haus verzehrt mich."[2])

Seine Autoritäten sind Christus und die Apostel, an deren Lehre und Leben er die Zustände der Kirche mißt. Gegen die Simonie der Päpste sagt er: Christus habe von Petrus, bevor er ihm die Schlüsselgewalt gegeben, nicht Schätze, sondern seine Nachfolge verlangt[3]). Und gegen den Mißbrauch der Kanzel: Christus habe zu den ersten Jüngern nicht gesagt: gehet hin und predigt der Welt Possen, sondern wahren Grund habe er ihnen gegeben[4]). Er hält dem Papst Bonifacius vor, daß Paulus und Petrus noch leben, die gestorben für den Weinberg, den er verwüste[5]). Und stellt den ärmlichen Aufzug, in welchem Petrus gekommen, gegenüber dem Prunk der kirchlichen Würdenträger[6]).

Und die letzte Quelle seiner Erkenntniß ist die h. Schrift: wie überall in der Beweisführung erhellt (vergl. S. 77). Auch erklärt er ausdrücklich: sie gehe der Kirche voran, als Gebot in Ewigkeit. Die nach der Gründung der Kirche entstandenen Ueberlieferungen (Decretalen) seien ihr nachzusetzen. Ein Frevel sei es zu behaupten, daß die Tradition die Grundlage des Glaubens sei[7]).

Der Glaube aber ist ihm der Anfang auf den Weg des

---

1) Inf. XI, 8. Es ist dies nur eine geringfügige Episode im monophysitischen Streit. Mit weit mehr Gewicht hätte Dante den Papst Honorius I. († 638) unter die Ketzer aufnehmen können, der wegen monotheletischer Häresie von dem VI. allgemeinen Concil im J. 680 unter Zustimmung des Papstes Agathon verdammt wurde.

2) Ep. IX. c. 5. 3) Inf. XIX, 90. 4) Par. XXIX, 109.
5) Par. XVIII, 131. 6) Par. XXI, 127 ff.
7) De monarch. Lib. III. c. 3. p. 78. 80.

Heils [1]). Darum gelangt Virgil nicht zur Seligkeit, weil er nicht geglaubt [2]). Aber Ripheus der Trojaner habe geglaubt durch Gottes Gnade an das zukünftige Heil, und darum sei er in den Himmel erhoben. Diese wundervolle Ausführung wird eingeleitet durch das mächtige Wort [3]):

Das Reich der Himmel kann Gewalt erleiden,
Von heißer Liebe und lebend'ger Hoffnung,
Welche den Willen Gottes überwinden.

In allem dem steht Dante, verneinend und bejahend, in den Grundsätzen, auf welche die Reformatoren ihr Werk aufgebaut haben. Daneben erscheinen freilich andere Punkte, welche Bedenken erregen können, ihn zu den unsrigen zu zählen. Hauptsächlich aber ist es nicht ein Zuviel des Glaubens, sondern ein Mangel, der uns in den Weg tritt. Das liegt schon in jener Prüfung, wo er als Inhalt des Glaubens nur das Wesen Gottes nebst der Erschaffung und die Dreieinigkeit anzeigt (S. 74). Also der zweite Artikel ist übergangen. Und das ist wohl nicht zufällig oder bloße Abkürzung. Denn wie sehr auch Dante die Erlösung durch das Blut Christi hervorhebt [4]); so tritt doch im Fortgang der Vision der menschgewordene Sohn Gottes zurück. Der Grund davon liegt in der speculativen Richtung seiner Theologie (s. S. 73). Das sind aber Anstände, die eben so sehr von der katholischen als von der protestantischen Seite erhoben werden müssen, — wenn gleich auf der ersteren man einen Ersatz in der gesteigerten Marienverehrung finden mag.

Doch ist sein evangelischer Charakter überwiegend, sein Zeugenthum so lauter und sein Ruf so kräftig, daß er mit dankbarer Verehrung anzuerkennen ist als einer der Vorläufer der Reformation. Darum hat mit vollem Recht Matthias Flacius ihn in das Verzeichniß der Zeugen der Wahrheit aufgenommen (zuerst 1556). Und so wird es sich auch rechtfertigen, daß sein Name in dem verbesserten evangelischen Kalender, wie zu Ehren des 600jährigen Jubileums in dem vorliegenden Jahrgang zum erstenmal geschieht, seine Stelle findet.

F. Piper.

---

1) Inf. II, 28. 2) Purg. VII, 8. 3) Par. XX, 94.
4) Er hat einmal sogar einen nahezu patripassianischen Ausdruck, Purg. VI, 118.

Lebensbilder

zum

Evangelischen Kalender.

---

1. Die Darstellung Jesu im Tempel.

2. Februar.

Das Wort war Fleisch geworden, das wahrhaftige Licht, das jeden Menschen erleuchtet, in die Welt gekommen. Auf der Reise, in einer Herberge zu Bethlehem, der Stadt Davids, war der Sohn und Herr Davids, der Heiland der Welt, geboren, in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt worden. Wer unter den Millionen des sündigen Menschengeschlechts wußte um diese Weltbegebenheit, größer, weitreichender, anbetungsvoller als keine andere seit den Tagen der Schöpfung, aber nach der Weise der Heilsoffenbarungen Gottes in das Gewand der vollendetsten Unscheinbarkeit gehüllt! Ein Engel des Herrn mußte die Kunde zur Erde bringen. Schlichte Hirten auf dem freien Felde, Leute ohne Namen hienieden, sollten unter allen die ersten sein, welchen in stiller Nacht, umleuchtet von der Herrlichkeit des Herrn, die Freudenbotschaft eröffnet wurde, sollten, nachdem sie die Jubelfeier der Himmlischen vernommen, die frühsten Zeugen und Herolde des Geschehenen für ihre nächste Umgebung werden.

Und jetzt? Nachdem durch die erfolgte Geburt des Heilandes die himmlische Geisterwelt in festliche Bewegung gesetzt und die Augen auf Erden, vorerst noch in engstem Kreise, auf das Wunderkind in der Krippe gelenkt worden waren, trat zunächst eine kleine Stille ein. Was damals im sinnenden Herzen der Maria vor sich gegangen, welchen Betrachtungen die zu ihrer Heerde zurückgekehrten Hirten sich überlassen und was sie weiter mit einander verhandelt, welche Aufnahme das Ereigniß

in Bethlehem gefunden, dieß uns vorzustellen, wird unserer eigenen Erwägung überlassen. Dann, auf den achten und vierzigsten Tag, hält die Geschichte wieder an, um zweier Vorgänge zu gedenken, die keine hervorragende Stellung einnehmen im Lebensgange des Herrn, aber gleichwohl bemerklich machen sollen, wie so ganz und gar der Eingeborne vom Vater in die zu erlösende Sünderwelt eingefügt werden mußte und wie auch die Schwingungen, welche seine Erscheinung in den messianisch gestimmten Gemüthern hervorrief, ihren Fortgang nahmen: die Beschneidung und die Darstellung im Tempel.

Da acht Tage um waren, erzählt Lukas 1, 21, wo das Kind beschnitten werden sollte, ward sein Name gemäß dem Befehle des Engels (Luk. 1, 31. Matth. 1, 21) Jesus genannt. Denn gleich bei der Bundesstiftung mit Abraham hatte Jehova nach 1. Mos. 17, 10—14 die Weisung ertheilt, daß zum Zeichen des Bundes alles Männliche am achten Tage solle beschnitten werden, und auch die Namengebung war von Alters her mit der Beschneidung verbunden (1. Mos. 21, 3. 4. Luk. 1, 59).

Aber, hat man verwundert gefragt, wie ist es doch denkbar, daß Er, der schlechthin Reine und Heilige aus des Vaters Schooß, vom Vater dieser sinnbildlichen Anordnung, diesem verpflichtenden Symbol der sittlichen Reinigung und Ablegung des sündlichen Wesens unterworfen worden sei, oder auch, daß Er sich selber demselben unterworfen habe? Man hat sich Mühe gegeben, eine recht tiefe Erklärung zu finden, hat besonders in früherer Zeit die durch die Beschneidung verursachte Blutung mit dem versöhnenden Opfer Christi am Kreuz in Verbindung zu bringen gesucht. Sobald man indeß mit dem Neuen Testament daran festhält, daß in Jesu das Wort Fleisch geworden, oder daß der ewige Sohn Gottes in der Gestalt des sündlichen Fleisches erschienen sei und zur Erlösung der gefallenen Welt darin habe erscheinen müssen, in Allem seinen Brüdern gleich, ausgenommen die Sünde, so gestaltet sich die Sache offenbar sehr einfach. Denn nicht wer er für sich selber und im Verhältniß zu Gott sei, kommt bei seiner Beschneidung in Betracht, sondern darum handelt es sich, ob er, um sein rettendes Gottes- und Heilsleben an die Welt ab- und ihr zu eigen zu geben, zu einer bestimmten Zeit in die Reihe des Menschengeschlechts als ein wirkliches Glied derselben habe eintreten müssen, insbesondere, ob der heilige Boden, dem er nach der menschlichen Seite seiner Natur entstammen konnte, nur im Volke Israel vorhanden ge-

wesen und er somit dessen ächter Sohn habe sein müssen. So gewiß wir nun Angesichts der allgemein gültigen menschlichen Entwicklungsgesetze und der im Rathschluße Gottes begründeten Anbahnungen des Reiches Gottes unter Israel diese Frage bejahen müssen, so gewiß konnte er der Beschneidung nicht entzogen werden, es wäre denn — was ja Niemand behaupten wird — daß nicht nur seine Mutter, sondern auch seine Umgebung in weitem Kreise ihn schon damals in demjenigen Lichte geschaut hätte, welches in der Folge erst durch sein Selbstzeugniß über seine Person und Würde verbreitet worden ist. Man weiß, mit was für einer Geringschätzung man auf die Unbeschnittenen herunterſah, welch' hoher Werth dagegen, namentlich in den spätern Zeiten, auf die Beschneidung gelegt wurde. Vgl. Ap. Gesch. 15, 1. Phil. 3, 5. Jeder Unbeschnittene sollte ausgerottet werden aus dem Volke (1. Mos. 17, 14); keiner durfte das Passah genießen (2 Mos. 12, 48), keiner den Tempel betreten (Ezech. 44, 7. 9. Ap. Gesch. 21, 28); keiner wurde als ein Glied des Bundesvolkes Gottes betrachtet, keinem ein Antheil an dessen Rechten und Befugnissen zugestanden. Die Beschneidung Jesu war demnach eine unabwendbare historische Nothwendigkeit, und ihn nicht beschneiden hätte so viel geheißen, als ihm, der ohnehin in seiner ganzen äußern Erscheinung sich in Nichts von andern Menschen unterschied, von vornherein jede Möglichkeit irgend welcher Wirksamkeit unter seinem Volke abschneiden.

Für seine eigene Person hätte Jesus der Beschneidung allerdings nicht bedurft. Was sie versinnbildlichte und wozu sie verpflichtete: Reinheit des Herzens als Prinzip für die Heiligkeit des Lebens, was sie versiegelte: Zugehörigkeit zur Gemeinde Gottes, Theilhaftigkeit an seinem Reiche, besaß er im Unterschied von allen Adamskindern als das Erbgut seines Wesens. Völlig unerläßlich dagegen war sie zur Ausrichtung seines Werkes. Erst durch sie wurde er legal, in den Augen seiner Zeitgenossen, zu einem vollberechtigten Gliede der theokratischen Volksgemeinde. Durch sie wurde er in aller Form Rechtens unter das Gesetz gethan (Gal. 5, 3), innerhalb dessen Schranken sich der menschgewordene Gottessohn ungeachtet seiner wesentlichen Freiheit vom Gesetze entwickeln und bewegen mußte, sofern er anders unter denen, so unter dem Gesetze standen, durch Einversenkung in ihre Lebensgemeinschaft und durch Erhebung derselben in die seinige, eine ewige Erlösung begründen sollte. Zugleich aber ist die Beschneidung in Jesu, als in welchem ihre Idee vollkommen ver-

wirklicht erscheint, auch prinzipiell aufgehoben; sie hat sich thatsächlich erschöpft in ihm und mit Recht wird hierin der Schlüssel zur Erklärung der auffallenden Kürze erblickt, mit welcher ihrer Lukas, der Evangelist des erbarmungsvollen Menschensohns, im Gegensatze zu dem umständlichen Bericht über die Beschneidung des Johannes, des abschließlichen Repräsentanten des alten Bundes, gedenkt (Luk. 1, 59 ff.). Indem die Beschneidung Jesu in der nothwendigen Consequenz seiner Entäußerung überhaupt, seiner Erscheinung unter Israel insbesondere liegt, bildet sie endlich nicht zwar einen freien Akt, wohl aber ein bemerkenswerthes Moment seiner Erniedrigung. —

Durch die Betrachtung der Beschneidung[1]) haben wir uns nun auch bereits den Weg gebahnt zur richtigen Würdigung der Darstellung Jesu im Tempel. Lukas berichtet nämlich nach Erwähnung der Beschneidung und Namengebung 2, 22—24 sogleich weiter, als die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetze Moses erfüllt gewesen seien, hätten die Eltern Jesum nach Jerusalem gebracht, um ihn dem Gesetze gemäß dem Herrn darzustellen und um ein Opfer zu bringen, bestehend in einem Paar Turteltauben oder zwei jungen Tauben.

Es waren im vorliegenden Falle zwei Gesetzesvorschriften zu beobachten, deren eine die Mutter, die andere das Kind betraf.

Anlangend zunächst die Mutter, so wurde sie nach der Geburt eines Knaben auf sieben Tage lang unrein, und mußte sodann, ohne etwas Heiliges berühren zu dürfen, noch fernere drei und dreißig, im Ganzen vierzig Tage daheim bleiben. Dieß waren „die Tage der Reinigung nach dem Gesetze Moses." Das Gesetz faßte die leibliche Unreinigkeit der Wöchnerin — wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Strafsentenz beim Sündenfall, die auch das Gebären mitbetraf — als ein Symbol der sittlichen Unreinheit, ähnlich wie den Tod und das Todte als einen Ausfluß der Sündhaftigkeit und der sittlichen Verschuldung überhaupt auf. Während der vierzig Tage war daher die Verbindung der Mutter mit der theokratischen Gemeinde suspendirt. Nach Ablauf derselben hatte sie für die Aufhebung ihrer temporären Absonderung und zur Feier der Wiedereinsetzung in den Genuß aller Lebensgüter ein jähriges Lamm als Brandopfer und eine Taube oder Turteltaube als Sündopfer, d. i. in der Zusammenfassung beider, ein Reinigungsopfer darzubringen.

1) Vergl. Evangel. Kalender Jahrg. 1857. S. 122 ff.

Bei unzureichendem Vermögen genügte indeß zum Brand- und Sündopfer je eine Taube oder Turteltaube — eine Vergünstigung für die Armen, von der nach der Andeutung des Evangelisten auch die Gebenedeite unter den Weibern, die Mutter Dessen Gebrauch machen mußte, der arm geworden ist, auf daß wir durch seine Armuth reich würden. Vgl. 3 Mos. 12.

An die Reinigung der Mutter sodann schloß sich nach dem Gesetze über die Erstgeburt noch eine weitere gottesdienstliche Handlung an, welche das Kind anging und deshalb auch dem Evangelisten die Hauptsache ist, wie dieß aus seinen Worten erhellt: Da die Tage ihrer Reinigung erfüllt waren, brachten sie ihn hinauf gen Jerusalem, damit sie ihn dem Herrn darstellten. Was gemeint sei, ergibt sich unzweifelhaft aus der erläuternden Hinweisung auf die Gesetzesstelle 2 Mos. 13, 2: „Alles Männliche, was die Mutter bricht, soll dem Herrn heilig sein." Denn in dankbarer Erinnerung an die unverdiente Verschonung der israelitischen Erstgeburt und die Rettung aus Aegypten sollte von da ab alle männliche Erstgeburt unter Israel als Jehovas besonderstes Eigenthum angesehen, ihm geweiht und dargebracht werden (2 Mos. 13, 2 u. 11—16). Die Erstgeburt des Viehes mußte geopfert, alle männliche Erstgeburt aber von Menschen sollte gelöst werden. Jehova hatte an die Stelle der ihm gehörigen Erstgeburt den Stamm Levi zum Dienst an seinem Heiligthum genommen (4 Mos. 3, 12 ff. 8, 16—19). In Anerkennung der ursprünglichen Verpflichtung wurde deshalb einen Monat nach der Geburt, d. h. wohl in Verbindung mit dem Reinigungsopfer der Mutter, für jeden Erstgebornen bei dessen Darbringung ein Lösegeld bis auf den Betrag von fünf Silbersekeln an das Heiligthum entrichtet (4 Mos. 18, 15 ff.). So wurde denn auch das Knäblein Jesus, Er, der allezeit blieb in dem was des Vaters ist, Gott in herkömmlicher Weise geweiht, sobald nach Verfluß der vierzig Tage Maria den Tempel betreten durfte, und zum ersten Male nach Jerusalem, des großen Königs Stadt, gebracht, um in gesetzlicher Form freigekauft zu werden vom Dienste des vorbildlichen Heiligthums. Vierzig Tage, bis er aus der armen Herberge zu Bethlehem in den Tempel zu Jerusalem kommt und ihm eine freie Stellung unter seinem Volke rechtskräftig erworben wird; vierzig Tage wieder, die er in stillster Zurückgezogenheit in der Wüste zubringt, im siegreichen Kampfe mit den Versuchungen des Teufels, bevor er zum Beginn seiner Erlöserthätigkeit auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit hin-

austritt; vierzig Tage endlich von seinem zweiten Eintritt ins Erdenleben, d. i. von der Auferstehung, bis zu seinem Eingang in das Heiligthum, das nicht mit Händen gemacht ist!

Wie man nun die Darbringung des Reinigungsopfers durch Maria hat befremdlich finden können, ist schwer zu begreifen. Denn so wahr es ist, daß ihre Geburt in einziger Weise rein und heilig war, die Geburt Dessen, welcher gemacht hat die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst (Hebr. 1, 3); so hat dieß doch mit der Gesetzesbestimmung hinsichtlich der Kindbetterinnen so wenig zu schaffen als das andere, daß es das sündentragende Lamm Gottes selber war, welches sie in den Tempel brachte. Es lag bei Maria das Bedürfniß der levitischen Reinigung ganz ebenso vor wie bei jeder andern Wöchnerin, so daß über die religiöse Pflicht, das gesetzliche Opfer zu leisten, nicht der geringste Zweifel walten konnte. Zudem darf wohl die Sehnsucht, sich opfernd dem Erbarmer zu nahen, der große Dinge an ihr gethan, bei der demüthigen Magd des Herrn nicht niedriger angeschlagen werden als bei irgend welcher Israelitin vor oder nach ihr. Weit eher ließe sich erwarten, daß Maria nach all' den wunderbaren Verumständungen, welche der Geburt Jesu vorangegangen waren und sie begleitet hatten, Anstand genommen hätte, „mit ihm zu thun nach der Gewohnheit des Gesetzes (Luk. 2, 27)." Denn wie konnte auf ihn, der seinem Wesensgrunde nach größer als der Tempel, die reale Einwohnung Gottes war (Matth. 12, 6), die ideale Verpflichtung zum Tempeldienste und die Nothwendigkeit der Lösung von demselben Anwendung finden? Warum sollte ein Lösegeld für ihn erlegt werden, der das wesentliche Lösegeld für Alle war? Oder umgekehrt, welchen Sinn konnte bei ihm die förmliche Befreiung von priesterlicher Obliegenheit haben, da er der geborne Priester, der wahrhaftige, sühnende und versöhnende Hoheprieſter des Menschengeschlechts war und dieser seiner Wesensbestimmung unter keiner Bedingung entledigt werden durfte?

Es hat damit eine ganz ähnliche Bewandtniß wie mit seiner Beschneidung. Versetzen wir uns zunächst in die maßgebende Anschauungsweise der Maria, so war ihr der Sohn als der ersehnte messianische König angekündigt und bezeugt worden. Dürfen wir nun auch mit Sicherheit annehmen, es habe ihr Messiasbild hoch über dem damals gangbaren gestanden, so ging sie doch unzweifelhaft sowohl mit ihrer Zeit als mit den Propheten soweit einig, daß sie in ihm unbeschadet der übernatürlichen Empfängniß ein ächtes, ja das eigentliche Normal-Kind ihres Volkes und Hauses,

den verheißenen Samen Davids erblickte. Dann aber konnte sie — die man sich ohnehin nicht als einen reflexionsmäßigen Dogmatiker der spätern Jahrhunderte vorstellen sollte, sondern wenn auch als die Gebenedeite unter den Weibern, so doch immerhin als ein Weib — unmöglich auf den Gedanken verfallen, daß für ihn nicht am Orte sei, was für alle übrigen, nicht levitischen Erstgebornen, auch die Königssöhne nicht ausgenommen, göttliches Gesetz war. — Stellen wir uns aber auf einen allgemeinern Standpunkt und fragen, in welchem Zusammenhang die Darstellung Jesu zum Behufe der Lösung mit seiner Sendung und Bestimmung stehe, und warum sich Gott hier nicht hindernd ins Mittel gelegt habe; so erinnern wir nicht nur an sein Wort bei der Taufe: „Es geziemt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen," sondern auch an die königlich-freie Entrichtung der Tempelsteuer durch ihn, Matth. 17, 24 ff. Als der Sohn, nach dem idealen Recht seiner Würde, ist er der Leistung überhoben und es hat überhaupt die vorbildliche Gemeinde keinerlei Rechtsansprüche an ihn. Allein um denen, welche dieses Verhältniß nicht durchschauten, nicht Anstoß zu geben, ordnet er sich der Gesetzesvorschrift selbst damals noch unter, als der Bruch zwischen ihm und der verweltlichten Hierarchie des Gesetzesbundes schon offen zu Tage lag. Gleicherweise war er als der Eingeborne vom Vater und Erstgeborne aller Schöpfung (Kol. 1, 15) der Anforderung des Tempels an die bundesgenössigen Erstgebornen nicht unterstellt, wohl aber war er es in der historisch-volksthümlichen Bestimmtheit, in der er hat erscheinen müssen. Indem er vom äußerlichen Priesterthum am Heiligthum gelöst worden, aber als der Offenbarer des Vaters und hohenpriesterliche Versöhner des sündigen Menschengeschlechts allezeit geblieben ist in dem, was seines Vaters ist, hat er auch das Postulat der gesetzlich-symbolischen Darstellung wahrhaft erfüllt und es ist sein königliches Priesterwolk als ein nicht lösbares in ihm nun gleichfalls derselben entledigt.

Immerhin bleibt es ergreifend, wie der, von welchem die typischen Vorschriften des alten Bundes weissagen, ihnen selbst noch unterworfen ist. Aber im Grunde spiegelt sich in dieser Unterwerfung nichts weiter, als was er im klarsten Bewußtsein um seine Aufgabe in den Worten ausspricht, er sei nicht gekommen das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, zu vollenden. Innerhalb des auf ihn abzielenden voraufgegangenen Offenbarungsgebiets Gottes in Israel mußte der

Erlöser der Welt in die Menschheit hineingeboren werden, mußte somit auch in der Bedingtheit der israelitischen Nationalität und innerhalb der Schranken des israelitischen Gesetzes sich bewegen und entwickeln, um aus dem centralen Wesensgehalte der bereits vorhandenen, durch alle Stufen in sich einigen Heilsoffenbarung ihren wesentlichen Abschluß, die volle Offenbarung des Vaters in seiner Person, heraufzuführen und der Welt einzuverleiben. Nur in seiner Gebundenheit an das Gesetz konnte durch ihn auf organischem Wege die Gesetzesstufe zu ihrer Verklärung in die Geistesstufe der Freiheit, das Abbildliche des alttestamentlichen Gesetzes zum ewig Vorbildlichen für das gesammte Menschengeschlecht erhoben werden. Dieß gilt wie von seinem frühsten, so auch von seinem spätern Leben bis zu seinem Tode am Kreuz.

Wie übrigens bei der Darstellung Jesu im Tempel zwei Hochbetagten auf der Höhe des israelitischen Bewußtseins die Augen aufgingen, wie sie in dem Dargebrachten das Heil erschauten, bereitet allen Völkern, und wie dadurch nun auch in Jerusalem eine freilich nicht weiter beachtete Kundmachung des Neugebornen erfolgte, verwandt mit derjenigen, welche zu Bethlehem bei seiner Geburt durch die Hirten vermittelt worden war, das ist bereits früher[1]) Gegenstand der Besprechung gewesen.

Güder in Bern.

---

2. Katharina.

25. November.

In der Einsamkeit der Wüste Sinai liegt am Fuße des Gesetzgebungsberges ein von griechischen Mönchen bewohntes Kloster, welches vor vielen anderen Kultusstätten des christlichen Alterthums sowohl unser gemüthliches, als neuerdings auch unser wissenschaftliches Interesse in Anspruch nimmt. Seit 15 Jahrhunderten bereits vernimmt die bis in die Region der Wolken sich erhebende Gebirgswelt, die dasselbe umgiebt, mit feierlichem Schweigen die Klänge seiner Glocken, denen nur das Echo der rings umher starrenden Felsengruppen Antwort giebt, während sie an die in Wahn verstrickten Herzen der heimathslos schweifenden Söhne Ismaels wirkungslos vorübertönen. Die Kaiserin Helena,

1) Evang. Kal. Jahrg. 1853. S. 43 ff.

Konſtantins des Großen fromme Mutter, war es welche, gleichſam als beabſichtige ſie, dem Johannisſpruch: „Das Geſetz iſt durch Moſes gegeben, aber Gnade und Wahrheit ſind durch Chriſtus geworden," eine monumentale Darſtellung zu leihen, im Jahr 325 nach Chriſti Geburt die Kirche erbaute, an welche dann die Kloſtergebäude ſich anlehnten. Der Kaiſer Juſtinian erweiterte ſpäter die heilige Stätte, und ſchmückte ſie mit Gemälden und geweihten Gefäßen reich und anſehnlich aus. Die hohe Gründerin derſelben hatte ſie dem Angedenken an die Verklärung Chriſti geweiht. Seit dem 8. Jahrhundert jedoch ſind Kirche und Stift nur unter dem Namen des „Katharinenkloſters" bekannt, und bewahren das Gedächtniß einer Chriſtin, über welche Geſchichtliches zwar nur wenig auf uns gekommen iſt, die aber als Ideal fleckenloſeſter und durch den göttlichen Geiſt zur höchſten Stufe geheiligter und verklärter Bildung emporgehobener Jungfräulichkeit in dem Chore der abendländiſchen wie der morgenländiſchen Kirchenheiligen eine hervorragende Stelle einnimmt.

Nach der Legende wurde Katharina im vorletzten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts unter glänzenden Verhältniſſen, ja aus fürſtlichem Geſchlecht, und eben ſo reich mit Gaben des Geiſtes, wie mit körperlichen Vorzügen ausgeſtattet, zu Alexandrien in Egypten geboren und gelobte ſich ſchon in frühſter Jugend mit der ganzen Inbrunſt ihrer feurigen Seele dem Heilande Chriſtus als ihrem einigen und ewigen Bräutigam an. Mit demſelben Eifer aber, mit dem ſie der Heiligung nachjagte, lag ſie auch der allſeitigen wiſſenſchaftlichen Ausbildung ihres Geiſtes ob. Ihre lautere Herzensdemuth aber umwob den blendenden Glanz ihrer hohen Begabung mildernd wie mit einem zarten Schleier, und verurſachte, daß in den Kreiſen, in denen ſie ſich bewegte, die Liebe, die ſich ihr zuneigte, der Bewunderung, die ſie ſich erzwang, das Gleichgewicht hielt.

Freilich ſchien das Licht ihres gottgeweihten Lebens immer noch zu rein und zu helle in die ſie umgebende heidniſche Finſterniß hinein, als daß ſich nicht die Kinder der letzteren auf die Dauer durch ſie beengt und gerichtet gefühlt haben ſollten. Die ihnen abgedrungene Bewunderung ſchlug in Haß wider ſie um. Der Kaiſer Maximin II., ein Wüſtling, und ſchon darum ein abgeſchworener Feind der Chriſten, begehrte bei ſeiner Anweſenheit in Alexandrien die Vielgenannte zu ſehen. Sie wurde ihm vorgeführt; und gleich bei ihrer erſten Erſcheinung entbrannte er in wilder Leidenſchaft für ſie und warb um ihre Hand, indem er ihr die glänzendſten

Aussichten nicht allein auf Reichthum und Glanz, sondern selbst auf Thron und Diadem eröffnete, wenn sie sich entschließen wollte, die Seine zu werden. Sie aber wies den Kaiser mit edlem Stolz und der bestimmten Erklärung ab, daß sie nicht mehr sich selbst, sondern auf ewig Dem angehöre, der sie am Kreuze mit seinem Blute sich erkauft habe. Der Kaiser, wahrnehmend, daß ihm in dieser zarten Jungfrau eine Macht entgegen trete, die Allem, was seiner Majestät an Drohworten, wie an Verheißungen und Schmeichelreden zur Verfügung stand, unerschütterlichen Trotz biete, gab der alten Wuth gegen die Christen, die für einen Augenblick hinter andere Flammen zurückgetreten war, in seiner Seele wieder freien Raum, und säumte nicht, über die Widerspenstige das Todesurtheil auszusprechen. Bevor er jedoch die Vollstreckung desselben befahl, berief er — so meldet die Sage — eine Anzahl berühmter Philosophen und Redner nach Alexandrien, daß sie für die beleidigten Götter der Väter in den Riß träten, in öffentlichen Disputationen den Glauben der Abtrünnigen zur Lüge stempelten, und so für immer den Einfluß vernichteten, den die Jungfrau bereits auf ihre Umgebung gewonnen hatte, und in höherem Maaße noch zu gewinnen drohte. Doch sah sich der Tyrann durch das Ergebniß dieser Verhandlungen auf das Bitterste getäuscht. Katharina erwies sich nach allen Seiten hin ihren Gegnern weit überlegen, schlug denselben mit ebenso edler Anmuth als bewunderungswürdiger Gewandtheit und Schärfe des Geistes ein um das andere mal die Waffen ihrer Sophistik aus der Hand, überführte sie sogar durch Aussprüche ihrer eigenen heidnischen Weisen und Dichter, wie eines Homer, Orpheus, Plato, Sophokles und Anderer, ihres Irrthums und machte sie zuletzt nicht allein verstummen, sondern nöthigte ihnen selbst das Geständniß ab, daß sie, die Christin, als Siegerin den Kampfplatz verlasse, und legte in ihnen den Grund zu ihrer später erfolgenden eigenen Bekehrung.

Dieser Ausgang steigerte die Erbitterung Maximins aufs äußerste. Der Untergang der Jungfrau war jetzt nur noch eine Frage der Zeit und der für sie zu ersehenden Todesart. Ein Günstling des Kaisers empfahl zu ihrer Hinrichtung eine von ihm selbst erfundene Maschine, die aus mehreren mit spitzigen Stacheln bewaffneten Rädern bestand, und freilich der raffinirten Bosheit ihres grausamen Erfinders alle Ehre machte. Der Kaiser genehmigte dieses Folterinstrument, welches man auf bildlichen Darstellungen der Märtyrerin häufig als Emblem zu ihrer Seite ge-

ſtellt erblickt. Was aber ereignete ſich? Als man das arme Schlachtopfer über das Marterwerkzeug ausgeſtreckt und mit Stricken an daſſelbe feſtgebunden hatte, und eben die zerfleiſchenden Räder in Bewegung zu ſetzen begann, riſſen — laut der Legende — urplötzlich durch ein göttliches Wunder alle Bande, und die Jungfrau ſtand unverſehrt vor der zur freudigſten Verwunderung hingeriſſenen Zuſchauermenge da. Maximin, der natürlich beſorgen mußte, daß dieſe wunderbare Errettung der Jungfrau zu Gunſten ihres Glaubens nur noch viel ſtärker und nachhaltiger auf das Volk einwirken werde, als es ſchon ihr Wort und ihr heiliger Wandel gethan, befahl jetzt ihre ſofortige Enthauptung. Freudig neigte Katharina — es war am 25. November des Jahres 307 — ihr jungfräuliches Haupt dem Henkerbeile, gleich als neigte ſie es nur, um eine Krone der Ehre zu empfahen, und pries mit lauter Stimme Gott den Herrn, daß er ſie würdig erachtet habe, ihr Blut mit demjenigen zu vermiſchen, welches der Saame ſeiner Kirche geworden ſei. —

Katharinas Leichnam wurde an einem entlegenen aber ihren Glaubensgenoſſen nicht unbekannt gebliebenen Orte in die Erde verſcharrt. Nach Verlauf von vier Jahrhunderten aber wurden ihre ſterblichen Ueberreſte von den egyptiſchen Chriſten, welche damals von den Anhängern des falſchen Propheten ſchwer bedrückt wurden, wieder ausgegraben, und in die arabiſche Wüſte nach dem Berge Sinai mit hinübergeführt. Die Legende läßt ſie von Engeln Gottes dahin getragen ſein. Das Kloſter jenes heiligen Berges, von da an nach ihrem Namen benannt, birgt heute noch ihre Gebeine als die koſtbarſte ſeiner Reliquien, und bietet ſie den Pilgern, die daſſelbe beſuchen, zum Kuſſe dar. Außerdem wird das Gedächtniß der Heiligen Katharina in den Kalendarien der allgemeinen Chriſtenheit bewahrt, und in zahlreichen bildlichen Darſtellungen des Mittelalters gefeiert.

Wie die Gottesmagd ſeitdem dem kirchlichen Bewußtſein als Muſterbild jungfräulicher Reinheit und Unſchuld vorſchwebt — die Griechen pflegen ſie „Aekatharina" d. i. die allezeit Reine zu nennen, ſo wird ſie auch um ihrer hervorragenden Gelehrſamkeit willen und als ein perſönliches Meiſterwerk des heiligen Geiſtes, der, wo ihm Raum gegeben wird, zu einer Stufe einheitlicher Ausbildung und Verklärung fördert, wie ſie ſo vollkommen keine menſchliche Kunſt noch Wiſſenſchaft zu erzielen vermag, nicht allein bewundert, ſondern ſogar als Patronin aller geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Virtuoſität verehrt. Die philoſophiſche Facultät zu

Paris erkor sich die heilige Katharina zu ihrer Schutzheiligen, und begeht jährlich in feierlichster Weise ihr Gedächtnißfest. Und als hätte eine höhere Hand sie in dieser Würde bestätigen wollen, geschah es, daß in dem ihrem Angedenken geweihten Kloster am Sinai der wichtigste wissenschaftliche Fund unseres Jahrhunderts gethan ward; denn hier entdeckte ein deutscher Gelehrter den Codex sinaiticus, eine Bibelhandschrift, welche sich als die älteste unter denen, die wir besitzen, erweisen dürfte.

Fr. W. Krummacher in Potsdam.

---

3. Paphnutius.

19. Juni.

Paphnutius war ein ägyptischer Bischof, der seine Treue im christlichen Bekenntniß während der diocletianischen Verfolgung bewährt hatte und im Jahre 325 auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung des römischen Reichs zu Nicäa mit berufen war, die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Von Jugend an unter Mönchen auferzogen, hatte er die Lust der Welt nie gekostet, auch später nicht in der Ehe gelebt und stand in hohem Rufe wegen seiner Enthaltsamkeit und Sittenreinheit. Dieß war aber nicht der Grund, weshalb sein Name hier ausgezeichnet wird; denn dieses Lob theilte er in seiner Zeit mit vielen Christen, auch mit solchen, die nicht Bischöfe waren und überhaupt nicht in Kirchendienste standen. Schon seit der Mitte des dritten Jahrhunderts war ja die Ertödtung des Fleisches und das Trachten nach voller Gewalt über die Triebe der Natur, das dem Christen ziemt, zu einem geehrten öffentlichen Geschäft geworden, das Einsiedler und Mönche schon damals oft übertrieben oder gar in Dienste einer eiteln Ruhmsucht übten. Paphnutius aber muß zu den reinen Seelen gehört haben, die wirklich nichts suchten als Gott zu gefallen, und in Demuth Leib und Seele unbefleckt zu erhalten. Denn daraus erklärt sich jene anspruchslose einfältige Weisheit, die ihn bewahrte, daß er sein Leben und sein Gewissen nicht zum Maaßstabe für alle Andern machen wollte, und daß er eifrig darüber wachte, daß nicht durch harte Gesetze das, was Gott erlaubt und dem Urtheil jedes Einzelnen frei gestellt hat, verboten würde. In einer entscheidenden Stunde ist er dadurch ein kräftiger Mann für die ganze ehr

würdige Versammlung der niceniſchen Biſchöfe geworden. Er ſprach ein gutes Wort zu rechter Zeit und hat dadurch wenigſtens die morgenländiſche Kirche vor dem Fortſchreiten auf dem Wege einer grauſamen Geſetzlichkeit behütet, welche ſpäter, ja bald nach ihm, im Abendland nicht nur bittere Streitigkeiten, ſondern auch unſelige Kämpfe und Niederlagen der Gewiſſen im Schooße des Clerus, der die Gewiſſen Anderer berathen ſollte, hervor gerufen hat.

Es handelt ſich um die Prieſterehe. Wir müſſen dieſen bekannten Ausdruck gebrauchen, obgleich es unevangeliſch iſt, die Geiſtlichen als Prieſter, als Mittler zwiſchen Gott und den übrigen Chriſten anzuſehn, als ob dieſe nicht auch ein prieſterlich Geſchlecht, ein heiliges Volk zu ſein berufen wären, das keines andern Mittlers bedarf, als des Einen Mittlers zwiſchen Gott und den Menſchen, Jeſu Chriſti. Aber der Begriff des Prieſterthums war damals ſchon ſeit wenigſtens einem Jahrhundert an den Stand der Pfleger des Gottesdienſtes gebunden. Die Presbytern oder Aelteſten, welche die Zucht aufrecht erhalten ſollten, wurden als Prieſter, die Biſchöfe oder Leiter der Gemeinden als Oberprieſter, die Diakonen, welche die Kirchengüter für den Gottesdienſt, für die Armen und Kranken zu ſammeln, zu verwalten und zu vertheilen hatten, als Unterprieſter angeſehn. So fand es Paphnutius und daran konnte und wollte er nichts ändern.

Nun hätte man aber gern die Prieſter, die Biſchöfe, Presbytern und Diakonen, zu einer ganz andern Art von Geſchöpfen gemacht, als die übrigen Chriſten ſind, zu einer Art von Engeln, die keiner irdiſchen Speiſe bedürfen, die auch nicht freien noch ſich freien laſſen. Die Mönche hatten viel dazu beigetragen, daß man nicht nur die böſe Luſt des Fleiſches, ſondern auch alles leibliche Bedürfniß und Verlangen für unrein hielt und darnach trachtete, daß die Heiligen leben ſollten, als ob ſie leiblos wären. Dieſer Heiligkeit der Mönche, die als ſolche nur Laien waren, ſollten die Prieſter nicht nachſtehen. Das Eſſen und Trinken konnten ſie nun allerdings nicht aufgeben, wenn ſie nicht Hungers ſterben wollten: doch galt es für wohlanſtändig, wenn ſie nicht nur mäßig lebten, wie es von jedem Chriſten zu fordern iſt, ſondern im Faſten ſich auch das Nöthige abbrachen: Bläſſe und Magerkeit, als Zeichen übertriebenen Faſtens, erweckte ſchon ein gutes Vorurtheil für die Heiligkeit eines Prieſters. Aber ehelich leben und Kinder zeugen galt bei denen, die im Sinne jener Zeit nach Heiligung trachteten, für eine Entheiligung des Prieſterſtandes, obwohl die Chriſten der apoſtoliſchen Zeit darin nichts Anſtößiges

gefunden hatten, wenn ein Bischof zugleich Gatte und Familienvater war. Die nicenische Kirchenversammlung fiel in die Uebergangszeit, wo die Reste der alten einfältigen Sitten mit den neuen verschrobenen Ansichten von Heiligkeit kämpften und im Begriff waren zu unterliegen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die rechte Mitte des Gesunden, des Schicklichen und Christlichen in den Sachen der Ehe, wie für das Gewissen des Einzelnen, so für die Gesetzgebung nicht leicht zu finden ist, und daß namentlich ein Diener des Worts vorsichtiglich wandeln muß, um beim Freien wie im Ehestande weder sein eigenes und seiner erwählten Gattin Gewissen zu verletzen noch auch Andern Aergerniß zu geben, und wir mögen keineswegs einer frechen Licenz das Wort reden, als wäre diese nichts anders als Wiedereinsetzung des Fleisches in unveräußerliche Rechte. Und wenn sich dieser Sinn auch mit den Feigenblättern der Kunst, der Begeisterung für das Schöne, der Liebe und Poesie schmückt, so taugt er doch nichts und täuscht nur die Leichtverführbaren. Keuschheit ist etwas Großes in und außer der Ehe, und christlicher Seelenfriede ohne Keuschheit ist unmöglich. Aber die ächte Keuschheit läßt sich nicht befehlen und unter der Maske gesetzlich gebotener Keuschheit hat sich bei dem ehelosen Priesterstande die ärgste Verwüstung der Unkeuschheit eingenistet. Gute Sitte wirkt mehr als überstrenge Gesetze: aber sie kann auch nicht das wirken, was durch Gnade und Gebet allein erneuert werden kann, — ein reines Herz.

Als die Bischöfe in Nicäa über die Priesterehe beriethen, hielt die kirchliche Gesetzgebung eben noch ein ziemlich richtiges Maaß: aber man stand auf dem Punkte, dasselbe zu überschreiten. Es gab viele verheirathete Bischöfe, Presbytern und Diakonen, die jedoch sämmtlich schon vor dem Eintritt in den geistlichen Stand verehelicht waren: sie hatten auch Kinder: aber man setzte gern voraus, daß sie nach Uebernahme des Priesterstandes dem ehelichen Umgang entsagten, und es galt ihnen für eine Unehre, wenn sie als Priester noch Kinder zeugten. Und schon im J. 305 hatte eine Lokalsynode zu Elvira in Spanien dem öffentlichen Vorurtheil so weit nachgegeben, daß sie mit Androhung der Absetzung allen Priestern jedes Standes geboten hatte, ihre Frauen nicht mehr zu berühren. Schon war die Stimmung der Bischöfe in Nicäa dafür gewonnen diesen Kanon zum allgemeinen Kirchengesetz zu erheben, da trat Paphnutius in ihrer Mitte auf und rief mit lauter Stimme, man solle doch ja nicht den Priestern ein schweres Joch auflegen, auch die Ehe sei ein ehrbarer Stand und das

Ehebett solle unbefleckt erhalten werden (Hebr. 13, 4): man solle sich doch hüten, durch zu große Strenge der Kirche einen neuen Schaden zuzufügen, denn nicht alle wären im Stande den Naturtrieb zu überwinden und vielleicht würde auch nicht bei einem Jeden die Keuschheit der Gattin gewahrt werden können, denn Keuschheit nannte er auch den ehelichen Umgang mit der rechtmäßigen Gattin: und es genüge schon, wenn nur der, welcher bereits in den Clerus aufgenommen wäre, nicht nachher noch zur Ehe schritte, gemäß der alten Ueberlieferung der Kirche; aber eben so wenig solle der, welcher einmal schon vorher als Laie sich verehelicht hätte, von seiner Gattin sich scheiden. Die ganze Kirchenversammlung gab den Worten des Paphnutius Beifall und deswegen hat man diese ganze Verhandlung mit Stillschweigen übergangen, um es dem freien Willen eines Jeden zu überlassen, ob er sich entschließen könnte, sich des ehelichen Umgangs zu enthalten.

Die griechische Kirche im Morgenland hat sich diese Freiheit nicht nehmen lassen, obgleich die Volksmeinung hier und da den verehelichten Geistlichen ungünstig war und nicht lange nach der nicenischen Synode eine Kirchenversammlung in Gangra in Paphlagonien sich veranlaßt sah, ein Anathema gegen diejenigen auszusprechen, die sich weigerten an dem heiligen Abendmahle theilzunehmen, wenn es von einem verheiratheten Priester verwaltet wurde. In späteren Zeiten konnte bei den Bischöfen wenigstens dieser Fall nicht mehr eintreten, weil es Sitte wurde den höheren Clerus nur aus den Mönchen zu nehmen, denen ihr Gelübde den Eintritt in die Ehe wehrte. In der abendländischen Kirche aber wurde es bald Kirchensatzung, daß die Priester unverehelicht sein sollten, wiewohl es Jahrhunderte lang dauerte, ehe das Gesetz ganz durchdringen konnte. Der Papst Siricius wagte zuerst im J. 385 die Schriftmäßigkeit des Eheverbots für die Priester in einem Schreiben an den spanischen Bischof Himerius zu behaupten. Daß ehelose Geistliche keine Frauen bei sich haben durften, außer älteren Personen ihrer Verwandtschaft, war eine weise Vorsicht, welche schon früh auch den Einsiedlern auferlegt wurde, aber dennoch dem Concubinat mit allen seinen bösen Folgen nicht wehren konnte, wie denn Luther in seinem Schreiben an die Geistlichkeit zu Augsburg während des Reichstags vom Jahre 1530, wo die evangelischen Fürsten ihr siegreiches Bekenntniß überreichten, mit Donnerstimme die Gewissen wegen dieses gräulichen Mißbrauchs zu wecken suchte. Denn es ist freilich ein schneidender

Widerspruch gegen Gott, die Ehe, welche Er verordnet hat, den Geistlichen zu verbieten, das Concubinat aber, das Gott verbietet, ungehindert beim Clerus im Schwange gehn zu lassen. Wenn im Allgemeinen die römische Kirche jetzt etwas wachsamer ist, so verdankt sie dieß der Scheu vor dem Wächteramte, das an ihrer Seite die evangelische Kirche ausübt. Aber die Qualen und Unruhen des Gewissens, welche das allgemeine Verbot der Priesterehe in Unzähligen hervorruft, die nicht die richtige Macht über den Naturtrieb gewinnen können, sind gewiß noch heute ein heimlicher Krebsschaden der römischen Kirche.

Selig sind die zu preisen, mögen sie nun ehelos oder ehelich leben, die wie Paphnutius von Jugend auf durch Gottes Gnade Leib und Seele rein und unbefleckt bewahrt haben. Diese Geistesstarken aber wissen auch gerade am Besten, (was der dumpfe Lüstling, der dem Naturtrieb und der blinden Naturkraft als seinem Götzen sein Gewissen geopfert hat, sich verbirgt), daß in unserm Fleische das Gute nicht wohnet und daß durch kein Gesetz und keine Macht des Eigenwillens sich ihm das abtrotzen läßt, was es nicht leisten kann, sondern daß nur durch die Macht des reinen Sohnes Gottes, der sein Blut für unsere Sünden vergossen hat, unter viel Ringen, Arbeit und Gebet der Geist in uns wieder Herr seines Fleisches wird, und daß dieser köstliche Sieg nicht dem eigenen Verdienst zuzuschreiben, sondern als Gabe und Gnade dem Herrn zu danken ist, daß aber die Ehe, die von Gott zu heiligen Zwecken geordnet ist, in der Regel für Mann und Weib zugleich eine heilsame Hülfe und Arznei ist, welche die brausende Natur sänftigt und läutert, daß sie gezähmt sich williger dem Joche des Geistes unterwirft.

Ueberhaupt aber weist uns Paphnutius darauf hin, daß man bei jeglicher Art von Leitung und Erziehung die Freiheit, die Gott dem Menschen verliehen hat, schonen und ehren soll. Was Gott verboten hat, ist Sünde: aber der Mensch soll sich hüten, ohne Noth die Verbote durch Satzungen zu vermehren und auch das zur Sünde zu machen, was vor Gott nicht Sünde ist. Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Damit ist nicht gesagt, daß es immer recht sei, das Erlaubte zu thun, sondern Jeder muß in jedem einzelnen Falle selbst entscheiden, ob sein Gewissen und seine Vernunft ihn nicht dennoch bindet, wo das Gesetz ihn ungebunden läßt. Je mehr dem Menschen erlaubt ist, desto mehr wird seinem eigenen Urtheil, seiner Einsicht und seinem guten Willen vertraut, daß er wisse, in wie weit er sich selbst beschränken

müſſe. Die Sphäre des Erlaubten erweitert die Sphäre der freien Selbſtbeſtimmung, ſetzt aber eben darum die Mündigkeit des Geiſtes und die Reinheit und Wachſamkeit des Herzens voraus. Die Erweiterung dieſer Sphäre dient dazu, den Menſchen zur wahren Freiheit zu erziehen. Kindern, Thoren und Verbrechern muß man die Gränze des Erlaubten enger ſtecken: aber je mehr der Menſch Gott lieben, ſeine Gebote ihrem Geiſte nach verſtehen und ſich ſelbſt beherrſchen lernt, deſto mehr darf ihm erlaubt werden. Andrerſeits verlangt auch die menſchliche Schwäche eine zarte Schonung, daß man ihr durch Gebote und Verbote nicht zumuthe, was ſie nicht vermag, und ſie zur Verzweiflung treibe oder zur Heuchelei verführe. Den Schwachen ſoll man ſich hüten durch unerträgliche Satzungen „einen Strick an den Hals zu werfen“ (1 Corinth. 7, 35). Die Starken ſoll man ermahnen, indem man ihnen freie Entſcheidung geſtattet: „Sehet aber zu, daß dieſe eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anſtoß der Schwachen“ (1 Corinth. 8, 9). Und es wird gut ſein, wenn Jeder beim Verbieten und Erlauben, ſo wie bei der Benutzung oder Nichtbenutzung des Erlaubten ſich des weiſen Biſchofs Paphnutius erinnert, um ihm nachzufolgen.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

4. Eugenius.

13. Juli.

Acht und dreißig Jahr, nachdem Geiſerich die Küſte Afrika's zuerſt betreten und von den Syrten bis hinaus über die weſtliche Meerenge unterworfen hatte, war er im Jahre 477 geſtorben. Ueber das ganze mittelländiſche Meer hatte er die Schrecken des vandaliſchen Namens verbreitet, die Inſeln Spaniens und Italiens erobert, die Welthauptſtadt Rom geplündert, und Conſtantinopel hatte vor ſeinen Raubflotten gezittert. Von ſeiner Herrſchaft im eigenen Reiche ſagten die katholiſchen Römer, man wiſſe nicht, ob er mehr mit den Menſchen oder mit Gott Krieg geführt habe. Dennoch, als er endlich mit dem Kaiſer Frieden geſchloſſen und das Alter ſeinen wilden Sinn gemäßigt hatte, war er auch gegen jene milder geworden, die Kirchen wurden wieder eröffnet, und die Gemeinden hofften, wenn auch nur mit Zagen, in Ruhe leben zu können.

Als ihm ſein Sohn Hunerich in der Herrſchaft folgte, meinten

alle leichter aufathmen zu können, weil eine schwere Last von ihren Herzen genommen sei; dennoch war es eine eitle Hoffnung, erst jetzt sollte die volle Schale des Zornes über diese Gemeinden ausgegossen werden. Bald zeigte sich, weder an Kraft noch Klugheit war er seinem Vater vergleichbar, doch an wilder Grausamkeit übertraf er ihn. Da das Reich nach Außen die fernsten Grenzen gewonnen hatte, und er zu ahnen begann, es sei nur ein Koloß auf thönernen Füßen, so trieben ihn Argwohn und Furcht vor Verrath und Abfall zu Thaten entsetzensvoller Wuth, die weder Vandalen noch Römer schonte. Das kriegerische Volk selbst hatte in seiner langen Siegestrunkenheit unter dem glühenden afrikanischen Himmel von den natürlichen Tugenden der Väter viel eingebüßt. Durch die Bekanntschaft mit dem Wohlleben der Provinzialen hatten sie an Kraft verloren und statt der römischen Bildung römische Lüste erworben, so daß sie es den alten Einwohnern an Sittenlosigkeit fast zuvorthaten. Denn, wie in dem stärksten Körper die gefährliche Krankheit oft am ärgsten hervorbricht, so wurde ihre rohe Natur von dem tödtlichen Gifte einer in Lastern verwesenden Ueberkultur ergriffen.

Zuerst begann Hunerich gegen sein eigenes Fleisch und Blut zu wüthen. Geiserich hatte ein Gesetz errichtet, nach dem nicht dem ältesten Sohne des jedesmaligen Königs, sondern dem Aeltesten des gesammten Geschlechts die Erbfolge im Reiche zustehen sollte. Weil jener nun dessen ungeachtet seinem jungen Sohne Hilderich die Herrschaft sichern wollte, verfolgte er seine Brüder und deren Söhne, um sie aus dem Wege zu räumen. Einen verbannte er, dessen Frau und ältesten Sohn ließ er hinrichten, einen anderen Bruder und Neffen beschimpfte er in aller Weise, vornehme Vandalen verloren das Leben, weil sie es mit ihnen gehalten, und einer ihrer Bischöfe wurde verbrannt. Wenn das den Arianern geschehen konnte, was hatten die Römer zu hoffen? Dennoch bändigte er sich Anfangs, so lange die Arianer in Constantinopel glimpflich behandelt wurden; ja als der Kaiser Zeno ihn um die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles von Karthago ersuchte, der seit vier und zwanzig Jahren ohne Vertreter geblieben war, weil der alte König die Macht desselben stets am meisten gefürchtet hatte, bewilligte er die Bitte. Doch eine Bedingung stellte er, daß den Arianern im Kaiserreiche die Verkündigung ihrer Lehre in jeglicher Sprache frei stehen sollte, geschehe das nicht, würde er die Bischöfe in die Wüste hinaustreiben. Obgleich das nur eine billige Forderung gegenseitiger Duldung war, hielten die

Führer der katholiſchen Gemeinde ſie doch für gefährlich, denn in ihrem Haſſe gönnten ſie den ketzeriſchen Arianern den Frieden nicht, den ſie für ſich wünſchten, und wollten in ihrer Verblendung lieber ſelbſt Verfolgung erdulden, als jene frei ſehen. Darum lehnten ſie ab, einen Biſchof zu wählen doch die Gemeinde, die ihres oberſten Hirten ſo lange beraubt geweſen, forderte es mit lauter Stimme.

Darauf wurde im Jahre 481 Eugenius gewählt, ein Mann aus angeſehenem und reichem Geſchlechte, voll des Glaubens und der Erkenntniß und durchdrungen vom Geiſte göttlicher Gnade und Kraft, deſſen es hier vor Allem bedurfte; denn auf eine ſteile und ſchlüpfrige Höhe ward er geſtellt, wo ein Fehltritt ihn und ſeine Gemeinde zu Falle bringen konnte. Bald machten ihn Milde und Wohlthätigkeit und ſeine ſtets gewährte Hülfe berühmt, und weil die einſt reiche Kirche arm geworden, behielt er von dem eigenen Vermögen nur das Nothdürftigſte und opferte der Gemeinde Alles. Da nun die Römer um ſeiner Worte und Thaten willen von allen Seiten herbeiſtrömten, und Karthago's Anſehen wiederum wuchs, wurden die arianiſchen Prieſter neiderfüllt, und fingen an den Abfall der Vandalen zu fürchten. Da es längſt verboten war katholiſchen Gottesdienſt auf vandaliſchen Grundſtücken zu halten, verklagten ſie ihn beim Könige, daß er in unerlaubter Weiſe predige und das arianiſche Volk in ſeine Kirche locke. Darauf befahl ihm Hunerich, er ſolle nicht den Vandalen die katholiſche Lehre predigen. „Das Haus des Herrn, antwortete Eugenius, ſteht allen offen; wer es betreten will, kann nicht fern gehalten werden!“ Der König aber ſtellte Wächter mit dem eiſenbeſchlagenen Kolben, der Lieblingswaffe des Volkes, an den Kirchthüren auf, die ſchlugen jeden in vandaliſcher Kleidung, der hereintreten wollte, ohne Erbarmen zu Boden. Dann wurde verboten, mancher Könige und Fürſten des alten Teſtaments, die Volksbedrücker geweſen waren, in der Predigt zu erwähnen, wie Pharaos, Nabuchodonoſors und Holofernes, weil es geſchah, daß Hunerich und ſein Regiment mit ſolchen Namen bezeichnet wurde.

Als das keinen Erfolg hatte, und er zugleich mißtrauiſcher gegen den Kaiſer ward, ſchwoll der Strom ſeines wilden Zornes immer höher, bis er Damm und Ufer durchbrach und zum Meere ward, deſſen brandende Wogen Alles zu verſchlingen drohten. Im Jahre 483 befahl er, wiederum ſollten nur Arianer im Palaſte und Staate ein Amt haben, und da viele Römer um des Glaubens willen verzichteten, wurden ſie nach den mittelländiſchen In-

seln verbannt. Endlich beschloß er sich aller auf einmal zu entledigen; Arianer sollten sie werden, oder Gut und Blut verlieren. Wie er einst gedroht hatte, ließ er ihrer 4976, Priester und Laien, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke zu den wilden maurischen Stämmen an einem Tage in die Wüste hinausstoßen. Durch Sonnengluth und heißen Wüstensand, durch Geröll und Felsgestein wurden sie schonungsloser als eine Viehheerde getrieben, an Stricken fortgezogen und Nachts in enge Höhlen zusammengedrängt, wo sie im scheußlichen Qualm des eigenen Schmutzes lagen. Wer weder auf dem Wege zerschmettert noch im Nachtlager erstickt war, wurde als Knecht den Mauren zur härtesten Arbeit und Mißhandlung übergeben. Dann erging ein Edikt, welches am Himmelfahrtstage von allen Kanzeln, und auch von Eugenius, verlesen werden mußte, die volksverführerischen Bischöfe der Homousianer — so wurden die Bekenner der Wesenseinheit hier genannt, — welche allein die wahre Lehre des Heils zu haben behaupteten, sollten um dem Aergerniß ein Ende zu machen, am 1. Februar des folgenden Jahres in einem Religionsgespräch mit den arianischen Bischöfen sich zu Karthago ihres Glaubens verantworten.

Weil es nun allen klar ward, nicht Versöhnung suche der König, sondern Veranlassung gegen die römischen Gemeinden den tödtlichen Streich zu führen, so überreichte ihm Eugenius, nachdem er sich mit den Seinen berathen, eine Schrift, worin er ein solches Gespräch nicht als die Sache der Afrikaner allein, sondern aller Bekenner der allgemeinen Kirche darstellte, darum sollten dazu auch die Bischöfe aus dem Reiche und jenseits des Meeres eingeladen werden. Er hoffte, diese würden freier und nachdrücklicher reden, als die heimischen. „Mache mir den gesammten Erdkreis unterthänig, erwiederte Hunerich spottend, und ich thue, was du verlangst!“ Denn er fürchtete auch ohne die jenseitigen Bischöfe die Ueberzahl der Katholischen. So rüsteten sich diese zum ungleichen Kampfe. Eugenius aber schied voll schwerer Ahnungen von seiner Gemeinde, und hinterließ ihr ein Trostschreiben, worin er sie ermahnte, nicht die zu fürchten, welche den Körper tödten können, sondern den, welcher Macht hat, Leib und Seele zu verderben. Also kamen zum 1. Februar 484 die Bischöfe aller Provinzen, im Ganzen 475 in Karthago zusammen.

Um sie sogleich in Schrecken zu setzen, ließ der König den Bischof von Nepta, der ihm vor anderen zuwider war, gefangen nehmen und verbrennen. Als die Verhandlung begann,

wählten sie, um weitere Gewaltthaten und den Vorwurf abzuschneiden, die Gegner durch ihre Mehrzahl erdrückt zu haben, zehn Sprecher, die ihre Sache ordnungsmäßig führen sollten, darunter Eugenius. Den Vorsitz hatte der arianische Patriarch Cyrola, der von Leibwächtern umgeben auf einem Throne saß; doch dagegen erhoben jene Einspruch, weil er in eigener Sache nicht Richter sein könne, auch gebühre ihm der Titel eines Patriarchen nicht. Mit lautem Beifall fielen die anwesenden katholischen Laien ein, und da die Beamten des Königs sie mit schwerer Leibesstrafe bedrohten, rief Eugenius aus: „Gott siehe die Gewalt, welche wir dulden, und sei eingedenk der Trübsal und Verfolgung die wir erleiden!“ Er hatte eine Bekenntnißschrift abgefaßt, worin er die Wesenseinheit des Vaters und des Sohnes darlegte, diese ward nun verlesen, und schloß mit der Betheuerung darauf allein ihren Glauben und zu setzen Hoffnung bis ans Ende. Doch hatte es keinen Erfolg, vielmehr berichteten die Arianer dem Könige, die Römer hätten das Gespräch durch böswilligen Lärm vereitelt.

Das war das Zeichen der allgemeinen Verfolgung. Am 25. Februar erließ Hunerich ein neues Strafedikt; zur Züchtigung der Katholischen sollten alle Kirchen so lange geschlossen werden, bis sie zur Verhandlung bereit sein würden. Zugleich aber zeigte sich, wie sehr die Kaiser den eigenen Glaubensgenossen Schaden gethan hatten, als sie die Arianer verfolgten. Denn Hunerich schrieb in seinem Erlaß: „Es ist die Aufgabe königlicher Gerechtigkeit, böse Anschläge auf die Häupter der Urheber zurück zu wenden;“ und befahl die Katholiken genau nach den Bestimmungen der kaiserlichen Gesetze gegen die Arianer zu behandeln. Keine Versammlung irgend einer Art sollten sie halten, ihre Kirchen und deren Vermögen wird eingezogen, ihre Priester dürfen nicht taufen noch irgend eine Amtshandlung vornehmen, sie werden ausgeschlossen von den Städten, verlieren alle Aemter, sollen nicht schenken noch erben, nach ihrem Stande werden sie mit schweren Geldbußen belegt, wer sie herbergt, unterliegt denselben ebenfalls, Rückfällige werden mit Leibesstrafe und Verbannung bedroht. Das alles hatten die Kaiser den Arianern gethan; um ihrer Sünden willen wurden nun in furchtbarer Vergeltung die Schuldlosen heimgesucht.

An einem Tage wurden alle Kirchen im ganzen Reiche geschlossen, die zu Karthago versammelten Bischöfe vor die Thore der Stadt getrieben, und wer sie aufnähme, sollte des Todes sein.

Der König selbst kam mit kriegerischem Gefolge, um zu sehen, wie die Befehle vollzogen würden. Laut jammernd riefen die Bischöfe sein Mitleid an, doch er gebot seinen Begleitern sie nieder zu reiten, und viele Alte und Schwache erlagen unter den Hufen der wilden Pferde. Darauf ließ er den anderen Gnade ankündigen, wenn sie seinen Sohn Hilderich gegen Geiserichs Gesetz durch einen Eid als König im Voraus anerkennen und keinen Brief über's Meer in das römische Reich senden würden. Das that er nur um sie desto sicherer zu verderben. Einige schwuren, um sich und ihre Gemeinden zu retten, die andern weigerten den Eid, weil geschrieben stehe: „Du sollst nicht schwören!" Darauf wurden jene, weil sie das biblische Gebot übertreten zur Ackerbestellung in ferne Gegenden geschickt, diese aber als Feinde des Königs härter bestraft und nach Corsika geführt, um als Knechte für die Schiffe Bauholz zu fällen und zu flößen. So wurden alle Bischöfe, die noch am Leben waren, weit über Land und Meer verstreut. Eugenius wurde dem heftigsten Feinde der Katholiken, dem Bischof Antonius, der fern am Rande der Wüste in der Provinz Tripolis hauste, zur Bewachung übergeben. Da lag der Greis unter Hohn und Mißhandlung seines Drängers Tage und Nächte auf dem Boden, und netzte ihn mit heißen Thränen, bis er schwer erkrankte. Jener, in der Hoffnung, ihn sterben zu sehen, entzog ihm jegliche Hülfe; aber des Feindes Bosheit ward zu Schanden, Eugenius genas dennoch.

Viel schlimmer erging es den meisten anderen. Die Schergen und Henkersknechte verbreiteten sich über das Land, die Priester an der Spitze, um die Katholischen mit Gewalt zu bekehren. Mitten in der Nacht brachen sie ein, und da sie in den Wahn verfallen waren, die erste Taufe sei ungültig, eine neue arianische müsse vollzogen werden, so begannen sie die Menschen zwangsweise zu taufen, in Fesseln und Banden, im Schlafe, und trieben dadurch die Seelen vieler zur Verzweifelung. Dieser blinden Wuth war es gleichgültig, ob Jemand sich dem Edikte gefügt hatte oder nicht, es gab kein Erbarmen, alle Foltern und Qualen, die der Mensch dem Menschen anthun kann, mit Feuer und Wasser, mit Strick und Eisen, wurden mit teuflischer Erfindungskraft ausgeführt, und Dinge geschahen, die aller göttlichen Ordnung und dem menschlichen Gefühl Hohn sprachen, welche die Erzählung zu wiederholen schaudert. Da erscholl lauter Wehruf durch das Land, Gottes Gnade schien von ihm genommen, und das ganze Geschlecht dem Tode verfallen.

Endlich durchbrach ein Gnadenstrahl den schwarzen Zornes-himmel; im December 484 starb der Tyrann, der in seiner acht-jährigen Regierung gezeigt, wie Wahn und Leidenschaft den Men-schen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, zum blutgierigen Raubthier machen können. Von allem was Hunerich gewollt, hatte er nichts erreicht, weder die katholischen Römer bekehrt, noch folgte ihm sein Sohn, sondern sein ebenfalls unterdrückter Neffe Gunthamund. Schon darum war dieser milder gegen die Römer, er erkannte, wie thöricht es sei durch Verzweifelung ihren Ab-fall und dann den Angriff des Kaisers herbeizuführen. Den Eugenius rief er aus der Verbannung zurück, und allmählig gab er der Gemeinde von Karthago wieder, was ihr genommen wor-den. Da er auf den Rath des Eugenius hörte und überhaupt billigern Sinnes war, erleichterte er das Loos der Römer, und endlich im Jahre 494 durften ihre Bischöfe heimkehren und alle Kirchen wurden dem Gottesdienste geöffnet.

Allein schon 496 starb der mildere Herrscher und mit seinem Bruder Thrasamund begannen Prüfungen anderer Art. Da auch er einsah, es sei unmöglich, den Glauben des Menschen durch Verfolgung und Zwang zu vernichten, dachte er es mit Schmeiche-lei und Hoffnung zu versuchen. Wer sich als Arianer bekannte, wurde mit Aemtern, Ehren und reichem Einkommen belohnt, Verbrechern unter dieser Bedingung die Strafe erlassen, der König selbst, weil er klug und belesen war, ließ sich mit den Bischöfen in gelehrten Streit ein, und suchte sie zu verwirren und zu beschämen. Vor allen war ihm Eugenius ein Dorn im Auge, und da dieser den Versuchungen widerstand, und ihm als Schützer seines Volkes überall entgegen trat, beschloß er ihn zum blu-tigen Warnungszeichen zu machen, und verurtheilte ihn zum Tode. Da nun jener zum Märtyrerthum bereit war, und auf der Richtstätte der Henker bereits das Schwert über seinem Haupte gezückt hatte, besann sich Thrasamund eines anderen und ließ ihn befragen, ob er fest entschlossen sei, für seinen Glauben zu sterben. Eugenius antwortete: „Für die Gerechtigkeit zu sterben, ist ewiges Leben!“ Da befahl der König: „Er soll nicht sterben, damit die Seinen ihn nicht als Märtyrer verehren!“ So wollte er auch ihn zu Schanden machen, und schickte ihn 497 in die Verbannung nach Albi im südlichen Gallien, das unter den arianischen West-gothen stand, weil er hoffte, dort werde er in neuem Ungemach untergehen. Aber Gott machte gut, was er übel ersonnen hatte; denn hier war die gothische Herrschaft milder, und Eugenius

in der Mitte seiner Glaubensgenossen. Nach harten Kämpfen und Prüfungen bis auf's Blut lebte er darauf in heiliger Ruhe noch acht Jahr, und nach allen Stürmen war ihm ein friedliches Ende beschieden. Wohl durfte auch er sagen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten." Oft besuchte er die Grabstätte eines alten Märtyrers Amarandus, und als er sich einst dort nach seiner Gewohnheit niedergelassen und die Hände erhoben hatte, hauchte er seine Seele im stillen Gebete aus. Das geschah am 13. Juli 505.

Im Reiche der Vandalen aber tobte der wilde Kampf fort, bis nach fast dreißig Jahren der Kaiser Justinian seinen Feldherrn Belisar sandte, der die Städte einnahm, das Volk zerstreute und den letzten König gefangen nach Constantinopel führte. Wieder anderthalb Jahrhundert später eroberten die Anhänger Mohammeds die Nordküste Afrikas und schlugen alle Christen, und das Land, wo einst so viele und große Kirchen gewesen waren, ging um ihres Streites und ihrer Unduldsamkeit willen der Lehre des Heils verloren, bis auf den heutigen Tag.

R. Köpke in Berlin.

---

5. Wilfrid, Bischof von York.

24. April.

Die „Weiber," von welchen der Evangelist berichtet, daß sie dem Herrn „waren nachgefolgt aus Galiläa und hatten ihm gedient," sind vielen erlauchten Frauen des frühen Mittelalters in ihrer Thätigkeit für die Verbreitung des Christenthums Muster und Vorbilder geworden.

Unter den Angelsachsen insbesondere verschmähten es selbst Königinnen nicht, der Einführung der neuen Lehre die aufopferndste Unterstützung zuzuwenden. So hatte, noch ehe Gregors des Großen Glaubensboten Britannien betraten, die fränkische Königstochter Bertha ihren heidnischen Gemahl, den König Aethelberht von Kent, ihrem Glauben geneigt gemacht. Aethelburh, ihre Tochter, setzte die Bekehrung *ihres* heidnischen Gatten, des Königs Edwin von Deira in Nordhumberland, durch, nachdem es ihr gelungen war, seine Einwilligung zur Taufe ihres ersten im J. 626 gebornen Töchterleins Eanfled zu erhalten. Diese mußte, in früher Jugend, mit ihrer verwittweten Mutter an den Hof von Kent

zurückfliehen, wo sie in strengster römischer Rechtgläubigkeit erzogen ward. Im Jahre 643 reichte sie, als siebenzehnjährige Jungfrau, dem mächtigsten Könige in Nordhumberland, Oswiu von Bernicia, ihre Hand. Oswiu war durch schottische Glaubensboten zur Erkenntniß des Heils in Jesu Christo gekommen: es trafen also jetzt zwei verschiedene Glaubensrichtungen, die des römischen Südens und die des schottischen Nordens, in seinem Hause zusammen. Eanfled war ernstlich darauf bedacht, ihren Kindern das überkommene Gut römischer Gesinnung zu erhalten; an sie schloß sich Alles an, was in der großen Verwandtschaft des nordhumbrischen Königshauses und im ganzen Lande der katholisch-apostolischen Kirche angehörte oder sich ihr zuneigte.

Im Jahre 648 wurde Wilfrid, ein nordhumbrischer Knabe edler Abkunft, der schon früher die Aufmerksamkeit der Königin Eanfled auf sich gezogen hatte, in ihre Umgebung eingeführt. Wilfrid war 634 geboren. Von vortrefflichen Geistesanlagen, ungewöhnlicher Schönheit und einnehmendem Wesen, übertraf er seine Altersgenossen eben so sehr in den Spielen der ritterlichen Jugend, wie in der Aneignung von feiner Zucht und Sitte. Die Härte einer Stiefmutter machte den muntern Knaben ernster; kaum vierzehn Jahre alt, zog er, mit Einwilligung seines Vaters, der ihn und seine Diener mit Waffen, Rossen und Kleidern versah, an den Königshof. Eanfled nahm ihn liebreich auf, begünstigte sein Vorhaben, sich dem Mönchsleben zu widmen, und übergab ihn einem ihrer Kämmerer, Cudda mit Namen, der im Begriff war, sich in das Kloster Lindisfarné zurückzuziehen. Wilfrid ward Cuddas Diener und bald der Liebling seines Lehrers Aedan und der übrigen Mönche. In kurzem wußte er die Psalmen der Reihe nach aufzusagen und konnte die üblichen Liturgieen auswendig.

Im Jahre 651, als Finan, auch einer der schottischen Brüder von der Insel Hi, Aedan in der Leitung des Klosters folgte, erwachte in dem achtzehnjährigen Wilfrid das Bedürfniß nach höherer Ausbildung in den kirchlichen Disciplinen. Dem Herkommen zuwider, begab er sich zu diesem Zwecke nicht nach Irland, sondern wollte Rom sehen und die Kirche des heiligen Petrus näher kennen lernen. Eanfled billigte diesen auffallenden Entschluß und war zu seiner Ausführung behilflich: sie sandte Wilfrid im J. 652 zu ihrem Vetter Earconberht, dem Könige von Kent, der ihm zur Fortsetzung der Reise passende Gelegenheit verschaffen sollte, und empfahl ihn ihrem Freunde, dem Erzbischofe Honorius, unter dessen Leitung er einen bezeichnenden Schritt auf

der Bahn zum römischen Ritus vorwärts that: er prägte sich nämlich die Psalmen, die er, wie unter den Schotten gewöhnlich war, nach der Uebersetzung des h. Hieronymus auswendig gelernt hatte, jetzt nach der in der römischen Kirche geltenden Uebertragung aus der Septuaginta ein.

Nach einigen Monaten traf ein zweiter, für Rom begeisterter Nordhumbrier bei Earconberht ein, Biscop Baduking, ein junger Ritter, der den Hofstaat Oswins verlassen hatte, um „dem wahren Könige" zu dienen; in der Kirchengeschichte ist Baduking, unter dem Namen Benedict Biscop, hoch berühmt. Seiner Führung wurde Wilfrid übergeben.

Von der Munificenz des Königs reich ausgestattet, bestiegen die Reisegefährten ein Schiff und kamen, in kurzer Frist, nach Lyon zu dem fränkischen Erzbischofe Dalfin Annemund, einem mächtigen und reichen Herrn. Wilfrids glänzende Erscheinung, sein heitres Antlitz, „das auf einen hellen Geist schließen ließ," seine Lebhaftigkeit und Gewandtheit im Umgange fesselte den Kirchenfürsten so sehr, daß er dem angelsächsischen Jünglinge die Hand seiner Nichte und das Regiment über einen guten Theil Galliens versprach, falls er bei ihm bleiben wolle. Wilfrid widerstand dieser Versuchung und riß sich endlich von seinem väterlichen Freunde los, um dem in Unmuth voraus gereisten Genossen nachzueilen. Er mußte Dalfin versprechen, auf der Rückreise wieder bei ihm einzukehren.

Noch im Jahre 654 langte Wilfrid in Rom an. Mit offner Seele gab er sich den neuen Eindrücken hin. Der reiche Schmuck der Kirchen, der ergreifende Gesang bei den Gottesdiensten, die Kleiderpracht der hohen Geistlichen und ihres Gefolges, vor Allem die Gleichförmigkeit inmitten der Verschiedenheit, die feste Regel, die auf eine höhere Einheit der Gläubigen zurückwies: Alles ergriff seinen lebendigen Geist mit unwiderstehlicher Gewalt und beschäftigte seine jugendliche Phantasie. Mit Inbrunst verrichtete er seine Andacht in den berühmtesten Kirchen. Wenn er in der Kirche des h. Andreas auf den Knieen lag und zu dem Altare emporschaute, auf welchem die vier Evangelien standen, da bat er Gott um die Gabe lernen zu können, damit er einst im Stande sei zu lehren, auch unter den Heiden. Wenige Monate reichten hin, ihn, unter Anleitung des Archidiacònen Bonifacius, mit dem römischen Kirchenwesen vertraut zu machen. Als ihn Bonifacius dem Papste vorstellte und er sich zum Abschiede den apostolischen Segen erbat, war er bereits ein vollendeter Anhänger

des römiſchen Stuhls: geübt in der orthodoxen Berechnung des Oſtercyclus, überzeugt von dem Apoſtolate des römiſchen Papſtes, eingeſchult in alle Formen des römiſchen Ritus. Er verließ Rom mit der Ueberzeugung, daß die römiſche Kirche die rechtgläubige und wahre ſei, die Kirche ſeiner nordhumbriſchen Heimat eine ſchismatiſche.

Auf der Rückreiſe lebte Wilfrid drei Jahre lang, alſo bis ins Jahr 658, bei Dalfin und bildete ſich im Umgange mit gelehrten und frommen Männern zum höheren Kirchendienſte weiter aus. Noch immer hoffte der Erzbiſchof ihn an Gallien zu feſſeln; gern erfüllte er ihm den Wunſch, die römiſche Tonſur, „nach der Form der Dornenkrone, welche das Haupt Chriſti umgab, durch ſeine Hand zu erhalten;“ die ſchottiſchen Prieſter ließen ſich das Haupt ſcheren von Ohr zu Ohr, wie die Briten. Wahrſcheinlich würde Wilfrid bei Dalfin, der ihn zu ſeinem Erben einſetzen wollte, geblieben ſein, hätte nicht den harmloſen Greis, in einer von dem Hausmaier Ebroin über neun Biſchöfe verhängten Verfolgung, der Märtyrertod überraſcht: Wilfrid wich ſeinem Wohlthäter nicht von der Seite; er verlangte mit ihm zu ſterben und entkleidete ſich bereits, um den Todesſtreich zu erhalten, als Dalfins Mörder erfuhren, der ſchöne Jüngling ſei ein Angelſachſe und ihn frei ließen, weil Baldhild, die fränkiſche Königin, dem angelſächſiſchen Volke entſtammt war. Sobald Wilfrid für ein ehrenvolles Begräbniß Dalfins geſorgt hatte, eilte er Britannien zu. Der Ruf ſeiner in Rom gewonnenen Gelehrſamkeit und ſeines Heldenmuthes, um des Glaubens willen, der ihn den Bekennern (confessores) der Kirche beigeſellte, eilte ihm vorauf.

Kaum hatte er, nach vierjähriger Abweſenheit, die Geſtade Britanniens betreten, als ihn Alchfrid, der älteſte Sohn und Mitregent Oswius, zu ſich einlud. Er hatte durch Cenwealh, den König von Weſſex und deſſen Biſchof Agilberht, einen gebornen Franken gehört, „daß Wilfrid, der mit ſeinen Gefährten ſo eben von dem apoſtoliſchen Stuhle angekommen ſei, das wahre Paſcha verkündige und die manigfache Disciplin der Kirche des h. Apoſtels Petrus erlernt habe.“ Alchfrid war König der Provinz Deira, ein politiſcher und kirchlicher Gegner ſeines Vaters: es freute ihn in Wilfrid einen Mann zu finden, durch welchen er den Einfluß der Schotten in Nordhumbrien brechen konnte; ſo ſchloß er denn enge Freundſchaft mit dem ihm aus früheren Jahren bekannten römiſchen Kleriker. Er nahm ihn zu ſeinem Lehrer in kirchlichen Dingen an und theilte bald alle Ueberzeugungen desſelben. Ein Gnadenact folgte dem andern: Alchfrid machte Wilfrid zu ſeinem

Kaplan, schenkte ihm 10 Hufen Land in Stánford (wahrscheinlich Stamford in Yorkshire) zur Errichtung eines Klosters; kurz darauf erhob er ihn zum Abte von Inhrypum (Ripon), das er den Schotten, die es besaßen, abnahm und zusammt den auf 30 Hufen geschätzten Ländereien an jenen vergabte; endlich ließ er ihn zu Anfang des Jahres 664 durch den Bischof Agilberht, der die nordhumbrischen Könige besuchte, zum Presbyter weihen: „er solle ihm künftig als Gefährte, als Priester und Lehrer beständig zur Seite sein." Noch wenige Schritte waren zu thun, um die Katholisirung Nordhumbriens zu sichern; Agilberht wurde mit ins Interesse gezogen und leistete den nöthigen Beistand. Auf die Bitte der beiden Könige lieh er einem Concile, das dieselben für den 26. März 664 nach Streaneshalch (später Whitby) berufen hatten, sein Ansehn, um die Frage über die richtige Zeit der Osterfeier, welche die angelsächsische Kirche in Aufregung erhielt und den Hausfrieden König Oswius nicht unbedeutend störte, zu einer für die römische Kirche günstigen Entscheidung zu bringen. Diese Frage hatte die morgenländische wie abendländische Kirche schon seit Jahrhunderten beschäftigt; sie schien an und für sich unbedeutend, war aber von dem Begriffe von der Einheit der Kirche unzertrennlich. Wurde die römische Berechnung des Ostercyclus auch in Nordhumbrien herrschend, wo bisher die der schottischen Kirche eigene Berechnungsweise galt, so war die Einigung des Südens der angelsächsischen Kirche mit dem Norden gewonnen, und es konnte nicht mehr vorkommen, daß der eine Theil der Gläubigen sich noch den Bußübungen der Fasten hingab, während der andere bereits die frohe Feier der Auferstehung des Herrn, mit dem der frühern Kirche eigenthümlichen Jubel, beging. Zugleich fiel die Schranke, welche das Königreich Nordhumbrien von den Kirchen des Festlandes trennte, und es erhielt zugleich durch den nähern Anschluß an dieselben eine größere politische Bedeutung. Diese Vortheile sollten auf dem Concil von Streaneshalch gewonnen werden; gelang es, die römische Ansicht zur Geltung zu bringen, so war hiermit auch der zweite Controverspunkt, über die Tonsur, erledigt und die Suprematie Roms ausgesprochen.

Der Ausgang des Concils von Streaneshalch ist bekannt. König Oswiu, seiner Gemahlin und seinem Sohne gegenüber offenbar der schwächere, trat durch eine halb scherzhafte Wendung, welche er dem Streite zwischen dem Abte Wilfrid von Ripon und dem Abt-Bischofe Colman von Lindisfarné gab, auf die von Wilfrid mit großer Beredsamkeit und Energie vertheidigte römische

Seite über. Colman hatte zu Gunsten der schottischen Ansicht unter Anderen auch Columba, den Gründer der schottischen Kirche, angeführt. Da rief Wilfrid aus: „Euer Columba mag ein heiliger Mann gewesen sein; dürft ihr ihn aber deshalb dem seligsten Apostelfürsten vorziehen, zu dem der Herr gesprochen hat: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen," und abermal: „Dir werde ich des Himmelreichs Schlüssel geben?"" Diese Worte griff Oswiu auf. Seine Frage: ob unser Herr dem h. Petrus wirklich die Schlüssel des Himmelreichs versprochen habe, beantworteten beide Theile natürlich bejahend; ebenso bestimmt mußte die weitere Frage: ob Columba einer ähnlichen Auszeichnung sich zu erfreuen habe, verneint werden. „So erkläre ich Euch denn, schloß der König, daß ich dem Himmelspförtner nicht widersprechen will; er möchte mir sonst nicht aufthun, wenn ich an das Himmelsthor poche." Hoch und Niedrig rief dem Könige Beifall zu; einer Erwägung und Würdigung der vorgetragenen Behauptungen war man somit überhoben. Colman mit seinem kleinen Anhange verließ das Concil, bald auch das Land, und die katholische Partei war fortan die gebietende. Ihre Herrschaft sollte nun durch die Erhebung Wilfrids zum Bischofe von Nordhumbrien für immer befestigt werden. Die Veranlassung hierzu trat ein, als, noch im Jahre 664, Tuda, der Nachfolger Colmans in Lindisfarné, an der Pest starb. In öffentlicher Versammlung erwählten Oswiu und seine Räthe (die witan) Wilfrid zum Bischofe, und Alchfrid ersuchte, mit Zustimmung seines Vaters, den nach Paris zurückgekehrten Bischof Agilberht, den Gewählten „für sich und die Seinigen," wie er sich ausdrückte, also für seine Provinz Deira, deren Bischofsitz York seit 31 Jahren erledigt war, zum Bischofe zu weihen. Die römische Consequenz gestattete nicht, daß Wilfrid sich in Britannien ordiniren ließ, weil es hier keine canonisch-geweihten Bischöfe gab; „er begehrte von katholischen Bischöfen, ohne den Widerspruch des apostolischen Stuhles hervorzurufen, den Bischofsgrad erhalten zu dürfen." So geschah es, daß Wilfrid im Jahre 665 zu Compendium (Compiègne) durch seinen Freund Agilberht, unter Assistenz von 11 andern katholischen Bischöfen, ordinirt wurde. Dem alten fränkischen Gebrauch gemäß hoben ihn die Bischöfe, nachdem die Weihe vollzogen war, auf einen goldenen Stuhl und trugen ihn eigenhändig durch die Oratorien.

Wilfrids Rückkehr verzögerte sich bis ins dritte Jahr, also wohl bis ins Jahr 666. Nach einer stürmischen Ueberfahrt, die

ihn und seine zahlreichen Begleiter an das Gestade von Sussex trieb, wo nur die tapferste Gegenwehr verhinderte, daß die heidnischen Küstenbewohner an den Verschlagenen das Strandrecht übten, erreichte Wilfrid den Hafen von Sandwich. Hier erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß inzwischen Oswiu den Stuhl von York mit Ceadda, einem früheren Schüler Aedans, besetzt habe. Was den König zu diesem unerwarteten Schritte bewog, steht nicht fest. War aber Alchfrid bereits gestorben, — er starb jedenfalls vor 670 — so erklärt es sich, daß sein Vater jetzt den Gegnern römischen Kirchenregiments aufs neue Gehör schenkte und in der selbstständigen Errichtung des Bisthums York seine Unabhängigkeit in Verwaltung der nordhumbrischen Kirche zeigen wollte.

Wilfrid war also genöthigt, sich in sein Kloster Ripon zurückzuziehen, von wo aus er die katholischen Kirchengebräuche unter den Angelsachsen mit so überraschendem Erfolge verbreitete, daß alle Schotten entweder den neuen Einrichtungen sich fügen oder in ihre Heimath zurückkehren mußten. Auch zur Ausübung bischöflicher Functionen fand er Gelegenheit: auf die Einladung des Königs Ecgberht von Kent, weihte er in dessen Lande Presbyter und Diaconen, weil das Erzbisthum einstweilen unbesetzt war. Aehnliche Aushilfe leistete er in Mercien, auf Bitten des Königs Wulfhere.

Im Mai 669 langte der neue Erzbischof von Kent aus Rom an. Auf Ersuchen der Könige Ecgberht und Oswiu, „ihnen einen orthodoxen Bischof zu senden," hatte Papst Vitalianus Theodor, einen aus Tarsus in Cilicien gebürtigen, durch hohe Bildung ausgezeichneten Mönch — er wird gewöhnlich philosophus zugenannt — nach Britannien abgeordnet, „als den Lehrer der Wahrheit und den Bischof, den sie sich vom römischen Pontifex erbeten hätten." Der Abt Adrian, ein gleichfalls classisch gebildeter Mann, mußte Theodor begleiten; denn der Papst traute diesem nicht recht, als einem willenskräftigen, zu großer Selbstständigkeit neigenden Griechen. In der That war Theodors Streben, wie die Folge zeigte, zwar darauf gerichtet, römische Einheit in die angelsächsische Kirche einzuführen, zugleich aber, aus ihr eine Nationalkirche zu schaffen, deren anerkanntes Haupt er selbst sei, als der einzige Erzbischof des Landes, die also der Jurisdiction des päpstlichen Stuhles nicht unterliege. Aus dieser Stellung Theodors ergiebt sich von selbst, daß mit seiner Ankunft in Kent ein Wendepunkt in Wilfrids Geschick eintreten mußte, während er

andrerseits in wichtigen kirchlichen Fragen nicht mit ihm gehen konnte.

Zunächst entfernte Theodor, der mit großer Energie auftrat, Ceadda aus dem Bisthume von York, weil er uncanonisch ordinirt sei, und setzte Wilfrid in dasselbe ein. Ceadda unterwarf sich demüthig, und da Oswiu bald darauf starb (im Febr. 670), so fand die Ausführung der von Theodor angeordneten Maßregel keinen Widerstand.

Jetzt erhielt Wilfrid Gelegenheit, eine umfangreiche Thätigkeit zu entfalten. Die reichen Einkünfte seiner großen Diöcese, die ganz Nordhumbrien und das Pictenland umschloß, verschafften ihm die Mittel, den Glanz der römischen Kirche auch in die nordhumbrische einzuführen. Vor Allem zog er die Kunst in den Dienst der Kirche. Die alte Kathedrale von York war dem Verfalle nahe: Wilfrid stellte sie prächtig her, deckte sie mit Blei und versah die mit dünner Leinwand oder hölzernen Gittern ausgefüllten Fenster, die nur ein mangelhaftes Licht eingelassen hatten, mit Glasscheiben. Zu Ripon erbaute er eine St. Peterskirche aus geglättetem Stein: Säulen von kunstreicher Arbeit trugen das Dach, und Bogengänge umgaben sie ringsum. In Erinnerung an die St. Andreaskirche in Rom, schenkte er dem neuen Gotteshause die vier Evangelien, mit goldenen Buchstaben auf purpurfarbene mit Malereien gezierte Pergamentblätter geschrieben; eine goldene mit Edelsteinen reich geschmückte Kapsel umschloß dieses Meisterwerk. Das Kirchweihfest verherrlichten der König Ecgfrid, Oswius Sohn und Nachfolger, und sein Bruder Aelfwin durch ihre Gegenwart. Wilfrid dankte ihnen vor allem Volke für die reichen Schenkungen, die sie der Kirche gemacht hatten. An die kirchliche Feier schloß sich eine dreitägige rauschende Festfreude. Wir erblicken hier Wilfrid in freundlichstem Einverständnisse mit seinem Könige: Staat und Kirche haben sich die Hand zu gesegnetem Bunde gereicht, freilich nur auf kurze Zeit. Die St. Andreaskirche zu Hagustaldesea (Hexham) war das dritte und letzte Prachtgebäude, das Wilfrid errichten ließ: nach einstimmigem Urtheile der Zeitgenossen hatte diese Kirche „nicht ihresgleichen diesseit der Alpen."

Auch auf die erhebende Feier des Gottesdienstes verwandte Wilfrid großen Fleiß. Er nahm sich hierbei die römische Kirche zum Muster; nicht blos das Innere der Kirchen stattete er mit allem Schmucke aus, der geeignet war, die Andacht zu beleben, sondern führte auch den römischen Altardienst und den kunstreichen,

bisher nur in Kent bekannten, gregorianischen Kirchengesang durch Aeddi Stephanus, einen Benedictinermönch aus Kent, in Nordhumbrien ein. Aeddi wurde Wilfrids unzertrennlicher Gefährte; wir verdanken ihm eine werthvolle Lebensbeschreibung seines hohen Freundes.

Je mehr Ecgfrids Waffenglück (bes. im J. 675) die Grenzen Nordhumbriens erweiterte, desto größer wurde Wilfrids Bisthum und seine Macht. Dem rastlos thätigen Bischofe gingen von allen Seiten die unzweideutigsten Beweise allgemeiner Verehrung zu. Seine große Mäßigkeit — auf seinem frugalen Tische erschien selten mehr als Ein Gericht, und nie leerte er seinen Becher ganz —, die Kasteiungen, denen er sich gewohnheitsmäßig bis zu den peinlichsten Quälereien hingab; noch mehr aber seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, die seiner beredten Verkündigung des Evangeliums williges Gehör verschafften, gewannen ihm die Herzen der Gläubigen in bisher unerhörtem Maße. Aebte und Aebtissinnen, — viele schon bei ihren Lebzeiten — setzten ihn zum Erben ihrer Klöster ein; Söhne von Fürsten und Vornehmen des Landes wurden ihm übergeben, damit er sie, je nach ihren Anlagen, zum Dienste der Kirche oder zum Kriegsdienste heranbilden lasse. Sein wachsendes Glück erregte schon den Neid seiner Mitbischöfe, bald auch die Eifersucht weltlich gesinnter Großer. Daß er über Tausende von Mönchen gebot, daß seine Mahlzeiten in goldenen und silbernen Geschirren aufgetragen wurden, daß ihn eine durch Pracht der Kleidung und Waffenschmuck auffallende Schar von Clienten umgab und auf seinen Ausflügen regelmäßig begleitete, erregte allmählich den Verdacht, Wilfrid strebe danach, dem Stuhle von York seinen alten erzbischöflichen Glanz wieder zu gewinnen und von dem Könige unabhängig zu werden. Theodor aber war nicht gesonnen, seine oberste Kirchengewalt mit Wilfrid zu theilen; und Ecgfrids Langmuth ermüdete endlich, als er sich in einer sehr zarten Angelegenheit von seinem Freunde verlassen sah.

Ecgfrid war, als fünfzehnjähriger Jüngling (im Jahre 660) mit Aethelthryd, der jungen Wittwe eines Fürsten der Süd-Gyrvier, vermählt worden. Aethelthryd hatte mit ihrem ersten Gatten als Jungfrau gelebt und nun bereits eilf Jahre hindurch ihr jungfräuliches Leben an Ecgfrids Seite fortgesetzt. Ecgfrid war oft, besonders aber seit seiner Thronbesteigung, in Wilfrid gedrungen, er möge die Königin zur Aufgabe ihres frommen Vorsatzes bewegen. Wilfrid wollte oder konnte seine Bitte nicht

erfüllen, reichte vielmehr Aethelthryd (671) selbst den Schleier im Kloster zu Coludesburh (Coldingham). Von diesem Augenblicke an gehörte Wilfrid nicht mehr zu Ecgfrids Günstlingen, der mit Eormenburh, einer Schwägerin des Königs Centwine von Wessex, zu einer zweiten Ehe schritt. Eormenburh wußte Ecgfrids Eifersucht auf Wilfrids hohes Ansehn rege zu machen; die erwünschte Gelegenheit, den übermächtigen Bischof zu vernichten, ließ nicht lange auf sich warten.

Auf dem Concile, welches Theodor im Jahre 673 zu Herutford (Hertford) abhielt, Wilfrid aber nur durch Legaten beschickte, war an die alte Bestimmung, daß die Zahl der Bisthümer vermehrt werden solle, erinnert worden, ohne daß ein Beschluß gefaßt wurde. Sicher war die zu große Ausdehnung der bischöflichen Sprengel der Verbreitung und Befestigung des Christenthums nicht günstig. Theodor ging daher mit Vermehrung der Bisthümer sehr energisch vor; es war natürlich, daß einzelne Bischöfe sich die Theilung ihrer zu ausgedehnten Diöcesen mußten gefallen lassen. Auch von dem Bisthum York, von dessen Einkünften, wie die Sage ging, „bequem drei Bischöfe unterhalten werden konnten, und dessen Umfang wohl für vier Bisthümer ausreichte," war auf die Dauer eine Theilung nicht fern zu halten. Daß Wilfrid diese nicht gutwillig gestatten würde, war vorauszusehen. Deßhalb erlaubten sich Ecgfrid und Theodor, in seiner Abwesenheit, einen Gewaltact und bildeten (im J. 677) aus seinem Bisthume drei Bisthümer, ohne ihn zu fragen. Für York weihte Theodor den Bosa, einen Mönch aus dem Kloster Streaneshalch; für Hagustald (Hexham) oder Lindisfarné den Abt Eata von Lindisfarné; für Lindissi, die Provinz der Lindiswaren, Eadhaed, den Kaplan des verstorbnen Königs Alchfrid. Wilfrid ward gar nicht bedacht; seiner Würde, wie seines Eigenthums beraubt, sah er sich plötzlich abgesetzt, — ein so rascher Wechsel des Schicksals, wie ihn nur der unwürdigste Bischof verdient hätte.

Noch im J. 677 machte sich Wilfrid nach Rom auf, um seine Angelegenheit der Entscheidung des Papstes persönlich vorzulegen. Ein starker Westwind verschlug ihn nach Friesland, dessen heidnischen Bewohnern er, als erster angelsächsischer Glaubensbote auf deutschem Boden, während des Winters von 677 auf 678 das Evangelium verkündete: „alle Fürsten, mit wenigen Ausnahmen, und viele Tausende aus dem Volke wurden getauft." König Aldgils unterstützte den vornehmen Ankömmling, zusammt seinem Gefolge, in jeder Weise. Auf seiner Weiterreise lehnte

Wilfrid die Annahme des Bisthums Straßburg ab, welches König Dagobert II. von Austrasien ihm anbot. Im Longobardenreiche hatte er sich des Schutzes Bertharids zu erfreuen. Ueberall entging er den von England aus veranlaßten Nachstellungen und langte zu Rom an, als, wohl durch Coenwald, den Abgeordneten Theodors an den Papst, und dessen von der Aebtissin Hild mitgeschickten Begleitern veranlaßt, ein bereits im October 678 gehaltenes Concil „über den Zwiespalt zwischen dem Erzbischofe Theodor und den übrigen Bischöfen jener Provinz," Britanniens nämlich, sich vorläufig ausgesprochen und seine Beschlüsse durch den Archicantor und Abt Johannes, noch im Jahre 678, hinübergeschickt hatte. In Uebereinstimmung mit diesen Beschlüssen entschied das Concil, nach Wilfrids Ankunft (im Jahre 679), „Wilfrid solle das Bisthum, welches er bis vor kurzem gehabt, wieder übernehmen und sich, unter dem Beistande eines zu berufenden Conciles, Adjutoren wählen, die, nach Vertreibung jener Männer, die während seiner Abwesenheit, der Regel zuwider (enormiter), in sein Bisthum gesandt worden seien, der Erzbischof zu befördern und zu Bischöfen zu weihen habe." Das Concil verwarf also die Theilung an sich nicht, wollte aber auch Wilfrid, wenigstens in York, wieder eingesetzt wissen. Dieser wohnte noch dem großen römischen Concile zu Ostern 680 bei, das die Monotheleten verurtheilte, und erreichte im Herbste desselben Jahres seine Heimat, wo man auf seinen Empfang schon vorbereitet war.

Nur mit Mühe konnte er eine Audienz bei Ecgfrid erlangen, der ihn in öffentlicher Versammlung beschuldigte, das Schreiben des Papstes durch Bestechung erkauft oder verfälscht zu haben, und als er sich vertheidigte, mit Zustimmung der anwesenden Bischöfe und Großen, ihn seinem Gefolge entreißen und ins Gefängniß werfen ließ. Erst nach neun Monaten gelang es den Bitten Aebbe's, der Aebtissin von Coldingham, einer Vatersschwester Ecgfrids, ihn zu befreien und ihm so zur Flucht nach Mercien zu verhelfen, wohin ihn der Unterkönig Beorhtwald eingeladen hatte. Ein Befehl König Aethelreds von Mercien, der Ecgfrids Schwester Osthryd zur Gattin hatte, vertrieb ihn nach dem fernen Wessex, und als er auch von hier von König Centwine dem Gemahle Irmengilds (?), einer Schwester Eormenburhs, verbannt wurde, nahm er (etwa im August 681) seine Zuflucht zu König Aethelwald (Aedilwalch) von Sussex. Aethelwald und Eabä, seine Gemahlin, waren beide getauft; um so bereitwilliger nahmen sie den Geächteten auf und gestatteten ihm gern, daß er ihren heidnischen Un-

terthanen das Evangelium verkündigte. Der Umstand, daß eine dreijährige Hungersnoth gerade bei Wilfrids Ankunft ihr Ende erreichte, und seine Anweisung, wie sie mit Netzen auch im Meere Fische fangen und dadurch der entsetzlichen Plage, die Tausenden das Leben gekostet hatte, inskünftige vorbeugen könnten, machte die rohen Heiden zur Annahme des Christenthums willig. So wurde Wilfrid der Apostel des letzten angelsächsischen Gebietes, das sich bisher der Christianisirung entzogen hatte. Aethelwald bewies sich dankbar; er schenkte Wilfrid in Seolesea (Selesey) 87 Hufen Land und gab so die Veranlassung zur Errichtung eines Klosters, dem ersten Bischofssitze in Sussex. 250 Leibeigene, die Wilfrid mit den Ländereien geschenkt bekommen hatte, taufte er und schenkte ihnen dann die Freiheit.

Während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Seolesea, gewann er, im Genusse eines wohlverdienten Ansehns, die Freundschaft Cädwalla's, eines jungen heidnischen Fürsten aus dem westsächsischen Königsstamme, der auf den Höhen von Ciltern und in der Wildniß des Andredeswaldes, zwischen Wessex und Sussex, als Verbannter umherirrte und bei ihm Theilnahme und Rath, bald auch Unterstützung zu seinen kühnen Unternehmungen fand. Cädwalla eroberte Sussex und Wessex, dessen Thron er bestieg, verwüstete die Insel Wight, rottete die noch heidnischen Bewohner derselben fast ganz aus, und schenkte Wilfrid den vierten Theil der Insel, 300 Hufen, angeblich als einen Gottestheil. So erntete Wilfrid in seiner Verbannung die Frucht gesegneter Arbeit und gelangte, seinen Feinden zum Trotz, aufs neue zu Macht und Reichthum. Endlich bahnte sich auch der Weg zu ehrenvoller Rückkehr nach Nordhumbrien an. Sie wurde durch Theodor vermittelt, der das an dem Gegner begangene Unrecht bereute und jetzt, da Ecgfrid in einer Schlacht bei Nichtanes mere gegen die Picten gefallen war und Eormenburh sich in das Kloster zu Lugubalia (Carlion) zurückgezogen hatte, keinen Anstand nahm, sich mit dem Verbannten zu London zu versöhnen. In Folge dieser Versöhnung empfahl Theodor Wilfrid an die Mitglieder von Ecgfrids Familie, besonders an dieses natürlichen Bruder und Nachfolger Aldfrid, einen gelehrten und frommen Mann, an Aelfled, die Aebtissin von Streaneshalch, dessen Schwester, und an Aethelred von Mercien, ihren Schwager. Den guten Erfolg seiner Empfehlungen erlebte Theodor nur zum Theil; als er, 88 Jahre alt, am 19. September 690 starb, nahm er die Beru-

higung mit ins Grab, zu Wilfrids Wiedereinsetzung alle nöthigen Schritte vorbereitet zu haben.

Bereits im Jahre 687 hatte ihn Aldfrid zur vorläufigen Uebernahme des erledigten Bisthums Lindisfarné berufen. Während seiner einjährigen Verwaltung desselben, führte er die Benedictinerregel im Kloster Lindisfarné ein. Hierauf folgte seine Einsetzung in das Bisthum Haguſtald; endlich die Zurückgabe seines Lieblingsklosters Ripon, aus dessen Besitz Eadhäd, der frühere Bischof der Lindiswaren, weichen mußte. Daß Wilfrid auch „seinen eignen Bischofssitz in der Stadt York" wieder erhalten habe, wie Aeddi berichtet, ist sehr zweifelhaft; in diesem Falle hätte Bosa abtreten müssen. Jedenfalls hatte er den größten Theil seiner früheren Macht erlangt und behauptete sich in derselben, bis im Jahre 691 König Aldfrid, wahrscheinlich durch Eadhaed aufgereizt, mit dem Plane hervortrat, Ripon zu einem eigenen Bisthume zu erheben; die zur Dotation desselben erforderlichen Ländereien sollten dem Kloster Wilfrids abgenommen werden. Schon Theodor mochte diese Absicht gehegt haben, wenigstens wurde es Wilfrid, der sich nicht gutwillig seines Eigenthums wollte berauben lassen, zum Vorwurfe gemacht, daß er den Decreten des Erzbischofs den Gehorsam weigere. Vergebens erklärte er seine Unterwürfigkeit unter alle Verfügungen des Erzbischofs, die nicht während seines Zerwürfnisses mit ihm erfolgt seien: Aldfrid beharrte bei seinem Willen, und Wilfrid mußte zum zweitenmale Nordhumbrien verlassen.

Doch wandte er sich nicht sofort nach Rom. Zunächst nahm Aethelred von Mercien, sein wiedergewonnener königlicher Freund, ihn auf, bestellte ihn zum Bischofe von Mid-Anglia (Mercien) und wies ihm Leogeria (Leicester) zum Bischofssitze an. Er verwaltete dieses Bisthum bis zum Jahre 703. Da sich die Wahl von Theodors Nachfolger Beorhtwald verzog, so ordinirte Wilfrid, auf Aethelreds Bitten, im Jahre 691 den Mönch Oſtfor zum Bischofe der Wikkier für Wigorna ceaſter (Worceſter), und das Jahr darauf Swidbert, den angelsächsischen Glaubensboten in Friesland, zum Landbischofe des Boructragaus, des bergischen Landes. Wilfrids bischöfliche Thätigkeit wurde immer ausgedehnter, und bald sah er sich wieder im Besitze von Ländereien, auf denen er seine vertriebenen Benedictinermönche sich ansiedeln ließ.

Inzwischen wünschte König Aldfrid im Jahre 703 das Verhältniß Wilfrids zu Nordhumberland auf einem Concile zu Eaſtrefeld (Neſterfield) zu ordnen. Erzbischof Beorhtwald ſtand auf

Digitized by Google

Seiten des Königs; man hoffte, der 69jährige in Arbeit und Leiden ergraute Kirchenfürst werde sich dem Ausspruche des Erzbischofs und des Concils unterwerfen, und verlangte, daß er dies, durch seine Namensunterschrift, im Voraus erkläre. Die Absicht, welche man dabei verfolgte, war keine andere, als ihn aufs neue zu demüthigen und seines Eigenthums zu berauben, sobald er sich unterworfen habe. Ein Ritter aus der Umgebung des Königs theilte ihm dies verstohlener Weise mit. Als nun Wilfrid erklärte, daß er sich der Entscheidung des Erzbischofs und des Concils unterwerfen wolle, „insoweit sie den canones und den früheren Entscheidungen der Päpste in seiner Sache nicht widersprächen, daß er aber dem Ansinnen sich zum Voraus selbst zu verurtheilen unter keiner Bedingung nachkommen werde," da entstand Tumult und Verwirrung. Seine Widerspenstigkeit verdiene die schwerste Ahndung, rief man; aus unverdienter Gnade jedoch solle ihm gestattet sein, sich ins Kloster Ripon zurückzuziehen, unter der Bedingung, daß er, ohne Erlaubniß des Königs, die Klostermauern nicht verlasse und der Ausübung aller bischöflichen, ja der priesterlichen Funktionen sich enthalte. Dieser vernichtende Entscheid reizte den schwer Gekränkten zu heftigem, aber gerechtem Widerspruche, in welchem er auf seine Verdienste um die Kirche hinwies, der er nun seit vierzig Jahren als Bischof gedient habe. „Wer mich meiner Würde entsetzen will, der komme mit mir nach Rom; der apostolische Stuhl soll über das Verbrechen entscheiden, das ihr mir vorwerft; ich appellire an den Papst!"

Jetzt stieg die Verwirrung aufs höchste. Entrüstet sprang König Aldfrid auf: er wollte den Widerspenstigen durch Gewalt zur Unterwerfung zwingen lassen; allein die Bischöfe fanden es bedenklich, das zugesagte freie Geleit zu brechen, und so entkam Wilfrid glücklich nach Mercien. Aethelred war von den Vorgängen in Eastrefeld tief ergriffen: er versprach Wilfrid seine Mönche während seiner Abwesenheit zu schützen und ihm empfehlende Briefe nach Rom voraus zu senden.

Wilfrid nahm seinen Weg über Friesland, wo er seinen alten Schüler, den Bischof Wilbrord besuchte, und erreichte Rom noch im December 703. Beorhtwalds Boten waren bereits angekommen und hatten seine Anklageschrift übergeben. Der Hauptpunct derselben: „Wilfrid habe die Entscheidungen Beorhtwalds, des Erzbischofs von Kent und von ganz Britannien, auf öffentlicher Synode trotzig verachtet," wurde sofort zu Gunsten des Angeklagten erledigt. Eine in 70 besonderen

Sitzungen, während vier Monaten, geführte Prüfung der übrigen Anklagen endigte mit der völligen Freisprechung Wilfrids von jeder Schuld. Gern willigte der Papst ein, den König Aethelred um die Sicherstellung von Wilfrids Klöstern in Mercien zu ersuchen und König Aldfrid aufzufordern, er solle dem unschuldig Vertriebenen wieder erstatten, was er ihm genommen habe, und, falls seiner Wiedereinsetzung in York Schwierigkeiten entgegenständen, ihm mindestens die von ihm gegründeten Klöster Ripum und Haguſtaldesea zurückgeben.

Wilfrids Erfahrungen sprachen nicht dafür, daß die Briefe des Papstes, deren Ueberbringer er sein sollte, viel ausrichten würden. Er wünschte daher, sein Leben in Rom zu beschließen, machte sich aber dennoch, weil der Papst es befahl, auf den Rückweg und erreichte, nachdem er in Mäldum (Méaux) eine lebensgefährliche Krankheit wunderbar überstanden hatte, noch im Jahre 704, die Heimat. Sein Freund Aethelred nahm das Schreiben des Papstes ehrfurchtsvoll auf. Da er vor kurzem Mönch geworden war, so vermochte er seinen Nachfolger und Neffen Coinred, der Mahnung des apostolischen Stuhles nachzukommen. Auch der Erzbischof schloß mit Wilfrid Friede; nur Aldfrid, Anfangs scheinbar günstig gestimmt, blieb unbeugsam: „um des ersten besten Briefes eines Papstes willen werde er nicht aufheben, was seine Vorgänger im Regimente und er selbst mit seinen Witan beschlossen habe; mit einem Manne, der auf zwei anglischen Concilen verurtheilt sei, könne er nicht aufs neue in Verbindung treten.“ Der näheren Forderung des Papstes, durch den Erzbischof und Wilfrid ein Concil berufen zu lassen, die gegnerischen Bischöfe Bosa und Johannes zu vernehmen und, falls keine Einigung erzielt werde, die Parteien an den apostolischen Stuhl zu verweisen, schenkte er nicht die mindeste Beachtung. Neue Verwirrungen drohten, als Aldfrid im Jahre 705 starb und, sobald Eadulf, ein Usurpator, den nordhumbrischen Thron, nach zwei Monaten, dem achtjährigen Sohne Aldfrids Osred abgetreten hatte, Erzbischof Beorhtwald mit Berctfrid, dem Vormunde des unmündigen Königs, ein Concil an den Fluß Nidd berief. Der Widerstand der Bischöfe wurde durch Berctfrids entschiedenes Auftreten und dadurch gebrochen, daß Aldfrids Schwester Aelfled, Aebtissin von Streaneshalch, sich erhob und bezeugte, der Verstorbene sei kurz vor seinem Tode zur Versöhnung mit Wilfrid bereit gewesen und habe seinem Erben aufgetragen, dem Befehle des Papstes Folge zu leisten. So wurde denn beschlossen, Wilfrid solle seine zwei Lieblingsklöster

wieder erhalten, ein Beschluß, dessen Ausführung wesentlich dadurch erleichtert wurde, daß Bosa kurze Zeit nach dem Concil starb und nun Johannes, Bischof von Hagustald, den Stuhl von York erhielt.

Seine letzten Jahre verlebte Wilfrid in Ruhe und Frieden. Im Jahre 707 warf ihn dieselbe Krankheit, der er in Mäldum beinahe erlegen war, aufs neue nieder, er genas jedoch und benutzte die unverhoffte Verlängerung seines Lebens, seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen. In Ripum theilte er seine fahrende Habe in vier Theile: den besten bestimmte er für zwei Kirchen in Rom, den zweiten für die Armen, den dritten für die Aebte seiner Klöster, den vierten für diejenigen seiner Leidensgefährten, die noch in Mangel lebten. Aus Nordhumbrien begab er sich nach Mercien, um in seinen dortigen Klöstern ähnliche Verfügungen zu treffen. Im Kloster zu Undalum (Oundle) ereilte ihn der Tod im Jahre 709, an einem Donnerstage, wahrscheinlich nicht vor dem Monate Juni; seine Leiche wurde im Kloster Ripon, zu dessen Abte er einen Verwandten, Tatberht, erhoben hatte, feierlich beigesetzt. Acca, sein treuer Begleiter, wurde Abt von Hagustaldesea. Zur Zeit Odo's, Erzbischofs von Kent († 958), wurde Wilfrids Leib nach der Kathedrale zu Canterbury übergeführt; diese seine translatio feiert die Kirche am 24. April. Im elften Jahrhundert ließ Erzbischof Lanfranc seine Ueberreste aus dem Schreine, in welchem sie sich befanden, an der nördlichen Seite des Hauptaltars in einer Gruft niederlegen; die Kirche beging Wilfrids depositio am 12. October und zählte ihn wegen der angeblich von ihm verrichteten Wunder bald den Heiligen bei.

Wilfrids hohe Bedeutung für die angelsächsische Kirche, deren größten Männern er mit Recht beigezählt wird, geht selbst aus der obigen vielleicht zu sehr zusammengedrängten Lebensbeschreibung sattsam hervor.

Bouterwek in Elberfeld.

---

6. Sebaldus.

19. August.

Zu Nürnberg, in der schönen, an Künsten, an Ehren reichen alten deutschen Stadt steht eine Kirche, darin ein Denkmal hochberühmt. Das ist dem Andenken eines frommen Mannes geweiht

aus alten Tagen, da das Licht des Evangeliums noch nicht helle schien unsern Landen. Aber wie St. Sebalds-Kirche ihre hohen Thore später dem lautern Evangelium geöffnet hat, so ist das Denkmal des Heiligen in ihr auch bis auf diesen Tag nicht blos als ein Denkmal schönster alter deutscher Kunst gepriesen, sondern als ein rechtes Denkmal der Apostel und Profeten, da Jesus Christus der — Schlußstein ist, zu bewundern, an dem der evangelische Christ insonderheit des apostolischen Wortes froh werden mag: „Alles ist Euer." Darum müsse St. Sebalds Bild und Grab auch unter den Lebensbildern des evangelischen Kalenders glänzen.

Man weiß nicht, wo und wann Sebaldus geboren ist. Aus fernem Lande sei er entstammt, etwa zu Kaiser Karls des Großen Zeiten, aus dacischem oder dänischem Königshause, so dichtet die Sage, welche nicht weiß, daß zu jenen Zeiten weder in Dacia noch in Dania (Dänemark) das Christenthum herrschte. Nur, es war ein frommer König, und eine fromme Königin, die ersehnten und erflehten sich lange einen Leibeserben. Endlich erhörte sie der Herr und schenkte ihnen ein Söhnlein. Das ward in der heiligen Taufe Sebald genannt und von seinen Aeltern zur Ehre Gottes erzogen. Es nahm auch trefflich zu an Alter und Weisheit. Funfzehn Jahre alt zog der Königssohn nach Paris, wohin schon damals die lernbegierige Jugend zusammenströmte, um den Preis der Künste und der Wissenschaften zu erringen. In kurzer Zeit galt Sebaldus dort nicht mehr als Schüler, sondern als Meister. Als er dann ruhmgekrönt nach Hause kehrte, sahen sich seine Aeltern nach einer würdigen Genossin für ihn um und ließen durch eine stattliche Gesandtschaft um eine Tochter aus erlauchtem fränkischen Geschlechte für ihn werben. Die Hochzeit wurde glänzend gefeiert. Aber in der Brautnacht überredete der fromme Jüngling seine Neuvermählte zum Gelübde ewiger Jungfräulichkeit und sagte sich selber los von allem irdischen Eigenthum. In dichtem Wald suchte er eine Stätte, wo er als Einsiedler in Fasten und Beten Tag und Nacht verblieb.

Nach drei Jahren trieb ihn der Geist wieder in die Welt zurück, aber nur um ihm zum ewigen Heile behülflich zu sein. Er sollte das werden, was sein Name besagt: einer der des Säens waltet — und zwar ein Säemann lebendigen Samens auf Gottes Ackerfeld. Zuvor aber wollte er gen Rom, zu den heiligen Stätten der Apostel wallen, und vom irdischen Oberhaupte der katholischen Kirche Auftrag und Segen zur Verkündi-

gung des Evangeliums empfangen. Auf dem Rückweg fand er zwei Gefährten in den frommen Pilgern Wilibald und Wunnibald. Denen wurde er ein Vater und Versorger und mit ihnen theilte er das Brod, das ihm auf sein Gebet einst in wüster Einöde ein Engel vom Himmel brachte, also daß sie ihn als ihren Elias lobten und liebten.

Zuerst predigte er das Evangelium den Armen in Wälschland, und hatte sein Wesen in einem Gehölze bei Vicenza, welches eine nicht geringe Stadt der Lombardei ist. Dorthin strömte von Mailand und von Padua und sonst Mann und Weib, den Gottesmann zu hören, der Niemand — auch leiblich — unerquickt von dannen gehen ließ. Dann zog er über die Alpen ins Baierland gen Regensburg. Als dort nicht Brücke und nicht Fährmann über den Fluß führte, breitete er seinen Mantel auf das Wasser und fuhr, so lautet die fromme Dichtung, stehenden Fußes hinüber, getragen von Gott durch das Gebet des Glaubens.

Dann lenkte er seinen Pilgerstab Nürnberg zu, allwo noch viel dicke Finsterniß des Heidenthums herrschte. Im alten Reichswalde siedelte er sich draußen an; in die Stadt kam er fleißig, seines heiligen Berufes zu warten. Da ging er umher und that wohl mit Wort und Werk eine lange Zeit. Und Gott war mit ihm und bekräftigte sein Wort mit vielen Zeichen zu Lehre und Strafe, Trost und Heil des armen Volkes. Das ehrte und liebte ihn auch hoch und theuer als seinen Helfer und Tröster und erzählte sich Wunder von dem gottseligen Mann, der da segnete die ihm fluchten, wohlthat denen, die ihn beleidigten und Alles zum Besten kehrte auch bei denen, die da gedachten Böses zu thun. War er ein Mann nach dem Herzen Gottes, mitleidig, sanftmüthig, demüthig, freundlich und gütig gegen Jedermann, was Wunder, wenn er auch der Mann des Volkes war! Das dachte und dichtete sich ihn schon zu seinen Lebzeiten zu einem Heiligen nach seinem Herzen in aller Gottseligkeit und Gutmüthigkeit, zu einem guten frommen Helfer in großer und kleiner Noth des Lebens, wie das kindliche Gemüth ihn gern wünscht und braucht. So wußte das Volk von Regensburg her ein gar liebes Werk von ihm zu rühmen. Ein geringer Mann daselbst lud ihn ins Haus und wollte ihm einen Trunk reichen in einem schönen Glase, das er dem Gast zu Ehren entliehen. Ungeschickterweise ließ er es fallen und es zerbrach zu großem Jammer. Aber Sebald, der Niemand ungetröstet lassen konnte, wandte schnell das Leid in Freud: er las die Stücke auf und setzte sie so schön zusammen,

daß kein Brüchlein sichtbar blieb! Im Nürnberger Reichswald waren einmal einem Bäuerlein zwei Ochsen entlaufen und jammernd suchte er sie den ganzen Tag. Abends begegnet ihn der Einsiedler und tröstet ihn: suche nur, du wirst gewißlich finden. „Aber es wird Nacht," entgegnet mit weinender Stimme der Arme und „wie soll ich den Weg finden!" Da begab sich der fromme Sebald in's Gebet und als er geendet, rief er dem Manne zu: falt' deine Hände und heb sie empor! Plötzlich gaben die Finger einen hellen Schein von sich, daß es im dunkeln Walde vor ihm her Licht ward wie am Mittag. Sebald aber sprach: Lobe Gott deinen Heiland und hole, was du verloren. Er that's und bald trieb er vergnügt seine Ochsen heim. Freilich eine gar sehr kindliche Dichtung, aber liegt in ihr nicht die köstliche Wahrheit, daß der seine Hände erhebende Beter erfahren darf: der Herr ist mein Licht und mein Heil, wovor sollte mir grauen?

Nach einem langen thätigen Leben entschlief der fromme Einsiedler am 19. August, weiß nicht, welches Jahres, auf den Tag, wie er vorausgesagt. Sein Sarg wurde aus der Waldhütte durch ein paar wilde Ochsen zur Stadt gefahren. Auf einmal blieben sie stehen und keine Gewalt brachte sie weiter. Also war nach des Volkes Meinung vom seligen Sebald selbst der Ort seiner Ruhe bezeichnet. Bei seiner feierlichen Beisetzung fiel eine Kerze vom Leuchter, eine fromme Frau, die zum Zeichen ihrer Buße sich einen Eisenring um den Arm hatte schmieden lassen, steckte die Kerze wieder auf und alsbald sprang der Ring klirrend ab: das habe ihre fromme That am Sarge des Heiligen zu Lohn und Lob verdient! Als aber ein gottloser Mann in den Bart des h. Sebald griff und demselben fluchte, der so viele verführt habe, da hob der Todte die Hand und schlug dem Frevler ein Auge aus. Doch dieser that Buße, flehte Tag und Nacht um Gnade, und auf einmal bekam er sein Auge wieder. Denn wie im Leben, so dachte sich das Volk seinen Sebald noch im Tode als den Freund dessen, der gekommen ist, nicht zu verderben, sondern zu erretten. — —

Einem so im Leben und Sterben bewährten Gottesmann mußte ja das fromme Volk wiederum Alles thun, was es vermochte. Erstlich machte Nürnberg ihn zu seinem Schutzherrn. Schon im Jahre 1072 war Sebaldus der von dort aus weit und breit Verehrte. Hundert Jahre später baute die Stadt Nürnberg dem heiligen Petrus eine Kirche, in der selber die Gebeine ihres seligen Sebald ruhen. Bald war die Kirche nicht mehr

groß und schön genug. Als man zählte 1300 Jahr nach Christi Geburt erhob sich der südliche Thurm und 45 Jahre später der nördliche und zugleich das hohe Schiff der schönen nun förmlich dem „seligen" Sebaldus geweihten Kirche. Im Jahre 1377 war sie fertig und nun wurde ein kostbarer, mit Gold- und Silberblech überzogener Sarg bestellt, in welchem 1397 die Stadt ihren Liebling glanzvoll in der Mitte des Chores beisetzte. Der Sarg gleicht einer gothischen Kirche mit hohem Dache, doch ohne Thurm. Sollte solcher Zierde und Krone das Heiligthum des Mannes entbehren, dessen Ruhm sich von Jahr zu Jahr höher und höher zu dem eines „Himmelsfürsten" selbst erhob, also, daß im Jahre 1424 der Pabst in Rom denselben förmlich „heilig" sprechen mußte? Nein, Gott erweckte nicht umsonst der künstereichen Stadt einen Mann, sonderlich begabt vor allen. Peter Vischer hatte kaum ausgelernt in der Kunst des Erzgusses, da ließ es ihn keine Ruhe, bis er dem Volksheiligen seiner Vaterstadt die höchste Ehre gegeben. Noch ehe er Meister wurde, entwarf er 1488 ein Prachtgehäuse, das über dem Sebaldussarge in drei hohe gothische Thürme emporschießen sollte, prächtig und reich ohne Gleichen. Aber noch 20 Jahre sollten vergehen, bis die Hand ans Werk gelegt werden konnte. Der junge Meister hatte sich indessen in der Welt, zumal in der Kunstwelt Italiens umgesehen und dort erst vollends gelernt, was schön ist und wohllautet. Auch waren ihm fünf kunstreiche Söhne herangewachsen, mit denen ging er 1508 an das Werk. Der Kirchenmeister Schreyer setzte dazu alle Herzen und Hände, die da Gott und seinem Heiligen zu geben vermochten, in Bewegung. So wurde an dem kunstvollen Erzwerke 11 Jahre lang gearbeitet, bis der Meister am Fuße des Denkmals die letzte Inschrift eingraben konnte: „Petter Vischer purger zu Nurmberg machet das Werck mit seinen sunnen und ward solbracht im jar 1519 und ist allein Got dem Allmechtigen zu lob und Sanct Sebalt dem Himelfürsten zu Eren mit hilf frumer Leut von dem allmusen bezalt." Es kostete 2402 Gulden 6 Heller 21 Pfennige — das ist bei 26,400 Gulden, eine für jene Zeit sehr große Summe, aber zu Ehren des lieben Heiligen den kunstliebenden Nürnbergern nicht zu hoch gewesen. Das Werk, woran der Meister mit fünf Söhnen seine besten Jahre und Kräfte gewendet, ist das allerschönste Denkmal, welches Nürnberg aus der Zeit seiner Kunstblüthe besitzt. Deutsche Einfalt und Gediegenheit verbindet sich darin mit italischer Reinheit und

Schönheit der Form. Wir thun wohl daran, es im Einzelnen zu beschauen.

Zuerst stellte der Meister den Sarg auf einen kunstvollen ehernen Untersatz. Vor dessen zwei schmalen Seiten steht westlich aus Erz gegossen der Heilige im langen Barte und kurzen Eremitenmantel, die rechte Hand auf den Wanderstab gestützt und in der Linken das Modell seiner Kirche haltend, östlich der Meister P. Vischer selbst, eine kurze derbe Gestalt von tüchtigem, ehrenfestem Aussehen, am Gürtel des ledernen Schurzfells hängt die lederne Tasche, auf dem bärtigen Kopfe sitzt die runde Lederkappe, womit er in der „Gießhütten" angethan war, in den Händen hält er Hammer und Ciselirmeißel. An den zwei langen Seiten des Untergestells sind in flach erhabener ausnehmend schöner Arbeit vier Darstellungen aus der Legende des Heiligen. Wie der gutherzige Mann einmal seine zwei Mitpilger mit einem Trunk Weines erquicken will, hat sein Diener Dionys das Reisefäßchen die Nacht zuvor heimlich ausgetrunken und ist nun in größter Noth; der fromme Sebald aber hebt gütig die Hände auf zum Gebet, die Gäste thun desgleichen, der arme Schlucker, das leere Fäßchen im Schoße haltend, hebt bösen Gewissens auch seine rechte Hand zagend mit auf — und siehe, unversehens wird das Fäßchen wieder voll und aller Noth ist geholfen. — Einmal steht während der Predigt ein Ungläubiger auf und ruft: Alles das ist erlogen. Sebald bittet Gott um ein Zeichen und der Bösewicht sinkt in die Erde bis an den Hals. Als der aber im Versinken um Gnade schreit, bittet der gutherzige Einsiedler für den Sünder und alsbald wird der Unglückliche wieder emporgehoben. — Zu Nürnberg kehrte Sebald bei einem armen Wagner ein. Es war Winter und der Mann machte keine Anstalt, die Stube zu erwärmen. Sebald bat die Hauswirthin um Licht und Feuer, aber der zähe Mann gestattet's ihr nicht. So hieß Sebald sie Eiszapfen von der Gasse holen und auf sein Gebet loderten alsbald die Flammen daraus empor! — Das erweichte den hartherzigen Wirth und er ging, gegen das strenge Verbot der Herrschaft, zu Markte, um für den hungrigen Sebald Fische zu kaufen. Er wurde dabei ertappt und zur Strafe geblendet. Weinend empfängt die Wirthin ihren Gatten, der in der einen Hand das Gefäß für die Fische trägt, an der andern von einem mitleidigen Menschen geführt wird. Aber noch mitleidiger springt der gutherzige Sebald bei und setzt dem Armen das ausgestochene Auge wieder ein. —

Dieser meisterhaft gegossene und außerdem noch mit kleinen

Figürchen und Thierchen an den Gesimsen und Sockeln geschmückte Untersatz des Sarges ruht auf einer ehernen Bodenplatte, welche an den vier Ecken von Delphinen, an den Seiten von Schnecken getragen wird. Ueber dem Sarge wölbt sich ein kunstvolles Gehäuse wie ein Traghimmel empor, den drei rundbogige, vielfach durchbrochene, mit kleinen Strebepfeilern und Strebebögen verzierte Kuppel-Thürmchen krönen. Der Traghimmel ruht auf acht Pfeilern welche mit Halbsäulchen besetzt sind und von welchen sich acht ausgezackte Ovalbogen zu der Gewölbedecke erheben. Vor der Mitte der Bogen sind reichgeschmückte eherne Leuchter aufgestellt, deren schlanke eherne Kerzen jene Bogen stützen helfen, indem sie in Blätterkelche auslaufen, auf denen anmuthig spielende Engelknaben sich schaukeln und herunterbeugen. Die Füße der acht Pfeiler sind aus allerlei sagenhaften Figuren, Meer-, Fluß- und Waldgöttern gebildet, zwischen ihnen liegen kleine Löwen nicht größer als junge Kätzchen. An den vier Ecken des Grabmals sind wirkliche Leuchter angebracht, welche von vier sehr zartgebildeten und anmuthigen Meerjungfern getragen werden. Krone und Kranz auf dem Haupte, Flügel an den Schultern, Schlangen um den Arm geringelt oder einen Todtenkopf in der Hand haltend sind diese Gestalten, deren nakter Leib in Fischschwänze und Fußkrallen ausläuft, Sinnbilder reizender Verführung, die zu fliehen ist wie Gift und Tod. Zuunterst an den 4 Eckpfeilern sitzen die nackten Figuren des Nimrod mit Bogen und Köcher, Simson mit Löwen und Eselskinnbacken, Perseus mit Schild und Schwert neben einer Maus; Herkules mit der Keule. Zwischen diesen Helden des alten Testaments und des alten Griechenlands sind in der Mitte jeder Seite die vier menschlichen Haupttugenden: die Stärke im Panzer und mit einem Löwen, die Mäßigkeit mit Gefäß und Kugel, die Klugheit mit Riegel und Buch, die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage.

Erhaben über diese starke, schöne, reiche Natur- und Menschenwelt stehen aber in der halben Höhe der Pfeiler, an diese gelehnt, auf leuchterähnlichen Säulchen unter Baldachinen die zwölf Apostel, an den Eckpfeilern je zwei, und an der Stelle des Matthäus der Apostel Paulus mit zwei Schwertern (dem „geistlichen" und „weltlichen"). Diese Figuren, einen Fuß eilf Zoll hoch sind vollendete Meisterwerke und unübertrefflich schön, wahr, lebendig, edel und würdig im Ausdruck und in der Ausführung. — Auf den Pfeilern selbst stehen die zwölf Propheten und über dem mittlern und höchsten Kuppel-Thürmchen bildet das Christkind mit

der Weltkugel den Gipfel des ganzen Prachtbaues. An dem soll der Geist des Beschauers sich erheben über die Kräfte und Schönheiten des blos natürlichen Menschen, über die Triebe und Ziele der Natur, über den Sinnenkitzel und Kindertand der vergänglichen Welt, welche durch ihre unendliche Fülle und Anmuth wohl unwiderstehlich zum Genusse einladet, aber auch in tödtliche Lüste und Irrthum verstrickt. Frei und fromm soll der Christ sich in das reine Reich Gottes emporschwingen auf den Stufen des apostolischen und prophetischen Wortes, welches allein zum Heile, weil zum Heiland führt, dem Welterlöser und Welterneuerer. Hat sein heiliger Geist auf den Trümmern der alten schönen Heidenwelt eine neue Welt geschaffen, welche, wie P. Vischer's Sebaldusgrab beweist, an äußerer Kraft nicht unter, an innerem Adel weit über der sinnlichen Kraft und Schönheit Griechenlands und Roms steht — was wird erst geschehen, wenn er die nichtigen Leiber seiner Heiligen verklären wird, daß sie ähnlich werden seinem verklärten Leibe? Also Himmelan, du christlicher Beschauer des ehernen Sebaldusdenkmals, himmelan soll dein Wandel gehen — was die Frommen wünschen, was auch der heilige Sebald und die dichtenden Sebaldussagen wünschten, kann dort erst ganz geschehen, auf Erden nicht. Freude wechselt hier mit Leid; richt' hinauf zur Herrlichkeit dein Angesicht!

H. Merz in Marbach.

---

7. Leonhard Käser.

4. August.

Nicht der erste, aber der durch Luthers persönlichen Antheil und Ehrengedächtniß ausgezeichnete Märtyrer der Reformation in Bayern war Leonhard Käser, anderwärts und von Luther selbst wiewohl unrichtig auch Kayser genannt. Schon im Jahr 1523 hatte Herzog Wilhelm in München einen Bäcker enthaupten, später einen Wagner verbrennen, seinen Leibtrompeter aber Urfehde schwören lassen, das Bayerland auf zehen Meilen in die Runde zu meiden, und bei jenem Anlaß den Wunsch geäußert, es sollten alle Lutheraner nur Einen Kopf haben, damit ein Streich der ganzen Ketzerei ein Ende machen könnte. Leonhard Käser war aus Raab gebürtig, einem damals bayerischen Marktflecken, der seit dem Teschener Frieden an Oesterreich abgetreten ist. Für den geistlichen Stand

ausgebildet, versah er sieben Jahre lang das Pfarramt in dem jetzt gleichfalls österreichischen Weizenkirchen, dessen Inhaber seine Domherrnpfründe zu Passau verzehrte. Mit Luthers Schriften bekannt geworden und für die gereinigte Lehre gewonnen, war er deshalb ins Gefängniß nach Passau gebracht und nach drei Tagen mit dem Verbot, vielleicht auch gegen sein Versprechen, keine ketzerischen Meinungen zu verbreiten, entlassen worden, dann aber nach Sachsen entflohen. Hier verweilte er zwei Jahre lang bei Luther in Wittenberg. Eine Kunde aus der Heimath veranlaßte ihn zu seinem todtkranken Vater zu eilen. Er sah denselben noch zwei Stunden vor seinem Verscheiden und erkrankte selbst. Der Pfarrer von Raab erfuhr und verrieth seinen Aufenthalt. Am 3. März 1527 wurde er, noch krank, auf die Festung Oberhaus bei Passau geschleppt und mußte zehn Wochen lang unverhört in einem unsäthigen Kerker schmachten. In dem zuerst mit ihm angestellten geheimen Verhör, dessen Fragen und Antworten er selbst hintennach aufgezeichnet hat, bekennt er sich allein zu den Zeugnissen der heiligen Schrift des alten und neuen Testaments und zur Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an Christi Verdienst ohne Zuthun der eigenen Werke, auch daß nur Taufe und Nachtmahl Sakramente seien. Der Fürstbischof von Passau wollte selbst ihn zum Widerrufe bereden. Käser antwortete auch hier, daß er sich bloß durch die göttliche Schrift wolle weisen lassen. Auch erbot er sich, daß man auf seine und seiner Freunde Kosten, zu welchen Städten des Reichs man wolle, als Nürnberg, Augsburg, Ulm u. a. schicke und daselbst sein vermeintliches Verbrechen vorlegen lasse. Würde Unrecht gegen ihn erwiesen, so wolle er das ohne alle Gnade entgelten. Wo aber nicht, und so er aus göttlicher Schrift nicht überwunden werden könnte, möge man ihn ja nicht weiter behelligen. Auch seine Anverwandten baten um eine Monatsfrist und boten die Leistung jedes dadurch verursachten Aufwands an, um eine gründliche Vertheidigung des Angeklagten herbeizuschaffen. Der Bischof schlug dieses Ansuchen mit der Bemerkung ab, er stelle ihnen anheim, ob es ehrlich sei, einem solchen Menschen Beistand zu gewähren. Verwendungsschreiben der Grafen von Schaumburg, Schwarzenberg und Stahrenberg, des Markgrafen Casimir von Brandenburg und sogar des Churfürsten Johann von Sachsen, theils an den Herzog Wilhelm theils unmittelbar an dessen Bruder, den Fürstbischof gerichtet, blieben wirkungslos. In einem öffentlichen Verhör auf dem Schrannerplatze zu Passau, wo zwar Alles in lateinischer Sprache verhandelt werden sollte,

Käſer jedoch ſich deutſch zu verantworten ſuchte, verlas endlich der Biſchof das Urtheil, Käſer ſollte der Prieſterwürde entkleidet und dem weltlichen Gericht überlaſſen werden. Dies geſchah unverweilt. Noch lag er zwei Monate lang in Ketten. Am 13. Auguſt ward er auf ein Pferd geſchmiedet und von Paſſau nach Schärding geführt. Die Paſſauer Freunde, welche den Muth hatten, öffentlich von ihm Abſchied zu nehmen, ermahnten ihn zur Ausdauer. Er nahm einen Trunk aus ihren Händen und ſprach: Das ſei mir in meines Chriſtus Namen! Am 16. Auguſt 1527 wurde, auf Befehl des Herzogs an den Landrichter von Schärding, er ſolle „Herrn Leonharten ohne Urthel und Recht mit dem Brand richten laſſen," die Hinrichtung frühmorgens auf dem Gries, einer Inſel im Inn, vollzogen. Als Käſer auf dem Richtplatz eintraf, rief er dem umſtehenden Volke zu: „da iſt die Ernte, da ſollte man Ernter haben: bittet den Herrn der Ernte, daß er Schnitter in ſeine Ernte ſende." Vom Holzſtoß herab verzieh er ſeinen Widerſachern und bat um Vergebung wo er Jemanden durch Rede oder Thun beleidigt oder durch irrige Lehre geärgert hätte, forderte auch die Verſammelten zur Fürbitte auf, daß er in feſtem Glauben an Chriſtum ſterben möge und daß die noch in Finſterniß Gehaltenen erleuchtet werden. Er begann vorzuſingen: „Komm heil'ger Geiſt," und als ihn die Flammen ſchon ergriffen hatten, hörte man noch ſeine Stimme: „Jeſu, ich bin Dein, mach mich ſelig." Luther hatte ihm ins Gefängniß einen Troſtbrief geſchrieben und gab ihm nach ſeinem Tode das Zeugniß: „Er heißet nicht allein König, ſondern Kaiſer, und führet einen hohen Namen mit Ehren; denn er hat den überwunden, deß Gewalt ſo groß iſt, daß er keinem auf Erden mag verglichen werden. Recht und billig heißt er auch Leonhard, d. h. Löwenhard, denn er hat ſich bewieſen als ein ſtarker, unerſchrockener Löwe. Seine beiden Namen ſind zuvor von Gott verſehen; er iſt der erſte, ſo den Namen ſeines Geſchlechts erfüllet und beſtätigt hat." Im Jahr 1528 hat Luther in Wittenberg die Verbrennung Käſers um des Glaubens willen als „eine ſelige Geſchichte" drucken laſſen. Von der gegneriſchen Seite war es Dr. Eck, der, ſchon bei der Vernehmung des Gefangenen und dem öffentlichen Gerichtsact betheiligt, ſpäter eine Schmähſchrift wider ihn ausgehen lies. Um der Schmach Chriſti willen, die er getragen hat, nimmt er einen Ehrenplatz im evangeliſchen Kalender ein.

C. Grüneiſen in Stuttgart.

8. Johann Heß.

25. Oktober.*)

Wo wir in der Geschichte der Menschheit und des Reiches Gottes Neues entstehen sehen, da ziehen wohl unsere Aufmerksamkeit am stärksten solche Männer auf sich, welche vor Anderen berufen waren, im Kampfe das Bestehende zu durchbrechen und neue Gestaltungen durchzuführen, auf weitem öffentlichem Schauplatz für ihre Aufgabe zu streiten und zu leiden und hiebei auch in ihrem persönlichen Leben mancherlei wunderbare Wege vor den Augen der Mitwelt zu durchlaufen. Es wird dieß namentlich auch bei unserer Betrachtung der Reformationsgeschichte zutreffen. Indem wir von den großen Vorkämpfern und Führern des reformatorischen Werkes mit unseren Blicken auf ihre Nachfolger und Genossen weiter gehen, fallen wohl auch hier zunächst solche Männer uns in die Augen, von deren Thätigkeit auf ihrem beschränkteren Gebiete das Vorhingesagte gilt. Nicht minder bedeutungsvoll und gesegnet ist jedoch die Arbeit mancher Anderen gewesen, deren Wirken mehr in Ruhe und Stille vor sich gehen durfte und bei denen dann auch ihr persönliches Leben weniger auf den offenen Schauplatz der Geschichte und der geschichtlichen Ueberlieferung hervorgetreten ist. Als das Wort der Reformation von Wittenberg aus rasch und gewaltig durch Deutschland vorgedrungen war und weithin beim Volke und zwar besonders bei den Bevölkerungen der Städte die bisher herrschenden kirchlichen Gesinnungen und Formen erschütterte, da mußte an vielen Orten die Hauptaufgabe der treuesten und gerade auch kräftigsten reformatorischen Werkzeuge die werden, die aufgeregten und neu erweckten Lebenselemente möglichst sicher, fest und ruhig in den ächt evangelischen Bahnen zu leiten und neue kirchliche Organismen aus ihnen zu gestalten. Da zeigte sich auch im allmähligen, ruhigen äußeren Wirken nicht minder als in erregten Kämpfen eine wahre Tüchtigkeit und Größe des Geistes. Zu solchen Männern gehörte Heß, der erste evangelische Pfarrer von Breslau. Die großen deutschen Reformatoren sahen in ihm einen wackern werthen Mitarbeiter, Melanchthon namentlich einen seinem Herzen innig nahen Freund. Die schlesischen Protestanten nennen ihn ehrend den Reformator ihrer Hauptstadt, ja ihres Landes.

Johann Heß oder Hesse war im September 1590 zu Nürnberg geboren, der Sohn einer, Allem nach wohlhabenden

*) Es ist das Datum seiner ersten Predigt in Breslau, s. S. 138.

Kaufmannsfamilie. Im Alter von 13 Jahren kam er nach Zwickau auf die Schule. Die dortige Anstalt genoß eines verbreiteten Rufes. Ueber den Unterricht, den er als Knabe genoß, erfahren wir jedoch nur, daß er in der Kirche fleißig die Psalmen gelernt habe.

Schon nach drei Jahren bezog er die Leipziger Universität, dann im Herbst 1510 die zu Wittenberg. Er wurde da hauptsächlich in die neu erwachte, freie Beschäftigung mit dem classischen Alterthum eingeführt und vom Geiste dieser humanistischen Studien lebendig mit ergriffen. Einer der ersten Vertreter derselben in Leipzig, Rhagius Aestikampianus, wurde hier sein Lehrer. Zugleich wurde in ihm ein Trieb für geschichtliche Forschungen angeregt. In der Theologie fand er noch keine bedeutenden Lehrer, die ihn auf neue Bahnen geführt hätten. Während seines Aufenthalts in Wittenberg trug Luther dort noch Philosophie vor und war auf einer Reise nach Rom abwesend. Er selbst erwähnt später eine eingehende Beschäftigung, die er als Jüngling den alten Vätern widmete, indem er gelegenheitlich bemerkt, er habe dieselben der Reihe nach zu den Psalmen durchgelesen, jedoch diese, jemehr er jene las, desto weniger verstanden (nämlich wegen der ohne die nöthige Sprachkenntniß gemachten, unter sich widersprechenden Auslegungen der Väter). Mußten ihn jene humanistischen Studien auf einen freieren Standpunkt gegenüber von der herrschenden mittelalterlichen Schultheologie führen, so hatte er doch einen festen Boden dieser gegenüber keineswegs schon gewonnen, noch dachte er schon an einen Bruch mit den kirchlichen Satzungen und Ordnungen. Melanchthon sagt später von ihm, er habe erst einen Ozean unseliger Fragen durchschifft, ehe er, wie aus einem Schiffbruche gerettet, zu einem sicheren Genusse der in der heiligen Schrift uns geschenkten göttlichen Wahrheit und Wissenschaft gelangt sei. Nachdem er von der Universität abgegangen, wurde er schon i. J. 1513 durch Veranlassungen, welche wir nicht kennen, dem Lande seiner künftigen Bestimmung zugeführt. Der schlesische Bischof Johann Turzo nämlich zog ihn zu sich als seinen Sekretär. Das war ein wohlwollender edelgesinnter Mann von freier geistiger Bildung. Für die neu auflebende Wissenschaft hegte er warme Theilname, suchte auch durch Briefe die Freundschaft ihres berühmten Vertreters Erasmus. Als ein Zeugniß seiner religiös-kirchlichen Gesinnung wird das angeführt, daß er in Breslau ein wunderthätiges Marienbild auf die Seite schaffen ließ, um keinen Götzendienst mit demselben treiben zu lassen. Er schätzte den Heß hoch wegen seiner reichen Gaben und Kenntnisse,

verwandte ihn auch seines geschickten Geistes halber zu wichtigen Geschäften. — Sodann kam dieser in nahe Beziehung auch zu einem andern schlesischen Fürsten, dem Herzoge Karl zu Münsterberg-Oels, der ihn 1514—16 als Führer seines Sohnes Joachim, des späteren evangelischen Bischofs von Brandenburg, auf die Universität Prag gehen ließ. — 1517 machte Heß wieder einen Besuch in Mitteldeutschland. Freundschaftlich verkehrte er zu Erfurt mit dem gefeierten Humanisten und Poeten Eobanus Hesse, welcher damals für Reuchlin gegen die Mönche gekämpft und an den Briefen der Dunkelmänner sich mit betheiligt hatte, und um welchen Heß einen regsamen Kreis Gleichgesinnter geschaart fand. Auch durch Wittenberg scheint er damals wieder gekommen zu sein. — In Schlesien schien ihm jetzt unter der Gunst seines Bischofs eine kirchliche Thätigkeit und der Weg zu hohen kirchlichen Würden sich zu eröffnen. Der Bischof hatte ihm bereits die Stelle eines Kanonikus zu Neiße verliehen. Jetzt bestimmte er für ihn auch eine solche an der Kreuzkirche zu Breslau. Vorher jedoch sollte Heß noch eine Reise nach Italien ausführen.

Gleich so vielen andern Deutschen, welche es damals nach Italien zog, suchte auch Heß dort den Hauptsitz und die reichste Quelle derjenigen Wissenschaft und Bildung, welcher er schon bisher nachgestrebt hatte. Daneben holte er sich dort auch die theologische Doktorwürde. Aber gerade Italien wurde dann für ihn auch der Ort, wo wir die für immer entscheidende Wendung in seiner religiösen und theologischen Ueberzeugung eintreten sehen. Wie wenig die Eindrücke, welche eben in Italien sich darboten, einen redlichen Christen und Deutschen fernerhin an die römische Kirche zu binden geeignet waren, sehen wir auch aus dem Erfolg, welchen jene Romreise Luthers für diesen gehabt hat. Während nun Heß in Italien sich aufhielt, drang dort hin und besonders unter die dort befindlichen Deutschen die große, aufregende und bald auch begeisternde Kunde von dem Kampfe, welchen der kühne Augustinermönch zu Wittenberg gegen die kirchlichen Mißbräuche und gegen das Papstthum unternommen habe. Wir wissen, daß sie dort eine solche begeisternde Wirkung z. B. auch auf den Humanisten Crotus übte, mit welchem wir unsern Heß in Italien befreundet finden.

Welche Stimmungen und Gesinnung Heß von dort mitbrachte, zeigt der nächste Schritt des nach Deutschland heim gekehrten. Er erschien sofort selbst in Wittenberg zu Anfang des Winters

1519. Freudig ſtimmte er dort Theſen bei, mit welchen damals Melanchthon für das neu erkannte Evangelium zeugte. Auch von ihm konnte dieſer nunmehr jenes Wort ausſprechen, daß er jetzt zum Genuße der ſeligen Wahrheit durchgedrungen ſein, — ſtatt des Geiſtes der Schulen den neu geſtalteten Geiſt Chriſti in ſich fühlen, von menſchlichen Satzungen und Erfindungen nichts mehr halten werde. Er rühmte ihn zugleich als einen Mann, welcher reine chriſtliche Gelehrſamkeit und ein ganz ungewöhnliches Urtheil für die heiligen Dinge beſitze. Beſonderes Intereſſe hat endlich für uns der Eindruck, welchen Heß's Perſönlichkeit auf Melanchthon gemacht haben muß. Schnell, wie nicht leicht einem Andern hat dieſer (nach dem Zeugniß ſeiner nachfolgenden Briefe) ſich ihm geöffnet und ihn als ſüßen Freund und theuerſten Bruder in ſein Herz geſchloſſen. Er gab ihm ein paar eigene Verſe zum Abſchied mit, weihte ihm eine kleine gedruckte Schrift, ließ Briefe mit freundlicher Zuſprache ihm nachfolgen. Auch der Freundſchaft Luthers erfreute ſich Heß von jetzt an und trat mit ihm in Briefwechſel. Er wandte ſich von Breslau aus, wohin er zurück gekehrt war, wiederholt um Rath an die Wittenberger und ließ ſich die neu erſchienenen reformatoriſchen Schriften von dort zuſchicken.

In Breslau übernahm er jetzt ſein Kanonikat. Im Sommer 1520 empfing er auch die Prieſterweihe; über den evangeliſchen Sinn aber, in welchem ſie aufzufaſſen ſei, holte er Belehrung bei Luther ein.

Die Umſtände, welche er in Breslau vorfand, erſchienen einem Wirken in dem ihn beſeelenden Geiſte günſtig. Das neue wiſſenſchaftliche Streben hatte dort ſchon eine ſchöne Zahl von Genoſſen; ſchon bei dem Wunſche der Stadt zu Anfang des Jahrhunderts, eine Univerſität in ihrer Mitte zu gründen, war daſſelbe wirkſam geweſen. Jetzt ſchloß ſich daran bereits ein lebhafter Zug nach Wittenberg. Der Biſchof, Heß's Gönner, ließ ſogar ſeinen Domherrn und Rath Schleupner, einen Freund von Heß, dort ſtudiren und trat ſelbſt durch Schleupner in Verkehr mit Luther und Melanchthon, welche an ihn zu ſchreiben veranlaßt wurden. Er ſei, äußerte Luther nachher, der Beſte aller Biſchöfe des Jahrhunderts geweſen.

Allein eben jetzt ſtarb Biſchof Johann. Sein Nachfolger, Jakob von Salza, nahm zwar Theil an der Beſonnenheit und Mäßigung des Vorgängers, zeigte auch Vertrauen gegen Heß, der jetzt von ihm zur Predigtthätigkeit berufen wurde, hielt aber

am katholischen Kirchenthum unverrückt fest. Ueber Luther und die Lutheraner war der Bann verhängt. Gegen diese erging auch in Schlesien ein Befehl des Landesherrn, des jungen Königs Ludwig von Böhmen und Ungarn. Heß hatte doch auch schon vor Bischof Johann's Tod über Anfeindungen wegen seiner evangelischen Gesinnung zu klagen gehabt, nachdem schon früher um der ihm verliehenen Pfründen willen Eifersucht und Neid gegen ihn sich erhoben hatte.

Es fragte sich, ob er jetzt auch offen für seine neu errungene Ueberzeugung einzutreten, seine äußere Stellung aufs Spiel zu setzen, den Gefahren Trotz zu bieten wagen werde. Da setzte er wirklich einige Zeit den Verkehr mit Wittenberg aus. Melanchthon glaubte ihm im Februar 1521 vorhalten zu müssen: ob er dies aus Furcht vor den Papisten thue? wo seine Stärke, sein christlicher Geist jetzt sei? Auch schlesischen Freunden wurde sein Verhalten bedenklich. Hier drang Caspar Schwenkfeld, der später als „Schwarmgeist" der lutherischen Kirche so viele Noth machte, mit freundlichen und scharfen, schmeichelhaften und bitteren Ermahnungen auf ihn ein. Aus Wittenberg schickte ein junger Breslauer, den wir später in der Schwenkfeld'schen Gemeinschaft wiederfinden, einen begeisterten Bericht an ihn über das entschiedene Vorangehen Carlstadt's, welchem er nachfolgen solle. Gegen Schwenkfeld nun benahm sich Heß, übrigens unter fortgesetzter Freundschaft, zurückhaltend und abweisend. In der That zeigten sich schon damals zwischen beiden Männern die Anfänge eben desjenigen Gegensatzes, welcher unsere Wittenberger Reformatoren von Carlstadt und Andern, einer schwärmerischen Mystik zugeneigten und dann vom Dringen aufs innere Leben zum Umsturz der äußeren Ordnung fortschreitenden Anhängern der Reformation trennte. Später traten beide Richtungen auf schlesischem Boden namentlich eben in Heß und Schwenkfeld offen einander entgegen. Dagegen war Melanchthon bald wieder so beruhigt über Heß, daß er seine früheren Besorgnisse für Scherz wollte genommen haben. Ein entschiedenes, consequentes Bekenntniß jedoch wagte Heß in Breslau allerdings noch nicht.

Er suchte jetzt eine sichere Stätte für sich mit seinem Standpunkt und seiner Thätigkeit in Oels bei seinem alten Patron, dem Herzog von Münsterberg. Dieser ließ sich damals selbst zur Theilnahme für Luthers Wirken gewinnen, indem er davon gegenüber von der Feindschaft der Päpste wider sein Geschlecht (das des einstigen hussitischen Königs Georg Podiebrad) auch für sich

gute Folgen hoffte. Bereits hatte Heß den Zorn des Bischofs gegen sich erregt. Luther vernahm mit Freuden von ihm, daß er jetzt ein Evangelist geworden sei. Mit seinem Herzog trachtete er besonders nach Einführung des Abendmahls unter beiden Gestalten. Ja, während Schwenkfeld immer noch mit seiner Vorsicht unzufrieden war, glaubten Luther und Melanchthon ihn jetzt davor warnen zu müssen, daß er nicht zu viel Werth auf Aenderung in äußeren Formen lege. Indessen fand er sich auch hier noch im offenen Auftreten mit dem evangelischen Zeugnisse gehemmt. Er war zweifelhaft, ob er auch den ordentlichen äußeren Beruf dazu habe, welchen freilich Schwenkfeld nicht für nöthig hielt. Der Herzog seinerseits scheute aus politischen Gründen jedes offene Kundgeben seiner Gesinnungen gegen Rom.

Da reiste Heß 1523 wieder nach seiner Vaterstadt Nürnberg, wohl zu Anfang des Frühjahrs; und von dort her kam jetzt nach Breslau die Kunde von freier, lauterer Predigt des göttlichen Wortes, in welcher er daselbst thätig sei. Dort wirkten so schon offen zwei Pröbste der Stadt nebst andern Predigern, darunter sein seit 1522 an der Sebalduskirche angestellter schlesischer Freund Schleupner. Derselbe Geist drang siegreich durch bei der Gemeinde und ihrem Magistrat. Dorthin also hatte es eben jetzt unsern Heß gezogen. Freudig und in geordneter Weise konnte er dort auf die Zustimmung und Einladung der vorgesetzten Geistlichen die Kanzel betreten; es war, wie die Ueberlieferung sagt, eben die der Sebalduskirche. Die Nürnberger wünschten ihren Landsmann im Amte fest zu halten. Er aber sollte eben jetzt zu seinem wahren Lebensberufe übergehen, welcher ihm in Breslau zugewiesen war.

Wie Heß schon im Jahr 1520 und 1521 wenigstens einen gewissen Kreis Gleichgesinnter in Breslau um sich hatte, so hatte diese Richtung jetzt vollends rasch die Häupter der Stadt durchdrungen und bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung die Oberhand gewonnen. — Die Stadt war, obwohl sie einen Bischof mit einem Domkapitel hatte und dem König von Böhmen untergeben war, doch von lange her an eine große Selbständigkeit gewöhnt. Sie rühmte sich, in den Kämpfen mit den Hussiten durch Thaten und Opfer sich große Verdienste um die katholische Kirche erworben zu haben, und es wurden ihr daher auch von Seiten der Päpste und Bischöfe manche Freiheiten zugelassen. In jenen Kämpfen übrigens war nicht blos der kirchliche Gegensatz, sondern ganz besonders auch der zwischen dem Deutschthum und Slaventhum das

Treibende für sie gewesen. Je mehr sie nun sich verdient gemacht, desto mehr nahm sie hernach auch ein freies Urtheil über die Schäden der Kirche für sich in Anspruch. Die landesherrliche Befugniß zur Aufsicht über die in ihrem Gebiete liegenden Kirchen und Klöster war ihr vom böhmischen König übertragen; so hatte der Rath der Stadt z. B. noch im Jahr 1506 eine Reform mit dem Kloster zu St. Jakob durch den sächsischen Ordensmeister der Franziskaner vornehmen lassen. Das Gebiet des städtischen Regimentes reichte über die auf dem linken Oderufer liegende Stadt und über einen Theil der Sandinsel; mit den geistlichen Herrn auf dem andern Ufer oder vielmehr der damaligen Dominsel gab es viel Streit über die Gerichtsbarkeit. Mannigfaches Aergerniß wurde auch den Breslauern durch den Wandel der Geistlichen und Mönche und durch die Streitigkeiten derselben unter einander geboten; die tüchtigeren Bischöfe der jüngsten Zeit wurden durch den Klerus selbst im Einschreiten gegen Mißbräuche gehemmt. — Zum Volke drang jetzt die von Wittenberg ausgegangene große Bewegung hauptsächlich durch den reichen Handelsverkehr der Stadt. Es wird erzählt, wie besonders im „Schweidnitzer Keller" Schriften Luthers aus Wittenberg und Leipzig ausgetheilt worden seien. Schon traten in der Stadt selbst, nehmlich unter jenen Mönchen zu St. Jakob, welche mit dem Volk immer in gutem Einvernehmen standen, „lutherische" Prediger auf mit heftigen Ausfällen auf die kirchlichen Satzungen. Die Geistlichkeit fürchtete schon 1522 Tumulte der Menge und Angriffe auf die Dominsel mit ihren reichen Kirchen. Der Magistrat suchte einen Mann, welcher, vom Eifer für das lautere Gotteswort beseelt, zugleich mit Weisheit und tiefer theologischer Bildung die Bewegung leiten sollte. Eine Stelle bot sich für den zu Berufenden dar an der Marien-Magdalenenkirche, einer der beiden städtischen Hauptkirchen. Ihr Amt lag seit mehreren Jahren traurig darnieder in den Händen von Verwesern und bloßen Pfarrpächtern. Da der Bischof, dem die Besetzung desselben zustand, nichts dazu that, nahm der Rath jetzt selbst die Sache in die Hände. Er ließ am 20. Mai 1523 einen Ruf an Heß nach Nürnberg abgehen. Da forderte diesen sogar auch der Bischof auf, dem Rufe zu folgen: er solle nämlich das Evangelium also predigen, daß diejenigen, welche bisher Ketzerei verbreitet und den Frieden und die Liebe zerstört haben, von ihrem Irrthum bekehrt werden. Sein Domkapitel freilich versagte einer Investitur des Heß die Zustimmung und ließ an diesem selbst noch Ueberredungskünste

versuchen, daß er darauf verzichte. Aber ohne Rücksicht hierauf wurde Heß am 21. Oktober durch den Rath in die Magdalenenkirche eingeführt. Am 25. Oktober, dem 21. Sonntag nach Trinitatis, hielt er vor einer großen Volksmenge seine Antrittspredigt.

So lag jetzt die geistliche Wirksamkeit für die Reformation in Breslau zunächst ganz an ihm. Er war dabei in einer eigenthümlichen, keineswegs leichten Stellung. Der Magistrat, der mit seiner Einsetzung das bestehende kirchliche Recht überschritten hatte und hiefür auch Vorwürfe vom König empfieng, wollte darum doch selbst keineswegs von der bestehenden kirchlichen Ordnung und der Oberhoheit des Bischofs sich losgetrennt haben. Der Bischof selber setzte — gegenüber von dem Schlimmeren, was vorher gedroht hatte — auf Heß immerhin noch Hoffnungen. Andrerseits warnte diesen auch unter Andern Melanchthon, durch den Beifall der Menge sich nicht berücken zu lassen. Und Heß selbst hatte ja vordem eher zu viel als zu wenig Vorsicht und Rücksicht gezeigt. Jetzt aber behauptete er seinen Standpunkt eben so fest, wie er unter umsichtigem Bedenken auf denselben sich erhoben hatte, und trug doch zugleich, soweit es zulässig war, den Verhältnissen Rechnung.

Das entscheidende öffentliche Bekenntniß für die Breslauer Reformation wurde abgelegt durch die Disputation des Heß, welche er mit Wissen und Wunsch des Rathes auf den 20. April 1524 veranstaltete. Seine Thesen handelten vom Worte Gottes, das weder durch Menschenzuthat verunreinigt, noch in seinem Laufe gehemmt werden dürfe, vom vollgenügenden Priesterthum Christi — besonders im Gegensatz gegen das Meßopfer, und von der göttlichen Stiftung des Ehestandes — im Gegensatz gegen den Cölibat. Das Absehen gieng hiebei sogleich auf die praktischen kirchlichen Reformen. Auf die innerlichen Grundlehren der Reformation einzugehen war bei einer Disputation deswegen weniger Veranlassung, weil in Breslau die damaligen Gegner selbst um diese Seite der Reformation sich nicht sehr kümmerten. Die Letzteren waren übrigens bei dem Akte nur schwach vertreten. Der Zweck desselben aber war auch so erreicht: das öffentliche Zeugniß für das Evangelium und die beabsichtigten Reformen und der Beweis, daß man dafür mit guten Gründen öffentlich einzutreten bereit sei. Nachdem an zwei Tagen lateinisch disputirt worden war, legte Heß am dritten und vierten seine Sätze auch in deutscher Sprache dem Volk auseinander. — Der Magistrat gebot nachher, gemäß der auch von Heß den Obrigkeiten beigelegten Pflicht, das lautere Gotteswort zu fördern, den sämmtlichen Pre-

digern der Stadt, daß sie in der Verkündigung des Wortes Heß folgen und nur den sicheren Inhalt der Schrift ohne Rücksicht auf die Tradition vortragen sollten. Sie erklärten sich, nur Einen ausgenommen, dazu bereit.

Noch einmal wandelte den Heß in diesem Jahre ein gewisses Zagen an, — besonders, wie es scheint, veranlaßt durch Erfahrungen von Selbstsucht und Eigennutz, welche er jetzt auch bei Anhängern der Reformation machen mußte. Luther mußte ihn daran erinnern, daß, wer in Christi Schifflein gestiegen sei, zuerst nicht heitern Himmel, sondern Stürme und Fluthen zu erwarten habe. Fest und sicher jedoch sehen wir ihn von da an für immer auf dem eingeschlagenen Wege beharren.

Besonders bezeichnend ist und bleibt nun für Heß's reformatorisches Wirken die Unterscheidung zwischen den Hauptpunkten, bei welchen er, wie schon seine Thesen zeigten, keine Rücksichten mehr kannte, und zwischen solchen äußeren Bräuchen, die er zwar an sich für mangelhaft hielt, in denen er aber fortwährend theils nach dem ihm schon früher durch Melanchthon an's Herz gelegten Bedürfniß der Schwachen, theils nach den eigenthümlichen Verhältnissen seiner Breslauer Kirche sich richtete. Gleich zu Anfang muß er in der Stille die auf's Opfer bezüglichen Stellen der Messe weggelassen (der Name Messe blieb) und den Laien den Abendmahlskelch gereicht haben. Die Chronisten bemerken hiervon gar nichts. Sie erzählen erst vom Jahre 1525 (Sonntag Quasimodogeniti), daß da in den Pfarrkirchen die Verehrung der Bilder, die Procession mit der Hostie, die Weihung von Wasser, Salz u. s. w. abgethan worden sei, und zwar ohne jede unruhige Bewegung des Volkes. Heß trieb vor allem das einfache Zeugniß des Wortes auf der Kanzel und in der Seelsorge. Er selbst schrieb einem auswärtigen Prediger: man müsse in den Ceremonien, um welche Andere so viel zerren, mit dem Volke Geduld haben, müsse fahren, wohin Wagen und Pferde ohne Schaden kommen können; werde nur die Rechtfertigung durch den Glauben in Christo recht gepredigt, so werde Ablaß, Heiligendienst, Fegfeuer u. s. w. von selbst fallen. — Ein besonders schönes Gedächtniß hat zugleich Heß von Anfang an durch seine Fürsorge für die Armen sich in Breslau gesetzt. Schon gleich nach seinem Amtsantritte wurden Opferkästen für diese an den Kirchen aufgestellt. Noch aber lagen vor allen Kirchenthüren Bettler, und Heß ermahnte vergeblich die Obrigkeit, Abhülfe zu schaffen. Da unterließ er 1525 an einigen Sonntagen das Predigen. Vom Rathe deshalb

befragt, erwiederte er: Sein lieber Herr Jesus Christus liege vor der Kirchenthür, er möchte über ihn nicht schreiten. Hierauf wurde Jedem, der arbeiten könne, das Betteln verboten; die Bedürftigen und Würdigen aber wurden am 8. Mai in der Magdalenenkirche versammelt, von Aerzten und Rathsherrn besichtigt und in die städtischen Spitäler eingewiesen. Täglich wurden, wie vom Jahre 1526 berichtet wird, in den sieben städtischen Spitälern über 500 Arme versorgt. Ueber 400 erhielten außerhalb derselben Unterstützung an Brod, Kleidern, Hauszins u. s. w. Ueber das ganze Armenwesen wurde vom Magistrat ein Ausschuß gestellt, an dessen Spitze Heß stand. Dieser machte sich namentlich auch verdient um den Bau des großen Hospitals zu „Allen Heiligen" im Jahre 1526; auf sein Anregen war Jedermann dazu zu helfen willig; der Eine gab Steine, der Andere Holz, Eisen u. s. w.; Heß legte am 27. Juli den Grundstein; die Handwerksleute arbeiteten umsonst und so fleißig, daß der Bau binnen 10 Wochen in den vier Mauern stand.

Seit August 1525 hatte Heß einen Amtsgenossen und Mitarbeiter in Ambrosius Moiban. Diesen hatte jetzt die städtische Obrigkeit zum Pfarrer der andern Hauptkirche, zu St. Elisabeth, ernannt, über welche sie sich zuvor das Patronat erworben hatte. Heß war schon von seinem früheren Breslauer Aufenthalt her, während dessen Moiban Lehrer einer Schule war, nahe mit ihm befreundet. Mit Freuden sah er ihn jetzt von Wittenberg aus, wo derselbe seither lernend und vielleicht auch schon lehrend verweilt hatte, auf den Ruf des Rathes hin an seine Seite treten.

Erst jetzt machte Heß auch von dem in seinen Thesen behaupteten Rechte des Ehestandes für sich Gebrauch. Er vermählte sich am 8. September mit der Tochter eines Breslauer Rathsherrn. Moiban folgte seinem Beispiel am 30. April des nächsten Jahres.

In Moiban war namentlich auch eine Kraft für die Leitung des Schulwesens gewonnen. Schon vorher waren für die Schulen bei den beiden Hauptkirchen Lehrer bestellt worden, welche des Lateinischen und Griechischen kundig waren. Auch Heß selbst hatte schon im ersten Jahre seines Amtes mit lateinischen Vorlesungen über das Alte Testament (zunächst den Prediger Salomo) begonnen; er trug übrigens, obgleich er selbst sich auch mit der hebräischen Sprache Bekanntschaft erwarb, den Zuhörern nicht den Grundtext, sondern eine lateinische Uebersetzung vor. Für den Unterricht in den alten Classikern wirkte durch Vorträge und

Schriften ſein Freund Metzler, der vorher an der Leipziger Univerſität docirt hatte und nachher zu den höchſten ſtädtiſchen Aemtern erhoben wurde. Eifrig nahmen an ſolchen Vorträgen, wie ſie Heß und Metzler hielten, auch Erwachſene Theil. Moiban nun hatte eigens auch für die Schule ſich ausgebildet. Die Oberaufſicht über die Schulen war beiden Geiſtlichen und einigen Rathsherren übertragen, die innere Einrichtung derſelben ſpeziell dem Moiban und Metzler. Der Unterricht war unentgeltlich für alle einheimiſchen Kinder. Die armen Schüler erwarben ſich Unterhalt durch Singen im Chor und vor den Thüren der Einwohner, und nur ſolchen, welche die Schule beſuchten, wurde dieſes Singen noch geſtattet. Während mit dem Singen noch ein Bettelgehen verbunden war, wurden ſpäter nach einem Antrag des Heß bei jeder Kirche 24 Schüler in der Weiſe als Chorſänger angenommen, daß man ſie auch mit Koſt verſorgte und ihnen hiefür das Betteln unterſagte. Man hoffte durch Unterſtützung ſolcher Armen beſonders künftige Dorfpfarrer heran zu bilden. Für die Gereiften wurden aus den frommen Stiftungen Stipendien gebildet, um ſie auswärts ſtudiren zu laſſen; ihrer hat Heß auch perſönlich ſich ſehr angenommen: ſo z. B. des Johann Kraft oder Crato, der hernach als kaiſerlicher Leibarzt berühmt wurde. Man wünſchte, wiewohl vergeblich, in der Stadt auch Vorleſungen in der Medicin und andern Fakultäten einrichten zu können. Es war beſonders das Verdienſt dieſer Breslauer Männer, wenn Melanchthon ſpäter von Schleſien rühmen konnte, daß nirgends in Deutſchland mehr Leute aus dem Volke die Wiſſenſchaften lernen und verſtehen, als hier. Zugleich hatte namentlich Heß dabei auch die benachbarten ſlaviſchen Lande im Auge: um der Polen willen, bemerkt er einmal, gebrauche er die lateiniſche Sprache für ſeine Vorleſungen. Daneben übrigens wünſchte man auch Schulen blos fürs Deutſche einzurichten.

Mit Aenderungen im Gottesdienſt gieng man auch jetzt nur ſehr allmählig und gemäßigt voran: ſo wurde der Predigt die rechte Stelle in der ſogenannten Meſſe angewieſen; für den täglichen Gottesdienſt wurden ſtatt der Meſſe (mit Abendmahl), da es an Abendmahlsgäſten fehlte, bibliſche Lektionen und Predigten eingeführt; noch bis auf die Gegenwart haben ſich ſeither in beiden Hauptkirchen zwei tägliche Gottesdienſte erhalten. Heß wünſchte dringend verſchiedene Maßregeln für chriſtliche Ordnung und Zucht, zu deren Einführung ihm jedoch die öffentliche Hilfe fehlte: z. B. daß Perſonen übeln Rufs von der Pathenſchaft zurückgewieſen

würden, und daß die Eheleute vor der Trauung vor ihren Beichtvätern ihren Glauben bekenneten, beteten u. ſ. w. und hiermit ein Zeugniß für die chriſtliche Erziehung der zu erhoffenden Kindlein von ſich gäben. Für die zum Eheſtand Aufgebotenen legte er zuerſt ein Kirchenbuch an. Von den alten Ceremonien wurde Vieles, was uns jetzt ſehr auffällig erſcheint, damals und theilweis noch lange nachher belaſſen: ſo z. B. ſogar noch bis ins vorige Jahrhundert das ſogenannte Weſterhemdchen und die Kerze bei der Taufe, das Tragen von Meßgewändern bei der Spendung des Abendmahls. Was in dieſer Hinſicht anderwärts hätte gefährlich werden können, blieb in Breslau unſchädlich, indem eben dieſelben Verhältniſſe zur katholiſchen Gewalt, welche eine ſolche Rückſichtnahme räthlich machten, zugleich den Gegenſatz gegen das katholiſche Weſen immer ſcharf genug ins Bewußtſein riefen.

Von der andern, antikatholiſchen Seite aus erhoben ſich in der Umgebung Breslaus, beſonders in Liegnitz, ſeit 1525 ſehr ſtark die Schwenkfeldianer mit ihrer Verwerfung der lutheriſchen Abendmahlslehre, ihrem Dringen auf den Geiſt gegenüber von den Sakramenten und dem Predigtamt, ihrem Streben nach einer höheren Geiſtlichkeit und Reinheit der Gemeinde, — ferner leidenſchaftlich erregte Widertäufer, welche in dem benachbarten Mähren ihren Hauptſitz hatten. Dem Schwenkfeld erklärten die beiden Breslauer Pfarrer, ſie glaubten ſtatt ſeiner dunkeln, vermeintlich tiefern Auffaſſung des Abendmahles einfach die Schriftworte feſthalten zu müſſen; auf ſchroffe, ſcharfe Zuſpitzung der eigenen Lehrformeln darüber haben ſie auch ſpäterhin bei aller Freundſchaft mit Luther und Treue gegen das Lutherthum ſich nicht eingelaſſen: unbefangen konnte gegen ſie z. B. im Jahre 1542 Melanchthon darüber ſich auslaſſen, wie ſehr ihm das Streiten in dieſer Sache zuwider ſei. Mit ihrem Wirken durchs Wort verwahrten ſie ihre Gemeinden vor jenen Richtungen. In Betreff der Widertäufer rieth Luther dem Heß, daß man warte, bis ſie ſich ſelbſt verrathen, und dann blos ſie ausweiſe. Weiteres fand auch der Magiſtrat nicht nöthig; Hinrichtungen, wie anderwärts, kamen in Breslau nicht vor (falſch iſt was Spätere davon erzählen); und auch von Ausweiſungen erfahren wir nur einzelne Fälle.

Der katholiſche Klerus hatte von ſtürmiſchen Bewegungen des Volkes, ſeit Heß im Amte war, nichts mehr zu fürchten. So entſchieden dieſer in ſeinem evangeliſchen Zeugniß blieb, ſo nichtig erwieſen ſich die Anklagen wegen Aufreizung der Menge, welche gegen ihn ſogar einmal beim König erhoben wurden. So

ist unter seinem ebenso weisen als festen Wirken die evangelische Kirche Breslaus und hiemit der Mittelpunkt für die Schlesiens trotz der schwierigen Verhältnisse zur katholischen Hierarchie und besonders zum katholischen Landesherrn ruhig und sicher gegründet worden. — Schwere Gefahren drohten zwar, als 1526 Ferdinand, der Bruder Kaiser Karls V, den böhmischen Thron bestieg und bald in scharfen Erlassen die Neuerungen verbot. Aber die politischen Verhältnisse hemmten seine Hand: so vornehmlich die Angriffe der Türken auf seine Staaten. Zugleich wurde ihm vorgehalten, daß solche Kirchen, wie die Breslauer, doch zugleich sehr achtbare Bollwerke gegen schlimmere Umtriebe, wie die der Sakramentsfeinde und Widertäufer, seien.

Sehr eigenthümlich und auf die Dauer freilich unhaltbar war die Stellung der evangelischen Gemeinden Breslaus zum katholischen Kirchenthum und zum Bischof. Nicht blos blieb es dem Rathe verwehrt, auch die, freilich sehr entvölkerten Klöster der Stadt zu reformiren; sondern auch die Oberhoheit des Bischofs über Heß und Moiban wurde evangelischerseits der Form nach immer anerkannt; ja man berief sich, wenn die Gegner sie für Eindringlinge erklärten, darauf, daß sie eben durch ihn mit ihrem Amte betraut worden seien (Moiban hatte sogar eine förmliche Bestätigung durch den Bischof, dagegen keine Ordination durch den Weihbischof empfangen). Allein sie ließen sich hierdurch in nichts stören in der Führung ihres Amtes nach dem reinen Gotteworte, dessen Verkündigung eben auch der Bischof ihnen anbefohlen habe. Und sowohl Bischof Jakob, als auch sein Nachfolger, der unter Einwirkung des Rathes gewählte Balthasar Promnitz, ein früherer Zuhörer Melanchthons, ließen sie hierin gewähren. Fest gegründet und in Wahrheit selbständig, dennoch aber vom katholischen Kirchenthum nicht förmlich losgetrennt, bestand so die Kirche des Heß und Moiban fort bis zum böhmischen Majestätsbriefe vom Jahre 1609, auf dessen Grund erst 1615 ein städtisches Consistorium errichtet wurde.

Im Uebrigen hoben sich aus der ruhig fortschreitenden Thätigkeit des Heß und aus seinem Leben keine einzelnen Punkte sonderlich hervor. Der Trieb zum Hervortreten auf einen größeren öffentlichen Schauplatz lag nicht in seiner Art, noch weniger der zu öffentlicher Polemik. Einen Führer der Widertäufer, der ihn durch eine Schrift zum Streit herausforderte, fertigte er auf einem kurzen Zeddel mit den Worten ab: „Menius wider die Widertäufer" (er meinte eine von Menius verfaßte Schrift). Zur

Schriftstellerei hätte ihm auch seine große Gemeinde wohl kaum Zeit gelassen. — An ihm als Pfarrer wird besonders gerühmt seine große Beredtsamkeit, seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine Thätigkeit für die Armen. — Auch seine wissenschaftlichen Studien aber setzte er für sich sehr fleißig und mit großer Vielseitigkeit fort. Von den theologischen geben seine Anmerkungen in einer noch vorhandenen Bibel und lateinischen Psalmenübersetzung Zeugniß. Man dachte einmal daran, ihn an die Universität Wittenberg zu ziehen. Seine große Bibliothek hatte einen Ruf auch auswärts. Fortwährend trieb er auch historische Forschungen, — über die alte Geschichte, für welche er auch eine reiche Münzsammlung sich angelegt hatte, — und namentlich über die schlesische, für welche er eine eigene, noch von Späteren benutzte handschriftliche Arbeit hinterlassen hat.

Nach auswärts blieb er in brieflichem Verkehr mit andern Theologen, besonders mit Luther und dem ihm in alter Freundschaft verbundenen Melanchthon, ferner namentlich mit dem classisch gelehrten Camerarius. Im Jahre 1541 benutzte er eine Reise, die er in Privatangelegenheiten nach Nürnberg machte, auch zu einem Besuch auf dem Religionsgespräch zwischen Protestanten und Katholiken in Regensburg; Melanchthon gedachte später noch der Reden voller Weisheit, die er dort gethan. Seine eigene Gesinnung hinsichtlich solcher Gespräche drückte er ein andermal in den Worten aus: nicht Gewalt, nicht Waffen seien zu fürchten, sondern eine trügerische, sophistische Versöhnung.

Was die Auswärtigen von ihm hielten, bezeugen die ehrenden Aeußerungen unserer großen Reformatoren über seine lautere Frömmigkeit, Standhaftigkeit, Gelehrsamkeit; mit Wärme hat noch lange nachher Camerarius seinen guten Charakter, seinen Geist, seine Wissenschaft, seine Berufstreue, sein Wohlwollen und seine Gefälligkeit gegen Jedermann u. s. w. gepriesen. Die Anhänglichkeit seiner Gemeinde hat sich schön darin ausgesprochen, daß er, wie er selbst in seiner letzten Predigt erwähnte, über 500 Pathenkinder hatte.

In den Ehestand trat er nach dem Tode der ersten Gattin zum zweiten Mal mit einer Breslauer Bürgerstochter 1533, die ihm jedoch gleichfalls 1539 entrissen wurde. Eine Tochter aus erster Ehe sah er selbst noch vermählt mit dem Wittenberger Professor J. Aurifaber 1544, der ihm ein theurer Eidam war und der später Pfarrer in Breslau wurde. Sein erstgeborner Sohn Johann (geb. 1529) ist als Jurist zu hohen Stellen in

fürstlichem Dienste emporgestiegen, sein Sohn Paul, aus zweiter Ehe, Arzt und Professor in Wittenberg geworden.

Seit 1545 fühlte Heß sich so leidend an Hals, Brust und Kopf, daß ihm das Predigen schwer wurde. Desto mehr wollte er wenigstens noch durch Vorlesungen über biblische Bücher vor einem kleineren Kreise dem Herrn, wie er sagte, ein nützlicher Diener bleiben. Er nahm jetzt hier den Psalter vor, gedachte jedoch noch die biblischen Bücher überhaupt auszulegen. Auf sein Psalmbuch schrieb er: „Stab meines Alters" (baculus senectutis mee). Er bemerkte: seine, des alten Magisters und Doktors, Theologie solle sein die Theologie aus dem Munde der Kinder und Unmündigen (Psalm 8, 3), welchen es der Vater offenbare (Matth. 11, 25).

Er starb am Vorabend des Erscheinungsfestes 1547. Seine letzten Worte waren: Ave domine Jesu! Man dürfe, schrieb Melanchthon im Hinblick auf die eben damals der Kirche drohenden Ungewitter, ihm Glück wünschen zu der Ruhe der Gerechten, welche Gott wegraffe vor dem Unglück und in ihrer Kammer sanft ruhen lasse auf den Tag der Auferstehung (Jes. 57, 1 ff.). Auf sein Monument in der Magdalenenkirche stiftete Melanchthon selbst die Inschrift in griechischen Versen. Sein Name ist, wie kein anderer, mit der Geschichte der schlesischen Kirche als Gegenstand der Liebe und Verehrung für immer aufs Innigste verbunden*).

Julius Köstlin in Breslau.

---

9. Giovanni Mollio.

5. September.

Im Kranze der evangelischen Märtyrer Italiens aus dem Zeitalter der Reformation glänzt auch der Franciscaner Giovanni Mollio, dessen Lebensbild wir zeichnen wollen.

Das herrliche Toscana, das so viele ausgezeichnete Männer unter seinen Kindern zählt, ist seine Heimath, Montalcino, un-

*) Für das Neue und Abweichende, was der Inhalt dieses Lebensbildes gegenüber von dem bisher über Heß Veröffentlichten darbietet, verweise ich auf meine Begründung aus den Quellen in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens 1864." — Zu bemerken ist auch noch, daß die geistlichen Lieder „O Welt ich muß dich lassen" und „O Mensch bedenk zu dieser Frist" nicht unserm

weit Siena, sein Geburtsort, nach dem er oft nach italienischer Weise genannt wird. Sein Geburtsjahr, das entweder auf den Schluß des funfzehnten oder auf den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fällt[1]), kann nicht mehr genau ermittelt werden. Seine Eltern waren arm, aber ihn hatte Gott mit reichen Geistesgaben gesegnet. Die Begierde, dieselben durch das Studium der Wissenschaften auszubilden, sowie die früh erweckte Sorge um seiner Seelen Seligkeit bestimmten ihn in seiner Jugend, in den Franciscaner Orden strenger Observanz zu treten. Mit großem Ernste lag er nun sowohl der Erfüllung seiner Ordenspflichten als dem Studium der Wissenschaften ob, so daß er noch jung zum Professor der venetianischen Hochschule Brescia von seinen Oberen befördert wurde. Hier, wie später in Mailand, erwarb er sich durch seine gründlichen Kenntnisse, sowie durch seine trefflichen Lehrgaben einen rühmlichen Namen. Da dem Franciscaner Orden durch Sixtus IV. (1471—84) der demselben angehört hatte, große Vorrechte eingeräumt waren, namentlich überall, selbst ohne Begrüßung der Ortsgeistlichen, die Seelsorge auszuüben und als öffentliche Lehrer aufzutreten, so eröffnete sich dem reichbegabten jungen Professor ein weites Feld der Wirksamkeit. Aber sein Inneres ward um diese Zeit von einem Geisteszuge ergriffen, der mehr nach der Tiefe als nach der Weite ging. Wie der gleiche Odem Gottes den Frühling bringt sowohl nach den lieblichen Fluren Italiens, wo die Citronen blühen, als nach den eichenumkränzten Ebenen Deutschlands und nach den Hochthälern der Alpen, so war es auch der gleiche Geist Gottes, der im Zeitalter der Reformation die Herzen in Italien, wie in Deutschland und in der Schweiz mit wunderbarer Macht ergriff und zu dem gleichen Ziele, zum Glauben an Christum, aus dem allein das Heil erblüht, hinzog. Von diesem Geisteszuge ward auch Mollio, wie viele andere Glieder seines Ordens, in seinem ernsten Streben nach Wahrheit und nach dem Frieden der Seele ergriffen, indem er mit Schmerzen

---

Heß beizulegen sind, — das letztere vielmehr dem schlesischen Dorfpfarrer Valentin Triller, vgl. Mützell, geistl. Lieder d. evang. Kirche, dazu Wackernagels Bibliographie u. s. w.; Triller war, als er 1555 die jenes Lied mit umfassende Sammlung seiner eigenen Gesänge herausgab, der Neigung zum Schwenkfeldianismus verdächtig gewesen, hat jedoch (was Wackern., Bibliogr. S. 271, übersehen hat) diesen in einem seiner Gesänge direkt bekämpft.

1) Seine Landsmänner und evangelischen Freunde waren Occhino, geboren 1487, und Peter Martyr, geboren 1500. Mollio scheint ein Altersgenosse des Letzteren gewesen zu sein.

erfuhr, daß weder das rauhe Franciscanergewand noch die pünktliche Erfüllung der Ordenspflichten die nach der Seligkeit dürstende Seele zu beruhigen und sie ihres Heils zu versichern vermögen. Auch das Studium der neu auflebenden classischen Literatur gewährte ihm den ersehnten Seelenfrieden nicht, wohl aber wurden ihm unter dem Zuge des Geistes die herrlichen Schriftwerke der griechischen und römischen Weisheitsfreunde Wegweiser zu Christo und zu den Schriften des neuen Testamentes hin, die von ihm zeugen. Der Geist, welcher die Umgebung des jungen Professors durchwehte, war ganz geeignet, das Werk der Gnade in seinem Innern zu fördern. In Brescia, der Heimath des evangelischen Wahrheitszeugen Arnold, wie in Mailand, der stolzen Hauptstadt der Lombardei, ja durch ganz Oberitalien hatte sich auch durch das Mittelalter hindurch eine romfreie, dem Evangelio freundlich zugewandte religiöse und kirchliche Richtung erhalten. Unter den schweren Leiden der Kriege, welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts über diesen Ebenen sich zerstörend viel hinüber und herüber wälzten, hatte sich diese Richtung bei vielen ernsten Gemüthern zur Ueberzeugung gestaltet, daß das Heil allein aus dem Glauben an Christum den Menschen erblühe. Ueberdies vermittelte der Verkehr zwischen den Städten der Lombardei und denjenigen der benachbarten Schweiz und Deutschlands auch die Bekanntschaft mit der evangelischen Lehre, die in Zürich, wie in Wittenberg mit so großem Nachdruck und Segen verkündigt wurde. So besaß Mailand schon seit 1524 in seiner Mitte Prediger des neuen Glaubens, und in anderen Städten der Lombardei und Venedigs bestanden Versammlungen, in welchen das Evangelium gelesen und erklärt wurde. Diesen evangelischen Kreisen, in welchen der gleiche Geist wehte, der auch sein Inneres ergriffen hatte, schloß sich Mollio an, sie durch sein gründliches Wissen fördernd und von ihnen selbst im Glauben gefördert. Je mehr sich Mollio in das Studium der Schriften des neuen Testamentes und namentlich der pauliniſchen Briefe vertiefte, desto klarer und muthiger verkündigte er auch in seinen öffentlichen Vorträgen die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben an Christum. Von Mailand ward Mollio durch seine Oberen für kurze Zeit nach Padua versetzt, wo er ebenfalls einen Kreis von Freunden und Beförderern der evangelischen Wahrheit traf, dem er sich anschloß. Am Ende des J. 1532 ward dann unser Franciscaner Professor nach Bologna versetzt. Obgleich damals der aus der deutschen Reformationsgeschichte hinlänglich bekannte Cardinal Campeggio dieser Stadt und Le-

gation vorstand und seinen einst Carl V. ertheilten Rath „das giftige Gewächs der evangelischen Kirche mit Feuer und Schwert zu vertilgen“ in dieser Stellung selbst eifrig befolgte, so fand sich doch auch in dieser Stadt und namentlich unter den Professoren der Hochschule ein Kreis eifriger und muthiger Freunde der evangelischen Wahrheit, denen sich Mollio anschloß und deren Gesinnungen und Hoffnungen wir aus ihren eigenen Worten kennen lernen wollen.

Mit gespannter Theilnahme verfolgten die Evangelischen in Italien die Entwickelung der evangelischen Kirche in Deutschland und in der Schweiz. Bange war es ihnen für sie, als Carl V. 1530 den berühmten Reichstag zu Augsburg in der Absicht eröffnete, durch Unterdrückung der Predigt des Evangeliums den Frieden in der Kirche wiederherzustellen. „Ganz Italien“ schrieb Paolo Roselli aus Venedig an Melanchthon, „sieht mit ängstlicher Erwartung dem Ausgange Eurer Versammlung entgegen.“ Freudig athmeten sie wieder auf, als die Kunde über die Alpen zu ihnen gelangte, die evangelischen Fürsten und Lehrer haben muthig und mit gutem Erfolge die evangelische Wahrheit bekannt und vertheidigt, so daß der Kaiser nicht mehr daran denke, sie zu unterdrücken, sondern vielmehr den Entschluß gefaßt habe, ein allgemeines christliches Concil zu versammeln, um die längst ersehnte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen. Als Carl V. daher wieder aus Deutschland nach Italien zurückgekehrt war und mit Clemens VII. in Betreff der Versammlung dieses Concils in Bologna eine Unterredung hielt, da schien den Evangelischen Italiens die Erfüllung ihrer Hoffnung nahe gerückt. Zu dieser Zeit erschien als Gesandter des Kurfürsten von Sachsen bei Carl V. Johann Planitz und zwar, wie in Italien allgemein geglaubt wurde, mit dem Auftrage, den Kaiser zu bestimmen, beim Papste die beförderliche Versammlung dieses Concils auszuwirken. Indem auch die Evangelischen in Bologna diesem Gerüchte Glauben schenkten, wandten sie sich an Planitz in einem Schreiben, das wohl der Feder Mollio's entflossen sein dürfte, und dem wir zur Kennzeichnung der Gesinnung und Hoffnungen dieser Männer einige Stellen entheben wollen. Nach Erwähnung oben berührten Gerüchtes schreiben sie an den kurfürstlichen Gesandten: „Ist die Sache, wie wir gerne „glauben wollen, wahr, so erstatten wir euch Allen den besten „Dank, euch selbst, weil ihr euch bemüht, in dieses Land Babels „zu kommen, eurem Deutschland, weil es eine Kirchenversammlung

„fordert, und ganz besonders eurem evangelischen Fürsten, der „das Evangelium und den wahren Glauben so eifrig vertheidigt. „Denn nicht zufrieden, seinen Sachsen und Deutschen Christi „Gnade und Freiheit wieder gegeben zu haben, bestrebt er sich, „dasselbe Glück auch England, Frankreich, Italien, Spanien und „anderen Ländern zu verschaffen. Wir sind vollkommen überzeugt, „daß euch gar wenig daran liege, ob die Kirchenversammlung be„rufen werde oder nicht. Wir sahen ja schon, daß ihr als edle „und treue Christen das tyrannische Joch des Antichrists abge„schüttelt habt. Eure Rechte und heiligen Privilegien auf das freie „Königreich Christi habt ihr gesichert. Demnach könnet ihr, wo „und wie es euch gefällig ist, öffentlich lesen, schreiben und predigen, „die Geister der Propheten hören und sie beurtheilen der apostoli„schen Regel gemäß. Wir wissen auch, daß ihr, weit entfernt über die „gehässige Anklage der Ketzerei euch zu ärgern und zu betrüben, „vielmehr euch glücklich schätzen und euch freuen würdet, wenn ihr „von allen zuerst für den Namen Jesu Christi Tadel, Schmach, „Einkerkerung, Feuer und Schwert erdulden müßtet. Hieraus er„kennen wir deutlich, daß eure Fordrung einer Kirchenversamm„lung keineswegs einen einseitigen Vortheil für Deutschland be„zweckt, sondern, daß ihr, getreu dem Rathe der Apostel, das „Interesse und Heil anderer Völker im Auge habt. Daher be„kennen sich auch alle Christen euch zu wahrem Danke verpflichtet, „und namentlich wir Italiener, indem wir als nächste Nachbarn „des Mittelpunktes der Tyrannei das Glück eurer Befreiung be„neiden müssen, obgleich wir den Tyrannen in unserem Herzen „lieben." Indem sie die Hoffnung äußern, Planitz werde sich ernstlich beim Kaiser für die Berufung des längst ersehnten Concils verwenden, fahren sie fort: „Dieses kann euch nicht wohl „mißglücken, indem Se. Majestät genau weiß, daß die frömmsten, „gelehrtesten und berühmtesten Männer ganz Italiens und beson„ders Roms sehnlichst ein solches Concil herbeiwünschen. Wir „sind vollkommen überzeugt, daß viele dieser Männer, sobald sie „den Zweck eurer Sendung erfahren, euch freudig entgegen kommen „werden."

„Wir hoffen endlich, daß man es als sehr vernünftig und „der Anordnung der Apostel und Kirchenväter gemäß finden wird, „daß man den Christen die Freiheit gewähre, ihre Glaubensbe„kenntnisse gegenseitig zu prüfen, weil die Gerechten nicht durch „die Werke Anderer; sondern durch ihren Glauben leben, „sonst würde der Glaube nicht Glaube sein, noch die Ueberzeu-

„gung, die auf göttliche Weise durch's Herz gewirkt wird, Ueber„zeugung genannt werden können, sondern wäre vielmehr ein „gewaltsam auferlegter Zwang, der, wie der Einfältigste und Un„wissendste einsehen muß, zur Seligmachung durchaus Nichts bei„tragen kann. Allein, wenn die Bosheit des Satans noch immer „fortwüthen sollte, diese Wohlthat uns vorzuenthalten, so wird „man doch mindestens den Geistlichen und Laien gestatten, Bibeln „zu kaufen, ohne der Ketzerei beschuldigt, oder die Aussprüche Christi „oder St. Pauli anzuführen, ohne ein Lutheraner geschimpft zu „werden; denn leider! haben wir Beispiele eines solchen abscheu„lichen Verfahrens, und wenn dieses nicht ein Zeichen der Herr„schaft des Antichrists ist, was ist es denn anders, wenn man sich „den Vorschriften der Gnade und der Lehre, dem Frieden und „der Freiheit Christi so offenbar widersetzt, sie mit Füßen tritt „und verwirft?"

Dieses Schreiben ist ein schönes Zeugniß von dem frischen und muthigen Sinne, der die Evangelischen Italiens im Zeitalter der Reformation beseelte. Genährt und gefördert wurde diese evangelische Richtung durch das Studium der heiligen Schrift, sowie der Schriftwerke der deutschen und schweizerischen Reformatoren, die in Italien meistens unter erdichteten Namen verbreitet wurden. Auf Mollio machte namentlich eine Schrift Bullingers: „vom Ursprunge der Irrlehre von der Messe und der Anrufung der Heiligen" einen tiefen Eindruck, indem er einst seinem Freunde Zanchi rieth: „Kaufe dir dieses Buch, und hast du kein Geld, „so reiß' dir lieber ein Auge aus und gieb es dafür und lies das „Buch mit dem anderen." In Bologna las und erklärte Mollio unter großem Beifalle seiner Zuhörer die Briefe des Apostels Paulus, die ihm so lieb und theuer geworden, weil auch durch seine Seele, wie durch die des großen Apostels, der Riß zwischen Gesetz und Gnade sich schmerzlich vollzogen hatte. Da aber die von Paulus gelehrte Rechtfertigung allein aus dem Glauben mit der päpstlichen Lehre vom Verdienste der Werke, vom Ablasse und vom Fegefeuer im Widerspruche steht, so erfuhren auch die Vorlesungen Mollio's bald von der altgesinnten Parthei einen heftigen Tadel. Namentlich war es ein gewisser Cornelio, Professor der Mathematik, der die von Mollio gelehrte Rechtfertigung allein aus dem Glauben bestreiten zu müssen glaubte. Von Mollio in einer öffentlichen Disputation mit leichter Mühe überwunden, verklagte jedoch Cornelio seinen Gegner beim päpstlichen Hofe wegen Verkündigung und Verbreitung ketzerischer Lehren. Paul III.

(1534—49) hatte jedoch Männer zu Cardinälen ernannt, welche selbst gleichfalls der von Mollio verkündigten Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben ergeben waren. Namentlich gilt dieses von dem edlen Venezianer Gaspar Contarini, der diese Lehre in einem tiefsinnigen Tractate entwickelt hat. Daher ward Mollio, der in Rom sich sehr freimüthig vertheidigt hatte, wieder nach Bologna mit dem Entscheide entlassen: „die von ihm vorgetragene Lehre sei zwar schriftgemäß und wahr, dürfe aber einstweilen nicht ohne Nachtheil für den römischen Stuhl verkündigt werden. Er solle daher die Erklärung der pauliniſchen Briefe unterlassen und dagegen aristotelische Philosophie lesen.“ Aber Mollio fuhr fort, die ihm theure Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben auch in diesen Vorlesungen vorzutragen; daher wirkte Campeggio beim General der Franciscaner aus, daß er 1538 nach Neapel in das Kloster San Lorenzo als Lector versetzt wurde. Aber dieser Schritt diente keineswegs zum Nachtheile für die evangelische Bewegung in Italien. Den Evangelischen in Bologna konnte Martin Bucer am 10. Septbr. 1541 freudig schreiben, „daß ihre Zahl, wie er vernommen, sich täglich mehre und sie auch immer mehr in der Erkenntniß Christi wachsen, so daß durch sie auch viele Andere zu dieser Erkenntniß geführt werden.“ Auch Mollio selbst fand sich durch seine Versetzung nach Neapel in seiner evangelischen Richtung mehr gefördert als gehemmt. Hier war nämlich seit 1536 der spanische Edelmann Juan Valdez der Mittelpunkt einer „seligen Gesellschaft“ von ausgezeichneten Männern und feingebildeten adelichen Frauen, die von diesem außerordentlichen Manne in die Erkenntniß der Heilslehren eingeleitet wurden. Mit großem Scharfblicke wußte Valdez die Männer herauszufinden, die entweder schon von der evangelischen Wahrheit ergriffen oder doch für sie empfänglich waren. So ward auch Mollio, wie seine beiden Landsmänner, der Capucinergeneral Bernardino Occhino von Siena, der damalige erste Canzelredner Italiens, und der Augustiner Probst zu San Pietro ad Aram, Peter Martyr aus Florenz, in den Kreis der evangelischen Freunde Valdez eingeführt und von diesem in ihrer Erkenntniß der Heilslehren weiter gefördert. Während nun Valdez „als der von Gott berufene Seelsorger des Adels“ durch die wunderbare Macht seiner Begeisterung für die von Gott geoffenbarte Wahrheit immer mehr Anhänger für dieselbe gewann, entwickelten Peter Martyr und Mollio in ihren Vorlesungen über die pauliniſchen Briefe vor zahlreichen Zuhörerschaaren zu San Pietro ad Aram und

San Lorenzo die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Und wenn Occhino die Kanzel zu San Giovanni Maggiore bestieg, um die nämliche Lehre in einer für Gebildete und Ungebildete gleich faßlichen Weise zu verkündigen, so vermochten die weiten Räume dieses Domes nicht die Zahl der Zuhörer zu fassen, die den ausgezeichneten Redner zu hören begehrten. Die Wirkung dieser im gleichen Geiste bethätigten Verkündigung der evangelischen Lehre schildert uns Gimbattista Falengo in folgender Weise: „Wahrhaft wunderbare Erscheinung unserer Tage! Frauen, deren Sinn gewöhnlich mehr zur Eitelkeit als zur Wissenschaft sich neiget, zeigen sich tief eingedrungen in die Wahrheiten des Heils, und Menschen in den niedrigsten Verhältnissen, selbst Soldaten zeigen uns ein Bild des vollkommenen Lebens-Jahrhunderts, würdig des goldenen Zeitalters. Barmherziger Gott, welch' eine reiche Ausgießung des heiligen Geistes!" So entfaltete sich unter der Wirksamkeit dieser evangelischen Männer hier auf „diesem auf die Erde gefallenen Stück Himmels" ein Geistesfrühling, welcher die Pracht des irdischen Frühlings weit noch überstrahlte. Aber wenn der heiße Sirocco weht, so welkt augenblicklich die glühende Blüthenpracht dahin, so daß die Blume des Feldes, die am Morgen schöner bekleidet war, als Salomon in seiner Herrlichkeit, am Abend welk und versengt dasteht, ein Bild der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Ein ähnlicher versengender Gluthwind kam auch über den Geistesfrühling, der damals in Neapel sich entfaltete, und bereitete demselben ein ähnliches Verderben, wie der Sirocco der Blüthenpracht des natürlichen Frühlings. — Während die Evangelischen in Italien, wie in Deutschland und in der Schweiz, eine Reformation der Kirche nach der Richtschnur des Wortes Gottes anstrebten, suchten andere dieselbe innerhalb der Schranken der Lehre und Einrichtungen der bestehenden päpstlichen Kirche durch Belebung des Eifers und Pflichtgefühls zur strengen Beobachtung derselben durchzuführen. Zu den Reformatoren dieser Art gehören die beiden Cardinäle Giovanni Pietro Caraffa, ein aufbrausender, stürmischer Zelot, und Gaetano da Thiene, ein stiller, sanftmüthiger, den Entzückungen eines geistlichen Enthusiasmus hingegebener Mann. Diese beiden Männer sind die Stifter des für die Neubelebung und Erhaltung der päpstlichen Kirche, sowie für die Unterdrückung der evangelischen Richtung sehr wirksamen Theatiner Ordens. Auf die evangelische Bewegung in Neapel lenkten die Theatiner gleich ihre Aufmerksamkeit. Gaetano da Thiene ging selbst mit mehreren Mitgliedern dieses Or-

dens dahin und nahm Beſitz von der St. Pauls Kirche, um von der Kanzel derſelben aus dem Valdez und ſeinen Freunden entgegen zu wirken. Mit großer Eilfertigkeit und Entrüſtung meldete da Thiene ſeinem Freunde Caraffa, welche ketzeriſche Lehren in Neapel öffentlich verkündigt und vertheidigt werden. Dieſer warnte hinwieder in einem Schreiben den Vicekönig vor den Feinden der Kirche in ſeiner Hauptſtadt und ermahnte ihn, dieſelben zu unterdrücken. Inzwiſchen wurden die Geſpräche der Freunde Valdez, ſowie die Predigten Occhino's und die Vorleſungen Martyr's und Mollio's überwacht und auskundſchaftet, und jede Abweichung von der Kirchenlehre ſorgfältig bemerkt und nach Rom berichtet. Bis zum Jahre 1540 hatten die evangeliſchen Lehrer am päpſtlichen Hofe ihre Vertheidiger und Beſchützer an den Cardinälen Contarini, Sadolet, Pole und Fregoſo, aber mit dieſem Jahre geſtaltete ſich ihr Schickſal daſelbſt immer düſterer. Contarini ging als Legat zum Regensburger Geſpräche und ward bald ſelbſt am päpſtlichen Hofe wegen ſeiner Nachgiebigkeit gegen die Proteſtanten verdächtigt. Valdez ſtarb in Neapel tiefbetrauert von ſeinen Freunden; Occhino und Martyr verließen, müde der Verdächtigungen und Verfolgungen, dieſe Stadt, um bald durch Auswandrung nach der Schweiz ihr Leben und ihre evangeliſche Ueberzeugung zu retten. So befand ſich noch Mollio allein von den ausgezeichneten evangeliſchen Lehrern in Neapel, um die kurz vorher ſo hoffnungsvoll aufblühende evangeliſche Gemeinde mit der evangeliſchen Lehre zu erbauen. Seine vorzügliche Beſchützerinnen waren die Gräfin von Trajetto und Iſabella Manrica, die ſpäter ſich nach der Schweiz flüchten mußte. Mollio's Stellung wurde beſonders ſchwierig nach dem 1542 erfolgten offenen Uebertritt Occhino's und Martyr's zur evangeliſchen Kirche der Schweiz, weil ſeine enge Verbindung mit dieſen Männern bekannt war. Auf der anderen Seite vermehrten und verſtärkten ſich die Beſchützer der päpſtlichen Kirche immer mehr, indem ſie zugleich immer heftiger die evangeliſche Richtung befeindeten. Neben den Theatinern und zum Theile nach dem Vorbilde dieſes Ordens organiſirte Ignatius Loyola in Venedig die Compagnie Jeſu, die vom Papſte 1540 bedingt und 1543 unbedingt als ein eigener Orden beſtätigt wurde. Auf eifriges Eindringen des Cardinals Caraffa, der dabei vom Cardinal von Burgos, Juan Alvarez von Toledo ſowie von Ignatius Loyola kräftig unterſtützt wurde, beſchloß der Papſt die Einführung der Inquiſition (21. Juli 1542) zur Unterdrückung der Ketzerei, das heißt, der evangeliſchen Rich-

tung und Lehre. Furchtbar war namentlich für die Evangelischen in Neapel die Bethätigung aller dieser ineinander greifenden Maßnahmen zu ihrer Unterdrückung. Die von den Seggi gestiftete Academie ward unterdrückt, die frömmsten Christen, die nicht flüchtig ihr Vaterland verließen, eingekerkert und durch das Inquisitionstribunal zum Feuertode verurtheilt. Auch Mollio mußte 1543 Neapel verlassen, um von nun an zehn Jahre hindurch von der Inquisition und ihren Trabanten, den Theatinern und Jesuiten, umspäht, verfolgt und eingekerkert zu werden. Jeronymus Marianus meldete 1544 dem Pellican in Zürich, daß Mollio von Montalcino, der Regens eines Klosters von Mailand, um seines evangelischen Bekenntnisses willen in Gefangenschaft gehalten werde. Endlich ward er 1553 auf Befehl Julius III. (1540—55) in Ravenna ergriffen und fest verwahrt nach Rom geführt. Während seiner mehrere Monate dauernden Gefangenschaft beendigte er einen Commentar über die Genesis, der gelobt wird. Den 5. September 1553 wurde mit großem Pompe ein öffentliches Inquisitionsgericht über ihn und einige seiner Schüler gehalten. Leider verstanden sich die Meisten von den Letzteren, um ihr Leben zu fristen, zum Widerrufe der früher bekannten evangelischen Lehre. Mit einer brennenden Fackel in der Hand erschien Mollio, gefolgt von einem treuen Schüler Tisserano von Perugia oder Padua[1]) vor das Inquisitionstribunal und bekräftigte hier mit ungebrochenem Muthe seine stets verkündigte Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben an Christum. Seine Richter behandelte Mollio in seiner Vertheidigungsrede als ein Mann, der keine irdische Rücksicht mehr kennt. „Der Papst, sagte er unter Anderem, ist keineswegs der Nachfolger Christi oder des Apostels Petri oder das Haupt der christlichen Kirche, sondern vielmehr der wahre Antichrist, ein verfluchter und verdammter Fürst des antichristlichen Reiches, der sich mit gleichem Rechte die tyrannische Herrschaft über die Kirche angemaßt, mit dem der Raubmörder seine unschuldigen Opfer erwürgt. Was euch, ihr Cardinäle und Bischöfe, betrifft, so habt ihr die Gewalt, die ihr euch anmaßt, nicht durch ehrliche Mittel erlangt, sondern vielmehr durch ehrgeizige und verwerfliche Umtriebe. Darum kennet ihr weder Maß noch Zucht, noch achtet ihr irgend Tugend und Ehrbarkeit. So muß ich auch härter mit euch reden und sagen, daß eure Kirche nicht Gottes, sondern des Satans Kirche sei und das

1) Nach Bonet von Padua.

ächte Babel. Wenn eure Gewalt, wie ihr vorgebet, von den Apoſteln herſtammte, ſo würde auch eure Lehre mit derjenigen der Apoſtel und eure Lebensweiſe mit der Ihrigen übereinſtimmen. Nun aber findet gerade das Gegentheil ſtatt. Ihr verachtet und verſtoßet auf die frevelhafteſte Weiſe den Herrn Chriſtum und ſein Wort. Ihr glaubet nicht wahrhaftig, daß ein Gott im Himmel ſei. Ihr verfolget und tödtet Gottes treue Diener und löſet ſeine Gebote auf. Ihr beraubet die armen Gewiſſen ihrer Freiheit und unterdrücket ſie. Ihr maßt euch tyranniſcher Weiſe Gewalt über zeitliches und ewiges Leben und Tod an. Darum appellire ich von dieſem eurem Gerichte und fordere euch auf den jüngſten Tag vor den Richterſtuhl Chriſti. Da werdet ihr, es mag euch lieb oder leid ſein, von eurem Thun und Laſſen genaue Rechenſchaft ablegen müſſen; und wenn ihr nicht vorher Buße thut, ſo müßt ihr im hölliſchen Feuer ewig brennen. Zum Zeugniſſe dieſer Warnung nehmet zurück dieſe brennende Fackel, die ihr mir in die Hand gegeben!" Mit dieſen Worten warf er entrüſtet die brennende Fackel vor ihre Füße. Die Cardinäle und Biſchöfe knirſchten mit den Zähnen und ſchrieen, man ſolle dieſen Menſchen aus ihren Augen entfernen. Hierauf ward über ihn und über Tiſſerano das Urtheil geſprochen, daß ſie gehenkt, und ihre Leichnahme ſodann verbrannt werden ſollen. Bei Anhörung dieſes Urtheils erhob Mollio ſeine Augen gen Himmel und ſprach: „O Jeſus Chriſtus, mein Herr, mein oberſter Prieſter und mein Hirte! Auf der ganzen Welt giebt es nichts, an dem ich mehr Gefallen hätte, als daß ich um deines Namens willen mein Blut vergießen ſoll."

Hierauf wurden ſie auf den Campo Fiore hinausgeführt, wo Tiſſerano zuerſt gehenkt wurde, nachdem er für ſeine Feinde gebetet. Mollio dankte Gott vor ſeinem Tode für ſeine unausſprechliche Gnade, daß er ihn zum Lichte ſeines Wortes geführt und ihn zum Zeugen ſeines Evangeliums erwählt habe. — Hierauf ward er gehenkt und beider Leichname ſodann verbrannt. So ward dieſer getreue Diener Chriſti gewürdigt, ſeinen Glauben an den Heiland mit dem Märtyrertode zu beſiegeln.

R. Chriſtoffel in Winterſingen bei Baſel.

10. Theodor Beza.

7. Oktober.

Wie neben der heroiſchen Geſtalt Luthers ſich die ehrwürdige Geſtalt eines Melanchthon erhebt, wie neben Zwingli ein Oekolampad und gleich nach ihm ein Bullinger auftraten in der Reformationsgeſchichte der deutſchen Schweiz, ſo tritt dem Reformator Genfs, dem erlauchten Johann Calvin zur Seite ſein Schüler und Freund, ſein Amts- und Kampfgenoſſe, der muthige Fortſetzer ſeines Werkes Theodor Beza. Er iſt nicht, wie Luther und Zwingli, aus der ärmlichen Hütte des Berg- oder Landmanns, nicht wie Melanchthon aus der Werkſtätte eines Waffenſchmiedes oder wie Oekolampad aus dem Kramladen eines ehrbaren Bürgers hervorgegangen. Er gehörte zu denen, welche die Welt als Hochgeborene auszeichnet, wenn ſie auch gleich im Himmel nicht höher angeſchrieben ſind als die, welche der Herr aus dem Staube zu der Höhe emporhebt, auf die er ſie geſtellt haben will. Sein Vater war ein Adlicher, Peter de Béze und reſidirte als königlicher Landvoigt (bailli) auf dem Schloſſe Vézelay, in einer wild romantiſchen Gegend des ehemaligen Herzogthums Burgund gelegen. Seine Mutter, Marie Bourdelot, war ein Muſter von Frömmigkeit, Demuth und Milde gegen die Armen und Leidenden, denen ſie nicht nur mit Gaben der Liebe, ſondern auch mit thätiger Hülfsleiſtung beiſtand, wobei ihr die ärztlichen Kenntniſſe zu gut kamen, die ſie ſich erworben hatte. Theodor, geboren am Tage Johannis des Täufers (24. Juni) 1519 war das 7te Kind der glücklichen mit zahlreicher Familie geſegneten Eheleute. Als er noch nicht volle drei Jahre alt war, erbat ſich ſeines Vaters Bruder, der Parlamentsrath Nicolaus de Béza, von den Eltern die Erlaubniß, das überaus zarte Kind mit nach Paris zu nehmen, um es dort erziehen zu laſſen. Nur mit ſchwerem Herzen ging die Mutter in dieſen Vorſchlag ein. Sie begleitete den Liebling ihres Herzens noch ſelbſt an den neuen Ort ſeiner Beſtimmung und trennte ſich von ihm, ohne ihn je wieder zu ſehen, denn bald darauf ſtarb ſie im 32. Lebensjahre. Der Oheim vertrat nun Vater- und Mutterſtelle an dem Kleinen, und ſo fehlte es ihm auch nicht an den Sorgen, welche den Eltern aus all' den Gefahren erwachſen, denen das Kindesalter ausgeſetzt iſt. Bei aller Vorſicht konnte er es nicht verhüten, daß Theodor von einem ſeiner Diener mit einem lebensgefährlichen Hautausſchlag

angesteckt wurde. Er mußte sich den schmerzhaftesten Operationen eines Wundarztes unterwerfen. Täglich wurde der Knabe mit einem jungen Vetter, der an demselben Uebel litt, durch den Diener in das Haus des Arztes geleitet, der im Louvre wohnte. Der Weg dahin führte über die damalige Müllerbrücke (pont aux meuniers). Da wandelte eines Tages den Vetter die Versuchung an, um den Qualen der Operation zu entgehen, sich über die Brücke in die Seine zu stürzen, und dazu machte er auch Theodor Muth. Schon wollten die beiden Knaben, die der Diener aus den Augen gelassen hatte, das Wagestück ausführen, als sie noch zur rechten Zeit vom Oheim bemerkt und an der schauderhaften That verhindert wurden. Das Uebel gab sich wieder, und nun sollte die geistige Ausbildung der Knaben nicht länger versäumt werden. Durch einen Freund aus Orleans, der den Parlamentsrath Beza in Paris besuchte, erfuhr dieser, daß sich in Orleans ein Lehrmeister von besonderer Geschicklichkeit befinde, ein Deutscher, Namens Wolmar. Diesem entschloß er sich, seinen Neffen zur weiteren Erziehung zu übergeben, und so reiste der junge Theodor mit dem Gastfreunde nach Orleans ab, um zugleich ein Haus- und Studiengenosse des Sohnes seines Wohlthäters zu werden. Schon damals scheinen die Franzosen vor der deutschen Gründlichkeit Respect gehabt zu haben, und dieser Respect war in gegenwärtigem Falle gewiß nicht ungegründet: der Schwabe Wolmar war ein Mann von ernster Gesinnung und einem reichen Wissen.

Der junge Beza, der den 5. Dezember 1528 in Orleans anlangte, fand in dem Hause seines Lehrers die herzlichste Aufnahme. Er pflegte in der Folge den Eintritt in dieses Haus als seinen zweiten Geburtstag zu feiern. Bald sollte er seinem Lehrer an einen neuen Aufenthaltsort nachfolgen. Die Schwester Königs Franz I., Margarethe von Angoulème, vermählte Herzogin von Alençon und Berry, hatte an Wolmar einen Ruf ergehen lassen, die alten Sprachen auf ihrer Akademie in Bourges zu lehren; Wolmar nahm den Ruf an und sein Schüler ging mit ihm. Nun aber gehörte Bourges zu den Städten, in welchen die neu aufgehende Sonne evangelischer Erkenntniß bereits ihre Strahlen auszusenden begonnen hatte. Viele, die um ihres Glaubens willen aus der Hauptstadt waren verbannt worden, fanden hier Zuflucht. Wie konnte es fehlen, daß nicht auch das junge Gemüth Beza's von jenen Strahlen berührt wurde, da sich in Wolmars Hause so viele hochbegabte Männer und Jünglinge versammelten, welche der neuen Lehre zugethan waren, unter ihnen auch der junge Calvin,

auf den Wolmar bekanntlich einen entscheidenden Einfluß übte. Aber nicht lange dauerte dieses schöne Verhältniß. Auch in Bourges waren die Freunde der Reformation nicht mehr sicher. Wolmar sah sich genöthigt, im Jahr 1535 Frankreich zu verlassen und sich wieder nach Deutschland zurückzuziehen. Gerne wäre ihm der dankbare Schüler dahin gefolgt, allein der alte Herr und Landvoigt von Vézelay, der dem alten Glauben seiner Väter anhing, war froh, daß das Verhältniß seines Sohnes mit Wolmar und den übrigen unruhigen Geistern sich löste, und Beza mußte wieder nach Orleans zurück, um dort das Studium des Rechtes, zu dem er sich entschieden hatte, zu absolviren und sich auf seine praktische Laufbahn vorzubereiten. Die Art, wie damals Rechtswissenschaft betrieben wurde, war nun freilich wenig geeignet, dem geistreichen und klassisch gebildeten jungen Manne Lust für dieselbe einzuflößen; größeres Wohlgefallen fand er an den römischen Dichtern, deren Süßigkeiten er in Wolmars Schule gekostet, an Ovid, Catull, Tibull. Bald versuchte auch er sich in Gedichten, die er an seine erste Geliebte, Marie de l'Etoile (Stella), die Tochter eines seiner juristischen Professoren in Orleans richtete; allein diese ward ihm bald durch den Tod entrissen, und Beza, nachdem er am 11. August 1539 den Grad eines Licentiaten der Rechte erlangt hatte, verließ Orleans und wandte sich Paris zu. Sein früherer Gönner und Versorger, der Oheim Nicolaus, war längst gestorben; aber dessen Bruder, Claudius, Abt von Froimont, nahm sich gleichfalls des Neffen an. Dort lebte auch sein ältester Bruder, ein Geistlicher, im Besitz seiner Pfründe, und mit diesem wohnte er zusammen. Beza blieb bei seinen hervorstechenden Talenten nicht lange unbemerkt. Er bewegte sich mit Leichtigkeit in den Kreisen der damaligen Litteraten und Schöngeister, und auch jetzt verschaffte ihm seine Muse viele Gunst und manchen Genuß. Aber es war der Genuß weltlicher Freude, welche den vollendeten Weltmann ergötzte. Später sah Beza nur mit Bedauern auf diese Zeit zurück. Um den Versuchungen zu entgehen, in die er durch seinen leichtfertigen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte verstrickt wurde, entschloß er sich, zu heirathen. Er verlobte sich mit einem jungen Mädchen aus dem Bürgerstande, die kein Vermögen besaß, und erklärte vor zwei Zeugen, daß er sich auch öffentlich zu dieser Verbindung bekennen werde, sobald es seine Verhältnisse gestatten würden. Die Verlobte hieß Claude Desnoz. Dieses Verhältniß hat ihm später bei den Gegnern viel üble Nachrede erweckt, gegen die er sich mit der edelsten Freimüthigkeit vertheidigte. In diese Zeit (1548) fällt auch die

Herausgabe seiner poetischen Jugendversuche in lateinischer Sprache (Juvenilia), wobei er sich Virgil und Ovid als Vorbilder setzte. Schon des letztern Name läßt errathen, daß manches mit unterlief, das mehr der antiken (heidnischen) als der christlichen Lebensanschauung entnommen war. Beza hat es selbst später gestanden, daß er nur mit Erröthen an den Mißbrauch der edeln Dichtergabe zurückdenke, den er sich habe zu Schulden kommen lassen. Solche freimüthigen Bekenntnisse (wie ja auch Zwingli seiner Zeit ein ähnliches abgelegt hat) geben uns einen richtigern Maßstab zur sittlichen Beurtheilung unsrer Reformatoren, als die Uebertreibungen und Verläumdungen böswilliger Gegner auf der einen oder die Beschönigungen unberufener Advocaten auf der andern Seite. Nicht als vollendete Heilige, sondern als durch Gottes Gnade Geheiligte und in seinem Dienste mehr und mehr in der Heiligung Fortgeschrittene führt sie die unbestechliche Geschichte uns vor. Uebrigens waren jene Gedichte mehr in einem allzufreien und losen, als in einem schmutzigen, unzüchtigen Tone gehalten; wie würde sonst der ernste Wolmar, dem er sie vorlegte und widmete, ihn zur Herausgabe derselben ermuntert haben? Bald aber sollte der hochbegabte Jüngling aus den poetischen Liebeständeleien herausgerissen und ernstern Studien entgegen geführt werden. Gott nahm ihn selbst in die Schule, indem er ihn in eine schwere Krankheit fallen ließ. „Der Herr, so sagt er uns selbst, griff mich durch diese Heimsuchung dergestalt an, daß ich an meinem Aufkommen verzweifelte. Was sollte ich Unglücklicher thun, dem nichts als Gottes furchtbares Gericht vor Augen schwebte? Was geschah? Nach unendlichen Qualen des Leibes und der Seele erbarmte sich doch der Herr seines flüchtigen Knechtes und tröstete mich, so daß ich nicht mehr an seiner verzeihenden Gnade verzweifelte. Unter tausend Thränen verabscheue ich mich selber, flehe ihn um Verzeihung an, erneuere das Gelübde, mich offen zu seiner wahren Kirche und Verehrung zu bekennen; kurz, ich gebe mich ihm ganz und gar hin. So geschah es, daß das mir in allem Ernste vorgehaltene Bild des Todes das in mir schlummernde und nie begrabene Verlangen nach dem wahren Leben erweckte und daß jene Krankheit der Anfang meiner Genesung und wahren Gesundheit wurde. So wunderbar ist die Wirkung des Herrn bei den Seinen, daß er durch dasselbe Mittel niederschlägt, verwundet und heilt. Sobald ich also das Lager verlassen konnte, brach ich alle Bande, welche mich bisher gefesselt hielten, packte meine geringe Habe zusammen und verließ Vaterland, Eltern, Freunde, um Christo nachzufolgen.“ Und wohin hätte sich Beza

besser wenden können, als nach der Stadt, wohin so viele um des Evangeliums willen Verfolgte ihre Zuflucht genommen hatten und wo gerade Calvin in der vollsten Blüthe seines Wirkens stand, nach Genf? Dorthin zog er mit seiner Verlobten. Nachdem er von Calvin freudig war aufgenommen worden, war sein erster Schritt der in die Kirche, um sich feierlich und öffentlich trauen zu lassen. Nun aber fragte sichs: wovon leben? Das Project, mit dem gleichfalls nach Genf geflüchteten Crespin eine Buchdruckerei zu errichten, wurde ihm von Calvin als unsicher mißrathen. Das Beste schien ihm, einstweilen seinen Freund Wolmar in Deutschland aufzusuchen und sich mit ihm über sein künftiges Leben zu besprechen. Er machte sich also auf nach Tübingen und wurde von seinem ehemaligen Lehrer mit offenen Armen empfangen. Dieser ermunterte ihn nach Genf zurückzukehren und ruhig abzuwarten, welchen Weg ihm Gott zeigen würde. Und siehe, er brauchte nicht lange zu warten. Noch ehe er Genf wieder erreichte, schon auf der Heimreise dahin, in Lausanne bot sich ihm an der dortigen Akademie ein Lehrfeld an. Lausanne stand damals, wie das ganze Waadtland unter der Herrschaft Berns. In kirchlicher Beziehung galten dort die Artikel der Berner Disputation von 1528. Auf diese Artikel hatte Jeder der ein kirchliches oder ein Schulamt bekleidete, sich eidlich zu verpflichten. Beza leistete den Eid den 9. November 1549 und trat nun die ihm übertragene Professur (es war die der griechischen Sprache) mit Dank gegen Gott und mit Vertrauen auf seine weitere Führung an. Von der Gewissenhaftigkeit des Mannes ist auch das ein schönes Zeugniß, daß er die Lehrstelle nicht früher antreten wolle, als bis er die Versicherung erhalten hätte, daß das Aergerniß, das er früher durch seine poetischen Jugendversuche möge gegeben haben, gehoben sei. Erst nachdem seine Collegen ihn darüber beruhigt, als über eine Sache, die unter dem Papstthum geschehen und nun mit diesem beseitigt sei, gab er sich zufrieden. Ja, er suchte den Schaden dadurch gut zu machen, daß er nun die Dichtergabe, die ihm Gott verliehen, nicht etwa zum Schweigen verdammte, sondern sie vielmehr zur Ehre Gottes verwandte. Und wie konnte er das besser als durch die Uebersetzung der Davidischen Psalmen zum Besten der Gemeinde? In dieser Arbeit war ihm Clément Marot aus Cahors vorangegangen; allein nur 50 ausgewählte Psalmen waren von ihm bearbeitet und von dem berühmten Goudimel in Musik gesetzt worden. Beza vollendete nun das angefangene Werk, so daß der ganze Psalter 1552 der Gemeinde zu gottesdienstlichem

Gebrauch übergeben werden konnte. Aber auch die der Welt zugekehrte dramatische Poesie sollte unter seinen Händen eine edle Richtung gewinnen. Die alten geistlichen Schauspiele des Mittelalters waren längst ausgeartet. Dagegen wurden in den Schulen zur Uebung im Vortrag biblische Geschichten zur Aufführung gebracht. Beza bearbeitete, und zwar in sehr gelungener Weise, das „Opfer Abrahams" als Schuldrama. Es wurde in einem der Säle der ehemaligen Officialität aufgeführt und hatte sich eines großen Beifalls zu erfreuen. Auf die heitern Tage des Spieles folgten bald die ernsten trüben Tage göttlicher Heimsuchung. Von Bündten her war (1551) die Pest nach Lausanne gekommen und auch Beza wurde von ihr befallen. Sein Leben schwebte in Gefahr. Viret, der Reformator Lausanne's, theilte darüber in einem Briefe seine Besorgnisse an Calvin mit. Die Gebete aller Freunde vereinigten sich um Erhaltung dieses wichtigen Werkzeuges zur Verbreitung der evangelischen Wahrheit, und die Gebete wurden erhört. Beza genas und widmete seine Kräfte auf's Neue der Wissenschaft und der Kirche. Es würde uns zu weit führen, wollten wir seine zehnjährige Wirksamkeit in Lausanne in all' ihre Einzelheiten verfolgen. Wir fassen das Hauptsächlichste zusammen. Neben seinen akademischen Vorlesungen hielt er zu Belehrung und Erbauung der Gemeinde Bibelstunden, in welchen er zuerst den Brief an die Römer und dann die beiden Briefe Petri in französischer Sprache praktisch erklärte. Dabei führte er einen ausgedehnten Briefwechsel mit Bullinger, Calvin u. A. Er verfolgte den Gang der Reformation nicht nur mit dem Auge des Zuschauers, sondern griff sowohl durch schriftstellerische, als durch persönliche Thätigkeit in denselben ein. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn das Schicksal jener fünf Lausanner Studenten, seiner Schüler, die in Lyon den Zeugentod starben. Er gab seinem Schmerz Ausdruck in einer Elegie. Auch in die Lehrstreitigkeiten, wie in die über die Gnadenwahl, wurde er verwickelt, indem er sich in diesem Stücke strenge zu Calvins Lehre hielt und die Gegner derselben, wie einen Hieronymus Bolsec bekämpfte. Ja, selbst dann unterließ er nicht, für Calvin Partei zu nehmen, als ein lauter Schrei des Unwillens gegen die im Jahr 1553 an Servet vollzogene Hinrichtung sich erhob. Beza verfaßte eine Schrift, in welcher er das Recht der Obrigkeit nachwies, Ketzer am Leben zu strafen.*) Beza betrachtete

*) De haereticis a civili magistratu puniendis. Sie war hauptsächlich gegen Seb. Castellio gerichtet, der in Verbindung mit Lälius Socinus

wie Calvin die religiöse Irrlehre als ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, das, indem es die christlichen Grundlagen untergrabe, noch weit strafbarer sei, als Mord, Ehebruch und Diebstahl. Er bedachte aber nicht genug, daß religiöse Ueberzeugungen nicht mit Gewalt unterdrückt werden können; doch stand er mit dieser Ansicht nicht allein. Es war dies damals die Ansicht der Mehrheit, und zwar nicht der unerleuchteten Masse, sondern viele auch der einsichtsvollsten Staatsmänner und Theologen bekannten sich zu ihr. Erst dem christlichen Geiste der spätern Zeit ist es gelungen, hierüber richtigere Grundsätze zu verbreiten. Mitten in die öffentlichen Kämpfe hinein fiel auch noch für den viel geprüften Mann der Kampf mit denen, die ihm leiblich am nächsten standen, mit seinem Vater und dem ältesten Bruder. Wir haben schon erwähnt, daß der alte Herr von Anfang an die Verbindung seines Sohnes mit den Männern des neuen evangelischen Glaubens nur ungerne sah. Und wie tief hatte sich dieser unterdessen in die dem Vater verhaßte Neuerung hinein gelassen! Sollte es jetzt noch möglich sein, ihn zur Rückkehr in den Schooß der alten, der „allein selig machenden" Kirche zu bewegen? Es schien dies doch wohl eines Versuches werth. Eines Tages erschien daher der älteste Sohn, Jean de Béza, ein Kaufmann, um den jüngeren Bruder zu einem ehrenvollen Rücktritt zu bewegen: allein er mußte sich bald überzeugen, daß alle seine Beredsamkeit dem beredtern Bruder gegenüber umsonst sei; ja, fast wäre er von diesem beredet worden, die Kirche Roms zu verlassen und dem lautern Evangelium sich zuzuwenden. Als der Bruder nichts ausgerichtet, da blieb für Beza noch das Schwerste übrig, die Begegnung mit dem greisen Vater. Diese fand in einem Grenzorte zwischen der Schweiz und der Franche-Comté statt. Aber auch sie führte zu keinem Ziele. Beide trennten sich von einander mit schwerem Herzen; eine Verständigung war bei den so ganz verschiedenen Standpunkten unmöglich.

Einen willkommenen Auftrag erhielt Beza gemeinschaftlich mit seinem Freunde Farel, im Jahre 1556, die evangelischen Kantone der Eidgenossenschaft zu bereisen, um diese zu einem nachdrücklichen Schritte zu Gunsten der von Frankreich aus verfolgten Waldenser zu stimmen. Sie sollten nämlich Abgeordnete nach Paris schicken, um den dortigen Hof, der jene Verfolgungen angeordnet hatte,

---

und Secundus Curione das Verfahren gegen Servet in einer öffentlichen Schrift gemißbilligt hatte. Die Schrift war in Basel erschienen unter dem erborgten Namen Martin Bellius und dem Herzog Christoph von Würtemberg gewidmet.

günstiger zu stimmen. Auch die deutschen Fürsten und Städte sollten bewogen werden ihre kräftige Fürsprache einzulegen. Leider wurde die Ausführung dieses schönen Gedankens nicht wenig erschwert durch die Spannung, die noch immer zwischen den Schweizern und den Deutschen wegen der Abendmahlslehre herrschte. Diese mußte erst gehoben werden, und auch dazu wirkte Beza mit. Aber sein Friedenswerk ward von beiden Seiten mißdeutet und dadurch vereitelt. Erfolglos blieben auch seine Bemühungen als er zu Gunsten der Glaubensbrüder in Frankreich, über welche neue Verfolgungen ausgebrochen waren, eine Reise nach Deutschland, bis Marburg, machte, um die deutschen Fürsten zu gewinnen. Wohl ging eine Gesandtschaft nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache nach Hause zurück mit der Nachricht, daß sogar während ihrer Anwesenheit neue Schlachtopfer auf die brennenden Scheiterhaufen geführt wurden. Zu diesen betrübenden Erfahrungen kamen noch die innern Zerwürfnisse in der Waadtländischen Geistlichkeit, indem die Einen in Sachen der Kirchenverfassung und Kirchenzucht sich unbedingt den Anordnungen der Berner Regierung fügten, während die Andern die kirchliche Unabhängigkeit im calvinischen Sinne zu behaupten suchten. Vergebens suchte Beza zu vermitteln. Er verließ Lausanne und siedelte Anfang September 1558 nach Genf über. Dorthin kam er zur rechten Stunde: denn eben hatte der Magistrat auf Calvins Anregung in Genf eine hohe Schule eingerichtet, an welcher Beza zu lehren berufen ward. Ja, er sollte nicht nur Vorlesungen halten, in denen er die heilige Schrift erklärte, sondern die Leitung der neuen Anstalt ward in seine Hände gelegt. Dazu ward ihm erst noch ein Pfarramt übertragen. Die Eröffnung der Schule geschah am 5. Juni 1559: in der Hauptkirche zu St. Peter hielt Beza, nachdem die Feierlichkeit durch Calvin mit Gebet und einer kurzen Ansprache war eröffnet worden, die akademische Festrede über Ursprung, Würde, Nothwendigkeit und Nutzen der Schule. Was er da über den Vortheil der Bildung Treffliches sagte, verdient noch heut zu Tage beherzigt zu werden. Von diesem Tage an ward die Genfer Akademie die Bildungsschule für das ganze reformirte Frankreich. Von allen Seiten strömten ihr Schüler zu. Schon bald nach der Stiftung zählte die unterste der sieben Klassen ihrer allein Dreihundert. Bei seiner vielfachen Beschäftigung in Kirche und Schule ließ indessen Beza die Schicksale der Reformation im Großen nicht aus den Augen. Abermals nahmen die Verfolgungen in Frankreich seine Fürsorge in Anspruch. Abermals machte er sich (im November

1559) nach Deutschland auf, um dem frommen Churfürsten Friedrich III. zu Heidelberg die hochwichtige Sache an's Herz zu legen. Der Churfürst ließ sich auch in der That herbei, ein von Beza verfaßtes Bittgesuch in seinem eignen Namen an des Königs Majestät nach Paris zu senden, aber trotz der freundlichsten Zusicherungen, welche der König der Gesandtschaft gab, wurden die Opfer zum Tode geführt, unter ihnen der berühmte Parlamentsrath Anna du Bourg*).

Auch das undankbare Vermittelungswerk zwischen den Lutheranern und Calvinisten, in Absicht auf die Lehre vom heiligen Abendmahl, wollte er nicht aufgeben. Aber bald mußte er sich überzeugen, daß bei der obwaltenden leidenschaftlichen Stimmung der Parteien jede Friedenspredigt in den Wind geredet sei. Die grobe Weise, womit der Hamburger Theologe Joachim Westphal die calvinische Lehre angriff, reizte ihn zum Widerspruch und noch mehr schienen die Schmähungen eines Tileman Heßhus eine derbe Abfertigung zu fordern. Wer kann es Beza verdenken, wenn auch er die Mäßigung vergaß und sich zu Ausdrücken hinreißen ließ, die nicht geeignet waren, in einer so ernsten und heiligen Sache eine Verständigung anzubahnen? Wie wahr und treffend hatte er doch selbst in seiner Schrift gegen Westphal sich ausgesprochen, wenn er schrieb: „Es sind der Zänkereien, Schmähungen, Beschuldigungen und Vertheidigungen schon mehr als genug. Reue und Betrübniß muß es erwecken, daß der Fortgang des Evangeliums durch dieses traurige Gezänke schon so viele Jahre hindurch gehindert worden ist. Bis hieher und nicht weiter mit dem Wettstreit im Hasse, der ein Sold unsrer Sünde ist. Warum sollen wir nicht auch einen Wettstreit beginnen in der Liebe?" Aber zu einem solchen schien einmal die Zeit nicht angethan, und wer darf jene Zeit verdammen im Blick auf die unsrige? Steht es denn jetzt besser? Mit richtigem Scharfblick hatte übrigens Beza es vermerkt, daß die Bekenner des Evangeliums durch solche Zänkereien dem gemeinschaftlichen Gegner den größten Triumph bereiten. Um so mehr war es an der Zeit, abgesehen von allen jenen Streitigkeiten, ein offnes und klares Bekenntniß des eigenen Glaubens abzulegen. Und dieß that nun Beza, indem er eine kleine Schrift, die er ursprünglich französisch aufgesetzt hatte, um sich mit seinem Vater auseinander zu setzen, nun weiter ausarbeitete und zum Behufe der Gelehrten in lateinischer Sprache herausgab (1560). Die Schrift (das Bekenntniß des christlichen Glaubens) war von ungeheurer Wirkung; sie wurde auch in's Italienische übersetzt und galt noch

*) S. Evang. Kalender für 1851. S. 185 ff.

hundert Jahre nach ihrem Erscheinen als ein Hauptbuch der calvinistischen Kirche, über das im Jahre der Aufhebung des Edictes von Nantes, der Erzbischof von Paris das Verdammungsurtheil aussprach. Nun kam aber auch für Beza die Zeit, wo er nicht durch das geschriebene, sondern durch das lebendige Wort vor den Obrigkeiten dieser Welt öffentliches Zeugniß ablegen sollte über den Glauben, um des willen noch immer seine Brüder in Frankreich Verfolgung litten. Dort hatte bereits nach dem Tode König Heinrichs II. jene dem Protestantismus feindselige Partei der Guisen sich aufgethan, gegen welche die politische Macht der Bourbons unter Anton von Navarra sich erhob. Dieser hatte die „Hugenotten", wie man jetzt allgemein die Protestanten in Frankreich nannte, auf seiner Seite, einen Condé, den edeln Coligni und andere Edelleute mehr. Er selbst war indessen nur mit halbem Herzen dem Protestantismus zugethan und nur nach längerem Bedenken entschloß er sich, einen der anerkanntesten Lehrer der hugenottischen Partei anzuhören und dann erst auf eine gründliche Erwägung der Sache einzugehn. Niemand schien aber einer solchen Aufgabe, den Schwankenden durch überzeugende Gründe für die Sache des Evangeliums zu gewinnen, gewachsener als eben Beza, der auch das Vorurtheil der adelichen Herkunft für sich hatte. König Anton wandte sich deshalb schriftlich an Calvin und dieser ermunterte Beza, dem Rufe zu folgen. In Nérac, der alten Hauptstadt des Herzogthums Albret (in der Gascogne) waren die hugenottischen Edelleute um Anton von Navarra versammelt. Auch die Königin Johanna von Albret (Mutter des nachmaligen Heinrichs IV.) war gegenwärtig. Dahin sollte Beza sich verfügen. Nach zwölfjähriger Verbannung hatte er zum erstenmal wieder den Boden Frankreichs betreten, und nach einer gefahrvollen Reise, auf welcher er sich mehr als einmal von bewaffneten Reitern mußte begleiten lassen, langte er in Nérac an. Er bestieg die Kanzel, zu der sich Adel und Kriegsvolk und Leute aus allen Ständen hinzudrängten. Wohl ward Anton von des gewaltigen Mannes Worten ergriffen; aber die mit ihm gepflogenen Unterhandlungen führten zu keinem Ziel. Auch die Königin schien anfänglich gegen Beza's Predigt verschlossen, aber bald that ihr Gott das Herz auf und sie wurde die „zweite Deborah" des streitenden Israel.

Nach dreimonatlicher Abwesenheit kehrte Beza nach Genf zurück, das er voll von französischen Flüchtlingen fand, für deren Unterkommen er und Calvin zu sorgen hatten. Auch die Pest hatte sich wieder eingestellt und mehrere der Freunde und Genossen dahin

gerafft. Zudem erfuhr Beza mit Schmerzen den Tod seines alten Lehrers und Freundes Wolmar. Bald aber forderte die Gestaltung der Dinge in Frankreich noch einmal seine Gegenwart. Wie anderwärts, so sollte auch hier ein Religionsgespräch den Ausschlag geben. Dieses Gespräch wurde durch einen offenen Majestätsbrief vom 25. Juli 1561 nach der Abtei Poissy, unweit Paris, ausgeschrieben. Hier sollte Jeder erscheinen, „der in Sachen der Religion etwas zur Sprache zu bringen hätte, weß Standes er auch sei", und zwar geschah die Einladung unter feierlicher Zusage eines sichern Geleites. Die Evangelischen Frankreichs glaubten keinen bessern Sprecher auf das Religionsgespräch senden zu können, als Beza. An ihn ward also von Seiten Condé's und Coligni's, sowie der ganzen Gemeinde der Evangelischen zu Paris durch den Edelmann Claudius von Pradella eine Einladung nach Genf geschickt, und nach einigen weitern Verhandlungen, die seiner Sicherheit wegen nothwendig geworden waren, entschloß er sich dieser Einladung zu folgen.

Den 22. August 1561 langte er in Paris an. Er wurde dem Hofe in St. Germain vorgestellt, hielt auch am folgenden Sonntag auf den Wunsch der Versammlung einen Gottesdienst vor einem auserwählten Kreise. Auch in einem vornehmen Kreise beim König von Navarra hatte er Gelegenheit sich Angesichts der Königin Mutter, Katharina von Medicis, gegen den Cardinal von Lothringen auszusprechen und schon hier einige üble Nachreden zu beseitigen, die in Betreff der Abendmahlslehre gegen ihn waren erhoben worden, als habe er z. B. gesagt, Christus sei gerade so im Brot wie im Koth (Christum esse in coena sicut in coeno). Erst am 9. September wurde das Colloquium in dem langen, hochgewölbten Saale der Abtei Poissy unter allerlei Ceremonien eröffnet. Es war eine glänzende Versammlung. Unter einem Thronhimmel saß der König Karl IX., noch ein Knabe, umgeben von den Herren und Damen des königlichen Hauses. Die Königin Mutter und die Großen des Reichs, wie die höchsten Würdenträger der Kirche, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, die Doctoren der Sorbonne als Vertreter der Universität, waren in ihrem reichen Schmucke anwesend. Als nun, recht sehr dagegen abstehend, die vierunddreißig Prediger und Aeltesten als die Abgeordneten der reformirten Kirche Frankreichs in ihrer bescheidenen Kleidung mitten in die glänzende Versammlung traten, entschlüpfte einem hochmüthigen Cardinal das bittere Wort: „da kommen die Genfer Hunde." Aber Beza blieb dem Mann im Purpur die Antwort

nicht schuldig: „Treue Hunde, sprach er, thun noth in der Schafheerde des Herrn, um die reißenden Wölfe anzubellen.“

Nachdem sodann der würdige Kanzler l'Hôpital die Verhandlungen durch eine Anrede eröffnet, ergriff Beza das Wort und wandte sich an den König mit der Erklärung, daß es vor allen Dingen sich zieme, mit der Anrufung des heiligsten aller Namen zu beginnen. Dann fiel er auf seine Kniee und sprach also: „Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater, wir erkennen und bekennen vor deiner heiligen Majestät, daß wir arme Sünder sind, empfangen und geboren in Sünden, geneigt zu allem Bösen, untüchtig zu einigem Guten, daß wir ohne Unterlaß deine heiligen Gebote übertreten und dadurch nach deinem gerechten Urtheil Verderben und Tod uns zuziehen. Aber, o Herr, wir tragen Reu' und Leid, daß wir dich beleidiget haben, wir verdammen uns und unsere Uebertretungen mit wahrer Reue und seufzen darnach, daß deine Gnade zu Hülfe komme unserm Elend (Diese Worte bilden bekanntlich die sogenannte „offene Schuld“, womit die französische Kirche noch heute und mit ihr auch deutsche reformirte Kirchen den Gottesdienst beginnen). Dann fuhr er fort: „Da es dir heute gefallen, die unnützen Knechte so hoch zu begnadigen, daß sie die Wahrheit deines heiligen Wortes, so du ihnen geoffenbart, in Gegenwart des Königs, den du über sie geordnet hast, vor dieser so erlauchten Versammlung frei bekennen dürfen, so bitten wir dich, o du Gott und Vater alles Lichts, du wollest nach deiner unaussprechlichen Güte und Barmherzigkeit unsern Verstand also erleuchten, unsere Herzen und Gedanken also regieren und in alle Wahrheit leiten, ja unsere Worte alle dahin richten, daß wir die nach Maßgabe deines Wohlgefallens von uns erkannten und den Menschen zu ihrer Seligkeit geoffenbarten Geheimnisse nicht allein mit dem Munde, sondern auch von ganzem Herzen rein und lauter bekennen und vorbringen mögen zu deines heiligen Namens Ruhm und Ehre, zur Wohlfahrt und zum seligen Gedeihen unsers Königs und seines ganzen Hauses, zum Troste und zur Beruhigung ganzer gemeiner Christenheit und insonderheit dieses theuren Königreichs. Herr Gott, allmächtiger Vater, wir bitten dich um dieses alles im Namen und von wegen deines lieben Sohnes Jesu Christi unsers Herrn und Heilandes. Amen. Und nun erst, nachdem er noch das Unser Vater gesprochen, hielt er eine wohldurchdachte Rede an den König, in der er ihm die Sachlage auseinander setzte und eine kurze Darstellung des evangelischen Glaubens gab, wie die Protestanten ihn bekennen. Freimüthig setzte er auch die Ansicht

der Reformirten vom Abendmahl auseinander. Er wies die Beſchuldigung von ſich, als machten ſie aus dem Mahl des Herrn ein bloßes Gedächtnißmahl, er betonte auf's Feierlichſte, daß es auch ihnen ſei ein Mahl der Gemeinſchaft des wahren Leibes Chriſti, nur beſtritt er die räumliche Gegenwart dieſes Leibes im Brote und zwar ſowohl die Verwandlungslehre der Katholiken als auch die Ubiquitätslehre der Lutheraner. Räumlich gefaßt, meinte er, ſeien Leib und Blut Chriſti eben ſo weit vom Brot und Wein entfernt, als der oberſte Himmel (darin Chriſtus thront) entfernt ſei von der Erde. Damit berührte er nun freilich den wundeſten Fleck. Während man ihm bis dahin ruhig zugehört hatte, brach nun ein Sturm wider ihn los: blasphemavit, blasphemavit! (er hat geläſtert) tönte es von allen Seiten. Der Cardinal von Tournon erſuchte unter anderm den König und die Königin dem verwegenen Redner das Wort zu entziehen und drohte mit ſeinen Prälaten den Saal zu verlaſſen; allein er wurde vom König zur Ordnung gewieſen. Wir können dem Gange des Geſpräches, das auch an weitern Tagen und auch in kleinern Conferenzen fortgeſetzt wurde, nicht in ſeine Einzelheiten folgen. Das Ergebniß war nicht das erwünſchte. Die Verhandlung wurde abgebrochen. Beza blieb indeſſen, und zwar auf den ausdrücklichen Wunſch der Königin Katharina noch längere Zeit in Frankreich, wo er, ſo oft ſich Gelegenheit fand, die Gemüther durch die Macht ſeiner Predigt ſtärkte. Er war Zeuge der blutigen Kämpfe, zu denen der unvermeidlich gewordene Religionskrieg führte. In der Schlacht von Dreux war er als Feldprediger zugegen. Seinem Einfluß war es vorzüglich zu verdanken, daß in dem Heere der Hugenotten eine Mannszucht aufrecht erhalten wurde, die auch dem Feinde Achtung einflößte.

Im Mai 1563 kehrte er wieder nach Genf zurück. Seine Anweſenheit war um ſo nöthiger, als Calvin ſeinem Ende entgegenging, das auch bald erfolgte. Wer war geeigneter an ſeine Stelle zu treten, als er? Und doch wehrte ihm ſeine Beſcheidenheit, ſich als lebenslänglichen Nachfolger Calvins zu betrachten; ſondern alljährlich ſollte (ſo wurde auf ſeinen Antrag beſchloſſen) ein Leiter (Modérateur) der kirchlichen Angelegenheiten von der Genfer Geiſtlichkeit (Vénérable compagnie) gewählt und nach Ablauf des Jahres eine ſtrenge Cenſur über denſelben geübt werden. Der Abtretende war indeſſen wieder wählbar; und ſo groß war das Vertrauen in Beza's Perſönlichkeit, daß die Wahl bis zum Jahre 1580, wo ſchuldige Rückſichten auf das Alter eintraten, jedesmal wieder auf ihn fiel, obgleich gegen ihn die Cenſur

der Brüder mit aller Strenge geübt wurde. Welche Last dadurch auf seine Schultern gelegt wurde, läßt sich denken. Aber Gott gab ihm Kraft, sie zu tragen bis in sein Alter. Und zu den vielen täglich sich häufenden Geschäften kamen auch jetzt noch schwere Zeitereignisse, die ihn und sein Amt näher berührten. Aber nicht auf Genfs Kirche allein beschränkte sich seine Sorge, sondern er war und blieb nun selbstverständlich der Patriarch der Reformirten Frankreichs. So führte er, um nur einiges von dem Vielen zu nennen, den Vorsitz auf der Synode zu Rochelle im April 1571. Er hatte sich hiezu von seiner Regierung Urlaub erbeten. Die Schreckensnachricht von der Bluthochzeit (August 1572) kam ihm zwar nicht unerwartet; (er hatte kurz zuvor Heinrich von Navarra in einem ernsten Briefe vor der Verbindung mit einer katholischen Prinzessin gewarnt); aber dennoch wirkte sie auch auf ihn wie auf Alle, erschütternd. Er erkannte darin ein Gericht Gottes. Auf seinen Antrag wurde im September ein außerordentlicher Buß- und Bettag angeordnet. Er hielt eine Predigt, in der er die Gemüther aufrichtete. Viele der nach Genf Geflüchteten nahmen an der Feier Theil. Für diese, die in immer größern Schaaren anlangten, zu sorgen, war sein und seiner Amtsgenossen unausgesetztes Bemühen. Sie gingen mit ihrem Beispiel voran, als es sich um eine Collecte handelte und machten ihre Häuser zu Herbergen der flüchtigen Brüder. Besonders tief aber ging dem glaubenstreuen Manne zu Herzen der Uebertritt Heinrichs IV. zur Kirche Roms. Man hat längere Zeit geglaubt, Beza habe dazu still geschwiegen nach dem Grundsatz der Welt, daß man das Unabänderliche doch nicht ändern könne; allein seit etwa zehn Jahren sind wir im Besitz eines in Genf entdeckten Briefes vom Jahre 1593, worin Beza dem König mit allem Nachdruck in's Gewissen redet, ihn ermahnt, doch nicht auf das was ihm Ehre bringe, sondern allein auf Gottes Ehre zu schauen und sein Vertrauen auf den zu setzen, der ihn noch aus größern Verlegenheiten gezogen habe, als aus der gegenwärtigen, und der ihn auch jetzt festhalten werde mit seinem gewaltigen Arm. Er erinnerte ihn an eines seiner eigenen Worte, das er einmal gesprochen: „Wenn Gott will, daß ich König werde, so wird es geschehen, wie man mich auch daran hindern möge; will Er es nicht, so will ich es auch nicht." Das sei ein Wort, eines christlichen Königs würdig! Dabei stellte er ihm Davids Beispiel vor Augen, dem er nicht nur nachahmen, den er übertreffen möge, indem er seinen Tugenden nachfolge, seine Fehler vermeide. Die Warnung kam freilich zu

ſpät, und ſo mußte nun allerdings Beza zu geſchehenen Dingen — nicht das Beſte reden, aber mit dem Bewußtſein, das Seinige gethan zu haben, den Schmerz über das Geſchehene in ſich verwinden und das Uebrige Gott anheimſtellen. „Nicht zwar vom Glauben verlaſſen iſt meine Seele (ſchrieb er deßhalb im Auguſt an einen Freund), Gott ſei Dank dafür; wohl aber iſt ſie tief betrübt und geängſtigt. Welche Hoffnungen haben wir auf dieſen Fürſten geſetzt, und wie hat er ſich nun ſo arg verſündigt an Gott, an ſeinen heiligen Engeln und an allen Heiligen der Erde... Unſre einzige Zuflucht iſt die Gnade Gottes; es kann nicht ſein Wille ſein, uns ganz der Zerſtörung Preis zu geben.“ Beza war auch billig genug, den guten Willen und die wohlwollende Geſinnung Heinrichs IV. anzuerkennen, die er namentlich in der Erlaſſung des Edictes von Nantes zu Gunſten der Proteſtanten an den Tag legte; er ahnte in ihm ein wohlthätiges Werkzeug in der Hand Gottes zur Erhaltung der reformirten Kirche Frankreichs. Noch einmal (1599) wurde ihm die Ehre zu Theil, den König perſönlich zu begrüßen, als dieſer in einer kritiſchen Lage, in der ſich Genf dem feindlichen Savoyen gegenüber befand, zum Schutze der Stadt an den Grenzen erſchien. Beza, an der Spitze der Genfer Geſandtſchaft hielt eine Anrede an den König, die er mit Anſpielung auf die Worte des greiſen Simeon ſchloß: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren; wie du geſagt haſt, denn meine Augen haben vor meinem Tode nicht allein den Befreier Eurer unterthänigen Diener, ſondern den Retter von ganz Frankreich und aller Gläubigen geſehen.“ Heinrich aber redete ihn als ſeinen „Vater“ an und entließ ihn mit einem Ehrengeſchenke.

Es würde den Raum dieſer Blätter überſchreiten und zudem weniger die Erbauung der Leſer fördern, wollten wir Beza in die weitern Gebiete ſeiner Thätigkeit folgen und namentlich der Streitſchriften erwähnen, die er nach verſchiedenen Seiten hin zu veröffentlichen ſich veranlaßt ſah. Daß er dem von Friedrich von Würtemberg veranſtalteten Religionsgeſpräch zu Mömbelgard (1587) beiwohnte, um ſich mit dem berühmten lutheriſchen Theologen Jacob Andreä über die Differenzpunkte der Lehre, und zwar nicht nur das Abendmahl, ſondern auch die Prädeſtination (Gnadenwahl) betreffend, zu beſprechen, ſei nur im Vorbeigehen erwähnt. Nicht verſchwiegen werden ſoll aber endlich noch die edle Standhaftigkeit mit welcher der von allen Seiten angefochtene Mann noch in ſeinen alten Tagen die Zumuthung zurückwies, die von einem hochgeſtellten Prälaten, einem der edelſten Vertreter der römiſch-katholiſchen

Kirche an ihn gestellt wurde, wieder in den Schooß dieser Kirche zurückzutreten. Es war der noch junge Franz von Sales, der Bischof (in partibus) von Genf, der im Jahre 1597 im Auftrag des Papstes den höchst mißlichen Versuch wagte. Unter anderm stellte er an Beza die Frage, ob er glaube, daß man auch in der katholischen Kirche selig werden und sein Heil schaffen könne? Wie hätte dies Beza läugnen sollen? Aber von diesem Zugeständniß zu dem andern, daß die römisch-katholische Kirche die allein selig machende oder auch nur eine vorzüglichere Kirche sei, als die evangelische, war noch ein weiter Schritt. Und diesen zu thun, konnte der in seinen Grundsätzen so feste Mann nicht einen Augenblick sich versucht fühlen. Am wenigsten aber verfingen bei ihm Bestechungen. Auch zu diesem unedeln Mittel nahm der sonst edle fromme Mann, Franz von Sales, seine Zuflucht. Es sollte freilich nicht das Ansehn einer groben Bestechung haben, es sollte nur ein Anerbieten sein, das Beza seinen Schritt erleichtere, wenn ihm der Bischof eine jährliche Pension von 4000 Reichsthalern und noch Weiteres mehr in Aussicht stellte. Da konnte Beza nicht länger an sich halten; es drängte sich ihm das Wort auf die Zunge: „Hebe dich von mir Satan.“ Ob er es laut ausgesprochen, wie einige melden, oder ob er nach einer mündlichen Ueberlieferung in der mildern, aber doch sehr verständlichen Weise geantwortet habe: „Gehet, Herr, ich bin zu alt und zu taub, um solche Worte hören zu können“ mögen wir auf sich beruhen lassen. So viel ist gewiß, daß ihn der Versucher von der Stunde an verließ mit dem bleibenden Eindrucke, daß der Mann ein „steinernes Herz“ habe. In seinen spätern Jahren hatte sich Beza mehr und mehr vom Schauplatz der Kirche zurückgezogen. Im Jahre 1588 starb ihm seine Gattin, mit der er 40 Jahre glücklich gelebt. Kinder hatte sie ihm keine geboren. Auf den Rath seiner Freunde hatte er sich noch in seinem Alter zu einer zweiten Ehe entschlossen mit einer verwittweten Genueserin, Catharina del Piano. Bis in sein 65stes Jahr genoß er der besten Gesundheit; aber nun stellten sich die Beschwerden des Alters ein, rheumatische Schmerzen, Schlaflosigkeit, häufiger Schwindel, der ihn auch auf der Kanzel befiel, ein Zittern in der Hand, das ihn besonders am Schreiben hinderte. Er mußte seine Briefe einem Schreiber dictiren. Im October 1595 setzte er sein Testament nieder, worin er besonders auch Gott dankte für die Barmherzigkeit, die er an ihm als einem armen Sünder erwiesen. Noch hielten die geschwächten Kräfte vor bis in das Spätjahr 1605. Den 2. Okto-

der d. J. meldeten sich die Vorboten seines Todes. Die Prediger der Stadt wurden an sein Krankenbett berufen; auch von den Professoren verabschiedete er sich. Nachdem ihn den 13. October eine Ohnmacht befallen, schlummerte er sanft in ein besseres Leben hinüber. Er hatte in seinem Testament den Wunsch geäußert, daß seine irdischen Reste auf dem allgemeinen Kirchhof Plain-Palais beigesetzt würden: aber der Magistrat ließ ihn im Kreuzgang von St. Peter beisetzen. Unter seinen schriftlichen Leistungen verdient besonders die lateinische Uebersetzung des Neuen Testamentes hervorgehoben zu werden, die sich sowohl durch Treue als Eleganz auszeichnet. Auch seine Bibelerklärungen sind von Werth, so wie seine historischen Schriften, besonders seine Geschichte des reformirten Frankreichs, welche den Zeitraum von 1521—63 umfaßt. An seinem Charakter wird bei aller Entschiedenheit eine große Milde und Leutseligkeit gelobt, und bis auf unsere Zeit hat sich ein Wort aus dem Lager der Gegner erhalten, sie wollten lieber mit Beza in der Hölle, als mit Calvin im Himmel sein. Wir glauben uns aber freuen zu dürfen, daß des Einen wie des Andern Name im Himmel angeschrieben sei, wenn wir auch, was Menschliches an beiden war, nicht auf Kosten der Wahrheit beschönigen wollen. Der Herr kennt die Seinen. Jeder steht und fällt seinem Herrn. Uns aber geziemt das Andenken derer zu ehren, die uns das Wort des Heils verkündigt haben, und ihrem Glauben nachzufolgen.

K. R. Hagenbach in Basel.

Die Aufhebung des Edikts von Nantes.

18. Oktober.

Es ist eine trübe Zeit, die auf den folgenden Seiten in raschen Zügen geschildert werden soll, denn selten haben in irgend einem Lande die weltliche und die kirchliche Macht ein schändlicheres Beispiel von Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegeben; es ist aber auch eine erhebende Zeit, eine Zeit heldenmüthiger, unverwüstlicher Glaubenstreue. Lüge und rohe Gewalt verbanden sich um die Gewissensfreiheit zu unterdrücken; es gelang ihnen, ihr Triumph ward ihnen aber zur Schmach; die Nachwelt hat über den Kampf entschieden, und den scheinbar Besiegten allein den Preis des Sieges zuerkannt.

Durch das, den 13. April 1598 zu Nantes erlassene Religions-Edikt hatte Heinrich IV. den langen blutigen Bürgerkriegen in Frankreich ein Ende gemacht; den Reformirten war dadurch ein, wenn auch in Einzelnem beschränkter, aber doch immerhin rechtlicher Bestand zugesichert worden. Es war die erste öffentliche Anerkennung der Gewissensfreiheit von Seiten eines französischen Regenten, und insofern ein Sieg des protestantischen Princips über die Ansprüche Roms auf Alleinherrschaft. Der abtrünnige König hatte seinen frühern Glaubensgenossen überall die freie Ausübung des Privatgottesdienstes gestattet, die des öffentlichen jedoch nur da, wo sie im Jahr 1597 bereits eingeführt war, und mit Ausschluß der Hauptstadt Paris; sie sollten auf keine Weise beunruhigt und ihre Kinder ihnen nicht entrissen werden; in Bezug auf den Zutritt zu allen Aemtern, die Aufnahme in Schulen und Universitäten, die Theilnahme an Hospitälern und öffentlichen Armen-Anstalten sollten sie den Katholiken gleichgestellt sein. Da indessen die Hugenotten auch eigene politische Rechte besaßen und durch ihre feste Organisation eine mächtige Partei im Staate bildeten, zu einer Zeit wo die Gleichheit des Gesetzes für alle Bürger noch nicht als höchster Grundsatz galt, so konnten es die Katholiken, welche die große Mehrheit ausmachten, nicht über sich bringen, sich in die, den verhaßten Ketzern gemachten Concessionen zu fügen; es entstanden Reibungen, oft von der bedenklichsten Art. Zudem fuhr der, an die Fehden des 16. Jahrhunderts gewöhnte hugenottische Adel fort, an den innern Unruhen und Kriegen Theil zu nehmen, die unter Ludwig XIII. das Land heimsuchten. Der seit 1626 die Regierung leitende Cardinal von Richelieu setzte alle Kräfte daran, Ordnung und Friede herzustellen; der reformirte Bund wurde besiegt; durch das Edikt von Nismes, Juli 1629, entriß der Cardinal den Protestanten ihre frühern politischen Rechte, ließ ihnen aber ungeschmälert ihre kirchlichen, die doch jedenfalls die Hauptsache waren. Von nun an lebten sie ruhig, im Ganzen von der Regierung wenig gestört, nur von Lokalbehörden hie und da bedrängt und durch Bekehrungsversuche belästigt. Viele Adelige traten zum Katholicismus über, Bürger aber und Bauern blieben standhaft; sie ergaben sich dem Ackerbau, dem Handel, der Industrie und erhoben sich rasch zu einem Wohlstand, der häufig den Neid der Gegner erregte. 1652 bestätigte der Cardinal Mazarin das Edikt von Nantes; seit Langem war die Lage der Reformirten nicht so blühend, so befriedigend gewesen; immer mehr

wuchs aber auch der Groll der katholischen Geistlichkeit. Da sie nicht mehr die Ketzer verfolgen sollte, gab sie sich selber für ein Opfer der Verfolgung aus; bei der 1656 gehaltenen allgemeinen Versammlung des Clerus ward bitter über den Druck geklagt, den die Kirche zu dulden hätte. Mazarin sah sich genöthigt diesen eiteln Klagen Gehör zu schenken; es traten für die Reformirten neue Beschränkungen ihrer Rechte ein; doch erst als der Minister 1661 starb und Ludwig XIV. selber die Regierung antrat, erhob die Intoleranz voll Hoffnung ihr Haupt. Der König war persönlich nicht zur Grausamkeit geneigt, allein abergläubisch und im Haß der Hugenotten erzogen und von all' dem Uebermuth eines absoluten Despoten erfüllt, gieng er leicht auf die Rathschläge derjenigen ein, die ihn zur Bekämpfung der Ketzerei hindrängten. Das Edikt von Nantes war zwar noch als Reichsgesetz in Kraft, es fanden sich jedoch Mittel um es zu umgehn und Jesuiten um alle Eingriffe zu beschönigen; dem schlauen Beichtvater des Königs, dem Pater Lachaise, gebührt hiebei der vornehmste Ruhm.

Bereits 1661 wurden in jede Provinz zwei Commissäre geschickt, ein katholischer und ein reformirter, um zu erforschen, wie es mit der Beobachtung des Edikts von Nantes gehalten würde. Es hätte hieraus ein guter Erfolg erwachsen müssen, wenn es damit redlich gemeint gewesen wäre; was vermochte aber, bei unvermeidlichen Conflikten, der einer verhaßten Minorität angehörende reformirte Commissär gegen den von der Regierung und der Geistlichkeit unterstützten katholischen? Statt Nutzen zu bringen, rief die Maßregel nur neue Bedrückungen hervor; an vielen Orten wurden Kirchen und Schulen geschlossen und wohlthätige Anstalten zum Besten der Katholiken confiscirt. Auf solche vereinzelte Verletzungen des Edikts, die nur gewisse Localitäten zu treffen schienen, folgten bald allgemeinere, aus denen des Königs Absichten schon genugsam ans Tageslicht traten: die Reformirten sollten ihre Todten nur früh morgens oder spät abends begraben; die Relaps, das heißt, die, welche den Protestantismus abgeschworen hatten, aber nachher wieder zu ihm zurückgekehrt waren, sollten des Schutzes des Edikts nicht mehr genießen, sondern, als Entweiher der katholischen Religion, des Landes verwiesen werden; die Priester wurden ermächtigt, in Begleitung einer Magistratsperson, zu den Kranken zu gehen um sie zu fragen, ob sie in der Ketzerei sterben oder sich bekehren wollten. Es ist kaum nöthig auf den Mißbrauch aufmerksam zu machen, der mit dieser Maßregel getrieben ward; halb bewußtlose Sterbende wurden mit Fragen gequält, und sprachen

sie ein Wort oder machten sie ein Zeichen, das man als Aeußerung katholischer Gesinnung deuten konnte, so fielen sie der römischen Kirche anheim. Noch empörender war eine Verordnung aus dem Jahr 1665, der zufolge die Kinder der Reformirten, die Knaben vom 14., die Mädchen vom 12. Jahre an, ermächtigt wurden ohne und gegen den Willen ihrer Eltern katholisch zu werden. Zu öffentlichen Aemtern wurden längst keine Reformirte mehr berufen; nur Colbert, der Finanzminister, der ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe kannte, ließ sie noch zu den von seiner Verwaltung abhängenden Stellen zu, so wie er auch, als dem Staate nützliche Bürger, diejenigen beschützte, die Handel und Ackerbau trieben und Fabriken besaßen.

Es würde die Gränzen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wenn alle die einzelnen Beschlüsse der Reihe nach aufgeführt werden sollten, die in diesen Jahren von der französischen Regierung gegen die Reformirten ausgiengen; sämmtliche Garantien des Edikts von Nantes wurden nach und nach aufgehoben oder wenigstens faktisch als nicht mehr bestehend angesehn. Was aber nicht übergangen werden darf, das ist, daß sich überall in diesen traurigen Zuständen der Einfluß der Geistlichkeit auf die unverkennbarste Weise sichtbar macht. Man hat zuweilen alle Schuld dem König allein aufgebürdet; ein großer Theil der Verantwortlichkeit gehört aber den französischen Bischöfen jener Zeit; Ludwigs Last wird nicht vermindert dadurch, daß er als Werkzeug des Clerus erscheint, nur darf dieser sich nicht weigern sie ihm tragen zu helfen. Von 1665 an bringen die General-Versammlungen der Geistlichkeit regelmäßig ihre Beschwerden und Begehren gegen die Reformirten an den Hof; sie drängen den König „das so schön angefangene große Werk zu vollenden;" durch ihr Vertrauen geschmeichelt, erklärt er, sein Bestreben sei, alle seine Unterthanen in dem nemlichen Glauben vereinigt zu sehn. Fast alle von nun an erlassenen Edikte sind in den Beschlüssen der Bischöfe begründet; was diese vorschlugen erhob der König zu Gesetzen; so absolut er sich dünkte, so war er hier doch nur das Instrument fanatischer Priester, und während er dem päpstlichen Stuhl gegenüber die Freiheiten der gallikanischen Kirche wahrte, arbeitete er im Sinne und zum Nutzen Roms durch Unterdrückung des Protestantismus.

Noch regte sich kein Widerstand; die im 16. Jahrhundert von mehreren Hugenotten so kühn vertheidigte Lehre von dem Rechte sich den Tyrannen zu widersetzen, fand längst keine Billigung mehr; die französischen Reformirten wollten treue Unterthanen

der von Gott eingesetzten Obrigkeit sein. Die, welche sich unter den immer härter werdenden Druck nicht beugen wollten, wanderten aus; es waren dieser Auswanderer bereits so viele, daß 1669 ein Verbot erschien, ohne königliche Genehmigung sich nicht in der Fremde niederzulassen. In eben diesem Jahre trat der Marschall Türenne zum Katholicismus über; mehrere andre große Familien hatten es bereits gethan, um sich in der königlichen Gunst zu erhalten. Statt in solchem Benehmen nur die Schwäche charakterloser Höflinge zu sehn, hielt Ludwig XIV. es für ein Zeichen, daß die Ketzerei bald nur noch unter den niedern Volksklassen Anhänger zählen würde, die es dann nicht schwer fallen dürfte in den Schooß der Kirche zurückzutreiben. Dazu kam, daß er, von Gewissensbissen gequält über sein schlechtes Leben, aber zu feig um es zu bessern, durch das gute Werk der Ausrottung der Häresie seine Sünden zu büßen gedachte. „Es gefiel ihm, sagt ein Zeitgenosse, der Herzog von S. Simon, auf dem Rücken Anderer Buße zu thun, zumal auf dem der Hugenotten und der Jansenisten.“ Zuvörderst versuchte er es nun durch Geld Bekehrungen zu erkaufen; zu diesem Zweck ward eine eigene Kasse errichtet, deren Verwaltung der zum Katholicismus übergetretene Pelisson übernahm; die Gelder giengen durch die Hände der Bischöfe; fünf bis sechs Livres, höchst selten größere Summen, wurden für eine Bekehrung gezahlt. Pelisson legte dem König Listen von Hunderten von Convertiten vor, um ihn zu überzeugen, daß es mit der Ketzerei ein Ende nehme; man weiß aber, daß viele der auf diese Listen eingetragenen Namen erdichtet waren, und daß die meisten andern nur solchen angehörten, die durch das äußerste Elend gezwungen das Geld annahmen, oder selbst Schurken, die sich an einem Orte für ihr Abschwören bezahlen ließen, um sofort an einem andern das nemliche Geschäft zu wiederholen. Am Hofe war man entzückt über die Erfolge dieser „vergoldeten Beredsamkeit, die weniger gelehrt aber wirksamer war als diejenige Bossuets.“ „Indem ihr die Herzen der Ketzer gewinnt, sagten die Bischöfe in einer ihrer Anreden an den König, bezwingt ihr die Hartnäckigkeit ihres Geistes; sie wären vielleicht nie in die Kirche zurückgekehrt, hätte man ihnen einen andern Weg gezeigt als den mit Blumen bestreuten, den ihr vor ihnen aufgethan habt.“

Als nach dem Frieden von Nimwegen Ludwigs Stolz aufs Höchste gestiegen war und die Schmeichler ihn den Großen nannten, da gieng er immer ernster daran den Gedanken auszuführen, daß in seinem Reiche, so wie nur ein König darin herrscht, auch nur ein Glaube herrschen sollte. Es war die Zeit wo Frau von

Maintenon anfieng ihren Einfluß auf ihn auszuüben; die Reformirten hofften, daß diese Enkelin des tapfern Agrippa d'Aubigné, die freilich seit ihrem 16. Jahr katholisch geworden war, ihrer Abstammung eingedenk sich der Verfolgten annehmen würde; anfangs that sie auch in der That einige Schritte um den Eifer des Königs zu mäßigen; aber von Ehrgeiz verzehrt, unterließ die klug berechnende Frau bald jeden Versuch, der sie dem Verdacht geheimer Hinneigung zur Ketzerei hätte aussetzen können; all' ihr Dichten und Trachten gieng nur darauf aus dem König zu gefallen und ihn an sich zu fesseln. Sie betheiligte sich eifrig an dem Bekehrungswerke und rühmte sich ihrer Geschicklichkeit darin; auf Wirklichkeit und Ernst der Ueberzeugung kam es ihr dabei nicht an: „bekehrt euch, schrieb sie einem Freunde, bekehrt euch wie so viele es thun, mit Gott oder ohne ihn, wie es euch gefällt, wenn ihr euch nur bekehrt."

Den protestantischen Mächten Europa's gegenüber behauptete zwar Ludwig XIV. immer noch, er respektire das Edikt von Nantes; sogar in einer Verordnung von 1682 wagte er noch zu sagen, er sei nicht gesonnen etwas dagegen zu thun. Was er bisher unternommen hatte widerlegte schon hinreichend diese offizielle Unwahrheit; indessen war es ihm noch nicht genug; die Eingriffe in die Rechte der Reformirten häuften sich von Tag zu Tag, die Maßregeln wurden immer gehässiger, gleich als ob man es darauf abgesehn hätte die Bedrängten zum Aufstand zu reizen, um sie dann unter dem Vorwand der Empörung desto sicherer mit Gewalt unterdrücken zu können. Ihre Ausschließung von allen öffentlichen Aemtern, die längst im Gebrauch war, ward nun förmlich als königlicher Wille verkündigt; um die Verbreitung protestantischer Schriften zu verhindern, ward ihnen der Betrieb des Bücherdrucks und des Buchhandels untersagt; ebenso die Ausübung der Medizin, weil zu befürchten sei, ein protestantischer Arzt, wenn er katholische Kranke besorgt, mache sie nicht zeitig genug auf die Nothwendigkeit aufmerksam den Priester zu rufen; die Katholiken durften keine protestantische Dienstboten, die Protestanten keine katholische mehr haben; die gemischten Ehen wurden verboten; vor dem 16. Jahr sollte kein Kind mehr ins Ausland geschickt werden; alle unehlich Gebornen wurden für katholisch erklärt, und da man diesem merkwürdigen Gesetze rückwirkende Kraft beilegte, geschah es, daß es auf achtzigjährige Greise angewandt ward. Das frühere Edikt über das Abschwören der Kinder wurde verändert, indem man das Alter auf das 7. Jahr herabsetzte; da genügte es nun

daß ein den Eltern Uebelwollender vor einer obrigkeitlichen Person erklärte, er wisse ein Kind habe die Absicht katholisch zu werden, und alsobald wurde es seiner Familie entrissen und diese genöthigt die Kosten seines Unterhalts zu bezahlen. Den Neubekehrten erlaubte man die Zahlung irgend welcher Schulden drei Jahre lang zu verschieben. Der Uebertritt eines Katholiken zum Protestantismus zog Galeerenstrafe nach sich; mit derselben Strafe bedrohte man die Prediger, welche Katholiken, Neubekehrte und Relaps zum Gottesdienst zuließen; wie konnten sie aber den Eintritt solcher Leute in die Kirchen verhindern? mancher mochte aus böser Absicht einer Predigt beiwohnen, nur um die Bestrafung des Geistlichen, der ihn vielleicht weder gekannt noch bemerkt hatte, herbeizuziehen.

Dies ist ein Auszug aus den in diesen Jahren gegen die Protestanten erlassenen königlichen Edikten. Die niedrigsten Begierden, die schlimmsten Leidenschaften wurden angeregt, bald um die Schwächern zur Bekehrung zu verleiten, bald um den Verrath aufzumuntern; Niemand, weder am französischen Hofe noch unter der französischen Geistlichkeit, fragte sich welchen Werth durch solche Mittel erlangte Bekehrungen haben könnten! War Einer nur äußerlich katholisch, um den Rest kümmerte man sich nicht. Da indessen trotz der Edikte und der Geld-Austheilung die Ketzerei nicht verschwand und die zur Verzweiflung getriebenen Hugenotten, statt sich zu empören, dennoch fortfuhren sich unter den Druck zu beugen, legte der Kriegsminister Louvois die Hand ans Werk; er meinte, wie ein katholischer Zeitgenosse berichtet, man müsse die Sache militärisch betreiben. Der König erklärte seinem Rath, er sei nun fest entschlossen die völlige Bekehrung der Ketzer vorzunehmen und für das Wohl der Kirche das Aeußerste zu thun. Da begannen die Dragonaden, „die gestiefelten Missionen" wie das Volk sie nannte, zuerst in der Provinz Poitou. Man sandte Truppen in Städte und Dörfer, überall wo Protestanten wohnten; diese hatten allein die Last der Einquartierung zu tragen; Louvois schrieb an Marillac, den Intendanten von Poitou: „Der König hat mit großer Freude vernommen wie viele sich in eurer Provinz bekehren; er wünscht, daß ihr fortfahret euer Bestes dafür zu thun, und wird es gut heißen, wenn ihr die meisten Reiter und Offiziere bei den Protestanten einquartiert; sollten nach billiger Vertheilung diese nur zehn Mann bekommen, so gebt ihnen zwanzig." Auf des Ministers Befehl ward den Soldaten gestattet die Widerspenstigen zu plündern, zu quälen, zu mißhandeln; die rohsten Auf-

tritte fanden statt, wie in einem von wildem barbarischem Feind eroberten Land. Aehnlich verfuhr man in Bearn, und bald in den meisten andern Provinzen, zu einer Zeit, wo man am Hofe Kunst und Literatur beschützte, wo Paris der Sammelplatz der Schöngeister war und man sich rühmte an der Spitze der europäischen Bildung zu stehn. Begeistert von den Erfolgen des Missionswerks der Dragoner schrieb Frau von Maintenon an ihren Bruder: „ich glaube daß in Poitou das ganze Volk sich bekehrt; es wird bald für lächerlich gelten dieser Religion anzugehören."

In dieser Noth nahm die schon früher begonnene Auswanderung bedeutend zu; trotz der harten Edikte gegen die Flüchtlinge und gegen die, welche ihnen behülflich waren, gelangten Viele nach der Schweiz, nach England, Holland, Brandenburg, Dänemark, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden. Die Zurückgebliebenen, voll bewundernswürdigen, kaum glaublichen Vertrauens auf des Königs Gerechtigkeit, wandten sich an ihn, allein natürlich vergebens; blutige Verfolgung war die Antwort auf ihre Gesuche, Relaps und Hartnäckige wurden hingerichtet, Andere in großer Zahl auf die Galeeren geschickt. Des Königs Rathgeber, der Pater Lachaise, der kalte, arglistige Kanzler Letellier und Frau von Maintenon drangen in ihn den letzten Schritt zu thun durch Aufhebung des Edikts von Nantes. „Der König, schrieb die Maintenon im August 1684, wird Alles thun, was der Religion zum Nutzen gereichen kann; dies Unternehmen wird ihn mit Ruhm krönen vor Gott und den Menschen." Im Mai des folgenden Jahrs fand die gewöhnliche Versammlung des französischen Clerus statt; sie wünschte dem König feierlich Glück zu seinen wunderbaren Siegen über die Ketzerei; er hatte, sagten die Bischöfe, die katholische Kirche erniedrigt gefunden, durch seinen Eifer habe er sie aber glänzend wieder aufgerichtet; alle Vernünftigen haben dem Irrthum entsagt, ohne Waffengewalt sind sie zurückgeführt worden, nur durch Wohlthaten wurden die Herzen gewonnen! Aus den durch die Wohlthat der Dragonaden verwüsteten Provinzen ward an den König gemeldet, überall schwören Tausende ab, bald werde kein Reformirter mehr übrig sein. Wozu also noch das Edikt von Nantes? Der Moment war gekommen es aufzuheben; den 18. Oktober 1685 unterschrieb Ludwig XIV., im Schlosse von Fontainebleau, dessen Revocation.

Das neue Edikt begann mit einer Lüge: „Wir sehn mit gerechtem Danke gegen Gott, daß unsre Bemühungen ihren Zweck erreicht haben, indem der größte und beste Theil unsrer Unter-

thanen, die der vorgeblich reformirten Religion zugethan gewesen, die katholische angenommen haben, wodurch das Edikt von Nantes nun überflüssig wird." Dann folgen die einzelnen Bestimmungen: Verbot des protestantischen Gottesdienstes im ganzen Königreich; in 14 Tagen sollen die Prediger das Land verlassen und unterdessen, bei Galeerenstrafe, ihr Amt nicht mehr versehn; diejenigen unter ihnen die sich bekehren erhalten eine Pension, um ein Drittel stärker als ihr früherer Gehalt; wollen sie Advokaten werden, so sollen sie von den nöthigen akademischen Studien dispensirt sein; die Eltern sollen ihre Kinder katholisch taufen und erziehen lassen bei 500 Livres Geldstrafe; den Ausgewanderten, wenn sie in einer Frist von vier Monaten nicht zurückgekehrt sind, werden ihre Güter confiscirt; Verbot des Auswanderns bei Strafe der Galeeren für die Männer, und lebenslänglicher Einsperrung für die Frauen. Zum Schlusse hieß es: „es dürfen übrigens die sogenannten Reformirten, bis es Gott gefällt sie zu erleuchten, im Lande bleiben ohne belästigt zu werden, unter der einzigen Bedingung ihre vorgebliche Religion nicht öffentlich auszuüben." Die innere Gewissensfreiheit und selbst der Hausgottesdienst schienen demnach gesichert; bald zeigte es sich aber, daß dies nur eine bittere Täuschung war; der Kriegsminister gab den Commentar zum Schluß des Edikts, indem er in die Provinzen schrieb: „der König will, daß man diejenigen, die seine Religion nicht annehmen wollen, mit der äußerster Strenge behandle."

So war die, von der weltlichen und geistlichen Macht längst vorbereitete unglückliche That vollbracht. Höflinge und Hoftheologen waren entzückt; der Kanzler Letellier, als er das große Staatssiegel dem Edikt aufdrückte, rief aus, jetzt könne er, wie Simeon, in Frieden fahren. Die geistreiche Frau von Sevigné schrieb an ihre Tochter: „du hast das Edikt gesehn durch welches der König dasjenige von Nantes widerruft; nichts ist schöner! kein Fürst hat je etwas denkwürdigeres gethan, keiner wird je etwas größeres thun!" Bossuet verglich Ludwig XIV. mit Constantin, Theodosius, Carl dem Großen und rief aus: „Gott allein hat dies Wunder verrichtet; König des Himmels, beschütze den der Erde; das ist der Kirche und der Bischöfe Wunsch!" Aehnlich drückten sich Flechier und selbst Massillon aus; sogar die Jansenisten stimmten ein; Arnault meinte, die Mittel zur Ausrottung der Ketzerei seien zwar *ein wenig* gewaltsam gewesen, aber keineswegs ungerecht. Es wurden Denkmünzen geprägt zur Verewigung des Besiegers der Ketzer; nirgends war der Jubel größer als in Rom, wie früher nach der Bartholomäusnacht; Innocenz XI.

ließ ein Te deum singen und übersandte dem König ein Schreiben, in dem er ihm das Lob der gesammten Kirche verhieß.

Kein unparteiischer Katholik würde es heute noch wagen in diesen Jubel einzustimmen; keiner dürfte Gründe finden zur Rechtfertigung von Ludwigs That. Die französischen Reformirten waren ruhige, friedliche Bürger gewesen, ihre politische Macht war längst gebrochen, sie bildeten keine Partei mehr, sie verlangten nur Gewissensfreiheit; bisher hatten sie dem Druck nur Geduld entgegengesetzt, nirgends war auch nur eine Spur von staatsgefährlichen Grundsätzen bemerkbar geworden. Es läßt sich nicht der geringste Vorwand finden um die Revocation zu entschuldigen, die allein das Werk des mit dem Fanatismus verbündeten Despotismus ist. Und was war damit erreicht? Ludwig XIV. hatte der katholischen Religion aufhelfen wollen, aber an die Stelle der strengen Rechtlichkeit der Hugenotten trat immer größere Sittenlosigkeit, an die ihrer Glaubenstreue Unglauben und Freigeisterei. Von Holland herüber rief Baile der katholischen Geistlichkeit zu: „täuscht euch nicht, euer Triumph ist nicht der der wahren Religion, sondern der des Deismus; eure Kirche wird Gott davon Rechenschaft geben." Die französischen Zustände im 18. Jahrhundert sind hinreichender Beweis für die Wahrheit dieses Worts. Zudem war der Wohlstand des Landes zu Grunde gerichtet; die Reformirten brachten ihren Gewerbfleiß, ihre Bildung, ihre Gelehrsamkeit in die Fremde, und Frankreichs Stern sank immer mehr.

Hatte aber wenigstens die Revocation die kirchliche Einheit hergestellt? Jetzt erst erwacht der Geist des Widerstands; die sprüchwörtlich gewordene Hugenottengeduld hat ein Ende, das alte Vertrauen auf den König ist dahin. Das Edikt ward mit der schärfsten Strenge ausgeführt und durch hinterlistige Maßregeln noch verschlimmert. Den Predigern war eine Frist von 14 Tagen zugesichert um das Land zu verlassen; dem berühmten, wegen seiner Gelehrsamkeit am meisten gefürchteten Claude gestattete man nur 24 Stunden um sich zur Reise zu bereiten; manchen wurden die Pässe verweigert um die Frist zu verzögern und sie als Uebertreter des Edikts bestrafen zu können. Den Laien war das Auswandern verboten; nur wenigen hochgestellten Personen ward es erlaubt. Der tapfere Admiral Duquesne, der Gründer der französischen Marine, damals 80 Jahr alt, ward vor den König berufen, der ihn dringend bat katholisch zu werden: „während 60 Jahren, antwortete der Greis, habe ich dem Kaiser gegeben was des Kaisers, laßt mich nun, Sire, Gott geben was Gottes ist." Ihm ward

Digitized by Google

erlaubt im Lande zu bleiben und seinen Söhnen in die Fremde zu gehn. Trotz aller Hinderniſſe, trotzdem, daß die Gränzen mit Truppen beſetzt wurden, zogen die Reformirten, bald vereinzelt bald ſchaarenweiſe aus dem unglücklichen Land; die einen, unter mancherlei Verkleidung, die andern über gefahrvolle Gebirgspäſſe, noch andre ſchlugen ſich durch mit dem Degen in der Hand. In drei Jahren ſollen bei 50,000 Familien ausgewandert ſein. Die Zurückgebliebenen traf um deſto härtere Verfolgung; die Kirchen wurden zerſtört, die Bibeln verbrannt, die in den Einöden der Cevennen gehaltenen Verſammlungen durch Dragoner auseinander geſprengt. Der Wuth der Gegner ſetzten die Hugenotten eine unbeugſame Feſtigkeit entgegen; mehrere Prediger kehrten mit Lebensgefahr zurück; ein Edikt aus dem Jahr 1686 verhängte Todesſtrafe über ſie und lebenslängliche Galeeren über die, welche ſie aufnahmen oder beſchützten. Ueberall durchzogen Truppen die Provinzen, es war eine förmliche wilde Jagd auf die, welche die königliche Wohlthat nicht anerkennen wollten. Die, welche man auf der Flucht oder bei Verſammlungen traf, wurden mit Ketten belaſtet nach den Galeeren geſchleppt; ſchon im Juni 1686 waren deren über 600 zu Marſeille, und bald eben ſo viel zu Toulon; unter ihnen mehrere aus den vornehmſten Familien des Landes, David von Caumont, 79 Jahr alt, und Ludwig von Marolles, königlicher Rath; letzterer ſtarb 1692 und wurde auf dem Begräbnißplatz der Türken begraben, dem für die bis ans Ende in ihrem Glauben verharrenden proteſtantiſchen Galeerenſklaven beſtimmten Ort. Die Frauen wurden in Thürme eingeſchloſſen; ihre Zahl war beinah ebenſo groß als die der Männer auf den Galeeren. Noch waren die Reformirten unbewaffnet; allein aufs äußerſte getrieben, griffen ſie endlich zur Wehr, der Camiſardenkrieg brach aus, und mit ihm eine neue Periode in der tragiſchen Geſchichte des franzöſiſchen Proteſtantismus.

C. Schmidt in Straßburg.

---

12. Chriſtian Scriver.

5. April.

Der fünfte April des Jahres 1693 war der Todestag eines Mannes, der, wie ihm ſchon oft iſt nachgerühmt worden, ſeinen Namen mit beſonderem Recht getragen hat, eines Mannes, dem als

Prediger und Seelsorger, wie als Erbauungsschriftsteller unsrer evangelischen Kirche eine der ersten Ehrenstellen gebührt, M. Christian Scriver's.

Der evangelische Kalender hätte darum von Anfang an für diesen Monatstag keinen passenderen Namen und für diesen keinen würdigeren Träger finden können, als eben Scriver. Nun aber darf er auch nicht länger seinen Freunden das Lebensbild dieses Mannes vorenthalten, der in manchen Theilen des evangelischen Deutschlands stets fortgelebt hat im Herzen und im Munde der Gläubigen und durch dessen Schriften man immer wieder an das Wort des Val. Andreä gemahnt wird: die sind nun todt und leben noch; nun leben viel und faulen doch! Wenn Zeiten gekommen sind, wo man sein theilweise vergessen konnte, wo man seine Schriften „unter die Bank" oder „in finstre Winkel" geworfen hat — die letzten Jahrzehnte des vorigen und die ersten dieses Jahrhunderts, — so darf unsre Zeit um so mehr sich freuen, den von vielen Vergessenen oder nur dem Namen nach Genannten wieder ans Licht gezogen und zu Ehren gebracht zu sehen. Zu diesem Zwecke soll ein Scherflein beigetragen werden auch durch diese Zeilen, in denen wir, so weit es der enge Rahmen dieser Blätter gestattet, ein Bild des reichen, vielgesegneten Lebens zu geben versuchen.

Scriver wurde geboren am 2. Januar 1629. Acht Jahre früher war Johann Arnd und erst zwei Jahre vorher Val. Herberger in die obere Gemeinde eingegangen. So läßt der Herr der Kirche immer den im Kampfe für sein Reich Gefallenen andere nachrücken, die in ihre Stelle treten. Schon nach zwei Jahren (1631) wurde Heinrich Müller und sechs Jahre später (1635) Ph. J. Spener geboren. Und welch' reiche, seiner Kirche unvergänglichen Segen bringende Arbeit hat der Herr diesen Geistesheroen aufbehalten, und wie traten die später Berufenen mit ihrer Weinbergsarbeit als würdige Nachfolger in die Fußtapfen der vorangegangenen Väter! Scrivers Vaterstadt ist, wie er selber sie gerne nennt, das „edle Rendsburg" im Herzogthum Holstein, dem Lande, dessen Geschicke eben jetzt ganz Deutschland mit der lebhaftesten Theilnahme verfolgt. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges wütheten um jene Zeit verheerend über das Land. Scrivers Vater, ein angesehener Kaufmann, und seine Mutter, Abigail, geb. Guden widmeten sich mit aller Sorgfalt der christlichen Erziehung ihrer Kinder, unter denen unser Christian das sechste war. Die Eltern weihten das Kind dem Dienst Gottes gleich nach, ja schon vor seiner Geburt, die nach vorausgegangener wunderbarer

Bewahrung Gottes erfolgte. Der Vater nahm das Kind „manchmal, wenn er allein in der Stube war, aus der Wiege, herzte und küßte es, als wollte er jetzt schon die Freude genießen, die er zu haben hoffte, wenn er den Sohn einst im heiligen Amt sehen würde.“ Aber schon nach einem halben Jahre starb der Vater an der Pest, der auch zwei der Töchter erlagen. Auch die Mutter erkrankte daran und man fürchtete für das Leben des Kindes; doch genas die Mutter und auch das Kind blieb am Leben. Der Mutter, welcher nun die Sorge für das verwaiste Kinderhäuflein oblag, setzt der Sohn in späten Jahren noch manch' rührendes Denkmal kindlicher Dankbarkeit und erinnert sich immer mit großer Freude daran, daß er „diese gottselige Mutter gehabt, die durch viel Trübsal, so ihr in ihrem 26jährigen Wittwenstand zugestoßen, gelernt hatte, ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen und ihre Hoffnung in seiner Güte zu gründen.“ „Ich habe sie, sagt er, in meiner Jugend oft beten gehört, sonderlich des Morgens gar früh, weil sie, ehe ihre Kinder und Gesinde herfürkamen, und ehe sie einige häusliche Geschäfte angriff, diese heilige Uebung vorzunehmen pflegte, da sie denn mit vernehmlicher und erhobener Stimme und mit unterlaufenden vielen Thränen Gott anzurufen pflegte, mit recht großer Andacht und nachdrücklichen Worten. Insonderheit ist mir noch jetzt erfreulich und tröstlich, daß, wann sie für ihre Kinder nacheinander betete, und auf mich kam, sie so herzlich und eifrig bat, daß Gott mich mit dem Geist der Weisheit und des Verstandes, mit dem Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn beseligen und ausrüsten, meine Studien segnen, mir die nothwendigen Mittel dazu bescheren, mich vor des Teufels Macht und List, vor der bösen Welt Aergerniß und Sünden bewahren und mich ihm zum Werkzeuge seiner Gnade und Gefäß seiner Barmherzigkeit bereiten, und zu seiner Zeit seiner heiligen Bedienung in seiner Kirche würdigen und zu seinen Ehren und vieler Seelen Erbauung gebrauchen und endlich ewig selig machen wolle. Es ist leicht zu erachten, wie solch' Gebet mein Herze mag bewegt haben ꝛc.“ Das erste Werkzeug göttlicher Hilfe und Erhörung aller dieser Bitten war der fromme Prediger G. Kuhlmann, Propst zu Rendsburg, der die Wittwe zur Ehe nahm und treulich für die Kinder sorgte, mit besonderer Liebe aber dem jüngsten zugethan war, den auch er zu einem Diener der Kirche Gottes bestimmt hatte. Doch gleich als hätte Gott offenbaren wollen, wie es ihm gleichgelte, durch viel oder wenig zu helfen, raubte der Tod schon nach fünfthalb Jahren der Familie auch diese Stütze.

Zwar fand der Knabe bald edle Gönner, die sich liebreich seiner annahmen, besonders in dem Rektor der städtischen Schule, Joh. Namerich, und dem Amtsnachfolger seines Vaters, dem Propst M. Chr. Stranß. Aber durch den unseligen Krieg hatte die Familie so bedeutende Vermögensverluste erlitten, daß die anständige Erziehung der Kinder äußerst schwer wurde und die Heranbildung des jüngsten zum Geistlichen unmöglich schien. Da trat Gott wieder ins Mittel und zeigte der bekümmerten Mutter den Weg zu nachhaltiger Hilfe. Sie sandte ihren Christian zu einem Großoheim, Thomas Hebbers, einem begüterten Kaufmann in Lübeck; der faßte eine Liebe zu dem Knaben und sprach zu ihm: „Mein Sohn, fürchte Gott, bete und studire fleißig; sei deiner Mutter und deinen Präzeptoren gehorsam; ich will für dich sorgen, daß du Gott und mir einmal danken sollst, wann ich im Grabe liege!“ Und er hielt redlich Wort, indem er den Knaben nicht nur alsbald mit ausreichenden Geldmitteln versah, sondern auch mit testamentarischen Schenkungen bedachte. So besuchte nun Scriver bis 1645 die Schule seiner Vaterstadt und dann wegen der dortigen Kriegsunruhen noch 2 Jahre lang die zu Lübeck. Hier erwarb er sich die Gunst und das Vertrauen einer adeligen Wittwe durch die Treue, mit der er sich des Unterrichts ihrer Kinder annahm und durfte sich ansehnlicher Unterstützung durch sie erfreuen. Auf der Universität Rostock, die er im Jahre 1647 bezog, hatte er zu Lehrern unter andern: den trefflichen Quistorp († 1648), Caspar Mauritius, bei dem er zu Tische ging, und Joachim Lütkemann, seinen Beichtvater, einen Mann von Speners Ernst und Geist, dessen Wahlspruch war: „Ich will lieber Eine Seele selig als hundert gelehrt machen!“ Mit den rühmlichsten Zeugnissen und dem besten Erfolg beendigte er schon im dritten Jahre seine akademische Laufbahn, nahm sodann eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn J. Radeband in dem nur wenige Stunden von Rendsburg gelegenen Städtchen Segeberg an, erwarb sich auch „auf Anrathen seiner Vorgesetzten“ die Magisterwürde in der philosophischen Fakultät. So war er denn nahe am Ziele langgehegter sehnlicher Wünsche und durfte rühmen, daß ihn der Herr, wenn auch wunderbar doch herrlich geführt habe. „Mein Gott, sagt er in einer seiner zufälligen Andachten beim Anblick einer Wittwe mit viel unerzogenen Kindlein, ich danke dir, daß ich auch von Anfang meines Lebens eine Waise gewesen, und du dich meiner so treulich und väterlich angenommen hast. Du, Vater, hast das gethan, was mein irdischer Vater, wie lieb er mich auch

gehabt, nimmer hätte thun können." Auch jetzt empfieng er von ihm Wink und Fingerzeig für seinen weiteren Lebensgang. Die Verehlichung einer Schwester, Lucie Kuhlmann, mit dem Konrektor Trinceus in Stendal führte ihn im August 1652 auf den Wunsch der Mutter als Begleiter der Scheidenden in diese Stadt. Seine Heimreise verzögerte sich und während seines dortigen Aufenthalts erwarb sich Scriver durch mehrere Gastpredigten die Achtung und Liebe der Gemeinde, so daß, als bald hernach sein Schwager zum Diakonus an St. Jakob befördert wurde, der Magistrat kein Bedenken nahm, ihm die erledigte Stelle zu übertragen. Scriver war entschlossen, dem Rufe zu folgen, aber ehe er noch dieses Amt antrat, fügte es sich daß Trinceus eine anderweitige Berufung erhielt und annahm — er wurde Pfarrer in Bezzendorf — und nun wurde, im Februar 1653, Scriver das Diakonat übertragen, in das er am 11. März eintrat. „Der allmächtige Gott, bekennt er beim Amtsantritt, hat mich ausgesondert, das Evangelium zu predigen, und durch zwar unvermuthlichen, aber doch ordentlichen und rechtmäßigen Beruf in seine Ernte ausgesandt; er mache mich tüchtig durch seinen heiligen Geist, das Amt eines evangelischen Predigers würdig zu führen. — Wenn ich solches (2 Tim. 4, 2) werde thun, so zweifle ich durchaus nicht, daß es auch mir werde gehen wie es dem Herrn Jesu selber und allen seinen rechtschaffenen Nachfolgern gegangen ist, daß ich ohne Trübsal und Verfolgung nicht bleiben werde." Worauf er hier schon sich gefaßt hielt, das hat er in reichem Maße erfahren müssen. Aber er durfte auch in reichem Segen wirken und konnte beim Abschied von Stendal ohne Selbstlob bezeugen, „wer seinen Abzug gesehen, hätte mögen sagen: Siehe, wie haben sie ihn so lieb gehabt!" Wie hätte das auch anders sein können bei der heiligen Begeisterung, dem gewissenhaften Eifer fürs heilige Amt, worin Scriver keinem andern nachstand, bei der holdseligen, liebreichen Freundlichkeit und Sanftmuth, die sein ganzes äußeres Auftreten auszeichnete? In seinem Stendalischen Valetsegen, seiner Abschiedspredigt von dieser Gemeinde, durfte er mit vollem Recht seine Textworte aus 1 Thess. 2, 11—13 auf sich anwenden: Ihr wisset, daß wir, als ein Vater seine Kinder, einen jeglichen unter euch ermahnet und getröstet haben u. s. w. „Ich habe, dafür darf er sich auf's Zeugniß seiner Gemeinde berufen, Gottes Wort nicht verfälscht, sondern aus Lauterkeit, als aus Gott, für Gott, habe ich geredet und in Christo." Er war mit Herz, Auge und Mund ein Beichtvater und Seel-

sorger seiner ihm anbefohlenen Gemeinde, deren Glieder er alle persönlich kannte und auf fürbittendem Herzen trug. Auf die liebe Jugend hat er nicht weniger als auf die Erwachsenen sein Auge gerichtet und hat die „Kinderlehre oder Uebung des heiligen Katechismus, welche in Stendal durch das unselige Kriegswesen abkommen war, wieder angerichtet, ist oft voller Schweiß, matt und müde von der Kanzel gekommen und hat sich's doch nicht verdrießen lassen, eine halbe Stunde und länger unter den Kindern zu stehen und ihnen den Katechismus einfältig zu erklären;" worüber Spener, als er es erfuhr, seine herzliche Freude ausdrückte. „Ich danke meinem Gott von Herzen, bekennt er beim Abschied von Stendal, der mir an euch den mehren Theil fromme, gottselige, gutthätige, dankbare Zuhörer beschert hat." „Es ist diese fünfzehn Jahre her Eure christliche Andacht nicht müde worden, sondern haben sich aus allen Pfarren in großer Menge zu meinen Predigten eingefunden. Es haben sich Männer und Weiber gefunden, dieselbigen mit solcher Andacht angehört, daß sie zu Haus sie nachschreiben und auf's Papier bringen können, und mag ich nicht alles, was ich mit Wahrheit könnte, melden, daß es nicht das Ansehen gewinne, als wollt ich unter dem Vorwand, euch zu rühmen, mir selbst liebkosen und an einem üppigen Ruhm mich ergötzen." Dabei hat Gott auch seiner nicht vergessen mit seinem heiligen Kreuz, er hat „unterschiedliche starke Tränke aus dem Kreuzbecher seines Herrn Jesu thun müssen." „Was ich in und von wegen meines Amtes für Verfolgung, Verleumdung und Zunöthigung von gottlosen unruhigen und bösen Leuten erdulden müssen, das ist männiglich bekannt." Außerdem traf ihn viel schweres Hauskreuz. Kaum etwas über ein Jahr durfte er mit seiner Ehegattin „in großer, vergnügter Liebe" verbunden bleiben, da entriß sie ihm der Tod, und auch ein Söhnlein aus dieser Ehe folgte nach drei Jahren der Mutter. Diese war eine Tochter des General-Superintendenten Strahl, der ihn ordinirt und investirt hatte. Eine zweite Gattin fand er in der Tochter eines Amtsvorgängers, Katharina Herphard. Ihr hat er in seine Goldpredigten die Worte des Gerhard'schen Liedes geschrieben: „Viel Töchter bringen Geld und Gut, Sind zart am Leib und stolz am Muth; Du aber, meine Kron' und Zier, Gehst wahrlich ihnen allen für!" Auch von den Kindern aus dieser Ehe mußte er in Stendal drei „zur seligen Ewigkeit voranschicken." Am Tag der heiligen Engel, 1. Oktober 1667, zog er unter viel Thränen von seinem lieben Stendal ab, um nach Magdeburg überzusie-

deln, wohin er als Pastor an der dortigen St. Jakobskirche berufen worden war. Noch waren nicht vier Jahrzehnte verflossen seit der grauenvollen Zerstörung dieser Stadt durch Tilly. Die St. Jakobskirche war erst seit 1658 wieder aus dem Schutt erstanden, und noch immer wurde die Stadt durch mannigfache Kriegsdrangsale heimgesucht. Scriver klagt, die Gemeinde in einem sehr schlechten Zustand angetroffen zu haben; alles sei voll Uneinigkeit und Zanks, voll Haders und Neids gewesen, und er habe große Mühe gehabt „die verbitterten Herzen in der Liebe Jesu zu versüßen." Er wußte auch wohl, daß er in Magdeburg in keinen „Rosengarten" komme; sein Eingang schon geschah „nicht mit leichter Mühe", sondern „nachdem er mit Verläumdern und feindseligen Lügnern wohl gekämpfet und sie in der Kraft und in der Wahrheit Jesu überwunden." Er ist „mit seinem Herrn Jesu in diese seine Stadt übergefahren," predigt er beim Antritt seines Amtes am 19. Sonnt. n. Trin. nach Matth. 9, 1—8. Zu Anfang des vierten Jahres in Magdeburg ward er zum andernmale Wittwer, und lag um dieselbe Zeit selber Monate lang schwer krank darnieder. Und ob ihm auch der Herr im folgenden Jahr wieder eine fromme, treue Lebensgefährtin zuführte — sie war die Tochter des gewesenen Bürgermeisters Drehn in Magdeburg —, so war doch der Kreuzesbecher noch lange nicht geleert. Nur zehn Jahre währte diese friedliche Ehe und wiederholt brachten ihn schwere Krankheiten an den Rand des Grabes: er mußte mehreremale am Pyrmonter Heilbrunnen Hilfe suchen. Zu Anfang des Jahres 1679 verlor er zu seinem tiefsten Schmerz eine Tochter nach kurzer glücklicher Ehe mit dem Prediger M. J. H. Hävecker in Calbe an der Saale, und im Jahr 1681, als die Pest tausende von Menschenleben dahinraffte, einen erwachsenen hoffnungsvollen Sohn, den man „mit höchstem Recht ein Licht nennen mochte, dessen erstes Anglimmen schon zeigte, in welchem Glanz es dereinst Gott zu Ehren und der Kirche zum Besten leuchten werde." Gegen Ende dieses Jahres trat er noch einmal in die Ehe, und diese Gattin, Elisabeth Silo, Tochter eines Brandenburgischen Zeugwärters der Festung Spandau, durfte er bis an sein Ende behalten. Und wie im Haus, so wechselte auch im Amt vielfach die Freude mit Leid. In einer Predigt im vierten Jahr seines Magdeburger Aufenthalts klagt er mit dem Apostel Paulus: „Wir lieben euch zwar sehr und werden doch wenig geliebt. Ich rede von allen nicht; ich weiß wohl, daß mein Jesus und wir, seine Diener, um seinet-

willen noch etliche Freunde und dankbare Herzen unter euch haben, doch ist der größte Theil undankbar. Ich habe nun etliche Jahre euch das Wort Gottes mit allen Kräften gepredigt und jedermann mit meinem Amt nach meinem Vermögen gedienet; es ist aber mancher, der mir nicht einen Wassertrunk zur Erquickung geboten hätte." Und beim Abschied von Magdeburg bekennt er, zwar „im Anfang wie ein Engel Gottes aufgenommen worden zu sein;" aber zuletzt, klagt er wehmüthig, „nachdem sich die Zeiten geändert und der Herr beliebet hat, andre Personen auf den Schauplatz zu führen, so ists geschehen, daß man angefangen, mich zu verlästern, zu schmähen, zu verfolgen und anzufeinden, aus was Ursach, ist dem allwissenden Gott bekannt. Ich mag aber daran, setzt er hinzu, nicht mehr gedenken, sondern bezeuge hiemit öffentlich, daß ich alles, was mir zuwider geschehen, von Herzen vergebe, vergesse und mit einem versöhnten, liebreichen Herzen aus dieser Stadt ziehe!" So offen er an solchen Stellen redet, aber wohl weiß, daß es eine „verdrießliche Materie ist, davon die meisten nicht gerne hören," ebenso rücksichtslos straft er sonst immer alle im Schwang gehenden Sünden und Laster ohne Ansehen des Standes oder der Person, der Prediger, der hohen und niedern Obrigkeiten, der Akademien, Rathhäuser, Kanzleien und Gerichtsstuben. Nichts entgeht seinem alles nach dem Maßstab des göttlichen Wortes prüfenden Auge und strafenden Worte. Atheisterei und Religionsspötterei, päpstische Werkheiligkeit und gewohnheitsmäßiges Beten, Sonntagssünden und Hochzeitsmißbräuche, unsittliche Moden und Trachten, gottlose Bücher und ärgerliche Bilder, undeutsche Nachäfferei welscher Sitten und muthwilliges Processiren — alles straft er bei gegebenem Anlasse mit heiligem Eifer. Tief beklagt er oft das durch Kriege und andre Ursachen eingerissene Sittenverderben, das zerrüttete Zion, am bittersten aber das so weit verbreitete Namen- und Scheinchristenthum. Kein Wunder, wenn er „den Namen haben mußte, er predige allzu scharf." Konnte man ihm aber denn böse sein, wenn er z. B. eine scharfe Predigt mit den Worten schloß: ich bin nicht allein euer Hirte, und liebe euch, wann ich euch tröstlich predige, sondern auch, wann ich mit Eifer und Zorn predige. Ich liebe euch herzlich und suche eure Seligkeit. Gott weiß es. Ach Herr, laß mich finden, was ich suche, um Christi Jesu willen! Amen."? Mußte es ihm nicht die Herzen gewinnen und auch den Widerwärtigen den Eindruck geben, daß sie an ihm einen mit göttlicher Vollmacht ausgerüsteten Lehrer und treuen Seelsorger haben,

wenn er ein andermal die Predigt mit einer herzlichen Fürbitte für seine Zuhörer schließt, worin er sagt: „Ach Herr Jesu, du weißt und siehest, wie höchstnöthig diese Erinnerung und Warnung ist. Ich habe sie vorgetragen nach deiner Gnade, die du mir gegeben hast; ach allerliebster Erlöser, schreibe und versiegle sie in meiner Zuhörer Herzen. Siehe, Herr Jesu, es sind viel Seelen hier, bei denen ich merke, daß sie beginnen, dein Licht zu sehen; ach erleuchte sie mehr und mehr!“ Und wie ists ebenso offen als demüthig geredet, wenn er, in einer Predigt im Jahr 1683, sagt: „ich muß gestehen, daß ich auch oft von einem unzeitigen Eifer eingenommen worden, und deßwegen fast schwierig und verdrossen, das Wort des Lebens zu verkündigen.“ Dennoch, bekennt er aber, fühle er immer neues Verlangen, die Seelen zu gewinnen und in der Arbeit durch Gottes Gnade fortzufahren. Eine solche treue Arbeit in dem Herrn — und Scriver beschränkt sie nicht auf den Beicht- und Predigtstuhl, er weiß, daß ein Prediger muß seine Kanzel allenthalben aufschlagen, auch außer der Kirche — konnte nicht ohne mannigfachen Segen bleiben. Welche Freude ist's ihm, wenn er davon ein Exempel erzählen kann, wenn er z. B. in einer Predigt am 22. Sonnt. n. Trin. 1671 sich erinnern darf: „als ich vor 3 Jahren von dieser Sache auch ernstlich gehandelt habe, sind etliche Gemüther durch Gottes Gnade dergestalt beweget worden, daß sie nach geendetem Gottesdienst, als sie aus der Kirche gegangen, zu denen kommen, mit welchen sie in Streit gelebt hatten und haben ihre Versöhnung angeboten.“ Ein Beweis von dem Segen, den der Herr auf das mündliche Wort dieses seines Dieners legte, und wie dieser Segen ihn überdauern sollte, war der vielfach laut gewordene Wunsch, daß er auch durch geschriebenes Wort zur Erbauung der Gemeinde mithelfe. Scriver folgte der Aufmunterung hiezu gerne und in der umfassendsten Weise. Zwar seine Sonntagspredigten im Druck zu veröffentlichen konnte er sich lange nicht entschließen. Nicht nur nahm ihn in Magdeburg sein Amt allzu sehr in Anspruch — er wurde 1674 Assessor des geistlichen Gerichts, 1676 Scholarch, 1679 Senior der Stadtgeistlichkeit, 1685 Inspektor über die Kirchen des Magdeburgschen Bezirks, des Holzkreises, — sondern auch seine schon 1670 begonnene, aber erst kurz vor seinem Tode zum Abschluß gebrachte Seelenschatzarbeit, eine Ueberarbeitung und weitere Ausführung von Wochenpredigten in Magdeburg. Durch diese und seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit lebt er heute noch im Segen fort in der christlichen Kirche, der

er als ein Licht gedient hat, das im Leuchten für andre sich selber verzehrt. Suchen wir nun von hier aus diese seine Thätigkeit etwas näher kennen zu lernen durch Aufzählung und kurze Beschreibung seiner hauptsächlichsten Schriften.

In Stendal schon gab er u. d. T. „das blutrünstige Bild Jesu Christi" seine Antrittspredigt mit zwei andern (Passions-) Predigten und später einige andre einzelne Predigten heraus. 1658 erschienen erstmals auf Anhalten und durch Vorschub guter Herzen die Goldpredigten über die Hauptstücke des lutherischen Katechismus, worin er nach Psalm 119, 72 „die seligmachende Katechismuslehre mit der Betrachtung des Goldes erklärt und allem Gold und Schätzen der Welt vorzieht." Im Jahr 1848 sind diese Predigten zum erstenmal, 1861 in neuer Auflage von uns herausgegeben worden; der Abdruck ist wortgetreu und läßt nur das minder Werthvolle des Originals weg. Theilweis noch in die Stendaler Zeit fällt das Erscheinen derjenigen Schrift, die bis in die neueste Zeit unter all seinen Schriften die weiteste Verbreitung gefunden hat, und in der ganz besonders die ihm eigenthümliche Gabe, die christliche Wahrheit mit Gleichnissen aus der Natur und dem Menschenleben zu veranschaulichen, Bewunderung erregt: „Gotthelds 400 Zufällige Andachten," eine „Hand voll Kreuzblumen unter Dornhecken gewachsen," um „die Liebe Gottes in allen Dingen zu zeigen und das menschliche Herz dadurch zur Gegenliebe anzufrischen." Seine umfangreichste Arbeit, die allein hinreichen würde, ihm unter den Vätern unsrer Kirche eine der ehrenvollsten Stellen zu sichern ist der „Seelenschatz, darin von der menschlichen Seele hoher Würde, tiefem und kläglichem Sündenfall, Buße und Erneuerung durch Christum, göttlichem, heiligem Leben, vielfältigem Kreuz und Trost in Kreuz, seligem Abschied aus dem Leibe, triumphirlichem und fröhlichem Einzug in den Himmel und ewiger Freude und Seligkeit erbaulich und tröstlich gehandelt wird;" das Ganze ist ein beinahe 2000 Seiten starker Folioband, eingetheilt in fünf Theile und 74 Predigten oder längere Betrachtungen, je mit einem kurzen biblischen Text, der meist im Anfang der Predigt erklärt wird und an den sich der übrige reiche Inhalt in bester Form und Ordnung anreiht. Mit hoher Freude begrüßten die vornehmsten Gottesgelehrten jener Zeit das Erscheinen dieses Werks und mit wahrer Begierde sah man allenthalben der Fortsetzung und Vollendung desselben entgegen. Spener erklärte, daß er nichts daran zu ändern oder zu bessern wüßte und daß er bei diesem

auserwählten Freund ein viel reicheres Maß der Gaben finde, als ihm selber beigelegt sei, und er wolle nicht unterlassen, vor dem Herrn in seinem Gebet solcher Arbeit zu gedenken. Wer dieses Hauptwerk Scrivers kennen gelernt hat, der wird gewiß gerne einstimmen in die vielen rühmenden Urtheile der Mit- und Nachwelt über dasselbe, wovon wir nur das anführen wollen, das ein gründlicher Kenner Scrivers neuestens zu seinem Lobe abgegeben hat, der Seelenschatz mache ebensowohl durch seinen Inhalt wie durch seine Darstellungsweise den Eindruck eines in seiner Art unübertrefflichen Buchs. Die christliche Wahrheit wird darin so populär, so klar und überzeugend, so anziehend, eindringlich und erschöpfend vorgetragen, wie gewiß in wenig andern Erbauungsschriften alter und neuer Zeit. In der That fühlt man sich im Seelenschatz gleich sehr angezogen und zur Bewunderung hingerissen durch den überall sich offenbarenden heiligen Eifer des Verfassers für die Ehre seines Gottes und das Heil der ihm anvertrauten Seelen, wie durch die gründliche Vertrautheit mit der heiligen Schrift und die treue Anhänglichkeit an dieselbe und an die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche, die genaue Kenntniß des menschlichen Herzens in all seinen Bedürfnissen und Verirrungen, wie aller menschlichen Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, die Meisterschaft in treffender Anwendung oft der unscheinbarsten und entlegensten Bibelworte und der verschiedensten Erfahrungen seines eigenen häuslichen und pastoralen Lebens, die seltene Belesenheit des vielbeschäftigten Mannes in allen möglichen Profanschriften, historischen, medicinischen und juristischen Inhalts, den lieblichen Fluß seiner Rede, die ihm eigenthümliche wohllautende Breite und Fülle seiner Sprache, die Klarheit und Anschaulichkeit seiner Darstellungsweise, die er ausgerüstet mit klarem und hellem Geist und trefflichem Gedächtniß theils durch geschickte Verwendung des von ihm mit bienenartigem Fleiß gesammelten reichen Materials von alten und neuen Geschichten, theils durch die ihm allezeit in Menge zu Gebot stehenden Gleichnisse aus der Natur und dem alltäglichen Leben in oft überraschender Weise zu erreichen versteht.

Man muß staunen, wie er, um irgend eine Seite der christlichen Wahrheit zu veranschaulichen, alles nur Erdenkbare in seinen Dienst zu ziehen und zu einer sinnigen Gleichnißrede zu verwenden weiß. Da muß ihm Nahes und Fernes, Gewohntes und Ungewohntes dienen, da ist kein Reich der Natur, kein Land der Erde, kein menschliches Lebensverhältniß, kein Stand und Alter, das ihm

nicht irgend einmal seinen Beitrag liefern müßte, sei's nur zu vorübergehender oder zu ausführlicher Verwendung. Es wäre ein ebenso anziehendes als schwieriges Geschäft, aus der unerschöpflichen Fundgrube von Gleichnissen eine Auswahl des Ansprechendsten zu treffen. Wir müssen darauf verzichten und den Leser auf die Schriften Scrivers selbst verweisen. Alle die gerühmten Vorzüge finden sich im Seelenschatz am schönsten vereinigt, zeichnen aber mehr oder minder auch seine übrigen Schriften aus und machen deren Lektüre zu einer ebenso sehr fesselnden und genußreichen, wie für Geist und Herz wahrhaft segensreichen Beschäftigung.

Aus der Magdeburger Zeit stammen mehrere Jahrgänge Evangelienpredigten, deren Herausgabe Scrivers Schwiegersohn Hävecker besorgte. Dahin gehören: die Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes 1684, jüngst von uns zum erstenmal wieder herausgegeben (Stuttgart, Belser); Heilige und Gott wohlgefällige Haushaltung 1686; Neue Kreatur 1685. Später, zum Theil erst nach Scrivers Tod, sind erschienen: Erkenntniß Gottes 1692; Gedenksprüche 1697; Dreifaches Absehen 1698. Die meisten dieser Schriften, besonders die vier letzten, sind leider äußerst selten. Das Gleiche gilt auch von der, übrigens auch in neueren Abdrücken vorhandenen Schrift: Gottholds Siech- und Siegesbett, 2 Thle. 1687. 1694, eine Reihe köstlicher Betrachtungen für's Krankenbett, worin er sein eigenes Siechen und Siegen beschreibt, als edle, reife Früchte, hervorgewachsen aus tiefer christlicher Erkenntniß und eigenster Erfahrung. Er hat damit ein in schweren Krankheitstagen 1680 gegebenes Gelübde gelöst. Auch einige kleinere Schriften verdienen noch Erwähnung. Wir meinen außer den Predigten beim Amtsantritt und beim Abschied von Magdeburg, und einer Leichenpredigt vom Jahr 1677 („der süße Tod der Kinder Gottes") die Huldigungspredigt, gehalten im J. 1681, als Friedrich Wilhelm, „der große Kurfürst", die Huldigung der Stadt Magdeburg entgegennahm (der Leser findet sie in den Zehn Kasual- und Festpredigten Scrivers, 1653 — 1690, wo auch die drei vorhergenannten Predigten stehen); und das verlorene und wiedergefundene Schäflein, worin er ein merkwürdiges Erlebniß des Jahres 1672 erzählt. Der Bericht handelt nach dem Titel „von einem jungen Menschen, der sich vom Satan, mit ihm einen Bund zu machen verleiten lassen, endlich aber durch die Gnade des Höchsten errettet und befreiet worden." „Ich wollte, sagt er,

diese Uebung meines Glaubens für viel Geld nicht geben und gestehe, daß mir das geringe Häuslein, darin ich diesen Menschen in seiner Noth besuchen mußte, für eine gute Schule gedienet habe, in welcher ich sehr viel gelernet, und werde dieses Handels mein Lebetage nicht vergessen."

Auch den Liederschatz der evangelischen Kirche hat Scriver bereichert und durch einige Lieder, die schon längst in kirchliche Gesangbücher übergegangen sind, sich ein bleibendes Gedächtniß gestiftet. Die bekanntesten sind: Auf Seel' und danke deinem Herrn ꝛc. Der lieben Sonne Licht und Pracht ꝛc. Jesu, meiner Seelen Leben ꝛc.

Seine zahlreichen Schriften machten Scriver auch in der Ferne bekannt und brachten ihn in schriftlichen Verkehr mit manchem frommen Gottesgelehrten seiner Zeit, wie Mauritius, Spiegel, Geier, Kortholt, Spener u. A. Etliche Proben davon haben wir in der Evangelischen Volks-Bibliothek von Dr. Klaiber Band III., S. 207 ff. (wo in Band V. auch die Lieder sich finden) mitgetheilt; sie geben uns ein erbauliches Bild von dem durch und durch edeln, liebenswürdigen Wesen des theuren Mannes, seiner kindlichen Demuth und Herzenseinfalt, seinem gottergebenen Sinn, seiner Fassung und Gelassenheit auch in den schwersten Trübsalen. So erhielt er denn auch mehrere ehrenvolle Berufungen. 1676 sollte er als Pastor nach Halberstadt und als Propst nach Berlin gehen, drei Jahre später als Hofprediger der Gemahlin Karls XI. von Schweden nach Stockholm. So dringend besonders die letzte Einladung ergangen war, doch schlug er sie, wie die beiden andern, aus, indem er sein angehendes Alter, seine Leibesschwachheit und die Beschwerden der Reise vorschützte. Die Fürstin ließ nicht ab, zu bitten, und versuchte all seine Besorgnisse zu zerstreuen; „sie wünschte sich einen Mann, der fleißig auf ihr Thun und Vornehmen Achtung gebe, sie vor allem Bösen warnte und zum Guten ermahnte," u. s. f. Erst als Scriver, nachdem er von drei ihm befreundeten Theologen (Geier, Kortholt und Spener) sich hatte ein Gutachten geben lassen, auf seiner Weigerung beharrte, gab sich die edle Fürstin zufrieden. Daß er aber eines Wortes, das sie ihm unter andern geschrieben hatte, nicht los werden konnte, das gestand er selbst, als ihm 1690 auf seinen Geburtstag die Herzogin Anna Dorothea zu Sachsen, Aebtissin des Stifts in Quedlinburg als ihren Beichtvater, Oberhofprediger und Konsistorialrath zu sich berief. Obgleich früher fest entschlossen, Magde-

burg nicht mehr zu verlassen, wo er auch schon sein Erbbegräbniß sich ausersehen hatte, äußerte er jetzt doch, die Königin von Schweden habe, da er ihre Vokation nicht annehmen wollen, an ihn geschrieben, ihre Thränen würden ihn drücken, und er meine, sie haben ihn gedrückt, deßhalb wolle er diese Vokation willig annehmen. Die dem alternden Manne immer beschwerlicher fallende Amtslast, die ihn namentlich an seiner Seelenschatzarbeit viel hinderte, und manche Widerwärtigkeiten, denen er von Seiten eines Theils der Gemeinde ausgesetzt war, erleichterten ihm diesen Entschluß. Spener, der wahrscheinlich ihn der Fürstin empfohlen hatte, wünschte ihr Glück zur Annahme, und sie selbst war hocherfreut und hielt den theuren Mann in großen Ehren, so lange sie seines Besitzes sich freuen durfte. Aber nur drei Jahre lang ließ ihn der Herr auf diesem Arbeitsfeld, dann rief er den treuen Knecht zu einem seligen Feierabend. Vorher aber mußte er auch in diesem Amte noch maßlose Schmähungen über sich ergehen lassen, als 1691 und 1692 in Halberstadt und Quedlinburg Schwärmer auftraten, die Entzückungen und Gesichte vorgaben, die sogenannten Enthusiasten oder Inspirirten. Der Hauptunruhestifter war ein Mann üblen Rufes, Heinrich Kragenstein, Goldschmied in Quedlinburg. Scriver, der in seiner nüchternen Weise dem tollen Zeug fremd blieb und seine Heerde nach wie vor auf die grünen Auen und zum frischen Wasser führte, mußte sich einen „Heuchler und alten Bösewicht" schelten lassen, der „das Maul nicht aufthue."

Unter solch' trüben Erfahrungen nahte der Abend seines vielbewegten und an Prüfungen so reichen Lebens. Im Februar 1693 befiel ihn, nachdem Vorboten sich schon vom Jahr 1685 an eingestellt hatten, ein heftiger Schlaganfall, der ihm das Gedächtniß und die Sprache raubte. Er erholte sich zwar wieder so weit, daß er am 4. März mit den Seinigen das heil. Abendmahl feiern und sie zum Abschied segnen konnte. Aber seine Kraft war gebrochen. Er harrte von nun an, in freudiger Erwartung seines Heimgangs, still und geduldig auf seinem Lager aus. Als ein Freund ihn mit dem Tod Christi tröstete, sagte er: Ja, wenn wir den nicht hätten, so wären wir die allerunglücklichsten unter allen Kreaturen. Als man ihm aus Arnds Paradiesgärtlein dessen Gebet „um ein seliges Ende" vorlas und den darin enthaltenen Trost anwünschte, antwortete er: Den will ich auch mitnehmen! Oft hob er seine Arme empor, wie um einen ankommenden Freund zu em-

pfangen, mit den Worten: Nun! Nun! als wollte er sagen: Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren! Ein andermal sagte er: Ich bin froh! oder betete er: Laß mich dein sein und bleiben ꝛc. Den Tag vor seinem Ende antwortete er seiner Gattin auf die Frage, ob er Jesum in seinem Herzen habe, mit lauter, freundlicher Stimme: Ach ja, ich sehe und schmecke, wie freundlich der Herr ist! Am 5. April erlosch das Lebenslicht, das so viele mit seinem lieblichen Schein erquickt hatte. Nach einem heißen, aber schönen Arbeitstag ließ der Herr seinen treuen Diener und Kreuzträger unter den Gebeten der Seinigen durch einen sanften Tod zur ewigen Ruhe eingehen, im Alter von 64 Jahren, 3 Monaten und 3 Tagen. Am 11. April wurde die sterbliche Hülle nach Magdeburg abgeführt und in der dortigen St. Jakobskirche feierlich beigesetzt. Dort soll noch sein Bild in Lebensgröße zu sehen sein, mit der Ueberschrift: Nicht ich, sondern Gottes Gnade! (1 Kor. 15, 20). Am 20. begieng hierauf Quedlinburg die Leichenfeier, zu der auch von Magdeburg Abgeordnete herbeigekommen waren. M. Seth Calvisius, Konsistorialrath und Stiftssuperintendent, hielt die Leichenpredigt nach Psalm 37, 4. 5 über das Thema: der am Herrn ihre Lust habenden und auf ihn hoffenden Kinder Gottes gewährter Wunsch und vergnügte Hoffnung; der Gymnasialrector, M. Sam. Schmidt, hielt die Parentation über die treffend gewählten Worte aus 2. Sam. 3, 38: Wisset ihr nicht, daß ein Großer in Israel gefallen ist? Nur ein Sohn aus zweiter und die einzige Tochter aus letzter Ehe überlebten den Vater; 12 Kinder hatte er müssen zu Grab geleiten! Der Sohn, Michael Heinrich, wurde ein angesehener Kaufmann in Kiel, die Tochter, Katharina Elisabeth, verehlichte sich an Polykarp Leyser, nachherigen Superintendenten in Merseburg.

Was der Herausgeber einer Schrift Scrivers ein halbes Jahr nach seinem Tod von ihm sagt: Es steht dieser eifrige Moses, dieser betende Elias, dieser fromme Samuel gleichsam vor eines jedweden Angesicht mit himmelan gewendeten Augen und Händen, wie er gewöhnt war in seinem Leben; das zeigt uns, welch' einen tiefen, ehrfurchtgebietenden Eindruck dieses edle Christenleben zurückließ. Noch heute erfüllt sich sein Wahlspruch: Als die Sterbenden, und siehe wir leben (2 Kor. 6, 9)! an Tausenden in der Gemeinde. Und nie wird die evangelische Kirche aufhören, in ihrer Schatzkammer die Schriften Scrivers treu zu

bewahren als eine ihrer schönsten Zierden, als theure Kleinodien und lebendige Samenkörner zu einer Saat für die Ewigkeit.

W. L. Ergenzinger in Unterriexingen in Würtemberg.

---

13. Philipp Jacob Spener.

5. Februar.

Hat es unter den Männern Gottes je einen gegeben, bei welchem — soweit das menschliche Auge sieht — der Ernst der Heiligung jeden Flecken ausgetilgt und das vollendete Bild eines christlichen Heiligen hergestellt hat, so ist es Spener gewesen, und dies ist es, wonach ihm vorzugsweise in einem evangelischen Kalender eine Stellung gebührt.

Speners Jugend fällt in diejenige Periode, worin bereits die Schmerzensfrucht an's Licht zu treten anfängt, welche die Wehen des dreißigjährigen Krieges der evangelischen Kirche getragen hatten, wo das bisher fast ausschließlich den Fragen der Glaubenslehre und der Streittheologie zugewendete Interesse sich auf den Ausbau des christlichen Lebens hinzurichten angefangen. Auch Speners geistlicher Lebensführung kam dies zu Gute. Er wurde 1635 in Rappoltsweiler in der Grafschaft Rappoltstein im oberen Elsaß geboren, wo sein Vater gräflicher Hofmeister und später Rath war. Seine Kindheit verdankte namentlich einer verwittweten Gräfin von Rappoltstein, seiner Pathin, tiefere Eindrücke. Schon in dem dreizehnjährigen Knaben ruft der Eindruck ihres Sterbebettes den Wunsch hervor: „mit ihr von der Welt abzuscheiden, wie er denn damals eine Zeit lang seine Auflösung von Gott mit Gebet zu erzwingen suchte." Auf der Straßburger Universität, wohin er sich 1651 im sechszehnten Jahre begab, wirkte damals Johann Schmid als Professor und als Prediger, ein Mann, welcher von seinen Zeitgenossen als einer der lautersten christlichen Charaktere geschildert wird, dem viele Jünglinge ihre Erweckung zur Frömmigkeit verdankten. Diesen stärkenden Eindrücken von außen brachte der jugendliche Spener, welcher, nie durch eine Bekehrung hindurchgegangen, von Anfang an die Taufgnade bewahrt hatte, ein offenes und empfängliches Herz entgegen. Schon als Knabe ernst, still und blöde, weiß er zum Beweise, daß auch er „böse" gewesen, nichts andres anzuführen, als daß er sich einst im zwölften Jahre zu einem Tanze habe verleiten lassen. Auch das dient ihm zu

seiner geistlichen Förderung, daß er schon früh auf Arndts „wahres Christenthum" aufmerksam gemacht worden, das einzige Erbauungsbuch, welches damals die lutherische Kirche besaß, in welchem in einer öden Zeit Tausende einen Wegweiser zu Christo gefunden, außerdem aber auch auf einige, von den strengern Lutheranern freilich perhorrescirte, erweckliche Erbauungsbücher der englischen Kirche. Seine Universitätszeit verfloß still und auf die Studien zurückgezogen. „Mit Tanz und Fechtboden, sagt er von sich, mit Trinken, Curtoisiren, Stutzen, Schlagen hab' ich Nichts zu thun gehabt."

Nach beendigten Studien pflegte man damals zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung gelehrte Reisen zu machen, und auch Spener unternahm 1660 eine solche, zunächst nach der Schweiz, nach Basel und Genf, wo er zum ersten Mal mit der reformirten Kirche in Berührung kam und — wiewohl durch seinen akademischen Lehrer Dannhauer gegen dieselbe sehr eingenommen — doch von dem christlichen Leben der Genfer Geistlichkeit und Laien einen vortheilhaften Eindruck erhielt. Namentlich wirkten auf ihn die Vorträge des feurig begeisterten Bußpredigers Labadie, dessen Manuel des prières er auch später in einer deutschen Uebersetzung herausgab. Eine in's Innre von Frankreich beabsichtigte Reise war er durch Erkrankung aufzugeben genöthigt gewesen und kehrte also am Ende des Jahres 1661 wieder nach Straßburg zurück. Noch einmal entfernte er sich von dort als Reisebegleiter des jungen Grafen von Rappoltstein und erfuhr in Würtemberg sowohl am Hofe von Stuttgart als in Tübingen so viele Theilnahme und Freundschaft, daß man damals schon daran dachte, ihn für die würtembergische Landeskirche zu gewinnen. Eine Vocation nach Straßburg führte ihn jedoch in diese seine zweite Vaterstadt zurück, und er erhielt hier eine sogenannte Freipredigerstelle, welche ihn nicht zur Seelsorge, sondern nur zum Predigen verpflichtete, so daß sich damit um so eher die Funktion als academischer Privatdocent vereinigen ließ. Nur kurze Zeit aber sollte er in dieser untergeordneten Stellung seiner vaterländischen Kirche dienen: erst einunddreißig Jahr alt, erhält er 1666 den Ruf als Senior und Pfarrer an der ersten evangelischen Kirche von Frankfurt a. M. Statt bei solchen Berufungen sich nur mit Fleisch und Blut zu besprechen, pflegten manche ernstere Männer in jenen Zeiten ihre Entscheidung von dem Gutachten entweder angesehener Theologen oder ihrer kirchlichen Behörden abhängig zu machen; auch Spener stellte seinen Entschluß dem Straßburger Magistrat anheim, wel-

cher nach Berathung mit der theologischen Facultät diesen ansehnlichen Ruf als einen göttlichen betrachten zu müssen erklärte und seinen hoffnungsvollen Zögling an die deutsche Reichsstadt überließ.

Es war ein Wirkungskreis mit großen und schwierigen Aufgaben, in welchen Spener in Frankfurt eingetreten war, zumal bei den hohen Ansprüchen, welche der fromme junge Mann an sich selbst und an sein Amt machen zu müssen glaubte. Das Bild, welches Paulus von der christlichen Kirche, ihrer Idee nach, entwirft, in die Wirklichkeit einzuführen, war die Aufgabe, die ihm vor Augen stand: eine nicht blos durch das lutherische Bekenntniß, sondern durch das christlich-lutherische Glaubensleben zu einer Einheit verbundene Gemeinde, regiert durch das Zusammenwirken der drei Stände des obrigkeitlichen, des geistlichen und des Hausvaterstandes. Die Zustände aber, welche Spener in Frankfurt wie in allen lutherischen Landeskirchen vor Augen sah, wie verschieden von diesem Kirchenideal! Wie in allen Volkskirchen das Glaubensleben nur bei Einzelnen zu finden, so war in großen Stadtgemeinden fast überall, auch in Frankfurt, selbst die äußere Zucht und Ordnung gefallen, die Geistlichen mit handwerksmäßiger Erfüllung ihres Berufs zufrieden und auch schon der Zahl nach für Ausübung der Seelsorge bei Weitem nicht ausreichend, die Obrigkeit aber, welche in Reichsstädten durch eine Deputation von Scholarchen den Kirchenconventen beiwohnte, den Anträgen des Ministeriums auf strengere kirchliche Zucht öfters, statt dieselben zu unterstützen, mehr hinderlich und entgegen. — Ein reformatorischer Eliaseifer war nun Spenern nicht gegeben, sein Eifer ist eine sanfte Flamme vor dem Herrn, überall von Vorsichtigkeit, Milde und Demuth begleitet, daher auch der Character seines Wirkens in seinen verschiedenen Stellungen, wie in seiner allgemeinen Einwirkung auf die Kirche nur der der Allmählichkeit. Von dem Bestehenden so wenig als möglich anzutasten, es vielmehr von Innen heraus mit neuem Geiste zu erfüllen und dadurch zum Bessern fortzubilden, darauf legt er es auch in seinem neuen Wirkungskreise an.

Als Grundlage für die Heilserfahrung will er zunächst in der Gemeinde die Heilserkenntniß in reichem Umfang verbreitet wissen. Was hiefür in der lutherischen Kirche geschehen, war unzureichend gewesen. Der Katechismus und Unterricht der Schulen beschränkte sich größtentheils auf todtes Memoriren, die Predigttexte waren auf die sonntäglichen Pericopen beschränkt, die Predigten zu dogmatisch, zu unpractisch und zu gelehrt für die

Gemeinden. Wer die Kirche bauen will, muß von der Jugend anfangen. Dies Wort Luthers ſtand auch ihm vor Augen und die Belebung der Katechismuslehre iſt ſeine nächſte Angelegenheit. Nach Berathung mit ſeinen Collegen wird beſchloſſen, das jedesmalige Stück der Katechismuslehre in den vorhergehenden Nachmittagspredigten zu behandeln; er ſelbſt geht daſſelbe in den Exordien ſeiner Vormittagspredigten durch. Obwohl als Pfarrer zur Ausübung der Katechismuslehre nicht verpflichtet, geht er dennoch ſeinen Collegen darin mit ſeinem Beiſpiele voran und erweckt durch ſein Geſchick mit der Jugend zu verkehren ein immer ſteigendes Intereſſe daran, ſo daß ſich zu ſeinen in den ſonntäglichen Nachmittagsgottesdienſten gehaltenen Katechismusübungen allmählich auch die Erwachſenen in zunehmender Anzahl einfinden. War auch bei ihm nach der Gewohnheit der Zeit das nächſte Augenmerk nur auf das Verſtändniß der göttlichen Wahrheit gerichtet geweſen — beſonders nachdem ein Durchreiſender, welcher ſeine Katechismuslehre beſucht hatte, die Frage ihm an's Herz gelegt: Aber wie bringen wir den Kopf in das Herz? iſt er immer ernſtlicher darauf bedacht, mit dem Verſtändniß der Wahrheit ihre Anwendung auf das Leben zu verbinden und wird ſo der Urheber einer neuen practiſcheren Methode des katechetiſchen Unterrichts. In weiten Kreiſen wurden ſeine tabulae catecheticae in 108 Tabellen, welche 1683 erſchienen, dankbar benutzt. Was die Predigt betrifft, ſo machte er für dieſelbe die größeſte Schlichtheit und Gemeinverſtändlichkeit, das gründliche Verſtändniß der heiligen Schrift und die practiſche Anwendbarkeit zu ſeiner Aufgabe. Mögen ſeine Predigten durch ihre vorherrſchende Lehrhaftigkeit und den gänzlichen Mangel an dem, was wir Begeiſterung nennen, auch in Folge der Weitläufigkeit und allzugroßen Länge auf uns den Eindruck der Trockenheit machen; aber daß ſie den ſaftigen Kern des Evangeliums darboten, welchen der Zuhörer in jener Zeit ſo ſelten zu hören bekam, gab ihnen eine Anziehungskraft, welche die Herzen der Vornehmen wie der Geringen gewann. Auch nach einer andern Seite hin ſuchte er die Predigten fruchtbarer zu machen. Um eine größere Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift zu verbreiten, als es durch die ſtets wiederkehrenden und nicht immer practiſch fruchtbaren Pericopen der Fall war, benutzte er die Exordien ſeiner Predigten zur Erklärung anderweitiger Bibeltexte, namentlich aus den neuteſtamentlichen Briefen. — Beſonders troſtlos ſtand es um das damalige Beichtweſen. In großen Gemeinden, wie in Frankfurt, war es auch den beſſer geſinnten Geiſt-

lichen gradezu unmöglich gemacht, wie der große lutherische Katechismus es fordert, vor Ablegung der Beichte, erst von dem innern Zustande der Beichtkinder sich einen Eindruck zu verschaffen, so daß man sich an dem bloßen Hersagen der Beichtformulare genügen ließ. Daß durch todten Mechanismus der Beichte das heilige Sacrament selbst bei den Beichtvätern wie bei den Confitenten zum bloßen opus operatum herabsank, war eins der tiefsten Bekümmernisse Speners, welches ihn vielfach nach Vermehrung der geistlichen Kräfte seufzen läßt. Durch die in mehreren Theilen der lutherischen Kirche in Uebung gekommene Hausanmeldung der Abendmahlsgenossen bei dem Geistlichen konnte jenem Uebelstande wenigstens in Etwas abgeholfen werden, doch vermochte Spener diesen Gebrauch in Frankfurt ebenso wenig einzuführen, als — was er so sehr gewünscht hätte — die Confirmation der jungen Abendmahlsgenossen.

Alle bisher erwähnten Einrichtungen hatten das Geleise der gangbaren kirchlichen Ordnung inne gehalten. Anders war es mit den Privatversammlungen zur Erbauung, welche unter dem Namen conventicula bald die ganze Kirche in Bewegung setzten. An sich war die Sache eine durchaus unverfängliche, ja sogar durch die Symbole der lutherischen Kirche gebilligte. Colloquia mutua der christlichen Brüder untereinander über Gegenstände der Religion hatten die schmalkaldischen Artikel gebilligt und empfohlen. Nun hatte eine Anzahl erweckter Freunde von Spener den Vorschlag gemacht, anstatt zu weltlichen Gesellschaften zu geistlichen Gesprächen zusammenzukommen. Diesen Wunsch konnte Spener nicht anders, als billigen und er erbot sich selbst sein Studierzimmer zu diesem Zwecke herzugeben und als Geistlicher an die Spitze zu treten (seit 1770). Erbauungsstunden in unserm Sinne des Worts, waren dieses nicht, sondern gemeinschaftliche Unterredungen über den erbaulichen Inhalt — anfangs gewisser Erbauungsbücher, später über Bücher der heiligen Schrift. Von selbst machte es sich dabei, daß eigentlich nur die Gebildeteren das Wort führten. Auch diese neue Einrichtung, wie unverfänglich sie war, hatte Spener, um vor jeder Einrede sicher zu sein, nur nach Berathung mit seinen Amtsgenossen unternommen. Unter den Weltlichgesinnten, Geistlichen wie Laien, entstanden jedoch, besonders außerhalb Frankfurts, üble Nachreden, auch gab damals, wie Spener berichtet, der Name der colloquia pietatis zur Entstehung des Namens Pietisten die erste Veranlassung. Bald wurden hie und da in der Stadt auch ohne Mitwirkung von Geistlichen

solche Versammlungen gehalten, in einigen Fällen auch mit Uebertreibungen, so daß Spener selbst bei einer derselben auf Schließung dringen mußte. Was jedoch ein noch größeres Uebel war: in der gemeinschaftlichen Erbauung mit Gleichgesinnten fanden begreiflicherweise manche Theilnehmer reichlichere Erbauung, als beim Gottesdienst, und namentlich war es der Abendmahlgenuß mit dem großen gemischten Haufen, welcher nun den ernster Gesinnten bedenklich wurde. So entstand aus diesen Conventikeln zum größten Anstoß der kirchlich Gesinnten, aber auch zum größten Schmerz für Spener selbst, ein Separatismus von der Kirche. Was nur wenigen Lehrern gelingen wird, den Verirrungen von Schülern zu steuern, welche an Eifer in der Heiligung ihre Lehrer zu übertreffen meinen, das gelang allerdings Speners Weisheit. Eine durch Weisheit und geistliche Unterscheidungsgabe ausgezeichnete Schrift „Der Klagen über das verdorbene Christenthum Mißbrauch und rechter Gebrauch" 1684, machte auf jene Kreise einen solchen Eindruck, daß, wie Spener selbst mittheilt, „fast alle irre Gewordenen" zur Kirche wieder zurückgeführt wurden. Immer jedoch blieb der gegebene Anstoß, und der Same des Separatismus erhielt sich in den rheinischen Grafschaften.

Unter Allem aber, was Spener während seines Frankfurter Aufenthalts für das Heil der Kirche unternahm, war nichts in dem Grade bedeutungsvoll und einflußreich als die Herausgabe seiner kleinen Schrift: „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach einer gottgefälligen Besserung der wahren evangelischen Kirche" 1675. Was Spener in dieser Schrift aussprach, waren Wünsche und Bedürfnisse, welche seit dem Ende des Krieges in vielen Herzen wach geworden, denen er aber durch diese Schrift zuerst den Ausdruck verliehen hatte. Mit Jeremia's Klage: „Ach daß ich Wassers genug hätte in meinem Haupt" beginnend, stellt der Verfasser aus tiefbewegter Seele die Schäden der evangelischen Kirche dar und empfiehlt sechs Heilmittel zu ihrer Verbesserung. 1) Die reichlichere Verbreitung des Wortes Gottes und Privatversammlungen, um in die gründlichere Erkenntniß der Schrift einzudringen. 2) Die Aufrichtung und fleißige Uebung des geistlichen Priesterthums, die Mitwirkung der Laien mit dem Pfarramt durch Erbauung Anderer und namentlich seiner Hausgenossen und das Mitstreiten im Gebet. 3) Die ernste Ermahnung, daß es mit dem Wissen im Christenthum nicht genug sei, daß die thätige Ausübung dazu kommen müsse. 4) Das rechte Verhalten gegen Irrgläubige und Ungläubige, die Polemik in herzlicher Liebe

und der lebendige Trieb, den Gegner nicht blos zu überzeugen, sondern auch zu bessern. 5) Eine Art des theologischen Studiums, wobei den Theologen eingeschärft würde, daß nicht weniger an ihrem gottseligen Leben, als an ihrem Fleiß und Studiren gelegen. 6) Eine andere Art zu predigen, in welcher das Hauptstück wäre, daß das Christenthum in dem innern oder neuen Menschen besteht, dessen Seele der Glaube und dessen Wirkungen die Früchte des Lebens sind. — Von allen Seiten und von den vornehmsten Theologen erhält Spener zustimmende Zuschriften; öffentliche Stimmen von Geistlichen und Laien sprechen die wärmsten Danksagungen aus; manche der gemachten Vorschläge, wie natürlich auch die colloquia pietatis werden von ernsteren Geistlichen sofort in's Werk gesetzt, und noch immer schweigt die in ihren tiefsten Schäden angegriffene Orthodoxie! — so überaus bemessen waren auch hier Speners Aeußerungen gewesen, so hatte er Bedacht genommen, seine eignen Klagen und Beschuldigungen durch große kirchliche Autoritäten vertreten zu lassen. — Zwanzig Jahre hatte Spener so in Frankfurt eine gesegnete Thätigkeit entwickelt, geheime Neider und Widersacher hatte er so manche gefunden, unter denen der vornehmste in der nächsten Nähe von Frankfurt, der Hofprediger Mentzer in Darmstadt war, öffentlich jedoch hatte unter dem schreib- und streitfertigen Theologengeschlechte jener Zeit nur eine einzige Stimme sich gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben, ein Diakonus Dilfeld in Nordhausen, ein schwacher und unklarer Mann, dessen Anklage wirkungslos verhallte. Aus der Schule eines Dannhauer, des streng lutherischen Kirchenhauptes von Straßburg, hervorgegangen, hielt damals Spener auch noch die lutherische Orthodoxie in ihrer strengsten Fassung fest, wie dies unter anderen eine von ihm in Straßburg gehaltene scharfe Predigt gegen die Reformirten bezeugt (1667) und seine Vertheidigung des elenchus nominalis auf der Kanzel, der namentlichen Bezeichnung der bekämpften Irrlehrer. Die Vorkämpfer der orthodoxen Theologie und selbst ein Calov, der unerbittliche Ketzerrichter in Wittenberg, würdigten ihn ihres freundschaftlichen Briefwechsels. Doch schon fingen die Bewegungen sich zu regen an, welche diesem Frieden ein Ende machen sollten. Eine immer weitre Ausdehnung hatte während dieses Zeitraums die unabhängig von ihm entstandene aber mächtig von ihm geförderte geistliche Erweckung gewonnen. Schon damals erwachte die Ahnung in ihm, daß eine neue Segensperiode für die Kirche begonnen habe. „Daß in mehreren Orten, schreibt er 1675, auch die Studiosen

ihr Haupt erheben, habe ich selbst mit Freude wahrgenommen. Solche Bewegungen der Geister, wie sie gleichzeitig bei Vielen wahrgenommen werden, sind ein unzweifelhaftes Zeugniß der göttlichen Wirksamkeit und scheinen zu zeigen, daß eine Zeit anbreche, wo Gott sich seiner Kirche erbarmen werde. Wisse, daß nicht blos in unserer Kirche jene Richtung vorhanden sei, sondern daß auch unter den Reformirten sich viele finden, welche ernstlich die Sache Gottes treiben, ja selbst im römischen Reich und seiner dichten Finsterniß trachten mehrere mit ernstem Verlangen nach einer Besserung ihrer Zustände. Schon seit einiger Zeit glaubte ich Etwas zu bemerken, was mit jenem Jahrhundert Aehnlichkeit hat, welches der von Gott geschickten Reformation Luthers voranging." [1])

Nun war die Zeit gekommen, wo Speners Licht auf einen noch höheren Leuchter gestellt und seine Persönlichkeit in noch höherem Grade für die ganze deutsche Erweckung der Mittelpunkt werden sollte. Im Jahre 1686 erhielt er den Beruf zu der mit Sitz und Stimme in dem Oberconsistorium verbundenen sächsischen Oberhofpredigerstelle — der damals ersten geistlichen Stelle im evangelischen Deutschland. Auch jetzt überläßt der demüthige Mann das Gutachten über Ablehnen und Annehmen dieses ehrenvollen Rufes einer Anzahl frommer Theologen, und erst nachdem diese einstimmig den Ruf für einen göttlichen erklärt, giebt er seine Zusage. Characteristisch für ihn ist bei den amtlichen Verhandlungen über diesen Ruf mit dem damaligen Hofprediger Carpzov, welche noch vorhanden sind, daß dieser ihn erst daran erinnern muß, sich auch nach den Gehaltsverhältnissen zu erkundigen! — Wie viel großartiger und umfassender auch der neue Wirkungskreis war, der sich für Spener in Dresden eröffnete — was hilft das günstigste Fahrwasser, wo conträre Winde in die Segel stoßen! „Widerstand, klagt Spener, auf allen Seiten; wo ich mich für eine Sache verwende, da ist's genug, daß gar nichts geschieht." In Frankfurt hatte er zu klagen gehabt, daß manche gute Einrichtung durch Uebelwollen und durch Schlaffheit der Obrigkeit nicht zu Stande gekommen, und doch hatte er hier als Senior das Gewicht seiner eigenen Persönlichkeit und die Autorität eines einstimmigen und seinen Intentionen wohlgeneigten Ministerii in die Wagschale legen können. In Sachsen war er nur eine einzelne Speiche in dem büreaukratischen

1) Consilia lat. III. 168.

Triebrade geworden, hatte unter seinen eigenen Collegen offene und versteckte Gegner, am Hofe zweifelhafte Freunde, in den theologischen Facultäten von Leipzig und Wittenberg zum großen Theil erklärte Widersacher. So hatte sich nach einem kurzen günstigeren Anfange seit Beginn des J. 1689 das Verhältniß gestellt. Im März dieses Jahres hatte Spener nämlich, von seinem beichtväterlichen Gewissen gedrungen — da ihm bei dem Kurfürsten, der immer nur auf kaum 3 Tage in Dresden verweilte, der persönliche Zutritt nicht vergönnt war — schriftlich dem Fürsten eine ernste sittliche Vorhaltung zu thun sich erlaubt, durch welche auf einmal der ihm bis dahin wohlgewogene fürstliche Gönner in seinen erbittertsten Feind verwandelt wurde. Welcher Art diese Vorhaltung gewesen, ist bei der strengen Discretion Speners nie bekannt geworden, sie läßt sich indeß aus einer Andeutung Speners in einem Brief an seinen Schwiegersohn Rechenberg erkennen. „Was man Euch, schreibt er am 15. Apr. 1689, von der Krankheit des Kurfürsten berichtet hat, ist nicht zu uns gelangt, aber wenn er so zu leben fortfährt, haben ihm die Aerzte einen plötzlichen Tod verkündigt," und was er später, nachdem Georg III. im Sept. 1691 im Lager bei Tübingen erkrankt, plötzlich starb, an eben denselben meldet, daß der Fürst „intestinis corruptis" gestorben sei. Wie wenig übrigens bei aller Zornesaufwallung über Speners That der Kurfürst die Hochachtung für die Persönlichkeit desselben zu unterdrücken vermochte, davon zeugt die Ehrerbietung, welche sich bei aller Leidenschaft in in der Antwort auf jenen beichtväterlichen Brief ausdrückt und eben so auch in dem Entlassungsschreiben des Fürsten, worin er ihm die Zusicherung einer Leibrente für seine Frau im Falle seines Ablebens wiederholt. Nur von oben hatte dem von Natur so blöden und bescheidenen Manne der Muth zu jenem Schritte kommen können — ein erhabener Beleg für jene Wahrheit, welche Franke in seinem Traktat „Nikodemus oder über die Menschenfurcht" so nachdrücklich eingeschärft hat, daß wer Gott fürchtet, Menschen zu fürchten aufhört! Bei der Ueberzeugung Nichts von dem unterlassen zu haben, was Vorsicht und Ehrerbietung bei einer solchen Amtspflicht geboten, bleibt Spener auch unerschüttert, als die Folgen der fürstlichen Ungnade sich über ihn ergießen und das Heer seiner Neider und Hasser im ganzen Lande schadenfroh in die Hände klatscht. Mit Entschiedenheit lehnt er die im Auftrage des Fürsten an ihn ergangene Aufforderung, selbst seinen Abschied zu fordern, ab und zieht lieber vor tagtäglich den bittern

Kelch zu trinken, welchen dem durch die fürstliche Ungnade machtlos gewordenen Manne die Hofleute und seine eigenen geistlichen Collegen reichen. Weder, daß der erzürnte Kurfürst dem Präsidenten des Geheimen Raths die Erklärung abgiebt, „daß der fortgesetzte Anblick Speners ihn noch nöthigen werde, seine Residenz zu verlegen," noch die Drohung katholisch zu werden, vermögen ihn in seinem Entschlusse wanken zu machen, so daß um dem Verlangen des Kurfürsten gerecht zu werden, dem Geheimen Rathe nichts anderes übrig blieb, als dem so verhaßt gewordenen Oberhofprediger eine auswärtige Vocation zu verschaffen. Hiezu bot sich nun eine Gelegenheit in Berlin. Von dort aus war schon vor diesem Vorfall an Spener der Antrag zu einer Probsteistelle ergangen; da dieser jedoch den Wunsch aussprach, daß die beiden Höfe die Sache unter sich ausmachen möchten, in Berlin aber man voraussetzte, daß der Kurfürst in die Entlassung nicht einwilligen würde, so war die vacante Probsteistelle einem andern übertragen worden. Nachdem aber dieser nach Verlauf eines Jahres gestorben, wurde nun von dem sächsischen Gesandten in Berlin dahin gewirkt, daß der Brandenburgische Hof sich selbst Spenern ausbitten möchte. Dies geschah und frohlockend giebt Spener seinem Rechenberg am 7. Apr. 1691 die Nachricht, „daß die Stunde seiner Erlösung geschlagen und seine Vocation als Consistorial-Rath und Probst in Berlin eingegangen sei." Kaum war die Kunde von seinem Abgange gewiß geworden, so tritt der Leipziger Professor Carpzov in einem Osterprogramm öffentlich gegen den „Pietismus" in die Schranke, welcher Sectenname seit dem Tage, wo Francke und seine Freunde in Leipzig die collegia biblica eröffnet hatte, auch dort in Gebrauch gekommen war.

Nur vier Jahre hatte Spener sein Dresdener Amt bekleidet. Immer zahlreicher waren die Hindernisse geworden, welche man ihm in den Weg legte und hatten die ihm ohnehin eigenthümliche Vorsichtigkeit noch verstärkt, so daß er auch zur Fortsetzung seiner Frankfurter colloquia pietatis keinen Versuch machte: dennoch hatte sein Aufenthalt auch dort gesegnete Spuren hinterlassen. Die in ihrer Orthodoxie erstarrte sächsische Geistlichkeit hatte einen Anstoß erhalten, so daß Manche sich ihres bisherigen Schlendrians zu schämen anfingen: in Leipzig waren die Magistri Francke, Anton, Schade durch Speners Berathung und Förderung zusammengetreten und hatten unter Studenten und Laien ein Feuer angezündet, in Dresden war die Kurfürstin, eine Anzahl Staatsmänner und Adlicher für das Evangelium gewonnen worden.

Die Zustände, welche Spener in Berlin fand, waren, wenn auch nicht in jeder, doch in mehr als einer Hinsicht, erfreulicher, als die verlassenen. Bei Kurfürst Friedrich III., dem nachmaligen Könige Friedrich I., und bei dessen zweiter Gemahlin, der dem Skeptizismus geneigten Sophie Charlotte, hatte er sich keiner besonderen Zuneigung zu erfreuen. Bei seiner Gemeinde fand er einen noch unbereiteten Boden, unter seinen Collegen, mit Ausnahme seines kurz nach ihm ins Amt getretenen jungen Collegen Schade, keinen kräftigeren Mitkämpfer. Aber bei diesen wie bei der Regierung statt Gehässigkeit ein wohlwollendes Entgegenkommen, statt einer ängstlichen lutherischen Orthodoxie freiere reformirte Toleranzgrundsätze und für seine Rathschläge, namentlich bei dem frommen Geheimrath v. Schweinitz, beziehungsweise auch bei dem Minister v. Fuchs, ein offenes Ohr. Seine Katechismuslehre, seine Predigten, seine Ermunterungen der unter seine Inspection gegebenen Prediger, sein Umgang mit den Candidaten bereiteten auch in Berlin den Boden und wurden allgemeiner mit entgegenkommendem Vertrauen aufgenommen. Was aber in seiner Wirkung von Bedeutung war, das war sein Einfluß auf die Besetzung wichtiger Stellen, namentlich bei Begründung der neuen Universität Halle, welche nunmehr der Mittelpunkt der pietistischen Erweckung werden sollte, und der Schutz, welchen sein Fürwort den angefochtenen Pietisten bei den Anklagen gewährte, welche jetzt — theils ohne Grund, theils mit Recht — sich von allen Seiten her erhoben.

Je größer nämlich die Dimensionen wurden, in denen die Erweckung sich verbreitete, desto weniger ließ sie sich durch die ihr von Speners Bedächtigkeit gezogenen Grenzen einschränken. Wie es auch in den Tagen der Reformation geschah, so traten Erscheinungen auf, welche durch das geschichtlich berechtigte Princip zwar angeregt, aber doch nur aus einer ungesunden Richtung desselben hervorgegangen waren. Ungesunde Lehren suchten sich im Widerspruche mit der kirchlichen Autorität geltend zu machen, wie die von der Wiederbringung aller Dinge, die aufgeregte Phantasie rief Visionen, Ecstasen und Wunderheilungen hervor; durch mißverstandenen Eifer für die Reinheit der Kirche wurden Einige in den Separatismus, Andre durch mißverstandenen Eifer für die Heiligkeit des Lebens in den Mysticismus getrieben. Von den schmerzlichsten Folgen für Spener war, weil sie ihn am unmittelbarsten berührte, die allzu leidenschaftlich betriebene Polemik mehrerer seiner Anhänger gegen die Mißbräuche des Beichtwesens, insbesondere die Privatbeichte und Privatabsolution, welche Un-

zähligen persönlich die Vergebung ihrer Sünden aneignen sollte, deren Zustand dem Diener des Sacraments entweder gar nicht, oder als ein völlig ungeistlicher bekannt war. Unter diesen Eiferern war einer der Heftigsten sein innig verbundener Freund und College, der redliche Schade, welcher einen 1697 von ihm herausgegebenen Tractat mit den Worten schließt: „Es lobe, wer da will: Beichtstuhl, Satansstuhl, Feuerpfuhl.“ Bitter klagt jener gegen Francke darüber, daß ihm die empfindlichsten Schmerzen und Sorgen nicht von seinen Feinden, sondern von seinen Freunden gemacht würden, auch in Halle vermochte er den feurigen Francke nur mit größter Mühe von diesen Ausschreitungen im Beichtwesen zurückzuhalten. Noch größere Anstrengung erforderte es, seinen Freund Schade im Amte zu erhalten und — aller lutherischen Amtspraxis zuwider — ihn von der Pflicht der Privatbeichte zu dispensiren. Noch stärker war der Eingriff in die Ordnung der lutherischen Kirche, als 1698 ein Edict erfolgte, welches in den freien Willen lutherischer Abendmahlsgenossen stellte, sich der Privatbeichte zu bedienen, oder ihrer sich zu enthalten.

In diesen Ausschreitungen nach allen Seiten, in welchen die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrthum zum Theil schwierig zu bestimmen ist, weiß Speners Besonnenheit, von seiner gründlichen theologischen Bildung unterstützt, sich stets ein gesundes Urtheil zu bewahren und eine liebevolle Schonung der Gewissen der Einzelnen mit der Schonung des von der Kirche Sanctionirten zu verbinden. Besonders zeigt sich diese Umsichtigkeit seines Urtheils in der Beurtheilung der ecstatisch-visionären Erscheinungen. In dem über die angeblichen Offenbarungen des Fräuleins v. Asseburg abgeforderten Bedenken spricht er sich dahin aus: „Es hätten zwar die außerordentlichen göttlichen Offenbarungen seit der Zeit der Apostel in der Kirche aufgehört, doch sei die Möglichkeit derselben um so weniger zu leugnen, als doch nach dem Zeugnisse der Geschichte in allen Jahrhunderten ähnliche Erscheinungen vorgekommen seien; es sei aber dabei die größeste Vorsicht und die strengste Prüfung nöthig, um das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden; so viel ihm nun von der Asseburg und ihrem gottseligen Wesen bekannt sei, könne er ihre Offenbarungen weder für ein Werk des Betrugs noch des Satans halten, getraue sich aber noch nicht zu entscheiden, ob sie aus göttlicher Eingebung oder nur aus den natürlichen Kräften der Phantasie herrührten, von denen es gewiß sei, daß sie bei Wachenden und Schlafenden

außerordentliche Zustände hervorzubringen vermöchten: für die es aus der dem Menschen noch sehr verborgenen Natur der Seele keine Erklärung gebe; finde sich nun im Fortgang der Zeit und bei genauer Untersuchung, daß jene Offenbarungen in Wahrheit alle Kräfte der Natur und der Phantasie überstiegen, so könnten sie nur von Gott hergeleitet werden und seien vielleicht dazu bestimmt den zum Atheismus geneigten Menschen ein neues Exempel göttlicher Wunder vor Augen zu stellen, auch zu zeigen, wie die Erfüllung mancher wichtigen göttlichen Verheißungen nahe sei. So lange aber dieses Resultat aus der Prüfung noch nicht mit entschiedener Sicherheit hervorgegangen sei, finde er es für sich und andere am Rathsamsten das Urtheil zurückzuhalten eingedenk der Worte Gamaliels Ap. Gesch. 5, 38. 39. Aus derselben Befürchtung, vielleicht eine vom Vater gepflanzte Pflanze auszurotten, enthielt er sich Zeit seines Lebens der Lectüre der Schriften von Jacob Böhme, die ihm soweit er sie kennen gelernt allzu unverständlich erschienen um ein theologisches Urtheil darüber aussprechen zu können. — Was vermochte aber alle diese Vorsichtigkeit im Kampfe mit Gegnern, welche diese Auswüchse der Frömmigkeit sich nur darum lieb sein ließen, um desto zuversichtlicher den Baum und die gesunden Früchte desselben zu verdammen. Kaum hatte die Schmähschrift imago pietismi von dem Hallischen, später Leipziger Pastor Roth, zu welcher Carpzov mitgeholfen, 1691 die Schleusen eröffnet, als sich von allen Seiten her eine Fluth ähnlicher Schmähungen über den Pietismus und über Spener insbesondere ergossen, unter welchen auch die von der gesammten Wittenberger Facultät ausgegangene „Christlichlutherische Vorstellung in deutlichen aufrichtigen Lehrsätzen nach Gottes Wort und lutherischen Kirchenbüchern, sonderlich der Augsburgischen Confession, und unrichtigen Gegensätzen aus Herrn Dr. Speners Schriften", in der Spenern nicht weniger als 283 Lehrirrthümer nachgewiesen werden sollten. Und auf keine dieser größeren Schmähschriften blieb Spener die Antwort schuldig: so verlangte es die theologische Ehre in der so eben in ihrem Ablaufe begriffenen Periode: Wer schwieg, galt für überwunden. Spener jammerte selbst darüber, mit diesen fortgesetzten Federkriegen so viel edle Zeit verschwenden zu müssen, die so viel fruchtbarer zum Anbau des Gartens der Kirche hätte benutzt werden können. Und wäre es noch eine gelehrte *sachliche* Polemik gewesen, wie die der früheren lutherischen Theologen, aber in dem Maße, als bei den Kämpfern der Orthodoxie die innere Zuversicht zur Sache sich

abschwächte und auch die gelehrte Ausrüstung in Abnahme kam, desto mehr nahm die Polemik ihre Zuflucht zu gehässigen Persönlichkeiten und gemeinen Klatschereien. — Ein Gutes hatte indeß doch diese dem theuern Manne abgenöthigte Polemik: es offenbarte sich darin sein christlicher Charakter in einer Lauterkeit und Liebenswürdigkeit, welche schon damals unbefangneren Gemüthern Ehrfurcht abnöthigte und unserem Geschlecht wohl als Vorbild christlicher Polemik für alle Zeiten gelten muß. Immer ist es die Sache, welche Spener im Auge behält, wie viel auch die Gegner ihm persönliche Blößen darbieten, niemals geht er auf Persönlichkeiten ein, niemals bricht er in heftige Worte aus, oft hebt er hervor, was der Verblendung seiner Gegner zur Entschuldigung diene und versichert sie — was bei ihm keine fromme Phrase — seiner täglichen Fürbitte. Wollten wir hier die Polemik eines Luther vergleichen, welch' ein Abstand! Aber auch ganz von dem Unterschiede der Zeiten abgesehen, welch' eine Verschiedenheit der temperamentlichen Eigenthümlichkeit! Das ist die von einem Luther und Melanchthon oder Brenz, an welchen letztern Luther, seiner ganz verschiedenen Gabe sich wohlbewußt, schreibt: „So man große Dinge mit kleinen vergleichen möchte, so habe ich von dem vierfältigen Geiste Eliä (1 Kön. 19) den Wind, Sturm und Feuer, so die Berge zerreißt und die Felsen zerschmettert, bekommen, Du aber und Deines Gleichen das liebliche Sausen und Wehen." Nichts zeugt mehr von dem natürlichen Gleichmuth der Spenerschen Eigenthümlichkeit, als jene Aeußerung, daß keiner der Angriffe seiner Gegner ihm auch nur eine schlaflose Nacht bereitet habe! Auch lehnt er selbst das Lob, welches ihm für die stets bewahrte Mäßigung und Milde seiner Polemik gegeben wurde, durch die Erklärung ab: „Ich achte mir aber solche Mäßigung nicht für eine eigentliche Tugend, sondern theils natürliche Zuneigung, theils von Jugend auf angenommene Gewohnheit, aus der es mir fast schwer würde, wo ich auch bei wichtigen Ursachen harte Worte gebrauchen sollte." Wobei er sich auf den in seiner Streitschrift gegen den Katholiken Breving gebrauchten gemäßigten Ton bezieht, welcher ihm eher verdacht, als belobt worden sei.[1])

Immer aber wird auch bei dem mildesten Temperamente ein solches Gleichmaß von Milde und Liebe so unerhörten Verläste-rungen gegenüber nicht blos als Frucht des natürlichen Menschen

1) Speners Abfertigung Dr. Pfeiffers S. 202.

angesehen werden können, sondern einer Gottgeheiligten Zucht der natürlichen Affecte, welche Spener hier — gemäß seiner Bescheidenheit — eine „angenommene Gewohnheit" nennt. Bei dieser Gesinnung war denn auch jedweder Beistand ihm unwillkommen, welcher in einem andern Geiste als dem seinigen kämpfte. Als unter dem erdichteten Namen Daniel Harnacks eine satirische Schrift gegen Spener's erbittertsten Feind Joh. Fr. Mayer in Hamburg erscheint, äußert er sich: „Ob nun wohl in solchen Blättern meines Gegners Schwäche und Blöße ziemlich gezeigt worden, daß vielleicht einige gedenken, ich würde selbst Wohlgefallen daran haben, so habe doch großes Mißfallen an selbem gehabt. Ja ich erkenne gern, die gute Sache, welche ich mit andern christlichen Freunden treibe, würde durch Nichts mehr, als durch solche Art spöttischer und dazu unter falschem Namen ausgehender Schriften, obwohl ohne ihre und anderer, obwohl sie sich dergleichen nicht gefallen lassen, Schuld, verdächtig gemacht und verdorben. Wer für die Wahrheit streitet und Gottes Ehre aufrichtig sucht, bedarf dergleichen Wehre, die ich billigerweise an Eph. 5, 1 verweise, gegen diejenigen nicht, welche derselben zuwider sind."

Nur bei einer so gewissenhaften Auskaufung seiner Zeit, wie er sich dieselbe zur Pflicht gemacht, und unterstützt von einer im Allgemeinen festen Gesundheit, war Spener im Stande gewesen die unermeßliche Arbeitslast zu bestreiten, welche er sich auferlegt — zum größten Theil aus freiem Antriebe. Schon seine eigentliche Berufspflicht war in Dresden und Berlin eine solche, welche die Kräfte eines Mannes hinlänglich in Anspruch nehmen konnte — er erwähnt in einem Briefe aus Berlin, daß er Consistorialsitzungen beiwohnen müsse, welche sich mit kurzer Unterbrechung durch das Mittagsessen von des Morgens um 8 bis des Abends um 7 ausdehnten: wie weit er aber seine Amtsthätigkeit aus freiem Antriebe über seine eigentliche Amtspflicht ausgedehnt, haben wir schon vernommen. Wie groß ist die Anzahl seiner Schriften, deren jegliche, auch seine Predigten, den Stempel sorgfältiger Ausarbeitung an sich trägt. Das Verzeichniß derselben bei Canstein zählt nicht weniger als 7 Schriften in Folio, 63 bei seinen Lebzeiten gedruckte Bände in Quarto, 7 in Octavo, 46 in 12 mo auf, dazu eine große Anzahl Vorreden zu Büchern von Freunden und zu Einführung älterer Erbauungsschriften. Dazu nehme man die ununterbrochenen Besuche von Hohen und Niederen, die von ihm erforderten Gutachten, welche sich theilweise in der Sammlung seiner „Bedenken" finden, die ausgedehnte

Correspondenz mit den Unzähligen, welche aus allen Theilen Deutschlands Rath und Belehrung von ihm erbaten oder wohl auch nur der Ehre seiner Correspondenz sich rühmen zu können wünschten. Am Ablauf eines Jahres erwähnt er 600 Briefe, die er in demselben geschrieben und noch 300 unbeantwortet vor sich zu haben. Es war aber auch bekannt, wie seine Zeit lediglich seinem Amte gehörte. Nur selten ließ er sich bewegen Gastmahlen und geselligen Zusammenkünften beizuwohnen, hatte er doch seinen Probsteigarten in Berlin während 9 Jahre nur zweimal auf wenige Augenblicke gesehn. Wie gewissenhaft indeß diese Zeitauskaufung war, dem Gebet durfte durch die Arbeit nichts entzogen werden. Neben seinen täglichen Hausandachten mit der Familie ging Morgens und Abends sein Privatgebet her, in welchem besonders die Treue seiner Fürbitte das reiche Maß seiner Liebe erwies: Jeder, welcher sich seiner Fürbitte empfohlen oder den er auch von selbst auf sein Herz zu nehmen sich gedrungen gefühlt hatte, wurde mit seinen Anliegen namentlich Gott vorgetragen.

Was sein eheliches Leben betrifft, so nöthigt es uns wohl ein Lächeln ab, wenn er uns sagt, daß aus Besorgniß bei seinem ernsten Charakter einer Ehefrau nicht freundlich genug begegnen zu können, er eigentlich beschlossen hatte, eine Wittwe zu wählen, welche einen störrigen Mann besessen und daher auf galantes Entgegenkommen weniger Ansprüche machen würde. Durch den Rath von Mutter und Oheim hatte er sich indeß bestimmen lassen eine Frau zu erwählen, für welche er später bekannte Gott nicht dankbar genug sein zu können. An dreien seiner Söhne, an denen jedoch am Ende ihres Lebens der Segen des Vaters Früchte trug, erlebte er viele Schmerzen, und grade derjenige, in welchem das christliche Leben am erfreulichsten aufgeblüht war, Wilhelm Ludwig, wurde ihm als Candidat schon im 21 Jahr durch den Tod entrissen.

Was wir am Anfange dieser Lebensskizze ausgesprochen: so weit das Leben dieses Mannes Gottes uns zur Kenntniß gekommen — und sie sind zahlreich, die Zeugnisse, welche von seinem öffentlichen und Privatleben Kunde geben — unter allen Arbeitern und Kämpfern im Reiche Gottes kennen wir keinen, von welchem man in dem Maße sagen könnte: Siehe da einen Menschen, in welchem wahrhaft Christus Gestalt gewonnen! Mehrere Hunderte von Briefen aus seiner Privatcorrespondenz mit seinen nächsten Anverwandten, mit seinen Kindern und mit seinen vertrautesten Freunden haben uns vorgelegen, und immer derselbe liebreiche, gottergebene, lautere und

milde Character, der sich in seinem öffentlichen Leben zu erkennen giebt; selbst in der Dresdener Periode, wo der ungerechte Zorn seines Fürsten sich über ihn entladet, als die Schadenfreude seiner Feinde am Hof und im Lande über ihn frohlockt, kein heftiges Wort gegen einen derselben, keine persönliche Gereiztheit, nicht einmal bestimmtere Mittheilungen über ihre Machinationen — in den Briefen an seine ungerathenen Söhne ein heiliger väterlicher Ernst, aber durchaus durchdrungen von warmer und inniger Liebe.

Die gegen ihn aufgeregten Stürme, welche den größten Theil seines Lebens um ihn her getobt hatten, auch in den letzten Tagen desselben hatten sie sich noch nicht beschwichtigt, vielmehr erwachte eine neue Controverse durch die Unionsversuche der brandenburgischen Regierung zwischen Lutheranern und Reformirten. Immer größer war im Fortschritte seines Lebens und seiner Erfahrungen die Nachsicht Speners gegen Ausschreitungen in der Lehre, welche das Fundament nicht betrafen, geworden, namentlich auch in Bezug auf die reformirte Kirche. Die einst in Frankfurt gegen die Reformirten gehaltene scharfe Predigt hatte er unterdrückt und auf seinem Sterbebette angeordnet, daß dieselbe nicht wieder abgedruckt würde. Auch jetzt noch hielt er daran fest, daß die irrige Lehre nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das christliche Leben bleiben könne. Aber im näheren Umgange mit vielen in der Lehre nicht ganz rein gebliebenen Gemüthern war ihm die Ueberzeugung geworden, daß zwischen dem Irrthum in der Lehre und der Wahrheit und Reinheit des christlichen Lebens bei den Einzelnen ein irrationales Verhältniß bestehen könne, und „wo ein Christ einen Menschen sieht, bei dem er aus näherem Umgange erkennt, daß der Hauptzweck seines ganzen Lebens sei Gott zu dienen, der auch das Bekenntniß ablegt auf Nichts in der ganzen Welt, als auf die Gnade Gottes in Jesu Christo sein Vertrauen zu setzen — ob auch ein solcher Mensch einer irrigen Gemeinde angehöre und selbst einige Irrthümer derselben theile, dennoch mag man einen solchen Menschen für ein Kind Gottes erachten.“[1]) Hierauf gründet sich denn auch Spener's Ansicht aus späterer Zeit, daß alle Irrthümer der reformirten Kirche in der Lehre von der Prädestination, von dem Verhältnisse der beiden Naturen in Christo zu einander, von der Art der Gegenwart Christi im Abendmahl „mehr in der Theorie als in der Praxis bestehen.“[2]) Nach dieser An-

1) Bedenken IV, 70. letzte Bedenken III, 127.
2) Bedenken IV, 496.

ſicht, ſollte man meinen, hätte auch Spener jenen von Friedrich I. 1703 veranſtalteten Unionsconferenzen von ausgezeichneten Theologen beider Kirchen nicht entgegen ſein können. Sein practiſcher Blick erkannte jedoch, daß wenigſtens damals auf dieſem Wege eine Vereinigung nicht erzielt werden könne. Noch zu ſehr, meinte er, ſtünden namentlich die Lehrer beider Kirchen in Gegenſatz gegen einander, als daß eine auf dieſem Wege gewonnene Vereinigung Beſtand haben könne. Er bekennt auf's Gewiſſeſte vorauszuſehen, daß nur eine größere Spaltung, und ſtatt zweier Parteien deren 3 oder 4 entſtehen würden. Zur Theilnahme an den Conferenzen von dem Könige aufgefordert, lehnte er daher dieſelbe ab, mußte aber dennoch erleben, daß auch dieſes Unionswerk ihm „dem Ketzerpatriarchen" als dem vornehmſten Urheber zur Laſt gelegt wurde.

Im folgenden Jahre, im J. 1704, zeigten ſich bei Spener die erſten Vorboten des Todes. Am 11. Juni verſammelte er ſeine Collegen an der Nicolaikirche bei ſich, um ihnen, wie dieſes damals orthodoxe Kirchenlehrer zu thun pflegten, noch einmal das Bekenntniß ſeiner völligen Uebereinſtimmung mit dem Glauben der lutheriſchen Kirche auszuſprechen und namentlich auch zu verſichern, daß er gegen ſeine Widerſacher keinerlei Groll im Herzen hege, ſondern von Grund des Herzens wünſche, daß ihm dieſelben in der Herrlichkeit zuvorkommen möchten. Auf kurze Zeit trat wieder eine Erholung der Kräfte ein, und erſt am 5. Februar verſchied er plötzlich und ſanft in den Armen der Seinigen um in eine Welt einzugehen, wo er frei von Kampf und Streit ernten ſollte, was er ſo reichlich geſäet hatte. Noch am Abende vor ſeinem Tode hatte er ſich das hoheprieſterliche Gebet aus dem 17. Cap. des Ev. Johannes dreimal nach einander vorleſen laſſen, welches er immer ſehr geliebt, aber nie darüber gepredigt hatte, weil er es nicht genugſam verſtehe.

Es war ein großes Werk, zu deſſen Ausführung Spener in der Hand Gottes als Werkzeug gedient hatte. Die Zeit mußte kommen, wo die in objectiver Kirchlichkeit erſtarrte Kirche des 17. Jahrhunderts ſich in lebendiger ſubjectiver Betheiligung den Glaubensobjecten hingab. Sollte dieſelbe ohne eine Seceſſion, womit der damals überall hervorbrechende Separatismus drohte, durch einen friedlichen Uebergang zu dieſer Belebung geführt werden, ſo gehörte eine Perſönlichkeit wie die Speners dazu, in welcher die Rechtgläubigkeit der früheren Zeit ſich mit der Glaubensinnigkeit der neu angebrochenen in ſchöner Durchdringung vereinigte, eine Perſönlichkeit, welche durch ihre theologiſche Bildung,

durch das Vertrauenerweckende und Ehrfurchtgebietende ihres christlichen Characters für die erwachende Kirche zum Mittel und Stützpunkte dienen konnte. Das schöne Ebenmaß kirchlicher und subjectiver Pietät, wie es in ihm sich fand, erhielt sich freilich nicht in seiner Schule und selbst in Halle, der nachhaltigsten Pflanzschule seines Geistes, ging es in Einseitigkeit über; aber ein Lebenshauch war von Spener in die Kirche ausgegangen, welcher dieselbe auf ein Jahrhundert hin befruchtete und selbst da noch nachwirkte, als die Theologie sich von dem Dogma der Kirche zu entfremden angefangen hatte.

A. Tholuck in Halle.

---

14. Matthias Claudius.

21. Juni.*)

Wohl ziemt es sich, daß ein evangelischer Kalender das Gedächtniß eines Mannes bewahrt, der in gewissem Sinne ja auch als ein Kalendermann angesehen werden kann. Denn Kalenderleute und Botenleute sind Verwandte. Sind es christliche Leute, so wissen sie Zeitliches und Ewiges gar wohl mit einander zu verbinden, das Ewige in die Zeit zu bringen, das Zeitliche im Lichte des Ewigen zu betrachten. — Matthias Friedrich Claudius ist ein solcher Bote und Evangelist. Kunde geben von der Güte seines Gottes und der Herrlichkeit des Evangeliums, ungeschminkt und lauter, wahr und warm, mit den Fröhlichen sich freuen, mit den Weinenden weinen, das ist seine Sache. In der Freude glänzt ihm zugleich eine Thräne, die das Heimweh nach dem Ewigen auspreßt, und durch das irdische Leid bricht ihm ein Strahl der Freude, den der Glaube an das, was man nicht siehet, aber in der Hoffnung gewiß hat, entzündet. Am liebsten neigt der schlichte Mann sein Herz voll tröstlicher Gedanken zu den Armen und Niedrigen; was er in seiner unscheinbaren Botentasche mit sich trägt, das, weiß er, kann den Wandel des Menschen zu einem himmlischen machen. —

Matthias Friedrich Claudius ist den 15. August 1740 als der zweite Sohn unter sechs Geschwistern zu Reinfeld in Holstein etwa zwei Meilen von Lübeck geboren. Sein Vater war Pastor daselbst, Abkömmling einer alten Pastorenfamilie; seine Mutter

*) Auf diesen Tag ist der Name des Claudius, da sein Todestag, 21. Januar, durch das Gedächtniß der Agnes besetzt ist, verlegt. Vergl. Evang. Kal. für 1850. S. 9. und oben S. 131. F. P.

eine Tochter des Rathsherrn Lork von Flensburg. Als er in die Jahre gekommen, wo es galt, sich einem bestimmten Berufe zu widmen, ging er nach absolvirtem Gymnasium 1759 nach Jena, um dort Theologie zu studiren. Doch aus Besorgniß für seine Gesundheit verließ er dieses Studium, zu dem ihn ohnedem dessen damalige Behandlungsweise wenig reizte, und wandte sich zum Fache der Jurisprudenz. Uebrigens wußte er hiermit die Beschäftigung mit der alten und neuen Literatur sowie mit Mathematik wohl zu verbinden und erst so seiner innersten Neigung genug zu thun. Er versuchte sich auch selbst, besonders durch das Beispiel seines Freundes Gerstenberg veranlaßt, in poetischen Productionen. „Tändeleien und Erzählungen" betitelt er sie; in der That waren sie auch nicht mehr als Tändeleien; mit sich selbst noch unbekannt, copirte er nur die Mode des Tages. Nach seinen Universitätsjahren hielt er sich einige Zeit bei seinen Aeltern auf und genoß des Umgangs mit dem genialen Schönborn, der, in Ansichten des Verstandes sehr weit von ihm entfernt, durch das Gefühl des Herzens immer nahe mit ihm verbunden blieb. 1764 ging Claudius nach Kopenhagen als Secretär eines Grafen Holstein. Hier ergriff ihn zuerst der Geist wahrhaftiger Poesie. Klopstock, Shakspeare, Ossian öffneten sich ihm, und 1765 nach Reinfeld zurückgekehrt, bildete sich ihm allmählich im Innern die Gestalt, worin sich sein eigenstes Wesen offenbarte. Im Herbst 1768 begab er sich als Mitarbeiter an den sogenannten Adreß-Comptoir-Nachrichten nach Hamburg. Das damals geistig so reiche Leben dieser Stadt wirkte auf ihn mit ganzer Macht. Ein lebhafter Verkehr entspann sich zwischen ihm und Bode, Lessing, Reimarus, Basedow, Alberti. Auch mit Herder, der 1770 Hamburg berührte, entwickelte sich ein inniges Verhältniß. Freilich sah er diese reiche Bewegung des Geistes und der Bildung nicht selten übel durchkreuzt durch Sorgen äußerer Noth. Darum kam ihm, besonders seitdem er um Michaelis 1770 von der Theilnahme an den Adreß-Comptoir-Nachrichten zurückgetreten war, der Antrag Bode's gar erwünscht, an einem zu Wandsbeck zu gründenden Blatt „der Wandsbecker Bote" Theil zu nehmen. Diese Zeitschrift, die von Neujahr 1771 an erschien, zerfiel in einen politischen und gelehrten Theil. Der letztere sollte Poesien, kleine Prosa-Aufsätze sowie kurze Kritiken, alles in volksthümlicher Weise, enthalten. Seine Redaction erhielt unser Claudius. Er siedelte deshalb nach Wandsbeck über, einem Orte, der, wie Matthison sagte, hierdurch der berühmteste Marktflecken von Deutschland geworden ist. Den 15. März 1772 ver-

heirathete er sich mit Rebekka, der Tochter eines biedern Zimmermanns, und gründete dadurch sein häusliches Glück, das ihm zugleich eine reiche Quelle der Dichtung wurde. Freilich meldeten sich jetzt neue Nahrungssorgen an. Claudius mußte sich nach vermehrten Hülfsmitteln umsehen. Es war dies einer der Gründe, die ihn bewogen, eine Sammlung der Bonsmots aus dem Adreßblatte und dem Wandsbecker Boten, der seit 1773 den Titel eines „Deutschen Boten" führte, herauszugeben. So erschienen im Frühjahr 1775 auf Subscription und im Selbstverlag die sämmtlichen Werke des „Wandsbecker Boten oder Asmus omnia sua secum portans." Persönlichen Verkehr hatte er damals vorzugsweise mit Voß, der in Wandsbeck wohnte. Durch ihn erschloß sich ihm namentlich die Welt Homer's und Platon's. Briefliche Verbindung unterhielt er mit Hamann und Lavater. Noch immer mehrten sich aber die Sorgen um bürgerliche Existenz, besonders seitdem Claudius im Sommer 1775 von der Redaction des Boten zurückgetreten war. Sie vermochten ihn im Herbst desselben Jahres zu einer Reise nach Berlin, wo er Nicolai und dessen Kreis kennen lernte. Lange Zeit strebte er im Verein mit seinen Freunden vergebens, eine feste Stellung zu gewinnen. Endlich schien das Bemühen mit Erfolg gekrönt. Durch Herders Vermittelung und durch das Entgegenkommen des vielgeltenden Präsidenten von Moser wurde er 1776 als Ober-Landes-Commissarius nach Darmstadt berufen, wo er bestimmt war, zur Verbesserung der Cultur-Verhältnisse mitzuwirken. Indem hierzu auch die Presse dienen sollte, wurde ihm die Redaction der Hessisch-Darmstädtischen privilegirten Landzeitung übertragen, die er im Sinne des Wandsbecker Boten führte. Aber der ganze Wirkungskreis behagte seiner Natur nicht. Wohl umgaben ihn auch hier wieder die reichsten geistigen Einflüsse. Merk trat ihm nahe. Er selber kam in nähere Berührung mit dem Göthe'schen Kreise. Aber weder das physische noch geistige Klima schien seiner Natur angemessen. Er gehörte zu denen, die nur aus ihrem eigenen Grund und Boden Nahrung des Lebens ziehen und geben. Von gefährlicher Krankheit, die ihn durch den Februar und März des Jahres 1777 niedergeworfen hatte, kaum genesen, zog es ihn nach Wandsbeck zurück. Anfangs Mai desselben Jahres traf er dort wieder ein. Seine Entfernung ward ihm eine Probe, wodurch er sich seines eigentlichen Wesens völlig bewußt wurde. Warteten seiner auch neue Sorgen: seine innere und moralische Existenz war ihm nun geborgen. 1778 erscheint ein dritter Theil seiner Schriften. Dazu kommen Ueber-

setzungen von St. Martin's Buch Sur la vérité et les erreurs, Ramsay's Reisen des Cyrus und anderes. Um seinem Heimathsgefühl gleichsam einen reellen Ausdruck zu geben, kauft er sich 1781 ein Haus in Wandsbeck. 1783 folgt der vierte Theil seiner Werke. Das Jahr 1785 bringt ihm einen Jahrgehalt des Kronprinzen Friedrich von Dänemark, des Mitregenten Christians VII. 1788 wird er zum ersten Revisor der Schleswig-Holsteinschen Bank zu Altona ernannt mit der Erlaubniß, in Wandsbeck zu wohnen. Höheres bringt ihm der Verkehr mit Hamann, Kleuker, Friedr. Heinr. Jacobi, Lavater, Friedr. Leop. Stolberg, Joh. Gg. Schlosser. Das Studium Platon's wird fortgesetzt, Baco, der schon früher ein vertrauter Rathgeber des Boten war, noch eifriger gelesen und bedacht, Spinoza in den Kreis der Betrachtung gezogen. Besondere Aufmerksamkeit erregen die orientalischen Religionssysteme, die damals anfingen bekannter zu werden. In den großen Bewegungen, die nun anbrachen, in der französischen Revolution, in der Entwickelung der Kantschen Philosophie, in der Erhebung der deutschen Literatur bis zur Höhe der reinen Kunstanschauung Göthe's und Schillers blickte Claudius freilich mehr auf die bedenklichen Seiten. Je mehr ihm diese Bewegungen darauf zu gehen schienen, den Menschen und die Menschheit in eine gewisse Selbstherrlichkeit hineinzustellen: desto mehr fühlte sich sein Herz und Gemüth zur Betrachtung der religiösen Motive gezogen; Religion, Offenbarung, Christenthum wurde das herrschende Thema seines schriftstellerischen Wirkens. Die Macht der Ereignisse, die auseinandergehende Weltansicht trennt ihn von manchen, die bisher mit ihm gewandelt, aber er wird darum nicht einsam. Neben den treubleibenden Freunden blüht ihm ein Haus voll wohlgerathener Kinder, in deren Kreis freilich auch der Tod schmerzlich eingriff. Das Haus erweiterte sich durch Schwiegersöhne, wie Friedr. Perthes und Max Jacobi. Dazu die Beschäftigung mit einem Geiste, wie Fenelon, dessen Werke Claudius in den Jahren 1800 bis 1811 übersetzte. Dies, wie der fortschreitende Reichthum seines eigenen Innern, hielt ihn frisch und munter, stark in Hoffnung und Vertrauen. Es folgte der 5., 6. und 7. Theil seiner Werke und zuletzt noch mitten unter mancher Kriegsnoth, die den Abend seines Lebens bedrängte, ein achter Band als Zugabe. Diese Kriegsnoth trieb ihn von seinem geliebten Wandsbeck im November 1813 nach Kiel, von wo er im Jahre 1814 nach Lübeck sich wandte. Im Mai desselben Jahres kehrte er nach Wandsbeck zurück, im Herbste aber gab er den Bitten seiner lieben Tochter Caroline

und ihres Mannes nach und wurde Gast und Glied des Perthes'schen Hauses in Hamburg. Da, von kindlicher Liebe getragen und wohl gebettet, starb er den 21. Januar 1815.

Es ist ein einfaches Leben, das sich hier vor uns entfaltet hat. Aber es birgt einen großen Reichthum ewiger Lebenskräfte und himmlischen Lebensgeistes. Wir versuchen, die innere Gestalt dieses Lebens aus den Schriften des lieben Boten herauszulesen. Denn bei ihm ist Mensch und Schriftsteller Eins. Grund und Kern des Lebens liegt ihm im Gemüthe; Geist und Herz sind in unauflöslichem Bunde. Der Ursprung seiner Gedanken quillt ihm im Schooße der Empfindung, und weil diese Empfindung so rein ist, so ist sie wie von selbst immer auf das Höchste gerichtet, ist eine religiöse. Aber niemals wird sie eine schwärmerische, sie geht auf das Thatsächliche und Wirkliche. Die Religiosität von Claudius ist durchaus bedingt von den Thatsachen der göttlichen Offenbarung; aber diese Thatsachen sind ihm keine bloß äußerlich bleibenden Ereignisse; er nimmt sie immer wieder in sein Gemüth auf, sie werden ihm innerliche Erfahrungen. Aus solcher erfahrungsreichen Innigkeit weitet sich ihm denn auch das Herz voll Liebe über die ganze Menschheit; Religion und Christenthum macht ihn nicht enge, sondern führt ihm alles menschliche zu und legt es ihm an das liebende Herz. Dabei ist Alles so schmucklos, so schlicht und unscheinbar, so voll innerer Heiterkeit; der tiefste Ernst spricht aus scherzendem Mund, weil aus einem Herzen voll Friede und Freude.

Hören wir also die lieben Botensprüche, die aus solchem Herzen kommen und worin sich das geistige Bild unseres Claudius abdrückt. „Ich bin vergnügt im Siegeston, zufrieden sein, das ist mein Spruch. Ich danke Gott und freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe, daß ich bin, bin. Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum. Geld und Ehre sind nichts gegen sie, und darum kann's einem leidthun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen, dem Spinngewebe der Empfindelei nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Thür und Thor verriegeln. Die wahrsten Empfindungen sind immer die natürlichsten. Viele meinen, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und reden, aber Meinungen sind nicht die Sachen. Nur das Bedingte kann demonstrirt werden. Das Unbedingte kann auf keine andere Weise von uns angenommen werden, als es uns gegeben, nämlich als Thatsache; es ist. Zu solchen Sachen gehört nun Poesie, Religion, Christenthum. Poesie ist nichts Gemachtes, nichts, worein man sich ver-

setzt, sondern die That des Genius, des Sonntagskindes, das Geister sehen kann, das bezauberte Schätze entdeckt, befreit, erlöst und offenbart. Die Poeten sind helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen. Aber es braucht gar nicht zu schäumen, es muß klar sein, wie ein Thautropfen und durchdringend wie ein Seufzer der Liebe, zumal in dieser Thautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affects das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst besteht. So aber ist auch Religion nicht Ideenkrämerei, sondern Sache, Kraft Gottes. Wie wird da jedes ächte Gefühl Religion! Ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und dann ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei. Ja es ist, als ob Er vorüber wandle und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke. Die Sterne, diese Himmelslichter, erscheinen wie die Augen am Menschen, offene oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erscheinungen in der sichtbaren Natur sind Glöcklein am Leibrock, die Ihn in seinem Gang verrathen. Aber nicht bloß die Schönheit dieser Welt, auch ihre Vergänglichkeit deutet auf den Einen und Ewigen. Der Tod ist ein eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab und schließt das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit auf. Er ist ein eigener Mann und ein guter professor moralium und es ist ein großer Gewinn, alles, was man thut, wie vor seinem Katheder und unter seinem Auge zu thun. Noch mehr aber, als der Blick auf Freud' und Leid dieser Welt, lehrt der Blick in's eigne Herz. Du weißt wohl, wo uns der Schuh drückt, daß ein Janus bifrons in uns ist, ein Kopf mit zwei Gesichtern, die nach verschiedenen Seiten sehen. Der Mensch erfährt an und in sich, daß die zwei Naturen in uns uneins und wider einander sind, daß die verständige, die ihrer Würdigkeit nach thätig sein sollte, in ihm leidend und die sinnliche, die leidend sein sollte, thätig ist. Wer kann da helfen? Wer Versöhnung bringen? Dies Gefühl eigener Hülflosigkeit ist zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen gewesen, ist überdem ein feines Gefühl und vielleicht der Hafen, aus dem man auslaufen muß, um die Nordwest-Passage zu entdecken. Dies Ahnen des Ewigen, dieser Durst nach dem

lebendigen Gott und nach Frieden mit ihm ist von Anfang an in der Menschen Herzen eingeprägt. Auch an den Altären der Heiden fliegen der Funken so viel, die gerade wie die israelitischen aussehen; alle wahre Weise und Männer Gottes seit der Welt Anfang hängen mit Christus zusammen, wie die Ströme und Flüsse mit dem Meer. Es giebt ein heimliches Wort, das von Ihm in jedwedem Menschen redet. Im Grunde ist in jeder Religion das Eine unter mancherlei und verschiedenen Namen mehr oder minder verstellt; darum verachte keine Religion; denn sie ist dem Geist gemeint und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne. In Asien ist die wahre Religion und das Geschlecht der Menschen entstanden. Dort sprudelte die Quelle ihrer Urkenntnisse zuerst, und man sieht hier rund an den Büschen und Steinen noch die dicken Tropfen hängen. Von dorther sind diese großen Urkenntnisse mit den Menschen und Völkern in alle Länder und Weltgegenden gezogen, und wir finden sie in den Mythologien aller Völker wieder; aber sie scheinen hier an der Wurzel kräftiger und blühender hervorzutreiben und auf den Zügen und Wanderungen mehr oder weniger verwittert zu sein. Was die Kinder Verschiedenes haben, das haben sie wohl ein jedes von sich; was sie aber alle gemein haben, die Familienzüge und Aehnlichkeit, die haben sie vom Vater und können sie nicht anders haben, als vom Vater. Es ist freilich eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philosophen ohne Unterschied zu Christen machen wollen, weil sie eine hohe Moral gepredigt haben, aber auf der andern Seite ist zu Sokrates' Zeiten drei und eins so gut vier gewesen wie jetzt, Wasser hat damals schon Feuer gelöscht und so auch Selbstverleugnung ihre guten Folgen haben müssen. Wie gesagt, Alles bleibt im innigen und geheimen Zusammenhange mit Christus und Christenthum. Hier ist der Mittelpunkt aller Herzen, aller Geschichte, ja des Himmels und der Erde. Hier ist der, der sich einem Jeden im Stillen bezeugt. Der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten, aufhalten; aber wie unwegs oder verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur und mitten in solchem Treiben suchet und meinet er sie. Laß sie denn ringen; brich dir auch um das, was du nicht ändern kannst, das Herz nicht. Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und du können das nicht. Denn keiner hat je so geliebt; und so etwas in sich Gutes und in sich Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist

eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht und sein innerstes Bedürfniß, sein geheimstes Ahnen und Wünschen erfüllt. Wir wollen an ihn glauben und wenn auch Niemand an ihn glaubte. Wer nicht um der Anderen willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der Anderen willen auch aufhören, an ihn zu glauben? Freilich seine zarte überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt und sie kann von Menschen-Händen so zu sagen nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Können wir ihn nicht selbst sehen, so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, aber eben doch darum die Versicherungen seines lebendigen Daseins und Wirkens. Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und betet an. So ist unser Herr Christus, so alle seine Handlungen und Reden, in sich Gnade und Wahrheit und ewiges Gut, und auswendig armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt. Darum ist nun auch das Christenthum das große Thema der Geschichte. Man kann nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand und ein rechtgläubiger Christ sein. Vernunft und Erfahrung gehören zusammen, Erfahrung aber geht aus vom Herzensgefühl, vom Innewerden des Bedürfnisses. Was sie natürliche Religion nennen, ist wohl eine feine äußerliche Zucht, aber es ist nicht würdig und wohl geschickt. Dem Menschen muß etwas wahr und heilig sein, und das muß nicht in seinen Händen und nicht in seiner Gewalt sein. Ich brauche etwas, darauf ich mich ruhen und verlassen kann. Das finde ich zu meiner großen Freude im Christenthum, wie es die Apostel und unsere Väter gelehrt haben. Wohl sind darin Geheimnisse, und ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen, bis es Zeit ist. Aber sie schließen das Forschen und Fragen nicht aus. Gewiß, Offenbarung muß über unserer Einsicht sein; das Unbegreifliche ist an ihr kein Flecken, sondern, wenn sie sonst das Gepräge göttlicher Liebe trägt, gerade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne. Aber allerdings, es muß ja auch Alles zusammenhangen und wird sich auch wohl reimen lassen, wenn die Data bekannt sind. Es ist viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als die Offenbarung gegen die Vernunft retten. Die Religion aus der Vernunft verbessern, kommt mir

eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte. Aber auf der anderen Seite dünkt mir auch die Philosophie ein gut Ding. Sie kann ein Besen sein, den Staub von den heiligen Statuen abzukehren; aber die Statuen selbst bildhauen und schnitzen kann sie nicht. Leider ist gleichsam allgemein angenommen, als wären die Philosophen und die Theologen im Lande wider einander und als müßten sie es auch sein, da sie doch von Natur und Rechtswegen Herzensfreunde sein sollten. Die Speculanten lassen es sich nicht träumen, daß das brillanteste Feld der Speculation hinter der Kirchenmauer liege. Doch immerhin — was ist alle Theorie gegen die wirkliche Erfahrung? Religion ist Arznei, Theologie Theorie, und da ist das Rechtbehalten nur für die Herren auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, der gesund worden wäre, würde mehr beweisen und schaffen als hundert Siege der Paul's über die Peter's. Christus sagt ganz kurz: „wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei." Wer diesen Versuch nicht machen kann oder nicht machen will, der sollte eigentlich, wenn er ein vernünftiger und billiger Mann wäre oder nur heißen wollte, kein Wort weder wider noch für das Christenthum sagen. Nur im Willen ist Hülfe, sonst nirgend; Ernst und Entschlossenheit ist allen nöthig, denn die sinnliche Natur ist schwer zu überwinden; der Weichling fürchtet die Entscheidung und flieht den Kampf. Wir sollen aber Entscheidung wollen und in der Kammer oder Nachts auf dem Lager die beiden feindlichen Kräfte an einander bringen und so lange mit einander ringen lassen, bis wir uns bewußt sind, daß das beste Gesetz die Oberhand bekommen hat. Mit diesem ersten Sieg ist Vieles, aber nicht Alles gewonnen; der Sinn wankt wieder und trübt sich, er muß täglich und bei jedem Anlaß erneuert werden und so oft und so lange, bis er einheimisch und so fest und beständig in uns geworden ist, als der Trieb zu wachsen in der Eiche, der wohl gehemmt, aber so lange der Baum steht, nicht vertilgt werden kann. O Vetter! wenn dir ein Mensch vorkommt, der sich so viel dünkt und so groß und breit dasteht, wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir sind nicht groß und unser Glück ist, daß wir an etwas Größeres und Besseres glauben können. — Und wie ein Seher, dem der nahende Tod das Auge öffnet, ruft im Anfange des Jahres 1814 der nach seiner Heimath sich sehnende Bote aus: „Vielleicht ist seit Einführung des Christenthums keine Zeit gewesen, wo der Acker so gut und so weit und breit

zugerichtet war, als zu dieser unserer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und weil gelindere Mittel nicht helfen wollen, strengere und eine allgemeine Züchtigung zugelassen. Wenn denn nun Bahn geworden und das Himmelreich nahe herbei gekommen ist, so ist es Zeit, nicht bloß dem Himmelreich Gewalt zu thun und es für sich und Andere zu sich zu reißen, so ist es Zeit, nicht bloß die alten Schäden zu bessern, sondern einen von Grund auf neuen Bau des Reiches Gottes zu gründen." — —

So spricht unser redlicher Bote, und wie er spricht, so hat er sich auch in seinem ganzen Leben bewährt. Was ihn am meisten charakterisirt, ist das volle Gefühl lebendiger Wirklichkeit. Existenz ist ihm die erste aller Eigenschaften. Der Begriff gilt ihm nichts; die Sache ist ihm alles, und Sache Kraft und Leben. In diesem kräftigen Realismus fühlte er sich eins mit den Anfängen unserer großen letzten Literaturepoche. War es doch derselbe Hunger nach Existenz und die Sättigung mit ihr, was Göthe's Seele schwellte und beruhigte. Später schieden sich dann die Wege, indem Claudius die höchste und vollste Existenz nicht in der Herrlichkeit der Natur und im Abglanze der Kunst, sondern in der Fülle der göttlichen Offenbarung fand. Eben hierin liegt auch sein Gegensatz zum philosophischen Idealismus. Ein gemalter Himmel vermag nicht leben und Fruchtbarkeit zu wecken und: „reite mir mal, ruft er aus, auf einem gemalten Pferde und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre, und melke der Herr Vetter mir mal Myrons Kuh!" Dieses volle Umfangen des Wirklichen ist Ausdruck und Folge seiner Einfalt. Es giebt keinen Schriftsteller unserer Nation, in welchem sich diese himmlische Gabe der Einfalt so klar und liebenswürdig gezeigt hätte. Es ist die Einfalt, worin zugleich der Tiefsinn wohnt; denn sie dringt unmittelbar ohne Umschweif auf den Kern der Dinge. Diese Einfalt läßt ihn froh verweilen im Hause, unter den Kindern, im Volke, unter den Bauern. Sie giebt ihm das offene Auge für alle Schönheit der Natur, daß er darin das Licht und die Kraft der schaffenden Gottheit erkennt; sie löst ihm die Zunge zu Poesie und Gesang; denn gesungen, nicht bloß gelesen wollen seine Lieder werden, und Lieder des Volkes sind in der That die kräftigsten und innigsten unter ihnen geworden, allbekannte Lieder, wie das Abendlied, das Rheinweinlied, täglich zu singen, an Christine, das Lied von Reiffen u. a. Diese Lieder sind zwar fern von der reinen Schönheit vollendeter Kunst, aber gerade darin zeigen sie ihre Volksweise, daß die zarteste Empfindung oft wie ein abgebrochener Schrei hervorbricht

oder mit Gewöhnlichem, fast Trockenem, sich mischt. Wie diese Einfalt voller Demuth und höchster Freudigkeit an dem Einen festhält, an der Furcht und Liebe Gottes, so breitet sie zugleich das Herz in Liebe aus für alle Menschenkinder. Dieselbe Einfalt macht ihn heimisch in den Geheimnissen der höhern Welt; es ist die Kindeseinfalt, die vertraut ist im Hause des himmlischen Vaters. Herder nennt Claudius den reinsten Menschen, den biedern Dichter, aus dem die unsträfliche, ächte Natur spricht. Und Lavater in den physiognomischen Fragmenten zeichnet mit wunderbar treffender Schärfe die Umrisse seines innern und äußern Menschen, wenn er sagt: „Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf; gesunder, schlicht guter, aber durchaus nicht fort dringender, reichender, gliedernder Verstand; hell und richtig und rein wird er sehen und richten, was vor ihn kommt, den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen, Niemandem zu Lieb' noch zu Leid, kurz: schlecht und recht, einfältig und gerade, Genie des Wahrheitssinnes, Genie des Herzens, Armuth und Zufriedenheit, Demuth und unverkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinnes, und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens."

An seinem hundertjährigen Geburtstag, am 15. August 1840, wurde ihm im Wandsbecker Gehölze, wohin er während seines Lebens am liebsten seine Schritte lenkte, ein einfacher Denkstein gesetzt mit Botenstab, Hut und Tasche als Symbol und mit der Inschrift: Matthias Claudius. Was dieser Name sagt, sprechen wir noch mit den Worten aus, die sein Freund Friedrich Leopold Stolberg ihm nachrief:

„Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu sein.

Und sahn sie sein redliches ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab."

Ehrenfeuchter in Göttingen.

Folge der Lebensbilder

im Jahrgang 1865.

A. Aus dem Leben Jesu.

1. Jesu Darstellung im Tempel.

B. Aus der Kirche.

I. Aus der alten Kirche.

2. Katharina, Jungfrau zu Alexandrien, Märt. † 307.
3. Paphnutius, Bekenner, Bischof um 325.
4. Eugenius, Bischof von Carthago, Bekenner, † im Exil 505.

II. Aus dem Mittelalter.

a) in England.	b) in Deutschland.	c) in Italien.
5. Wilfrid, Bischof von York † 709.	6. Sebaldus in Nürnberg.	Dante † 1321 (s. Verm. Aufsätze.)

III. Aus dem Zeitalter der Reformation.

a) in Deutschland.	b) in Italien.
7. Leonh. Käser, verbrannt zu Passau 1527.	9. Giov. Mollio, Märt. zu Rom † 1553.
8. Joh. Heß, Pf. in Breslau † 1547.	

IV. Aus dem Zeitalter nach der Reformation.

10. Theod. Beza, Pred. und Professor zu Genf † 1605.
11. Aufhebung des Edikts von Nantes, neue Periode der Verfolgungen in Frankreich 1685.
12. Christ. Scriver, zuletzt Hofpred. in Quedlinburg † 1693.
13. Phil. Jac. Spener, zuletzt Propst in Berlin † 1705.
14. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote † 1815.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1866.

Mit Beiträgen

von

Ahlfeld, Arndt, Christoffel, Erdmann, Gelpke, Hegler, Kögel, Krummacher, Lechler, Moll, Pauli, Ranke, Schmieder, Weizsäcker.

Herausgegeben

von

Ferdinand Piper,

der Theologie Doctor und Professor.

Siebenzehnter Jahrgang.

Zum Debit im Auslande.

Berlin,

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1866.

Vorrede.

Am 12. Januar dieſes Jahres ſtarb zu Carlsruhe Dr. Carl Ullmann, Prälat der evangeliſchen Kirche Badens, zuvor Profeſſor der Theologie in Halle und Heidelberg, der durch perſönliches Wirken wie durch Schriften und als einer der Gründer und Leiter einer theologiſchen Zeitſchrift, die ſeit 37 Jahren beſteht, auf die ganze Richtung der heutigen Theologie und darüber hinaus auf den Aufbau der Kirche einen weitreichenden und wohlthätigen Einfluß geübt hat. Aber auch während am Abend des Lebens ſein unmittelbares Wirken auf den engern Kreis literariſcher Aufgaben ſich zurückzog, war es ein Gewinn, eine ſolche Perſönlichkeit unter uns zu wiſſen. Nun geziemt ſich auch hier dem Dank und der Trauer Ausdruck zu geben, da er dieſem Unternehmen ausdauernde Theilnahme gewidmet hat und ferner beizuſtehen willig war. Seiner Zuſtimmung und Mitwirkung mich zu verſichern, war mir, nächſt dem Einverſtändniß mit dem ſeligen Neander, vorzüglich angelegen: weshalb ich in der Zeit der Vorbereitung, im Frühjahr 1849 zu ihm reiſte. So ſind denn von ſeiner Hand neun Lebensbilder gezeichnet: nach der Reihe in den erſten ſechs Jahrgängen ſeit 1850, zuletzt im Jahrgang 1863. Sie gehören den Gebieten an, von denen er auch literariſch durch größere Werke Beſitz genommen: nehmlich dem patriſtiſchen die Lebensbilder der Nonna und des Gregor von Nazianz (1851, 1852); dem der Vorbereitung zur Reformation das Lebensbild des Johann von Goch (1853), ſo wie dreier Zeugen von der Brüderſchaft des gemeinſamen Lebens, des Gerhard Groot, Florentius und Gerhard Zerbolt von Zütphen, dieſes als letzte Gabe (1854, 1855, 1863), zuerſt aber das Lebensbild des Johann von Staupitz (1850); endlich ein Reformationsbild in der Darſtellung Friedrichs III. von der Pfalz (1862). Außerdem hat er auf meinen Wunſch dem „jüngſten der Kirchenväter" Auguſt Neander ein biographiſches Denkmal geſetzt (1859, 1860). Wie aber neben ſeinen kirchengeſchichtlichen Haupt-

werken eine apologetisch-dogmatische Grundfrage, von der Sündlosigkeit Jesu, welche, nach seiner Aeußerung, für den, der in die Tiefe und Fülle ihres Gehalts eindringt, eine ganze Welt von religiösen und ethischen Gedanken enthält, in oft erneuerter Bearbeitung mit Vorliebe von ihm behandelt worden; so hatte er übernommen auch für den Kalender eine Epoche aus dem Leben Jesu zu schildern, in welcher diese Frage, zusammenhängend mit dem Erlösungswerk, gipfelt: nehmlich den Kampf in Gethsemane; und dies wurde noch im August 1863 in mündlichem Austausch bestätigt. Aber zunehmende Kränklichkeit und nun der Tod hat die Ausführung gehindert. Dieses Thema so wie ein zweites, das naturgemäß ihm vorbehalten war, das Lebensbild des Johann Wessel, den er in einem eigenen Werk und erneuet in seinen Reformatoren vor der Reformation dargestellt hat, ist nun in dem vorliegenden Jahrgang von anderen Händen, doch gewiß in seinem Sinn ausgeführt.

An das letztere schließen sich hier aus der Reformationszeit, nehmlich von 1551 bis 1566, fünf Lebensbilder, sämmtlich evangelischer Märtyrer an, aus Frankreich, Belgien, England, Italien: für den fünften, Wilhelm Hoseus von Brüssel, tritt im nächsten Jahr, am 11. März, das 300jährige Gedächtniß seines Todes ein.

Sonst bringt das Jahr 1866 noch drei Jubileen von Zeugen der Wahrheit, deren Namen in den verbesserten evangelischen Kalender aufgenommen und deren Lebensbilder in früheren Jahrgängen schon mitgetheilt sind: nehmlich ebenfalls ein 300jähriges Gedächtniß des Fürsten Wolfgang zu Anhalt † 23. März 1566; und das Gedächtniß zweier Märtyrer, von denen der eine durch die Heiden, der andere durch Christen gelitten hat: das 800jährig des Ansverus, Abt zu Ratzeburg † 15. Juli 1066 und das 200jährige des schottischen Predigers Hugo M'Kail † 22. December 1666 (s. Jahrg. 1862, 1863 und 1853).

Unter den Vermischten Aufsätzen sind diesmal wieder einige Kunstdenkmäler von mir erläutert, aus dem christlichen Alterthum und dem Mittelalter, die zu den bedeutungsvollsten gehören: nehmlich ein Sarcophag in Marseille nach einer authentischen Zeichnung, die ich jüngst erlangt, und die Sculpturen am Baptisterium zu Parma nach den Studien, die ich im Jahre 1860 vor dem Gebäude selbst gemacht habe. Die Bildwerke des Sarcophags sind dadurch bedeutend, daß sie sowohl in einem innern Zusammenhang stehn und einheitlich entworfen sind, als auch nächst der geschichtlichen eine doppelte Auslegung, die allegorische und ana-

gogiſche, nehmlich die Beziehung auf die ſtreitende Kirche und auf das vollendete Reich Gottes fordern. Die Bildwerke des Baptiſteriums aber dadurch, daß ſie nicht allein ein Syſtem des chriſtlichen Glaubens umfaſſen (wie es ſonſt an Kirchen erſcheint), ſondern auch theils das menſchliche Leben von ſeiner Naturſeite und in ſeinem Stufengang, theils die Epochen der Welt- oder vielmehr Reichsgeſchichte in ihren Kreis ziehen. In beiden Fällen war die Auslegung der Monumente ſicher zu ſtellen ſowohl durch Vergleichung verwandter Kunſtvorſtellungen (wobei einige handſchriftliche Denkmäler von mir nachgewieſen ſind), als durch Vergleichung der gleichzeitigen literariſchen Quellen. Letzteres hat zu näherer Behandlung verſchiedener Lehrpunkte veranlaßt, namentlich von den ſechs oder ſieben Werken der Barmherzigkeit und von den Weltaltern.

Es iſt kein Zweifel, daß die beiderſeitigen Quellen ſich einander zur Erläuterung dienen. Doch iſt die eine Klaſſe, die Monumente, in der neuern proteſtantiſchen Theologie auffallend vernachläſſigt worden. Auf die Dauer jedoch wird es nicht möglich ſein, tauſende von Quellen aller Zeitalter als nicht vorhanden zu betrachten; während dieſelben nach ihrem Einfluß in allen Zweigen der Theologie ſogar den Anſpruch haben, einer eigenen theologiſchen Disciplin zum Grunde gelegt zu werden, die auch im Aufbau begriffen iſt. Die Nothwendigkeit und das Ziel derſelben muß aus dem Weſen der Sache wie aus der ganzen Geſchichte der monumentalen Studien von der Apoſtel Zeit an ſich ergeben. In dieſem Sinn iſt die Einleitung in die monumentale Theologie (von der ich einen gedrängten Artikel früher veröffentlichte) in neuer Bearbeitung von mir ausgeführt, welche demnächſt (Gotha bei R. Beſſer) erſcheint. Da ſowohl die in der Folge dieſes Kalenders von mir gegebenen Aufſätze zum großen Theil derſelben Aufgabe dienen wollen, als auch der Name jener Disciplin aus Anlaß der Beſchreibung des chriſtlichen Muſeums der Berliner Univerſität ebendaſelbſt (Vorr. zum Jahrg. 1857) geltend gemacht iſt; ſo wird es dieſem Orte nicht fremd ſein auf jene Schrift hinzuweiſen, worin verſucht wird die zerſtreuten Beſtrebungen zu einem ſyſtematiſchen Abſchluß zu bringen.

Berlin, den 13. Auguſt 1865.

F. Piper.

Inhalt.

		Seite
Der Kalender, kirchl. u. astronom., für 1866	vom Herausg.	1–13
Erklärung des Kalenders		14
Einleitung	vom Herausg.	15–16
1. Der kirchl. Kal. 2. Die Lebensbilder. 3. Die Kunstbeilagen.		
Vermischte Aufsätze.		
1. Das Paradies u. d. gelobte Land, vorgestellt auf einem altchristl. Sarcophag in Marseille (mit 1 Abbild.)	vom Herausg.	17– 34
Art und Bedeutung der Bildwerke		17– 18
I. Beschreibung des Sarcophags		19– 21
II. Symbolik		24– 34
1. Die allegorische Auslegung. 2. Die anagogische Ausleg.		
2. Das menschliche Leben, die Weltalter und die dreifache Erscheinung Christi: Sculpturen am Baptisterium zu Parma (mit 1 Abbildung)	vom Herausg.	35– 80
Sculpturen an den Kirchen, insbes. an Taufkirchen. Das Baptisterium zu Parma und seine neuere Literatur		35– 37
I. Das südliche Portal: der Baum des menschlichen Lebens		38– 47
Die Parabel aus Barlaam und Josaphat		41– 46
II. Das nördliche Portal		47– 51
III. Das westliche Portal		51– 74
1. Die 6 Werke der Barmherzigkeit		53– 62
2. Die Parabel von den Arbeitern im Weinberge und die Weltalter		62– 73
3. Die Auferstehung und der Richter		73– 74
IV. Zusammenhang der Bildwerke		74– 76
V. Die Bildwerke zw. d. Portalen: Tugenden u. Laster		76– 80
Lebensbilder zum evangelischen Kalender		81–224
1. Mariä Heimsuchung,	von Dr. Ahlfeld, Pastor in Leipzig	81– 83
2. Jesus in Gethsemane,	von Dr. Kögel, Hofprediger in Berlin	84– 90
3. Castus und Aemilius,	von Dr Krummacher, Hofpr. i. Potsdam	91– 95
4. Ephraem, der Syrer,	von Dr. Gelpke, prof. d. Theol. in Bern	95–105
5. Meletius v. Antiochien,	von Dr. Erdmann, Gen.-Sup. in Breslau	105–122
6. Augustinus, Ap. d. Ang.	von Dr. Schmieder, Sem.-Dir. i. Wittenb.	122–132
7. Amandus,	von Dr. Ranke, Prof. d. Th. in Marburg	132–140
8. Rupert, Ap. d. Baiern,	von Dr. Weizsäcker, Prf. d. Ph. in Erlng.	140–143
9. Aelfred der Große,	von Dr. Pauli, Prof. d. Philos. i. Tübing.	143–154
10. Johann Wessel,	von Dr. Moll, Gen.-Sup. in Königsberg	154–163
11. Thomas v. St. Paul,	von Dr. Arndt, Prediger in Berlin	164–168
12. Otto Catelin,	von Dr. Gelpke, Prof. d. Th. in Bern	168–171
13. Nicolaus Ridley,	von Dr. Lechler, Prof. d. Theol. in Leipzig	171–187
14. Luigi Pasquali,	von Christoffel, Pfarr. in Wintersingen	187–200
15. Wilhelm Hosens,	von Dr. Gelpke, Prof. d. Th. in Bern	200–204
16. Paul Gerhardt,	von Dr. Krummacher, Hofpr. i. Potsdam	204–217
17. Benjamin Schmolk,	von Hegler, Pfarr. in Mark-Gröningen	217–224
Folge der Lebensbilder im Jahrgang 1866		225

Das 1866ste Jahr

seit unsers Herrn Jesu Christi Geburt ist ein Gemein-Jahr von 365 Tagen.

Zeit- und Festrechnung.

	Gregorianischer Kal.	Julianischer Kal.
Güldene Zahl	5	5
Epakten	XIV	XXV
Sonnencirkel	27	27
Sonntags-Buchstabe	G	B
Ostersonntag	1. April.	27. März.

Von den Jahreszeiten.

Frühlingsanfang: den 20. März um 8 Uhr 40 Min. Abends.
Sommersanfang: den 21. Juni um 5 Uhr 18 Min. Abends.
Herbstanfang: den 23. September um 7 Uhr 36 Min. Morgens.
Wintersanfang: den 22. December um 1 Uhr 35 Min. Morgens.

Von den Finsternissen.

Es begeben sich in diesem Jahre fünf Verfinsterungen, drei an der Sonne und zwei am Monde, von denen in unsern Gegenden nur die erste Mond- und die dritte Sonnenfinsterniß theilweise sichtbar sein werden.

Die erste Mondfinsterniß tritt ein den 31. März Morgens, welche in Europa so wie in Africa und dem westlichen Asien theilweise, während ihrer ganzen Dauer in America sichtbar sein wird. Der Anfang der Finsterniß ist um 3 U. 31 Min. mittlerer Berliner Zeit, der Anfang der totalen Verf. um 4 U. 38 M., das Ende derselben um 6 U. 16 M., das Ende der F. überhaupt um 7 U. 23 M.

Die dritte Sonnenfinsterniß tritt ein den 8. October Nachmittags, welche im westlichen Europa, einschließlich eines Theils von Italien, Deutschland und Scandinavien, so wie in dem nördlichen Theil von Nord-Amerika zu Gesichte kommen wird. Der Anfang der Finsterniß auf der Erde überhaupt ist um 4 U. 2 Min. wahrer Berliner Zeit, das Ende derselben um 7 U. 33 Min.

Die drei andern bei uns nicht sichtbaren Finsternisse sind:
Die erste Sonnenfinsterniß den 16. März Abends.
Die zweite Sonnenfinsterniß den 15. April Morgens.
Die zweite Mondfinsterniß den 24. September Nachmittags.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die zwölf himmlischen Zeichen.

♈ Widder	♋ Krebs	♎ Waage	♑ Steinbock
♉ Stier	♌ Löwe	♏ Scorpion	♒ Wassermann
♊ Zwillinge	♍ Jungfrau	♐ Schütz	♓ Fische

Sonne und Planeten.

☉ Sonne	♃ Jupiter	
☿ Mercur	♄ Saturn	
♀ Venus	♅ Uranus	
♂ Mars	☾ Mond.	

Die Mondviertel.

● Der neue Mond
☽ Das erste Viertel
○ Der volle Mond
☾ Das letzte Viertel.

1. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Aufg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Tagl.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
1. W.		Neujahr.	Ev. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.						
Mont.	1	Neujahr	8 13	3 55	♑	4 48	○	1 Neuj. Immanuel	1857
Dienst.	2		8 13	3 56	♑	5 58	V. M.	2 Märt. d. h. Büch.	1858
Mittw.	3		8 13	3 58	♑	7 8	Mg.	3 Gordius	1860
Donn.	4		8 13	3 59	♍	8 18	7 41	4 Titus	1850
Freit.	5	[Chr.	8 12	4 0	♍	9 26		5 Simeon	1853
Sonn.	6	Erschein.	8 12	4 1	♍	10 32		6 Erschein. Christi	1857
2. W.		1. Epiphan.	Ev. Jesus als Knabe im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.						1859
Sonnt.	7		8 11	4 2	♎	11 37		7 Widukind	1851
Mont.	8		8 11	4 3	♎	Mg.	☾	8 Severinus	1863
Dienst.	9		8 10	4 5	♏	12 40	L. V.	9 Catharina Zell	1853
Mittw.	10		8 10	4 6	♏	1 44	Ab.	10 Paulus Eins.	1852
Donn.	11		8 9	4 8	♏	2 46	10 30	11 Fructuosus	1861
Freit.	12		8 9	4 9	♐	3 47		12 Joh. Chastellain	1858
Sonn.	13		8 8	4 11	♐	4 45		13 Hilarius	1857
3. W.		2. Epiphan.	Ev. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.						1866
Sonnt.	14		8 7	4 12	♐	Untg.		14 Felix	1857
Mont.	15		8 6	4 14	♑	Ab.		15 Johann Laski	1858
Dienst.	16		8 5	4 16	♑	4 22	●	16 Georg Spalatin	1864
Mittw.	17		8 5	4 17	♒	5 31	N. M.	17 Antonius	1854
Donn.	18		8 3	4 18	♒	6 43	Ab.	18 Joh. Blackader	1855
Freit.	19		8 2	4 20	♓	7 58	9 30	19 (Babylas (Isab. od. Elisab.)	1900 1856
Sonn.	20		8 1	4 22	♓	9 14		20 Fabian, Sebastian	1855
4. W.		3. Epiphan.	Ev. Von d. Aussätz. u. Gichtbr. Matth. 8. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	21		8 0	4 24	♈	10 31		21 Agnes	1859
Mont.	22		7 59	4 25	♈	11 47		22 Vincentius	1852
Dienst.	23		7 57	4 27	♉	Mg.	☽	23 Jesaias	1850
Mittw.	24		7 56	4 29	♉	1 3	E. V.	24 Timotheus	1854
Donn.	25	Pauli Be-	7 55	4 31	♊	2 18	Ab.	25 Pauli Bekehrung	1856
Freit.	26	kehr.	7 54	4 33	♊	3 29	9 48	26 Polycarpus	
Sonn.	27		7 53	4 34	♋	4 34		27 Joh. Chrysost.	1861
5. W.		Septuages.	Ev. Von d. Arbeit. im Weinb., Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.						
Sonnt.	28		7 51	4 36	♋	Aufg.		28 Karl der Große	1851
Mont.	29		7 50	4 38	♋	Ab.		29 Juvent. u. Max.	1861
Dienst.	30		7 48	4 40	♌	4 47	○	30 Johann Freder	
Mittw.	31		7 47	4 42	♌	5 57	V. M. Ab. 9 22	31 Hans Sachs	1859

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtbar in der ersten Hälfte des Monats, wo er Morg. um 6½ U. in S. O. z. O. aufgeht.

♀ sichtbar zu Anfang des Mon., wo sie Morg. um 7¼ U. in S. O. aufgeht.

♂ und ♃ (der am 1sten in ☌ ☉ kommt) sind in diesem Mon. nicht sichtbar.

♄ geht Morg. um 2¼ U. in O. S. O. auf.

2. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Donn.	1		7 45	4 44	♍	7 6		1 Ignatius	
Freit.	2	Mar. Rein.	7 44	4 46	♍	8 14		2 Mariä Reinig.	1865
Sonn.	3		7 42	4 48	♎	9 20		3 Anschar	1850
6. W.		Sexagesi.		Ev. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.					
Sonnt.	4		7 40	4 50	♎	10 25		4 Rhabanus Maur.	1851
Mont.	5		7 38	4 52	♎	11 29		5 Ph. Jac. Spener	1865
Dienst.	6		7 36	4 54	♏	Mg.		6 Amandus	1866
Mittw.	7		7 34	4 56	♏	12 31	☾	7 Georg Wagner	
Donn.	8		7 32	4 57	♐	1 32	L. V.	8 Maria Andreä	1851
Freit.	9		7 30	4 59	♐	2 31	Ab.	9 Johann Hooper	1850
Sonn.	10		7 29	5 1	♐	3 27	8 33	10 Frdr. Ch. Oetinger	1853
7. W.		Estomihi.		Ev. Jesus verkünd. sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.					
Sonnt.	11		7 27	5 3	♑	4 19		11 Hugo v. St. Victor	1850
Mont.	12		7 25	5 5	♑	5 6		12 Johanna Grey	1855
Dienst.	13	Fastnacht	7 23	5 7	♒	Untg.		13 Chr. Fr. Schwartz	1856
Mittw.	14		7 21	5 9	♒	Ab.		14 Brun v. Querfurt	1856
Donn.	15		7 19	5 11	♓	5 38	●	15 Jacob vom Loh	1861
Freit.	16		7 17	5 13	♓	6 56	N. M.	16 Matth. Desübas	
Sonn.	17		7 15	5 15	♈	8 14	Mg.	17 Patric. Hamilton	1860
8. W.		Invocav.		Ev. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2 Cor. 6.					1858
Sonnt.	18	Bußt. in Baiern u. Würt.	7 13	5 17	♈	9 33	11 6	18 Simeon	1852
Mont.	19		7 11	5 19	♉	10 52		19 Mesrob	1857
Dienst.	20		7 9	5 20	♉	Mg.		20 Sadoth	1858
Mittw.	21		7 7	5 22	♉	12 8		21 Mauritius	
Donn.	22	Schwerin	7 5	5 24	♊	1 20	☽	22 Didymus	1858
Freit.	23	Bußt. i. Meckl.	7 3	5 26	♊	2 26	E. V.	23 Bart. Ziegenbalg	1852
Sonn.	24	Matthias	7 1	5 28	♋	3 24	Mg.	24 Matthias	1859
9. W.		Reminisc.		Ev. Vom Canan. Weibe, Matth. 15. Ep. 1 Thess. 4.					
Sonnt.	25		6 59	5 30	♋	4 14	5 41	25 Casp. Olevianus	1861
Mont.	26		6 57	5 32	♌	4 55		26 Berthold Haller	1853
Dienst.	27		6 55	5 34	♌	Aufg.		27 Martin Butzer	1858
Mittw.	28		6 53	5 36	♍	Ab.		28 J. de Monte Corv.	1855

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 29sten obere ☌☉) und ♀ (am 26sten obere ☌☉) sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ geht Morg. um 6 U. in S. O. z. O. auf.
♄ geht Morg. um 12¼ U. in O. S. O. auf.

3. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	[illegible]
Donn.	1		6 50	5 37	♍	5 58	○	1 Suidbert	185[illegible]
Freit.	2	Bußt. im Kön.	6 48	5 39	♍	7 5	V. M.	2 Johann Wesley	18[illegible]
Sonn.	3	Sachsen u. in S.-Meiniug.	6 46	5 41	♎	8 10	Mitt.	3 Balthilde	18[illegible]
10. W.		Oculi.	Ev. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	4		6 43	5 43	♎	9 14	12 46	4 Georg Wishart	18[illegible]
Mont.	5		6 40	5 45	♏	10 17		5 Thomas v. Aquino	18[illegible]
Dienst.	6		6 38	5 46	♏	11 19		6 Fridolin	18[illegible]
Mittw.	7		6 36	5 48	♏	Mg.		7 Perpet. u. Felic.	18[illegible]
Donn.	8		6 33	5 50	♐	12 19		8 Zachar. Ursinus	18[illegible]
Freit.	9		6 31	5 52	♐	1 15	☾	9 Cyrill. u. Method.	
Sonn.	10		6 29	5 54	♑	2 8	L. V.	10 40 Märtyrer	18[illegible]
11. W.		Lätare.	Ev. Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	11		6 27	5 55	♑	2 56	Nm.	11 Wilhelm Hoseus	18[illegible]
Mont.	12		6 24	5 57	♒	3 39	4 47	12 Gregor d. Große	
Dienst.	13		6 22	5 59	♒	4 17		13 Rudericus	
Mittw.	14		6 19	6 1	♒	4 51		14 Mathilde	18[illegible]
Donn.	15		6 17	6 3	♓	Untg.		15 Thomas Cranmer	18[illegible]
Freit.	16		6 15	6 4	♓	Ab.	●	16 Heribert	18[illegible]
Sonn.	17		6 12	6 6	♈	7 9	N. M.	17 Patricius	18[illegible]
12. W.		Judica.	Ev. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.						
Sonnt.	18		6 10	6 8	♈	8 30	Ab.	18 Alexander	18[illegible]
Mont.	19		6 8	6 10	♉	9 50	10 30	19 Maria u. Martha	18[illegible]
Dienst.	20		6 6	6 12	♉	11 7		20 Ambros. v. Siena	18[illegible]
Mittw.	21		6 4	6 13	♊	Mg.		21 Benedictus	18[illegible]
Donn.	22		6 1	6 15	♊	12 17		22 Nicolaus v. d. Flüe	18[illegible]
Freit.	23	Bußt. i. S.Co-	5 59	6 17	♋	1 20	☽	23 Wolfg. F. z. Anh.	18[illegible]
Sonn.	24	burg	5 56	6 19	♋	2 13	E. V.	24 Florentius	18[illegible]
13. W.		Palmarum.	Ev. Von Chr. Einzug in Jerus., Matth. 21. Ep. Phil. 2.						18[illegible]
Sonnt.	25	Bußt. in Hess.-	5 54	6 21	♌	2 56	Nm.	25 Mariä Verkünd.	18[illegible]
Mont.	26	Darmstadt	5 52	6 22	♌	3 32	1 56	26 Liudger	18[illegible]
Dienst.	27		5 49	6 24	♍	4 3		27 Rupertus	18[illegible]
Mittw.	28		5 47	6 26	♍	4 30		28 Joh. v. Goch	18[illegible]
Donn.	29	Gr. donn.	5 44	6 28	♍	Aufg.		29 Eustasius	
Freit.	30	Charfreit.	5 42	6 29	♎	Ab.	V. M.	30 Joh. Heermann	18[illegible]
Sonn.	31	Bußt.*)	5 40	6 30	♎	7 3	○ M. 5. 25	31 Ernst der Fromme	1850

*) in Mecklenburg-Schwerin, Hannover, S.-Weimar, S.-Gotha, Nassau.

Planeten-Erscheinung.

☿ geht in der 2ten Hälfte des Monats Abends um 8 U. in W. z. N. unter.
♀ sichtbar zu Ende des Mon., wo sie Abends nach 7 U. in W. z. N. untergeht.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ geht Morg. um 4¼ U. in S. O. z. O. auf.
♄ geht Abends um 10¼ U. in O. S. O. auf.

4. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Tierkr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.		Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
14. W.		Osterfest. Ev. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1 Cor. 5.								1863
Sonnt.	1	Ostersonnt.	5 37	6 32	♏	8 7			1 Fritigil	1853
Mont.	2	Ostermont.	5 35	6 34	♏	9 9			2 Theodosia	1856
Dienst.	3		5 32	6 36	♏	10 10			3 Gerh. Tersteegen	1854
Mittw.	4		5 30	6 38	♐	11 7			4 Ambrosius	1856
Donn.	5		5 28	6 39	♐	Mg.			5 Christ. Scriver	1865
Freit.	6		5 25	6 41	♑	12 1			6 Albrecht Dürer	1856
Sonn.	7		5 23	6 43	♑	12 50			7 Olaus Peterson	
15. W.		Quasimod. Ev. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1 Joh. 5.								
Sonnt.	8		5 20	6 45	♑	1 34		☾	9 Mart. Chemnitz	1862
Mont.	9		5 18	6 47	♒	2 13		L. V.	8 Thomas v. Westen	1853
Dienst.	10		5 16	6 48	♒	2 48		Mg.	10 Fulbert	1861
Mittw.	11		5 13	6 50	♓	3 19	9	36	11 Leo der Große	1860
Donn.	12		5 11	6 52	♓	3 48			12 Sabas	1858
Freit.	13		5 9	6 54	♈	Untg.			13 Justin d. Märtyr.	1852
Sonn.	14		5 7	6 56	♈	Ab.			14 Johann Eccart	1854
16. W.		Miser. Dom. Ev. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1 Petr. 2.								
Sonnt.	15		5 5	6 57	♉	7 22		●	15 Simon Dach	1859
Mont.	16		5 2	6 58	♉	8 43		N. M.	16 Petrus Waldus	1851
Dienst.	17		5 0	7 0	♊	10 0		Mg.	17 Mappalicus	1864
Mittw.	18		4 58	7 2	♊	11 8	7	57	18 Luther z. Worms	1860
Donn.	19		4 56	7 4	♋	Mg.			19 Ph. Melanchthon	1851
Freit.	20		4 54	7 5	♋	12 6			20 Joh. Bugenhagen	1853
Sonn.	21		4 51	7 7	♌	12 55		☽	21 Anf. v. Canterbury	1854
17. W.		Jubilate. Ev. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1 Petr. 2.								
Sonnt.	22		4 49	7 9	♌	1 34		E. V.	22 Origenes	1859
Mont.	23		4 47	7 11	♌	2 7		Ab.	23 (Georg Adalbert von Prag	1860 1856
Dienst.	24		4 45	7 13	♍	2 35	11	25	24 Wilfrid	1865
Mittw.	25	Marc. Bußt.	4 43	7 14	♍	3 0			25 Marcus	1850
Donn.	26	in Preußen u. Anh.-Dessau	4 41	7 16	♎	3 23			26 Trudpert	1857
Freit.	27	Bußt. in Holstein	4 39	7 18	♎	3 45			27 Otto Catelin	1866
Sonn.	28		4 37	7 20	♎	Aufg.			28 Fried. Myconius	1861
18. W.		Cantate. Ev. Von Chr. Hingang zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.								
Sonnt.	29		4 35	7 21	♏	Ab.		○	29 Ludw. v. Berquin	1862
Mont.	30		4 33	7 22	♏	8 2	V. M. A. 10 17		30 Georg Calixt	1851

Planeten-Erscheinung.

☿ geht zu Anfang des Monats Abends um 8¼ Uhr in W. N. W. unter, und ist weiter nicht sichtbar, da er am 14ten in die untere ☌ ☉ kommt.
♀ geht Abends um 8 U. in W. N. W. unter.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ geht Morg. um 2¼ U. in S. O. z. O. auf.
♄ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 29sten in ☍ ☉ kommt.

5. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Dienst.	1	Ph. Jacob.	4 31	7 24	♐	9 1		1 (Philippus / Jacobus	185[illegible] / 186[illegible]
Mittw.	2		4 29	7 26	♐	9 56		2 Athanas. d. Gr.	185[illegible]
Donn.	3		4 27	7 28	♐	10 47		3 Monica	185[illegible]
Freit.	4		4 25	7 30	♑	11 33		4 Florian	
Sonn.	5		4 23	7 31	♑	Mg.		5 Friedrich d. Weise	185[illegible]
19. W.		Rogate.	Ev. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonnt.	6		4 21	7 33	♒	12 13		6 Joh. v. Damasc.	186[illegible]
Mont.	7		4 19	7 35	♒	12 48	☾	7 (Flavia Domitilla / Otto I. der Große	185[illegible] / 185[illegible]
Dienst.	8		4 17	7 37	♓	1 19	L. V.	8 Stanislaus	
Mittw.	9		4 15	7 38	♓	1 48	Ab.	9 Gregor von Naz.	185[illegible]
Donn.	10	Himmelf.	4 14	7 39	♓	2 15	10 35	10 Johann Heuglin	185[illegible]
Freit.	11		4 12	4 41	♈	2 42		11 Johann Arndt	185[illegible]
Sonn.	12		4 10	4 43	♈	3 11		12 Meletius der Gr.	186[illegible]
20. W.		Exaudi.	Ev. Von d. Verheiß. d. h. Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.						
Sonnt.	13		4 8	7 45	♉	Untg.		13 Servatius	
Mont.	14		4 7	7 46	♉	Ab.	●	14 Pachomius	185[illegible]
Dienst.	15		4 6	7 47	♊	8 47	N. M.	15 Moses	185[illegible]
Mittw.	16		4 4	7 49	♊	9 53	Nm.	16 5 Märt. v. Laus.	186[illegible]
Donn.	17		4 2	7 51	♋	10 47	3 52	17 Joachim v. Floris	185[illegible]
Freit.	18		4 1	7 53	♋	11 32		18 80 Märt. unt. Val.	185[illegible]
Sonn.	19		4 0	7 54	♌	Mg.		19 Alcuinus	185[illegible]
21. W.		Pfingstfest.	Ev. Von d. Sendung d. h. Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.						
Sonnt.	20	Pfingstf.	3 59	7 55	♌	12 9		20 Val. Herberger	186[illegible]
Mont.	21	Pfingstm.	3 57	7 57	♍	12 39	☽.	21 Constant. u. Hel.	
Dienst.	22		3 55	7 59	♍	1 5	E. V.	22 Castus u. Aemil.	186[illegible]
Mittw.	23		3 54	8 0	♎	1 29	Mg.	23 Hieron. Savonar.	185[illegible]
Donn.	24		3 53	8 1	♎	1 51	10 51	24 Ag. Cazalla u. G.	185[illegible]
Freit.	25		3 52	8 2	♎	2 14		25 August. v. Cant.	186[illegible]
Sonn.	26		3 51	8 4	♏	2 37		26 Beda d. Ehrwrd.	
22. W.		Trinitatis.	Ev. Von Chr. Gespr. mit Nicod., Joh. 3. Ep. Röm. 11.						185[illegible]
Sonnt.	27		3 50	8 5	♏	3 3		27 Joh. Calvin	185[illegible]
Mont.	28		3 49	8 6	♐	Aufg.		28 Lanfranc	186[illegible]
Dienst.	29		3 48	8 7	♐	Ab.	○	29 Wilhelm Penn	
Mittw.	30		3 47	8 8	♐	8 45	V. M.	30 Hieron. v. Prag	186[illegible]
Donn.	31		3 46	8 10	♑	9 32	Nm. 2 12	31 Joachim Neander	185[illegible]

Planeten-Erscheinung.

☿ und ♂ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Abends um 9½ U. in N. W. unter.
♃ geht ¾ St. nach Mitternacht in S. O. z. O. auf.
♄ geht Morg. um 4 U. in W. S. W. unter.

6. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Freit.	1		3 45	8 11	♉	10 15		1 J. Frdr. Oberlin	
Sonn.	2		3 44	8 12	♒	10 51		2 Pothin. u. Bland.	1852
23. W.		1. Trinitat.	Ev. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.						
Sonnt.	3		3 43	8 13	♒	11 23		3 Klotilde	1858
Mont.	4		3 43	8 14	♒	11 52		4 Quirinus	
Dienst.	5		3 42	8 15	♓	Mg.		5 Bonifacius	1856
Mittw.	6		3 42	8 16	♓	12 19	☾	6 Norbert 1851.	1852
Donn.	7		3 41	8 17	♈	12 45	L. V.	7 Paul Gerhard	1866
Freit.	8		3 41	8 18	♈	1 12	Mg.	8 A. H. Francke	1851
Sonn.	9		3 40	8 18	♉	1 40	8 6	9 Columba	1861
24. W.		2. Trinitat.	Ev. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1 Joh. 3.						
Sonnt.	10		3 40	8 19	♉	2 13		10 Fr. I. Barbarossa	1854
Mont.	11	Bettag vor der Erndte in Braunschw.	3 39	8 20	♊	Untg.		11 Barnabas	1858
Dienst.	12		3 39	8 21	♊	Ab.	●	12 Renata v. Ferrara	1857
Mittw.	13		3 38	8 21	♋	8 34	N. M.	13 Isaac le Febvre	1856
Donn.	14		3 38	8 22	♋	9 25	Ab.	14 Basilius der Gr.	
Freit.	15		3 38	8 22	♌	10 6	11 1	15 Wilh. Wilberforce	1854
Sonn.	16		3 38	8 23	♌	10 40		16 Benno	
25. W.		3. Trinitat.	Ev. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1 Petr. 5.						
Sonnt.	17		3 38	8 23	♍	11 9		17 Johann Tauler	1853
Mont.	18		3 38	8 24	♍	11 34		18 Pamphilus	1855
Dienst.	19		3 38	8 24	♍	11 57		19 Nic. Conc. Paphnutius	1865
Mittw.	20		3 38	8 24	♎	Mg.	☽	20 27 Märt. in Prag	1855
Donn.	21		3 38	8 24	♎	12 20	E. V.	21 Matth. Claudius	1865
Freit.	22		3 38	8 24	♏	12 43	Mg.	22 Gottschalk	1856
Sonn.	23		3 38	8 25	♏	1 8	12 39	23 Gottfr. Arnold	
26. W.		4. Trinitat.	Ev. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	24	Joh. d. T.	3 39	8 25	♏	1 35		24 Johannes d. T.	1851
Mont.	25		3 39	8 25	♐	2 6		26 Augsb. Cnf. Uebg.	1851
Dienst.	26		3 39	8 25	♐	2 43		25 Joh. Val. Andreä	1851
Mittw.	27		3 40	8 25	♑	Aufg.		27 Sieben Schläfer	1856
Donn.	28		3 40	8 25	♑	Ab.	○	28 Irenäus	1855
Freit.	29	Petr. Paul	3 41	8 25	♑	8 54	V. M. M. 4 29	29 Petrus Paulus	1859 1850
Sonn.	30		3 41	8 25	♒	9 28		30 Raymund Lullus	

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 16ten obere ☌☉).
♀ geht Abends nach 10¼ U. in N. W. unter.
♂ sichtbar seit dem 9ten, geht Morg. um 1½ U. in O. N. O. auf.
♃ geht Abends um 10¼ U. in S. O. z. O. auf.
♄ geht Morg. um 1¼ U. in W. S. W. unter.

7. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechs.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
27. W.		5. Trinitat.	Ev. Von Petri reichem Fischzuge, Luc. 5. Ep. 1 Petr. 3.						
Sonnt.	1	Bußt. u. Bet-	3 42	8 25	♒	9 58		1 H. Voes u. J. Esch	1858
Mont.	2	Mariä Hmf.	3 43	8 24	♓	10 25		2 Mariä Heimf.	1866
Dienst.	3	tag vor der Erndte in	3 44	8 24	♓	10 51		3 (Otto Bisch. v. Bamb. (Aonius Palearius)	1852 1857
Mittw.	4	M.-Schwer.	3 45	8 23	♈	11 17		4 Ulrich	1850
Donn.	5		3 45	8 23	♈	11 44	☾	5 J. Olde. L. Cobh.	1861
Freit.	6		3 46	8 22	♉	Mg.	L. V.	6 Johann Huß	1858
Sonn.	7		3 47	8 22	♉	12 14	Nm.	7 Willibald	
28. W.		6. Trinitat.	Ev. Von d. Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	8		3 48	8 21	♊	12 48	2 57	8 Kilian	1854
Mont.	9		3 49	8 20	♊	1 30		9 Ephr. d. Syrer	1866
Dienst.	10		3 50	8 19	♋	2 19		10 (Knud Wilhelm v. Or.	1862
Mittw.	11		3 51	8 18	♋	Untg.		11 Placidus	1859
Donn.	12		3 52	8 17	♌	Ab.	● N. M.	12 Heinrich II.	1858
Freit.	13		3 53	8 16	♌	8 37		13 Eugenius	1865
Sonn.	14		3 55	8 15	♌	9 9	Mg.	14 Bonaventura	
29. W.		7. Trinitat.	Ev. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	15		3 56	8 14	♍	9 36	6 29	15 (Answer Jerusal. Erob. (1099)	1963 1857
Mont.	16		3 57	8 14	♍	10 1		16 Anna Askew	
Dienst.	17		3 58	8 13	♎	10 25		17 Sper. u. s. 11 Gef.	1854
Mittw.	18		3 59	8 12	♎	10 48		18 Arnulf	
Donn.	19		4 1	8 10	♏	11 12	☽	19 Luise Henriette	1850
Freit.	20		4 2	8 9	♏	11 38	E. V.	20 Richard le Feure	
Sonn.	21		4 3	8 8	♏	Mg.	Nm.	21 Ebh. v. Württemb.	1853
30. W.		8. Trinitat.	Ev. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	22		4 4	8 7	♐	12 8	4 37	22 Mar. Magdalena	1858
Mont.	23		4 6	8 5	♐	12 42		23 Gottf. v. Hamelle	1859
Dienst.	24		4 8	8 3	♑	1 23		24 Thom. v. Kempen	1863
Mittw.	25		4 9	8 2	♑	2 10		25 Jacobus	1857
Donn.	26		4 10	8 1	♑	Aufg.		26 Christophorus	1855
Freit.	27		4 12	8 0	♒	Ab.	○	27 Raym. Palmarius	1853
Sonn.	28		4 14	7 58	♒	8 1	V. M.	28 Joh. Seb. Bach	1861
31. W.		9. Trinitat.	Ev. Vom unger. Haushalter, Luc. 16. Ep. 1 Cor. 10.						
Sonnt.	29		4 16	7 56	♓	8 30	Nm.	29 Olaus der Heilige	1852
Mont.	30		4 17	7 55	♓	8 57	5 6	30 Johann Wessel	1866
Dienst.	31		4 18	7 53	♈	9 23		31 Joh. Casp. Schade	1853

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Abends um 9¾ U. in W. N. W. unter.
♂ geht ¼ St. nach Mitternacht in N. O. z. O. auf.
♃ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 20sten in ☍ ☉ kommt.
♄ geht Abends um 11¾ U. in W. S. W. unter.

8. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Mond- Lauf	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Mittw.	1		4 19	7 51	♈	9 50		1 Maccabäer	1857
Donn.	2		4 21	7 49	♈	10 18		2 Märt. unter Nero	1854
Freit.	3		4 23	7 47	♉	10 51	☾	3 Wilhelm Thorp	1864
Soun.	4		4 24	7 46	♉	11 28	L. V.	4 Leonhard Käser	1865
32. W.		10. Trinitat.	Ev. Von d. Zerstör. Jeruf., Luc. 19. Ep. 1 Cor. 12.						
Sonnt.	5		4 25	7 44	♊	Mg.	Ab.	5 Evg. Salzburger	1859
Mont.	6	Verkl. Chr.	4 27	7 42	♊	12 13	8 10	6 Verklär. Christi	1859
Dienst.	7		4 29	7 40	♋	1 6		7 Nonna	1851
Mittw.	8		4 31	7 38	♋	2 8		8 Hormisdas	1858
Donn.	9		4 32	7 36	♌	Untg.		9 Numidicus	1864
Freit.	10		4 34	7 34	♌	Ab.	●	10 (Jerusal. Erober. (70) Laurentius	1851 1850
Sonn.	11		4 36	7 32	♍	7 37	N. M.	11 Greg. v. Utrecht	
33. W.		11. Trinitat.	Ev. Vom Pharisäer u. Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.						
Sonnt.	12		4 38	7 30	♍	8 3	Nm.	12 Anselm v. Havelb.	1854
Mont.	13		4 40	7 28	♎	8 27	3 30	13 N. L. Gr. v. Zinzd.	1860
Dienst.	14		4 41	7 26	♎	8 51		14 Jacob Guthrie	1852
Mittw.	15		4 42	7 24	♎	9 15		15 Maria	1860
Donn.	16		4 44	7 22	♏	9 41		16 Joh. d. Beständige	1855
Freit.	17		4 46	7 20	♏	10 9		17 Johan Gerhard	
Sonn.	18		4 48	7 18	♐	10 41	☽	18 Hugo Grotius	
34. W.		12. Trinitat.	Ev. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.						
Sonnt.	19		4 49	7 16	♐	11 19	E. V.	19 Sebaldus	1865
Mont.	20		4 51	7 14	♐	Mg.	Mg.	20 Bernhard	1853
Dienst.	21		4 53	7 12	♑	12 2	10 10	21 Miss. d. ev. Br. un.	
Mittw.	22		4 55	7 10	♑	12 53		22 Symphorianus	
Donn.	23		4 57	7 7	♒	1 51		23 Caspar v. Coligny	1857
Freit.	24	Bartholo-	4 58	7 5	♒	2 54		24 Bartholomäus	1858
Sonn.	25	mäus	4 59	7 3	♓	Aufg.		25 Ludwig d. Heilige	
35. W.		13. Trinitat.	Ev. Vom Samariter u. Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	26		5 1	7 1	♓	Ab.	○	26 Ulphila	1857
Mont.	27		5 3	6 59	♓	7 27	V. M.	27 Jovinianus	1858
Dienst.	28		5 5	6 56	♈	7 54	Mg.	28 Augustinus	1864
Mittw.	29	J. d. T. Enth.	5 7	6 54	♈	8 23	4 27	29 Johan. d. T. Enth.	1864
Donn.	30		5 9	6 51	♉	8 54		30 Claud. v. Turin	
Freit.	31		5 11	6 50	♉	9 30		31 Aidan	1862

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 21sten untere ☌☉).
♀ geht Abends um 8½ U. in W. unter.
♂ geht Abends um 11 U. in N. O. z. O. auf.
♃ geht ¼ St. nach Mitternacht in S. W. z. W. unter.
♄ geht Abends um 9¾ U. in W. S. W. unter.

9. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Sonn.	1		5 12	6 48	♊	10 12		1 Hanna	1853
36. W.		14. Trinitat.						Ev. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.	
Sonnt.	2		5 13	6 45	♊	11 2	☾	2 Mamas	1860
Mont.	3		5 15	6 42	♋	Mg.	L. V.	3 Hildegard	1852
Dienst.	4		5 17	6 39	♋	12 0	Mg.	4 Ida	
Mittw.	5		5 19	6 37	♌	1 3	1 2	5 Johann Mollio	1865
Donn.	6		5 20	6 35	♌	2 12		6 Matthias Weibel	1854
Freit.	7		5 21	6 33	♍	Untg.		7 Lazar. Spengler	1860
Sonn.	8		5 23	6 30	♍	Ab.		8 Corbinian	
37. W.		15. Trinitat.						Ev. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.	
Sonnt.	9		5 25	6 27	♍	6 30	●	9 Ludw. Paschali	1866
Mont.	10		5 27	6 25	♎	6 54	N. M.	10 Paul Speratus	1863
Dienst.	11		5 29	6 23	♎	7 18	Mg.	11 Johann Brenz	1850
Mittw.	12		5 30	6 21	♏	7 43	3 8	12 Dion. Peloquin	
Donn.	13		5 32	6 18	♏	8 10		13 Wilhelm Farel	1859
Freit.	14		5 34	6 16	♏	8 41		14 (Cyprianus (Dante)	1853 1865
Sonn.	15		5 36	6 14	♐	9 16		15 Arg. v. Grumb.	1861
38. W.		16. Trinitat.						Ev. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.	
Sonnt.	16	Bußtag in der	5 37	6 12	♐	9 56		16 Euphemia	1862
Mont.	17	Schweiz	5 38	6 10	♑	10 43	☽	17 Lambert	1850
Dienst.	18		5 40	6 7	♑	11 37	E. V.	18 A. G. Spangenbg.	1855
Mittw.	19	Bußt. in Lauenburg	5 42	6 4	♑	Mg.	Mg.	19 Thom. v. St. Paul	1866
Donn.	20		5 44	6 2	♒	12 37	4 22	20 Magdal. Luther	1861
Freit.	21	Matthäus	5 45	6 0	♒	1 43		21 Matthäus	1850
Sonn.	22		5 46	5 58	♓	Aufg.		22 Emmeram	
39. W.		17. Trinitat.						Ev. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.	
Sonnt.	23		5 48	5 55	♓	Ab.		23 S Märt. v. Genf	1862
Mont.	24		5 50	5 52	♈	5 54	○	24 Joh. Jac. Moser	1852
Dienst.	25		5 52	5 50	♈	6 23	V. M.	25 (Augsb. Rel.-friede P. Rabaut	1851
Mittw.	26		5 54	5 48	♉	6 54	Nm.	26 Lioba	1855
Donn.	27		5 55	5 46	♉	7 30	2 59	27 Philip. Graberon	1850
Freit.	28		5 57	5 43	♊	8 11		28 P. Flyst. u. A. Clar.	1851
Sonn.	29	Michaelis*)	5 59	5 40	♊	8 59		29 Michaelis	1858
40. W.		18. Trinitat.						Ev. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1 Cor. 1.	
Sonnt.	30	Erndtefest **)	6 1	5 38	♋	9 55		30 Hieronymus	1858

*) Erndtefest in der Stadt Braunschweig.
**) in Preußen, Hannover und auf dem Lande in Braunschweig.

☿ sichtbar bis nach der Mitte des Mon., geht Morg. um 3¼ U. in O.N.O. auf.
♀ geht Abends um 7¼ U. in S.W. z. W. unter.
♂ geht Abends um 10¼ U. in N.O. auf.
♃ geht um Mitternacht in S.W. unter.
♄ geht zu Anfang des Monats Abends um 8¾ U. in W.S.W. unter u. wird gegen Ende des M. unsichtbar.

10. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Mont.	1		6 2	5 36	♋	10 56	☾	1 Remigius	1857
Dienst.	2		6 3	5 34	♌	Mg.	L. V.	2 Leodegar	
Mittw.	3		6 5	5 31	♌	12 3	Mg.	3 Die beid. Ewalde	
Donn.	4		6 7	5 29	♌	1 12	7 2	4 Franciscus	1863
Freit.	5		6 9	5 27	♍	2 22		5 Petr. Carnesecchi	
Sonn.	6		6 11	5 25	♍	Untg.		6 Heinrich Albert	1861
41. W.		19. Trinitat.	Ev. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.						
Sonnt.	7	Erndtefest in	6 12	5 23	♎	Ab.		7 Theodor Beza	1865
Mont.	8	Baiern	6 14	5 20	♎	5 20	●	8 Rob. Grosthead	
Dienst.	9		6 16	5 17	♏	5 45	R. M.	9 Dionysius Areop.	1855
Mittw.	10		6 18	5 15	♏	6 12	Ab.	10 Justus Jonas	1858
Donn.	11		6 20	5 13	♏	6 41	5 52	11 Ulrich Zwingli	1850
Freit.	12		6 21	5 11	♐	7 14		12 Heinr. Bullinger	1852
Sonn.	13		6 23	5 8	♐	7 52		13 Elisabeth Frey	1850
42. W.		20. Trinitat.	Ev. Vom hochzeitl. Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	14		6 25	5 6	♐	8 36		14 Nicolaus Ridley	1866
Mont.	15		6 27	5 4	♑	9 26		15 Aurelia	1854
Dienst.	16	[nover	6 29	5 2	♑	10 23	☽	16 Gallus	1850
Mittw.	17	Bußt. i. Han-	6 30	5 0	♒	11 24	E. V.	17 Aufh. d. Ed. v. Nant.	1865
Donn.	18	Lucas	6 32	4 57	♒	Mg.	Ab.	18 Lucas	1851
Freit.	19		6 34	4 55	♓	12 31	10 17	19 Christ. Schmid	
Sonn.	20		6 36	4 53	♓	1 42		20 F. L. v. Avignon	
43. W.		21. Trinitat.	Ev. Von des Königschen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.						
Sonnt.	21		6 38	4 51	♈	Aufg.		21 Hilarion	1855
Mont.	22		6 39	4 49	♈	Ab.		22 Hedwig	1858
Dienst.	23		6 41	4 47	♈	4 50		23 Heinrich Martyn	1855
Mittw.	24		6 43	4 45	♉	5 24	○	24 (Arethas	1862
								Westfäl. Friede	1858
Donn.	25		6 45	4 43	♉	6 3	V. M.	25 Johann Heß	1865
Freit.	26		6 47	4 41	♊	6 50	Mg.	26 Fr. III. v. d. Pfalz	1862
Sonn.	27		6 48	4 39	♊	7 45	1 6	27 Frumentius	1854
44. W.		22. Trinitat.	Ev. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.						
Sonnt.	28	Sim., Juda	6 50	4 37	♋	8 47		28 Simon, Juda	1863
Mont.	29		6 52	4 35	♋	9 54	L. V.	29 Alfred d. Große	1866
Dienst.	30	[Reformatf.	6 54	4 33	♌	11 3	☾	30 Jacob Sturm	1855
Mittw.	31	Luthers Thes.,	6 56	4 31	♌	Mg.	Nm. 3 39	31 Reformationsf.	1859

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 3ten obere ☌☉).
♀ geht Abends um 6¼ U. in S. W. unter und erscheint am 22sten im größten Glanz.
♂ geht Abends um 9¼ U. in N. O. auf.
♃ geht Abends um 10 U. in S. W. z. W. unter.
♄ ist in diesem M. nicht sichtbar.

11. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Lauf.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebensbild im J.
Donn.	1	Bußt. in Kurhessen	6 57	4 29	♍	12 13		1 Aller Heiligen	
Freit.	2		6 59	4 27	♍	1 22		2 Victorinus	
Sonn.	3		7 1	4 25	♎	2 30		3 Pirmin	186
45. W.	23. Trinitat.	Ev. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.							
Sonnt.	4		7 3	4 23	♎	3 37		4 Joh. Albr. Bengel	185
Mont.	5		7 5	4 21	♎	Untg.		5 Hans Egede	
Dienst.	6		7 6	4 20	♏	Ab.		6 Gustav Adolf	
Mittw.	7		7 8	4 18	♏	4 42	●	7 Willibrord	186
Donn.	8	Bußt. i. Hamburg	7 10	4 16	♐	5 14	N. M.	8 Willehad	186
Freit.	9		7 12	4 14	♐	5 50	Mg.	9 Joh. v. Staupitz	185
Sonn.	10		7 14	4 13	♐	6 32	11 18	10 Martin Luther	185
46. W.	24. Trinitat.	Ev. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.							
Sonnt.	11		7 17	4 12	♑	7 19		11 Martin Bisch.	186
Mont.	12		7 14	4 10	♑	8 13		12 Livinus	
Dienst.	13		7 19	4 8	♒	9 12		13 Arcadius	186
Mittw.	14	Bußt. i. Braunschweig	7 21	4 6	♒	10 15		14 Pet. Mrt. Vermili	185
Donn.	15		7 23	4 5	♒	11 22	☽	15 Johann Kepler	185
Freit.	16		7 24	4 4	♓	Mg.	E. V.	16 Casp. Creuziger	185
Sonn.	17		7 26	4 2	♓	12 32	Nm.	17 Bernward	185
47. W.	25. Trinitat.	Ev. Vom Gräuel d. Verwüst., Matth. 24. Ep. 1 Thessal. 4.							
Sonnt.	18		7 28	4 1	♈	1 46	3 1	18 Greg. d. Erleucht.	185
Mont.	19		7 30	4 0	♈	3 2		19 Elisabeth	
Dienst.	20		7 32	3 59	♉	Aufg.		20 Johañ Williams	
Mittw.	21		7 33	3 58	♉	Ab.		21 Columbanus	185
Donn.	22		7 35	3 56	♊	4 36	○	22 Joh. Oecolampad.	185
Freit.	23	Bußt. im K. Sachsen	7 37	3 55	♊	5 28	V. M.	23 Clemens v. Rom	185
Sonn.	24		7 39	3 54	♋	6 28	Mg.	24 Johann Knox	186
48. W.	26. Trinitat.	Ev. Vom jüngsten Gericht, Matth. 25. Ep. 2 Petr. 3.							
Sonnt.	25	Bußt. in Baden	7 40	3 53	♋	7 36	11 8	25 Catharina	186
Mont.	26		7 41	3 52	♌	8 47		26 Conrad	185
Dienst.	27		7 43	3 51	♌	10 0		27 Margar. Blaarer	185
Mittw.	28		7 45	3 50	♍	11 11	L. V.	28 Alexand. Roussel	
Donn.	29	Dank- u. Bettag	7 47	3 49	♍	Mg.	☾	29 Saturninus	
Freit.	30	Andr.*)	7 48	3 48	♍	12 20	M. 3 58	30 Andreas	185

in den Verein. St. von Nordamerika.

*) Bußtag in M.-Schwerin.

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Abends um 5¼ U. in S. W. z. S. unter.
♂ geht Abends um 8¼ U. in N. O. auf.
♃ geht Abends um 8½ U. in S. W. z. W. unter.
♄ ist in diesem Monat nicht sichtbar, da er am 7ten in ☌☉ kommt.

12. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Tierkr.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Sonn.	1		7 49	3 48	♑	1 28		1 Eligius	1855
49. W.	1. Advent.		Ev. Von Christi Einz. in Jeruf., Matth. 21. Ep. Röm. 13.						
Sonnt.	2	Bußt. der Ref.	7 51	3 47	♑	2 34		2 Joh. Ruysbroek	
Mont.	3	in Oesterreich	7 53	3 47	♏	3 38		3 Gerhard Groot	1854
Dienst.	4		7 54	3 46	♏	Untg.		4 Gerh. v. Zütphen	1863
Mittw.	5		7 55	3 46	♏	Ab.		5 Crispina	
Donn.	6		7 56	3 45	♐	3 50		6 Nicolaus	1863
Freit.	7	Bußtag *)	7 58	3 45	♐	4 29	●	7 (Paulus Odontius) Phil. Frdr. Hiller	1864 1853
Sonn.	8	Bußt. d. Luth.	7 59	3 45	♑	5 15	N. M.	8 Martin Rinkard	1863
50. W.	2. Advent.		Ev. Von d. Zeichen d. jüngst. Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.						
Sonnt.	9	in Oesterreich	8 0	3 44	♑	6 7	Mg.	9 Benj. Schmolck	1866
Mont.	10		8 1	3 44	♑	7 4	6 19	10 Paul Eber	1851
Dienst.	11		8 2	3 44	♒	8 5		11 Heinr. v. Zütphen	1852
Mittw.	12		8 3	3 44	♒	9 10		12 Vicelin	1860
Donn.	13		8 4	3 44	♓	10 18		13 (Odilia Berthold	1853 1853
Freit.	14		8 5	3 44	♓	11 27		14 Dioscurus	1856
Sonn.	15		8 6	3 44	♈	Mg.	☽	15 Christiana	1851
51. W.	3. Advent.		Ev. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1 Cor. 4.						
Sonnt.	16		8 7	3 44	♈	12 40	E. V.	16 Adelheid	1852
Mont.	17		8 8	3 44	♉	1 55	Mg.	17 Sturm	1864
Dienst.	18		8 8	3 45	♉	3 12	5 37	18 Veit L. v. Seckend.	1852
Mittw.	19	Bußt. i. Hann.	8 9	3 45	♊	Aufg.		19 Clemens v. Alex.	1856
Donn.	20	u. Lauenb.	8 9	3 46	♊	Ab.		20 Abraham	1857
Freit.	21	Thomas	8 10	3 46	♋	4 5	○	21 Thomas	1857
Sonn.	22		8 11	3 47	♋	5 10	V. M.	22 Hugo M'Kail	1853
52. W.	4. Advent.		Ev. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.						
Sonnt.	23		8 11	3 47	♌	6 22	Ab.	23 Anna dü Bourg	1851
Mont.	24	Heil. Abend	8 12	3 48	♌	7 36	9 28	24 Heilige Abend	
Dienst.	25	Christtag	8 12	3 48	♌	8 51		25 Christtag	1856
Mittw.	26	Stephanus	8 13	3 49	♍	10 4		26 Stephanus	1851
Donn.	27	Johannes	8 13	3 49	♍	11 14		27 Johannes	1855
Freit.	28		8 13	3 50	♑	Mg.	☾	28 Unschuld. Kinder	1854
Sonn.	29		8 13	3 51	♑	12 22	L. V.	29 David	1857
53. W.	Sonnt. n. Chr. Geb.		Ev. Von Simeon u. Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	30		8 13	3 52	♏	1 28	Ab.	30 Christ. v. Württb.	1850
Mont.	31		8 13	3 53	♏	2 32	8 17	31 Joh. Wiclif	1854

*) In S.-Weimar, S.-Gotha, S.-Coburg und S.-Meiningen.

☿ geht in der 2. Hälfte des Monats Morg. um 6¼ U. in S. O. z. O. auf.
♀ geht gegen Ende des Monats Morg. um 6 U. in S. O. z. O. auf.
♂ geht Abends um 6¼ U. in N. O. auf.
♃ geht Abends um 7 U. in S. W. z. W. unter.
♄ geht Morg. um 5 U. in O. S. O. auf.

Erklärung des Kalenders.

Der vorstehende Kalender enthält, wie es sonst herkömmlich ist, einen chronologischen, einen kirchlichen und einen astronomischen Bestandtheil.*)

Jedem Monat nehmlich ist eine Seite gewidmet. Die erste Rubrik nebst der ersten Reihe der zweiten giebt Wochentag und Datum; die andere Reihe der zweiten Rubrik enthält die in den deutschen protestantischen Kirchen gebräuchlichen Festtage: auch ist über jedem Sonntage sein Name mit den Pericopen angegeben. Die Namen des verbesserten evangelischen Kalenders sind aus dieser Rubrik (so wie die ganze folgende Rubrik mit den Namen des bisherigen evangelischen Kalenders) seit dem Jahrgang 1857 fortgelassen; statt dessen sind sie zu finden in der letzten Rubrik, welche zugleich das Verzeichniß der Lebensbilder enthält, die bisher im Evangelischen Kalender (von 1850—1866) erschienen sind: diese sind kenntlich an der danebenstehenden Jahreszahl, welche den betreffenden Jahrgang desselben nachweiset.

Die noch übrigen Rubriken von der dritten bis zur siebenten enthalten Auf- und Untergang der Sonne, so wie den Lauf des Mondes durch die Zeichen des Thierkreises, Auf- und Untergang desselben und den Eintritt der Mondviertel. Endlich ist unten die Planeten-Erscheinung angegeben und zwar in der Regel für die Mitte des Monats.

Diesem astronomischen Kalender liegt die geographische Breite und die Zeit von Berlin zum Grunde. Es sind also die Zeitangaben für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond, für den Eintritt der Mondviertel so wie der Jahreszeiten (auf Seite 1) in mittlerer Berliner Zeit verstanden. Ferner gilt der hier angegebene Auf- und Untergang von Sonne und Mond genau nur für die Breite von Berlin (52° 30'); während unter andern Breiten, je nach der Entfernung und dem Datum, die Zeiten mehr oder weniger abweichen. Man kann aber leicht durch eine bloße Addition oder Subtraction aus den für die Berliner Breite geltenden Angaben den Sonnen-Auf- und Untergang bis auf eine Minute genau für alle Oerter in ganz Deutschland und der Schweiz so wie im Elsaß, in Belgien und den Niederlanden, überhaupt zwischen 45° bis 56° nördl. Breite finden mittelst einer für jedes Jahr gültigen Tafel, die im zweiten Jahrgang (für 1851) dem Monats-Kalender beigegeben, auch daselbst (S. 28. 38 f.) erläutert ist.

---

*) In einer kleinern Anzahl Exemplare für solche Länder, in denen die Stempelgesetzgebung der Einführung auswärtiger Kalender entgegensteht, ist nur im Allgemeinen der Monatskalender aufgenommen mit dem oben erwähnten Verzeichniß der Lebensbilder (worin die Namen des verb. evang. Kalenders enthalten sind), unter Auslassung aller auf das Jahr 1866 bezüglichen kirchlichen und astronomischen Angaben; hingegen eine Uebersicht der kirchlichen Festordnung für die nächsten 10 Jahre hinzugefügt.

Einleitung.

1. Der kirchliche Kalender.

Der verbeſſerte evangeliſche Kalender, der in der letzten Rubrik ſich findet, (ſ. Ev. Kalender für 1857, S. 14. und daſ. Vorr. S. V.) iſt unverändert geblieben*), wie er ſeit dem erſten Jahrgang dieſes Jahrbuchs, für 1850, aufgeſtellt worden. Von der Herleitung und Zuſammenſetzung deſſelben iſt ſchon in der Einleitung daſelbſt (S. 1—9) Rechenſchaft gegeben. Eine kurze Erläuterung ſämmtlicher Namen dieſes Kalenders findet ſich, geordnet nach den Ländern und demnächſt nach den Zeiten, im erſten Jahrgang (S. 20—36), und allgemein nach den Zeiten geordnet, im zweiten Jahrgang (S. 53—65); das alphabetiſche Verzeichniß dieſer Namen enthält der vierte Jahrgang (S. 37—42).

Von dem alten evangeliſchen Kalender, der in den früheren Jahrgängen von 1851 bis 1856 neben dem verbeſſerten mitgetheilt war, iſt in der Einleitung des Jahrgangs 1851 (S. 33—37) nähere Nachweiſung gegeben.

Die Rubrik der Feſttage zeigt ſowohl die allgemeinen evangeliſchen Feſte, als auch die in manchen deutſchen Landeskirchen als halbe Feiertage noch beobachteten Marien- und Apoſteltage an, — die überall an dem gleichen Monatstage anſtehen; dazu iſt von den beſonderen Feiertagen, in deren Anordnung Verſchiedenheit obwaltet, für die größeren deutſchen Landeskirchen ſo wie für die Schweiz der Buß- und Bettag ſeit dem Jahrg. 1853 und das Erndtefeſt, ſoweit es an einem feſten Tage gefeiert wird, ſeit dem Jahrg. 1855 angeſetzt. Erläuterungen über dieſelben ſind in den Jahrgängen 1853 (S. 29—36) und 1854 (S. 56—68) gegeben.

2. Die Lebensbilder.

An den verbeſſerten evangeliſchen Kalender knüpfen ſich die Lebensbilder, deren diesmal 17 mitgetheilt werden: eine Ueber-

*) Abgeſehen von vier in Klammern beigefügten Namen am 19. Jan. und 3. Juli, ſ. Jahrg. 1856 S. 15. Anm. und Jahrg. 1857 Vorr. S. III; ſo wie am 7. December, ſ. Jahrg. 1864 Vorr. S. III, und 14. Sept., ſ. Jahrg. 1865 Vorr. S. IV.

ſicht derſelben, wie ſie nach den Zeiten und Ländern ſich vertheilen, folgt zum Schluß. — Von den vorigen Jahrgängen enthalten die beiden erſten jedesmal 28, der dritte 24, der vierte 26, der fünfte 23, der ſechste 21, der ſiebente 20, der achte 16, der neunte 23, der zehnte 18, der elfte bis vierzehnte je 16, der funfzehnte 11, der ſechzehnte 15 Lebensbilder (wozu im zehnten, elften und funfzehnten Jahrgange drei Lebensbilder aus der neuern Zeit kommen). — Ein Verzeichniß derſelben für alle ſiebenzehn Jahrgänge iſt nach der Folge der Gedächtnißtage in dem hier voranſtehenden Monats-Kalender gegeben.

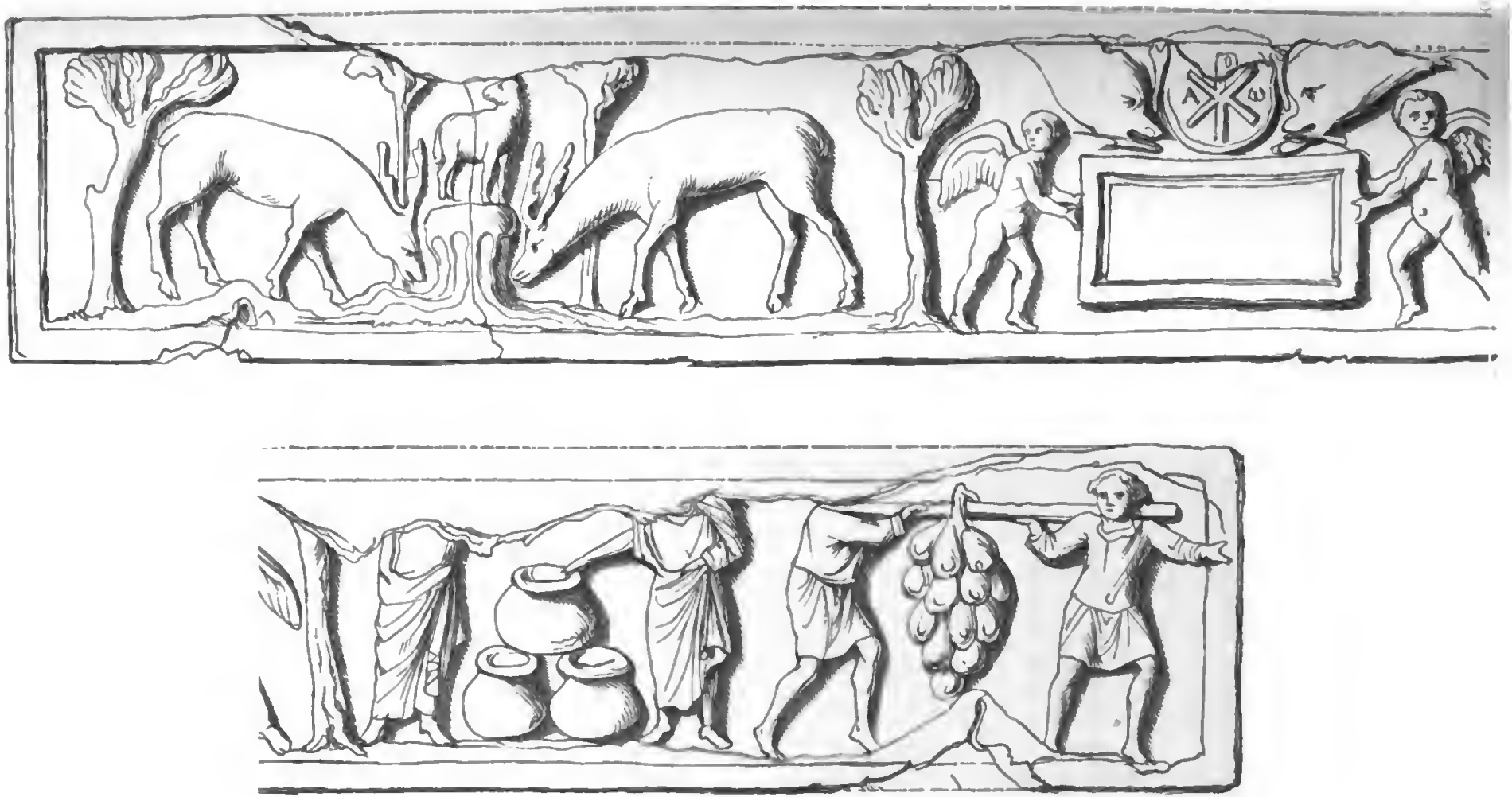
3. Die Kunſtbeilagen.

1. Das Bild auf der Vorderſeite des Umſchlags ſtellt, wie bisher, Chriſtus als den guten Hirten dar, von einem Wandgemälde in einem altchriſtlichen Cömeterium bei Rom. Die nähere Beſchreibung und Erläuterung deſſelben ſ. im Jahrg. 1852, S. 24 f.

2. Die Tafel zu S. 17 enthält von einem altchriſtlichen Sarcophag im Muſeum zu Marſeille die obere Abtheilung der Vorderſeite, nach einer neuen Zeichnung, deren es bedurfte, da die früheren Abbildungen ungenau ſind, ſ. S. 18. 21. Anm. 4. Die Beſchreibung und Erklärung dieſer Bildwerke folgt S. 19 ff.

3. Die Tafel zu S. 38 zeigt die Sculpturen über dem ſüdlichen Portal des Baptiſteriums zu Parma vom Ende des 12ten Jahrhunderts, nach den Kupferſtichen, welche davon bei Didron Annales archéologiques T. XV. zu p. 413 und bei Lopez Il battistero di Pisa Tav. XIII. gegeben ſind. Die Erklärung derſelben ſ. S. 38—46.

4. Auf der Rückſeite des Umſchlags iſt der Phönix auf dem Scheiterhaufen abgebildet nach einem Gemälde auf Tapeten des 15. Jahrhunderts im Muſeum Clüny zu Paris. Das Nähere zur Beſchreibung dieſes Gemäldes und zur Erläuterung jenes Sinnbildes enthält der Jahrgang 1851, S. 41 f.



Oberer Theil eines altchristlichen Sarcophags in Marseille.

Vermischte Aufsätze.

1. Das Paradies und das gelobte Land,

vorgestellt auf einem altchristlichen Sarcophag in Marseille.

(Hierbei eine Abbildung.)

Aus dem christlichen Alterthum ist eine große Anzahl Steinsärge auf uns gekommen, die meisten aus Rom und dem südlichen Frankreich (Arles, Aix und Marseille), die in halberhobener Arbeit hauptsächlich biblische Scenen vor Augen stellen. Es erscheinen darin vor allem die Hauptthatsachen des Glaubens, worin zugleich das Unterpfand der christlichen Hoffnung liegt: die Ereignisse aus dem Leben Jesu von der Geburt bis zur Passion nebst solchen A. Testamentlichen Vorgängen, welche die letzten Epochen desselben, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt vorbilden. Andere Ereignisse aus dem A. Testament sind aufgenommen, wie sie vorangehend dem Kommen des Reiches Gottes, doch fortwährend in die Entwickelung jedes einzelnen Lebens eingreifen, namentlich der Sündenfall und die Gesetzgebung auf Sinai: welche der Heilsgeschichte gegenüber nur eine negative Bedeutung haben, da sie den Weg des Todes anzeigen (Röm. 5, 12. 20. 3, 20), in dieser Beziehung aber an einem Grabe nicht mißzuverstehen sind. Doch weisen auch manche Scenen sowohl aus dem A. Testament als aus dem Evangelium bedeutungsvoll über die Geschichte und den irdischen Zeitlauf hinaus. Wenige haben eine ausschließlich symbolische Bedeutung. Die beiden letzten Arten nebst der ersten finden sich zusammen auf dem Sarcophag, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, der auch einiges enthält, was den gallischen Sarcophagen, im Unterschied von den römischen, eigenthümlich ist.

Derſelbe befindet ſich im Muſeum zu Marſeille (Nr. 66) und iſt von Ruffi und Millin publicirt[1]). Eine Abbildung des obern Theils (auf den es uns hauptſächlich ankommt) enthält der beiliegende Holzſchnitt nach einer neuen Zeichnung, die ich Herrn Victor Petit durch gefällige Vermittelung des Herrn de Caumont in Caen verdanke. Er umfaßt nur wenige und einfache Vorſtellungen, die aber ſchon der Compoſition nach ein beſonderes Intereſſe dadurch gewähren, daß Ein Gedanke in ihnen durchgeführt iſt. Dies findet ſich ſehr ſelten: ein Seitenſtück dazu giebt ein Sarcophag im vaticaniſchen Muſeum, am Eingang zur vaticaniſchen Bibliothek[2]); während gewöhnlich die Kunſtvorſtellungen der Sarcophage nur eine loſere Verknüpfung haben. Dem Inhalt nach aber geben ſeine Bildwerke, zumal in der obern Abtheilung, eine bedeutſame Probe von dem Schriftgebrauch und der Schriftauslegung der alten Chriſten, — ein Geſichtspunkt, unter welchem dieſe älteſten Kunſtdenkmäler überhaupt einen ſo hohen Werth haben und erhöhte Beachtung fordern. Man erkennt, wie jene das Wort und die Thatſachen der Offenbarung auffaßten und in's Leben einführten, d. h. angeſichts des Todes ſich darauf erbauten. Man erkennt auch an dieſer Grenze zweier Welten die Ableitung eines mehrfachen Schriftſinnes, der hiſtoriſch und prophetiſch, auf dieſes und das jenſeitige Leben eingeht: insbeſondere wie die geſchichtliche Thatſache übergeſchichtliche Bedeutung gewinnt, ſei es daß beide Seiten in der Erzählung ſelbſt im Keim angelegt ſind, oder daß von ihr nach ſubjectiver Berechtigung nur eine Anwendung gemacht wird.

Auch für den Anſpruch, den man an die Auslegung ſolcher Denkmäler zu machen hat, ſind dieſe Bildwerke inſtructiv. Die Kunſtvorſtellungen an ſich laſſen über ihre allgemeine Bedeutung ſowie, im Hinblick auf den Zweck des Monuments, über die Anwendung, die ihnen gegeben wird, keinen Zweifel; es kommen aber hinzu die Erklärungen der Kirchenlehrer über die hier benutzten Bibelſtellen. Und beides, Monument und Literatur, mit einander verglichen dient ſich gegenſeitig zur Erläuterung.

---

1) Ruffi Hist. de Marseille T. II. p. 127. Millin Voy. dans le midi de la France Pl. LIX, 3. (Der obere Theil auch ſchon Pl. XXXVIII, 8.) ſ. T. III. p. 174.

2) Derſelbe iſt von mir publicirt und erläutert im Evang. Kalender für 1855. S. 58 ff.

I. Beſchreibung des Sarcophags.

Der Sarcophag iſt 1,86 Meter lang, die obere Abtheilung 0,21 Meter hoch. Die Anordnung der Scenen iſt folgende:

Das Lamm a. e. Berge, von dem 4 Ströme fließen; 2 trinkende Hirſche.	Delphin. A ☧ ω Delphin. Verwandlung des Waſſers in Wein.	3 Krüge; eine Traube, getragen von 2 Männern.
	Chriſtus auf einem Berge ſtehend, von dem 4 Ströme fließen.	
ſechs Apoſtel.		ſechs Apoſtel.

Die Inſchrifttafel in der Mitte für den Namen des Verſtorbenen und die näheren Angaben über ihn (es ſcheint aber, daß ſie leer geblieben iſt), giebt dem Monument ſeine individuelle Beſtimmung als Grabdenkmal. Alles übrige gehört dem chriſtlichen Glauben überhaupt an; abgeſehn davon daß die Tafel von zwei nackten geflügelten Knaben oder Genien gehalten wird, — eine Ausſchmückung nach antiker Art, die auf altchriſtlichen Sarcophagen nicht ſelten iſt, namentlich im ſüdlichen Frankreich noch auf einem in Marſeille und zweien in Arles ſich findet[1]).

Die untere Abtheilung beſtehend aus ſechs Bogenſtellungen mit einem Doppelbogen in der Mitte hat einen geſchichtlichen Inhalt. In der Mitte ſteht Chriſtus lehrend, mit erhobener Rechten, zwiſchen den zwölf Jüngern, die auf ſeine Rede aufmerkſam ſind. Petrus allein, zur Linken Chriſti hat ein beſonderes Kennzeichen, das Kreuz in der Hand; zwei andere Jünger, in der Arcade zur Rechten Chriſti halten eine Schriftrolle. Alle Jünger ſind in lebhafter Erregung, die ſich durch Gebehrde und Handbewegung kund giebt, — ganz abweichend von der ſonſtigen Art des Ausdrucks auf dieſen Sarcophagen, der ſehr ruhig iſt. Es iſt nicht grade eine beſtimmte Scene angedeutet; denn oft hat der Herr zu den Jüngern allein geſprochen, z. B. Matth. 16, 13. Indeſſen iſt der Sinn nicht ausgeſchloſſen, zumal er nicht ſowohl

1) Bei Millin T. III. p. 173. Pl. LVIII, 5. (nicht Pl. LIX, 1. wie fälſchlich im Text citirt wird); p. 583. Pl. LIX, 10 (nicht n. 9, wie im Text ſteht) p. 548. Pl. LXV, 3. Vergl. meine Mythologie und Symbolik der chriſtl. Kunſt I, 1. S. 348 ff.

zu ihnen, sondern aus ihrer Mitte heraus redet, daß er eine Predigt an das Volk hält, wenn dieses auch nicht sichtbar gemacht ist. Und da er auf einem Berge steht, so könnte an die Bergpredigt gedacht werden. — Aber von diesem Berge fließen vier Ströme: darin liegt also eine Symbolik. Und ein symbolisches Gepräge hat die ganze obere Abtheilung, worin dasselbe Motiv noch einmal erscheint.

Zuvörderst wird hier die Person Christi auf eine dreifache Weise vorgestellt: in der Mitte, oberhalb der Inschrifttafel, durch das Monogramm seines Namens, die verschlungenen Buchstaben XP nebst den Buchstaben A Ω, womit er in mehreren Gesichten der Offenbarung Joh. sich bezeichnet auch mit dem Zusatz: der erste und der letzte, der Anfang und das Ende (Apoc. 1, 8. 11. 22, 13): das ist der, welcher Anfang und Ende aller Dinge umfaßt und überragt, als der Ewige und Allmächtige. Dieselbe Figur des Monogramms findet sich zwischen sechs Tauben auf einem Sarcophag ehemals in der Abtei-Kirche von S. Victor in Marseille[1]) (der in seinen Reliefs dem unsrigen nahe verwandt ist, s. S. 23), sowie auf einem Sarcophagstück im Museum zu Marseille zwischen zwölf Tauben (die beiden letzten fehlen), d. h. den zwölf Aposteln[2]). Und ohne das A Ω erscheint es noch einigemal auf Sarcophagen in Rom, Ravenna, Mailand und im Louvre, im Ganzen jedoch selten, während es den Inschriften altchristlicher Grabsteine so häufig beigesetzt ist. — Zweitens ist Christus vorgestellt durch das Lamm, nach dem Ausspruch des Täufers: siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt (Joh. 1, 29); und zwar durch das Lamm auf einem Berge, nach dem Gesicht der Apocalypse, wo ein Lamm erscheint auf dem Berge Zion stehend (14, 1); von dem Berge fließen vier Ströme (auf deren Bedeutung wir zurückkommen). Dieselbe Vorstellung des Berges mit den Strömen und des Lammes (einmal mit dem Kreuz, ein andermal mit dem Monogramm über dem Haupte), aber das Lamm neben der menschlichen Gestalt des Erlösers stehend, enthalten zwei römische Sarcophage[3]); ein dritter, in den vaticanischen Grotten, weicht nur dadurch ab, daß das Lamm einen eigenen Standort etwas höher als Christus, das ist wohl auf dem Berge

1) Ruffi Hist. de Marseille T. II. p. 125.
2) Millin l. c. T. III. p. 176 Pl. LVI, 6.
3) Bosio Roma sotterr. p. 63. 157. Aringhi Roma subterr. T. I. p. 295. 425. Bottari Roma sotterr. T. I. Tav. XXII. T. II. Tav. L. Die beiden Lämmer einzeln abgeb. b. Münter Sinnb. H. I. S. 81. Taf. III, 59. 60.

Zion, hat[1]). Das Lamm für sich unterhalb Christi erscheint gleichfalls auf einem Sarcophag im Museum zu Marseille, wo der Erlöser sitzend zwischen den zwölf Aposteln gebildet ist[2]). Und dieselbe Scene, aber mit der Erweiterung der Symbolik, daß auch unter jedem der Apostel ein Lamm angeordnet ist, findet sich auf einem römischen Sarcophag[3]). — Endlich ist in dieser obern Abtheilung unsers Sarcophags Christus auch in menschlicher Gestalt vorgestellt; aber in einer bestimmten Handlung, stehend neben drei Krügen und den einen berührend.

Sodann werden in dieser Abtheilung die Gläubigen auf zwiefache Weise vorgestellt, durch Thiere zu Wasser und zu Lande. Erstens durch zwei Delphine, welche den Kranz mit dem Monogramm Christi umgeben[4]). Diese kommen öfter auf Sarcophagen vor, nicht ohne mythischen Anklang[5]); hier wird man jedoch bei der allgemeinen Bedeutung der Fische stehen bleiben nach dem Bilde, welches der Erlöser selbst gegeben hat, da er die Apostel als Menschenfischer bezeichnete (Matth. 4,19. Marc. 1,17). Die Wendung der Delphine aber zu dem Namen Jesu, d. h. zu ihm persönlich, ist in dem hier vorauszusetzenden eschatologischen Sinn nach dem Spruch des Apostels zu erklären: „ich habe Lust (abzuscheiden und) bei Christo zu sein" (Phil. 1, 23): es ist der Uebergang aus dem Meere dieser Welt in die selige Gemeinschaft jener Welt dadurch angezeigt. In diesem Sinn werden auch auf dem

---

1) Bosio p. 61. Aringhi T. I. p. 293. Bottari T. I. Tav. XXI. Ein Abguß dieses Sarcophags ist im christlichen Museum der Universität zu Berlin.

2) Millin l. c. T. III. p. 167 (wo unrichtig Pl. LVIII, 5. citirt wird). Pl. LIX, 4.

3) Bosio p. 75. Aringhi T. I. p. 307. Bottari T. I. Tav. XXVIII.

4) In diesen Figuren weichen die beiden Abbildungen Millin's von einander ab: in der ersten sind Delphine, in der zweiten, wo er an die vorhin nachgewiesene Abbildung von Ruffi sich gehalten, statt deren zwei Palmzweige vorgestellt. Diese, nach Apoc. 7, 9. das Siegeszeichen der vollendeten Gerechten, würden, da sie das Monogramm Christi einschließen auf ihn und seine Herrlichkeit sich beziehen: wie öfter der Kranz, welcher dies Monogramm umgiebt, selbst aus Palmzweigen gebildet ist, und Christus auch in menschlicher Gestalt zuweilen zwischen zwei Palmbäumen erscheint. Allein nach der in unserm Holzschnitt befolgten authentischen Zeichnung sind es Delphine.

5) Siehe meine Mythologie und Symbolik der christl. Kunst I, 1. S. 222 ff.

ſchon erwähnten Sarcophag zu Marſeille (wo Chriſtus thronend zwiſchen den zwölf Apoſteln und unter ihm ein Lamm zu ſehen iſt) in den Zwickeln des Bogens über ihm zwei Tauben, und weiterhin zwei Delphine angeordnet ſein. — Sodann ſind die Gläubigen vorgeſtellt durch die beiden Hirſche, welche aus dem Waſſer trinken, das von dem Berge ſtrömt; es iſt das Bild, welches der Pſalter aufſtellt und erläutert: wie der Hirſch lechzet nach Waſſerbächen, ſo lechzet meine Seele Herr nach dir (Pſ. 42, 2). Indeſſen iſt daſſelbe hier doch weiter geführt: es iſt vorgeſtellt nicht das Verlangen der Seele, ſondern die Stillung des Verlangens: nehmlich die Waſſerbäche ſelbſt und die trinkenden Hirſche.

Dieſer Waſſerbäche aber ſind vier. Alſo iſt der Berg, von welchem ſie herabfließen und auf welchem das Lamm ſteht, für das Paradies zu erkennen, von dem vier Ströme ausgingen: eine Vorſtellung, die nicht ſelten auf den Sarcophagen iſt, einmal auch auf einem altchriſtlichen Glaſe erſcheint[1]). — Dazu kommen noch zwei bibliſche Scenen: die zwei Männer, welche an einem Stecken auf der Schulter eine mächtige Weintraube tragen, ſtellen jene Kundſchafter vor, die aus dem Lande Kanaan heimkehrend, eine Probe ſeiner Fruchtbarkeit bringen (4. Moſ. 13, 24). Das andere iſt eine Vorſtellung des Wunders auf der Hochzeit zu Kana, wo Chriſtus ſechs Krüge mit Waſſer füllen läßt, das er in Wein verwandelt (Joh. 2, 6 ff.). Hier ſind nur drei ſichtbar, deren einen er mit der Rechten berührt[2]): ſonſt pflegt ihm ein Stab in die Hand gegeben zu werden, den er nach den Krügen ausſtreckt, — wie bei Moſes, das Zeichen ſeiner Wundermacht. Die auf der andern Seite der Krüge ſtehende Figur (deren Haltung nicht mehr zu erkennen iſt) gehört vermuthlich derſelben Handlung an. — Von dieſen Scenen iſt die letzte auf altchriſtlichen Sarcophagen ganz gewöhnlich. Hingegen die zuvor genannte, die Darſtellung der beiden Kundſchafter mit der Traube iſt beſonders zu bemerken, da ſie in deren Bilderkreis nur ausnahmsweiſe hier vorkommt; wiewohl Weinlaub und Trauben an ſich auf Sarcophagen

---

1) Buonarroti Vasi di vetro Tav. VI, 1. Perret Les catacombes de Rome T. IV. Pl. XXX, 80. Martigny Dictionnaire des antiquités chrétiennes p. 225.

2) Millin l. c. T. III. p. 174 f. glaubt hier die wunderbare Vermehrung der Brote zu erkennen; allein die Gefäße ſind Krüge und nicht Körbe.

und Grablampen öfter ſich finden[1]). Faſt eben ſo ſelten ſind die beiden aus den Paradieſesflüſſen trinkenden Hirſche, die auf den römiſchen Sarcophagen gar nicht vorkommen[2]) und dort erſt dem ſpätern Bilderkreiſe der Moſaiken angehören. Im ſüdlichen Frankreich aber enthält noch dieſe Vorſtellung der ſchon erwähnte, bei Ruffi abgebildete Sarcophag ehemals in S. Victor zu Marſeille, der durch mehrfache Uebereinſtimmung ſeiner Reliefs mit denen des hier in Rede ſtehenden Sarcophags auffällt. Die Anordnung ſeiner Bildwerke iſt nehmlich folgende:

3 Lämmer.	Α ☧ ω	3 Lämmer.
3 Krüge; Verwandlung des Waſſers in Wein.	Das Lamm auf dem Berge, von dem 4 Ströme fließen; 2 trinkende Hirſche.	3 Körbe; wunderbare Speiſung.

Darin kehren alſo, außer dem Monogramm, zwei oder eigentlich drei Vorſtellungen unſeres Sarcophags wieder. Eigenthümlich und bedeutſam iſt der Parallelismus zwiſchen den beiden Wunderthaten der Verwandlung des Waſſers in Wein und der Vermehrung der Brote, der ſich auch ſonſt auf den Sarcophagen wahrnehmen läßt[3]): er iſt begründet ſowohl in der analogen An-

1) Wenn Mamachi Orig. T. III. p. 97 unter den Kunſtvorſtellungen von der Traube ſpricht, die von den beiden Kundſchaftern getragen wird, was Münter Sinnbilder H. II. S. 60 wiederholt, ſo iſt das nur ein ungenauer Ausdruck; von dieſem Vorgang iſt auf der Grablampe nichts zu ſehen, es iſt das nur eine Auslegung der auf ihr befindlichen Trauben.

2) Nur einmal in einem wahrſcheinlich ſpäten Wandgemälde des Cömeterium Pontiani b. Bosio p. 131. Aringhi T. I. p. 381. Bottari T. I. Tav. XLIV. Perret Les catacombes de Rome T. III. Pl. LII. LIV. Münter Sinnb. H. II. S. 82. Taf. X, 59, bei der Taufe Chriſti erſcheint ein Hirſch, der aus dem Jordan trinken will. Dagegen findet ſich zuweilen in den Wandgemälden der Cömeterien der Hirſch einzeln, ohne Handlung.

3) Namentlich auf einem Sarcophag in S. Honoré zu Arles bei Millin l. c. T. III. p. 550 ff. Pl. LXV, 5 zu beiden Seiten der mittelſten Scene. Und auf zwei römiſchen Sarcophagen bei Bosio p. 295. 427. Aringhi T. I. p. 623. T. II. p. 163. Bottari T. II. Tav. LXXXIX. T. III. Tav. CXXXV. auf dem erſtern am Ende der obern und der untern Reihe, auf dem andern in der zweiten Scene vom Anfang und vom Ende.

wendung der Wunderkraft auf das Naturgebiet, als in der Zusammenfassung der beiden dadurch hervorgebrachten Elemente, Brot und Wein, deren Vorstellung auf Sarcophagen an den Genuß des Abendmahls und dessen eschatologische Bedeutung (als φάρμακον ἀθανασίας) erinnert.

Es fragt sich nun was diese drei Scenen auf unserm Sarcophag wollen. Daß sie etwas anderes bedeuten, als sie eigentlich vorstellen, nehmlich als den geschichtlichen Vorgang, ist offenbar und erhellt schon aus der Zusammenfassung des Paradieses mit seinen Flüssen und des Lammes: jenes ein A. Testamentlicher Ort, dieses eine N. Testamentliche Figur. Es ergiebt sich aber eine zwiefache Bedeutung, je nachdem man diese Scenen im Hinblick auf das christliche Glaubensleben überhaupt, oder insbesondere auf das ewige Leben nach dem Tode betrachtet. Der Beweis für die Erklärung ist zu führen aus dem Ideenkreise des christlichen Alterthums, den die Kirchenlehrer darbieten, sowie aus der innern Angemessenheit und dem Zusammenhang der Ideen, auf welche die Bildwerke leiten.

II. Die Symbolik.

Wir gehn zurück auf die Vorstellung des Monogramms Christi mit den Buchstaben A Ω. Frühzeitig haben die Kirchenlehrer davon Gebrauch gemacht. Tertullian findet darin ein Bild der Verknüpfung von Anfang und Ende[3]): wie man von A zu O fortschreite und von O zu A zurückkehre, so zeigen die Buchstaben, daß in Christo sei der Hingang des Anfangs zum Ende und der Rückgang des Endes zum Anfang; daß die ganze Ordnung der Dinge (dispositio d. i. οἰκονομία, die Welt- und Heilsordnung) endend in dem, durch den sie angefangen hat, dem Fleisch gewordenen Wort, gleicherweise ende wie sie angefangen. So werde in Christo Alles zu seinem Anfang zurückgeführt, wovon Paulus Ephes. 1, 10 spreche; so daß in dem christlichen Glauben wiederhergestellt sei die Freiheit der Speise und die Einheit der Ehe, wie sie im Anfang war: und es werde endlich der ganze Mensch in's Paradies zurückgeführt, wo er am Anfang war. Es ist das einer der christlichen Grundgedanken, wofür auch die Sprachen ein großes Wort haben: ἀνακεφαλαιοῦσθαι heißt es bei dem Apostel, welches Tertullian wiedergiebt durch ad caput reciprocare, obwohl er auch das wörtlich entsprechende

3) Tertullian. De monogamia c. 5.

recapitulare hat[1]). Das iſt in der That ein Thema dieſer Bildwerke.

1. Denn der Berg mit den vier Strömen ſtellt das Paradies dar; aber nicht das verlorene, ſondern das durch Chriſtus wiedergewonnene: denn der Erlöſer iſt zweimal dort zu ſehen, in Perſon und als Lamm. Aber analog dem Begriff des ewigen Lebens hat Paradies nun die doppelte Bedeutung ſowohl der wiederhergeſtellten Gemeinſchaft mit Gott in dem Stand der Gläubigen auf Erden, als der ſeligen Gemeinſchaft im Stand der vollendeten Gerechten im Himmel, — wie beides von Tertullian und Cyprian ausgeſprochen wird. Die erſte Bedeutung (die wir zunächſt in Betracht ziehn) findet ſich noch früher bezeugt: die griechiſchen Kirchenlehrer der erſten Jahrhunderte ſeit der Apoſtel Zeit, Papias, Schüler des Johannes, Juſtinus, Irenäus, Pantenus, Clemens haben „was von dem Paradieſe geſchrieben ſteht, geiſtlich gedeutet auf Chriſtus und die Kirche," wie ein ſpäterer Erklärer des Schöpfungswerks berichtet[2]). Und daran läßt ſich Tertullian mit der eben erwähnten Erklärung von der Zurückführung ins Paradies anſchließen. Was aber die Charakteriſtik deſſen in unſerm Bildwerk betrifft, ſo werden die vier Paradieſesſtröme von Alters her gedeutet auf das vierfache Evangelium, welches eben ſo in alle Weltgegenden ſich ausbreitet, das Land zu befruchten[3]). Und die Höhe, von der die Ströme ausgehen, wo hier das Lamm, wie in der untern Abtheilung die Figur Chriſti ſteht, iſt der Boden auf welchem derſelbe gewandelt hat. Doch läßt ſich hier noch weniger als bei jener mehr geſchichtlichen Scene an einen individuellen Vorgang, wie die Bergpredigt denken: bei einem ſo räumlichen Verhältniß darf man nicht ſtehen bleiben, wenn es ſich um das Trinken der Gläubigen aus den Paradieſesflüſſen handelt. Denn ſchon im A. T. hat Jehova ſich ſelbſt für die lebendige Quelle erklärt im Gegenſatz zu den löchrichten Brunnen, denen ſein abtrünniges Volk ſich zugewendet habe (Jerem. 2, 13). Und wenn der Erlöſer über Waſſer verfügt, deſſen Genuß den Durſt für immer ſtillt und das in's ewige Leben quillt (Joh. 4, 13. vgl.

---

1) Tertullian. Adv. Marc. V. c. 17. Ueber den Gebrauch des Worts in dem lat. Irenäus ſ. Dorner Lehre von der Perſon Chriſti Th. II. S. 485 f. Anm. 86.

2) Anastas. Sinait. In hexaemer. Lib. VII. bei Routh Reliq. sacr. T. I. p. 15 f.

3) Cyprian. Ep. LXXIII. ad Jubajan. p. 132. ed. Baluz. Ebenſo Paulin. Nol. Ep. XXXII. ad Sever. c. 10. p. 203. ed. Murat.

7, 37); so ist darunter allerdings zunächst sein Wort, aber unter dem Wort sein Geist verstanden, er selbst, der im Glauben an sein Wort und seine Person sich mittheilt. Daher auch er die Quelle des Lebens ist: wie schon der Apostel Paulus den Felsen, aus welchem Moses in der Wüste den Juden eine Quelle hervorgehn ließ, auf Christus deutet (1. Cor. 10, 4). Auf das erstere weiset Origenes hin, indem er zum täglichen Lesen aus dem Worte Gottes ermahnt[1]): „Rebecca kam täglich zum Brunnen und schöpfte täglich Wasser daraus; daraus ist zu lernen, daß man täglich zum Brunnen der Schrift, zum Wasser des heiligen Geistes komme und immer schöpfe und ein volles Gefäß nach Hause bringe." Das andere spricht Tertullian aus, indem er jene Stelle des Jeremias auf Christus anwendet[2]): da die Juden Christum, die Quelle des lebendigen Wassers nicht aufgenommen, hätten sie angefangen löchrichte Brunnen zu haben, d. h. Synagogen in der Zerstreuung der Heiden, in denen der heilige Geist nicht mehr wohnt; wie er zuvor im Tempel wohnte bis zur Erscheinung Christi. Cyprian aber im Streit über die Ungültigkeit der Ketzertaufe betont, daß diese Quellen nur in der Kirche fließen[3]). Die Kirche ist ihm das Paradies zunächst wegen der fruchttragenden Bäume, die sie in ihren Mauern hegt, nach den Sprüchen des Evangeliums von dem Baume, der nicht gute Frucht bringt (Matth. 3, 10. 7, 19): „diese Bäume, fährt er fort, wässert sie durch 4 Flüsse, d. h. die 4 Evangelien, durch welche sie die Gnade der heilsamen Taufe mittelst der himmlischen Ueberschwemmung austheilt." — Weiter führt die folgende Scene, welche die Verwandlung des Wassers in Wein darstellt. Der Erlöser selbst hat im Abendmahl den Wein als Zeichen seines Blutes eingesetzt; er hat zuvor und unabhängig davon als Bedingung der Seligkeit das Trinken seines Bluts erklärt, d. h. das Eingehn in die innigste Lebensgemeinschaft mit ihm (Joh. 6, 53 ff.). Ohne Zweifel in diesem Sinne ist hier auf den Wein hingewiesen, der durch das Wunder auf der Hochzeit zu Kana dargeboten wurde. — Dasselbe Bild setzt sich in der letzten Gruppe fort, wo eine Weintraube an einem Stecken getragen wird. Allein diese Scene hat einen weiten Hintergrund und eine umfassende Anwendung. Zwar,

---

1) Origen. Hom. X. in Genes. c. 2. Opp. T. II. p. 87. col. 1. F.
2) Tertullian. Adv. Judaeos c. 13. Dieser Theil des Buchs ist aber unächt.
3) Cyprian. an der S. 25. Anm. 3. angef. St.

davon abgeſehn, bietet das chriſtliche Alterthum eine Deutung auf die Perſon Chriſti, welche Auguſtinus als eine von mehreren anführt[1]): daß nehmlich die an dem Stecken getragene Weintraube den Gekreuzigten vorbilde. Und ſo würde eine Parallele mit der Figur des Lammes an dem andern Ende des Sarcophags entſtehn. Allein dieſe Deutung, obwohl im Mittelalter beliebt und auch in Kunſtvorſtellungen verwendet[2]), iſt doch ziemlich äußerlich, fügt ſich nicht in den Zuſammenhang der andern Bildwerke (wonach bei der Traube an den Wein zu denken iſt) und muß gegen eine andere zurückſtehn, auf welche die heilige Schrift ſelbſt und die älteſten Kirchenlehrer führen. Jene Traube iſt urſprünglich ein Bild der Fruchtbarkeit des gelobten Landes, wohin die Iſraeliten durch die Wüſte wanderten und das zum Erbtheil ihnen verheißen war, welches auch bezeichnet wird als das Land, worin Milch und Honig fließt (2. Moſ. 3, 8. 17. 13, 5. 33, 3). Wiederum in den Zeiten der Zerſtreuung und des Exils ward das Volk getröſtet durch den Mund der Propheten mit der Verheißung der Sammlung und Rückkehr: „ich will ſie erretten aus all den Orten, wohin ſie zerſtreuet worden und will ſie ſammeln aus den Ländern und ſie in ihr Land bringen und ſie weiden auf den Bergen Iſraels und in den Thälern". (Ezech. 34, 12. 13). Dieſe Weiſſagungen gehn zum Theil weit hinaus über die bloße Wiederherſtellung des A. Teſtamentlichen Volksthums: zumal im letzten Theil des Jeſaias, wo nicht die Schranken und Merkmale deſſelben vorausgeſetzt, ſondern die innere Bedingung gefordert und ſelbſt der Eingang der Heiden verkündet wird. Da verheißt Jehova einen Bundes-Mittler des Volks, um herzuſtellen das Land, auszutheilen verödete Beſitzungen; die Gefangenen ſollen hervorgehn, die in Finſterniß an's Licht kommen: ſie ſollen nicht hungern und nicht dürſten, und nicht ſoll ſie treffen Gluth und Sonne, denn ihr Erbarmer führet ſie und an Waſſerquellen leitet er ſie. Aber er wird nicht blos die Stämme Jacobs aufrichten, ſondern auch die Heiden erleuchten (49, 6—10). Und weiter ruft Jehova die Zerſtreuten ſeines Volks auf: „kommt her und kaufet ohne Geld und umſonſt beides, Wein und Milch" (55, 1); und mahnt die Abtrünnigen: „wer mir vertrauet ſoll das Leben erben und meinen heiligen Berg beſitzen" (57, 13); und verkündet von den Fremdlingen, welche an ihn ſich anſchließen und

1) Augustin. Enarrat. in Ps VIII. c. 2. Opp. T. IV. p. 30. C.
2) Z. B. auf dem Nielloantipendium von Kloſter Neuburg aus dem 12. Jahrh. ſ. Heider Der Altaraufſatz zu Kl. Neuburg. S. 51 f.

an seinem Bunde festhalten: „die bringe er zu seinem heiligen Berge und lasse sie fröhlich sein in seinem Bethause; denn sein Haus werde ein Bethaus genannt werden für alle Völker" (56, 7). Also ist das gelobte Land, das auf dem Sarcophag durch die Traube angezeigt ist, die christliche Kirche: und nun läßt die Traube allerdings auf die Gaben des Erlösers und selbst auf seine Person sich beziehn. Dieser Typus des gelobten Landes ist schon im hohen christlichen Alterthum ganz geläufig. Tertullian[1]) erläutert die Vorbildlichkeit des Josua, nach Name und Amt, für die Person Jesu Christi dadurch: „daß derselbe das zweite Volk, welches wir (Christen) sind, geboren in der Wüste der Welt, führen sollte in das Land der Verheißung, wo Milch und Honig fließt, d. h. in den Besitz des ewigen Lebens, welches nicht durch Moses, d. h. durch die Zucht des Gesetzes, sondern nur durch Jesum, durch die Gnade des Evangeliums geschehen konnte." Dem Gedanken entspricht selbst ein liturgischer Gebrauch, der gleichfalls von Tertullian sowie von Clemens Alexandrinus, also schon gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, bezeugt ist: es wurde den Täuflingen Milch und Honig eingeflößt, offenbar als Unterpfand des Landes, in welchem Milch und Honig fließt[2]). Demselben Bilderkreise gehört es an und dient somit zur Erläuterung des vorigen, daß die Taufe, durch welche sie in dasselbe eintreten, im Sinne der alten Christen ein Vorbild hat an dem Durchgang durch das rothe Meer: welches auf Grund des apostolischen Spruches 1. Cor. 10, 1—2. schon Origenes in einer Predigt über diesen Durchgang geltend macht: „was die Juden Durchgang durch das rothe Meer nennen, nennt Paulus

---

1) Tertullian. Adv. Marc. Lib. III. c. 16. Dieselbe Stelle in dem unächten Anhang seines Buchs Adv. Judaeos c. 9. Die vitae aeternae possessio ist hier gewiß nicht eschatologisch zu verstehn, sondern von dem ewigen Leben, dessen schon die Gläubigen unmittelbar gewiß werden.

2) So erklärt Clemens von Alexandrien die Sitte, nur daß er darin ein Unterpfand des himmlischen Jerusalem, als worin Milch und Honig fließe, erblickt; Paedag. I, 6. p. 125 ed. Pott. Tertullian hingegen scheint darin eine Beziehung auf die neue Geburt zu finden: daß den Täuflingen die Milch gereicht werde als eben gebornen Kindlein, denen der Apostel die geistliche Milch zueignet (1. Petri 2, 2); da er sagt Adv. Marc. I, 14: mellis et lactis societatem qua suos (dominus) infantat. Und dasselbe sagt Hieronymus Contr. Lucifer. c. 8 :ad infantiae significationem. Allein Petrus wie Paulus (1. Cor. 3, 2) sprechen nur von Milch, nicht von Honig; Milch und Honig zusammengenommen sind nach der Verheißung die Zeichen des gelobten Landes.

Taufe[1])". Und Chryſoſtomus in einer Predigt über den Ausſpruch des Apoſtels erläutert das Verhältniß beider Akte zu einander[2]), indem er ſie wie Schatten und Wahrheit einander gegenüberſtellt: „dort iſt Waſſer und hier iſt Waſſer: hier iſt der Brunnen, und dort das Meer; alle ſteigen hier in das Waſſer und dort alle: das iſt die Verwandtſchaft. Die Wahrheit iſt die: dort ſind ſie aus Aegypten befreit, hier von dem Götzendienſt; dort iſt Pharao untergegangen, hier der Teufel, dort ſind die Aegypter verſenkt, hier iſt der alte Menſch der Sünde begraben." In dieſem Sinn erſcheint der Durchgang durch das rothe Meer auch zuweilen auf altchriſtlichen Sarcophagen[3]). Um eine ſpätere Sitte hinzuzunehmen, ſo iſt in den Prozeſſionen des Mittelalters der Auszug aus Aegypten nachgeahmt: die Lichter ſollen der Feuerſäule und der Eintritt in das Kirchengebäude der Rückkehr in das Land der Verheißung entſprechen[4]). Im Sinne der alten Chriſten aber iſt da Kirche, wo zwei oder drei im Namen Jeſu vereinigt ſind: ubi tres, ecclesia est, licet laici, ſagt Tertullian[5]).

Und darauf geht das Bekenntniß, welches in dieſen Sculpturen ausgedrückt iſt. Denn dies gelobte Land iſt eben der Berg, auf welchem das Lamm Gottes ſteht, das Paradies. Dort heimathberechtigt aber ſind diejenigen, ſo dem Lamm Gottes gefolgt ſind, das Wort und den Geiſt in der Gemeinſchaft des Sohnes Gottes empfangen haben, welche durch die Paradieſesſtröme und den Wein angezeigt werden. Die individuelle Anwendung deſſen aber auf einem Sarcophage iſt offenbar die, daß der darin Beſtattete in dieſem Glauben geſtorben iſt und daß die Ueberlebenden deſſelben ſich getröſten.

2. Indeſſen alle dieſe Scenen greifen auch über das dieſſeitige Leben hinaus: nach einer Anwendung, welche ſchon im N. Teſta-

---

1) Origen. Hom. V. in Exod. c. 1. Opp. T. II. p. 144, 1. C. D. vergl. c. 5. p. 146, 2. A.

2) Chrysostom. Hom. in illud nolo vos ignorare c. 4. Opp. T. III. p. 235. A.

3) Drei zu Arles, von denen einer abgebildet iſt bei Millin Voy. dans le midi de la France T. III. p. 538. Pl. LXVII, 3; und einer zu Aix, ebendaſ. T. II. p. 353 ff. Pl. L. 1; ferner auf einigen römiſchen Sarcophagen. Vergl. meine Mythologie und Symbolik der chriſtl. Kunſt I, 2. S. 503 f.

4) Durand. Rationale div. offic. IV, 6. §. 15.

5) Tertullian. De exhort. castit. c. 7.

ment und zwar von dem Erlöser selbst gemacht und in der Kirche lebendig fortgeführt ist. Und wenn dies vorliegt, so wird man um so mehr auf einem Sarcophage nicht anders als dem eschatologischen Triebe folgen können, der in den Gedanken der Bildwerke eingeschlossen ist.

Denn erstens das irdische Paradies, welches durch die vier Ströme kenntlich gemacht ist, weiset allerdings auf den Schauplatz des jenseitigen Lebens und das himmlische Paradies nach dem Zuspruch des Erlösers an den reuigen Schächer: „heute wirst du mit mir im Paradiese sein“ (Luc. 23, 43), und nach der Verheißung des Sohnes Gottes in dem Gesicht der Apocalypse an denjenigen, welcher überwindet: dem wolle er zu essen geben von dem Holz des Lebens, das im Paradies Gottes ist (Apoc. 2, 7). Ja in der ältesten Kirche wurden beide Oerter gar nicht unterschieden. Daß in's Paradies Henoch und Elias versetzt worden und dort bis zur Vollendung bleiben, hatten gewisse Schüler der Apostel ausgesagt, die Irenäus namenlos, nur als Aelteste anführt[1]); daran knüpft sich die Bemerkung, wohl von ihm selbst: den Gerechten und Geisterfüllten sei das Paradies bereitet, in welches versetzt der Apostel Paulus unaussprechliche Worte hörte (2 Cor. 12, 4). Tertullian erklärt für das Paradies den Ort unter dem himmlischen Altar, wo Johannes die Seelen der Märtyrer geschaut hat (Apoc. 6, 9): niemanden, als diese, lasse jenes feurige Schwert ein, womit der Eingang des Paradieses verwahrt ist[2]) (1. Mos. 3, 24). Gleicherweise heißt dasselbe bei ihm der Ort göttlicher Freude, bestimmt die Geister der Heiligen aufzunehmen, dessen Lage er näher also anzeigt, daß es durch die Mauer der feurigen Zone von dem übrigen Erdkreis abgeschieden sei: er vergleicht es mit der Vorstellung von den elyseischen Feldern, wobei er die Entlehnung und Entstellung der Gedanken der Offenbarung durch die heidnischen Dichter und Philosophen rügt[3]). Auf dieselbe Vergleichung wird Origenes geleitet, da Celsus den Christen die heidnische Sage von den elyseischen Feldern und den Inseln der Seligen entgegengehalten hatte: worauf jener das Verhältniß umkehrt[4]); dies bessere Land, welches die Frommen erben sollen, unterscheidet er aber als einen himmlischen Ort von dem irdischen

1) Iren. Adv. haeres. V, 5. §. 1. Die Fragmente dieser seniores aus Irenäus bei Routh Reliq. sacr. Vol. I. s. Nr. VII. p. 55.
2) Tertullian. De anim. c. 55.
3) Id. Apologet. c. 47. Vergl. Adv. Marc. IV, 34.
4) Origen. Contr. Cels. VII, 28. T. I. p. 713 f.

Paradieſe, welches die Schrift nennt. Dieſes iſt nach ihm der Ort, wohin dieſelben nach dem Tode (nachdem ſie durch Feuer gereinigt ſind) zuerſt kommen, gleichſam eine Schule der Seelen, wo ſie von Engeln unterrichtet werden, um dann in die Himmelsſphären aufzuſteigen[1]). Cyprianus endlich ſcheint den irdiſchen Boden ganz zu verlaſſen und verknüpft Paradies und Himmelreich (was Origenes ſehr unterſcheidet) wohl nach jener pauliniſchen Anſchauung (2. Cor. 12, 4), — indem er aus Anlaß der verheerenden Peſt, welche durch das römiſche Reich zog, die Gläubigen ermuntert, „in Betracht, daß wir der Welt entſagt haben und inzwiſchen wie Gäſte und Fremdlinge hier leben," mit Freudigkeit in den Tod zu gehen[2]). „Laßt uns," ſagt er, den Tag ſegnen, der jedem ſeinen Wohnſitz zuweiſet, der uns, nachdem wir von hier losgeriſſen und aus den Stricken der Welt befreit ſind, dem Paradieſe und dem Himmelreich wiedergiebt. Wer in der Fremde würde nicht eilen in's Vaterland zurückzukehren; für unſer Vaterland mögen wir das Paradies erkennen u. ſ. w." — Und auch die Ströme, woraus die Hirſche trinken, bilden noch jenſeitige Gaben ab nach dem Zeugniß der Schrift; denn das Wort des Erlöſers: das Waſſer, welches er gebe, werde in dem, der es trinkt, ein Brunnen des Waſſers werden, der in's ewige Leben fließt, geht zwar ſchon dieſſeits in dem Leben der Gläubigen in Erfüllung; aber es ſetzt ſich doch fort und vollendet ſich erſt im jenſeitigen Leben. Das wird ausdrücklich kund gethan in der Apocalypſe, welche jene Weiſſagung aus Jeſaias, die auf das theokratiſche und chriſtliche Volk geht, auf die vollendeten Gerechten im jenſeitigen Leben überträgt: es werde ſie nicht mehr hungern noch dürſten, auch nicht auf ſie fallen die Sonne noch irgend eine Gluth: denn das Lamm in Mitte des Thrones werde ſie weiden und ſie leiten zu lebendigen Waſſerquellen (7, 16. 17). Den Gedanken ſtellt unſer Bildwerk vor Augen, da außer den Flüſſen auch das Lamm ſichtbar iſt.

Derſelbe wird von einer andern Seite angezeigt durch die Gefäße mit Wein von der Hochzeit zu Kana und die Traube aus Kanaan. Denn hier tritt gleichfalls das Wort Chriſti ein, das er nach dem letzten Abendmahl zu ſeinen Jüngern geſprochen: er werde hinfort von dem Gewächs des Weinſtocks nicht trinken bis an den Tag, da er es neu trinken werde in ſeines Vaters

1) Origen. De princip. II, 11, 6. T. I. p. 106, 1. E. vergl. II, 3, 6. p. 85.

2) Cyprian. De mortalitate gegen Ende. Opp. ed. Baluz. p. 236.

Reich (Matth. 26, 29. Marc. 14, 25. Luc. 22, 18). Wahrscheinlich an diese Aeußerung schließt sich die Schilderung von einem Weinstock mit unzähligen Aesten, Zweigen, Trauben und Beeren, welcher den Gläubigen in dem Reiche Gottes sich darbieten werde, bei dem vorhin schon (Seite 25) genannten Papias[1]): ein Bild, das wie es scheint Veranlassung gegeben hat und sehr mit Unrecht, indem man es im eigentlichen Sinne nahm, ihn der Beschränktheit des Geistes zu zeihen[2]). Es zeigt aber, wie diese Idee damals sich verbreitet hat und dient zur Erläuterung unseres Bildwerks, in welchem sie bescheidenen Ausdruck gefunden: es ist eben nur Eine Traube zu sehen.

Aber es ist eine colossale Traube, wie das Urbild derselben aus dem Thale Escol ein Zeichen des gelobten Landes war. Dies Land aber wird auch schon in der heil. Schrift auf die jenseitige Heimath bezogen. Es ist das die hohe Stimmung, welche den Brief an die Hebräer durchzieht, der die Väter des A. Bundes mit der christlichen Hoffnung in Verbindung setzt: durch den Glauben hätten Abraham und die folgenden Patriarchen im Lande der Verheißung, ihrem irdischen Vaterlande, gewohnt als in der Fremde, hätten bekannt, daß sie Fremdlinge und Beisassen auf Erden wären (Hebr. 11, 6. 13). Sie warteten auf die Stadt mit Grundvesten, deren Baumeister Gott ist; aber sie starben nachdem sie nur von ferne sie geschaut hatten (v. 10. 13). So hatte Moses am Berge Nebo das Ziel seiner Wanderschaft, das gelobte Land von ferne gesehn, er selbst hat es nicht betreten (5. Mos. 34, 1—4). Und das trifft nicht nur die Männer des A. Bundes; auch unter der Siegesfahne des Kreuzes gilt die gleiche Ordnung, wie derselbe Brief in der Seele aller Gläubigen es ausdrückt: wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir (13, 14). Darnach erklärt Tertullian den verfolgenden Heiden gleich zu Anfang seiner Schutzschrift[3]): „die Christen wundern sich nicht über ihre Lage: denn sie wissen, daß sie fremd auf Erden leben . . .; daß sie Stamm, Wohnsitz, Hoffnung, Gunst, Würde im Himmel haben." Origenes aber, auf die erwähnte Vorhaltung des heidnischen Gegners, erklärt sogar das gelobte Land, wie es von Gott an Moses verheißen war, als ein

1) Bei Iren. Adv. haeres. V, 33. Routh Reliq. sacr. T. I. p. 9. vergl. p. 27.
2) Euseb. Hist. eccl. III, 39.
3) Tertullian. Apolog. c. 1.

gutes und weites Land, worin Milch und Honig fließet (2. Moſ. 3, 8), nicht eigentlich von Kanaan oder dem jüdiſchen Lande (wie manche meinten), wo ja auch noch der alte Fluch treffe über Adam und ſeine Nachkommen, daß das Land Dornen und Diſteln ihm tragen ſolle; ſondern das jüdiſche Land gilt ihm nur ſinnbildlich für einen Schatten des guten und weiten Landes im Himmel, worin das himmliſche Jeruſalem iſt, das Erbe der Frommen, wohin ſie aus dem irdiſchen Paradieſe (ſ. zuvor S. 30 f.) zu höherer Vollkommenheit aufſteigen ſollen[1]). Gregor von Nyſſa aber in der Anwendung auf einen beſondern Fall, den Heimgang des Meletius, Biſchofs von Antiochien († 381), reiht beide Vorſtellungen vom Paradieſe und vom gelobten Lande an einander, indem er jedoch für das letztere den Vergleich mit Moſes auf Horeb unterſchiebt[2]): „Das Gewand aus Thierhäuten hat er abgelegt; denn diejenigen, die im Paradieſe leben, bedürfen eines ſolchen Gewandes nicht[3]). Aber mit einem Gewande hat er ſich geſchmückt, das er mit der Heiligkeit ſeines Lebens gewebt . . . Er verließ Aegypten, das materielle Leben; er drang — nicht durch dies rothe, ſondern durch jenes ſchwarze und finſtere Meer des Lebens hindurch; er ging in's Land der Verheißung, auf dem Berge pflegt er Umgang mit Gott; er hat die Schuhe der Seele gelöſt, um mit reinen Gedanken die heilige Erde, wo Gott geſchaut wird, zu betreten." Von demſelben Ziel, aber im Anſchluß an die Vorſtellung von dem Durchgang durch die Wüſte, ſagt Auguſtinus in einer Predigt: „wir wandern in der Wüſte bis wir kommen zu dem gelobten Lande, dem himmliſchen Jeruſalem, als dem Lande der Verheißung, wo Milch und Honig fließt[4])". Dieſe Stimmung des Suchens und der Sehnſucht war allerdings in der alten Kirche lebendig und verbreitet, da man in den Zeiten der Verfolgung und auch nachher während der Völkerwanderung, wo der Boden unter den Füßen zu wanken ſchien, an die Hinfälligkeit der irdi-

1) Origen. Contr. Cels. VII, 28. 29. T. I. p. 714.

2) Gregor Nyss. Orat. in Melet. Opp. Par. 1638. T. III. p. 594. A. B. Vergl. Rupp Gregors von Nyſſa Leben. S. 77.

3) Dies bezieht ſich auf die allegoriſche Auslegung von 1. Moſ. 3, 21, da Gregor unter den Thierfellen nicht gewöhnliche Häute, ſondern die Sterblichkeit der unvernünftigen Creatur verſteht, mit welcher der zur Unſterblichkeit erſchaffene Menſch bekleidet worden; ſ. ſ. Cateches. c. 8. Opp. T. III. p. 60. A. B. Darin ſchließt er ſich allerdings an die Auffaſſung des Origenes an, von dem er ſich aber dadurch unterſcheidet, daß er die Präexiſtenz der Seelen verwirft; ſ. De opif. homin. c. 28. T. I. p. 119.

4) Augustin. Serm. CCLIX. §. 3. Opp. T. V. p. 739. E.

schen Dinge stark erinnert wurde und das Ende der Welt nah glaubte. Später hat die Christenheit auf Erden sich fester angesiedelt. Wenn darin allerdings auch eine göttliche Weisung sich erfüllt, die schon bei der Schöpfung des Menschen gegeben ist (1. Mos. 1, 28); so wird doch das erste dadurch nicht aufgehoben. Beides zusammen in seiner rechten Mischung mit besonderer Beziehung auf die Verfolgung ist nirgends lebendiger und hinreißender geschildert als in einer Vertheidigungsschrift des Christenthums, die den apostolischen Zeiten nahe steht, von dem ungenannten Verfasser des Briefes an den Diognet[1]): „Die Christen, heißt es, sind weder dem Lande noch der Sprache noch den Gewohnheiten nach getrennt von den übrigen Menschen. Denn weder bewohnen sie eigene Städte, noch bedienen sie sich einer verschiedenen Sprache, noch führen sie eine abstechende Lebensweise. Aber sie bewohnen ihre Vaterstädte als Ansassen, sie haben an allem Theil als Bürger und erdulden alles als Fremdlinge; alle Fremde ist ihr Vaterland und alles Vaterland Fremde...Sie sind im Fleisch, aber leben nicht nach dem Fleisch; sie verweilen auf der Erde, aber sind Bürger des Himmels; sie gehorchen den bestehenden Gesetzen und durch ihr Leben besiegen sie die Gesetze. Sie lieben alle und werden von allen verfolgt . . . sie sind arm und machen viele reich, es fehlt ihnen an allem und an allem haben sie Ueberfluß. . . . Um es kurz zu sagen: was im Körper die Seele ist, das sind in der Welt die Christen. Ausgebreitet ist durch alle Glieder des Leibes die Seele und die Christen in den Städten der Welt. Es wohnt zwar in dem Leibe die Seele, sie ist aber nicht vom Leibe: und die Christen wohnen in der Welt, sie sind aber nicht von der Welt . . . Die unsterbliche Seele wohnet in einer sterblichen Hütte, und die Christen wohnen als Ansassen in dem Vergänglichen, sie erwarten aber die Unvergänglichkeit im Himmel[2]).“

So klingen zusammen die Gedanken der alten Christen, welche gegründet auf die heilige Schrift, von ihren Lehrern ausgesprochen, von ihren Künstlern ausgeprägt sind, um an der Stätte des Todes beherzigt zu werden. Und die heutigen Christen, auf demselben Grunde stehend, wenn sie Auge und Herz mit solchen Bildern erfüllen, mögen darin das Ende jener anschauen und zur Nachfolge ihres Glaubens gekräftigt werden (Hebr. 13, 7).

F. Piper.

---

1) *Epist.* ad Diognet. c. 5. 6.

2. Das menschliche Leben, die Weltalter und die dreifache Erscheinung Christi.

Sculpturen am Baptisterium zu Parma.

(Hierbei eine Abbildung.)

Wenn im Mittelalter das geschriebene Wort Gottes in die Gemeinden weniger als jetzt eindringen konnte, weil die Abschriften selten waren und die Sprache nicht verstanden wurde; so boten die Kirchengebäude einigen Ersatz, da sie mehr als jetzt die Thatsachen wie die Gedanken der Offenbarung dem Volk vor Augen stellten durch die Werke der Kunst. Während diese aber im christlichen Alterthum vornehmlich bei dem Innern der Kirchen stehen blieb, von denen die Seitenwände, vor allem die Altarnische mit Malereien geschmückt wurden; so schritt man in der Blüthezeit des Mittelalters, auf der Höhe des romanischen wie des gothischen Stils, dahin fort, schon das Aeußere der Kirchen, besonders die Portale auszustatten und zwar von der Hand des Bildhauers. Diese Bilder ragen also in das tägliche Leben und seinen Verkehr hinein: jeder Vorübergehende war eingeladen, dahin aufzublicken und einen Eindruck mit hinwegzunehmen, und jeder Eintretende war erinnert, auf welchem Grunde er dort sich zu erbauen habe.

Nehmlich der Gegenstand dieser Bildwerke ist entweder ganz einfach die Gestalt Christi, am häufigsten Christus in der Herrlichkeit, auf dem Regenbogen thronend: das weiset also hin sowohl auf die einstige Vollendung des Reiches Gottes, wo er als solcher offenbar werden wird, als auf die gegenwärtige Regierung der Kirche, deren Haupt er ist. Oder weiter durchgeführt haben sie einen geschichtlichen Inhalt und führen einzelne Epochen aus dem Leben des Erlösers oder selbst eine ganze Folge der evangelischen Geschichte vor. Sie gehen auch noch weiter zurück und hinaus, umfassend die Endpunkte des Dogma; ja durch Combination der Bildwerke an verschiedenen Seiten der Kirchen tritt aus geschichtlichen und allegorischen Scenen ein System hervor, worin Geschichte und Lehre, Lehre und Ermahnung eng verflochten sind.

Besonders bedeutungsvoll erscheinen solche Bildwerke an den Taufkirchen, die auch im Mittelalter noch, wiewohl die Kindertaufe allgemein war, als eigene Gebäude bestanden. Da sind die Bilder ganz entsprechend dem letzten Auftrag des Herrn an seine

Jünger, die Völker zu lehren und zu taufen (Matth. 28, 19). Und einige solcher Taufkirchen sind noch jetzt erhalten, deren Bildwerke vorzugsweise an die Geschichte des Täufers sich anschließen, überdies die Grundgedanken des christlichen Glaubens und Lebens umfassen. An dem Baptisterium zu Pisa[1]) aus dem zwölften Jahrhundert und zwar am Haupteingang sieht man in Stein gehauen statuarisch Maria mit dem Kinde, und in Relief die Predigt des Johannes mit dem Hinweis auf Christus, die Taufe Christi, sowie Tod und Bestattung des Johannes. Das Baptisterium zu Florenz hat drei Bronzethüren mit Reliefs: die eine vom Jahre 1330, ein Werk des Andrea Pisano, mit der Geschichte des Täufers und den Figuren der drei theologischen Tugenden nebst der Demuth und der vier Cardinaltugenden, die beiden anderen von Ghiberti in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, von denen die ältere die Geschichte Christi von der Verkündigung bis zur Himmelfahrt, die andere berühmteste, die Urgeschichte der Welt und des jüdischen Volks vor Augen stellt. Nicht so bekannt ist das Baptisterium zu Parma mit seinem reichen Bilderschmuck an den drei Portalen und dazwischen an den Außenwänden. Freilich in der künstlerischen Ausführung können diese Bildwerke mit jenen florentinischen nicht wetteifern, da sie um mehr als zwei Jahrhunderte älter sind. Ihre Epoche ist durch die Inschrift bestimmt am Architrav des nördlichen Portals, welche den Namen des Bildhauers (nicht Architekten) Benedictus, und das Jahr 1196 anzeigt[2]): das läßt auf den Anfang des ganzen Werkes schließen[3]); zum erstenmal getauft ist darin im Jahre 1216[4]), obwohl der Bau erst i. J. 1283 vollendet worden. Aber dem Inhalte nach gehören sie zu den bedeutendsten Denkmälern des Mittelalters in Italien und verdienen um so mehr Aufmerksamkeit, da sie eigenthümlich, sinnreich, weitumfassend sind: abgeleitet aus Geschichte,

1) Ich habe dasselbe im April 1854 besichtigt.

2) Die Inschrift lautet:

Bis binis demptis annis de mille ducentis
Incepit dictus opus hoc scultor Benedictus.

Sie ist mitgetheilt von Morrona Pisa illustr. T. II. c. 2. §. 1. p. 31. Knight The eccles. archit. of Italy T. II. n. XXIII. de Caumont Bulletin monum. Vol. VII. p. 74. v. Rumohr Italien. Forschungen Th. 1. S. 266. Zur richtigen Auslegung derselben s. Odorici an dem sogleich (S. 37. A. 6.) anzuf. Ort p. 16 ff.

3) Den Anfang des Baues in dem gedachten Jahre bezeugt das Chronicon Parmense a. 1196. ed. Barbieri p. 5. cf. p. 326.

4) Chronicon Parmense a. 1216. p. 7.

Poesie und Dogma, und entsprechend sowohl dem symbolischen Streben der damaligen Kunst, als den Gedanken der damaligen Theologie, die hier zu einem System sich aufbaut.

Sie sind auch in neuerer Zeit Gegenstand mehrfacher Berichte und Verhandlungen gewesen. Zuerst in zwei französischen Reisebeschreibungen: von Valery (1831), der sich auf die Bemerkung beschränkt, das Baptisterium sei geschmückt mit Statuen und Reliefs, welche Scenen aus dem A. und N. Testament und sonderbare Hieroglyphen enthielten[1]); und von de Caumont (1841), der nähere Nachricht giebt über das Gebäude, namentlich über de Sculpturen des westlichen Portals, auch einige Inschriften mittheilt[2]). Er meldet zugleich, daß eine Monographie über das Baptisterium von Lopez, Director des Museums zu Parma zu erwarten und schon vollendet sei. Dieser gab einstweilen (1853) eine Erläuterung der Sculpturen in dem Tympanum des südlichen Portals[3]), die aber verfehlt war und eine eingehende Widerlegung hervorrief von Duchalais, welche nach dessen Tode († 1854) erschien (1855)[4]). Gleichzeitig wurden dieselben Sculpturen von Didron erläutert, mit Berücksichtigung der andern Portale, der später (1861) auch einen Theil des nördlichen Portals behandelt hat[5]). So eben (1865) ist nun auch das längst angekündigte Werk von Lopez erschienen, das mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist[6]). — Nachdem ich im Sept. 1860 mit diesem Baptisterium mich beschäftigt habe, möge eine Beschreibung und Erläuterung der Bildwerke wenigstens an den Portalen hier folgen.

---

1) Valery Voy. en Italie P. II. p. 210.

2) de Caumont Excursion monumentale en Italie, in s. Bulletin monum. T. VII. p. 74—77.

3) Lopez Lettre sur les basreliefs du baptistère de Parme, in der Revue archéol. T. X. p. 289 ff. mit Abbildung Pl. 216.

4) Duchalais Explication des sculptures du tympan du baptistère de Parme au moyen du parabole de S. Barlaam, in den Mém. de la soc. des antiq. de France T. XXII. p. 277 ff.

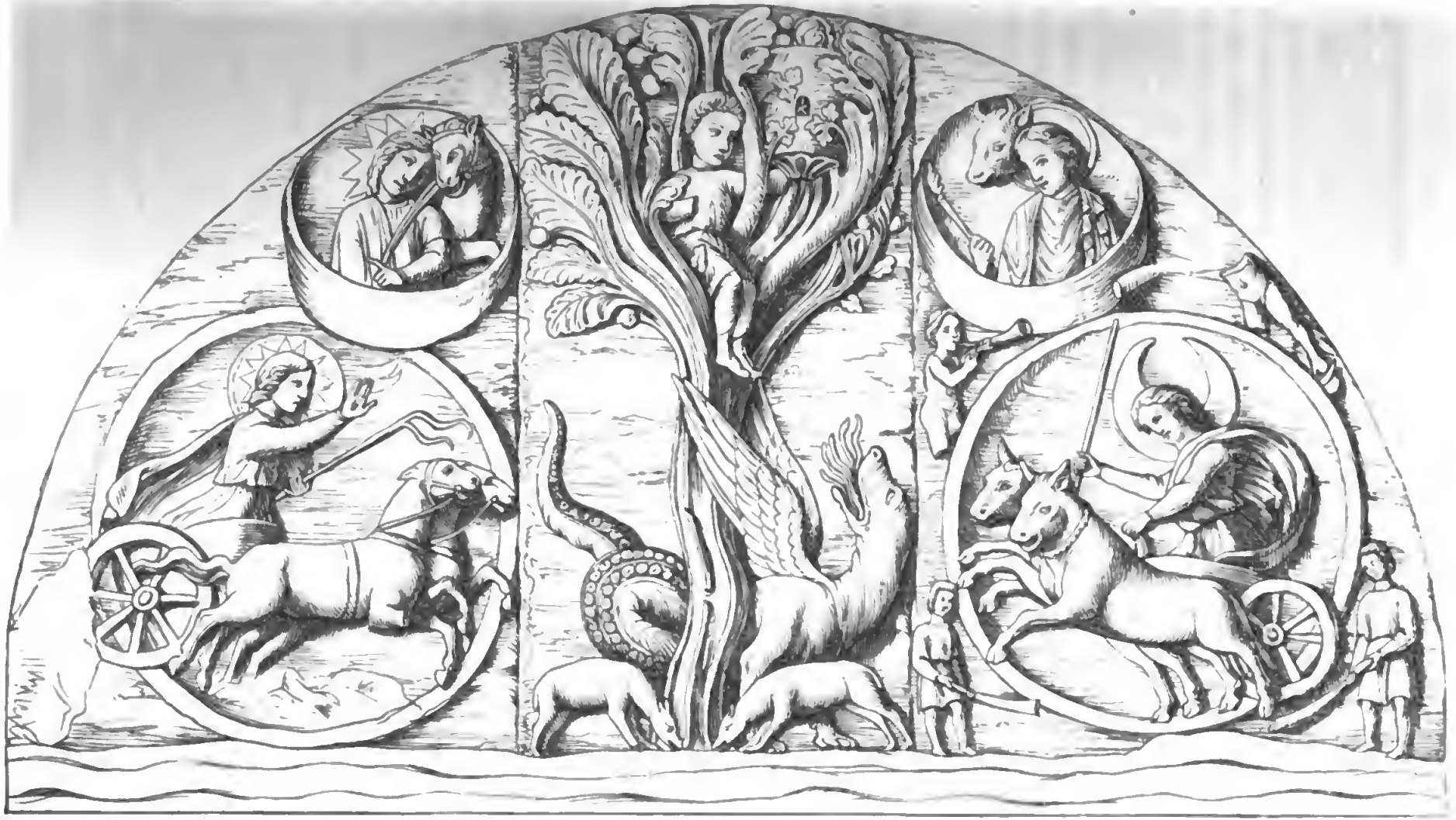
5) Didron La vie humaine, in s. Annales archéologiques. T. XV. p. 413 ff. mit Abbildung. Und Les oeuvres de miséricorde, ebendas. T. XXI. p. 205 f.

6) Lopez Il battistero di Parma. Parma 1865. 4°. Dasselbe hat sofort eine scharfe Kritik erfahren durch Odorici, Il battist. di P. descritto da Lopez, Note. Parma 1865, deren Mittheilung ich dem Herrn Verf. verdanke. Durch ihn sind auch die Tafeln VIII. und XIII. jenes Werks, welche die Abbildung des westlichen und südlichen Portals enthalten, für das christl. Museum der hiesigen Universität mir zugekommen.

Dieſe Bildwerke ſtehen in einem innern Zuſammenhang im dogmatiſchen wie im geſchichtlichen Sinn nach der Folge der Portale, anfangend von dem ſüdlichen, abſchließend mit dem weſtlichen. Das erſte enthält in dem Rundbogenfeld eine Schilderung der Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens und der Eitelkeit der Welt mittelſt einer außerbibliſchen Parabel; aber auch darunter an dem Architrav den Hinweis auf das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Das zweite, nördliche Portal zeigt in ſenkrechten Streifen neben der Thür auf der einen Seite Moſes und die zwölf Söhne Jacobs; auf der andern den Stammbaum der Maria aus der Wurzel Jeſſe; darüber in dem Bogenfelde Maria mit dem Kinde, verehrt von den heil. drei Königen, und dazwiſchen an dem Architrav die Taufe Chriſti ſowie das Mahl des Herodes und die Hinrichtung des Täufers. Endlich an dem weſtlichen Portal erſcheinen in dem ſenkrechten Streifen links von der Thür die ſechs Werke der Barmherzigkeit, rechts von derſelben die ſechs Weltalter, anſchaulich gemacht an der Parabel von den Arbeitern im Weinberge; an dem Architrav die Auferſtehung der Todten und in dem Rundbogenfelde Chriſtus thronend als Weltrichter. — Wir wollen zunächſt dieſe Bildwerke im Einzelnen in's Auge faſſen und ſchließlich den Zuſammenhang des Ganzen näher feſtſtellen.

I. Das ſüdliche Portal: der Baum des menſchlichen Lebens.

Das halbkreisförmige Feld über der Thür, wovon eine Abbildung hier beiliegt, zeigt in der Mitte den Baum mit Früchten, an welchem unten zwei Mäuſe nagen und neben dem ein Drache ſeinen Rachen aufſperrt, aus welchem Flammen hervorgehn. In den Zweigen des Baumes neben einem Bienenkorb, deſſen Flugloch deutlich angegeben iſt, ſitzt ein Menſch, noch ſehr jugendlich, der ſeine Linke darnach ausſtreckt. Zu beiden Seiten in je zwei Runden finden ſich der Sonnengott und die Mondgöttin, jener mit ſieben Strahlen gleich Zacken, dieſe mit der Sichel um das Haupt: beide das einemal, in dem untern, größern Rund, auf dem Wagen ſtehend, in raſcher Fahrt, — das anderemal, in dem obern Rund, nur in halber Figur, ohne Wagen und in Ruhe. Nehmlich unten auf der linken Seite erſcheint der Sonnengott mit der Peitſche in der Linken und die beiden Pferde antreibend; oberhalb mit Einem Pferd am Zügel, welches er an ſeinen Ort weiſet, ohne Zweifel zum Ausruhen nach der heißen Tagesfahrt. Eben ſo iſt auf der andern Seite die Mondgöttin vorgeſtellt,



Sculpturen am südlichen Portal des Baptisteriums zu Parma.

zuerst mit einem Stabe in der Rechten, die beiden Kühe antreibend; sodann mit erhobener Fackel in der Hand, Eine der Kühe, die von der Nachtfahrt müde sind, zur Ruhe führend. Zu der erstgenannten Vorstellung der Luna kommen, das Rund umgebend und demselben zugewendet, vier Knabenfiguren, die beiden obern nackt und in ein Horn blasend (von welchem bei dem zweiten nur noch ein Rest sichtbar ist), die beiden untern bekleidet und das Horn gesenkt haltend. Es sind dies ohne Zweifel die vier Winde als Zeichen der vier Weltgegenden, wie sie namentlich in griechischen Miniaturmalereien vorkommen. Zuerst nehmlich hat Kosmas der Indienfahrer im 6. Jahrhundert eine Zeichnung und Beschreibung der Erde aus dem Ephoros (um 340 vor Chr.), als übereinstimmend mit der heil. Schrift, aufgenommen, worin dieselbe viereckig vorgestellt und nur die Namen der vier Hauptwinde in der Mitte der vier Seiten beigeschrieben sind[1]). Die vier Winde in Person aber, als blasende Halbfiguren, erscheinen in einem griechischen Psalter des britischen Museums von 1066[2]) bei einer ähnlichen Figur der Erde (welche gelb, mit Bäumen und Kräutern besetzt und vom blauen Meer umflossen ist) an den vier Ecken, ausdrücklich als Winde (οἱ ἄνεμοι) bezeichnet: das Ganze als ein Schöpfungsbild, nehmlich zur Veranschaulichung von Ps. 135 (griech. 134), 6: „alles, was der Herr will, thut er im Himmel und auf Erden." Daß die Winde die vier Ecken derselben einnehmen entspricht dem Gesicht Apocal. 7, 1. Endlich sind auch in einem slavischen Psalter aus dem Kloster Uglisch vom J. 1485, dessen Miniaturen mehrfach an die des griechischen Psalters erinnern, die vier Winde gleichfalls als blasende Figuren, aber innerhalb eines Rundes, vorgestellt zu demselben Psalm und zwar zu dem folgenden Verse, woraus die Ueberschrift genommen ist: „(Jehova), welcher Wind hervorholt aus heimlichen Oertern" (Ps. 135, 7)[3]). Auf die Miniaturen beider Handschriften werden wir sogleich zurückkommen. Dadurch wird also die Bedeutung der ähnlichen Figuren in den Bildwerken zu Parma

---

1) Cosmas Indicopl. Topogr. christ. L b. II. p. 148. b. 149. b. ed. Montfauc. Vergl. Piper Mythologie und Symbolik der christl. Kunst. I, 2. S. 460. 463.

2) Bl. 174. a.

3) Abgebildet bei Buslajeff an dem gleich (S. 44.) anzuführenden Ort T. II. zu p. 205.

festgestellt[1]). Das andere Bild, die Vorstellung von Sonne und Mond in menschlicher Gestalt, ist im Mittelalter bis in's dreizehnte Jahrhundert ganz gewöhnlich; aber auch die mythischen Attribute, das Gespann von Pferden und Kühen, finden sich in dieser Zeit nicht selten. Zuerst enthält im 9. Jahrhundert die lateinische Bibel Karls des Kahlen in Paris ein Miniaturbild des Buchstabens D mit den Sternbildern des Zodiacus in einem Kreise, innerhalb dessen der Sonnengott und die Mondgöttin vorgestellt sind mit dem Füllhorn in der Hand, jener mit zwei Pferden, diese mit zwei Kühen fahrend[2]). Hingegen in einem Miniaturbilde des Chronicon minus von Zweifalten aus dem 12. Jahrhundert fährt der Sonnengott mit vier Pferden, die Mondgöttin mit zwei Kühen, beide eine Fackel, jener überdies eine Peitsche haltend[3]). Endlich sind auf dem Elfenbeindeckel eines Bamberger Evangeliarium aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, selbst zu beiden Seiten des Gekreuzigten (wo übrigens die beiden Himmelskörper zu jener Zeit gewöhnlich ihre Stelle haben), beide zu Wagen mit der Peitsche in der Rechten, Sol mit der Strahlenkrone, von vier Pferden gezogen, Luna mit der Sichel auf dem Haupt, von vier Kühen gezogen, vorgestellt[4]). Darnach haben eben diese mythischen Figuren auch zu Parma an heiliger Stätte nichts auffallendes: merkwürdig ist nur die ausführliche Schilderung, daß beide zwiefach vorkommen.

Der Zweck dieser Nebenfiguren wird sich ergeben, wenn die Hauptgruppe erklärt ist, deren Gedanke theilweise sich dort wiederholt. Dieser aber und das ganze Bildwerk ist Gegenstand verschiedenartiger Auslegung gewesen. Was Valery von sonderbaren Hieroglyphen sagt (s. vorhin S. 37) wird wohl mit auf diese Sculpturen sich beziehen. Lopez aber vermöge der Bestimmung

1) Lopez a. a. O. p. 291 hält sie für die vier Jahreszeiten. Didron p. 417 meint, es seien vielleicht die vier Jahreszeiten, oder etwa die vier Elemente. Duchalais p. 287 vermuthet, die beiden blasenden Figuren seien Tritonen, welche die Ankunft der Nacht ankündigen; die beiden andern, welche ihre Fackeln auslöschen (wie er nach einer undeutlichen Abbildung es aufgefaßt hatte) die Stunden der Finsterniß.

2) Abgebildet bei Lenoir Monum. des arts de la France Pl. XI. p. 15. Bastard Peint. et ornam. des Mnscr. Franç. Trois. Livr. Pl. 94.

3) In der Königlichen Bibliothek zu Stuttgart, Ms. histor. in fol. Nr. 415 (171). Bl. 16. b. Vergl. meine Mythologie und Symbolik der christl. Kunst. I, 2. S. 142. Eine Durchzeichnung ist in meinem Besitz.

4) In der Königl. Bibl. zu München, Cim. 57. abgebildet bei Cahier et Martin Mélanges d'archéol. T. II. Pl. 4.

des Gebäudes, setzte sie in Beziehung zu der Taufe[1]): der Baum sei der Baum des Lebens, dessen Früchte die Gnade bedeuten; der Mensch, der in demselben sitzt, ein Neugetaufter. Die beiden Wölfe (wofür er die Mäuse nimmt), die an der Wurzel nagen, die Sünden, — das ist aber ein Widerspruch, denn dagegen wäre der Lebensbaum doch wohl geschützt, der im Paradiese stehend, von einem Cherub mit flammendem Schwert bewacht wird — und der Sinn des Ganzen: daß durch die Taufe der Mensch von dem Tode der Sünde zu dem Leben der Gnade übergeht. Diese Erklärung ist jedoch nicht zutreffend; den rechten Weg haben bald darauf Duchalais und Didron eingeschlagen (s. S. 37). Nehmlich den Schlüssel jener Gruppe enthält folgende Parabel aus Barlaam und Josaphat. „Ein Mann floh vor dem Anblick eines wüthenden Einhorns, und da er den Schall der Stimme und das furchtbare Gebrüll desselben nicht ertrug, sondern aus allen Kräften rannte, um von ihm nicht gefressen zu werden, stürzte er mitten in seinem raschen Lauf in einen tiefen Abgrund; während er aber fiel, streckte er die Hände aus, ergriff ein Bäumchen und hielt sich daran fest; und weil er zugleich auch für seine Füße eine feste Stellung gewann, so glaubte er schon in Ruhe und Sicherheit zu sein. Indem er jedoch aufsah, gewahrte er zwei Mäuse, eine weiße und eine schwarze, welche ohne Aufhören die Wurzel des Bäumchens, an dem er schwebte, befraßen und dasselbe fast schon durchgenagt hatten; außerdem erblickte er, in die Tiefe des Abgrunds schauend, einen Drachen von gräulichem Aussehen, welcher Feuer aushauchte und grimmig emporschaute, wobei er den Rachen auf furchtbare Weise aufsperrte und ihn zu verschlingen strebte; und da er ferner die Stelle betrachtete, auf der seine Füße ruhten, nahm er vier Schlangenköpfe wahr, welche aus dem Vorsprung, auf dem er stand, hervorragten. Als er jedoch die Augen aufschlug, sah er von den Zweigen jenes Bäumchens ein wenig Honig herabträufeln. Ohne sich nun weiter um die ihn umringenden Gefahren zu kümmern, daß ihn nehmlich von oben her das furchtbar wüthende Einhorn zu zerreißen suchte, von unten der entsetzliche Drache den Rachen aufsperrte, um ihn zu verschlingen, das Bäumchen aber, das er umfaßt hielt, nahe daran war, durchnagt zu werden und seine Füße auf einer unsichern und gefährlichen Stelle ruhten, — diese so großen, zahlreichen und furchtbaren Gefahren also thörichterweise vergessend, richtete er,

1) Lopez an dem oben S. 37. Anm. 3. angef. O.

ſeinen ganzen Sinn auf jene geringe Süßigkeit.“ Dies iſt nach der Erklärung, welche der Verfaſſer ſogleich beifügt, „das Gleichniß derer, die ſich dem Trug des gegenwärtigen Lebens ergeben. Das Einhorn iſt ein Bild des Todes, der das Geſchlecht Adams ſtets verfolgt und zu ergreifen trachtet; der Abgrund iſt die Welt, welche voll iſt von mannichfachen Uebeln und todbringenden Fallſtricken; das von den zwei Mäuſen unaufhörlich benagte Bäumchen, das er umfaßt hält, iſt die Laufbahn des menſchlichen Lebens, welches durch die Stunden des Tages und der Nacht verzehrt wird und hinſchwindet und ſich in kurzem dem Augenblick des Hinſcheidens naht; die vier Schlangen aber bedeuten die Zuſammenſetzung der vier ſchwachen und vergänglichen Elemente des menſchlichen Körpers, welcher ſich auflöſt, ſobald dieſelben in Unordnung und Störung gerathen. Außerdem deutet auch noch jener feurige entſetzliche Drache den grauenvollen Schlund der Hölle an, welche die, ſo die gegenwärtigen Ergötzlichkeiten dem zukünftigen Guten vorziehen, zu verſchlingen trachtet; ſowie das Träufeln des Honigs die Süßigkeit der Genüſſe dieſer Welt veranſchaulicht, durch welche ſie ihre Freunde täuſcht und ſie für ihre Seligkeit nicht ſorgen läßt.“

Hieraus erhellt alſo der Sinn unſeres Bildwerks, obwohl darin einiges weggelaſſen, einiges modificirt, einiges hinzugekommen iſt: wodurch das Verſtändniß allerdings erſchwert worden, ſonſt hätte man den Gegenſtand nicht verkennen können. Aber die Hauptbeſtandtheile der Dichtung ſind augenſcheinlich: der Baum, der freilich Früchte trägt (wovon jene nichts weiß und was ſeiner Bedeutung auch kaum entſpricht), die beiden Mäuſe, wiewohl der Bildhauer den Unterſchied der ſchwarzen und weißen Maus nicht hat ausdrücken können, der Bienenkorb und der Mann, der ungeachtet der ihn umringenden Gefahren an deſſen Süßigkeit ſich ergötzt[1]). Es fehlen aber die vier Schlangenköpfe und beſonders das Einhorn, vor welchem der Mann ſich geflüchtet hat. Eine Abweichung zeigt ſich darin, daß dieſer auf der Flucht, nach der Erzählung, in einen Abgrund ſtürzt und im Sturz durch den Baum gehalten wird; das Bildwerk läßt von dem Abgrund nichts merken, vielmehr vorausſetzen, daß der Mann auf den Baum nicht gefallen, ſondern geſtiegen iſt. Ein Zuſatz endlich iſt die doppelte Darſtellung von Sonne und Mond und die einſeitige Darſtellung

1) Vergl. Tertullian. De spectac. c. 27: Stillicidia mellis de ranunculo venenato.

der Winde oder Weltgegenden nur bei dem Monde, — das letztere offenbar eine Anomalie, da sie der Sonne eben so gut zukommen: sie deuten bei dem Monde die Weltbahn an, welche er jeden Tag von Osten gen Westen zurücklegt. Das Ganze ist gewissermaßen ein Ersatz für den mangelnden Unterschied in der Farbe der Mäuse, welche Tag und Nacht bedeuten. Nehmlich der Sonnengott in Bewegung und die Mondgöttin in Ruhe zeigen den Tag, die Mondgöttin in Bewegung und der Sonnengott in Ruhe zeigen die Nacht an. Jedoch ist auch ein Unterschied von der Bedeutung, in welcher die beiden Mäuse an der Wurzel des Baumes nagen. Das geht auf die Zeitlichkeit als Eigenthum des Menschen, die kurze Frist seines irdischen Lebens, an welchem jeder Tag und jede Nacht zehren, bis der Baum entwurzelt zusammenbricht; ebenso messen zwar die Himmelskörper, welche die Erde umkreisen und selbst Tag und Nacht machen, dem Menschen seine Zeit zu: sie zeigen aber zugleich den über ihn hinausgehenden Wechsel der Zeiten an, deren Kreislauf die menschlichen Geschlechter überdauert. Der Wechsel der Tageszeiten aber ist hier vorgestellt, wie man sonst in dieser Zeit an den Kirchenportalen gern den Kreislauf des Jahres sichtbar machte durch die Bilder der Monate und der Thierkreiszeichen.

Was die Quelle betrifft, aus der für diese Bildwerke die Parabel geschöpft ist, so ist die Geschichte des Barlaam und Josaphat, obwohl in zahlreichen griechischen Handschriften erhalten, in der Originalsprache erst neuerdings (1832) veröffentlicht[1]): sie wird meist einem Mönch Johannes aus dem Kloster Saba oder vom Sinai oder auch dem Johannes Damascenus zugeschrieben, in dessen älteren Ausgaben sie lateinisch zu finden ist[2]). Diese lateinische Uebersetzung war schon im Mittelalter in Gebrauch. Und auch in die Volkssprachen ist der Roman übergegangen, namentlich im Deutschen in Dichtung und Prosa angeeignet; sowie in's Arabische übertragen. Hiernach findet sich insbesondere die Parabel weit verbreitet: nach jener lateinischen Uebersetzung unter dem Namen des Johannes Damascenus ist sie im 13. Jahrhundert von Jacobus a Voragine und Vincentius von Beauvais mitgetheilt[3]).

---

1) Von Boissonade Anecd. Graec. Vol. IV. Die Parabel steht p. 112 f. — Aus dem Griech. übersetzt von Liebrecht. Münster 1847.

2) In der Ausgabe von Lequien fehlt sie, da sie für den 3. Band bestimmt war, der nicht erschienen ist.

3) Jacob. a Vorag. Legenda aurea c. 180 (175). p. 816. ed. Grässe. Vincent. Bellov. Spec. histor. Lib XV. c. 15.

Noch früher alſo hat man für die Sculpturen in Parma denſelben Text benutzt. Um dieſe Zeit (12. 13. Jahrh.) hat ſie auch im Ruſſiſchen, ohne Zweifel aus griechiſcher Quelle, Eingang gefunden in manchen Prologen, das ſind Volksbücher, deren Inhalt nach den Monatstagen geordnet iſt: und zwar unter dem 19. Nov.[1]). Nehmlich das Gedächtniß eines anderen Barlaam, welches in dem griechiſch-ruſſiſchen Kalender auf den 19. November trifft, hat Anlaß gegeben, an daſſelbe Datum die Feier des Barlaam und Joſaphat zu knüpfen. Im Abendlande iſt ihr Name in das Martyrologium aufgenommen zum 27. November, unter welchem Datum auch Surius in der Geſchichte des Barlaam und Joſaphat die Parabel vorbringt. — Dieſem weiten Umlauf in den Literaturen entſpricht die Verbreitung durch die Kunſtvorſtellung; auf welche zu achten um ſo mehr von Intereſſe iſt, da ſelbſt auf die nationale Uebertragung der Bilderkreiſe dadurch Licht fällt.

Die älteſte, die mir vorgekommen, iſt in einem griechiſchen Pſalter vom Jahre 1066 aus dem Kloſter Studium, gegenwärtig im britiſchen Muſeum[2]). Da iſt die Parabel vollſtändiger, in zwei Momenten neben einander dargeſtellt. Zuerſt auf einem grünen Pfade ein Mann in eiliger Flucht, verfolgt von einem Flammen ſprühenden Einhorn, nach welchem er ängſtlich ſich umſieht; doch iſt er ſchon nahe einem Baume, auf den er ſich retten kann. Und das iſt die zweite Scene: derſelbe Menſch in den Zweigen des Baumes ſtehend, an den er mit der Linken ſich hält. An deſſen Wurzeln nagen zwei Mäuſe; und aus dem Abgrund, an deſſen Rande der Baum ſteht, ragt ein bärtiger Kopf hervor: das iſt laut der Inſchrift der Hades, — der Drache, der dabei geweſen ſein wird, iſt verlöſcht. Alſo auch hier iſt der Flüchtige auf den Baum geſtiegen, nicht im Fallen durch denſelben gehalten: was abzubilden mit einfachen Kunſtmitteln nicht leicht geweſen wäre. Ein Bienenkorb iſt nicht ſichtbar, aber von dem Honig iſt im Sinn der Parabel die Rede in einer Inſchrift. Nehmlich ausführliche griechiſche Inſchriften benennen die Gegenſtände und geben zugleich

---

1) Buslajeff (Prof. in Moskau) Istoričeskije, očerki russkoj narodnoj slovesnosti i iskusstva T. II. Petersb. 1861. 4°. M p. 208.

2) Ich habe mich mit demſelben im Mai 1857 beſchäftigt. Nähere Mittheilungen darüber nebſt dem Nachweis der Herkunft ſind von mir gegeben in dem Aufſatz: Verſchollene und aufgefundene Denkmäler und Handſchriften, Theol. Stud. und Krit. 1861. S. 478 ff.

die Erklärung, — nicht ohne manche Ungenauigkeiten der Sprache[1]). Sehr bezeichnend steht das Miniaturbild zu Ps. 143 (hebr. 144), 4: „Ist doch der Mensch gleich wie Nichts (ματαιότητι); seine Zeit fähret dahin wie ein Schatten." Aber merkwürdig ist, daß man eine außerbibliſche Parabel zur Veranschaulichung eines bibliſchen Textes angewendet hat. — Ganz im Anschluß an dieſe Vorſtellung ist zu demſelben Psalm ein Miniaturbild ausgeführt in dem ſchon (S. 39) erwähnten ſlaviſchen Psalter aus dem Kloſter Ugliſch, welcher in der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg aufbewahrt wird[2]), — ein Zeichen des Zuſammenhangs der ſlaviſchen Kunſt überhaupt mit byzantiniſchen Vorbildern. Es ſind dieſelben beiden Scenen: der Menſch auf der Flucht vor dem Einhorn, und auf dem Baum ſtehend: und bei dieſem die beiden Mäuſe ſowie die Schlange aus dem Abgrund (die Perſon des Hades ist nicht angegeben). Die Uebereinſtimmung ist ſo groß, daß aus dieſem Bilde, wo der Standort des Menſchen auf dem Baume, Laub und Zweige vollkommen erhalten ſind, das griechiſche Miniaturbild, in welchem die Stelle verlöſcht ist, ergänzt werden kann. Auffallend ist nur, daß in dieſer zweiten Scene der ſlaviſchen Handſchrift der Mann ältlich und mit einem Bart erſcheint, während er eben zuvor auf der Flucht ohne Bart und jugendlich ist. Auch ſcheint an Honig nicht gedacht zu ſein (der Bienenkorb ist auch hier nicht ſichtbar); im Gegentheil, der Mann ſieht nachdenklich vor ſich hin, mit der Linken das Haupt ſtützend. Damit wäre dem Ausgang der Parabel eine etwas andere Wendung gegeben. Uebrigens ſchließen ſich die beigefügten Inſchriften, in kirchenſlaviſcher Sprache, dem Sinn derſelben an: nehmlich die Mäuſe werden erklärt durch Tag und Nacht, und oben bei der Krone des Baumes ſteht: „der Baum ist das Leben des Menſchen;" auf der andern Seite: „das ſind die Lockungen der Welt und der Verlockten." — Auch Deutſchland hat eine Malerei aufzuweiſen, im Weſentlichen deſſelben In-

1) Gradezu verfehlt erſcheint der Satz φεύγαι τὸν θάνατον ὦ ἄνθρωπε, vermuthlich ſtatt φεύγει τὸν θάνατον ὁ ἄνθρωπος. Es kann darin, wie in den andern Sätzen, nur eine Beſchreibung, nicht eine Aufforderung liegen; wenigſtens ist die Moral der Fabel nicht die, den Tod, ſondern die Luſt der Welt zu fliehen.

2) In fol. Sect. I. Nr. 5. Von dieſer Handſchrift und ihren Miniaturen handelt Buslajeff am a. O. S. 201 ff.; jenes Miniaturbild ist beſchrieben S. 207 mit beigefügter Abbildung. — Der dort aus der Handſchrift angeführte Vers ist der Anfang dieſes Pſalms; das Miniaturbild ſelbſt gehört ohne Zweifel, wie in dem genannten griechiſchen Pſalter, zu V. 4.

halts, mit einer leichten Umbildung, im Kloster Lorsch, wovon eine etwas unbeholfene Beschreibung vom Jahre 1588 vorhanden ist. Ihr zufolge „war ein Baum dargestellt, auf welchen Jemand steigt und von welchem Honig hinabrinnt. Der Stamm des Baumes wird von zwei Mäusen benagt. Man sieht den Tod auf einem schnell laufenden Einhorn sitzen, wie er einen gespannten Bogen hält, auf welchem ein Pfeil liegt; auch erblickt man Schlangen und Drachen. Dabei stehen deutsche Reime, welche die Auslegung enthalten. Der Baum bedeutet des Menschen Lebenszeit; der Mensch steigt hinauf und begehrt stets länger zu leben; er will Honig essen, das ist eitele Wollüste genießen. Die weiße Maus bedeutet den Tag, die schwarze die Nacht: beide benagen den Baum, das ist die Zeit verzehrt das Leben und Alles. Der Tod verfolgt uns mit einem verderblichen Anlauf, er spannet seinen Bogen, drohet den Untergang und bringt ihn auch. Der Mensch wird eine Speise der Würmer; die alte Schlange ist der Teufel, welcher ihn zu verschlingen droht[1])." — Als Sculpturwerk aber steht das zu Parma einzig da: wobei die Beschränkung auf die letzte Scene, mit Weglassung der Flucht vor dem Einhorn, gewiß nicht auf eine Modification der Erzählung deutet, sondern nur durch den Raum bedingt ist.

Das ist also ein Bild des natürlichen Menschen und des weltlichen Lebens. Aber in das geistliche Leben und auf den Weg des Heils weiset schon das Bildwerk an dem darunter befindlichen Architrav, welches drei Figuren in folgender Anordnung enthält:

Lamm Christus thronend Johannes der T.

Es erscheint also Christus in seinem doppelten Stande, der Niedrigkeit und der Herrlichkeit; und in seiner doppelten Wirksamkeit als Opfer und als Herrscher. Jenes wird durch das Lamm angedeutet, welches die Kreuzfahne hält (wovon nur der Schaft erhalten ist) mit der Inschrift AGNVS DEI. Und wenn auf der andern Seite der Täufer mit erhobener Rechten auf Christus hinweiset; so ist nicht der erhöhte Sohn Gottes gemeint, sondern jener, der in der Taufe ihm selbst offenbar geworden und auf den er nun mit Beziehung auf die Weissagung des Jesaias seine Jünger hinweifet: „siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt" (Joh. 1, 29). Allerdings aber wird derselbe,

1) Crusius Schwäbische Chronik Bd. II. S. 377. Darnach Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland. Th. I. S. 300.

der wie ein Opferlamm zur Schlachtbank geführt und bis zum Tode erniedrigt worden (Jes. 53, 7. Phil. 2. 8), daneben vorgestellt in seiner Herrlichkeit, als der im Anfange war und ewig bleiben wird, jetzt aber seine Kirche regiert: denn in der Mitte thront er mit der Krone auf dem Haupt und mit dem aufgeschlagenen Buch in der Linken, worauf man lieset: EGO SV̄ ALPHA ET O, „ich bin der erste und letzte" (aus Apoc. 1, 8. 11). Die Rechte ist segnend erhoben. Wer also der Hinweisung des Täufers auf das Lamm Gottes folgt, der wird diesen Segen erwerben.

Das Kommen und Offenbarwerden des Erlösers auf Erden aber zeigt das nächste, nördliche Portal.

II. Das nördliche Portal.

Hier sind zuvörderst an den Seitenpfosten der Thür die Stammväter des jüdischen Volks nebst Moses, und die Stammväter Jesu nebst der Maria, beide in einem Baume vorgestellt in folgender Ordnung:

MOISES PROPHETA	MARIA
(4) DAN NEPHTALIM	MANASSE EZECHIAS
(3) ASER GAD	IOATHA ACHAZ
(2) IOSEPH BENIAMIN	IORAS OZIAS
ZABVLON ISASHAR	ASA IOSAPHA
(1) LEVI IVDAS	ABIAS ROBOĀ
SIMEON RVBEN	DAVIT SALOMON
IACOB	IESSE

Auf der linken Seite also sitzen Jacob und seine zwölf Söhne. Alle außer ihm halten in der einen Hand eine Schriftrolle, während sie mit der andern einen Zweig des Baumes gefaßt haben. Außer ihren Namen sind durch Inschriften noch ihre Mütter angezeigt. Nehmlich bei (1) die Lea (deren Name auch noch auf einem Spruchband bei Jacob steht) als Mutter der erstgenannten

sechs Söhne Jacobs; die beiden folgenden Joseph und Benjamin bei (2) werden aufgeführt als Söhne der Rahel, die beiden letzten Paare bei (3) und (4) als Söhne der Zelpha (Silpa) und der Bala (Bilha)[1]). — Auf der andern Seite erscheint die Wurzel Isai oder Jesse (Jes. 11, 10. Röm. 15, 12): nehmlich Isai der Vater Davids, liegend und aus seiner Seite ein Baum hervorwachsend und grade in die Höhe strebend, zu dessen beiden Seiten je sechs Figuren sich befinden, deren Namen auf Büchern oder Spruchbändern angebracht sind: und zwar sind alle gekrönt. Es ist das Stammregister nach Matthäus, aber außer Isai nur die zwölf Könige von Juda umfassend, von David bis Manasse: ihre chronologische Folge ist von unten nach oben und von links nach rechts, ausgenommen daß zweimal (in der dritten und siebenten Reihe von unten) sie von rechts nach links zu lesen sind. Diese Zahl entspricht der Zahl der Söhne Jacobs; und Manasse ist der letzte, da er (wenigstens nach 2 Chron. 30) gefangen nach Babylon geführt worden, wenn auch bald wieder freigegeben ist. Auf dem Gipfel ist dann die Mutter Jesu dargestellt, ebenfalls gekrönt. Die Unterschrift des Baumes besagt, daß aus diesem frommen Stamm die Jungfrau Maria entsprossen ist:

EX HA(C) (STI)RPE : PIA : PROCESSIT : VIRGO : MARIA

Die Figur des Stammbaums Jesu findet sich seit dieser Zeit öfter in und an Kirchen: namentlich noch aus dem 12. Jahrhundert zu St. Denis nach Anordnung des Abtes Suger. Eben so in der Zwölfzahl und gekrönt, wie am Baptisterium zu Parma, überdies mit dem Scepter, sind die Stammväter nebst der Maria vorgestellt in einem kleinen Holzschnitzwerk des 15. Jahrhunderts aus der ehemaligen Abtei St. Sauveur zu Nevers, im Kabinet Gallois[2]): zwar ohne Angabe der Namen; aber aus den mit Inschrift versehenen Sculpturen zu Parma wie der Sache nach ist zu schließen, daß dieselben gemeint sind.

Noch einmal ist eine doppelte Zwölfzahl von Personen vor-

---

1) Die Sprüche lauten:
(1) ISTI SEX SVNT FILII LIA.
(2) ISTI DVO SVNT FILII RAIHEL.
(3) ISTI DVO SVNT FILII ZE(L)PHE.
(4) ISTI DVO SVNT FILII (BAL)E.

2) Wovon ein Abguß im christlichen Museum der Universität zu Berlin. Abbildung bei Maury in der Revue archéol. 1844. zu p. 755 ff. Pl. 21. und in de Caumont Abécédaire d'archéologie ed. 4. p. 631.

gestellt über dem Architrav in der Hohlkehle, welche diese Thüreinfassung fortsetzend das Tympanum umgiebt. Auch hier sind in den Zweigen eines Baumes zwölf Figuren angeordnet. Zu unterst sitzen zwei neben einander, die übrigen einzeln; jeder hält ein Rund, worin ein Brustbild. Ohne Zweifel sind dadurch zwölf Propheten und die zwölf Apostel angezeigt, die in ähnlichem Verhältniß häufig vorkommen, z. B. die 12 Apostel auf den Schultern der Propheten stehend in Sculpturen am Dom zu Bamberg, oder die 4 großen Propheten die Evangelisten tragend in einem Fenstergemälde der Kathedrale zu Chartres, — wie in der That das prophetische Wort das Fundament der apostolischen Verkündigung ist.

Die Hauptvorstellung aber in dem Bogenfelde sind die heiligen drei Könige, welche verehrend dem Christkinde ihre Gaben bringen. Diese erscheinen zur Linken, der vorderste knieend; in der Mitte thront Maria mit dem Kinde, sie hat eine Blume in der Hand; auf der andern Seite sieht man eine sitzende bärtige Figur mit erhobener Rechten, wahrscheinlich Joseph, zu dem ein oberhalb schwebender Engel spricht. Auf einem Spruchbande sind einige Buchstaben noch sichtbar[1]), welche auf den Namen Gabriel führen: also der Engel der Verkündigung. Und der Inhalt des Gesprächs bezieht sich wohl auf die Weisung, welche Joseph von dem Engel des Herrn, allerdings im Traum, empfing mit dem Kinde und der Mutter nach Aegypten zu fliehen (Matth. 2, 13). Auch sonst nimmt dies Ereigniß aus dem Leben Jesu in den Bildwerken an Kirchenportalen dieser Zeit, d. h. im 12. und 13. Jahrhundert eine bevorzugte Stelle ein: wie an der Façade von S. Andrea in Pistoja; in Frankreich in der Vorhalle der Abteikirche zu Moissac; in Deutschland am Dom zu Bamberg, an der goldenen Pforte zu Freiberg, an der Liebfrauenkirche zu Trier. Es scheinen verschiedene Gründe zusammengewirkt zu haben, daß man grade diese Epoche aus dem Leben Jesu hervorhob. Es ist der Punkt, an welchem Maria als Mutter im Zusammenhang mit dem Kinde noch bedeutend hervortritt (und gewiß legte man in der Zeit gesteigerter Marienverehrung darauf Gewicht), und zugleich dem Kinde — anders als wenn man es bei Darstellung der Geburt in der Krippe liegend sieht — schon eine gewisse Selb-

1) A
BRI
FI
die beiden letzten, etwas verlöscht, statt EL.

ſtändigkeit geliehen wurde, ſofern es Geſchenke entgegen nimmt, auch wohl die Geber ſegnet. Dieſe ſelbſt aber waren Gegenſtand hoher Verehrung, als die erſten Pilger nach Jeruſalem und als Beſchützer ſolcher Wallfahrt: zumal ſeit der Zeit, wo ein ſchwärmeriſches Verlangen die heiligen Stätten Paläſtinas zu beſuchen und zu befreien das Abendland ergriffen hatte. In Mailand glaubte man ihre Gebeine zu haben, bis durch Kaiſer Barbaroſſa nach der Eroberung Mailands im J. 1162 ſie nach Köln verſetzt wurden. Der Sarg, der ſie einſt umſchloß, wird noch in S. Euſtorgio in der Kapelle der heil. drei Könige aufbewahrt. Neben dem Vorbilde aber, das ſie als Pilger gegeben und dem man folgen konnte, auch ohne körperlich nach dem heiligen Lande zu wallfahrten, — wenn man im Geiſte der h. Familie nahte und wenn man dem Erlöſer die Gaben brachte, die ihm wohlgefällig ſind (Pſ. 51, 19. 1. Petri 2, 5), galten eben ihre Geſchenke für ihn ſelbſt als vorbedeutend, da nach alterthümlicher Auslegung der Weihrauch auf Gott, die Myrrhen auf das Sterben und das Gold auf den König gedeutet wurden, alſo die Perſon und die Geſchichte Jeſu, ſeine Stände und ſeine Aemter darin vor Augen traten. — An einer Taufkirche aber, wie in Parma, hatte dieſe Vorſtellung noch eine beſondere Geltung nach ihrem Zuſammenhang mit der Taufe Jeſu, da beide im Begriff der Ephiphanie oder Offenbarung zuſammentreffen. Denn durch die heil. drei Könige oder vielmehr die Weiſen aus dem Morgenlande iſt das Chriſtkind ſchon als König der Juden verkündet und in ihrer Perſon der Heidenwelt offenbar geworden; in ſeiner eigenen Taufe aber durch das Zeugniß der himmliſchen Stimme wurde der Erlöſer dem Täufer offenbar. Beides iſt denn auch in dem Feſt der Epiphanien zuſammengefaßt, wie es aus morgenländiſchem und abendländiſchem Ritus verſchmolzen iſt. Und das zweite Ereigniß ſchließt ſich auch hier, in der Kunſtvorſtellung unmittelbar an.

Nehmlich der Architrav unter dem Rundbogen enthält zuvörderſt die Taufe Chriſti. Johannes und Chriſtus ſtehen einander gegenüber, aber Chriſtus ſegnend: indem er ſelbſt die Taufe empfängt, weihet er ſie für die Seinen zu einem Bade der Wiedergeburt. Zugegen ſind die drei Erzengel, links Rafael und Gabriel, rechts Michael, — alle Perſonen durch Inſchriften bezeichnet. Darauf folgt ebenſo mit allſeitiger Benennung der ganze Hergang, der mit Enthauptung des Täufers endet. Herodes und Herodias ſitzen beim Mahl: ein Diener (MINISTER) gießt ein Gefäß aus, welches mit angefaßt wird von dem Rath des He-

rodes (CŌSILIATOR ERODIS). Zu dem Mahl kommt mit Blumen in den Händen die Tochter der Herodias (PVELLA FILIA ERODiadis); hinter ihr der Teufel, der sie gepackt hat (SATANA). Damit ist das Werk böser List und Lust, das hier sich vorbereitet, hinlänglich gezeichnet. Schließlich die Hinrichtung: der Täufer empfängt betend den Todesstreich[1]). Aber über ihm sieht man den Erzengel Michael das Rauchfaß schwingend: das ist das Zeichen, daß seine Gebete wohlgefällig zu Gott aufsteigen.

Von dieser Erscheinung oder Offenbarung Christi beim Eintritt in seine öffentliche Wirksamkeit auf Erden leiten nun die Sculpturen des westlichen Portals auf seine Wiederkunft.

III. Das westliche Portal.

Der Hauptgegenstand der Darstellung an dem Architrav und in dem Rundbogenfelde über demselben ist die Auferstehung der Todten und die Erscheinung Christi zum Gericht. Diese stützt sich aber auf zwei Reihen von Bildwerken, welche zwei Aussprüche des Herrn aus seinen letzten Reden wiedergeben, wodurch das diesseitige Leben an die Vollendung angeknüpft wird. Und so kommt dem Glaubensinhalt gegenüber und selbst als Bestandtheil desselben auch der ethische Gehalt des christlichen Lebens, — so wie gegenüber dem Herrn und Heiland der Welt die gläubige Gemeinde und mittelbar die ganze Menschheit in ihren Altersstufen zur Darstellung.

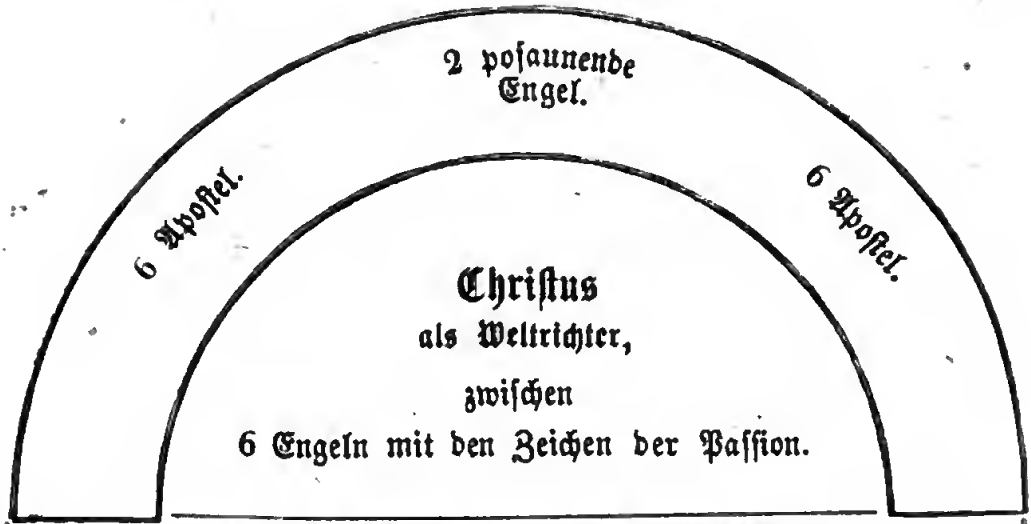
Diese Aussprüche Jesu sind die Parabel von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20), und aus seiner Weissagung von der Versammlung aller Völker, d. h. der ganzen christlich gewordenen Welt vor seinem Richterstuhle und ihrer Scheidung in die zur Rechten und zur Linken, die Ansprache an die zur Rechten, welche belobt werden wegen der Werke der Barmherzigkeit (Matth. 25, 34 ff.).

Die Anordnung dieser Bildwerke ist also folgende (s. auf der nächsten Seite).

Die beiden letztgenannten Vorstellungen ziehen wir zuerst in Betracht.

---

1) Bei seinem Kopf steht CAPVD IOH BATISTE:. Bei dem Henker SPICVLATOR.



SVRGITE DEFVNCTI RECTOREM CERNITE MVNDI
VOS QVI DORMITIS IAM SVRGITE NVNCIVS INQVID

Auferſtehende. 2 poſaunende Engel. Auferſtehende.

Die ſechs Werke der Barmherzigkeit.

Die ſechs Menſchen- und Weltalter, dargeſtellt durch die Parabel von den Arbeitern im Weinberge.

1. Die sechs Werke der Barmherzigkeit.

Es sind also auf der linken Seite des Portals sechs Werke vorgestellt, wie der Barmherzige dem Elenden hilft: dieser ist sitzend, der Helfende stehend gebildet. Ein lateinischer Vers unter jeder Gruppe zeigt den Vorgang an. In der Reihe von unten nach oben sind es folgende.

1. Ein Fremder, der auf Krücken geht, wird von dem Hausherrn angefaßt, um ihn in sein Haus zu führen; nehmlich die Ueberschrift (deren Anfang verloren gegangen ist) spricht davon, daß man dem Fremden die Thür (hostia) öffne:

. . . PLVM PEREGRINIS HOSTIA PANDAS:.

2. Der Barmherzige besucht einen Kranken und wäscht ihm die Füße:

CVM MVLTA CVRA LAVAT HIC EGRO SVA CRVRA.

3. Er speiset einen Hungrigen: es ist der vorderste von zwei Männern, die vor ihm sitzen; der andere wird auch an die Reihe kommen:

ESCAM LARGA MANVS HEC PORRIGIT ESVRIENTI:.

4. Er tränkt einen Durstigen aus einer Schale, in der Linken einen Krug haltend; auch hier sitzen zwei Männer vor ihm, von denen der vorderste eben den Trunk empfängt:

HIC QVOD QVESIERAT SICIENTI POCVLA PRESTAT:.

5. Er besucht einen Gefangenen und bringt ihm Früchte:

NON SPERNENS LAPSVM VENIT HIC AD CARCEREm CLAVSVM:.

6. Er wirft einem Nackten ein Hemd oder Mantel über:

EST HIC NVDATVS QVEM VVLT VESTIRE BEATVS:.

Das sind also die sechs Liebeswerke, welche der Erlöser aufzählt, indem er verkündet, er werde als Weltrichter die zu seiner Rechten zur Seligkeit berufen. Er beruft sie aber um der Liebe willen, die sie an ihm selbst in seiner Hülfsbedürftigkeit, das will sagen an den Brüdern (was er in gleicher Weise ihnen anrechnet) geübt haben. Da er sonst den Glauben als Bedingung der Seligkeit hinstellt (Marc. 16, 16), so ist hier derselbe, nehmlich der

in der Liebe thätige Glaube gemeint. Daß er ihn voraussetzt, beweiset die Art, wie er schon früher an eines dieser Liebeswerke, die Aufnahme der Fremden, die Verheißung knüpft: wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf (Matth. 18, 5). Und eben so ist die Erklärung an seine Jünger zu verstehn: wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf (Matth. 10, 40). Die Aufzählung der Werke aber an jener Stelle schließt sich an Jesaias an, welcher als Erweise des wahren Fastens (außer der Aufhebung des Unrechts gegen den Nächsten) drei Werke der Barmherzigkeit nennt: dem Hungrigen das Brot brechen, den Elenden in das Haus führen, den Nackenden kleiden (Jes. 58, 7). Die Aufzählung von sechs Werken im Munde Jesu ist nicht sowohl eine Erweiterung der Sache als der Rede: denn die beiden ersten, Hungrige speisen und Durstige tränken, sind der Sache nach nicht verschieden; und die beiden letzten, Kranke und Gefangene besuchen, werden bei der Wiederholung im Text des Evangeliums selbst schon zusammengefaßt. — Dies Wort des Herrn tönt in den Briefen der Apostel nach und hat von früh an eine Macht geübt auf Sitte und Einrichtungen der alten Kirche. Insbesondere war es eine Pietät gegen die Muttergemeinde zu Jerusalem, ihrer Armen zu gedenken (vergl. Gal. 2, 10); und was die Fremden betrifft, so fordern die Apostel wiederholt auf, gastfrei zu sein (1. Petr. 4, 9. Hebr. 13, 2). Auch ist die φιλοξενία der alten Christen berühmt[1]); nicht minder die Sorge für die Kranken, wovon im Einzelnen das große Krankenhaus zeugt, welches zu Cäsarea in Cappadocien durch Bischof Basilius den Großen errichtet worden. Selbst die Heiden empfingen von dieser Ausübung der Bruderliebe und Barmherzigkeit einen Eindruck, und Kaiser Julian der Abtrünnige meinte dem sinkenden Heidenthum damit aufzuhelfen, daß er die Nachahmung christlicher Werkthätigkeit empfahl. — Dazu kommt noch die Sorge um die Bestattung ihrer Todten, welche den Christen von Anbeginn eigen war (im Gegensatz gegen die heidnische Leichenverbrennung): worüber Tertullian sich nachdrücklich erklärt[2]); eine eigene Schrift über die christliche Sitte ist von Augustinus[3]). Sie hatten dafür im N. Testament selbst

1) Sie wird schon gepriesen an A T.lichen Vorbildern von Clem. Rom. Ep. I. c. 10. 12; und empfohlen von Hermas Pastor, Mandat. VIII. Vergl. Simil. VIII. c. 10. Eine eigene Schrift darüber hatte Melito, Bischof von Sardes, abgefaßt, nach Euseb. H. e. IV, 26.

2) Tertullian. De anim. c. 51. 3) Augustin. De cura gerenda pro mortuis, um 421. Er handelt von derselben auch De civ. dei Lib. I. c. 13.

ein Vorbild an der Sorge um den Leichnam des Erlösers, nachdem dieser selbst die Liebesthat der Salbung seines Leibes im prophetischen Hinblick auf sein Begräbniß in Schutz genommen und gut geheißen hatte (Matth. 26, 10. 12. Joh. 12, 7). Es wird diese Sorge auch schon in einer apokryphischen Schrift des A. Testaments mit andern Arten des Wohlthuns zusammengefaßt, nehmlich: den Hungrigen Brot, den Nackten Kleider geben und die Erschlagenen seines Volks begraben, — welches Tobias mit eigener Lebensgefahr gethan (Tob. 1, 16. 17. 2, 2. 7. Vergl. 4, 16). Das letzte wird von dem Engel besonders hervorgehoben (12, 12. 13); die Summe aber der ganzen Erzählung ist die Würdigung und Empfehlung der Wohlthätigkeit (14, 11), worin es selbst zu der Behauptung kommt: daß Wohlthätigkeit vom Tode errettet und von aller Sünde reiniget (4, 10. 12, 9). Dem zur Seite steht ein etwas dunkler Ausspruch des Erlösers in einer Strafrede an die Pharisäer, deren Inneres voll Raub und Bosheit sei (Luc. 11, 41): was das Innere betrifft, so gebt Almosen und siehe alles ist euch rein[1]), — jedenfalls eine Berufung an das Innere und an die Gesinnung; wiewohl der Spruch, aus dem Zusammenhang gerissen, zu einer Bestätigung pharisäischer Aeußerlichkeit gemißdeutet werden kann. Das erste, den Spruch aus Tobias hat schon Polycarpus sich angeeignet[2]). Auf beide Stellen, aus Tobias und Lucas beruft sich Cyprianus in einer eigenen Schrift von dem Werk und der Wohlthätigkeit[3]); worin aber auch jene Ermahnung zu einzelnen Werken bei Jesaias und Matthäus (Cap. 25) geltend gemacht wird, die letztere als die stärkste Aufforderung des Erlösers, da er selbst sich an die Stelle der Bedürftigen setzt[4]). Diesen seinen Worten ist freilich in Zeiten der Veräußerlichung der Moral eine auf die bloße Werkthätigkeit gerichtete Deutung gegeben worden. Davon abgesehen aber hat man, was von ihm als Beispiel angeführt wird, als Zeichen freier Liebe, später fest gemacht und zu einem System christlicher Liebeswerke ausgeprägt: wozu denn, um dieselben voll zu machen, als siebentes das Begraben der Todten hinzugefügt ist.

---

1) Vergl. Neander Leben Jesu 4. Aufl. S. 425 f., der sich dahin neigt, die Stelle ironisch zu nehmen: nehmlich als Ausdruck nicht eines Grundsatzes Christi, sondern der Handlungsweise, der Scheinfrömmigkeit der Pharisäer.

2) Polycarp. Epist. c. 10.

3) Cyprian. De opere et eleemos. p. 237. 238. ed. Baluz.

4) Ebendas. p. 238. 245.

Zuvor bemerken wir eine darüber hinausgehende Unterscheidung der Barmherzigkeit, die schon im christlichen Alterthum gemacht wurde: man erkannte zwei Arten derselben, eine körperliche (das ist die bisher besprochene) und eine geistige, jene bestehend in der Hülfe gegen die Bedürftigen, diese in der Vergebung gegen die, so uns schuldig sind. Augustinus, der in seinen Predigten öfter darauf zurückkommt, beruft sich für diese Unterscheidung auf das Wort des Herrn: „vergebet, so wird euch vergeben; gebet, so wird euch gegeben" (Luc. 6, 37. 38).[1]) Auch Cäsarius von Arles in einer Predigt hebt den Unterschied hervor[2]); und dessen Ausspruch, wie es scheint, hat Isidorus von Sevilla benutzt[3]). Wie man nun weiterhin die körperlichen Werke der Barmherzigkeit der Zahl nach feststellte, so stellte man ihnen eben so viel geistige gegenüber. Hier haben wir es jedoch nur mit den ersteren zu thun.

Zwar im christlichen Alterthum hat man sie noch nicht gezählt, wenn man auch frühzeitig unterscheidet und zwar zuerst die Akte öffentlicher Wohlthätigkeit. Schon Justin der Märtyrer, nachdem er die Sitte erwähnt, die von den Abendmahlsgenossen dargebrachten Gaben bei dem Vorsteher der Gemeinde niederzulegen, nennt als Personen, die damit unterstützt wurden: Waisen und Wittwen und die, welche in Folge von Krankheit oder aus irgend einer andern Ursache Mangel haben, ferner die Gefangenen und anwesenden Fremden[4]). Auch Tertullian gedenkt der Liebeswerke, die aus freien monatlich oder sonst zu spendenden Beiträgen der Gemeindeglieder verrichtet wurden: und zwar an Armen, verwaiseten Kindern und Greisen, Schiffbrüchigen und Gefangenen; aber er spricht nicht blos von Unterhalt, sondern auch von Beerdigung[5]). Cyprian in dem eben erwähnten Buche, obwohl er die Worte Jesu über die Werke der Barmherzigkeit anführt und zu deren Ausübung ermahnt, hebt doch nur 2 Arten hervor: „geben wir Christo irdische Kleider, die wir himmlische Gewänder empfangen werden; geben wir ihm weltliche Speise und Trank, die wir mit Abraham,

---

1) Augustin. Serm. XLII. c. 1. Opp. T. V. p. 147. A; — Serm. LXXXIII. c. 2. Serm. CCLIX. §. 4. p. 313. D. 740. D.

2) Caesar. Serm. CCLXXXI. in Augustini Opp. T. V. App. p. 317. D.

3) Isidor. Sentent. Lib. III. c. 60. §. 15. Opp. T. VI. p. 358.

4) Justin. Mart. Apol. I. c. 6.

5) Tertullian. Apologet. c. 39.

Isaac und Jacob zu dem himmlischen Mahl kommen werden[1])." Ambrosius in seiner Pflichtenlehre beschäftigt sich vielfach mit dieser Tugend. Schon zu Anfang wo er zwischen mittleren und vollkommenen Pflichten unterscheidet, rechnet er zu den letztern die Barmherzigkeit, welche mehr als alles die christliche Seele empfehle; zugleich zeigt er ihre Arten an (offenbar nach Jes. 58, 7), wie sie selbst sich belohnen durch geistliche Ernte von körperlicher Aussaat: „wenn du einen Nackten kleidest, ziehst du selbst Gerechtigkeit an; wenn du einen Fremden unter dein Dach führst, wenn du den Armen aufnimmst, so erwirbt selbiger dir die Freundschaft der Heiligen und die ewigen Hütten[2])." Und weiter, da er die vier Cardinaltugenden durchgeht, behandelt er bei der Gerechtigkeit die Wohlthätigkeit (beneficentia), welche eingetheilt wird in Wohlwollen (benevolentia) und Freigebigkeit (liberalitas)[3]). Für die letzte beruft er sich wiederholt auf die Rede Jesu von den Werken der Barmherzigkeit: daß ihm selbst geschehe, was den Armen erwiesen wird, weil er in ihnen ist[4]); aber in der Aufzählung dieser Werke nennt er theils weniger theils mehr. Zuerst nehmlich Dürftigen die tägliche Nothdurft reichen, auch verschämten Armen aufhelfen und Gefangene loskaufen; sodann Fremde gastlich aufnehmen, Nackte kleiden, Arme unterstützen, Gefangene loskaufen[5]); dazu kommt endlich das Beerdigen der Todten. Und diese Werke, als Pflicht auch der Gemeinde, ausdrücklich die drei letztgenannten Arten, gelten ihm so unbedingt, daß er fordert, wo nöthig zu dem Zweck das Kirchengeräth zu verkaufen, — wie er selbst zum Loskauf von Gefangenen es gethan hatte[6]). Augustinus, indem er die 5te Bitte des Vaterunsers erläutert und dabei die Werke der Barmherzigkeit aus der Rede Jesu anführt, erweitert deren Folge, die also auch ihm noch eine fließende ist: „wer dem Hungrigen Speise giebt, dem Durstigen zu trinken, dem Nackten Kleidung, dem Fremden Herberge, dem Flüchtling einen Schlupfwinkel, dem Kranken oder Eingesperrten einen Besuch, dem Gefangenen Erlösung, dem Schwachen Unterstützung u. s. w"[7]). Hingegen Cassiodorus in einer Ermahnung zur Barmherzigkeit an seine Klosterleute beschränkt die Fälle und bleibt bei den Beispielen des Jesaias (58, 7) stehn: daß sie

1) Cyprian. De opere et eleemos. p. 245.
2) Ambros. De offic. ministr. Lib. I. c. 11. §. 39. ed. Krabinger.
3) Ebendas. I, 28. §. 130. I, 30. §. 143.
4) II, 21. §. 107. II, 28. §. 140.
5) Ebendas. II, 15. §. 69. 70. II, 21. §. 109. 6) II, 28. §. 142.
7) Augustin. Enchirid. c. 72. Opp. T. VI. p. 163.

den Fremden aufnehmen, Almoſen geben, den Nackten kleiden, dem Hungrigen das Brot brechen: freilich der Beſuch der Kranken und Gefangenen fällt hier von ſelbſt weg[1]). Aber im 9. Jahrhundert macht Walafrid Strabo zu Matth. 25, 35 auf die Werke der Barmherzigkeit[2]) und Remigius von Auxerre zu derſelben Stelle auf die Zahl ſechs derſelben aufmerkſam[3]). Dieſe hatte Papſt Innocenz III. (ſeit 1198) im Auge, als er in dem von ihm gegründeten Hoſpital S. Spirito in Rom für den 2. Sonntag nach Epiphanias die Station anordnete, zur Feier des Evangeliums von der Hochzeit zu Kana: denn, wie Durandus erläutert[4]), dort ſind 6 Krüge hingeſtellt, das heißt es ſind eingeſetzt und werden auf's vollkommenſte geübt die 6 Werke der Barmherzigkeit. Noch im 13. Jahrhundert ſpricht Jacobus a Voragine unbedingt von 6 Werken der Barmherzigkeit, indem er dieſe und die 10 Gebote in der Zahl 60 (=6×10) des Sonntags Sexageſima angezeigt findet[5]). Auch iſt in deutſchen Predigten des 13. und des 14. Jahrhunderts die Zahl 6 nach Anleitung des Evangeliums feſtgehalten[6]). — Im Allgemeinen jedoch war man ſeit dem 13. Jahrhundert entſchieden, ihrer ſieben anzunehmen, indem das Beſtatten der Todten hinzugerechnet wurde. So ſind ſie gleichmäßig umfaßt in dem Verſe, der zu jener Zeit in Umlauf war:

Visito, poto, cibo, redimo, tego, colligo[7]), condo,

d. h. ich beſuche, tränke, ſpeiſe, kaufe los, bekleide, beherberge, beſtatte, — worin allerdings die Aenderung ſich findet, daß aus dem Beſuchen der Gefangenen ein Loskaufen oder Erlöſen derſel-

---

1) Cassiodor. Instit. div. litter. c. 32. Opp. ed. Garet. T. II. p. 556.

2) Walafrid. Strab. Glossa l. c.: ad literam nota opera misericordiae.

3) Remig. (ohne Zweifel in ſ. noch ungedruckten Commentar zum Matth.) bei Thom. Aq. in Matth. XXV. Opp. ed. Ven. T. IV. p. 430: Et notandum quod in hoc loco sex opera misericordiae a Domino commemorantur etc.

4) Durand. Rationale div. offic. Lib. VI. c. 19. §. 5.

5) Jac. a Vorag. Leg. aurea c. 32. p. 148. ed. Grässe.

6) Deutſche Predigten des 13. Jahrh. herausg. von Grieshaber, an mehreren Stellen, ſ. Th. II. S. XXIV. Und Nicolaus von Straßburg, der dort angeführt wird.

7) colligo ſteht Matth. 25, 35 in der Vulg. von der Aufnahme der Fremden, eigentlich ſoviel als verſammeln.

den geworden ist[1]). Dieser Vers wird in jenem Jahrhundert von den Häuptern der scholastischen und mystischen Theologie, Thomas von Aquino und Bonaventura angeführt[2]). Der erste geht auch auf den Unterschied ein, daß im Evangelium nur sechs Werke genannt werden und bemüht sich gegen diesen Einwand die Zahl von 7 Werken der Barmherzigkeit zu rechtfertigen, deren Vollständigkeit in Beziehung auf die körperlichen Bedürfnisse er dialectisch auseinanderlegt[3]). Hiernach sucht man fernerhin die Zahlen 6 und 7 derselben zu reimen, obwohl sie zuweilen ganz unvermittelt neben einander stehen. So erklärt sich, gleichfalls im 13. Jahrhundert, Durandus zwar für die Zahl 6 in dem erwähnten Bericht von dem Hospital S. Spirito und der dortigen Feier der Hochzeit zu Kana, deren sechs Krügen die sechs Werke der Barmherzigkeit entsprechen; gleichwohl indem er diese sofort namhaft macht, führt er schließlich das Bestatten der Todten, in der That also sieben, auf[4]). Hingegen Nicolaus von Lira im 14. Jahrhundert geht ausdrücklich auf das siebente ein[5]): „Hier werden, sagt er zu Matth. 25, sechs Werke der Barmherzigkeit berührt, welche von Seiten des Körpers erforderlich sind. Und es wird dadurch das siebente verstanden, das ist das Bestatten der Todten." Er beweiset dann die Genugsamkeit oder Vollständigkeit dieser Werke in derselben Weise wie Thomas von Aquino. Endlich hat Tostatus, Bischof von Avila, im 15. Jahrhundert in seinem Commentar zum Matthäus einen eigenen Abschnitt über die Frage: „warum Christus nicht das siebente Werk der Barmherzigkeit, das Begraben der Todten, aufgenommen habe[6])?"

---

1) redimo in dem Sinne, wie Nehem. 5, 8 (Vulg.): nos redemimus fratres nostros Judaeos, qui venditi fuerant gentilibus. Vergl. 1. Petr. 1, 18: non auro vel argento redempti estis. — Bemerkenswerth ist, daß schon Augustinus dies Motiv aufgenommen hat, indem er unterscheidet einen Kranken oder Eingesperrten besuchen und einen Gefangenen loskaufen, an der angef. Stelle (S. 57. Anm. 7.): qui dat... aegroto vel incluso visitationem, captivo redemtionem.

2) Thomas Aquin. Summ. II, 2. qu. 32. ad 2. T. XXII. p. 182. Bonaventura In libr. IV. sentent. dist. XV. p. 2. dub. II. Opp. T. IV. p. 372.

3) Thomas Aq. l. c. Er meint p. 183. col. 2: der Herr habe das Begraben der Todten unter den Werken der Barmherzigkeit ausgelassen, weil er nur die aufzähle, quae sunt evidentioris necessitatis.

4) Durand. an dem eben S. 58. A. 4. a. O. §. 6.

5) Nicol. de Lira Postilla in Matth. 25, 35.

6) Tostat. Comm. in Matth. XXV. quaest. 382. Opp. T. XXIV. p. 218.

Wie nun diese Vorstellung in der Literatur verbreitet war, so ist sie auch künstlerisch ausgeführt worden: und dieselbe Wendung, die in jener eintrat im 13. Jahrhundert, macht sich seitdem auch in dem Kunstgebiet bemerklich. Also wurden sie bis in's 13. Jahrhundert in der Zahl 6 durch eine Anzahl Sculpturen zur Anschauung gebracht. Einestheils an Kirchenportalen, wie zu Parma: und zwar nach dem Zusammenhang der Rede Jesu in Beziehung auf das jüngste Gericht. So sind an der Gallusspforte des Münsters zu Basel, wohl aus dem 12. Jahrhundert, oberhalb des Rundbogens zwei posaunende Engel und die Auferstehenden, in dem Rundbogen selbst Christus als Weltrichter und daneben in horizontalen Streifen die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen zu sehen, — zu den Seiten der Thür aber zwischen Säulenstellungen die sechs Werke der Barmherzigkeit, zu jeder Seite drei[1]). Dagegen hat die Darstellung dieser Werke eine persönliche Beziehung, wie es scheint, in dem Elfenbeindeckel eines Psalters zu Jerusalem, der zwischen 1131—1142 für Melisenda, Tochter Balduins II. und Gemahlin des Fulco Königs von Jerusalem angefertigt ist, und, ehemals in der Chartreuse zu Grenoble, jetzt eine Zierde des britischen Museums ist: der Deckel gehört zu den schönsten Werken der Art aus diesem Jahrhundert[2]). Während auf der Schauseite (außer 6 Scenen aus dem Leben Davids) 7 Tugenden, welche eben so viele Laster besiegen und außerdem noch fünf Tugenden dargestellt sind, zeigt die Rückseite die sechs Werke der Barmherzigkeit, deren jedes ein König, wahrscheinlich Fulco von Jerusalem ausübt, in dieser Folge:

er giebt einem Hungrigen Brot	er giebt einem Durstigen zu trinken
er weiset einen Fremden in s. Haus	er giebt einem Nackten ein Kleid
er richtet einen Kranken auf	er besucht einen Gefangenen,

dessen Hände und Füße in Blöcke gespannt sind.

Endlich dient ein Bildwerk des 13. Jahrhunderts noch besonders zur Erläuterung des Baptisteriums zu Parma, da es an einem Taufgefäß, dem ehernen Taufkessel im Dom zu Hildesheim sich be-

1) Nicht 7 Werke, wie es bei Waagen Kunstw. u. Künstler in Deutschl. I. S. 255 heißt. Die ganze Pforte ist abgebildet bei (Burckhardt) Beschreib. der Münsterkirche zu Basel Taf. 4, und ein Theil derselben mit der einen Reihe der Werke der Barmherzigkeit bei Förster Denkm. deutscher Kunst. Bd. I. (der Münster zu Basel) Taf. 3.

2) Ein Abguß davon ist im christl. Museum der Univ. zu Berlin. Abbildung bei du Sommerard Les arts du moyen âge. Album Ser. II. Pl. 29.

findet[1]). Während an dem Kessel selbst die Taufe Christi mit verwandten Scenen vorgestellt ist, enthält der Deckel die Vorstellung des bethlehemitischen Kindermordes, sowie der Magdalena, welche mit ihrem Haar dem Herrn die Füße trocknet, und die Figur der Barmherzigkeit mit ihren sechs Werken, — letztere mit der Ueberschrift aus Jesaias (58, 7): frange esurienti panem tuum et egenos vagosque induc in domum tuam. Die beigesetzten Verse zeigen den Sinn und Zusammenhang an: der Kindermord geht auf die Bluttaufe, das heißt auf die Weihe, die der Märtyrertod geben konnte als Ersatz der Taufe, nach der schon in der alten Kirche verbreiteten Lehre von einer dreifachen Taufe, der Wasser-, Blut- und Thränentaufe, welche Isidorus von Sevilla wiederholt[2]). Hier aber drücken die beiden andern Bildwerke die spätere Theorie über die Vergebung der Sünden aus, die nach der Taufe begangen sind: nehmlich auf Grund des reuigen Bekenntnisses und der Genugthuung durch gute Werke. Jenes, das Bekenntniß unter Thränen, zeigt das Vorbild der Magdalena; dieses, die Gerechtigkeit aus den Werken, wird durch die Figur der Barmherzigkeit und deren sechs Werke vor Augen gestellt, wie die Ueberschrift derselben besagt:

Dat veniam sceleri per opes inopum misereri.

d. h. Hülfe, dem Armen gewährt, erwirbt dir Vergebung der Sünden. Alle drei Bildwerke aber werden durch die allgemeine Unterschrift des Deckels erläutert:

Mundat ut inmunda sacri baptismatis unda:
Sic juste fusus sanguis lavachri tenet usus.
Post lavat attracta lacrimis confessio facta.
Crimine fedatis lavachrum fit opus pietatis.

In der spätern Kunst sind die Werke der Barmherzigkeit, vervollständigt durch das siebente, ausgeführt worden: und zwar zunächst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts diese 7 Werke, sowie die 7 Tugenden und 7 Planeten durch Andrea Pisano am Glok-

---

1) Ein Abguß ist in dem Königl. Museum zu Berlin. Abbildung bei Kratz Der Dom zu Hildesheim Taf. XII. Die Abtheilung mit der Figur der Misericordia bei Didron Annales archéol. T. XXI. 1861. zu p. 195 ff.

2) Gregor Naz. Orat. XXXIX. c. 17. T. I. p. 688. Isidor. De offic. eccles. II, 25. Opp. T. VI. p. 465.

kenthurm zu Florenz, wie Vaſari anzeigt[1]). Am Münſter zu Straßburg zwar, in den Sculpturen, wo man ſie zu erkennen geglaubt hat, ſind ſie überhaupt nicht dargeſtellt[2]); wohl aber, jedoch ausnahmsweiſe auf fünf beſchränkt, in einem Glasgemälde des ſüdlichen Seitenſchiffs, deſſen zwei letzte Fenſter die Darſtellung des jüngſten Gerichts und des himmliſchen Jeruſalems umfaſſen[3]). Bei dem letztern erſcheint Chriſtus thronend in ſeiner Herrlichkeit, umher die Heiligen Gottes in beſondern Wohnungen, — und hier (nicht in der vorangehenden Scene des jüngſten Gerichts) zwiſchen den Heiligen iſt Chriſtus fünfmal dargeſtellt in Geſtalt eines Bedürftigen, an dem Barmherzigkeit geübt wird. Das letzte der 6 Werke, der Beſuch des Gefangenen fehlt oder iſt vielmehr mit dem Beſuch des Kranken zuſammengedacht, wie auch Matth. 25, 39 zu leſen iſt. In der griechiſchen Kirchenmalerei ſcheinen ſie nur ausnahmsweiſe vorzukommen, und zwar ſechs an der Zahl, als eine neuere Arbeit[4]).

2. Die Parabel von den Arbeitern im Weinberge und die Weltalter.

Die Darſtellung dieſer Parabel folgt einestheils wörtlich dem bibliſchen Text, wonach der Hausherr, nachdem er zu verſchiedenen Stunden (der 3., 6., 9., 11.) Arbeiter berufen, denen, welche zuletzt in die Arbeit eingetreten, denſelben Lohn zahlen läßt, über den er mit den zuerſt Geworbenen übereingekommen. Aber es findet eine Erweiterung durch zwei Scenen ſtatt, von denen die eine ſelbſtverſtändlich, die andere etwas künſtlich erfunden iſt.

---

1) Vasari Vite de' pittori etc. ed. della Valle T. II. p. 158.

2) Die 7 weiblichen Figuren, deren jede ein Haupt zu ihren Füßen hat, ſind weder die 7 Hauptſünden, wie man früher annahm, irre geführt durch die Inſchriften: Superbia, Avaritia, Luxuria, Invidia, Gula, Ira, Accidia (Beſchreib. des Straßb. Münſters. Straßb. 1785. S. 51 f.), welche aber auf dieſe niedergeworfenen Häupter ſich beziehn; noch die 7 Werke der Barmherzigkeit (vergl. Waagen Kunſtw. in Deutſchland Th. II. S. 339); ſondern die 7 Tugenden, welche jene 7 Laſter beſiegen.

3) Grandidier Essais sur l'église cathédr. de Strassbourg p. 258. Ausführlicher die Beſchreibung des Straßb. Münſters. Straßb. 1785. S. 96 f.

4) In der Hauptkirche des Kloſters der Panagia Phaneromeni zu Salamis ſind in einem Gemälde, gleichfalls in Beziehung auf das jüngſte Gericht, unmittelbar über demſelben die 6 Werke der Barmherzigkeit abgebildet; ſ. Didron Manuel d'iconographie p. 277 und Annales archéol. Vol. XXI. p. 198. not. 2.

Die Anordnung ist nehmlich diese, daß durch die schrägen Windungen eines Weinstocks, der an diesem Pfosten sich hinaufzieht, sieben Oeffnungen gebildet werden, in denen die Berufung der Arbeiter zu den verschiedenen Stunden sowie Anfang und Ende des ganzen Tagewerks zur Darstellung kommen. Und zwar schreitet die Geschichte von unten nach oben fort. Die Unterschrift lautet: „der Weinberg des Herrn,"

VINEAM : DOMINI : SABAOHT :

Zu unterst ist eine Figur, wie es scheint mit dem Kinde auf dem Arm (die Gruppe ist verstümmelt), welcher der Hausvater die Hand segnend auf's Haupt legt. In den folgenden fünf Scenen erscheint der Hausvater im Gespräch mit den Arbeitern, welche Geräth in der Hand halten: zuerst einen Spaten, sodann ein Messer, der dritte und vierte hat Hacke und Messer, der fünfte einen Spaten (wenn er nicht auf einen Stab sich stützt): die beiden erstenmale ist hinter dem, mit welchem der Hausvater spricht, noch ein zweiter Arbeiter zu sehen. Zu oberst ist der Schluß des Tagewerks vorgestellt, die Belohnung: nehmlich der Hausvater, ihm gegenüber die Arbeiter, laut der Inschrift:

PATER FAMILIAS : OPERARII

Die letztern, sechs an der Zahl, aber in verschiedenem Alter: nehmlich drei in der Größe abgestuft als Kind, Knabe, Jüngling; dann drei bärtige Männer. Das weiset schon auf eine besondere Auslegung hin: und diese wird durchgeführt durch die Inschriften, die in den Feldern selbst angebracht sind. Es sind folgende:

PRIMAM : MANE : INFANCIA :	PRIMA YTAS SECVLI
HORA TERCIA : PVERICIA :	SECVNDA : ETAS
SEXTA : ADVLESCENCIA :	TERCIA : ETAS
NONA : IVVENTVS :	QVARTA : ETAS
VNDE-GRAVITAS :	QVINTA : ETAS
CIMA SENECTVS :	SEXTA : ETAS : —

Darin sind also für das Tagewerk (wie im Text der Parabel) fünf Stunden aufgeführt, die erste oder der Morgen, die 3., 6., 9., 11te; aber sechs Lebensalter (infancia, puericia, adulescencia, juventus, gravitas, senectus), und sechs Weltalter, — indem die beiden letzten Lebensalter und Weltalter unter die elfte Stunde vertheilt sind (s. sogleich S. 69). Was die Anwendung betrifft, wenn man diese Darstellung an den Text des Evangeliums hält, so

stimmt zwar die Auffassung des Endpunkts überein: der Abend, wo der Herr des Weinberges den Arbeitern den Lohn austheilen läßt, bezeichnet beiderseits das Ende des gegenwärtigen Weltlaufs und die Wiederkunft Christi. Aber in der Parabel ist der Anfang des Tagewerks, wo die ersten Arbeiter berufen werden, die Zeit der Erscheinung Christi auf Erden, und diese Arbeiter sind die Apostel, — denn sie ist die Antwort auf die Frage des Petrus nach ihrer Belohnung im Reiche Gottes; in den Sculpturen ist die Frühe des Tages der Anfang der Welt, indem beide Testamente hier zusammengefaßt werden. Indeß die Parabel, wenn auch die unmittelbare Veranlassung auf einen andern Inhalt führt, schließt doch, objectiv genommen, in der Ausführung des Spruchs, daß die letzten die ersten sein werden, diese Bedeutung ein. Und die andere Parabel vom Weinberge und von den bösen Weingärtnern (Matth. 21), gewissermaßen die Kehrseite der in Rede stehenden, führt gradezu darauf: denn die Weingärtner sind das jüdische Volk, welches die zu ihm gesendeten Knechte des Herrn, die Propheten und zuletzt auch den Sohn tödtet; worauf der Herr die Bösewichte umbringen und seinen Weinberg andern Weingärtnern austhun wird. Das ist eine Bestätigung des Satzes, daß die letzten die ersten seien, nehmlich das Heil zu den Heiden kommen wird, nachdem das jüdische Volk verworfen ist. Aber noch eine zweite Auslegung ist in unsern Sculpturen angedeutet, da sie beginnen mit einem Kinde, welches noch auf den Armen getragen wird, und zuletzt die Personen, welche nach dem Ende des Tagewerks vor dem Hausvater erscheinen (gleichwie nach der Parabel es der Hausvater ist, der das Wort führt, wenn er auch durch den Verwalter den Lohn hat austheilen lassen), in verschiedenen Altersstufen gezeigt werden. Auch die Inschriften: Kindheit, Knabenalter u. s. w. bis Greisenthum (obwohl sie auf die Alter der Welt bezogen werden können) lassen, diesen Sinn zu: nehmlich, daß das früher oder später in die Arbeit Eintreten nicht auf verschiedene Epochen der Offenbarungsgeschichte, sondern individuell auf das verschiedene Alter der Einzelnen bezogen wird. Und auch diese Anwendung ist in der Rede Jesu wohl begründet. Beide Auslegungen der Parabel sind von Alters her in der Kirche aufgestellt und neben einander in Geltung geblieben. Beide hat schon Origenes in den Commentaren zu Matth. 20, 1. ff. und zu Luc. 13, 29[1]). Er deutet einestheils den Tag auf die Welt-

1) Origen. Comment. in Matth. tom. 15. c. 31 ff. Opp. T. III.

dauer und dessen Stunden auf geschichtliche Perioden (wovon sogleich), demnach die elfte Stunde auf die Zeit der Geburt Christi. Anderntheils bezeichnet ihm der Tag die Dauer des menschlichen Lebens und die Stunden die Altersstufen. Und beide Erklärungen hat die lateinische Kirche herübergenommen, wo Hieronymus[1]), der die zweite vorzieht, Augustinus[2]), der die erste voranstellt, und Gregor der Große[3]) die bedeutendsten ältern Autoritäten für dieselben sind.

Darnach werden also fünf Perioden der Weltgeschichte gerechnet und zwar vier auf das A. Testament, welche Origenes so unterscheidet, daß der Morgen auf Adam und Eva, die 3te Stunde auf Noah und den Bund mit ihm, die 6te auf Abraham und die Folge der Patriarchen, die 9te auf Moses (und die Propheten) geht. Und eben so rechnen die genannten lateinischen Kirchenlehrer nebst Hilarius; nur daß sie (mit Ausnahme des Augustinus) die Perioden durch die Endpunkte bezeichnen[4]): den Morgen der Welt von Adam bis Noah, die 3te Stunde von Noah bis Abraham, die 6te von Abraham bis Moses, die 9te von Moses bis auf Daniel und die Propheten, — wie Hilarius, oder, was dasselbe ist, bis zur Erscheinung Christi, wie Gregor der Große sagt. So werden von Hieronymus, Augustinus und Gregor dem Großen auch 5 Altersstufen des Menschen unterschieden[5]), wofür der letzte das Bild von der steigenden und sinkenden Sonne durch-

p. 698. 700. 701., wo die erste Erklärung ausgeführt ist; es folgt die andere, welche denen nützlich sein könne, die an der tiefern und entferntern Auslegung Anstoß nehmen, ebendas. c. 36 7. p. 705. Dieselben beiden Erklärungen in s. Comment. in Luc. 13, 29. Gallandi Bibl. patr. T. XIV. App. p. 104 f. Vergl. Piper Karls des Großen Kalendarium und Ostertafel S. 152.

1) Hieronym. Comment. in Matth. c. 20, 1 ff. Opp. ed. Vallars. T. VII. p. 152. E. f.

2) Augustin. Serm. LXXXVII de verbis. ev. Matth. 20. c. 4. 5. T. V. p. 324. C. F. Eine andere Predigt von ihm über denselben Text, die erst neuerdings herausgegeben ist, bei Mai Nov. Bibl. patr. T. I. P. 1. p. 239. hat dieselben beiden Erklärungen.

3) Gregor. Magn. In Evang. lib. I. Hom. XIX. c. 1. 2. Opp. T. I. p. 1510 f. — Hieraus (c. 2. p. 1511 D.) ist die Stelle über die 5 Weltalter genommen, welche in der Wessobrunner Handschrift unter der Aufschrift de chronica sich findet, mitgetheilt von Hofmann in Pfeiffers Germania Bd. II. S. 94 f., darnach von Wackernagel Die Lebensalter S. 24.

4) Hilar. Pictav. In Matth. c. 20. §. 6. Opp. T. I. p. 766 f. Hieronymus, Augustinus und Gregor. M. am a. O.

5) Sie werden folgendermaßen benannt von Hieronym. l. c.: ex

führt und die er bezeichnet als pueritia, adolescentia, juventus (dieſe entſprechend der 6ten Stunde, wo die Sonne des Lebens culminirt und die volle Kraft ſich befeſtigt), senectus, aetas decrepita. Dieſelben Stufen legt Iſidorus, Biſchof von Sevilla, für ſeine Auslegung der Parabel zum Grunde, da er unter den in der 1, 3, 6, 9, 11ten Stunde Gedungenen diejenigen verſteht, welche zum Glauben gekommen ſind in früher Kindheit, in der Jugend, in reiferem Alter, auf dem Uebergang zum Greiſenthum und ſchon abgelebt in der äußerſten Lebenszeit (a rudimentis infantiae, ab adolescentia, in juventute, a juventute in senectutem declinantes, jam decrepiti et in extremo vitae suae tempore[1]). Eben dieſe Stufen hat die Clavis unter dem Namen des Melito, Biſchofs von Sardes[2]) (der jedoch ſchwerlich der Verfaſſer iſt, — jedenfalls iſt ſie in der gegenwärtigen Geſtalt nicht griechiſchen Urſprungs); nur daß ſie das erſte und letzte Alter durch infantia und senium bezeichnet.

Bei dieſer Zählung von fünf Perioden der Weltgeſchichte ſind die Griechen ſtehen geblieben, — während ſie das menſchliche Leben nach dem Vorgang des Hippokrates in 7 Altersſtufen zu theilen pflegen. Aber im Abendlande iſt für beides die andere Eintheilung zur Herrſchaft gelangt, wozu beſonders der Vergleich der Weltgeſchichte mit der Schöpfungswoche beigetragen hat. Dieſen Vergleich hat ſchon der Brief unter dem Namen des Barnabas, welcher daraus einen Schluß für die Weltdauer ableitet: da nehmlich 1000 Jahre vor Gott wie 1 Tag ſind nach Pſ. 90, 4, ſo ſoll daraus folgen, Gott werde, wie er in 6 Tagen die Schöpfung vollendet hat, ſo die Welt in 6 Jahrtauſenden vollenden[3]). Von hier aus gelangt man erſtens zu einer arithmetiſchen Gliederung, indem man nach der erſten Auslegung die Weltgeſchichte als einen Tag von 12 Stunden anſah: dann folgt für jede Stunde die Dauer von $\frac{6000}{12} = 500$ Jahren; und da man in die 11. Stunde die Epoche der Geburt Chriſti ſetzte mit

---

utero, pubertas, matura aetas, declinans ad senium, ultima senectus. Von Augustin. Serm. LXXXVII. c. 5: recentes ab utero matris, pueri, juvenes, vergentes in senium, decrepiti. Dieſelben Stufen führt er in einer andern Erklärung der Parabel auf, aber mit einer andern Bezeichnung: pueri, adolescentuli, juvenes, graviores, decrepiti; Serm. XLIX. c. 1. T. V. p. 190. B.

1) Isidor. Allegor. c. 178—182. Opp. ed. Areval. T. V. p. 142.

2) Meliton. Clavis ed. Pitra in deſſen Spicileg. Solesm. T. II. p. LXIX. 95.

3) Barnab. Epist. c. 15.

Rücksicht auf das Wort des Johannes: es ist die letzte Stunde (1. Joh. 2, 18), so folgt für den Zeitraum von der Erschaffung der Welt bis zu dessen Geburt eine Dauer von $11 \times 500 = 5500$ Jahren, — welches seit Julius Africanus eine herrschende Annahme wurde[1]). Nach derselben Methode ergiebt sich freilich auch der Zeitpunkt für das Ende der Welt, welches auch manche daraus ableiteten: wogegen Augustinus lebhafte Einsprache erhob mit Berufung auf das Wort: es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde (Apostelgesch. 1, 7. nebst Matth. 24, 36)[2]). Dagegen führt eben der Vergleich der Schöpfungswoche mit dem ganzen Zeitlauf dahin, die Weltlage entsprechend den Schöpfungstagen nicht sowohl für 6 Jahrtausende, sondern für 6 Perioden zu nehmen, von denen gleichfalls die letzte mit der Erscheinung Christi anhebt: darnach werden auf das A. Testament nicht 4, sondern 5 Perioden gerechnet. Das ist die Auffassung des Augustinus, der zwar in der erwähnten Auslegung der Parabel von den Arbeitern im Weinberge nur 5 Weltalter zählt; aber deren 6 ergeben sich ihm, wo er die Ableitung aus der Schöpfungswoche durchführt, um die Lehre von dem ewigen Sabbath, als der siebenten Periode, zu befestigen[3]). Die Abtheilung der Perioden aber entwirft er mit Rücksicht auf die Gliederung des Geschlechtsregisters Jesu bei Matthäus: indem er zuerst von Adam bis zur Sündfluth, dann von da bis Abraham rechnet und ferner (nach Maßgabe der dreimal 14 Generationen bei Matth. 1, 17) bei David und bei dem babylonischen Exil die Einschnitte macht[4]). — Für diese Lehre hatte man auch eine allegorische Anknüpfung in dem Wunder auf der Hochzeit zu Kana, als Beweis, daß die Prophetie allen Völkern gegeben sei, — eine Erklärung, welche Augustinus vorgefunden hat, und in seinem Commentar zum Johannes, ohne sie sich grade anzueignen, dem Belieben des Lesers überläßt[5]). Nehmlich die 6 Krüge, welche 2 oder 3 Maaß fassen, sollen die 6 Zeitalter bezeichnen, welche die Prophetie für alle Völker umfassen, die angezeigt sind in 2 Klassen von Menschen, d. h. Juden und Griechen, oder in 3 Klassen wegen der 3 Söhne Noahs. Dieselbe Vorstel-

1) S. mein Kalendarium Karls des Großen S. 150. 152 f.

2) Ebendas. S. 154.

3) Augustin. De Genes. contr. Manich. Lib. I. c. 23. 24. Civ. dei. Lib. XXII. c. 30.

4) Ebendaselbst; desgl. De trin. Lib. IV. c. 4. und Serm. CCLIX. Opp. T. V. p. 739. B. C.

5) Id. in Joann. Tract. IX. §. 9 ff. Opp. T. III. P. 2. p. 265 ff. §. 17. p. 267.

lung hat Cäsarius von Arles in einer Predigt[1]). Desgleichen Beda[2]), der übrigens auch die Parallele mit den 6 Schöpfungstagen durchführt[3]) und außerdem den Vergleich mit den 6 Altern des Menschen geltend macht.

Denn der Unterscheidung von 6 Weltaltern bequemt sich nun auch die Auffassung der Altersstufen des Menschen[4]) an, deren eine die andere bedingt. Aus dem hellenischen Alterthum waren darüber verschiedene Annahmen überliefert, die sowohl im christlichen Alterthum zur Sprache gekommen sind, als auch später neben einander sich behauptet haben. Die Verse des Solon über 10 Lebensalter des Menschen[5]) haben Philo und Clemens von Alexandrien aufgenommen[6]). Diese Bestimmung nebst der von 7 Lebensaltern nach Hippokrates erwähnt Ambrosius[7]). Dagegen führt Aristoteles in physiologischer wie in intellectueller Hinsicht 3 bis 4 Stufen ein, welche auch bei Ambrosius erörtert werden: und darauf kommen die Scholastiker zurück.

Die herrschende Annahme im lateinischen Mittelalter aber ist die von 6 Lebensaltern, welche auf Augustinus sich gründet, obwohl derselbe auf Grund jener Parabel von den Arbeitern im Weinberge bei der Fünfzahl stehen bleibt (s. S. 65.); aber die 6 Weltalter (die er öfter aus der Schöpfungsgeschichte ableitet) läßt er 6 Lebensaltern entsprechen: infantia, pueritia, adolescentia, juventus, gravitas, senectus[8]). Hiernach werden beide Bestimmungen zusammengefaßt von Isidorus und Beda[9]), den Autoritäten des Mittelalters. Und insbesondere aus dem 12. Jahrhundert sind für diese Auffassung zu nennen Honorius von Autun[10]),

1) Caesar Arelat. Serm. XXXV. in Augustin. Opp. T. V. App. Serm. XCI. p. 113.

2) Beda Hom. XVIII. Opp. ed. Giles T. V. p. 128—131.

3) Id. in Genes. Opp. T. VII. p. 32.

4) Von der Geschichte derselben überhaupt s. W. Wackernagel Die Lebensalter, ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte. Basel 1862, wo S. 24—26 die Sechszahl der Lebensalter besprochen wird (die aber nicht zuerst von Isidorus aufgestellt ist, s. sogleich); daselbst S. 25 werden auch die Sculpturen des Baptisteriums zu Parma berührt.

5) Solon. Fragm. 27. Bergk Poet. lyric. Gr. ed. 2. p. 346 f.

6) Philo de mundi fabrica. T. I. p. 25 Mang. Clem. Alex. Strom. Lib. VI. p. 814 f. Pott.

7) Ambros. Epist. XLIV. c. 10. 11. Opp. T. II. p. 979.

8) Augustin. Lib. 83. quaest. qu 53. 58. Opp. T. VI. p. 16. 21.

9) Isidor. De numeris c. 7. T. V. p. 227. Beda De temp. rat. c. 10. 66. De temporibus c. 16.

10) Honor. Augustod. De imag. mundi Lib. II. c. 75. Bibl. patr. max. T. XX. p. 984. A.

Lambertus in seinem noch ungedruckten encyclopädischen Sammelwerk Floridus[1]) und Ordericus Vitalis[2]), welcher letztere dabei an die Parabel von den Arbeitern im Weinberge anknüpft. Diese bedurfte freilich, um die 6 Weltalter unterzubringen, da nur 5 Stunden unterschieden werden, einer Ergänzung oder Erklärung. Man half sich, wie Petrus von Capua († 1209) anzeigt, dadurch, daß man entweder auf die neunte Stunde das vierte und fünfte oder auf die elfte Stunde das fünfte und sechste Weltalter rechnete[3]): das letztere geschieht, wie wir gesehen haben, in dem Bildwerk zu Parma. — Diese theoretische Bestimmung der sechs Weltalter wird nun in einem weitern wissenschaftlichen Zusammenhang und in gewisser Weise selbst praktisch geltend gemacht auf eine dreifache Art: nehmlich für einen historischen, liturgischen und dogmatischen Zweck.

1) In der Construction der Weltgeschichte hat zuerst Isidorus die 6 Alter durchgeführt in seinem Hauptwerk Etymologicon wo er auch die Frage von der Eintheilung der Zeiten behandelt[4]). Dann hat Beda in einer übersichtlichen Behandlung des Stoffes selbst diese Eintheilung befolgt und begründet in seiner Schrift von den sechs Weltaltern[5]), — und auf die Einwendung, welche gegen diese Eintheilung erhoben wurde, noch besonders geantwortet[6]). Jenes Buch von Beda ist aber das Muster und der Ausgangspunkt der ganzen folgenden Chronographie geworden: worin entweder der Inhalt desselben wiederholt wurde, wie in den kurzen Annalen S. Amandi aus dem 9. Jahrhundert[7]); oder dasselbe wird vorausgesetzt und es schließt sich nun an sein fünftes Weltalter die Geschichte des sechsten in weiterer Ausführung an.

2) Anderntheils haben die liturgischen Schriftsteller sich angelegen sein lassen, in gewisse Festzeiten die Beziehung auf die

---

1) Lamberti Floridus c. 10. in der Handschrift der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel Bl. 8. a.

2) Orderic. Vital. Hist. eccles. Lib. I. c. 11. T. I. p. 45. ed Prevost.

3) Bei Pitra Spicileg. Solesm. T. II. p. 96.

4) Isidor. Etymolog. Lib. V. c. 39: de discretione temporum. Opp. T. III. p. 233.

5) Beda De sex aetatibus mundi. ed. Smith. p. 1 ff.

6) Id. Ep. ad. Plegwinum apologet. eo quod insimularetur a quibusdam de aetatibus mundi non recte sensisse. Opp. ed. Giles. T. I. p. 144 ff. Vergl. p. CLXXIII.

7) Pertz Monum. German. Scr. T. II. p. 183, wo nur der Beda weggelassen ist.

Alter der Welt hineinzulegen. So werden die fünf Sonntage des Advents, wie sie im 9. Jahrhundert bestanden, vermöge ihrer Lectionen von Amalarius[1]) dahin erklärt, daß sie die Predigt von der Zukunft Christi, wie sie in den fünf Weltaltern bis auf seine Erscheinung gehört sei, vergegenwärtigen, — was freilich durch die Lectionen selbst nicht bestätigt wird[2]). Und wie allgemein den 70 Tagen vom Sonntag Septuagesimä bis zum Sonnabend nach Ostern die Bedeutung beigelegt wurde des Abfalls, der Verbannung und der Drangsal des ganzen menschlichen Geschlechts von Adam bis zum Ende der Welt, woraus uns Christus im sechsten Weltalter durch die Hoffnung des ewigen Lebens befreit hat[3]); so meinte man auch in den sechs Sonntagen von Septuagesimä an eine Abbildung der Weltalter zu finden, deren Charakter nehmlich durch die Worte des Introitus angezeigt sein sollte. So deutet Durandus[4]) den Introitus des Sonntags Septuagesimä auf den Menschen, der gleichsam in der Kindheit der Welt (infantia mundi) aus dem Genuß seines Glücks herausgeworfen, ausruft: „es umgaben mich Stricke des Todes" (Ps. 18, 6); am folgenden Sonntag gleichsam im Knabenalter der Welt fasse der Mensch die Hoffnung seiner Wiederherstellung und flehe mit der Stimme Noahs als des Vorsängers um Wiederannahme, indem er spricht: „stehe auf, warum schläfst Du, Herr?" (Ps. 44, 24) u. s. w., — während der Introitus des siebenten Sonntags, Lätare: „freue dich, Jerusalem" (Jes. 66, 10) auf das siebente Weltalter, nach dem irdischen Zeitlauf, die Befreiung von dem Exil in dieser Welt und den Eintritt in das himmlische Jerusalem, als unsre wahre Heimath bezogen wird.

3) Drittens erklären sich in dogmatischem Zusammenhang die großen Theologen des 13. Jahrhunderts für diese Eintheilung der Weltgeschichte. Nehmlich in der Frage von der Epoche der Menschwerdung, da Petrus Lombardus[5]) nach dem Apostel (Gal. 4, 4) von der Fülle der Zeiten spricht, in der Gott seinen Sohn gesendet, so giebt Bonaventura[6]) als einen Grund für die

---

1) Amalar. De offic. eccles. III, 40. p. 208. Hittorp.
2) Vergl. Ranke Das kirchliche Pericopensystem S. 380.
3) Jacob. a Vorag. Legenda aur. c. 31. p. 146. Durand. Rationale div. offic. Lib. IV. c. 24. §. 2. 3.
4) Durand. l. c. c. 53. §. 5.
5) Petr. Lombard. Sentent. Lib. III. dist. 1.
6) Bonaventur. In Libr. III. Sentent. dist. 1. dub. I. Opp. ed. Venet. T. III. p. 4. 5.

Behauptung jener Fülle: daß die Zeit der Menschwerdung die des 6ten Weltalters war, worin die Fülle und Vollendung ist; daß wie die Welt am 6. Tage vollendet worden, sie im 6. Weltalter wiederhergestellt sei, — wobei er die 6 Weltalter aufzählt. Bei einer andern Gelegenheit[1]) löset er den Einwand auf, den er selbst gegen die Annahme von Altern der Welt nach Art des Menschen sich macht aus der Fortdauer der Welt: allerdings habe die Welt Alter nach ihrem gegenwärtigen Zustand; denn weil sie alt geworden, so müsse sie auch jung gewesen sein und so auch die dazwischen liegenden Alter gehabt haben: wobei er den Altern des Menschen die der Welt vergleicht. Sie würden aber Alter genannt, nicht daß sie von gleicher Dauer gewesen, sondern weil in jedem etwas Neues und eine Erneuerung geschehen sei: in dem ersten war die Erschaffung Adams und der Fall, in dem zweiten die Sündfluth, in dem dritten die Beschneidung und das Gesetz, in dem vierten die Salbung der Könige, in dem fünften die Gefangenschaft des Volks und seine Befreiung, im sechsten unsere Erlösung. — Und in der Frage von der Kindertaufe beruft sich Thomas von Aquino[2]) darauf, daß die verschiedenen Alter der Welt mit den verschiedenen Altern des Menschen verglichen werden, wie Augustinus (lib. 83 quaestionum) zeige: da es nun kein Alter der Welt gegeben, in welchem dem menschlichen Geschlecht der Weg des Heils abgeschnitten war, so gebe es auch kein Alter Eines Menschen, in welchem ihm der Weg des Heils verschlossen sein solle. Woraus er folgert, daß die Verleugnung der Kindertaufe der göttlichen Barmherzigkeit widerspricht.

Wie nun diese Gedanken in Umlauf waren und diese Eintheilung der Welt- und Reichsgeschichte feststand grade in der Blüthezeit mittelalterlicher Kunst, im 12. und 13. Jahrhundert; so fanden sie durch diese auch ihre Darstellung. Wobei von besonderem Interesse ist die Anknüpfung an die biblischen Stellen, durch deren allegorischen Gebrauch man diese Zeitrechnung begründete.

Die Sculpturen zu Parma, von denen wir ausgegangen sind, gründen sich auf die Parabel von den Arbeitern im Weinberge.

Ein Miniaturgemälde in dem Evangeliarium Heinrichs des Löwen, ehemals in Prag, jetzt im Welfenmuseum zu Hannover hat eine Darstellung der Weltalter bei dem Sechstagewerk[3]):

1) Id. In Lib. IV. Sentent. dist. 40. dub. III. T. IV. p. 898.
2) Thomas Aq. In Lib. IV. Sentent. dist. 4. qu. 3. art. 1. Solut. 1. Opp. ed. Ven. T. XII. p. 101.
3) Bl. 172. rect.

also nach jenem Parallelismus, der seit Augustinus so vielfach anerkannt war.

Ein Fenstergemälde der Kathedrale zu Canterbury zeigt die Hochzeit zu Kana mit 6 Wasserkrügen und 6 Weinflaschen. Auf der einen Seite die 6 Lebensalter, überschrieben Sex hominis (aetates), als menschliche Figuren, unter denen die Namen der Alter angezeigt sind (Infantia, Pueritia, Adolescentia, Juventus, Virilitas, Senectus); auf der andern Seite die 6 Weltalter (Sex mundi etates), dargestellt durch die Personen, welche in ihnen vorwalten: Adam, Noah, Abraham, David, Jechonja (oder Jojachin, König von Juda, welcher den Eintritt des babylonischen Exils bezeichnet) und Jesus, — alle übrigen mit Angabe des Namens, die letzte Figur an dem Kreuznimbus kenntlich[1]).

Es mag hiebei auffallen, daß der ganze Zeitlauf seit Christi Geburt fortwährend, nachdem doch der Unterschied der mittleren Zeiten von dem christlichen Alterthum bemerkbar geworden war, unter Einem Weltalter begriffen wurde. Zwar hatte es schon frühzeitig in der Kirche und dann im Mittelalter nicht an Versuchen gefehlt, auch hier eine Gliederung durchzuführen, indem man auf die Periode Christi ein neues, letztes Weltalter, das des heiligen Geistes folgen lassen wollte; aber das christlich-kirchliche Bewußtsein ließ solche Versuche nicht über den Bereich von Secten hinauswachsen. Es kam freilich hinzu, daß man ein Bewußtsein hatte von der alternden Welt und deren Ende nicht fern glaubte, — was zwar in den ersten Zeiten der Kirche am stärksten war, jedoch im Mittelalter zu verschiedenen Zeiten sich erneuerte; die jetzige Welt freilich glaubt das Alterthum hinter sich zu haben und sieht einer weiten Zukunft entgegen. Fragt man aber, wie im Lichte neuerer Zeit, nachdem mit den christlichen Völkern selbst so große Umwälzungen vorgegangen sind, jene Gliederung der Weltgeschichte erscheinen mag; so wird zwar für diese, außer dem Anfang, die erste Epoche in der Geschichte der Menschheit, bezeichnet durch Noah, stehen bleiben; weiterhin aber die irdische Geschichte und deren Perioden nicht nach den Ereignissen des kleinen und bei Seite gelegenen jüdischen Stammes abgetheilt werden können. Wenn es sich aber um die Reichsgeschichte, die Perioden des Reiches Gottes auf Erden handelt, so wird man heute und immer anerkennen, wenn doch die Erscheinung Christi die letzte

---

1) de Guilhermy bei Didron Ann. archéolog. T. I. p. 248.

Offenbarungsstufe ist und die ganze folgende Entwickelung beherrscht, daß solche Epochen, wie sie zuvor vor allem durch Moses, aber auch noch durch Abraham und David bezeichnet werden, seitdem weder eingetreten sind, noch je eintreten können. So daß also die alten Kirchenlehrer und Künstler mit ihren Weltaltern auf ihre Art doch Recht behalten. Und man soll es ihnen wohl anrechnen, daß in Zeiten, in welchen das geschichtliche Bewußtsein vor dem dogmatischen zurücktrat, grade auf Grund des Dogma das Bewußtsein jener großen Perioden des Reiches festgehalten, allseitig ausgeprägt und den kommenden Geschlechtern überliefert wurde.

3. Die Auferstehung und der Richter.

Die obere Abtheilung zeigt im Bogenfelde die Wiederkunft Christi, welcher thronend vorgestellt ist, die beiden Hände erhoben; zu beiden Seiten oben ein Engel, unterhalb zwei Engel: und zwar werden von den Engeln zu seiner Linken die Zeichen der Passion verehrt, das Kreuz und die Dornenkrone, welche beide sie mit bedeckten Händen berühren. Zu seiner Rechten aber sitzt noch unter den zwei Engeln eine bärtige Figur mit einer aufgeschlagenen Rolle, auf deren Bedeutung wir sogleich zurückkommen. Sodann in der Hohlkehle, welche dies Bogenfeld umgiebt, sind zu oberst zwei posaunende Engel und seitwärts je sechs Apostel angeordnet. Darunter in der Mitte des Architravs erscheinen noch zwei posaunende Engel nach entgegengesetzten Seiten gewendet. Und an beiden Enden desselben ein Grab, aus welchem je drei Personen erstehen; so wie näher zu den Engeln fünf und vier Auferstandene, welche einander oder dem Engel zugewendet sind. Den posaunenden Engeln aber werden die Verse in den Mund gelegt:

SVRGITE DEFVNCTI, RECTOREM CERNITE MVNDI,
VOS QVI DORMITIS, IAM SVRGITE, NVNTIVS INQVID.

d. h. Gehet hervor ihr Todten und schaut den Regierer des Weltalls;
Ihr, vom Schlafe, wohlan, steht auf, so redet der Engel.

Das ist also der Ruf der Posaune, welche in die Gräber schallt, nach 1. Cor. 15, 52. 1. Thess. 4, 16. Aber auch die Stimme des Erzengels wird an der letzten Stelle genannt nebst der Herniederkunft des Herrn vom Himmel: worauf die Todten in Christo auferstehen werden. Das Gericht aber, welches darauf folgt, ist angedeutet einestheils durch die Gegenwart der zwölf Apostel, als dessen Beisitzer nach Matth. 19, 28; sodann wohl durch die Figur

mit der aufgeschlagenen Rolle, bei der an Johannes den Täufer gedacht werden mag, während sonst ein Engel dieses Amt hat. Nehmlich die aufgeschlagene Rolle bezieht sich ohne Zweifel auf das Buch, worin die Thaten verzeichnet sind, nach der Schilderung Apoc. 20, 12: „Und ich sah die Todten; Klein und Groß, stehen vor dem Throne; und Bücher wurden geöffnet... Und es wurden die Todten gerichtet nach dem, was geschrieben war in den Büchern, gemäß ihren Werken."

IV. Zusammenhang der Bildwerke.

1. Zuvörderst zeigt sich die Bestimmung des Gebäudes als Taufkirche in den Bildern an dem Architrav des nördlichen Portals. Einmal in der Taufe Christi, deren Darstellung an Taufkirchen so natürlich und gewöhnlich ist; sodann in der Geschichte des Täufers, nach dem sie so oft benannt sind, z. B. in Rom die Taufkirche beim Lateran, in Ravenna und Verona (S. Giovanni in fonte). Daß aber grade sein Märtyrertod vorgestellt ist, gestattet noch eine besondere Beziehung auf die Taufe, da ein solcher Tod selbst als eine Art Taufe betrachtet wurde (wie wir vorhin S. 61 gesehen haben), andrerseits die Taufe auch eine Art Sterben ist, nach dem Wort des Apostels, daß wir durch die Taufe mit Christo in den Tod begraben sind (Röm. 6, 4).

Was sonst die Person des Täufers und seine Stellung zum Reiche Gottes betrifft, so tritt er auch noch an den beiden andern Portalen hervor: nehmlich an dem Architrav des südlichen neben dem thronenden Christus, als dessen Vorläufer er nach der Taufe auf ihn als das Lamm Gottes hinweiset. Und vielleicht in dem Bogenfeld des westlichen bei der Wiederkunft Christi zu Füßen des thronenden Richters, als der das Buch, worin die Thaten der Menschen verzeichnet stehen, aufgeschlagen hat.

2. Die Hauptvorstellung des südlichen Portals nach der Parabel aus Barlaam u. Josaphat zeigt den Zustand des Menschen vor seiner Bekehrung und Taufe: oder das natürliche Leben, welches der Lust und Eitelkeit der Welt hingegeben ist. Es wird dabei aber warnend vorgestellt, daß Tag und Nacht an den Wurzeln seines Lebens nagen und daß er die offene Hölle vor seinen Füßen hat.

Im Gegensatz sieht man unterhalb an dem Architrav das Lamm mit der Kreuzesfahne und die Person Christi thronend, mit der Krone auf dem Haupt und in dem aufgeschlagenen Buch die Worte zeigend: ich bin das A und das O. Also ist der Lust der Welt, welche mit ihr selbst vergeht, unvergängliches Wesen

und dem verlorenen Menschen der Heiland gegenübergestellt, der ihn von der Gewalt des Todes und der Hölle erlöset und mit Gott versöhnet hat, der ewige König. Damit greift dies Feld auf die folgenden über. Es steht aber noch auf zwiefache Art mit ihnen in Verbindung.

Denn wenn an dem Architrav des nördlichen Portals vor der Enthauptung des Johannes ausführlich auch noch Herodes und die Herodias beim Mahl gezeigt werden und dazu kommend die Tochter der Herodias, ergriffen von dem Teufel; so ist das eine Fortsetzung des Bildes von der Eitelkeit des Weltlebens, das hier durch Schwelgerei und Ueppigkeit bis zur Ermordung des Propheten fortschreitet.

Und wenn an dem erstgenannten Portal Johannes auf das Lamm Gottes hinweiset, so findet dieser Hinweis seine Ergänzung und Entwickelung in dem Bilderkreis der beiden folgenden Portale.

3. Der Zusammenhang dieser Bildwerke, an dem nördlichen und westlichen Portal, ist der, daß sie die dreifache Erscheinung Christi umfassen: nehmlich die Epiphanie an die heil. drei Könige, darunter die Epiphanie in der Taufe, — unter welchem Gesichtspunkt beide Ereignisse von Alters her an demselben Datum, dem 6. Januar gefeiert sind; und an dem andern Portal die Erscheinung Christi in seiner Wiederkunft.

In den Nebenräumen, zu den Seiten der Thüren und um das Bogenfeld herum regiert die Zwölfzahl, wodurch bei den erstern ein Parallelismus der Glieder hervorgebracht wird. So stehen einander gegenüber an den Seitenpfosten des einen Portals die 12 Söhne Jacobs als Stammväter des israelitischen Volks und die 12 Könige als Stammväter Jesu, — wozu am Ende dieser Reihen die Figuren des Moses und der Maria kommen, als durch welche das Gesetz gegeben und die Gnade erschienen ist; desgleichen an dem andern Portal die sechs Werke der Barmherzigkeit und die sechs Weltalter. So wie in den Archivolten einerseits die 12 Propheten, welche die Brustbilder der 12 Apostel halten, beide als Boten Gottes und Verkündiger der Offenbarung; anderseits die 12 Apostel, als Beisitzer des jüngsten Gerichts.

Ein ähnliches Ineinandergreifen, wie bei den letztgenannten Figuren, zeigen aber auch die Bildwerke der Seitenpfosten beider Portale. Denn wenn an dem nördlichen die einzelnen Stammväter sowohl des Volkes Gottes als der Maria, je zwölf an der Zahl, erscheinen; so tritt durch den Weinberg des Herrn (dessen Weinstock eben jenes Volk oft heißt, besonders Ps. 80) in den

Weltaltern, ſofern die fünf erſten vom Anfang der Welt bis zur Erſcheinung Chriſti reichen, die ganze Folge der A. Teſtamentlichen Geſchichte vor Augen.

4. Es hängt aber in jedem dieſer beiden Portale die Hauptvorſtellung des Bogenfeldes mit den Bildern der Seitenpfoſten der Thür genau zuſammen. Denn die zwölf Söhne Jacobs als Stammväter der Juden repräſentiren das auserwählte Volk und leiten hinüber zu den heil. drei Königen, den erſten Bekennern aus dem Heidenthum; und auf der andern Seite die zwölf Könige von David an in dem Stammbaum, deſſen Spitze Maria einnimmt, leiten hinüber zu der heiligen Familie in dem Bogenfelde (wo zunächſt auf derſelben Seite noch Joſeph ſich anſchließt), alſo zu der Perſon Chriſti ſelber.

Und in der Archivolte iſt (im Anſchluß an die Figur des Moſes, der von dem Stammbaum der Patriarchen die Spitze einnimmt) durch die Verknüpfung der Propheten und Apoſtel der geiſtige Zuſammenhang zwiſchen dem A. und N. Teſtament unmittelbar vorgeſtellt.

5. Ebenſo an dem weſtlichen Portal greifen die Bildwerke der Thürpfoſten in die Hauptvorſtellung, die Auferſtehung und das Gericht, hinüber. Denn wenn die Weltalter fortgeführt werden durch alle Stunden des Welttags bis zum Abend, wo der Hausvater erſcheint, den Arbeitern ihren Lohn austheilend, ſo iſt das letzte eben ſchon ein Akt des Gerichts, — doch nur der einen Seite deſſelben. Und ebenſo weiſet an dem andern Pfoſten die Darſtellung der Werke der Barmherzigkeit auf das Wort hin, welches Chriſtus für dieſen Zeitpunkt ſelbſt von ſich vorausgeſagt hat. Beides aber bezieht ſich gleichmäßig auf die Austheilung des Lohnes. Die andere Seite des Gerichts, die Strafen ſind hier nicht angezeigt. Dazu genügte an dem ſüdlichen Portal die Darſtellung jener Parabel aus Barlaam und Joſaphat mit der Andeutung der Hölle.

V. Bildwerke zwiſchen den Portalen: Tugenden und Laſter.

Auch die Wände zwiſchen den Portalen haben zahlreiche Figuren, die wir ſchließlich in's Auge faſſen. Sie ſind zum Theil unkenntlich geworden, doch läßt ſich der Grundgedanke wohl erkennen. Hier findet die heilige Geſchichte und das Dogma, die an dem nördlichen und weſtlichen Portal vorwalten, ihre Ergänzung nach der ethiſchen Seite. Es ſind Ermahnungen und Warnungen, welche durch allegoriſche Figuren ſich kund geben.

1. Einestheils erscheinen vier weibliche Figuren, gekrönt, welche jede in einem Kranz zwei Brustbilder halten: je zwei zu den Seiten des westlichen und des nördlichen Portals. Diese Figuren stellen Tugenden vor: zusammen also 12 unter denen 4 als Haupttugenden ausgezeichnet sind.

Von diesen ist aber bei dem westlichen Portal nur die eine rechts von demselben (vom Standpunkt des Beschauers) ausdrücklich benannt, die Hoffnung, durch folgende Inschrift:

SPES Ē(ST) QVAM CERNIS PRVDENTIA DEXTRA SODALIS SIGNATVR IAP .. ES [1]) ET PARTE MODESTIA LEVA.

das heißt: die Hoffnung ist es, welche du siehst, mit ihren Gefährten, der Klugheit in der rechten und der Mäßigung in der linken Hand. Doch auch die Tugend auf der linken Seite des Portals läßt sich aus der Inschrift bestimmen:

AC HABRAAM XPO PLACVIT VIRTVTE P(RO)BATVS
LEVE IVSTICIA PAX DEXTRE CONSOCIATVR.

Darin wird also auf Abraham verwiesen, daß er Christo gefallen habe, durch seine Tugend bewährt, und weiter wird dieser Haupttugend die Gerechtigkeit in der Linken, die Friedsamkeit in der Rechten beigesellt. Ihr eigener Name ist nicht sichtbar; wer soll es sein? Didron sagt ohne weiteres der Gehorsam[2]); es scheint mir aber nicht zweifelhaft, daß der Glaube gemeint sei. Darauf führt die Figur der Gerechtigkeit in ihrer Linken und die Berufung auf Abraham: denn nicht allein ist es ein paulinischer Grundgedanke, daß die Gerechtigkeit aus dem Glauben kommt (Röm. 10, 6. Phil. 3, 9), sondern überall in der Schrift wird erklärt, daß dem Abraham sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet sei (1 Mos. 15, 6. Röm. 4, 3. 9. Gal. 3, 6; und dasselbe sagt Jacobus, wiewohl er vorzugsweise die That des Abraham im Auge hat, 2, 23). Daß aber mit der Gerechtigkeit der Friede verbunden wird, ist nicht von außen herzugebracht[3]), sondern hat biblischen Grund in

1) Die hier punktirten Buchstaben sind undeutlich und scheinen sogar restaurirt, darauf fehlen wohl zwei Buchstaben. De Caumont Bulletin. monum. T. VII. p. 77 las LAPIDE, aber die beiden letzten Buchstaben ES sind sicher. Deshalb liefet Didron Annal. archéol. T. XV. p. 420 LAPIDES und meint, so habe man, gegen den Sinn, des Metrums wegen geschrieben. 2) Didron am a. O.

3) Wie Didron bemerkt, daß in Italien mit seinen kleinen so kriegerischen Städten und so unruhigen Republiken der Friede oft dargestellt und angerufen werde.

der weſentlichen Verknüpfung beider Begriffe, ſowohl bei dem Propheten in dem Spruch: der Gerechtigkeit Werk iſt Friede (Jeſ. 32, 17), als bei den Apoſteln Paulus und Jacobus, denen zufolge das Reich Gottes Gerechtigkeit und Friede (und Freude) iſt (Röm. 14, 17); und die Frucht der Gerechtigkeit geſäet wird in Frieden denen, die Frieden halten (Jac. 3, 18).

Wenn aber der Glaube und die Hoffnung hier vorgeſtellt ſind, ſo iſt wahrſcheinlich, daß die Liebe nicht fehlt, welche nach dem Apoſtel die größte unter ihnen und das Band der Vollkommenheit iſt (1. Cor. 13, 13. Col. 3, 14): und zwar wird die eine der beiden Haupttugenden bei dem nördlichen Pfeiler dafür zu nehmen ſein. Die Inſchrift läßt freilich keinen Namen mehr erkennen ſo wenig für ſie als ihre beiden Begleiterinnen; nur folgendes Bruchſtück habe ich noch geleſen:

†HIC RESID(ET) . . . . TATE[1]) SINISTR(A)
NOVIT RED . . .

Deutlich erhellt aber auf der andern Seite wenigſtens der Name der Haupttugend aus folgender Inſchrift:

†PONITVR IN MEDIO VIRTVS QVE CASTA TVETVR
CVIVS AD ORNATV̄ RESIDET P . . . ENTIA DEXTRA
ET . . . COGNOSCITVR ALTERA LEVA.

Alſo die mittlere Figur iſt die Keuſchheit. Und dieſe ſtimmt trefflich ſowohl zu den drei theologiſchen Tugenden, als zu der Bedeutung des Gebäudes als eines Tauforts. Denn wir finden bei dem Apoſtel, nächſt jenen Tugenden, die Keuſchheit vor allen hervorgehoben und dieſelbe ſowohl mit dem Glauben als mit der Gerechtigkeit in nächſte Verbindung gebracht: er ermahnt den Timotheus den Gläubigen ein Vorbild zu ſein in der Liebe und dem Glauben und der Keuſchheit (1. Tim. 4, 12); und vor dem Landpfleger Felix, da er den Glauben an Chriſtus ihm verkündigt, redet er von der Gerechtigkeit und der Keuſchheit (und dem zukünftigen Gericht) (Apoſtelgeſch. 24, 25). — Von den beiden ihr zugeſellten Tugenden iſt nur die eine, deren Bruſtbild ſie in der Rechten hält, durch einen Reſt des Namens noch einigermaßen kenntlich, da der Namen PATIENTIA in denſelben wie in den Vers hineinpaßt[2]).

1) Das T iſt nicht deutlich und könnte ein I ſein. Dieſem Reſt entſpricht z. B. das Wort humilitate.

2) Auch liegt es nahe an CONTINENTIA zu denken, welche mit der Castitas Gal. 5, 23 nach einer Leſeart zuſammen genannt wird.

Vergleichen wir hiemit die Anordnung der Tugenden (wir bleiben bei den drei theologischen stehen), die so häufig an Kirchen und kirchlichem Geräth vorgestellt sind, so zeigt sich öfter eine Ergänzung, welche durch die Symmetrie herbeigeführt worden: und es ist von Interesse zu sehen, welche man dazu ausgewählt hat. In Parma also ist zu Glaube, Hoffnung, Liebe die Keuschheit hinzugekommen; zu Florenz an der ehernen Thür des Baptisteriums, welche Andrea Pisano in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gearbeitet hat (s. S. 36), ist es die Demuth (humilitas); an der Arca des Augustinus im Dom zu Pavia, angefangen 1362, ist es die Religion. Hingegen am Kasten des Gondulphus zu Maestricht ist mit den 3 theologischen Tugenden die Gerechtigkeit vorgestellt, welche die Wahrheit in Gestalt eines Engels umgeben[1]).

2. Demnächst sind an diesen Wänden Thierfiguren in großer Zahl zu sehen, von denen hier nur einige angezeigt werden sollen, deren Bedeutung nicht zweifelhaft ist. In einer rundbogigen Mauerblendung zwischen dem nördlichen und westlichen Portal sind in drei Abtheilungen je vier Thiere gebildet: eine Sirene mit einem Fischleib, der Schwanz erhoben, den sie mit der Linken gefaßt hat, ein Löwe, ein Bogenschütz mit Pferdefüßen, ein Drache, geflügelt, mit Schlangenschwanz, zwei Füßen und 7 Häuptern, — eine Taube, ein Pfau, zwei geflügelte vierfüßige Thiere, vielleicht Löwen, gegen einander gewendet; — zwei vierfüßige Thiere, das eine grade aus gerichtet, schleichend, das andere gegen dasselbe gewendet und zwei Centauren sich umsehend und so gegen einander jeder einen Pfeil abschießend. Hier ist in dem Drachen mit den sieben Häuptern der Drache der Apocalypse (12, 3) nicht zu verkennen, welcher dort selbst erklärt wird als die alte Schlange, die da heißt der Satan und die ganze Welt verführt (V. 9). Dem entsprechen als dämonische Mächte die äußersten Figuren, die Sirene und die beiden Centauren: die Sirenen aber sind nach Anleitung des homerischen Mythus, wie er aufgenommen und gedeutet ist in der mittelalterlichen Thiergeschichte schon des 11. Jahrhunderts[2]), todbringende Thiere, welche durch süßesten Gesang die Schiffer bethören und einschläfern, worauf sie dieselben überfallen und zerreißen: und als solche ein Bild der weltlichen Lust, durch welche ergötzt und eingeschläfert die Menschen eine Beute des Lasters werden. Durch dieses und andere Zeugnisse ist die

1) Messager des sc. histor. de Belgique a. 1849. p. 152. not.

2) Physiologus nach einer Hdschr. des 11. Jahrh. herausg. u. erläutert von Dr. G. Heider. Wien 1851. c. 5. S. 22.

entgegengeſetzte Erklärung ausgeſchloſſen, welche bei franzöſiſchen Archäologen Eingang gefunden, als ob die Sirene ein Symbol der chriſtlichen Seele ſei, welche durch die Taufe gereinigt worden, oder ein Symbol der göttlichen Gnade, welche den Fiſch aus dem Meer der Welt nimmt[1]). Ein Bild der andern Art von Verſuchungen, welche in Drohung und Gewalt beſtehen, geben die Centauren, wie ſie gewöhnlich mit Bogen und Pfeil und zwar ihn abſchießend, gebildet werden: dieſer Pfeil aber erinnert an die „feurigen Pfeile des Böſewichts“ (Epheſ. 6, 16); dieſelbe Bedeutung hat der Löwe, ſofern er den Menſchen zu verſchlingen ſucht (1. Petr. 5, 8). So finden ſich denn als eine Warnung vor Verſuchungen die Figuren von Sirenen und Centauren an Kirchen und kirchlichem Geräth ſeit dem 10. Jahrhundert. Namentlich in Sculpturen des Großmünſters zu Zürich aus dem Ende dieſes Jahrhunderts Sirenen und menſchenverſchlingende Löwen[2]); ſowie in einer Geſimsverzierung des Münſters zu Freiburg aus dem 12. Jahrhundert eine Sirene ihr Junges ſäugend und zwei Centauren mit einander kämpfend[3]): die letztere Gruppe ein Bild, wie das Reich des Böſen mit ſich uneins iſt und die Leidenſchaften wider einander ſtreiten. — Dem gegenüber iſt die Taube ein Bild der Unſchuld (nach Matth. 10, 16) und bezeichnet hier wohl die Chriſtenſeele, die in der Taufe wiedergeboren worden. Aber die Umgebung der dämoniſchen Mächte vergegenwärtigt die Gefahren, denen zumal die jungen Chriſten in der Welt ausgeſetzt ſind. Demnach ſetzt ſich in dieſen Bildwerken die Mahnung fort, die auf der andern Seite, an dem ſüdlichen Portal durch die Parabel aus Barlaam und Joſaphat ausgeſprochen iſt.

So war man im Mittelalter befliſſen durch die Bilder an heiliger Stelle das Gewiſſen zu ſchärfen und den Glauben zu predigen, — wovon die Sculpturen zu Parma eines der denkwürdigſten Beiſpiele geben. Dieſe Kraft aber haben ſolche Werke noch heute nicht verloren.

F. Piper.

---

1) Piper Mythologie und Symbolik der chriſtl. Kunſt I, 1. S. 382. 385. ff.

2) Keller Bemerk. über das Großmünſter in Zürich, in den Mittheil. der antiq. Geſellſchaft daſ. II, 14. S. 110 f. Taf. IV. Fig. 1. 5.

3) Schreiber Geſch. und Beſchreib. des Münſters zu Freiburg S. 167 f.

Lebensbilder

zum

Evangeliſchen Kalender.

---

1. Mariä Heimſuchung.

2. Juli.

An Mariä Verkündigung thun ſich die goldenen Thore der göttlichen Erbarmung nach der armen Erde zu auf. Mariä Reinigung mit der Darſtellung des Herrn im Tempel und ſeiner Begegnung mit Simeon und Hanna war allen Müttern ein hoher Dankestag und eine jährlich wiederkehrende Mahnung, wem ſie ihre Kinder immerfort darzubringen hätten. Der Tag griff tief in das zarteſte Leben jeder Mutter und in die Stellung der Aeltern zu den Kindern ein. Und doch greift Mariä Heimſuchung faſt noch weiter. Maria hat von dem Engel die Botſchaft erhalten, daß ihre Gefreundte, ihre Verwandte Eliſabeth, das Weib des Prieſters Zacharias, auch ſchwanger iſt mit einem Sohne im ſechſten Monat. Der eine Engel der Verkündigung, die eine Botſchaft und das eine Wörtlein auch knüpfen die Kinder und Mütter zuſammen. Johannes iſt im Himmel an Jeſum gebunden, wie die Morgenröthe, unter welcher der Thau fällt, an die Sonne, die ſich in demſelben bricht. Sie müſſen ſich auch auf der Erde begegnen. Sie begegnen ſich ſchon im Mutterleibe. Maria ſteht auf in den Tagen und geht eilig auf das Gebirge zur Stadt Juda (wohl richtiger Jutha oder Jutta). Eliſabeth kommt nicht zur Maria. Das Geſetz kommt nicht zum Evangelio, ſondern das Evangelium zum Geſetze, um den Balſam Gottes in die zerſchlagenen Herzen zu ſchütten. Maria muß nach Jutha, ſie muß mit der Freundin, welche laut der Botſchaft des Engels ihre eigene Freude am beſten verſtand, ſich austauſchen, ſie muß geben und nehmen. Die Jung-

frau ſcheuet ſich nicht vor dem rauhen Gebirge, nicht vor dem Wetter, dem Gethier und den Räubern. Mit der Gnade Gottes unter dem Herzen und im Herzen kennt ſie keine Furcht. Die Berge werden eben, das Wild wird zahm, über Kluft und Bergſtrom muß ſich eine Brücke und am Abend eine Herberge finden. Der Engel hat ihr den Paß zur Reiſe geſchrieben, er muß auch ſorgen für Weg und Steg. In dem Paſſe ſteht: „Taſtet meine Geſalbten nicht an.“ Sie gehet eilig, der Geiſt der Freude treibet ſie. Wie könnte ſie ruhen, die ihrer Freundin das Himmelreich bringen will? — Sie kommt an, ſie tritt ein. In dem Prieſterhauſe auf dem Gebirge begegnen ſich der alte und der neue Bund, das Geſetz und das Evangelium, die Hoffnung und die Erfüllung, der König des Himmelreichs beſucht ſeinen erſten Knecht. Eliſabeth weiß, wer zu ihr kommt. Als ihre Baſe hat ſie Maria ſchon längſt erkannt, nun erkennt ſie dieſelbe auch im heiligen Geiſt als die Mutter ihres Herrn, als die Mutter deſſen, welchem ihr eigener Sohn, den ſie unter dem Herzen trägt, vorangehen ſoll im Geiſte und der Kraft des Elias. Heute war ihr Gnadentag, ihrem Hauſe war Heil widerfahren, der Aufgang aus der Höhe beſuchet ſie. Es freuete ſich aber die Mutter nicht allein. Ward der längſt geborene und längſt geſtorbene Abraham froh, daß er den Tag des Herrn ſehen ſollte, ſo freuete ſich hier der Ungeborne, und in ihm Alle, die noch geboren werden ſollten. Das Kind unter dem Herzen der Eliſabeth hüpfte, als ſie den Gruß der Maria hörte, es hatte an der ſeligen Freude der Mutter ſchon ſeinen Theil. — Und nun beginnen die beiden Lobgeſänge. Eliſabeth bleibt mit dem ihren faſt ausſchließlich bei der Maria ſtehen. Sie hebt an: „Gebenedeiet biſt du unter den Weibern.“ Maria aber trug die ganze Ehre hinauf an den Thron Gottes. Sie hebt an: „Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Herz freuet ſich Gottes, meines Heilandes,“ die Palme zieht den Epheu, der ſie mit ſeinem grünen Schmuck umrankt, mit empor zum Himmel. — Nun ſiehe, lieber Leſer, wie die Gnade Gottes ſtill wachſend und vorſchreitend auf den Herrn hinweiſt. Hier erfährt eine Freundin, eine Verwandte, daß der ewige Sohn vom Vater eingezogen iſt in ſein Kämmerlein unter dem Herzen der Maria. An ſeinem Geburtstage und an dem Tage der Darſtellung im Tempel erfahren Etliche, daß er geboren iſt. An dem Tage, wo er als zwölfjähriger Knabe im Tempel zeugt von ſeinem Vater, werden hundert Augen auf ihn gerichtet. Die Samenkörner für ſeine Aufnahme, wenn er hervor-

treten würde, werden immer weiter ausgestreut. Das ist Gottes stilles Bauen. — Doch bleiben wir noch im Hause des Zacharias! Maria und Elisabeth sind die ersten Freundinnen in dem Herrn. Hoch ging die neue Freundschaft über die alte Verwandtschaft. Maria und Elisabeth machen die erste kleine gläubige Gemeinde aus. Die Zwo waren versammelt im Namen des Herrn: er mitten unter ihnen. — Dies sind drei selige Monate gewesen. Ihre Augen sahen zurück in die den Vätern gegebene Verheißung, ihre Herzen ruheten in der gnadenreichen Verkündigung, ihr Geist webte mit zarter, keuscher Hand an der großen Zukunft. So selig kann es in deinem Hause auch werden, dein Herr will auch dich heimsuchen, laß ihn nur ein. Höre auf zu zweifeln. Von Zacharias ist unser ganzer Text still, weil er selbst stumm und still war zur Strafe seines Unglaubens. Er hat nicht mitgepriesen mit den beiden Frauen, sondern erst später. Es ist aber Schade um die schöne Zeit. — Nach drei Monaten, also kurz vor der Geburt des Johannes, kehrte Maria wiederum heim nach Nazareth. Elisabeth aber hat diesen Besuch nie vergessen.*)

Fr. Ahlfeld in Leipzig.

---

*) Mariä Heimsuchung ist erst im Jahre 1389 von Papst Urban VI. in den abendländischen Festkalender aufgenommen und auf den 2. Juli gelegt worden. Diesem Papste lag die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche sehr am Herzen. Die liebliche, freundliche Begegnung der Maria mit der Elisabeth sollte wahrscheinlich ein Vorbild der zwischen beiden Kirchen angestrebten Einigung und Einigkeit sein. Sein Wunsch ist unerfüllt geblieben. — Warum er das Fest grade auf den 2. Julius gelegt hat, ist schwer zu bestimmen. Nach der geschichtlichen Ordnung des Kirchenjahres müßte es bald nach dem 25. März und jedenfalls vor den Johannistag fallen. Der 25. März ist der Tag von Mariä Verkündigung, und gleich an die Verkündigung schließt sich (Lucas 1, 39) das Wort: „Maria aber stand auf in den Tagen und ging auf das Gebirge endelich zu der Stadt Juda.“ Es will mir scheinen, als ob folgender Gedanke den Tag bestimmt habe: Der 24. Junus ist Johannis Geburtstag, der 2. Julius der Tag seiner Beschneidung An diesem Tage hat er seinen Namen empfangen: Johannes d. i. Gott ist gnädig; in dieser Namengebung drückt Zacharias nun seinen festen Glauben an das Wort des Engels aus; er bezeichnet und besiegelt den Sohn als den, welcher vor der Gnade Gottes, vor dem Herrn hergehen soll im Geiste und in der Kraft des Elias. Und nun sollen sich die Beiden auch gleich begegnen. Darum ist wohl Johannis Beschneidung und Mariä Heimsuchung derselbe Tag? — Als die reformatorische Kirche an der Hand des göttlichen Wortes den Festkalender musterte, ließ die lutherische nur

2. Der Kampf Jesu in Gethsemane.

Gründonnerstag.

Der Schauplatz des für das zeitliche und ewige Loos entscheidendsten Kampfes, der je auf Erden durchgekämpft ward, ist Gethsemane.

Wenn man Jerusalem zum Stephansthore verläßt und den Kidron überschreitet, so trifft man noch heut am westlichen Fuß des Oelberges ein eingehegtes, mit zum Theil sehr alten Oelbäumen bepflanztes Stück Land, muthmaßlich früher eine Art Vorwerk oder Meierei, Gethsemane d. i. Oelkelter genannt. In diese Garteneinsamkeit zog sich Jesus öfters die Nächte über zurück zum Alleinsein mit seinem Vater (Luc. 21, 37), zu anderen Malen versammelte er dort seine Jünger zu ungestörtem Beisammensein (Joh. 18, 2). Hier sollte auch der Gang nach Golgatha noch einmal und für immer erwogen, mit Gebet erwartet, bis zu seinen äußersten Schmerzensfolgen vorausempfunden und geistig durchlitten und dann unweigerlich und ohne Einhalt angetreten werden. Am Vorabend seines Todes war es, wo sich Jesus zum letzten Male hierher begab. Die Fußwaschung, das letzte Passahmahl, die erste Abendmahlsfeier war im gepflasterten Saale gehalten, Judas hatte sich bereits aus dem Jüngerkreise entfernt, das große Hallelujah, der 113.—118. Psalm, diese Gedenk- und Weissagungslieder Israels waren in der Abendmahlsrunde angestimmt worden und verklungen, mit der Frage, ob die Seinen bei der ersten Aussendung Mangel gehabt, hatte Jesus sie seiner Fürsorge für die Zukunft versichert, mit der Frage nach Schwertern auf die feindselige Stimmung der Welt sie vorbereitet; ihr Anerbieten, mit ihm in den Tod zu gehen, hatte er mit demüthigenden Aufklärungen über ihr trotziges und verzagtes Herz zurückweisen müssen; staunend, trauernd, ahnungsvoll hatte die kleine Schaar ihres Meisters Abschiedsreden, voll Mitverklärung sein hoheprieſterliches Gebet vernommen, das

---

Mariä Geburtstag, Mariä Opferung und Mariä Himmelfahrt fallen; dagegen ließ sie mit richtigem Tact Mariä Verkündigung, Mariä Reinigung und Mariä Heimsuchung als Festtage fortbestehen. Sie sind in den meisten lutherischen Ländern erst im vorigen oder in diesem Jahrhundert dem Sturme der Aufklärung erlegen. In den meisten Gebieten sind sie sämmtlich aufgehoben, in einigen wird nur noch Mariä Verkündigung, und in wenigen werden sie noch alle drei gefeiert. Wir können ihre Aufhebung nur als tiefen Schaden für die Gemeinde erachten.

ein heiliger Rechenschaftsbericht an den Vater, ein Schutzvermächtniß an seine Jünger war — — jetzt schritten sie durch die Schatten der Nacht nach dem Garten Gethsemane. Hier theilt Jesus seine Jünger, die größere Anzahl läßt er gleichsam im Vorhof warten: Setzet euch hier, bis daß ich dorthin gehe und bete — ein ähnliches Wort wie jenes, mit welchem Abraham bei seinem Opfergang die Begleiter vor dem Morijah zurückließ, Petrum, Jacobum und Johannem, die sich früher besonders angetragen an seinem Schmerzenskelch und seiner Leidenstaufe theilzunehmen, die bevorzugten Zeugen in Jairi Hause und auf dem Berge der Verklärung, die künftigen Säulen der Kirche, nimmt er mit sich in den Garten, gleichsam in das Heilige: Meine Seele, spricht er, ist betrübt bis an den Tod, bleibet hier und wachet mit mir. Nichts wahrhaft Menschliches ist dem Menschensohne fremd, er begehrt theilnehmende, treuschlagende Herzen in der Nähe zu wissen: Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen? Aber ein wie noch größeres Bedürfniß ist es seiner Treue inmitten seiner tiefsten Schmerzversunkenheit, die Schwankenden vor dem Fall zu warnen und zu bewahren, mit dem die Versuchung der nächsten Stunde droht: wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Denn eben das Gebet giebt die rechte Sammlung, Fassung, Geistesgegenwart. Zum Gebet zieht sich, reißt sich von seinen Jüngern mit Zittern und Zagen etwa einen Steinwurf weit der Hohepriester allein ins Allerheiligste, er wirft sich auf die Knie — das einzige Mal, daß uns diese äußere Beugung vom Herrn berichtet wird, er fällt auf sein Angesicht, er ruft, so daß es die Seinen hören: Abba, mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst. Ein Engel vom Himmel erscheint ihm und stärkt ihn mit himmlischen Kräften, mit den Aussichten der Erlösung. Ein neuer, ein noch heißerer Kampf beginnt, Todesschweiß tritt auf die Stirne des betenden Ringers, denn hier ist mehr als Jacob, hier ist mehr als Jacobs Kampf, Tropfen Blutes rinnen und gerinnen und fallen auf die Erde: „mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe Dein Wille.“ Zum dritten Mal findet er die Jünger schlafend, zum dritten Mal flüchtet er sich zu seinem Vater zurück und betet diese Worte des Kampfes, des Sieges über den eigenen Willen, der Ergebung und der Erhebung.

Was war es was dem Herrn diese Stunde so schwer machte? Ist ein derartiger Kampf am Sohne Gottes ohne Verletzung des Gehorsams und der vollendet sittlichen Größe denkbar? Wa-

rum ist uns der Anblick dieses Kampfes so unaussprechlich beweglich und werthvoll?

Mit Klarheit hatte Jesus von Anfang seinen Tod vorausgesehen, von Anfang an, wenn schon verhüllt ihn seinen Jüngern angedeutet. Die Tempelschänder würden zuletzt am heiligsten Tempel, am Leibe des Messias sich vergreifen und diesen niederbrechen, der gute Hirte würde sein Leben für die Schafe lassen, das Waizenkorn nur durch Ersterben in der Erde Frucht bringen. Auf dem letzten Gange nach Jerusalem sagt es der Heiland frei und ohne Gleichniß heraus, daß Schmach und Anspeien und Kreuzestod durch seines Volkes und der Heiden Hände sein messianisch Erbe sei. Die feindselige Stimmung der in ihrer argen Gesinnung entarteten, in ihrem politischen und kirchlichen Ansehen bedrohten Volksführer und Parteien gegen Jesum ist im Wachsen begriffen. Die Erscheinung eines solchen Arztes bringt den Krankheitsstoff zur Krisis. Wunderbar und widerspruchsvoll genug, reift der bis dahin aufgehaltene, wiederholt vereitelte Mordplan in den Gegnern an der Auferweckung des Lazarus. Judas nimmt die dreißig Silberlinge. Nicht hinterrücks und meuchlings, sondern offenbar vor allem Volk soll durch den Verrath des Judas, durch den Rath des ewigen Vaters Jesus am Passahfeste sterben, um so unantastbarer wird dann seine Auferstehung sich beglaubigen, um so schneller wird durch den Mund der Festgäste die erschütternde That der Kreuzigung, die unwidersprechliche Kunde der Auferstehung über ganz Israel und über die Erde sich verbreiten. Diese Predigt oder keine wird Israel aufwecken! In der Mitte seines Volkes muß der König bleiben, sollte er auch statt des Thrones ein Kreuz finden und siegen. Die Jünger werden durch den Tod ihres Meisters frei und voll heiligen Geistes werden. Aber gerade wenn der Tod Jesu im Rathschluß des Vaters, in der Liebe des Sohnes, in der Bosheit der Menschen beschlossen liegt, wenn Jesus ihn vorausgesehen und gesagt hat, wenn er eben deshalb nach Gethsemane geht, um den nahenden Tod betend zu erwägen, zu erwarten — wie kann dann auch nur einen Augenblick ein Kampf eintreten, als gäbe es der heiligen Nothwendigkeit dieses Ausgangs gegenüber noch eine andere Möglichkeit?

Der Schlüssel dieses Räthsels ist die Wahrhaftigkeit der Menschheit Jesu. In der Aehnlichkeit des Fleisches der Sünde sandte Gott seinen Sohn Röm. 8, 3. Das Wort ward Fleisch, wirkliches Fleisch mit Leidensfähigkeit und — Leidensscheu, mit dem an sich berechtigten und erklärlichen Naturtrieb einer mensch-

lichen Seele nach Selbständigkeit, Freiheit, Schmerzlosigkeit, Ehre. „Das Fleisch ist schwach!" Dies Wort zu Gethsemane geht auf den Herrn nicht weniger als auf die Jünger. „Nicht mein Wille geschehe!" Diese Verneinung des eignen Naturwillens ist nur die Fortsetzung eines sittlichen Kampfes, der durch das ganze Leben Jesu sich zieht von jener Versuchung der Lust an, die am Anfang der Laufbahn in der Wüste auf ihn eindringt, bis zu der Versuchung des Grauens, mit der im Garten der Fürst der Finsterniß den Gerechten von der Vollendung des Erlösungsganges wegzuschrecken sucht. Der Sündlose soll den Tod, den Sold der Sünde, schmecken, soll ihn aus der Hand der Sünder, ja seines eigenen Volkes empfangen, der Fürst der Ehren soll die Schändung leiden, wie ein gemeiner Verbrecher, schlimmer noch: wie ein falscher Messias hingerichtet zu werden, der Wahrhaftige soll den Schein und die Schmach auf sich laden, von dem Gotte, der ihn in die Welt gesandt hat, in der Welt schließlich verlassen zu sein; tiefer als die Verleugnung alles leiblichen Wohlseins tasten solche Anfechtungen die reine Seele an! Die Liebe soll ihr Eingehen auf und in die Menschheit mit dem letzten Schritt, mit unbedingter Sichaufopferung beschließen und besiegeln: „Ich will beten," spricht der Herr, aber das unendlich Schwerere, das für Menschenzungen Unaussprechliche, was in jener Stunde zwischen Vater und Sohn verhandelt wird, verschweigt er; wir wissen und beten darüber an. Seinen letzten Aufschluß findet der Vorgang in Gethsemane im Gewissen des Sünders an Jesaias 53: er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen, die Strafe liegt auf ihm —

und herein von allen Pfaden
Volk um Volk ohn' Ende fluthet,
Seiner Schuld sich zu entladen
Auf das Lamm, das einsam blutet.

Befremdet uns vor einer solchen Todesaufgabe das Zurückbeben des Fleisches? Müßte es uns nicht vielmehr befremden bis zum Irrewerden an der menschlichen Natur des Herrn, wenn es sich anders verhielte? Der Doketismus (Wahn eines bloßen Scheinleibes des Herrn) entbehrt der Wärme und der Wahrheit eben so sehr als die Resignation des Stoicismus, dieser Ruhe des Todten unter der Hand des Todtenwäschers. „Die Phantasie eines jugendlichen Christenthums, sagt Geß, erdichtet sich einen über den Kampf erhabenen Jesum, die männliche Erfahrung des ernsten eigenen Kämpfens begreift, daß ein Jesus ohne Kampf kein wirklicher Mensch und kein Erlöser war. Je großartiger die menschliche

Natur Jesu angelegt war, um so schwerer mußte ihm die Verzichtleistung auf den Naturwillen werden: je mächtiger die Natur, um so mächtiger ihr Wille, je mächtiger ihr Wille, um so ernster der Kampf." Der heilige Zorn bei der Reinigung des Tempels, das innere Seufzen bei der Härtigkeit der Zeichen fordernden Pharisäer, abermals das Seufzen bei dem Hephatah vor dem Taubstummen, das Weinen und die Erschütterung an Lazari und Jerusalems Grabe zeigen bei aller Reinheit die Lebhaftigkeit und Gewalt der Bewegungen im Gemüthe des Herrn; der schnelle Wechsel der Stimmungen, erst der erhabenen Ruhe und Seligkeit beim hoheprieſterlichen Gebet, unmittelbar darauf des weinenden Zagens in Gethsemane begegnet uns auch sonst, wenn er bei der heilsbegierigen Frage der Griechen seine Verklärung, aber auch das Sterben des Waizenkornes gekommen sieht, wenn er nach einander betet: jetzt ist meine Seele betrübt. Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Vater, verkläre Deinen Namen! Fühlt er doch am Grabe seines Freundes fast gleichzeitig die Bitterkeit des Sterbens und Verlierens mit dem Triumph der ihm beiwohnenden auferweckenden Lebenskraft! Gehn doch beim heil. Abendmahl Schmerz über den Verräther und Freude des Heimgangs dicht neben einander durch seine Seele! Psychologisch aber ist es erwiesen, daß bei allem großen Leiden der Augenblick des letzten Erwartens der beängstigendste, der kaum erträgliche ist. Hatte er schon früher vor der Leidenstaufe gebangt, hatte er beim Einzug in Jerusalem, 6 Tage vor seinem Tode mit Betrübniß kämpfen müssen: in Gethsemane überfällt ihn das Grauen in der höchsten Steigerung, denn der bittre Kelch drängt sich dicht und unabweisbar an seine Lippen, den er erst absetzen darf, wenn er das: „es ist vollbracht" gesprochen hat. „Nicht das Leiden an sich, sondern das innere Sichentschließen zum Leiden ist das Leiden im Leiden und der Nerv im Opfer." Aber wie er einst mit der Taufe im Jordan das Untertauchen in des Vaters Willen als seinen Weg und Beruf, wie er das Sterben und sein Leben lassen als seinen Gewinn bezeichnet und es fort und fort versichert hatte: ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen deß, der mich gesandt hat, wie er es als eine satanische Versuchung von sich wies, daß ihm seiner Jünger einer den Weg zum Kreuz vertreten wollte: so kniet er nun, da die große Stunde gekommen, in Gethsemane vor den Vater hin, äußerlich und innerlich sich dem Vater unterwerfend, er läßt auch jetzt den Willen des Vaters seine Speise sein, er heiligt, weiht und beugt sich selbst unter den ewigen Erlösungsrath,

Joh. 17, 19, er wird sittlich als Mittler im Gehorsam vollendet, um am nächsten Tage das vollkommene Opfer darzubringen, das er hier innerlich bereits vollzieht. So sühnt die sittliche That des andern Adam im Garten Gethsemane die Unthat des ersten im Garten Eden. Menschlich wahr und menschlich vollendet wird er zum Hohenpriester, der uns vertritt, zugleich zum Vorgänger, welcher der Erstling in der Wolke der Zeugen und der Anfänger und Vollender unseres Glaubens ist, in dessen Fußtapfen wir mit Geduld den uns verordneten Lauf vollenden und mit den Waffen des Gebets bis auf's Blut widerstehen sollen über dem Kämpfen wider die Sünde, Hebr. 12, 1—4. Können die Undankbaren nicht Eine Stunde mit ihm wachen, der für sie gewacht und geweint hat? Liebe um Liebe! Das Fleisch ist schwach, das hat der Vorgänger nicht ausgerufen, um unsere Trägheit zu entschuldigen, sondern zur Schärfung unsrer Wachsamkeit. Die Verzagten aber tröstet er: in der Welt habt ihr Angst, seid getrost, Ich habe die Welt überwunden!

Der Kampf in Gethsemane hat alle Todesangst in Sieg verschlungen! Der Geist des Herrn war und blieb willig, ohne Mißtrauen gegen die Liebe des Vaters, ohne Zweifel an einem seligen Ausgang, ohne Nachlassen und Rückhalt im Gehorchen. Es muß also gehen! spricht der als Sieger aufstehende Kämpfer im Blick auf die Schrift, die er gekommen war angesichts des Todes nicht aufzulösen, sondern auch in Gethsemane und Golgatha zu erfüllen. „In den Tagen seines Fleisches hat er Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen zu dem geopfert, der ihm vom Tode aufhelfen konnte und ist aus dem Todesgrauen erhört und befreit, und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er unter Leiden Gehorsam gelernt." So der Hebräerbrief 5, 7—9, der heilige Text zu dem heiligen Bilde von Gethsemane. Die Kraft, den Kuß des Verräthers zu ertragen und mit Fassung, ja mit Hoheit den Häschern entgegenzugehen, die Majestät, mit der er seine Jünger schützt, die Besonnenheit, mit der er Petri unberufenem Schwerte Einhalt gebietet und in all den Verhören Antwort und Rede steht, die Klarheit und Milde, die ihn wie immer, so auch in dieser Nacht des Schreckens und der allgemeinen Verwirrung die Grade der Verschuldung und Empfänglichkeit bei seinen Gegnern unterscheiden und mit Reden und Schweigen beachten läßt, die Liebe, kraft der er fremdes Leid, es sei bei den Töchtern Jerusalems, es sei bei seiner Mutter, es sei bei der Bitte des Schächers zu seinem eigenen macht, die kindliche Ergebenheit bis zu

dem letzten: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! — — dies alles iſt die Frucht des Wachens und Betens, iſt d Beweiſung des Geiſtes und der Kraft für den Sieg, der de Kampfe von Gethſemane gefolgt iſt. Doch wo iſt ein gerette Sünder, der nicht eine Beute jenes Kampfes und Sieges genan werden müßte, ſo gewiß der Gehorſam zum Kreuze ſich in Get ſemane entſchied und der unter dem Fluch der Sünde zittern Dornenacker von Jeſu Thränen und blutigem Schweiß entſüh ward?

Joh. Alb. Bengel ſagt in der Ueberſetzung ſeines neu Teſtamentes zu der von uns betrachteten heiligen Scene: Entſe licher Kelch! Billiges Grauen! Unverſehrter Gehorſam! Mäch ges Gebet! Schleunige Erhörung! Dies alles laß Herr Je mir zu ſtatten kommen. Amen.

Rudolph Kögel in Ber

---

3. Caſtus und Aemilius,

Märtyrer in Nordafrika.

22. Mai.

Die Kirche der erſten drei Jahrhunderte glänzt im P des Märtyrerthums. Von den Apoſteln bis zu dem karthag ſiſchen Biſchof Cyprian, welcher noch nicht der letzte war, der nen Glauben mit ſeinem Blute beſiegelte: welch eine Reihe mu gültiger Gewährsmänner für die Wahrheit, daß „der Glaube Sieg iſt, welcher die Welt überwunden hat.“ Wohl hat die h tige Chriſtenheit alle Urſache, mit ehrfurchtsvoller Bewunder auf jene Jahrhunderte zurückzuſchauen, und von Grund der S in das „Wach auf du Geiſt der erſten Zeugen“ einzuſtimm Allerdings war die Wirkung der Verfolgungen, die damals üb die Chriſten ergingen, ebenſowohl eine ſichtende als eine lä ternde. Solche, die nicht durch gründliche Herzenserfahrung Chriſto gewurzelt waren, wichen den drohenden Stürmen entwe durch förmlichen Abfall, indem ſie den Göttern opferten, o durch irgend eine liſtige Erſchleichung des Scheins, als hätten ihren Glauben verleugnet. So war denn auch die Zahl der A trünnigen keine geringe. Ein klägliches Schauſpiel anderer A

boten auch manche Derjenigen dar, welche, nachdem ſie ihren Glauben vor den heidniſchen Inquiſitoren muthig bekannt, aber wenn auch nicht ungeſtäupt, ſo doch mit dem Leben davongekommen waren, der Verſuchung zu einer eitlen Selbſtüberhebung erlagen, in der ſie das Anſehn, welches ſie genoſſen, bis zu der Forderung geltend machten, daß man auf ihre bloße Empfehlung und Fürſprache hin die lapsi, d. i. die Gefallenen, auch bevor ſie noch irgend ein Zeichen von Bußfertigkeit an ſich hatten blicken laſſen, in die Gemeine wieder aufnehme. Die weit überwiegende Mehrzahl aber derer, die vor das Glaubensgericht gezogen wurden, beſtanden die Feuerprobe nach allen Seiten hin in gottgefälligſter und muſterhafteſter Weiſe und deren Blut iſt in der That ein „Same der Kirche" geworden. Tauſenden von Heiden erging es wie dem philoſophiſch gebildeten Griechen Juſtinus, aus deſſen Munde wir das Bekenntniß vernehmen: „Zu der Zeit, als ich an den Lehren Platos meine Freude hatte, und alle gegen die Chriſten gerichteten Verleumdungen hörte, ſagte ich mir, als ich ſie Angeſichts des Todes und aller Gefahren, vor denen die Welt erbebt, ſo feſt ſah, es ſei unmöglich, daß ſie in Verbrechen und Wolluſt leben könnten." Nicht wenig hat dieſes erhebende Schauſpiel dazu beigetragen, ihn, den Juſtinus, ſpäter ſelbſt zu einem hervorragenden Jünger Jeſu und zu einem freudig entſchloſſenen Märtyrer zu machen.

Nun denke man aber nicht, es ſei den Blutzeugen ſo leicht geworden oder gar wie ein Spiel geweſen, nicht allein Hab und Gut, Freiheit und häusliches Glück auf den Altar Chriſti niederzulegen, ſondern um ſeinetwillen auch den grauſamſten und ausgeſuchteſten Martern ſich preiszugeben. Wohl fehlt es an einzelnen Beiſpielen nicht, daß Gläubige aus ſehr gemiſchten menſchlichen Beweggründen, ja in einem Anfluge von religiöſer Schwärmerei ſich zur Märtyrerkrone drängten, aber dann auch Angeſichts des Scheiterhaufens oder des Henkerblocks von ihrem Muthe verlaſſen wurden. Den Edleren und Gereifteren unter den Chriſten, koſtete es, bevor ſie den Schauder der Natur vor Folter und Flamme oder vor den zerfleiſchenden Zähnen der wilden Thiere überwanden, die tiefſten inneren Kämpfe, und erſt unter anhaltendem inbrünſtigem Gebete gewannen ſie die erforderliche Kraft und Rüſtung. Konnten ſich doch in ihren Augen gar manche an ſich nichtige Entſchuldigungsgründe für eine mindeſtens ſtillſchweigende Glaubensverläugnung momentan in den Schein der Unſträflichkeit und Berechtigung kleiden.

So lagen z. B. folgende Gedanken nahe: Wer gab den Heiden das Recht, ihr religiöſes Bekenntniß ihnen abzufordern? Warum ſollten ſie der blinden Wuth der Götzendiener ein Leben opfern, welches dem Herrn gehörte und dazu angethan war, der Welt noch reiche Segensfrüchte zu tragen? Wo ſtand in Gottes Wort geſchrieben, daß man raſenden Beſtien nicht aus dem Wege gehn dürfe? Gebot nicht der Herr ausdrücklich: „Ihr ſollt das Heiligthum nicht den Hunden geben, noch eure Perlen vor die Säue werfen, damit ſie dieſelben nicht zertreten mit ihren Füßen, noch ſich wenden und euch zerreißen?“ Der Herr ſelbſt, hat er Jedermann gleich Rede und Antwort geſtanden, der ein Zeugniß über ſeine Herkunft, ſeine Perſon und das Werk, zu deſſen Vollziehung er auf Erden erſchienen ſei, ihm abverlangte? Verfuhr nicht auch der große Apoſtel Paulus vor den Heiden zu Athen überaus behutſam, indem er zuerſt in klugberechneter Condescendenz auf ihre Anſchauungen einging und dann den Kernpunkt ſeiner Lehre zwar nicht verleugnete, aber doch mehr nur andeutete, als klar und unverhüllt herausſtellte? Und verleugnet man ſeinen Glauben einmal vor unverſtändigen Menſchen, die zu überzeugen unmöglich iſt, verleugnet man ihn damit dann auch vor Gott? Und geſchähe es, daß man ſich einer augenblicklichen Schwachheit zeihen müßte, macht nicht das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes rein von allen Sünden?“ Solchen und ähnlichen die Kreuzesflucht beſchönigenden Sirenenſtimmen des verderbten Fleiſches und Blutes, mit welchen auch jene wiedergeborenen Geiſtesmenſchen noch zu kämpfen hatten, galt es tapfer zu widerſtehn. Und muthig und ſiegreich widerſtanden ſie. Das „Hebe dich hinter mich, Satan, denn du meineſt nicht was göttlich, ſondern was menſchlich iſt,“ war unter Anfechtungen jener Art auch ihre Loſung.

Wenn indeß auch unter Ringen und Beten, oder vielleicht gar ohne große innere Kämpfe der heroiſche Entſchluß in ihnen zur Reife gediehen war, ſo waren ſie darum doch nicht immer davor geſichert, daß während der Martern noch, denen ſie ſich getroſten Muthes hingegeben, Momente eintraten, in denen ſie, wenn auch nicht in ihrem Glauben wankend, ſo doch weich, und wenigſtens vorübergehend von der Verſuchung zum Widerruf berührt wurden. Solches widerfuhr u. a. jenen karthaginenſiſchen Zeugen Caſtus und Aemilius, die uns einen tief erſchütternden Blick in die Schrecken des Martyriums aber auch einen herzerhebenden in die hülfreiche Treue eröffnen, mit der der Herr allezeit denen zur Seite ſteht, die um ſeinetwillen ihr Leben nicht

lieb haben bis in den Tod. Nicht blos der Biſchof Cyprianus iſt es, dem wir die Bewahrung des Gedächtniſſes jener beiden werthen Jünger verdanken. Die Namen derſelben glänzten auch ſchon als diejenigen der Heiligen des zwei und zwanzigſten Mai's in den älteſten chriſtlichen Kalendern, und der Kirchenvater Auguſtinus hat ihnen ſpäter in einer Gedächtnißrede, die auf uns gekommen iſt, ein ehrenvolles Zeugniß ausgeſtellt. In der decianiſchen Verfolgung wurden auch ſie, die als beſonders eifrige Anhänger Jeſu bekannt, und ohne Zweifel im Leben innig verbundene Freunde und darum auch im Tode unzertrennlich waren, vor die Schranken des heidniſchen Gerichts geſchleppt, und zum Abſchwören ihres Glaubens aufgefordert. Mit unverhohlenem Abſcheu und männlicher Entſchloſſenheit wieſen ſie ſolche Zumuthung zurück, und bekannten ſich laut und unumwunden zu ihrem gekreuzigten Herrn und Heiland, für den zu ſterben ſie ſich zur höchſten Ehre rechneten. Mit heldenmüthiger Faſſung vernahmen ſie dann das über ſie ausgeſprochene richterliche Urtheil, das auf den Feuertod lautete, und wandelten feſten Schrittes dem grauſigen Richtplatz entgegen. Gott preiſend beſtiegen ſie den Holzſtoß, und boten mit Lammesſanftmuth ihre Arme den Banden und Feſſeln dar. Als aber dann die abſichtlich verlängerten Marter ihren Anfang nahmen, und während die Flammen ſchon ihre Glieder leckten, die Wuth der Henker unter wüſten Verhöhnungen mit allerlei grauſamen Folterinſtrumenten ſie zwickte, zerriß und zerfleiſchte, wurden ſie ſtiller, und über ihre kurz zuvor noch engelgleich ſtrahlenden Angeſichter lagerte ſich allmählich der Schatten eines tiefen ſchmerzlichen Ernſtes. Seufzer entrangen ſich ihrer gefolterten Bruſt und es gewann den Anſchein als hätten ſie doch ihre Kraft überſchätzt, ja als würden ſie ſich, falls man ſie noch einmal vor den Richterſtuhl ſtellte, doch in etwa kleinlauter erfinden laſſen. Hatten ſie ihrem Herrn und ſeiner unterſtützenden Macht wirklich zu viel zugetraut? Für einen Moment mochte ein ſolcher Gedanke anfechtungsweiſe ihre Seele durchzucken. Aber bald rafften ſie ſich im Glauben wieder zuſammen, und der Ausgang ihres Martyriums entſprach dem freudigen Beginn deſſelben. Sie endeten muthig, tapfer und ſiegreich zum Preiſe ihres Gottes, und unter der Anerkennung Aller, daß ihnen die Krone des Lebens gebühre, die der Herr den bis in den Tod Getreuen verheißen hatte.

Im Hinblick auf dieſe beiden Helden und im Gegenſatz zu den in der Trübſal wirklich Abgefallenen hören wir den Biſchof

Cyprianus ſagen: „Wer von Schmerz beſiegt worden iſt, der kann bitten und ſagen: Ich war entſchloſſen tapfer zu kämpfen und ergriff eingedenk meines Eides die Waffen der Andacht und des Glaubens. Als ich aber in dem Kampfe ſtand, überwanden mich verſchiedene Martern und langwierige Qualen. Standhaft ſtand ich da und lange rang meine Seele unerſchütterlich mit der folternden Pein. Als aber die Wuth der Verfolger von Neuem erwachte und den ſchon matten Körper bald geißelte und zerfleiſchte, bald die Folterbank ausdehnte, bald die Klaue (ein Marterwerkzeug) zerſtach, bald die Flamme brannte, da verließ mich das Fleiſch in dem Kampfe; nicht der Geiſt, ſondern der Leib ermattete in den Schmerzen. Solche Umſtände können Verzeihung ſchnell bewirken. So gnadete einſt der Herr dem Caſtus und Aemilius. So ſtellte er ſie, die im erſten Treffen ſcheinbar Beſiegten, im zweiten als Sieger dar, und machte, daß dieſelben Flammen, denen ſie anfangs wichen, nur zur Stärkung und Hebung ihres Muthes und ihrer Tapferkeit gereichen mußten. Sie flehten um Verzeihung für ihre Schwäche nicht mit Mitleid und Erbarmung erregenden Thränen, ſondern mit Wunden; nicht mit kläglicher Stimme nur, ſondern mit zerfleiſchtem und ſchmerzhaftem Körper. Statt der Zähren floß das helle Blut von ihren halbverbrannten Gliedern nieder;" alſo Cyprian. — „Solches," will der Kirchenvater ſagen, „fordert Abſolution für die momentan eingetretene Schwäche des armen leidenſcheuen Fleiſches."

Auguſtinus in ſeiner Gedächtnißrede iſt der Meinung, daß Caſtus und Aemilius durch den Ueberſchwang ihrer Liebesempfindungen für Jeſu verleitet worden ſeien, das Maas ihrer eigenen Kraft und Stärke zu überſchätzen. Es habe darum, ſagt er, der Herr zuerſt als ein weiſer Arzt mit ſchmerzlichem Meſſerſchnitt, aber nur damit ſie gründlich geſundeten, jenes Selbſtvertrauen aus ihnen wegnehmen müſſen, um ſie dann in ſeiner Kraft als ruhmgekrönte Sieger über den nicht erſt ſie verſuchenden, ſondern über ſie ſchon triumphirenden Feind hervorgehn zu laſſen. Er ermahnt deshalb ſeine chriſtlichen Zuhörer, ihr Heil und ihre Kraft niemals in ihnen ſelbſt, ſondern allezeit in der Gnade des Herrn zu ſuchen, und ruft ihnen zu: „Was wir haben, befehlen wir es Gott, und was uns mangelt, erfahren wir's von ſeiner Güte!"

Exempel wie dasjenige des Caſtus und Aemilius, können einerſeits unſere Bewunderung für die Blutzeugen Jeſu Chriſti nur ſteigern, indem ſie uns die namenloſen Schauer und Schrecken des

Martyriums vergegenwärtigen, welchen jene Edlen, denen ihre Rettung nur ein Wort gekostet haben würde, aus freister innerer Bewegung sich unterzogen; andrerseits aber müssen sie uns mit der tiefsten Anbetung des treusten Hüters und Hirten erfüllen, dessen Kraft in der Schwachheit der Seinen, denen er alle Wege zur Seite steht, so mächtig ist, und der sie nie über Vermögen versucht werden läßt. Uebrigens scheiden wir, wenn wir an die Glaubensohnmacht unserer Tage gedenken, nicht ohne die tiefste Beschämung von der Marter- und Siegesstätte jener beiden eines fortdauernden Gedächtnisses so würdigen Glaubenshelden, und erinnern uns zugleich des Verses aus dem bekannten Lutherliede „Von den zween Märtyrern zu Brüssel von den Sophisten verbrannt," welcher lautet:

„Die Aschen will nicht lassen ab;
Sie stäubt in allen Landen.
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen." —

F. W. Krummacher in Potsdam.

---

4. Ephraem der Syrer.

9. Juli.

Dieser sogenannte Prophet der Syrer erblickte gegen den Anfang des 4. Jahrhunderts das Licht der Welt, wo sein Vater als Götzenpriester, Priester des Gottes Abnil, fungirte; seine Mutter stammte aus dem benachbarten Amida. Ephraems Vater war ein fanatischer Priester, ein Mann, der noch mit ganzer Seele an dem alten Irrglauben hing. Schon war aber das Christenthum gerade in das Herz dieses Landes zu weit vorgedrungen, als daß es nicht auch einen Weg zu dem Hause des Götzenpriesters hätte finden sollen. Der religiös empfängliche und in der priesterlichen Wohnung lebendig angeregte Knabe ward mit einem Christen bekannt und ließ sich bei seinem tief religiösen Sinn gern von ihm über das Christenthum unterhalten. Wie hätte der Empfängliche sich nicht bald von dem verabscheuungswürdigen Götzencultus ab-

wenden und der ewigen Licht- und Wahrheitssonne zuwenden sollen? Der Vater bemerkte mit Entrüstung die in dem Knaben vor sich gehende Umwandlung; er ertappte ihn gradezu in seinem Verkehre mit dem Christen und ließ ihn schwer für die Frevelthat büßen. „Gottloses Kind," rief er dem hart Gestäupten zu, „fort aus dieser fluchwürdigen Gesellschaft! Ich aber werde hingehen, die Götter um Gnade für dich anflehen und dich mit ihnen zu versöhnen suchen." Er ging; diese sahen aber schärfer, als er. Der ihm im Tempel angeblich erscheinende Böse lobte zwar seinen Eifer, wies ihn aber mit seinem Gnadengesuche ab. Dieser sein Sohn werde einst ihr entschiedenster Gegner und gewaltigster Feind werden. Fortjagen solle er ihn, weithin fortjagen, wenn ihm der alte Verkehr mit ihnen, der alte Cultus am Herzen liege." Jedenfalls kam das dem Vater hier im Tempel recht zum Bewußtsein, ihm, der seinen Sohn tief durchschaut hatte. Im fanatischen Eifer eilte er deshalb nach Hause und rief demselben in gewaltiger Aufregung zu: „Hier kannst Du nicht länger weilen, fort, mir für immer aus den Augen! Dein Verbrechen ist ans Tageslicht hervorgetreten; Du bist ein entschiedener Feind meiner Götter geworden."

Dieser schwere Unwille des blind eifernden Vaters beugte aber den charaktervollen Knaben nicht; freudig sah er sich vielmehr die Flucht bewilligt, an die er schon manchmal in der innigen Liebe zu seinem Christus gedacht hatte. Verstoßen aus dem väterlichen Hause begab er sich sofort auf den Weg, nicht wissend, wohin, auf seinen Gott sich verlassend. Ein unbewußter Zug des Herzens führte ihn nach Nisibis zu dem h. Jakob, dem dortigen Bischof, einem treuen aufrichtigen Christen, der diese Treue durch ein treues Bekenntniß unter dem wüthenden Maximin besiegelt hatte, eben deshalb aber auch einem entschiedenen Gegner alles Irr- und Wahnglaubens. Der wahre Seelenhirte nahm sich sofort des hoffnungsvollen Jünglings, der schon eine so große Charakterentschiedenheit an den Tag gelegt hatte, an, zog ihn in seinen näheren Umgang, unterrichtete gern den lernbegierigen in den Heilswahrheiten und nahm ihn bald in die Zahl der Katechumenen auf. Ephraem wußte ihm dafür den besten Dank zu spenden; Jakob ward ihm nicht nur ein Lehrer, sondern auch ein lebendiges Vorbild echten Christenthums. Wie jener, gewann er sich deshalb auch die Achtung und Liebe Aller durch seine Frömmigkeit, Enthaltsamkeit und ascetisch-strenge Lebensweise.

Er ward eine Säule der Kirche und auch zugleich der aufblühenden Schule zu Nisibis, ein treuer Mitarbeiter seines Lehrers an ihrem Auf- und Ausbau. Es war grade damals die Arianische Ketzerei ausgebrochen und die Synode nach Nicäa ausgeschrieben worden, um der Kirche die verlorne Ruhe der Einheit wieder zu geben. Es ließ Ephraem keine Ruhe; im innern Lebensdrange zog er mit seinem väterlichen Freunde, der ihn gern mit sich nahm, und noch andern Bischöfen der Umgebung zu dem großen ökumenischen Concil. Die großartige Versammlung, der Ernst und die Tiefe der dort gepflogenen Verhandlungen konnten nicht ohne Eindruck an dem Jüngling vorübergehen. Wie es selbst den katholischen Glauben fest stellte, stellte es auch unsern Ephraem noch fester auf den katholischen Glaubensgrund.

Es trat nach demselben bekanntlich eine gewaltige Bewegung in der Kirche ein; zugleich begannen die Angriffe der Perser auf Nisibis, welche mit der Stadt auch die aufblühende junge Kirche bedrohten. Jakob und Ephraem beeiferten sich, um die ermattende Kraft der Ihrigen der Uebermacht des Feindes gegenüber immer wieder zu beleben. Namentlich erbat sich Ephraem von seinem Vater die Erlaubniß die Mauern ersteigen und den gerechten Fluch auf den übermüthigen Feind schleudern zu dürfen. Wohl geschahen unter der Kraft gebenden geweckten Begeisterung Wunder der Tapferkeit, wohl wurden die Perser anfangs gezwungen, die Belagerung aufzuheben; umsonst, es ereilte die Stadt doch ihr Verhängniß. Nisibis wurde i. J. 350 von den Persern genommen und die Schule daselbst zerstört. Welche Verehrung aber Jakob und Ephraem damals genossen, mag noch die Erzählung beweisen, daß auf ihr Gebet hin, wie einst über die Aegypter so über das Persische Heer schwere Plagen gekommen seien (ungeheure Schwärme Ungeziefers sollen sie und ihre Pferde und Elephanten gepeinigt haben) und sie genöthigt haben wenigstens für damals von der Belagerung abzustehen. Sie standen so hochgeachtet in der Gemeinde da, wie ein Moses und Aaron. Sonst ist uns aus dieser Zeit der stillern Lern- und Lehrthätigkeit Ephraems nichts weiter bekannt, als daß er nach bestimmter Angabe 28 Jahre alt getauft wurde. Man hat gefragt, von wem? Kaum möchte hierüber ein Zweifel sein können. Jakob, sein geistiger Vater, war ohne Zweifel derjenige, von dem er die Weihe der Taufe erhielt. Er scheint sich nicht früher für eine solche reif gehalten zu haben; eben deshalb sehen wir ihn auch nicht in ein Kirchenamt eintreten, dem er sich nicht etwa aus Furcht und Bangigkeit bei den drohen-

den Verfolgungen, sondern aus zu großer Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht entzog.

Nisibis war also von den Persern genommen und die Schule daselbst zerstört worden; die christliche Kirche wurde mit Feuer und Schwerdt verfolgt. Was sollte Ephraem hier länger weilen? Wohl wäre es seine Pflicht gewesen, als treuer Kirchenhirte bei seiner Heerde auszuharren: er war aber nicht in den Kirchendienst eingetreten. Hierzu kam noch, daß der Bischof Jakob grade noch zur rechten Zeit vor der Katastrophe gestorben war. So begab er sich trauernd nach seiner Mutterstadt Amida, bald aber, da auch hierher das Kriegsgestürm drang (es ward 349 befestigt) nach dem alten ehrwürdigen Sitze des Christenthums, nach Edessa: die Stadt mit ihren Klöstern gewann beim ersten Anblicke so viel Anziehendes für ihn, daß er sofort beschloß, hier bis ans Lebensende zu bleiben. Wie für die Stadt selbst, so gewann er auch für die Einwohner ein gutes Vorurtheil. Ein Fluß, Namens Daisan, bespült die Mauern der Stadt; Frauen waren hier bei seinem Kommen mit Waschen beschäftigt. Eine faßte den Fremdling dreist ins Auge, daß er sich unwillig mit der Frage an sie wandte: „Wie kannst du so schamlos um dich blicken? solltest du nicht vielmehr die Augen zur Erde niedersenken?“ Diese aber antwortete schnell gefaßt: Solltest du nicht vielmehr zur Erde niederblicken, der du aus Erde gemacht bist, und sollte ich dich nicht anschauen dürfen, die ich von dir genommen bin? „Wie mögen doch hier die Männer begabt sein,“ dachte der über die Antwort verwunderte, „wenn schon die Frauen solchen Scharfsinn an den Tag legen.“

So trat Ephraem mit schönen Hoffnungen in die Stadt und zwar, um nicht unthätig zu sein, in die Dienste eines Badewirthes; er konnte aber in solchem Dienste seinen höhern Lebensberuf nicht verleugnen. Im alten Glaubenseifer ward die Bekehrung der auch hier noch sehr zahlreichen Heiden, deren Irrglaube ja grade ihm recht klar geworden, sein eigentliches Ziel. Da trifft ihn einst ein Mönch mit weißen Haaren mitten in dieser Thätigkeit und nimmt an seinem innigen Verkehre mit den Heiden nicht wenig Anstoß. Nachdem er sich nach seinen frühern Lebensverhältnissen erkundigt, ruft er ihm zu: „Wie kannst du doch als Christ in solchen Verkehr treten, solltest du dich nicht überhaupt von der sündigen Welt zurückziehen?“ Es war das ein Wort, das in der Seele des ascetisch gesinnten grade jetzt großen Anklang finden mußte. Er sprach sofort seine volle Geneigtheit dazu aus. „Nun so mache dich,“ sagte der Greis, „zum Heil deiner Seele auf den

Weg, besteige dort den Berg und wende dich an einen der älteren Mönche, auf daß er dich zur wahren christlichen Vollkommenheit hinleite. Ephraem hörte das Gebot mit aller Freude, folgte dem Rufe wie einem höhern, zog die Mönchskleider an und begab sich in eine Höhle, wo er unter Fasten und Gebet sich ganz in das Studium der Schrift vertiefte. Jetzt hatte er auch Muße, den Gewinn desselben in Wort und Schrift zu fassen. Bald soll der Greis, der sein Führer zum Berge war und natürlich ihn auf der neuen Lebensbahn nicht aus den Augen verlor, in nächtlicher Stille einen Engel mit einem innen und außen beschriebenen Buche niedersteigen gesehen und einen andern Engel fragen gehört haben: „Wen glaubst du, werde ich mit diesem Buche belohnen?“ „„Origines, den Mönch der ägyptischen Wüste, den Schüler des h. Antonius.““ „O nein, du irrest.“ „„Nun dann wohl den Mönch Julianus in den nördlichen Gegenden?““ „O nein, du irrst auch hierin. Niemand ist jetzt würdiger dieses Buches, als der h. Ephraem.“ Schon an der Mutterbrust soll man auch einen Weinstock aus seiner Zunge emporwachsen gesehen haben, der, bis zum Himmel aufgeschossen, mit Tausenden von Trauben und aber Tausenden von Beeren prangte: ein treffendes Symbol für die große Produktionskraft unsres Ephraem, für die große Zahl seiner biblisch-ascetischen Erklärungsschriften und die noch größere seiner heiligen Gesänge. Der Greis sah sich in seinen hohen Erwartungen nicht getäuscht; er fand die von ihm verfaßten Erklärungsschriften zu den Büchern Moses so vortrefflich, so voll von göttlicher Weisheit, daß er sie mit sich nahm und dieselben den ersten Männern der Stadt, den Lehrern der Schule und ihren Zuhörern und der Geistlichkeit vorlegte. Schon wollten sie ihm selbst dafür huldigen, da verwies er sie auf Ephraem und erzählte ihnen Alles, was er früher in der Vision geschaut hatte. Bald machte man sich auf nach der Höhle, um ihn aus ihr ans Tageslicht hervorzuziehen. Ephraem bemerkte die Kommenden und ahnete die Ursache; sofort machte er sich davon und verbarg sich in dem dichtesten Wald des benachbarten Thales. Da erst sich recht besinnend, hörte er die mahnende Engels- oder Gottesstimme, nicht aus Liebe zur Ruhe das Joch von der Schulter abzuschütteln und das Licht unter den Scheffel zu setzen. So andern Sinnes machte er sich auf den Weg nach Edessa, im Bewußtsein der neuen Aufgabe am Thore den Herrn um Kraft bittend, allen Ketzereien mit Erfolg entgegen treten zu können. Es war Abends, als er in die Stadt einzog; er blieb so im nächsten Thurme der Stadtmauer und trat

erst am folgenden Tage unter das Volk. Seine gestrige Flucht und sein heutiges unerwartetes Auftreten erweckte zwar einiges Befremden und selbst Zweifel an Identität seiner Person; er wußte sich aber bei näherer Prüfung so auszuweisen, daß die ihm gewordene himmlische Gnade und Weisheit nur noch in ein helleres Licht trat. Ein weissagender Mönch, der ihm zufällig begegnete, rief noch dazu mit lauter Stimme vor dem Volke aus: „sehet, das ist der vom Herrn Auserkohrne, der alle Ketzereien vernichten und die Trespe von dem Waizen scheiden wird. So geschah es denn nun auch: Ephraem ward der entschiedenste Feind und der Schrecken, ebendeshalb aber auch der Haß aller Ketzer. Nicht bloß mit Worten, Spott und Hohn, sondern auch mit Waffen und Knütteln fielen sie über ihn her und steinigten ihn fast zu Tode. Glücklich entging er zwar noch ihren Händen, hielt es aber, wiederhergestellt, doch für rathsam, sich wieder in seine stille Klause auf dem Berge zurückzuziehen und den begonnenen Kampf nur mit scharfen Schriften und Briefen fortzuführen. Zugleich wirkte er aber auch hier als Lehrer derjenigen, die sich zu ihm hindrängten, und bildete eine Menge bedeutender Schüler, welche die lebendigen Träger seines Geistes und der Stolz und Ruhm der Syrischen Kirche wurden.

Unter der Zeit war Basilius der Große, der Begründer eines neuen thätigeren Mönchslebens, so wie es auch Ephraem genehm war, und einer neuen Klosterregel immer berühmter geworden. Wie mußte es nicht unsern Ephraem, den ernst-ascetisch gesinnten, zu ihm, dem Geistesgenossen, mächtig hinziehen? Mitten in seinem Gebete hatte er gegen den Altar zu eine leuchtende Säule von unermeßlicher, bis zu dem Himmel hinan reichender Höhe gesehen und die Worte gehört: „Eine solche feurige Säule ist Basilius," wie hätte ihn nicht eine Sehnsucht erfassen sollen, an dem Glanze dieses Meteors sich einmal recht lebendig zu erfreuen? Noch lebte aber außer dieser eine andere tiefere Sehnsucht in seinem Herzen. Er hätte gerne auch selbst die Geburtsstätte des Mönchslebens, die Heimathsstätte der größten, verehrungswürdigsten Asceten, seiner Vorbilder, nämlich Aegypten betreten und sich noch höhere Lebenskraft geholt. Erst also nach Aegypten und dann nach Kappadocien, ward jetzt der Wahlspruch des Asceten. Bald war er auf einem Schiffe, auf dem er die Geistesruhe behauptete, als die Wellen in Empörung geriethen und Meerungeheuer das Schiff bedrohten. Voll Achtung und Bewunderung des Gottesmannes, der den Sturm beschworen hatte, dem Unge-

heuer getrost mit dem Kreuz entgegengetreten war, schieden die glücklich in Aegypten angekommenen Schiffsleute von dem anfangs nicht gekannten Reisegefährten; Ephraem aber begab sich sofort nach der Stadt Antin (Antonia) und von da nach der scetischen oder nitrischen Wüste. Hier fand er zuerst, in einer Höhle verborgen, den Einsiedler Pesoë (Pasäus), mit dem er eine Woche, sieben wahre Feiertage, verlebte, und zog dann tiefer in die Wüste um noch andere treue Asceten und Glaubenshelden aufzusuchen. So feierte er noch manchen Festtag, doch fehlten neben den Rosen nicht ganz die Dornen auf seinem Wege. Die arianische Ketzerei hatte grade auch in ihrem Heimathslande weithin um sich gegriffen. Es gab deshalb für den so entschiedenen Freund des orthodoxen Glaubens auch hier bald Kampf und Arbeit. Ein berühmter Patron der arianischen Ketzerei erlaubte sich sogar die heftigsten Ausfälle gegen ihn, als er einen von ihm Gewonnenen eines Bessern zu belehren suchte. Ephraem ließ sich aber nicht einschüchtern; jener schien ihm vom bösen Geist selbst besessen zu sein und er rief deshalb aus: „Die Kraft Gottes strafe dich, du Feind aller Gerechtigkeit; laß ab, dieses Gebild Gottes zu mißbrauchen.“ Der von dem ernst strafenden Worte schwer Getroffene stürzte zu Boden und gerieth in die gewaltigste Aufregung. Eine neue Beschwörung mit dem Kreuzeszeichen, die freundlich dem noch am Boden Liegenden dargereichte Hand brachte ihm aber bald Ruhe und mit dieser die Rückkehr zum wahren Glauben. Solche Wunder der Kraft sicherten Ephraem eine immer erweiterte Wirksamkeit; wenn auch nicht 8 Jahre, mag er doch längere Zeit hier geblieben sein und, selbst gewinnend, auch Andern reichen Gewinn gebracht haben.

Endlich konnte er die nie aufgegebene Reise zu Basilius antreten. Es war grade das Epiphanienfest, als er hier ankam. Er hörte, daß Basilius den folgenden Tag in die Kirche kommen und predigen werde. Hier sah er ihn denn auch zum ersten Male vor sich; er hörte nicht nur mit Ehrfurcht und steigender Bewunderung den großen Kanzelredner, sondern sah auch nach einer Angabe eine Taube, das Symbol des h. Geistes, auf seiner Schulter sitzen, welche ihm die geistvollen Worte zuflüsterte. Eben so soll aber auch umgekehrt Basilius durch den h. Geist Ephraem den Syrer erkannt oder ihn zwischen zwei Engeln in blitzesähnlicher Strahlenkleidung, Symbol seines keine Schonung kennenden Feuereifers, gesehen haben. Sicher erkannten sich beide Männer bald im Grunde ihrer Seele und lernten sich so hoch achten und lieben.

Natürlich suchte deshalb auch Basilius den eben so frommen als gelehrten Mann für den Kirchendienst zu gewinnen. Nur mit Mühe brachte er es aber dahin, daß sich der Bescheidene zur Diakonatsweihe stellte.

Beide hatten übrigens von einander gelernt, Basilius namentlich soll die Winke des tüchtigen alttestamentlichen Exegeten umsichtig benutzt haben. Sie wurden sich selbst Lehrer in Bezug auf die Sprache. Syrisch soll ihm Basilius bei der Taufe ein „Stehe auf" zugerufen, Ephraem dagegen griechisch den Segen des Herrn über sich herabgefleht haben. So wenigstens nach einer Darstellung.

Lange konnte Ephraem aber nicht bei Basilius verweilen; die Sorge um die vielbewegte Heimathskirche führte ihn zurück. Eine verderbliche Ketzerei war dort ausgebrochen; die Anhänger des Bardesanes, des syrischen Hymnensängers und Lehrers höherer Weisheit hatten vorzüglich hier die Oberhand gewonnen. Ein von ihm geschriebenes, Viele verführendes Buch erfüllte Ephraems Seele mit tiefer Trauer. Mit aller seiner Kraft und rastlosen Thätigkeit trat er gegen die Irrlehren auf. Als er bemerkte, daß sich die Edessener vorzüglich durch die einschmeichelnden Töne der Musik verlocken ließen, errichtete er Jungfrauenchöre, dichtete Hymnen auf alle Heilshandlungen, auf die Märtyrer und Dahingeschiedenen ꝛc., prägte sie ihnen ein und ließ an den Fest- und Sonntagen die h. Jungfrauen singen. Er aber war die Seele des Ganzen und leitete, wie ein Meister der Tonkunst, die sich übenden Chöre. Das einsichtsvoll gewählte Mittel verfehlte nicht seinen Zweck; die kirchlichen Gesänge verdrängten die unkirchlichen.

Vier Jahre waren so verflossen, seitdem er Basilius verlassen hatte, als dieser, der hehren Erscheinung eingedenk, zwei seiner ausgezeichnetsten Schüler, Theophilus und Thomas, nach Edessa zu Ephraem schickte, um ihn zur Bischofsweihe noch einmal zurückzuführen. Er befahl ihnen zwar, wohl wissend, wie wenig Ephraem solche hohe Würde begehre, mit aller Vorsicht zu handeln; der errieth aber doch bald ihre Absicht. Er stellte sich, um sie zu vereiteln, sofort närrisch. Er änderte seine Kleidung, ging in Lumpen umher, lief auf den Straßen zwecklos auf und ab, aß vor allen Leuten und ließ den Speichel in den Bart fließen. Die Gesandten, die ihn in solchem ekelhaften Zustande sahen, ließen sich nun auch wirklich täuschen und kehrten mit der Nachricht zurück, daß der Mann ein Narr geworden. Basilius sah aber tiefer und rief unter Thränen und Seufzern aus: „O nein, ihr seid die

Narren, Ephraem aber, den die Welt als einen verborgenen Edelstein noch nicht gehörig gewürdigt hat, ist ein gottweiser Mann." So blieb Ephraem in seiner bescheidenen Würde zu Edessa, vorzüglich als Dichter immer größere Verdienste und Anerkennung sich gewinnend; er blieb in derselben bis auf die Zeit Julians des Abtrünnigen, dem er auch mit seiner siegreichen Waffe, seinen schwungvollen Gedichten, entgegentrat. In der That wußte er eine solche Begeisterung in Edessa zu erwecken, daß eine zum Götzendienst auffordernde Gesandtschaft desselben mit der größten Entschiedenheit und einer auf Alles gefaßten Glaubenstreue abgewiesen wurde. Es ist ein schönes Zeugniß für Edessa und seinen Propheten, daß Julian aus lauter Haß gegen die seit alten Zeiten Christus treu zugewandte Stadt nicht sie, sondern das benachbarte Haran (Charras) mit einem Jupiterstempel besuchte. Julian soll selbst in seinem Grimme daran gedacht haben, die Edessener nach dem Perserkrieg für ihren Glaubenstrotz zu züchtigen; es war aber anders beschlossen. Julian fand seinen Untergang; der hochbetagte Ephraem, der noch zuletzt dem Kaiser selbst Widerstand geleistet hatte, hielt aber hiermit seinen Lebenskampf für geschlossen und zog sich in der jetzt wieder eintretenden Zeit größerer Ruhe in seine Klause zurück, die er nur ungern verlassen hatte. Nur einmal noch trat er aus derselben hervor, als eine bittre Hungersnoth über Edessa kam und es ihn der Hungernden jammerte. Mit seinem eindringlichen Worte wandte er sich noch einmal an die Reichen und Begüterten und führte ihnen ihr selbstisches habsüchtiges Wesen ernst zu Gemüthe. Erschüttert wollten sie es zwar nicht Wort haben, daß sie keine andre Sorge hätten, als die für ihre irdischen Güter, und verschanzten sich hinter den gewöhnlichen Vorwand, daß es sehr schwer sei, beim Geben den wahrhaft Hülfe Bedürftigen und derselben Würdigen heraus zu finden. Ephraem wußte aber der Ausrede zu begegnen. „Was ist," rief er aus, „eure Meinung über mich?" Als sie ihm volle Gerechtigkeit als einem durch und durch redlichen und erprobten Manne widerfahren ließen, bat er sie, ihm diese schwere Aufgabe lösen zu lassen. Und bald standen 300 Betten in den öffentlichen Hallen, bereit zur Aufnahme und Verpflegung der Kranken, Fremden und der vom Lande herbeigekommenen Nothleidenden.

Mit diesem schönen Liebesacte schloß er seine geweihte öffentliche Laufbahn. In seine Zelle zurückgekehrt, sollte er noch den Tod seines Seelenfreundes Basilius erleben. Er erschütterte ihn

tief; seine Muse wand dem Freunde noch einen Ehrenkranz. Es war dies sein Schwanengesang. Todesahnungen traten immer bestimmter vor seine Seele; er machte bald sein Testament. Eine tiefe Bewegung gab sich aber im Volke kund, als man von dem drohenden Verluste hörte; viele kamen, um den Propheten noch einmal zu sehen. Er segnete Alle und verschied, nachdem er die Trauernden noch beschworen hatte, ihn einfach auf dem öffentlichen Gottesacker zu begraben. So geschah es denn auch; eine ungeheure Menge Volkes, die Gesammtgeistlichkeit und ein langer Zug von Mönchen aller Gattungen gaben ihm das letzte Geleite. Unter Psalmen und Hymnen ward der Hymnendichter ins Grab gelegt. Sein Körper blieb jedoch nicht hier; er wurde später in die ihm geweihte Kirche übergesiedelt. Er starb nach der Angabe seiner alten von uns benutzten Lebensbeschreibung den 15. Juni, nach der Annahme der alten Kirche den 28. Januar oder 1. Februar. Jedenfalls nach verschiedenen, hier nicht weiter zu erörternden Combinationen in den ersten Monaten des Jahres 379 kurz nach dem Tode des Basilius.

Aus dieser seiner Lebensbeschreibung ergibt sich, daß Ephraem eine geistig hochbegabte, sehr lebendige und kräftige, ja leidenschaftlich erregbare Persönlichkeit war, die, was sie erfaßte, mit aller Innigkeit und Entschiedenheit erfaßte, so daß er selbst das prinzipiell Uebertriebene und Verkehrte bei der Auswahl der Mittel zur Verwirklichung an sich guter Zwecke übersah. Es ergibt sich, daß er Christ und zwar katholischer mit ganzer Seele, ja mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit war, die er nicht immer zu meistern wußte. So erzählt ein Lobredner desselben, daß er unter dem Vorwande, selbst ein Anhänger des Apollinaris zu sein, von einer Anhängerin desselben seine Bücher erhalten, die er dann so mit Fischleim verklebt habe, daß der schon bejahrte Apollinaris, der sich auf sie verließ, bei einer Unterredung mit den Katholischen in bittre Verlegenheit gerieth und voll Schimpf den Kürzeren zog. Analogieen hierzu finden wir wirklich in der oben gegebenen Lebensbeschreibung. Es ergibt sich weiter, daß er bei dieser Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit seines Wesens, die nur allmälig einer größeren Ruhe wich, ein geborner Streiter des Herrn war, eine Eliasnatur, ein Mann, den Basilius mit Recht zwischen den Engeln mit dem Blitzesgewande sah und ganz recht als einen derer bezeichnete, von welchen der Herr sage: „Ich bin gekommen, das Schwerdt auf die Erde zu werfen.“ Wo es ihm immer nöthig schien, bestieg er das Kampfroß und zog so unermüdlich gegen alle

Ketzereien in seiner Umgebung, gegen die Gnostiker, die Bardesaneaner, Arianer, Manichäer, Apollinaristen ꝛc., die grade hier in Syrien, dem Lande der Religionsmischerei zahlreicher, als irgendwo hervortraten, zu Felde. Er hat nun in der That auch das Verdienst gewonnen, die kirchliche Lehre gleich den drei großen Kappadociern, vor Allem dem Basilius, treu geschützt und das Schifflein seiner Kirche unversehrt durch die Wellen einer wild fluthenden Zeit geleitet zu haben. Es ergibt sich ferner, daß Ephraem, wie er auch auf dem Gebiete der Wissenschaft mit großer Einsicht und reichem Wissen arbeitete, doch im Grunde eine praktische Natur war, die im Wirken und Ringen für Christus, in einer edlen Proselytenmacherei, in einem unermüdlichen Erbauungseifer allein ihre volle Befriedigung fand. Nur in diesem Eifer schrieb er auch seine stets erbaulichen Erklärungsschriften über die Bücher des alten und neuen Testamentes; nur in diesem ward er ein begeisterter Sänger, der sogenannte Prophet der Syrer, die Cither des h. Geistes. Eben so ergibt sich aber auch zuletzt, daß er im Geiste der Zeit und im Besondern auch seiner Kirche als eine ernst sittliche Natur ein Freund des Mönchslebens werden und vor Allem in der Unterdrückung der eignen sinnlichen Regungen und in der treuen Vollziehung frommer Uebungen seine höchste Lebensaufgabe finden mußte. Freilich zog es ihn immer wieder bei dem lebendigen Interesse an dem Entwicklungsgange der Kirche hinaus ins Leben; nichts desto weniger ward er persönlich noch mehr, als ein Basilius, ein Träger der Mönchsfrömmigkeit, die damals als ein Theil des großen Kampfes des Christenthumes mit der Welt und dem Heidenthume ihre Berechtigung hatte.

E. F. Gelpke in Bern.

---

5. Meletius, Bischof von Antiochien,

und das zweite allgemeine Concil in Constantinopel.

12. Mai.

Die hervorragende Erscheinung des Bischofs Meletius von Antiochien, welche uns, in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts auf dem Gebiet der morgenländischen Kirche, dem Schauplatz der heftigsten Lehrstreitigkeiten, wie der verderblichsten Kirchenspaltungen entgegentritt, können wir nicht zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, ohne die gewaltigen Bewegungen

in das Auge zu fassen, welche damals die Kirche in Lehre und Leben erschütterten und in welche er mit seiner Person, seinem Leben und Wirken verwickelt war.

Gleichzeitig mit dem äußeren Siege der Kirche über die heidnische Welt entbrannte im Innern der Kirche ein heftiger Streit, welcher sich um die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, insbesondere um die Frage wegen des Verhältnisses des Sohnes zu dem Vater und zu der geschaffenen Welt drehte.

Freilich erschien die arianische Irrlehre, daß der Sohn nicht gleichen Wesens mit dem Vater von Ewigkeit, sondern nur ein durch den Willen Gottes vor der Erschaffung der Welt aus Nichts ins Dasein gerufenes Geschöpf und Mittelwesen zwischen Gott und Welt sei, durch das Bekenntniß der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325), daß der Sohn aus dem Wesen des Vaters gezeugt und nicht geschaffen, also ewigen und mit dem Vater gleichen Wesens sei, äußerlich überwunden. Aber die inneren Gegensätze der Parteien, der entschieden arianischen, welcher viele morgenländische Bischöfe angehörten, und derjenigen, welche die Gleichwesenheit des Sohnes mit dem Vater bekannte, waren keineswegs dadurch aufgehoben. Zwischen beiden mitteninne stand, nach beiden Seiten hinüber schwankend, die von dem Bischof Eusebius von Cäsarea repräsentirte theologische und kirchliche Mittelpartei, welche zu Nicäa ursprünglich die meisten Anhänger zählte aber zuerst theilweise unter dem Einflusse des Kaisers und durch die Liebe zum Frieden bewogen mit ihrer unbestimmteren Lehre von der Unvergleichbarkeit des Sohnes mit allen Geschöpfen und seiner vollkommenen Wesensähnlichkeit mit dem Vater dem Bekenntniß von der Gleichwesenheit sich anbequemte und dann in dem weiteren Verlaufe des Kampfes zwischen dem Arianismus und den Anhängern des nicänischen Symbols unter der Führung des Bischofs Eusebius von Nicomedien, der seit 338 Bischof von Constantinopel war, als diejenige Partei sich heraus bildete, welche lehrte, daß der Sohn von Ewigkeit aus dem Wesen des Vaters gezeugt sei, aber nur ähnlichen Wesens mit ihm und ihm untergeordnet sei, und später als semiarianische Partei bezeichnet wurde.

Unter dem eifrig arianisch gesinnten Kaiser Constantius wurden seit 353 die Bekenner des nicänischen Glaubens aufs heftigste verfolgt, indem die Partei der strengen Arianer und die eusebianische Mittelpartei mit einander gemeinschaftliche Sache wider sie machten. Aber diese Vereinigung brach bald wieder auseinander,

als die entschiedenen Anhänger der arianischen Lehre in der weiteren scharf verstandesmäßigen und schriftwidrigen Entwickelung derselben bis zu der Behauptung fortschritten, daß der Sohn dem Vater in Allem unähnlich sei. Nun wandten sich Viele, die sich früher aus Unkenntniß über die inneren Gegensätze, um die es sich handelte, in gutem Glauben an die Mittelpartei angeschlossen hatten, der nicänischen Lehre zu. Noch mehr Anhänger gewann dieselbe, als mit dem Tode des Constantius 361 die nicänische Richtung, deren hervorragendster Vertreter der durch viele Leiden und Verfolgungen hindurchgegangene glaubensstarke und heldenmüthige Athanasius, Bischof von Alexandria in Aegypten, war, zunächst im Abendlande wieder zur herrschenden wurde und dann auch im Morgenlande mehr und mehr zur Geltung gelangte. Dazu trugen nicht wenig die heftigen Verfolgungen bei, mit welchen der entschieden arianisch gesinnte Kaiser Valens im Morgenlande nicht blos gegen die Anhänger des Athanasius, sondern auch gegen die Semiarianer wüthete, deren Reihen nun durch Uebertritt zu der ersteren Partei sehr gelichtet wurden.

Aber schon vor diesen Verfolgungen hatten die aus der Verbannung, in die sie Constantius geschickt hatte, zurückgekehrten bekenntnißtreuen Bischöfe denen, die in den früheren Verfolgungen nur aus Menschenfurcht und Schwachheit des Fleisches dem Bekenntniß des nicänischen Glaubens untreu geworden waren, durch freundliches brüderliches Entgegenkommen die Rückkehr zu demselben möglichst erleichtert. Eine zahlreiche Synode, welche 362 in Alexandria unter dem Vorsitz des Athanasius abgehalten wurde, verfuhr mit Milde und Schonung gegen diejenigen, die sich unter dem Druck der kaiserlichen Gewalt aus Schwäche zur Annahme des arianischen Bekenntnisses hatten bestimmen lassen. Wir wünschen, sagten sie, daß wer noch fern von uns steht und sich den Arianern zugesellt zu haben scheint, von seinem Wahnsinn zurücktrete, so daß Alle überall sagen mögen: Ein Herr, ein Glaube; denn was ist so herrlich und lieblich, als daß, wie der Sänger sagt, Brüder einträchtig bei einander wohnen (Ps. 133, 1).

Allein in der antiochenischen Kirche dauerten die durch den Arianismus verursachten Spaltungen zu großem Schaden nicht blos der Gemeinde in Antiochien, sondern auch der gesammten Kirche, wie wir sehen werden, sehr lange Zeit ununterbrochen fort. Bald nach dem Jahr 360 wurde der Bischof Meletius die Veranlassung zu einer neuen Gestaltung dieser kirchlichen Zwistigkeiten, die sich in der nach seinem Namen genannten Kir-

chenspaltung darstellte, obwohl er keineswegs selber die unmittelbare Schuld an dieser Spaltung trug, sondern mit seiner Person und seinem Amt nur der nicht gewollte Anlaß zum erneuerten Ausbruch der längst schon vorhandenen kirchlichen Differenzen wurde.

In Antiochien hatte sich nämlich schon seit dem Jahr 330 eine tiefgehende Kirchenspaltung vollzogen. Die zur Herrschaft gelangte arianische Partei hatte den Bischof Eustathius, einen entschiedenen Vertreter des nicänischen Bekenntnisses, seines Amtes entsetzt, und einen Arianer an seine Stelle berufen. Die Folge davon war, daß ein großer Theil der Gemeinde, der sich in treuem Festhalten an dem Bekenntniß der Gottgleichheit des Sohnes dem arianischen Kirchenregiment nicht unterwerfen wollte und dem Bischof Eustathius mit unveränderter Liebe anhing, sich unter dem Namen der Eustathianer als eine besondere Kirchengemeinschaft bildete. Als nun im J. 360 einer von den vielen seitdem schnell auf einander gefolgten arianischen Bischöfen von Antiochien, mit Namen Eudoxius, sein Amt niederlegte, um sich nach dem Siege, welchen seine Partei über die semiarianische Richtung davon getragen hatte, an Stelle des abgesetzten Bischofs Macedonius von Constantinopel in den Besitz des Bisthums daselbst zu versetzen, wurde in Antiochien eine neue Bischofswahl nöthig. Nach langem Streit darüber wurde von der immer noch herrschenden arianischen Partei Meletius, der, aus der Landschaft Melitene in Armenien stammend, wegen seines ausgezeichnet frommen und strengen Lebens früher zum Bischof von Sebaste in Armenien ernannt war, dann aber dieses Amt aufgegeben hatte und sich jetzt in Beröa aufhielt, zum Bischof erwählt. Er war früher ein Mann von noch unentschiedener oder wenigstens von nicht scharf ausgeprägter dogmatischer Richtung gewesen, zeichnete sich aber durch innige Frömmigkeit aus und stand deswegen in hohem Ansehn. Man wählte ihn in der Meinung, an ihm einen kräftigen Vertreter der arianischen Lehre zu gewinnen. Aber man täuschte sich in ihm. Er war ohne Zweifel schon zu dieser Zeit der athanasianischen Lehre, die seiner praktisch-christlichen Richtung und seinem religiösen Bedürfniß mehr zusagen mußte, als die arianische, wenigstens doch schon in dem Grade geneigt, daß es nur einer äußeren Veranlassung für ihn bedurfte, als Anhänger derselben sich öffentlich darzustellen. Der Inhalt seiner von Epiphanius uns überlieferten Antrittsrede läßt uns freilich noch *nichts* von dem Bekenntniß der *Gleichwesenheit* des Sohnes mit dem Vater und seiner *ewigen*

Erzeugung aus dem Wesen des Vaters, die er später entschieden bekannte, erkennen. Der Kaiser Constantius befand sich gerade zur Zeit des Amtsantritts des Meletius in Antiochien, und er wollte denselben nöthigen, bei dieser Gelegenheit gleich von vornherein seine dogmatische Ueberzeugung auszusprechen. Nach seiner Verordnung sollten die ausgezeichnetsten Redner unter den anwesenden Bischöfen an dem Tage des Amtsantritts des Meletius über die Worte Sprüchw. 8, 22. nach der Uebersetzung: „Der Herr hat mich geschaffen," welche die Arianer zur Stützung ihrer Lehre, daß der Sohn Gottes ein Geschöpf sei, anzuführen pflegten, öffentlich predigen, und zuletzt mußte Meletius seine Antrittspredigt auch im Anschluß an diese Worte halten. Er redet hier nun von der Gleichheit des Sohnes mit dem Vater nur im Sinne der Aehnlichkeit, welche der Sohn als das Abbild des Vaters, als hervorgegangen aus dem Vater zu bleibendem eigenem Dasein, an sich trage, und spricht überhaupt in ganz ähnlichen mehr unbestimmten, blos an das Wort der Schrift sich anschließenden Ausdrücken, wie die älteren Vertreter jener Mittelpartei, namentlich Eusebius von Cäsarea und Cyrillus von Jerusalem. Vor allen Aeonen, vor aller Schöpfung ist ihm der Sohn vom Vater erzeugt; aber eine von Ewigkeit geschehene Zeugung lehrt er noch nicht. Er betont, daß von dieser Zeugung des Sohnes durch den Vater jede sinnliche Vorstellung fernzuhalten sei, daß kein menschlicher Verstand sie begreifen könne, und daß daher die heilige Schrift, in Ermangelung irdischer Beispiele zur erschöpfenden Bezeichnung der Sache verschiedene Ausdrücke gebrauche, die sich scheinbar widersprächen, aber in der That sich einander ergänzten. Alles menschliche Erkennen sei Stückwerk, welches erst aufhöre, wenn das Vollkommene kommen werde. Er sagt in aufrichtiger Demuth: „Wenn wir uns dazu verleiten lassen, über das zu reden, worüber wir nicht reden dürfen, so ist zu befürchten, daß wir am Ende dadurch auch verscherzen, über das reden zu können, worüber wir sonst Macht haben. Denn aus dem Glauben muß man reden, nicht nach dem, was geredet wird, glauben." Es ist sehr bezeichnend für den praktisch christlichen Standpunkt des Meletius, wenn er gleich von Anfang in dieser Predigt davon ausging, daß Gemeinschaft mit Christo, Christum in sich selbst haben, die Grundlage des ganzen christlichen Lebens sei, daß Keiner das Wort der Wahrheit verkündigen könne, in dem nicht Christus wohne und aus dem nicht Christus rede, daß aber auch nur, wer den Sohn habe, den Vater haben könne. „Wir werden aber,"

sagt er weiter, „in der Gemeinschaft mit dem Sohne nur bleiben, wenn wir ihn vor Gott und den auserwählten Engeln bekennen, aber auch vor Königen ihn zu bezeugen uns nicht schämen."

Diesem vor dem Kaiser ohne Menschenfurcht gesprochenem Wort, entsprach er mit der That in dieser Rede selbst. Denn trotz seiner Zurückhaltung mit dem Bekenntniß des nicänischen Glaubens, dem er mit voller Ueberzeugung noch nicht zustimmen konnte, mußten die Arianer und namentlich die arianische Hofpartei doch in dem, was er als seine dogmatische Ueberzeugung und als sein Bekenntniß vom Verhältniß des Sohnes zum Vater aussprach, einen unzweifelhaften Gegensatz gegen ihre Lehre erkennen. Er wurde sofort seines Amtes entsetzt, nachdem er dasselbe noch nicht dreißig Tage verwaltet hatte, und wurde aus Antiochien nach seinem Vaterlande Melitene verbannt. In wie hohem Grade er schon in dieser kurzen Zeit sich die Liebe der Gemeinde erworben hatte, davon ist ein Beweis, daß, als ihn der Präfekt aus der Stadt hinausbrachte, das Volk sich sammelte und mit Steinen nach demselben warf, so daß Meletius mit seinem Mantel ihm das Haupt verhüllen mußte, um ihn zu schützen. An seine Stelle wurde ein entschieden arianisch gesinnter Bischof, Euzoius, berufen; die Kluft zwischen der herrschenden arianischen Partei und den Anhängern der athanasianischen Lehre war in der antiocheniſchen Kirche von Neuem befestigt.

Aber zu gleicher Zeit entstand nun auch unter den Gegnern des arianischen Bekenntnisses in Antiochien eine Spaltung, die ihren Ausgangspunkt in der Person des Meletius hatte. Die Eustathianer hatten ihn, weil er von den Arianern eingesetzt war und sein Bekenntniß nicht entschieden athanasianisch war, von Anfang an als rechtmäßigen Bischof nicht anerkannt, sondern an Eustathius als dem allein rechtmäßigen Inhaber des Bischofsstuhles treu festgehalten. Auch nachdem dieser gestorben war, beharrten sie dabei, dem Meletius ihre Anerkennung zu versagen. Sie blieben eine abgesonderte Partei, unter der Führung eines Presbyter Paulinus, der bisher schon ihre gottesdienstlichen Versammlungen in der Neustadt von Antiochien geleitet hatte, und mieden jede Kirchengemeinschaft mit dem Theil der Gemeinde, welcher dem Meletius treu geblieben war und seine Versammlungen in der Altstadt von Antiochien hielt. Diese Spaltung wurde durch kirchliche Einflüsse und Einwirkungen von Außen her noch mehr befestigt.

Die schon erwähnte Kirchenversammlung in Alexandrien (362) nahm Partei für die Eustathianer, die ihr wegen der von Anfang

an dem nicänischen Bekenntniß bewiesenen Treue als die allein berechtigte Kirchgemeinde erschien. Nur an diese richtete sie ihr Sendschreiben, in welchem sie freilich ermahnt, mit Liebe die von den anderen Parteien, von den Arianern und den in der Altstadt sich versammelnden Meletianern, Zurückkehrenden bei sich aufzunehmen und Wortstreitigkeiten über unwesentliche Dinge, welche die Vereinigung hinderten, zu unterlassen, aber des Meletius gar nicht Erwähnung thut, ihm also die Anerkennung als Bischof nicht zu Theil werden läßt. Um von diesem parteiischen Standpunkte aus die Spaltungen in Antiochien beizulegen, ordnete die alexandrinische Synode mehrere Bischöfe, darunter namentlich Eusebius von Vercelli und Lucifer von Calaris, dorthin ab. Jedoch der eifrige Lucifer von Calaris eilte den übrigen voran, um vorschnell in die Verhältnisse der antiocheniſchen Kirche einzugreifen. Er weihte den Presbyter Paulinus zum Bischof von Antiochien, den nun auch die Meletianer als ihr Haupt anerkennen sollten.

Aber ein großer Theil derselben verweigerte entschieden diese Anerkennung; und als nun Meletius mit der Erlaubniß des Kaisers Julian aus der Verbannung nach Antiochien zurückgekehrt war, schlossen sich seine Anhänger um so fester um ihn als ihren Bischof zusammen. In der Stellung beider Parteien zu einander wurde auch nichts verändert, als die Herrschaft des Arianismus, gegen den beide gekämpft hatten, ein Ende nahm und eine neue Gelegenheit zur Vereinigung sich darbot. Vielmehr wurde die gesammte Kirche nach und nach in diese Spaltung mit hineingezogen, je mehr dieselbe die Aufmerksamkeit und das allgemeine kirchliche Interesse auf sich zog. Die alexandrinische Kirche und ihr angesehenes Haupt, der Bischof Athanasius, verharrten dem Meletius und seiner Gemeinde gegenüber bei der Versagung der Kirchengemeinschaft und hielten diese nur „mit dem geliebten Bruder Paulinus." Das Ansehen des Athanasius im Abendlande und die eifrige Agitation des Lucifer von Calaris bewirkten, daß auch die ganze abendländische Kirche auf die Seite des Paulinus und seines Anhangs trat, während fast die ganze morgenländische Kirche Meletius als rechtmäßigen Bischof anerkannte und mit ihm in Kirchengemeinschaft stand. Ja es setzte sich oft der Zwiespalt dieser Interessen bis in die einzelnen Gemeinden hinein fort, indem die Einen für Meletius, die Anderen für Paulinus Partei nahmen, wie dies z. B. in Constantinopel der Fall war.

An Ermahnungen und Nöthigungen freilich, dieser so weitgreifenden Spaltung ein Ende zu machen, fehlte es nicht; aber sie dauerte

trotzdem fort, obgleich auch Meletius in seiner Friedensliebe die sich darbietenden Gelegenheiten zur Ausgleichung des Streites nicht unbenutzt vorübergehen ließ.

Zunächst hätte auf seiner Seite hinsichtlich des Bekenntnisses kein Hinderniß entgegengestanden. Er vertrat diejenige dogmatische Richtung in der morgenländischen Kirche, die anfangs von einer Mittelstellung zwischen Arianismus und nicänischem Bekenntniß ausging, dann aber im Kampf mit dem ersteren immer mehr dem letzteren sich näherte, indem sie den Lehrgehalt desselben durch die scharfe begriffliche Unterscheidung der Einheit des göttlichen Wesens und der Dreiheit der Personen in demselben näher bestimmte und gegen die Vermischung mit der Irrlehre des Sabellius, welche den Unterschied dreier Personen im göttlichen Wesen aufhob, sicher zu stellen suchte. Unter seiner Leitung erklärte sich eine 363 in Antiochien abgehaltene Synode für das nicänische Bekenntniß und insbesondere für die Lehre von der Gleichwesenheit des Sohnes mit dem Vater, welche dahin erläutert ward, daß der Sohn aus dem Wesen des Vaters gezeugt und dem Wesen nach dem Vater ähnlich oder gleich sei. Mit dieser Erklärung war die Hand zur Aufhebung der Spaltung geboten. Aber Athanasius hielt bei einem Aufenthalt in Antiochien, der in diese Zeit fiel, nur Kirchengemeinschaft mit Paulinus. Eine Vereinigung kam trotz der entschiedenen öffentlichen Zustimmung des Meletius zum nicänischen Symbol nicht zu Stande.

Eine neue Mahnung zur Aufhebung der Spaltung zwischen Morgen- und Abendland lag in den Verfolgungen, welche über die Bekenner des nicänischen Glaubens kamen, als unter dem Regiment des Kaiser Valens die Herrschaft des Arianismus im Morgenlande mit Gewalt wieder hergestellt wurde. Auch Meletius wurde von dieser Verfolgung betroffen, und mußte von Neuem seine Gemeinde verlassen. In Verbindung mit Basilius bewies er sich als ein tapferer Vertheidiger der Lehre, welche ausgerottet werden sollte, arbeitete aber auch an der Ermöglichung des Kirchenfriedens zwischen dem Orient und Occident unermüdlich fort. Das Gewicht seiner edlen, in immer weiteren Kreisen hochgeehrten und geliebten Persönlichkeit und seines ächt christlichen, wahrhaft geistlichen Charakters fiel bei diesen Bestrebungen mit in die Wagschaale, um ihnen einen günstigen Erfolg zu verheißen. Dazu kam die innige Verbindung, in welcher er mit den hervorragendsten Theologen der morgenländischen Kirche stand, die für das nicänische Bekenntniß litten und stritten und mitten unter den schwersten Kämpfen und Verfolgungen seine Fahne hoch hielten, so

daß er vor den Augen der gesammten Kirche, die ihn mit diesen nur zusammenschauen konnte, als tapferer Streiter für die lautere Wahrheit erscheinen mußte. Besonders stand er mit den drei größten Lichtern des Orients, mit Basilius von Cäsarea, mit dessen Bruder Gregor von Nyssa und mit dem Freunde beider, Gregor von Nazianz, in innigster Verbindung und erfuhr von diesen die kräftigste Unterstützung bei seinen Bemühungen um Aufhebung der Spaltung beider Kirchen.

Zunächst tritt uns seine Verbindung mit Basilius als eine sehr lebhafte und innige entgegen. Während Basilius zwischen ihm und Athanasius zu vermitteln suchte, schickte er auch Gesandte nach dem Occident, um die Hülfe der abendländischen Kirche für die unter der arianischen Verfolgung seufzende morgenländische Kirche zu erlangen und die Einheit beider wiederherzustellen. In Bezug auf Ersteres schreibt er an die Abendländer: „durch ihren Beistand müsse der Glaube im Orient wiederhergestellt werden, und es sei nun die Zeit für sie gekommen, dem Orient für die von dort empfangenen Güter ihren Dank zu beweisen.“ Und in Bezug auf Letzteres schreibt er an die Presbyter zu Tarsus: „der Zustand der Kirche gleicht einem alten Kleide, welches durch die geringste Veranlassung leicht zerrissen wird und nicht wieder ein Ganzes, wie es war, werden kann. In einer solchen Zeit bedarf es des Eifers und vieler Sorgfalt, um für die Gemeinden etwas Gutes zu stiften. Das Gute besteht aber darin, daß das bisher Getrennte geeinigt werde. Einigung aber würde werden, wenn wir in den Dingen, in denen wir den Seelen nichts schaden, den Schwachen uns anbequemen wollten.“

Aber der Hochmuth und die Beschränktheit des römischen Bischofs Damasus, wie die Voreingenommenheit der abendländischen Theologen gegen die Lehre der morgenländischen ließ diese Bemühungen um Herstellung der kirchlichen Einheit völlig scheitern. Eine Synode zu Rom erklärte 375 Paulinus für den rechtmäßigen Bischof. Die zweimalige Absendung von Presbytern der meletianischen Gemeinde nach Rom blieb ohne irgend einen Erfolg. Vielmehr wurde Meletius, während er unter der Verfolgung wegen seines der arianischen Lehre entgegengesetzten Bekenntnisses litt, von einer römischen Synode 377, deren unverständiger Eifer durch die Einwirkung des blinden Eiferers Petrus von Alexandrien noch erhöht wurde, förmlich und feierlich den arianischen Ketzern beigezählt.

So stand die Sache des Meletius, als im J. 378 eine neue

politiſche Wendung und mit ihr eine durchgreifende Veränderung der kirchlichen Verhältniſſe eintrat. Die Verfolgungen der Nicäner hörten, als der Kaiſer Valens 378 ſtarb, allmälig auf.

Meletius kehrte zu ſeiner Gemeinde zurück. Auf einer Synode, die er 379 in Antiochien abhielt, bekennt er ſich von Neuem zu der nicäniſchen Lehre. Auch werden die Verhandlungen mit dem römiſchen Biſchof wegen Anerkennung ſeiner Rechtmäßigkeit wieder aufgenommen. Während deſſen vertritt in Conſtantinopel Gregor von Nazianz, der von der kleinen Gemeinde entſchieden nicäniſch geſinnter Chriſten aus ſeiner beſchaulichen Einſamkeit und ſtillen Verborgenheit in Seleucia dorthin berufen war, die Sache des Meletius mit eifrigem Wort und Zeugniß wider die von Antiochien her auch in dieſe Gemeinde eingedrungene Spaltung. Eine Predigt, die er darüber unter Anknüpfung an die Worte des Herrn: Friede ſei mit Euch! hielt, zeigt uns die Heftigkeit des Streits für und wider Meletius, welcher die Gemeinde entzweite. Es heißt darin: „Wie können wir, die Jünger der Liebe, ſo uns wechſelſeitig haſſen? Wie können wir, die Verehrer des Friedens, ſo unverſöhnlich uns bekämpfen, wir, die auf demſelben Eckſtein erbaut ſind, entzweit ſein? — Wer aber friedlich in der Mitte ſteht, der wird von beiden ſchlecht behandelt und entweder verachtet oder angegriffen; zu denen gehöre auch ich heute, der ich dieſes table und deswegen dieſen vielbeſtrittenen und vielbeneideten Biſchofsſitz eingenommen habe.“ Wahrſcheinlich hatte dieſe Predigt einen guten Erfolg; denn es zeigt ſich nachher keine Spur mehr von einem Zwieſpalt in der Gemeinde. Man vereinigte ſich in der Anerkennung beider, des Meletius und Paulinus, als rechtmäßiger Biſchöfe.

Zu gleicher Zeit nahm nun auch in Antiochien die Sache des Meletius einen dem Ausgang des Zwieſpalts in Conſtantinopel entſprechenden Verlauf. Nachdem Theodoſius die Herrſchaft über den Orient angetreten hatte, erließ er, um das nicäniſche Bekenntniß zu vollendeter äußerer Herrſchaft und bleibendem Siege zu führen, im Jahr 380 ein Geſetz, daß nur diejenigen, welche dem Biſchof Petrus von Alexandrien oder Damaſus von Rom in der Lehre von der einen und gleichen Gottheit des Vaters, Sohnes und Geiſtes, alſo insbeſondere der nicäniſchen Lehre von der Gleichweſenheit des Sohnes mit dem Vater zugethan wären, im Beſitz der Kirchen bleiben ſollten.

In Antiochien wurde dieſes Geſetz durch den kaiſerlichen Befehlshaber in ähnlicher Weiſe ausgeführt, wie es der Kaiſer ſelbſt

nach seinem feierlichen Einzuge in Constantinopel daselbst vollzogen hatte. Wenngleich jene beiden Bischöfe, auf welche als Vertreter der rechten Lehre er ausdrücklich hinwies, den Meletius bisher ebenso wenig als einen rechtgläubigen wie als einen rechtmäßigen Bischof anerkennen wollten, ja sogar als arianischen Ketzer verworfen hatten, so konnte er doch jetzt mit voller Ueberzeugung dem von ihnen vertretenen und in jenem Gesetz als rechtmäßig geforderten Lehrbekenntniß seine Zustimmung geben. Er wurde von dem kaiserlichen Befehlshaber als rechtmäßiger Bischof anerkannt; die von den Arianern bisher besetzten Kirchen wurden ihm überwiesen. Aber auch zwischen den beiden antiarianischen Parteien wurde ein Abkommen getroffen, welches geeignet war, der Kirchenspaltung ein Ende zu machen. Welcher Art es war, entnehmen wir aus dem Schreiben einer Synode zu Aquileja 381 an den Kaiser Theodosius. Hiernach bestand die Vereinbarung zwischen beiden Parteien darin, daß, wenn der eine Bischof stürbe, der überlebende allein Bischof der ganzen Gemeinde sein und kein neuer Bischof von der betreffenden Partei gewählt werden solle. Aber dieser Uebereinkunft wurde in der folgenden Zeit nicht gemäß gehandelt, wie wir bald sehen werden.

Der Kaiser Theodosius hatte durch mehrere Verordnungen, besonders durch die im Januar 381 erlassene, überall die Herrschaft des nicänischen Bekenntnisses durchzuführen gesucht und die arianischen Parteien aus dem Besitz der Kirchen, in den sie sich während der Alleinherrschaft des Arianismus gesetzt hatten, ausgewiesen. Zur Besiegelung dieses Werkes und zur Feststellung einer näheren Bestimmung der nicänischen Lehre berief er ein allgemeines Concil. So versammelten sich denn auf seinen Ruf im Mai des Jahres 381 etwa 150 Bischöfe aus den östlichen Provinzen des Römerreichs, bei denen er freilich im Voraus der Uebereinstimmung mit dem nicänischen Bekenntniß gewiß sein konnte, zu einer Synode, die allerdings nur halb so zahlreich war, wie die zu Nicäa, und den Bischof der römischen Kirche oder einen Abgeordneten desselben nicht in ihrer Mitte, geschweige denn als Vorsitzenden an ihrer Spitze sah, aber trotzdem wegen der Wichtigkeit der auf ihr festgestellten Lehrsätze dem nicänischen Concil als das zweite allgemeine Concil der Kirche gleichgestellt und auch von der römischen Kirche alsbald anerkannt worden ist.

Aus Antiochien war nicht Paulinus, sondern Meletius zum Concil berufen worden. Wegen seines hohen Alters, seiner ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften und ächten Frömmigkeit all-

geliebt und verehrt, führte er den Vorſitz in der Verſammlung, und war als ein ſolcher, wie die Liebe Gregors ihn uns in einem Gedicht als einen Mann von Gottſeligkeit und Einfalt, ſchlichtem Charakter und gottbegeiſtertem Sinn, von ruhig mildem Blick und kühnem mit Beſcheidenheit gepaarten Muth vor Augen malt, ohne Zweifel vor allen Andern für dieſes ehrenvolle Amt geeignet; denn ſein Bild ſticht ſcharf genug ab von dem Bilde, welches uns Gregor von dem Charakter und der Haltung der meiſten auf dieſem Concil verſammelten Biſchöfe entwirft.

Das Erſte, womit die Synode unter dem Vorſitz des Meletius ſich zu beſchäftigen hatte, war die Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe in Conſtantinopel. Die frühere Wahl des Maximus wurde unterſucht und für ungültig erklärt. Weder er, noch die von ihm zu irgend einem geiſtlichen Amt Geweihten ſollten als Geiſtliche angeſehen werden, und Alles, was mit ihm und von ihm vorgenommen worden war, ſollte null und nichtig ſein.

Nachdem der biſchöfliche Stuhl förmlich für erledigt erklärt worden, wurde zur Wahl eines rechtmäßigen Biſchofs geſchritten, welche dadurch, daß ſie von der Synode ſelbſt vollzogen wurde, eine beſonders hohe Bedeutung erhielt und dem Gewählten ein ſehr hohes Anſehn verlieh. Dieſer war der als Vertheidiger und Vorkämpfer des nicäniſchen Glaubens glänzend bewährte Gregor von Nazianz, bei dem zu ſeinen hervorragenden Geiſtesgaben und zu ſeiner Tüchtigkeit in der Rede und im Regiment noch die Beliebtheit beim Kaiſer und beim Volk und das Anſehn, in dem er bei den Geiſtlichen ſtand, hinzu kamen, um ſeine Stellung im Patriarchat der Welthauptſtadt ſo glänzend als möglich zu machen. Freilich fehlte es auch nicht an Bedenken und Widerſpruch in Betreff ſeiner rechtmäßigen Erhebung zu dieſem Amte. Indeſſen die ehrwürdige Auctorität des Meletius, der ſich Alle beugten, hob dieſe Bedenken. Nachdem Gregor dieſe Würde früher abgeſchlagen hatte, nahm er ſie auch jetzt nicht gern an; er verſtand ſich dazu nur, weil die Synode ihn zum Träger derſelben erwählte und weil er die Hoffnung hegte, jetzt als rechtmäßiger Biſchof von Conſtantinopel Vieles zur Ausſöhnung des durch die meletianiſche Spaltung in Antiochien veranlaßten Kirchenſtreits beitragen zu können. Meletius ertheilte ihm an der Spitze der ganzen Synode unter einer glänzenden kirchlichen Feier die Weihe. Aber bald darauf ſtarb er in ſehr hohem Alter.

Bei dem feierlichen Leichenbegängniß, welches ihm zu Ehren in Conſtantinopel veranſtaltet wurde, zeigte ſich in deutlichſter

Weise, welch' ungetheilte und allgemeine Verehrung er genossen hatte. Von einer anfangs unbestimmten und etwas zerfließenden Richtung in seinen dogmatischen Anschauungen hatte er sich frei und selbständig zu der festen und unerschütterlichen Ueberzeugung von der ewigen Gottheit des persönlichen Logos, der in Christo Fleisch geworden, entwickelt und für diese Wahrheit tapfer gestritten und standhaft gelitten. Der von blinden Eiferern selbst während seiner Kämpfe und Leiden für diese Wahrheit als ein Feind derselben, als ein Ketzer Geschmähte war geschmückt mit der Märtyrer- und Siegerkrone, welche ihm die das nicänische Bekenntniß bestätigende Synode zuerkannte, dahin geschieden. Diese verlor in ihm ihren geistlichen Vater und weisen Leiter. Die allgemeine Liebe, deren Gegenstand seine vom Frieden Gottes mild durchleuchtete Persönlichkeit war, die Ruhe, Klarheit und Festigkeit seines ganzen Wesens, und vor Allem die Frömmigkeit und Gottseligkeit, welche das Gepräge seines ganzen Lebens und Wandels ausmachte, hielten in der Synode die Leidenschaften nieder, nöthigten die leicht aufbrausenden Elemente derselben zur Mäßigung und Ruhe und ließen Streit und Zwietracht nicht aufkommen. Ein Zeugniß von dieser Bedeutung des Mannes sind die Lobreden, welche die angesehensten Bischöfe zu seinem Gedächtniß hielten, und von denen die des Gregor von Nyssa uns aufbewahrt ist. Von Constantinopel wurde seine Leiche in feierlichem Zuge, auf dem sie in den Städten überall mit Gesang eingeholt und geleitet wurde, nach Antiochien gebracht, wo sie bestattet wurde. Chrysostomus hielt einige Jahre später eine Lobrede zu seinem Gedächtniß, welche bezeugt, daß er bei der Gemeinde in Antiochien in gesegnetem Andenken stand. Auf Siegelringen und an den Wänden der Stuben konnte man daselbst sein Bild finden, und Eltern gaben ihren Söhnen seinen Namen, um sein Gedächtniß in den Familien treu zu bewahren und durch den Namen selbst den jungen Gemüthern eine Mahnung zur Nacheiferung zu geben.

Nach Meletius Tode war nun der Zeitpunkt eingetreten, wo die unglückselige Kirchenspaltung hätte ein Ende finden können. Der oben erwähnten Uebereinkunft gemäß hätte jetzt eine Neuwahl für die meletianische Gemeinde nicht Statt finden dürfen; Paulinus, auch schon hochbetagt, hätte fortan der alleinige Bischof sein sollen, und nach seinem in Kurzem zu erwartenden Tode würden beide Parteien sich um einen gemeinsamen Bischof geeinigt haben. Gregor, jetzt Leiter der Synode, bot Alles auf, dieses Ziel zu erreichen. Er ermahnte die Bischöfe, einen höheren Gesichtspunkt ins Auge

zu fassen, und sich durch die Parteiungen einer Stadt nicht verwirren zu lassen. Wären jene Männer auch Engel, so verdienten sie doch nicht, daß um ihretwillen die so theuer erlöste, zum Frieden berufene Christenheit in allgemeinen Streit geriethe. Da nun aber der Streit doch entflammt sei, so könne er jetzt am besten wieder unterdrückt werden. Der, welcher nun einmal den Bischofsstuhl von Antiochien inne habe, möge ihn auch jetzt behalten. Inzwischen werde auch er alt, und es treffe ihn das allgemeine Loos der Menschheit. Dann könne mit allgemeiner Uebereinstimmung des Volkes und der Geistlichkeit und mit Zuziehung einsichtsvoller Bischöfe ein neuer Bischof gewählt werden, und dieses Ereigniß werde vollends allem Parteigeist ein Ende machen. „Dies," sagte er, „ist der einzige Weg zum Frieden, den wir in Erwägung, wie zerstörend diese Streitigkeit für die Kirche ist, aus heiligem Pflichtgefühl einschlagen sollten. Damit ihr euch aber überzeugt, daß kein Eigennutz und keine Menschengefälligkeit mich bewogen haben, diesen Rath zu geben, so erbitte ich mir jetzt die Erlaubniß, mein Bisthum niederzulegen und ein, wenn auch ruhmloseres, doch ruhiges Leben zu führen."

Aber diesen eindringlichen Worten des Gregor gab die Synode kein Gehör. Insbesondere weigerten sich die Bischöfe der syrischen Kirchen-Provinz, sich unter die Auctorität des alten Paulinus, der auch nicht einmal zu der Synode berufen war, zu stellen. Sie setzten es durch, daß der Presbyter Flavian, welcher mit Meletius nach Constantinopel zum Concil gekommen war, zum Nachfolger desselben gewählt und von der Synode bestätigt wurde.

Dem Paulinus stand nun wieder ein Gegenbischof gegenüber. Die eustathianische Partei in Antiochien war mit Recht über dieses Verfahren aufgeregt. Die Kirchenspaltung war in der dortigen Gemeinde von Neuem hergestellt. Ebenso aber auch in der gesammten Kirche. Eine unter dem römischen Bischof Damasus abgehaltene Synode verweigerte dem Flavian und seinen Anhängern die Kirchengemeinschaft und erkannte nur Paulinus als den rechtmäßigen Bischof an, nach dessen Tode (388) die eustathianische Partei sich ein neues Haupt wählte. Die Abendländer suchten vergebens den Kaiser auf ihre Seite zu ziehen, und ihre Vermittlungsversuche scheiterten. Erst dem nach Constantinopel berufenen Chrysostomus gelang es 398, den Flavian mit Theophilus Bischof von Alexandrien auszusöhnen; und erst 415 gelang es dem Bischof Alexander von Antiochien, sie zur Kirchengemeinschaft zurückzuführen, indem er mit seiner Gemeinde an ihrem

Gottesdienst Theil nahm und sie dann in die Hauptkirche einführte.

Wir kehren zu dem Concil von Constantinopel zurück, welches durch seinen Parteigeist diese Verlängerung der Spaltung verschuldet hatte. Gregor hielt sich seitdem von den öffentlichen Verhandlungen desselben fern.

Die Kränkungen, die er erfahren, die Ueberzeugung, daß seine Person ein Gegenstand heftigen Streits auf der Synode werden und den Anlaß zu neuen Spaltungen geben würde, und die Sehnsucht nach einem vom Parteigetriebe fernen ruhigen Leben brachten in ihm den Entschluß zur Reife, von seinem Bischofsamt zurückzutreten. Er erklärte den versammelten Bischöfen, er wolle, um aller Streitsucht ein Ende zu machen und damit sie sich brüderlich die Hände reichten, von dem Bischofsstuhl, den er ungern bestiegen habe, gern heruntersteigen. Er bat den Kaiser, ihm zu gestatten, daß er dem Neide aus dem Wege gehe, und Alles aufzubieten, um unter den leidenschaftlichen Bischöfen den Frieden herzustellen. Nachdem er vom Kaiser die Erfüllung seiner Bitte erlangt hatte, hielt er vor dem Concil eine Abschiedsrede, die unter seinen Predigten wegen der Gewalt der Beredsamkeit eine der berühmtesten geworden ist. An seine Stelle wählte die Synode den bisherigen Senator und Prätor Nektarius, einen Mann von sanftem und mildem Charakter, der aber zu einem geistlichen Amte nicht vorbereitet, ja noch nicht einmal getauft war.

Das Concil stand, wie es scheint, in seinen weiteren Verhandlungen unter dem Einfluß des überlegenen wissenschaftlichen Geistes des Bischofs Gregor von Nyssa. Erst nach dem freiwilligen Rücktritt des Gregor von Nazianz faßte es die Beschlüsse, durch welche es für die Verfassung und für die Lehre der gesammten Kirche von epochemachender Bedeutung wurde. In Bezug auf die Verfassung wurde festgesetzt, daß der Bischof von Constantinopel als Bischof von Neu-Rom den zweiten Rang nach dem römischen Bischof haben sollte. Hinsichtlich der Lehre wurde das nicänische Bekenntniß mit hinzugefügter Verdammung der ihm entgegenstehenden Häresien bestätigt. Unter den Zusätzen, die es zu demselben gab, war der wichtigste der, welcher die bis dahin noch sehr unbestimmte Lehre vom heiligen Geiste betraf. Der Kaiser hatte zu dem Concil auch 36 Bischöfe von der Partei des Macedonius, eines früheren Bischofs von Constantinopel, berufen. Diese gehörten zu jener sogenannten halbarianischen Mittelpartei, welche ursprünglich statt der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater

nur eine Aehnlichkeit anerkennen wollten, und jetzt, wenn sie jene nach ihrer Ausdeutung auch bereit waren anzunehmen, doch entschieden die Wesensgleichheit des heiligen Geistes mit dem Vater leugneten und die Lehre aufstellten, daß derselbe dem Vater und Sohn untergeordnet und ein Geschöpf sei. Die Verhandlungen mit jenen Macedonianern, auch Pneumatomachen genannt, hatten keinen Erfolg. Mit Verwerfung ihrer Lehre stellte die Synode zu dem nicänischen Bekenntniß den Zusatz auf, in welchem die Gleichwesenheit des Sohnes mit dem Vater auch auf den heiligen Geist ausgedehnt und dieser als „der vom Vater ausgehende Geist, der regierende, lebendigmachende, der mit dem Vater und Sohne zugleich angebetet und verehrt werde," bezeichnet wurde. Durch diese Feststellung der Lehre vom heiligen Geist kam die Lehre von der Dreieinigkeit nach ihren Grundzügen zu einem vorläufigen kirchlichen Abschluß in dem nicänisch-constantinopolitanischen Symbol. Aber noch eine andere dogmatische Entscheidung von grundlegender Bedeutung wurde von dieser Synode getroffen. Sie verwarf die Lehre des Bischofs Apollinaris von Laodicäa, welche die vernünftige menschliche Seele in Christo leugnete, und an deren Stelle das Göttliche in ihm, den Logos, setzte; und behauptete dagegen die volle Wahrheit wie der göttlichen, so der menschlichen Natur in Christo nach Seele und Leib. Das war der Ausgangspunkt der durch die folgenden Jahrhunderte sich hinziehenden Entwicklung der Lehre von der Person Christi, von der göttlichen und menschlichen Natur in ihm und dem Verhältniß Beider zu einander.

In einer prächtigen Handschrift der griechischen Reden des Gregor von Nazianz in Paris, die aus dem 9. Jahrhundert stammt, befindet sich vor der Rede, welche den Titel: „auf die Ankunft der ägyptischen Bischöfe" führt, ein merkwürdiges sinnreiches Miniaturbild, auf welchem dieses zweite allgemeine Concil zu Constantinopel dargestellt ist.[1]) Oben in der Mitte des Bildes steht ein Thron, zu dessen Linken der Kaiser Theodosius sitzt, mit seinem Namen bezeichnet, und zu dessen beiden Seiten die Bischöfe im Halbkreise ihre Plätze einnehmen. Unten in der Ecke links vom Beschauer kniet Macedonius, ebenfalls mit seinem Namen bezeichnet, die Hände emporgehoben; in der Ecke rechts hat die jetzt weggerissene Figur des Apollinaris ihre Stelle gehabt; zwischen beiden steht ein Tisch, auf welchem die Rollen ihrer vom Concil verworfenen Schriften liegen. Von diesem Tisch im unteren

1) S. Evang. Kalender für 1858. S. 19 ff. mit Abbildung.

Theil des Bildes wenden sich die Blicke unwillkürlich wieder zu dem in gleicher Linie oben recht absichtlich, wie es scheint, in hervorragender Stellung gezeichneten Thron empor; denn hier ist die höchste Bedeutung des Bildes zu suchen. Niemand thront auf demselben, nicht der Kaiser nicht ein Bischof; wohl aber ruht darauf ein großes aufgeschlagenes Buch, — die heilige Schrift, — in aufrechter Stellung, erhaben über Kaiser und Concil, zum Zeichen und Zeugniß, daß Gottes Wort allein den Vorsitz führen, seine Entscheidung allein bei dem Streit menschlicher Meinungen gelten, seine Auctorität allein bei allen Berathungen und Beschlüssen die höchste Quelle und Richtschnur sein sollte, und daß die Synode nur unter dem unsichtbaren Haupt der Kirche, das mit seinem Wort und Geist in ihrer Mitte sei, versammelt sein wollte. Daß diese Idee von dem den Vorsitz führenden Worte Gottes nicht erst eine künstlerische Erfindung späterer Zeit und als ein von reformatorischen Gedanken nachfolgender Zeiten in die Vergangenheit zurückverlegtes Ideal anzusehen ist, sondern jener Zeit selbst angehört, in der das Concil gehalten wurde, wird durch ausdrückliche Zeugnisse von den beiden nächsten allgemeinen Concilien, besonders aber durch die Bemerkung des Bischofs Cyrill von Alexandrien bestätigt, welcher in Bezug auf das dritte allgemeine Concil zu Ephesus 431 sagt: „Zu seinem Beisitzer und Haupt machte es Christum; denn auf heiligem Thron lag das göttliche Evangelium, welches den heiligen Priestern beinahe laut zurief: „Haltet ein gerechtes Gericht.“ Das ist ein Beweis dafür, wie die Kirche zu dieser Zeit trotz vielfacher Abirrung von dem reinen Wort der Schrift, der sie sich bis dahin bereits schuldig gemacht, doch noch den Grundsatz von der Auctorität der heiligen Schrift als der alleinigen Quelle der lauteren göttlichen Wahrheit, und der höchsten Instanz zur endgültigen Entscheidung über Wahrheit und Irrthum in den kirchlichen Lehrsatzungen aufrecht erhielt und zur Geltung brachte, wenn gleich das Verhalten und Verfahren ihrer Diener weder auf dem zweiten allgemeinen Concil, auf welches uns jenes Bild hinweist, noch auf den folgenden jenem Grundsatz keineswegs immer und überall entsprach. Jener Grundsatz aber enthielt die Wahrheit, aus welcher nach vielen Jahrhunderten stetig zunehmender Abirrung der Kirche von dem lauteren Worte Gottes der Strom der Reformation zu ihrer Erneuerung durch die lebendig machende Kraft des Evangeliums sich ergossen hat, und ist auch für die Kirche der Gegenwart eine ernste und heilsame Mahnung, daß sie, nur auf diesem Felsengrund gegründet,

den Stürmen der Welt und des Unglaubens trotzen, und alle unchristliche und widerchristliche Lehre von der heiligen Dreieinigkeit und von Christo dem wahren Gottes- und Menschensohn durch die Macht der ewigen Wahrheit und mit den Waffen des Geistes von Oben, der in alle Wahrheit leitet, überwinden kann.

David Erdmann in Breslau.

---

6. Augustinus,

erster Erzbischof von Canterbury.

25. Mai.

Der Name Augustinus, der durch den heiligen Bischof von Hippo (Bona) in Nord-Afrika († 28. August 430) für das innere Leben der Christenheit so wichtig geworden ist, hat auch durch einen Mann der äußern Mission eine hohe Bedeutung erhalten, durch den Begründer der christlichen Kirche unter den heidnischen Angeln und Sachsen, die ohngefähr seit dem Jahre 450, etwa zwanzig Jahre nach dem Tode des großen Afrikaner Augustinus, vom gegenüber liegenden Festland aus sich der Ostküste Britanniens zu bemächtigen begonnen haben.

Die alten Bewohner Britanniens vom celtischen Stamme, die Julius Cäsar zuerst in ihrem eigenen Lande bekriegt hatte, waren seit Jahrhunderten als Unterthanen des römischen Reichs mit dem Christenthum bekannt gewesen und hatten, wiewohl mäßig und nur auf kurze Zeit, die diocletianische Christenverfolgung erfahren. Aber der Geist des Christenthums hatte nicht die ganze Bevölkerung durchdrungen und die Nation hatte im Ganzen das Geschick der celtischen Bevölkerung des Festlandes getheilt, daß ihr inneres Leben durch die zersetzende Macht des römischen Reiches aufgelöst und die alte Kraft erloschen war. Als nun das römische Reich im Abendlande zerfallen war und keine Legionen mehr ihr Land beschützten, da vermochten sie sich nicht gegen die von Norden her eindringenden wilden Horden der Picten und Schotten zu vertheidigen; der König Vortigan, der in der Landschaft Kent herrschte, rief die sächsischen Seekönige zu Hülfe und diese eroberten nach einer Reihe heißer Kämpfe, die mit furchtbaren Verwüstungen verbunden waren, nach einiger Zeit den ganzen südöstlichen Theil der Insel, die von ihnen den Namen Angelland oder England erhielt. Die Götter der celtischen Druiden waren früher

dem Chriſtenthum gewichen: nun aber breiteten die heidniſchen Angeln und Sachſen den blutigen Dienſt ihres Wodan auf der ſchönen Inſel aus. Sie waren ein ſchönes, ſtarkes, großes, blondes Geſchlecht, aber verwildert, und kannten nur eine Tugend, den kriegeriſchen Muth, und ein furchtloſer Unternehmungsgeiſt, der in ihnen wohnte, trotzte auf leichtem Kiele den Wogen und ſchreckte die friedlichen Menſchen, denen ſie mit ihren Streitäxten naheten. Der Ueberwundenen zu ſchonen lag ihnen ganz fern und ihr Zorn gegen Feinde war ſo heftig und nachhaltig, daß ſie auch eigne Stammgenoſſen, die ihrer Wuth erlagen, tödteten oder als Sklaven verkauften. Dennoch ſchlummerte ein edler Kern in dieſen wilden Gemüthern und ihre ſchöne tapfre Geſtalt zeigte, daß ſie zu einem trefflich vom Schöpfer angelegten Menſchenſtamme gehörten.

Die britiſchen Chriſten waren nicht ſo verdorben, daß ſie den Eroberern nicht hätten den Segen des Chriſtenthums mittheilen können, und, wenn auch die Städter entartet waren, die Landleute und Gebirgsbewohner hatten ſich reiner erhalten und von Irland aus war ſeit dem heiligen Patricius (ſeit 430) durch fromme Aebte und ihre Kloſterſtiftungen nicht nur über die ſchottiſche Küſte, ſondern auch über das ſüdweſtliche Britannien, ein neuer Eifer für heiliges Leben und chriſtliche Wiſſenſchaft verbreitet. Beſonders berühmt war das britiſche Kloſter Bangor, wo Tauſende von Mönchen verſammelt waren, die mit ihren Händen arbeiteten, faſteten, beteten und Seelſorge trieben. Aber Gott hatte zwiſchen den Beraubten und den Räubern des Landes eine Feindſchaft geſetzt, die durch erneuerte Kämpfe immer neue Nahrung erhielt und für lange Zeit eine innige Berührung zwiſchen Britten und Angeln unmöglich machte. Weit näher lag den Angeln eine Verbindung mit den chriſtlichen Franken jenſeits des Canals, beſonders nachdem ein König von Kent, Namens Ethelbert, mit Bertha, einer Tochter des fränkiſchen Königs Charibert zu Paris, gegen das Ende des ſechſten Jahrhunderts ſich vermählt hatte. Dieſer Fürſtin war bei Schließung der Ehe zugeſtanden worden, ihren chriſtlichen Gottesdienſt unter Leitung eines Biſchofs Luidhard, der ihr zum Begleiter gegeben war, auszuüben und ihre Andacht in einer Kirche, die bei Canterbury, das damals Dorovernum hieß, noch aus der Römer Zeiten ſich erhalten hatte, zu verrichten. Aber nicht vom Frankenlande, ſondern von Rom aus ſollte die chriſtliche Miſſion unter den Angeln beginnen und der angelſächſiſche Geſchichtſchreiber Beda, der mit Recht der Ehrwürdige ge-

nannt wird († 735), erzählt die Veranlassung dazu nach folgender anmuthigen Legende.

Einst waren in Rom Kaufleute mit neuen Waaren erschienen, die sie auf dem Markte ausgestellt hatten, und viele Kauflustige fanden sich ein. Gregor (der später als Papst der Große genannt wurde) kam auch und sah unter Anderen einige Knaben von glänzender Gestalt mit schönem Antlitz und wallendem Haupthaar, die auch zum Verkauf ausgeboten wurden. Bei ihrem Anblick soll er gefragt haben, aus welchem Land man sie hergebracht hätte, und man sagte, sie wären von der Insel Britannien, wo die Leute so aussähen. Wieder fragte er, ob diese Inselbewohner Christen wären oder Heiden: man erwiederte, sie wären Heiden. Da seufzte er tief und sprach: „O, Schade! daß Menschen von so leuchtendem Antlitz der Fürst der Finsterniß in seiner Gewalt hat und soviel äußere Anmuth der inneren Anmuth entbehrt.“ Weiter fragt er nun, wie dieß Volk heiße, und man sagt ihm: „Angeln“ (Angli). „Schön,“ sagt er: „sie haben auch Engels-Angesichter und sie müssen Miterben der Engel (Angeli) im Himmel werden.“ Und ferner fragt er, wie die Provinz heiße, aus der man sie gebracht hätte. „Deiri,“ sagt man. „Schön!“ ruft er wieder: „de ira (vom Zorn) errettet und zur Barmherzigkeit Christi berufen. Und wie heißt der König jener Provinz?“ Man antwortet: „Aella.“*) Nun versetzt er mit Anspielung an diesen Namen: „Alleluja! Lobet den Herrn! muß dort gesungen werden.“ Es ließ ihm keine Ruhe und er bat den Papst Pelagius ihm zu gestatten, daß er als Heilsbote zu den Angeln nach Britannien gehen dürfe. Es wird ihm erlaubt, er reist ab: aber das römische Volk will ihn nicht missen und bewegt den Papst ihn zurückzurufen.

Bald darauf starb Pelagius und Gregor wurde zum Papst erwählt. Nun ließ er im fränkischen Reiche Englische Jünglinge von siebzehn bis achtzehn Jahren, Kriegsgefangene, kaufen und in Klöstern zu Rom im christlichen Glauben unterrichten, um sie dereinst zur Bekehrung ihrer Landsleute zu gebrauchen. Aber, sei es, daß diese Jünglinge für seinen Zweck nicht tauglich waren, oder daß er es nicht abwarten wollte, bis sie reif wären, oder ob vielleicht die Königin Bertha ihn anregte, bald in kräftigerer Weise das

*) Aella, König von Deiri, einem kleinen Reiche im Norden der Mündung des Flusses Humber, im östlichen Theile des jetzigen Yorkshire, † 588.

Werk anzugreifen, er entſchloß ſich einen Prieſter, Namens Auguſtinus, der nach klöſterlicher Regel mit ihm in ſeinem Hauſe gelebt hatte, mit vierzig Mönchen nach Kent abzuſenden. Schon früher hatte Gregor, der aus einer vornehmen reichbegüterten Familie abſtammte und hohe Staatsämter verwaltet hatte, ſich ganz in den Dienſt der Kirche begeben und ſein Haus zu einem Kloſter gemacht, in welchem er Mönche für den Dienſt der Kirche erzog: es war ein Predigerſeminar und Miſſionshaus nach den Begriffen und Bedürfniſſen jener Zeit, was er dabei im Sinne haben mochte. Auf dem cöliſchen Berge in Rom, wo man auf das Coloſſeum herabſchaut, wo jetzt die Kirche des heiligen Gregorius emporragt, da ſoll ſein Haus geſtanden haben und da dürfen wir uns die Bildungsſtätte denken, in welcher Auguſtinus zu ſeinem Werke vorbereitet worden war.

Im Jahr 596 reiſte der Miſſionar mit ſeinen Begleitern ab. Die Aufgabe war nicht leicht: doch hatte Gregor ſeinem Sendboten den Weg durch das Frankenland geebnet, ihn mit Empfehlungen an die Könige und Machthaber in dem fränkiſchen Reiche ausgeſtattet und um jede Art der Hülfsleiſtung, auch um Beſorgung von Dollmetſchern, für ihn gebeten. Aber die Franken, die mit dem Leben und den Sitten der Angeln und Sachſen jenſeits der Meerenge genau bekannt waren, konnten die Rohheit und Wildheit dieſer Völker nicht ſchrecklich genug ſchildern und riethen von der gefahrvollen Unternehmung, die gewiß erfolglos bleiben würde, ab. Dieſe Schilderung war gewiß nicht grundlos, aber wohl übertrieben, und es iſt die Vermuthung erlaubt, daß iriſche, ſchottiſche und britiſche Glaubensboten und Flüchtlinge, die mit den Angeln und Sachſen in bitterer Feindſchaft lebten, ihre Feinde und Bedrücker den Franken ſo ſchwarz als möglich gemalt haben. Die Glaubensboten wurden eingeſchüchtert und Auguſtinus kehrte nach Rom zurück, um ihm die eingezogenen Nachrichten mitzutheilen und ihn zu bewegen, daß er die Sache aufgeben und den Sendboten erlauben möchte heimzukehren. Der Papſt ſprach ihm Muth ein und beharrte auf ſeinem Gebot.

Auguſtinus war ein Mann des Gehorſams und des Gebets. Er ging, und im Jahre 597 landete er unweit Dover auf einer Inſel, welche die Britten Ruithina, die Angeln Thanet nannten, auf dem öſtlichſten Vorſprung von Kent, wo die Themſe ſchon mit dem Meere ſich vermiſcht hat. Dieſe Inſel, die als fruchtbar und anmuthig gerühmt wird, iſt jetzt nicht mehr zu erkennen, da ſie ſchon längſt nur noch durch einen Bach (Wantſum-River)

von dem feſten Lande getrennt wird, der zwiſchen den Seeſtädten Ramsgate und Margate fließet. Merkwürdig! dieſelbe Inſel Thanet war es, wo ungefähr anderthalb hundert Jahre früher die Angeln zuerſt landeten, um den Britten erſt Hülfe, bald aber Verderben zu bringen: dort landeten nun die Boten Chriſti aus Rom, die ihnen ſelbſt das Heil brachten, freilich auch nicht ohne menſchliche Zuthat und Sünde, die Urſachen ſpäterer Kämpfe und Nöthe. Von Thanet aus ließ Auguſtinus dem König Ethelbert melden, er ſei von Rom gekommen, um ihm eine gute Botſchaft zu bringen: wer dieſelbe annähme und ihr folgte, dem ſei ewige Freude im Himmel und ein Reich ohne Ende in der Gemeinſchaft des wahren Gottes gewiß. Der König wies ihm zunächſt die Inſel Thanet als Wohnſitz an, verſorgte ihn und ſeine Genoſſen mit den nöthigen Bedürfniſſen und befahl ihm zu warten, bis er ſeinerſeits die Sache überlegt und einen Beſchluß gefaßt haben würde. Nicht lange darnach begab er ſich mit Gefolge auf die Inſel, ließ ſich unter freiem Himmel nieder und beſchied die Miſſionare Chriſti vor ſich. Er wollte ſie nicht in einem Hauſe empfangen, weil ſein Volk meinte, in einem geſchloſſenen Raume würden die Fremdlinge, wenn ſie etwa in Zauberkünſten erfahren wären, ihn leichter berücken und überwältigen können. Die Mönche ſtellten ſich mit dem ganzen Pomp der römiſchen Kirche zu der Unterredung ein: voran ein ſilbernes Kreuz ſtatt der Fahne, dann ein gemaltes Chriſtusbild, dann der Zug der Mönche unter dem Geſang von Litaneien und Gebeten, worin ſie ſich und das Volk der Angeln der Gnade Gottes befahlen. Der König ließ ſie niederſitzen und hörte ihren Vortrag an. Dann erwiderte er ihnen: „Es ſind wohl ſchöne Worte und Verheißungen, die ihr mir bringet: da ſie aber neu und ungewiß ſind, ſo kann ich nicht ſogleich ihnen Folge geben und Altes fahren laſſen, was ich ſo lange mit der ganzen Nation der Angeln geglaubt habe. Weil ihr aber als Fremdlinge ſo weit her gekommen und, wie es mich däucht, was ihr für wahr und gut haltet, auch uns mitzutheilen geneigt ſeid, ſo wollen wir euch nicht beunruhigen, ſondern euch eine freundliche Herberge und den nöthigen Unterhalt gewähren: auch verwehren wir euch nicht zu predigen, um ſo viele, als ihr vermöget, zu euren Glaubensgenoſſen zu machen.“

Dieſem freundlichen und verſtändigen Empfange entſprach das Weitere. Die nahe Hauptſtadt von Kent, Dorovernum, das ſpäter Cantwaraburk genannt wurde, jetzt Canterbury heißt, wurde der Miſſions-Colonie zum Wohnplatz angewieſen, wo die römiſchen

Sendboten mit ähnlicher Feierlichkeit wie bei der erſten Unterredung ihren Einzug hielten. Hier fingen ſie ſogleich an, unter Gebet, Faſten und andächtigen Nachtwachen das Evangelium zu verkündigen, nahmen nur den nothdürftigſten Unterhalt an und zeigten ſich bereit, Alles, auch den Tod, für ihren Glauben zu erleiden. Ihren Gottesdienſt durften ſie öffentlich in der Kirche der Königin feiern und bald gewannen ſie durch die ſüßen Verheißungen des Evangeliums, durch ihren heiligen Wandel und auch durch Wunder, welche in Folge ihrer Gebete geſchahen, das Herz des Königs, welcher ſich mit nicht wenigen Männern aus dem Volke taufen ließ. Es entſtand eine allgemeine Erweckung und der König freute ſich über die Zunahme der Gemeinde, enthielt ſich aber aller Zwangsmittel und umfaßte nur die Gläubigen mit einer beſonders innigen Liebe, als Mitgenoſſen des Himmelreichs: denn Auguſtinus hatte ihn gelehrt, der Dienſt Chriſti müſſe freiwillig, nicht erzwungen ſein.

Zu Pfingſten des Jahres 597 war Ethelbert getauft worden; bis zum Schluſſe dieſes Jahres waren gegen 10,000 ſeines Volks ihm gefolgt und Auguſtin reiſte nun nach Gregors Anweiſung zum Erzbiſchof von Arles, um durch ihn die Weihe zum Biſchof zu empfangen. Die alte aus der Römer Zeiten herſtammende St. Salvator-Kirche in Canterbury, wurde wiederhergeſtellt und zur Kathedrale eingerichtet: außerhalb der Stadtmauern ward ein Kloſter nebſt Gotteshaus zu Ehren der Apoſtel Petrus und Paulus erbaut und chriſtliche Bethäuſer entſtanden da und dort. Auguſtin erbat ſich von Gregor, dem er Alles treulich berichtete, neue Gehülfen und neue Anweiſungen für das ſchnell erweiterte Kirchenweſen: Gregor aber unterſtützte ihn aufs kräftigſte, warnte ihn auch, durch ſeine Erfolge und durch die Wunder, die Gott durch ihn verrichtete, ſich nicht zum Stolz verleiten zu laſſen, da der Herr wohl auch durch Verworfene Wunder geſchehen laſſe, den Jüngern aber befohlen habe: „Freut euch nicht darüber, daß euch die Geiſter unterthan ſind, ſondern darüber, daß eure Namen im Himmel geſchrieben ſind.“ Der neue Biſchof fand ſich mit richtigem geiſtlichen Takt in ſeine große Aufgabe, aber für die liturgiſchen und kirchenrechtlichen Einrichtungen, die ihm oblagen, war er nicht genügend vorbereitet und hatte auch keinen Amtsbruder in der Nähe, den er befragen konnte. Doch wußte er die Wichtigkeit alles Einzelnen auf dieſem Gebiete zu ſchätzen. Auguſtin hatte bemerkt, daß in dem Gottesdienſt der römiſchen und der gallicaniſchen Kirche Verſchiedenheiten obwalteten, obgleich

derselbe Glaube in beiden war, und fragte bei Gregor darüber an, um zu hören, ob er für die neue anglicanische Kirche streng an die römische Liturgie sich zu binden habe, oder nicht. Dieser antwortet ihm: „Du, mein Bruder, bist an die römische Sitte, in der Du aufgewachsen bist, gewöhnt. Aber ich rathe Dir, wo Du in der römischen oder in der gallicanischen oder in sonst irgend einer Kirche etwas findest, was dem allmächtigen Gott wohlgefälliger sein mag, so wähle dieß sinnig aus und richte die anglicanische Kirche, die im Glauben noch neu ist, aufs Beste ein, indem Du das Beste, was Du aus den vielen Kirchen hast sammeln können, in sie eingießest. Denn man soll nicht die Sachen um der Orte, sondern die Orte um der Sachen willen werth halten. Also wähle Du nur aus den einzelnen Kirchen, welche es auch seien, das Fromme, das Andachterweckende, das Richtige, binde dieß gleichsam in einen Strauß zusammen und lege es für die Herzen der Angeln in ihren kirchlichen Gebrauch nieder." So öffnete er dem neuen Bischof die Thür, um auch manches Gute aus der unterdrückten Kirche der Britten aufzunehmen. Auch nahm Gregor das anfänglich von ihm gegebene Gebot die Götzentempel zu zerstören, zurück und rieth vielmehr, diese zum christlichen Gottesdienste einzurichten und die den Heiden liebgewordnen Opferstätten zum Dienste des lebendigen Gottes zu weihen. An einem Tage, den die Heiden mit Rinderopfern und Schmäusen früherhin zur Ehre ihrer Götzen gefeiert, solle man das Kirchweihfest zur fröhlichen Erinnerung an die Heiligen mit heiligen Gesängen und Mahlzeiten in Laubhütten im Umkreis der Kirchen begehen. Denn so habe der Herr auch zu Israel sich herabgelassen, da es unmöglich sei, den harten Gemüthern Alles auf einmal abzuschneiden, woran ihr Herz hängt.

Kaum waren im Königreiche Kent die ersten Anfänge herrlich gelungen, so gedachte der Papst schon das ganze Angelland in Britannien mit dem Netze des Evangeliums zu umspannen und in die gegliederte Ordnung der abendländischen Kirche einzuverleiben. Er ordnete zwei erzbischöfliche Sprengel an, von welchen jeder zwölf Bisthümer unter sich haben sollte. London und York sollten die erzbischöflichen Sitze sein. Beide Städte waren damals noch unter heidnischen Königen: doch wurde des Papstes Glaubensthat nicht zu Schanden und, ehe hundert Jahre vergingen, war die ganze Nation für das christliche Bekenntniß gewonnen: nur blieb der erzbischöfliche Stuhl Augustins für alle künftige Zeiten an Canterbury gebunden. Einer aber von den

Mönchen, die als Gehülfen der Mission nachgesandt wurden, Mellitus, wurde noch von Augustin zum Bischof von London, ein anderer Justus genannt, zum Bischof von Rochester geweiht.

Als Augustinus das erzbischöfliche Pallium empfing, ertheilte ihm der Papst auch die Oberaufsicht über die Reste der altbritischen Kirche, die wenig zahlreich, aber durch heilige Gottesmänner in einigen engverbundenen und blühenden Klöstern vertreten, sich aufrecht erhielt und eifersüchtig über ihre bisher behauptete Selbständigkeit wachte. Diese hatten Recht, wenn sie ihre Kirche nicht für eine Tochter der römischen halten wollten; ihre Ueberlieferung von der Zeit der Osterfeier, ihre Tonsur, die nicht kranzförmig sondern halbmondförmig war, und manche andre eigenthümliche Sitte deutete theils auf eine andre Abkunft, theils auf originale Fortbildung und sie fühlten eine freie geistliche Lebenskraft in sich. Andrerseits mußten sie zugestehen, daß sie in dem wesentlichen Bekenntniß des Glaubens von der römischen Kirche sich nicht unterschieden, und fühlten schmerzlich genug, daß sie einer hoffnungslos absterbenden Nationalität angehörten: ja sie konnten auch nicht leugnen, daß sie der lateinischen Sprache als der allgemeinen Kirchensprache sich bedienten, und daß sie des Zusammenhangs mit einem größeren Kirchenkörper bedurften, wie sie denn aus dem südlichen Gallien die Elemente ihres geistlichen Lebens und ihrer gelehrten Bildung noch im fünften Jahrhundert geschöpft hatten. Aber das dunkle Gefühl einer bitteren Wahrheit schärft nur den Widerstand. Der König Ethelbert veranstaltete im Jahre 601 eine Zusammenkunft zwischen dem Abt des Klosters Bangor, das im westlichen Britannien in der Nähe von Chester der Insel Angelsey gegenüber lag, und dem Erzbischof Augustin: der Ort der Zusammenkunft war ziemlich in der Mitte des Wegs, den beide zu machen hatten, in der Gegend von Worchester unter einer Eiche, welche deshalb Augustins-Eiche benannt worden ist. Der Abt von Bangor, Dinooth genannt, soll vorher das schriftliche Ansinnen der Unterordnung in altbritischer Sprache mit einer Erklärung folgenden Inhalts zurückgewiesen haben: „Es sei euch kund und unzweifelhaft, daß wir allesammt und jeglicher insonderheit gehorsam und unterthan sind der Kirche Gottes, dem Papst zu Rom und jedem wahren und frommen Christen, um jeden nach seinem Stande in vollkommener Liebe zu lieben und zu jedes Beistand uns mit Wort und That als Kinder Gottes zu beweisen. Und ich weiß nichts

davon, daß man einen andern Gehorsam als diesen dem schuldig sei, den ihr Papst nennt, noch daß er ein Recht habe und fordern dürfe, Vater der Väter zu heißen. Aber jenen Gehorsam sind wir bereit ihm und jedem Christen allezeit zu geben und zu leisten. Uebrigens stehen wir unter der Leitung des Bischofs Caerlio auf Osca, der unter Gott uns zu beaufsichtigen hat, daß wir den geistlichen Weg inne halten." Sollte auch diese Erklärung nicht ächt sein, so drückt sie wenigstens ziemlich richtig den unabhängigen Sinn jener „Gottesmänner" aus, wie er sich auch in den folgenden Verhandlungen unter der Augustins-Eiche bewiesen hat.

Augustin richtete nach einem langen Vortrag weder mit Bitten, noch mit Ermahnungen, noch mit Scheltworten etwas aus, die er und seine Begleiter verschwendeten: die Britten beriefen sich auf ihre Ueberlieferungen. Um dem langen mühseligen Streit ein Ende zu machen, schlug er endlich ein Gottesurtheil vor, das ganz im Geiste seiner Zeit war. Ein Kranker soll herbeigeschaft werden und wer durch sein Gebet ihn heilet, dessen Glaube und Werk soll als Gott wohlgefällig und Alle zur Nachfolge bindend anerkannt werden. Die Gegner gehen, wiewohl ungern, darauf ein, und man bringt einen Blinden von der Nation der Angeln. Die Britten versuchen vergeblich die Heilung: Augustin heilt ihn durch sein brünstiges Gebet. Nun erkennen die Britten an, daß der Weg des Heils, den Augustinus predige, der rechte sei, aber sie könnten nicht ohne die Einstimmung ihrer Kirchengenossen ihre alten Sitten verlassen. Es solle eine zweite Zusammenkunft veranstaltet werden, bei welcher ihre Parthei zahlreicher vertreten sei. Bei dieser zweiten Zusammenkunft (im J. 603?) erschien Dinooth mit sieben britischen Bischöfen und mehreren ihrer gelehrtesten Männer aus dem Kloster Bangor. Unterwegs besuchten sie einen wegen seiner Heiligkeit und Weisheit berühmten Einsiedler und befragten ihn, ob sie gegen Augustins Lehre ihre Ueberlieferungen verlassen sollten. Er erwiderte: „Wenn er ein Mann Gottes ist, so folgt ihm." „Und woraus sollen wir dieß erkennen?" sagten sie. Er versetzte: „Der Herr spricht: Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Wenn also Augustinus sanftmüthig und von Herzen demüthig ist, so kann man glauben, daß er das Joch Christi selbst trägt und Andern tragen lehrt. Ist er aber hart und stolz, so ist er nicht von Gott und seine Worte gehen uns nicht an." Darauf Jene: „Und wie können wir dieß erproben?" „Richtet es so ein, — sprach er, — daß Jener mit seinen Be-

gleitern früher als ihr zu dem Ort der Unterredung kommt und, wenn er bei eurer Annäherung aufsteht, so wisset, daß er ein Diener Christi ist, und hört ihn willig an: verachtet er euch aber und will nicht vor euch aufstehn, da ihr doch die Mehrzahl seid, so verachtet ihn auch." Dieser Rath wurde befolgt und Augustin stand nicht vor ihnen auf, um seiner erzbischöflichen Stellung nichts zu vergeben. Das nahmen sie ihm übel, warfen ihm Stolz vor und beflissen sich, ihm in Allem zu widersprechen. Er aber sprach mild zu ihnen: „Obwohl ihr in vielen Stücken unserer Gewohnheit, ja dem Gebrauch der allgemeinen Kirche zuwider handelt, so will ich doch Alles gern mir gefallen lassen, wenn ihr nur in diesen drei Dingen mir folgen wollt: 1) das Pascha zur richtigen Zeit zu feiern; 2) die Taufe, das Sacrament der Wiedergeburt, nach dem Gebrauch der heiligen apostolischen römischen Kirche zu verwalten; 3) den Angeln vereint mit uns das Evangelium zu predigen." Aber sie verweigerten Alles und sagten unter einander: „da er nicht hat vor uns aufstehn wollen, so wird er uns erst recht gering schätzen, wenn wir uns ihm erst als unserm Erzbischof unterworfen haben." Da brach endlich Augustin die Unterhandlung mit den weissagenden Worten ab: „Wenn ihr den Frieden mit den Brüdern nicht nehmen wollt, so werdet ihr Krieg von euren Feinden nehmen müssen, und wenn ihr den Angeln den Weg des Lebens nicht predigen wollt, so werdet ihr zur Strafe von ihrer Hand den Tod erleiden." Es gehörte in der That nur ein gesunder Blick in die damaligen Verhältnisse der Britten dazu, um dieß voraus zu sehen. Aber es geschah in so auffallender Weise, daß man um so mehr den Finger Gottes darin erkennen mußte. Augustin starb im J. 605. Aber acht Jahre später, etwa zehn Jahre nach jener unfruchtbaren Zusammenkunft überfiel der heidnische König Ethelfried von Northumbrien die Britten mit großer Heeresmacht. Die britischen Priester und die Mönche von Bangor fasteten drei Tage, versammelten sich dann auf freiem Felde und riefen Gott um Sieg für die Ihrigen an. Das Heer der Britten wurde geschlagen und, als der Sieger vernahm, wie die Mönche wider ihn gebetet, rief er aus: „Nun wenn sie wider uns zu Gott schreien, wahrlich, so kämpfen sie auch gegen uns, wenn sie auch keine Waffen tragen." Er ließ sie sämmtlich niederhauen, an 1200 Männer, und Bangor wurde zerstört.

Später haben britische Mönche von der Insel Hy (Iona) den Northumbriern unter dem frommen König Oswald diese grausame That durch die Predigt des Evangeliums christlich vergolten

und noch später, im J. 664 erfolgte die friedliche Vereinigung zwischen den britischen und römischen Christen. Das Evangelium trug unter den Angelsachsen herrliche Früchte: aber nach einigen Jahrhunderten thaten die Normannen ihnen, wie sie den alten Britten gethan.

Diejenigen, welche darüber grollen, daß die Geschichte des Reiches Gottes nicht nach ihrem Kopfe gehet, verkleinern die Wohlthat, welche der treue Knecht Augustinus den Angeln gebracht, weil er zugleich die angelsächsische Kirche dem römischen Papst unterworfen hat, ohne zu bedenken, daß die Kämpfe mit Rom später ebenfalls zur Stärkung und Erhebung des englischen Volkes dienen mußten. Man grolle doch gegen die Sünde, auf welcher Seite sie auch sei: Gott wird richten. Aber gesegnet ist jeder Mann, der einem heidnischen Volke den Glauben an den Weltheiland bringt: gesegnet ist auch mit Recht der Name Augustins, des ersten Bischofs von Canterbury. „Er hat gethan, was er gekonnt" (Marc. 14, 8).

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

7. Amandus.

6. Februar.

Nach dem Fall Roms hat es für das ganze folgende Jahrtausend kein größeres Ereigniß gegeben, als den Eintritt des siegreichen Volkes der Franken in die Gemeinschaft der rechtgläubigen abendländischen Kirche. Durch ihn bahnte sich eine Erstarkung der letzteren an, welche, weiterhin durch den Uebertritt der noch arianischen Völker germanischen Stammes bekräftigt, für alle Folgezeit von entscheidender Bedeutung geworden ist, und im Zusammenhang hiermit geschah es, daß in dem Frankenvolke die Grundlagen einer neuen Weltherrschaft gelegt wurden, die der römischen folgend und von völlig andern Trieben geleitet eine neue Epoche der Weltgeschichte heraufgeführt hat. Dieses Ereigniß denn zu begreifen, namentlich zu erkennen, wie seit dem entscheidenden Tag bei Zülpich 496 das von Klodwig und seiner nächsten Umgebung erkorene und vertretene Christenthum im Frankenreich mehr und mehr Ausdehnung und mehr und mehr innere Herrschaft errang, um allmählich zum Hauptmoment der gesammten neuen Bildung zu werden, ist von größtem

geschichtlichen Interesse, und jeder Beitrag zur Klärung und Vervollständigung dieser Erkenntniß wird dem Forscher wie dem einfachen Betrachter willkommen sein.

Das Bedeutende am Leben des h. Amandus liegt darin, daß seine Geschichte durchweg ein solcher Beitrag ist.

Wenig äußere Thatsachen sind es, die es in sich schließt. Daß er 589 zu Herbauge in Guyenne geboren, daß er frühzeitig das geistliche Leben erwählt, daß er in Bourges fünfzehn Jahre lang Eremit gewesen, daß er mehrere Male nach Rom gewallfahrtet, daß er sich der Mission unter den Belgiern, den Vasken, den Slaven gewidmet, daß er 647 zum Bischof von Mastricht erwählt und drei Jahre lang als solcher thätig gewesen, daß er darauf wieder die Predigt des Evangeliums unter den Heiden betrieben, daß er mehrere Klöster gegründet und in einem derselben nach seinem etwa i. J. 679 erfolgten Tode feierlich bestattet worden ist, mag den ganzen Umkreis dessen bezeichnen, was wir an äußeren Daten von ihm wissen und das Alles sind Dinge, die nichts Besonderes in sich schließen. Dagegen erscheint höchst schätzbar, daß wir durch sein Leben über Fragen von innerer Art: wie das Christenthum beschaffen gewesen, welches damals um die Herrschaft rang, wie man es zu verbreiten suchte, wie sich die fränkische Geistlichkeit zu Rom und Rom sich zu ihr stellte, welche Berührungen sie mit dem einheimischen Königthum hatte, einen erwünschten Aufschluß erhalten. Wir haben dem ältesten Biographen St. Amand's, dem mit ihm noch persönlich bekannt gewesenen Priester Baudemund, der gegen das Jahr 700 geschrieben haben mag, zu danken, daß während er die chronologische Anordnung seiner Arbeit mit wenig Achtsamkeit betrieben, gerade diesen inneren Dingen große Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Es ist ein in seinen äußeren Bezeigungen seltsames, seinem Grundtriebe nach durchaus achtungswerthes Christenthum, was wir in Amand und den ihm Gleichgesinnten thätig sehen. Der Sohn christlicher Eltern von hoher Geburt und wie es scheint reichem Besitz und frühzeitig in der heiligen Schrift unterwiesen, ward er, als er in die reiferen Jünglingsjahre kam, von einer so unmäßigen Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Christo ergriffen, daß er Eltern und Heimath verließ und auf eine im Ocean gegenüber dem heutigen La Rochelle gelegene Insel Oye floh, um mit einigen dort in klösterlichem Verband lebenden geistlichen Brüdern in Verkehr zu treten. Von ihnen mit Freuden aufgenommen widerstand er allen Lockungen seines Vaters, zu ihm zurückzukehren, aufs Entschiedenste. Als ihm

angedeutet wurde, er werde seines Erbtheils verlustig gehen, soll er in die Worte ausgebrochen sein: Nichts sei so sehr sein Eigenthum, als der Dienst bei Christo: der sei sein Erbtheil. Er wünsche Nichts von den Gütern des Vaters zu besitzen; möge es ihm nur gestattet sein, ein Streiter Christi zu werden! Um alle weitern Versuche abzuschneiden, begab er sich zum Grabe des heiligen Martinus von Tours und nachdem er da gebetet, es möge ihm durch die Fürbitte desselben vom Herrn verliehen werden, nie wieder in seine Heimath zurückzukehren, sondern auf fortwährender Pilgerfahrt zu bleiben, beschnitt er sofort sein Haupthaar und trat in den Clerus ein. Wie er dies vor Allem meinte, zeigte sich sogleich. Er widmete sich in Bourges dem Eremitenstande. Von dem heiligen Austregisilus, der dort Bischof war und in hohem Rufe stand, freundlich aufgenommen bezog er eine in der Nähe einer Kirche auf der Stadtmauer errichtete Zelle und saß hier, durchdrungen von der Liebe zum ewigen Leben — fünfzehn Jahre hindurch in Sack und Asche, nur mit Gerstenbrot und ein wenig Wasser seinen Leib ernährend.

War ein solcher Selbstraub am thätigen Leben, ausgeführt in den Jahren der Blüthe und Kraft, etwa vom 23sten bis zum 38sten Lebensjahre, von ihm lediglich als Opfer, als Act der Anbetung, oder auch als hohe Schule für einen weiteren, schwierigeren Beruf gemeint? Ist, darf man in allgemeinerem Sinne fragen, da Aehnliches von frühen Zeiten der Kirche an bis in ihre spätesten Jahrhunderte bei vielen Andern vorgekommen ist, diese Entwickelung der Ascese zugelassen worden, damit dadurch Werkzeuge gewonnen würden, die zur Verkündigung des Evangeliums unter den rohen Heiden die Wucht des Ruhms erprobter Heiligkeit und einer äußern Würde herzubrachten, welche dem Nichteremiten abging?

Bei Amandus werden wir über die Beantwortung dieser Fragen kaum zweifeln dürfen. Bald nach dem Ablauf seiner Zellenarbeit trat er das Amt der Mission an und sehr schön ist es bei Baudemund zu lesen, wodurch insonderheit er sich dazu getrieben fühlte.

Erklärlich aus dem nahen Verhältniß, in welchem die fränkische Kirche zu Rom stand, kam ihm in seiner Abgeschiedenheit plötzlich der Gedanke, er müsse an den Schwellen der seligsten Apostel Petrus und Paulus anbeten, und er zögerte nicht, ihn auszuführen. Mit nur einem Begleiter pilgerte er auf unwegsamen Steigen nach Rom, küßte die heiligen Fußtapfen und pflegte, nachdem er bei Tage die Kirchen Gottes besucht, sich Nachts in die

Peterskirche zurückzuziehen. Indeß geschah es ihm, daß er eines Abends von Einem der Custoden schmählich zur Kirche nicht sowohl hinausgewiesen, als geworfen wurde. Traurig saß er auf der Kirchentreppe, da erschien ihm St. Peter und ermahnte ihn unter freundlicher Bezeigung, er möge nach Gallien zurückkehren und sich der Predigt des Evangeliums widmen.

Mit diesem Ereigniß beginnt die zweite, bedeutendere Epoche seines Lebens. Aufgerichtet durch die Erscheinung und wie Baudemund sagt mit dem Segen und unter dem Schutz des Apostels zog er nach Gallien zurück, und hat hier, etwa im Jahre 626 zum Wanderbischof (episcopus regionarius) bestellt, lange Jahre als Verkündiger des Evangeliums unter den noch übrigen heidnischen Stämmen des Frankenreichs, einmal auch außerhalb der Grenzen desselben mit so großem Eifer, unter so geschickter Benutzung der gegebenen Mittel und mit solchem Erfolg gewirkt, daß hierin die eigentliche Aufgabe und das Werk seines Lebens erkannt werden muß.

Zuerst wandte er sich den noch heidnischen Bewohnern von Gent und der Umgegend zu, welchen das Christenthum zu verkündigen wegen ihrer Wildheit noch Niemand gewagt hatte. Auffallend ist, daß er sich vor Allem einen Erlaß des Königs Dagobert verschaffte, nach welchem wer sich nicht gutwillig taufen lassen wollte, dazu vom König sollte genöthigt werden. Es beruht dies darauf, daß mit dem König auch sein ganzes Reich in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen erschien und danach jedes Verharren beim Götzendienst den Charakterzug eines Ungehorsams gegen die Obrigkeit annahm. In der That aber findet sich kein Beweis vor, daß er von jenem Befehle beim Geschäft der Mission Gebrauch gemacht. Im Gegentheil widmete er sich diesem mit geistlicher Hingebung, indem er das Wort nicht bloß predigte, sondern auch durch seinen Wandel, namentlich durch ruhige Hinnahme aller ihm entgegentretenden Feindseligkeiten bethätigte. Von den Bewohnern der Gegend geschlagen, selbst von Weibern angegriffen, öfters in den Fluß gestürzt, hielt er dies Alles für Nichts und tröstete sich mit dem Worte: eine größere Liebe hat Niemand, denn daß er sein Leben gebe für seine Freunde. Von seinen Begleitern verlassen blieb er allein am Werk und erwarb sich mit eigenen Händen sein täglich Brot. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er Gefangenen oder über die See daher gebrachten Knaben: er kaufte sie an, taufte sie, ließ sie in der Schrift unterrichten, schenkte ihnen dann die Freiheit und besaß an ihnen eine

Art Seminar für die Kirche, aus welchem später Priester, Aebte, Bischöfe hervorgingen. Wenn man bei Baudemund aus seiner Ausdrucksweise Schlüsse ziehen darf, so scheint es, daß Amandus, der dort „unzählige Gefangene losgekauft," in der Umgegend von Gent weniger bei den Einwohnern, als im Kreise dieser armen Bedrängten und Verlassenen Erfolge gehabt habe.

Von den segensreichsten Folgen für sein Werk war ein durch ihn auf verwandtem Gebiet veranlaßtes außerordentliches Ereigniß. Etwa 8 Meilen südlich von Gent, in Doornick, hielt ein fränkischer Graf, Namens Dotto, öffentliches Gericht, und hatte eben einen unter dem anklagenden Geschrei des Volkes herbeigebrachten Dieb zum Tode verurtheilt, als Amandus zur Stelle kam. Der fromme Mann bat den Grafen inständig, dem Verbrecher das Leben zu schenken, jedoch umsonst; bald wurde das Gericht vollstreckt und der Graf zog mit der Menge ab. Amandus eilte zum Galgen, fand den Menschen todt, ließ den Leichnam herabnehmen, ihn in seine Betzelle bringen und betete da so dringend und unter so viel Thränen über ihm, bis durch Gottes Kraft das Leben in ihm neu erwachte. Staunend sahen die Brüder am nächsten Morgen, wie der Todtgeglaubte lebendig vor Amandus saß und mit seinem Retter sprach. Bald ward das Wunder weit und breit ruchbar, und nun eilten die Landesbewohner schnellen Laufes zu Amandus und baten ihn, er wolle sie zu Christen machen. Die Heiligthümer, in denen sie bis dahin angebetet hatten, zerstörten sie mit eigner Hand oder übergaben sie dem Amandus, der sie zu christlichen Zwecken benutzte.

Vielleicht durch diese unerwartete Wendung der Dinge ermuthigt, wandte er sich einem fern jenseits der Donau wohnenden heidnischen Volke zu, welches von Baudemund als das der Slaven bezeichnet wird. Indem er diesen das Wort vom Heil verkündete, hoffte er des Todes eines Zeugen Christi gewürdigt zu werden. Indeß ward ihm die Palme des Martyriums nicht zu Theil, nur Wenige wurden gläubig und so fühlte er sich gedrungen, zu der Heerde zurückzukehren, welche er als die seinige ansehen mußte.

Eigentlich nur eine Unterbrechung seiner Missionsthätigkeit war seine im Jahr 647 eintretende Erhebung zum Bischof in der Stadt Mastricht. Nach dem Tode des Bischofs Johannes Agnus drang König Sigebert, vereint mit der Geistlichkeit und der Bewohnerschaft in ihn, sich des verwaisten Sitzes anzunehmen. Er weigerte sich und erklärte, er sei desselben unwerth, und erst als

Alle einstimmig ihm zuriefen, er sei des Priesterthums wohl würdig und möge um der Sorge für die Seelen willen das Amt annehmen, der Geldgewinn davon sei Nebensache, entschloß er sich zur Annahme. Drei Jahre lang zog er durch alle Dörfer und Burgen des Bezirks und predigte das Wort Gottes. Aber er mußte die traurige Erfahrung machen, daß selbst „die Priester und Leviten" seine Predigt verachteten; er fühlte sich in dem von Christo vorgesehenen Falle, zum Zeugniß über die Ungläubigen selbst den Staub von seinen Füßen schütteln zu müssen und war selbst durch ein uns noch erhaltenes Schreiben des Papstes Martinus nicht zu bewegen, den bischöflichen Stuhl länger einzunehmen: sicher geleitet durch das Gefühl, daß er zu einem andern Berufe bestimmt sei. Diesem widmete er sich denn wieder.

Zunächst predigte er das Evangelium auf einer Insel in der Gegend der Scheldemündungen, Calloo genannt. Er arbeitete da zugleich mit einigen geistlichen Brüdern. Die Bewohner hörten indeß nicht auf seine Worte und mußten dafür, wie Baudemund bemerkt, erleben, daß zwei Jahre hindurch eine ungeheure Plage, jedenfalls eine Ueberschwemmung durch die Meereswellen, ihre Häuser und Aecker zerstörte, so daß fast Niemand dort zu bleiben vermochte.

Hierauf zog er zu dem in der Nähe der Pyrenäen wohnenden Volk der Vasken, um sie vom Götzendienst zur Anbetung Gottes zu führen. Sie wohnten in unzugänglichen rauhen Thälern und beunruhigten durch ihre Kampflust ihre fränkischen Nachbarn. Auch bei ihnen hat seine Predigt des Evangeliums einen erwünschten Erfolg nicht gehabt; indeß kann ein Vorfall, der dabei vorkam, nicht ohne erschütternden Einfluß auf die Betheiligten geblieben sein. Während er im Reden begriffen war, begann einer der eingebornen Zuhörer seine Geberden grinsend nachzuäffen, um die Wirkung seines Wortes zu vereiteln. Er trieb es eine Weile; da fing er plötzlich an, sich mit seinen eigenen Händen zu zerfleischen, verklagte laut seine Sünde und hauchte, in der Pein sich windend, seinen Geist aus. Der Erfolg bei den Augenzeugen kann kein anderer als der einer heiligen Scheu vor Amandus und der von ihm vertretenen Sache gewesen sein, und so wird dieser erste Missionsversuch bei den Vasken für spätere glücklichere die Grundlage gebildet haben.

In unmittelbarer Verbindung mit dem, was Amandus für

die Ausbreitung des Christenthums gethan, steht seine Thätigkeit für Anlegung von Klöstern. In diesen sollte nach ihrer ursprünglichen Idee das Leben des christlichen Glaubens seine vollkommene Bethätigung finden; andererseits aber sollten sie ausgesetzte Posten der Christenheit sein, von denen aus dieses Leben in der Umgebung entweder gereinigt und vertieft oder neu gepflanzt werden sollte. Wo Amandus gepredigt hatte, da ließ er Brüder zurück, welche das Werk zu überwachen oder fortzusetzen hatten; er suchte sie dann je zuweilen wieder auf, um sie selbst zu stärken; eben auf einem solchen Besuche war's, wo er von dem wilden Vaskenvolke hörte und den Entschluß faßte, in seiner Mitte zu wirken. War es ihm, wie bei jenem Falle in der Umgebung von Doornick gelungen, das Heidenthum zu brechen, so machte er aus den ihm überlassenen Heiligthümern Klöster oder Kirchen. Gottesfürchtige Männer und Frauen halfen ihm dazu mit freiwilligen Gaben. In gegebenem Falle bat Amandus um solche Unterstützung; so den König Childerich, der ihm einen ganzen Ort, Stanto, behufs der Anlegung eines Klosters daselbst zuwies. Nach Milo's etwas späterem aber glaubwürdigem Bericht schenkten ihm Könige und Königinnen und mehrere erlauchte Personen, um ihm ihre Verehrung zu bezeigen Landgüter und andre Erbstücke, die er dann für diesen „geistlichen Kriegsdienst" verwendete. Das berühmteste der von ihm gegründeten Klöster ist Elnon, einige Meilen südlich von Doornick, nach Valenciennes zu gelegen, so genannt nach einem Flüßchen, an dessen Ufer es erbaut ist, in den spätern Zeiten mit dem Namen des Gründers, der sich gegen Ende seines Lebens dahin zurückzog, St. Amand bezeichnet. Es war im 10. Jahrh. als Sitz der Wissenschaften so wohl angesehen, daß der Abt eines benachbarten Klosters, Bodulfus, sich einen Elnonensischen Mönch, Hucbaldus, kommen ließ, um von ihm Unterricht zu empfangen, wofür er dann Elnon mit liegenden Gründen beschenkte. Erinnern wir uns, wie sich um solche Klöster nach und nach Laienwohnungen, Dörfer und Städte, um Elnon die noch bestehende Stadt St. Amand, angebaut haben, so zeigt sich, wie die Wirksamkeit des Amandus nicht allein zur Förderung der Kirche, sondern auch zur Cultur des Landes gedient hat.

Das Mitgetheilte erklärt den ausgezeichneten Ruhm, den Amandus vor und nach seinem Tode in Belgien und Frankreich besessen. Indeß sind uns noch manche Thatsachen überliefert, die auf seinen Charakter ein besonders erfreuliches Licht werfen. In-

dem wir uns versagen müssen, sie alle zur Darstellung zu bringen, beschränken wir uns auf das Wichtigste, die Beantwortung der Frage: wie stand er zu den sittenlosen merovingischen Königen? Wenigstens von seinem Verhältniß zu Dagobert sind wir unterrichtet. Was Keiner von den Priestern gewagt hatte, wagte er: er hielt dem König seine schweren Vergehen freimüthig vor. Dafür ward er von ihm aus dem Frankenreiche verbannt; wir werden kaum irren, wenn wir seinen Gang zu den Slaven, den man als Erweis einer gewissen Unbesonnenheit angesehen hat, hiermit in Verbindung bringen. Indeß war das an Amandus begangene Unrecht zu groß, als daß selbst ein Merovinger es hätte lange auf seinem Haupte liegen lassen mögen. Nach der Geburt eines Sohnes rief ihn Dagobert aus der Verbannung zurück und ruhte trotz der entschlossenen Weigerung des Amandus, der für einen Geistlichen Nichts gefährlicher als das Hofleben hielt, nicht eher, als bis er einwilligte, den Prinzen zu taufen und zu versprechen, ihm ein geistlicher Vater zu werden.

Der Prinz war Sigebert, der nach seinem Vater den fränkischen Thron bestieg. Auf welche Art Amandus sein Versprechen gehalten, wird uns nicht berichtet; daß er es aber irgendwie gehalten, dafür bürgt theils Amand's Gewissenhaftigkeit, theils die Nachricht, daß ihm bei seinem Gelöbniß der Gedanke lebhaft war, wie ein näheres Verhältniß zum König für seine Predigt des Evangeliums innerhalb und außerhalb des Frankenreichs nur von großem Vortheil sein könne. Auch der erwähnte Brief des Papstes Martinus etwa vom Jahre 650, worin er ihn beschwört, den Bischofssitz in Mastricht nicht aufzugeben, und dieser Bitte die weitere hinzufügt, den König Sigebert zu vermögen, in seinem mit dem Römischen Concil von 649 angehobenen Kampf wider die Griechen mit einzutreten, setzt das Vorhandensein einer näheren Verbindung zwischen Amand und Sigebert voraus. Wären die anderweitigen Verhältnisse dazu angethan gewesen, so hätte sich vielleicht durch Amandus im 7ten Jahrh. das vollziehen können, was durch Alcuin im 8ten unter dem großen Nachfolger der Merovinger zum Vollzug gekommen ist.

Nach einem Leben, in welchem Züge der Weltverachtung, der frommen Entschlossenheit, der Freigebigkeit gegen die Armen, der sittlichen Hoheit im Verkehr mit den Reichen, der Klugheit in der Seelsorge, des richtigen zugleich in Strenge und in Milde sich bewährenden Verhaltens gegen Ungehorsame, der herzlichen Versöhnlich-

keit miteinander abwechseln, entschlief dieser Liebenswerthe in seinem Zufluchtsort am Elnon gegen 90 Jahr alt, eines Sonntags am 6. Februar 679*).

E. Ranke in Marburg.

---

8. Rupert, Bischof von Worms, Apostel der Baiern.

27. März.

In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bestanden bereits geordnete christliche Zustände in einem guten Theil der später von dem bairischen Volksstamme eingenommenen Wohnsitze. Die Gebiete an der Donau wie am Rhein waren, soweit sie unter römischer Herrschaft standen, mit den kirchlichen Einrichtungen versehen wie andere Provinzen. Die unter der damaligen romanischen Bevölkerung sich noch findenden heidnischen Reste konnten sich nur im Dunkel der Verborgenheit noch geltend machen. Es ist der Name Severin's und sein frommes Wirken, woran sich in dieser Zeit nach Attila's des Hunnen-Königs Tode die christlichen Erinnerungen jener Gegenden knüpfen. Dann aber erlischt das Andenken an die geschichtlichen Begebenheiten daselbst für einige Zeit vollkommen. Unter den Einfällen der germanischen Schaaren bricht alles wieder zusammen.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts siegt der deutsche Volksstamm der Baiern in dem alten Noricum sowie in Theilen Rhätien's und Pannonien's. Er steht unter fränkischer Oberhoheit, hat aber seine eigenen Herzoge. Wenn man auch sagen kann, daß hier wie bei den Franken und Alemannen der Uebertritt zum Christenthum erleichtert war durch die Ansiedelung auf christianisirtem Boden, so wissen wir doch über den nächsten Verlauf desselben gar nichts. Sicher sind erst mit Anfang des siebenten Jahrhunderts die Bekehrungsversuche, welche durch den Abt Eustasius von Luxeuil und seinem Begleiter Agilus nebst andern Glaubensboten von dort

---

*) Hauptquelle: Vita S. Amandi episc. Trajectensis, auctore Baudemundo monacho Elnonensi, aequali, mit der Suppletio quae addita est libello vitae S. Amandi a Milone monacho et sacerdote. Zu finden in Acta Sanctorum ordinis S. Benedicti, saec. II. Par. 1669. p. 709. Zu vergl. Rettberg, Kirchengesch. Deutschl., Gött. 1846. I. 554—556 u. a. St.

unter den Baiern gemacht worden. Aber der Erfolg iſt unbekannt. Aus dem Lauf des genannten Jahrhunderts weiß man dann in der zweiten Hälfte deſſelben von der dreijährigen Wirkſamkeit Emmeran's, zuvor Biſchofs von Poitiers. In der Hauptſtadt Regensburg und im herzoglichen Hauſe hatte freilich zu ſeiner Zeit die neue Religion bereits Anknüpfung gefunden, aber es blieb im Lande noch viel zu thun übrig. Der Apoſtel Baierns ſollte erſt kommen.

Hrodbert, wie ihn ſeine älteſte Lebensbeſchreibung nennt, oder Rupert, wie er gewöhnlich heißt, iſt der eigentliche Bekehrer dieſes Landes geworden, er hat das Werk vollendet. Freilich ſind noch heute die Meinungen darüber getheilt, ob ſein Auftreten ins Ende des 6. oder des 7. Jahrhunderts fällt. Es iſt das Streben alter Stiftungen und Einrichtungen ſich dadurch noch ehrwürdiger zu machen, daß ſie ſich ein möglichſt hohes Alter zuſchreiben. Nun iſt Rupert's Wirkſamkeit hauptſächlich an den Stuhl von Salzburg geknüpft und eben die Salzburger Ueberlieferung hält zähe daran feſt, daß der Stifter der dortigen Kirche ſchon am Ende des ſechſten Jahrhunderts dahin gekommen ſei und Baiern für das Chriſtenthum gewonnen habe: dieſe Rechnung muß dazu dienen, die ausſchließlichen Anſprüche Salzburgs auf die Würde der kirchlichen Mutterſtadt in dieſem Lande ſicher zu ſtellen. So wortreich aber und zum Theil auch geſchickt dieſe nicht unbefangene Ueberlieferung vertheidigt worden iſt, ſo muß doch entſchieden um ein volles Jahrhundert in der Zeitrechnung herabgegangen werden.

Rupert war Biſchof von Worms zur Zeit des fränkiſchen Königs Childebert III. Er ſelbſt ſtammte aus dem fränkiſchen Königsgeſchlecht. Mit dieſem Vorzuge der Geburt verband er aber weit edlere Eigenſchaften. Ihn ſchildert uns ſein älteſter Biograph als einen redlichen, frommen und klugen Mann, wahrhaftig im Reden, gerecht im Urtheil, vorſichtig im Rath und energiſch im Handeln, hervorragend durch Nächſtenliebe, durch ſittlichen Adel in jeder Hinſicht ausgezeichnet. Sein Ruf als Lehrer des Glaubens und der Moral war groß, unzählige ſollen bei ihm zuſammengeſtrömt ſein, um zu lernen. Weit und breit bekannt wurde ſein heiliger Wandel; auch der Baiernherzog Theoto hört davon. Der läßt ihn durch ſeine Geſandten aufs dringendſte bitten auch in ſein Land das Licht ſeiner Lehre zu tragen. So kommt Rupert nach Baiern; ohne Zweifel bezieht ſich hierauf die einzige Jahresangabe ſeiner obengenannten Lebensbeſchreibung, es war im zweiten Jahre der Regierung des fränkiſchen Königs Childebert III., alſo

696. Mit allen Ehren nimmt ihn der Fürst in Regensburg auf. Und der Mann des Herrn dankt mit dem besten, was er geben kann, mit sittlichen Ermahnungen und Unterricht im christlichen Glauben. Bald ist der Herzog, sind viele andere aus Adel und Volk bekehrt und werden getauft. Theoto erlaubt dem heiligen Mann für sich und die seinigen einen passenden Ort auszuwählen, Kirchen im Lande zu bauen wo es ihm gefiele, und die übrigen Maßregeln für einen geistlichen Wohnsitz zu treffen. Erst aber unternimmt der bekehrungseifrige Glaubensbote eine wohl nicht mit Recht bezweifelte Reise auf der Donau bis nach Unter-Pannonien um den Samen des Lebens auszustreuen. Zurückgekehrt macht er sich von Lorch aus wieder auf den Weg und errichtet eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus in Seekirchen beim Wallersee; der Herzog aber beschenkt ihn dort mit Grundstücken, immer das kräftigste Mittel, die Kirche auch irdisch zu sichern und mit allen Lebensbeziehungen zu verflechten. Der Missionar des Landes suchte aber auch einen Mittelpunkt für das kirchliche Leben im Lande zu gründen, es sollten wohl für alle Zeiten die christlichen Bestrebungen einheitlich zusammengefaßt und dadurch gefestigt bleiben. Die alte Römerstadt Juvavia, das wundervoll gelegene Salzburg, sah er sich dazu aus. Der Ort war in früherer Zeit mit vielen herrlichen Gebäuden geschmückt, jetzt fast verfallen und vom Wald überwuchert. Der Herzog fügte seiner Zustimmung zu dem Unternehmen eine bedeutende Schenkung von Landbesitz rings um den Ort hinzu. Dort baute nun der Bekehrer eine schöne Kirche, auch diese zu Ehren des Apostels Petrus; ein Kloster nebst Wohnungen für Geistliche schloß sich an. Aber noch reichten die einheimischen Kräfte für das Werk der Predigt des Evangeliums nicht aus: Rupert reiste in die Heimath und brachte von da 12 Gehilfen mit. In seinem Gefolge befand sich eine gottgeweihte Jungfrau, mit Namen Erindrud, für sie wurde nun auch ein Nonnenkloster auf der obern Burg der Stadt gegründet. Und unermüdlich bereiste er selbst das Land, baute und weihte Kirchen, ordinirte Geistliche, darunter einen Nachfolger für sich. Endlich kehrte er nach Salzburg zurück, dort starb er mitten im Gebet, umgeben von Klerikern, denen er seine letzten Ermahnungen hinterließ. Sein Todestag war der 27. März, das Jahr ist unbekannt.

Der Eindruck, den sein Wirken hinterließ, spiegelt sich in den Erzählungen von übernatürlichen Kräften, die ihm im Leben und im Tode zu Gebote standen. Was er mit Worten lehrt, das bestätigt er durch wunderbare Thaten. Schon nach seiner Rückkehr aus Pannonien macht er in Lorch viele Kranke durch Gebet ge-

fund. Seinen Todestag weiß er lange voraus. Unzählige Heilungen werden den gläubig sich Nahenden an seinem Grabe zu Theil.

Ob dem umsichtigen Mann, der neben Maria seine Kirchen gern dem heiligen Apostelfürsten Petrus weihte, auch der Versuch einer nähern Anknüpfung mit dessen Nachfolger in Rom zuzuschreiben sei, bleibt ungewiß. Jedenfalls reiste im Jahre 716 der alte Herzog Theoto dahin, es war zu Anfang der Regierung Papst Gregor's II.: der erste Besuch eines Baiernfürsten in der ewigen Stadt. Es wird berichtet, er habe es gethan, um dort seine Andacht zu üben. Als Regent eines dem Christenthum neu gewonnenen Landes hat er wohl eben so sehr die weitere Organisation der kirchlichen Verhältnisse desselben im Auge gehabt. Ohne Zweifel in Folge dieses Besuchs fertigte noch Gregor II. eine Gesandtschaft nach Baiern ab, deren Anweisung erhalten ist. Man kann nicht sagen, ob diese bis an den Ort ihrer Bestimmung gelangte. Denn als später Bonifacius dort zu wirken beginnt, ist nichts dergleichen vorhanden. Ihm war die festere Ordnung der kirchlichen Verhältnisse auch hier aufbehalten.

Julius Weizsäcker in Erlangen.

---

9. Aelfred der Große.

29. Oktober*).

Mit Recht ziert den kleinen Westsachsenkönig der ehrenvollste Beiname, denn an seiner Stelle hat er so viel vollbracht als Karl der Große für das gesammte Abendland. Er hat sein Reich vor der Wiederkehr wilder Barbarei geschirmt, der christlichen Cultur eine hochberühmte Pflanzstätte aus jähem Verderben gerettet, er hat noch selbstthätiger als jener mit emsiger Hand Zeitgenossen und Nachkommen, der Heimath und der Fremde das Saatkorn edelsterBildung ausgestreut.

Der Sproß eines königlichen Geschlechts, das wie bei den alten Germanen so oft mit Stolz seine Abstammung in ununter-

---

*) Auf diesen Tag ist der Name des Aelfred im Ev. Kal. verlegt. Ueber das Datum seines Todes, den 28., nach andern Angaben den 26. October vergl. meine Schrift Die Kalendarien und Martyrologien der Angelsachsen S. 48. F. P.

brochener Reihe auf Wodan, den höchsten Gott, zurückleitete, das seit seiner Ankunft auf der britischen Insel eine kleine Herrschaft in immerwährenden Kämpfen stetig erweiterte, das spät erst und unter heftigen Wandlungen den angestammten Göttern entsagte und, während es, voll inbrünstiger Verehrung gegen die Kirche, die Gotteshäuser und ihre Diener in seinem Gebiete schirmte, doch dieses rastlos durch Herbeiziehung der kleinen zusammenbrechenden Nachbarstaaten zu vergrößern fortfuhr — der größte und unvergleichlichste der Cerdikingen, verdankte Aelfred schon seinem Ahnherrn Ecgbert die Stellung des vornehmsten Fürsten auf der Insel. Dieser, einst Gastfreund des großen Karl, durfte das Reich, das er unter seinem Scepter vereinte, bereits England heißen; der höchste Würdenträger der Kirche, der Erzbischof von Canterbury gehörte diesem Staate an. Dadurch vornehmlich doch, daß Fürst und Bischof Hand in Hand die ruhmvollen Bestrebungen, die seit 200 Jahren von jenem Brennpunkte der Christianisirung ausgingen, gegen die widerstrebende und andersgläubige Nachbarschaft weiter führten, gelang es, die Eifersucht unter den kleinen angelsächsischen Stämmen und Dynasten zu bewältigen.

Zu Anfang des neunten Jahrhunderts erschien das Königreich Wessex als der starke Hort jener segensreichen Glaubensschule, aus welcher ein Beda und ein Bonifacius hervorgegangen. Aber noch unter demselben Fürsten ergossen sich in immer dichteren Schwärmen vom Meere her, unbekehrt und ungezähmt, die heidnischen Nordmänner über die Insel. Gerade auf die heiligen Stätten in Nordhumbrien, Ostanglien und Kent fielen sie, gelockt von den Kirchenschätzen und von so mancher werthvollen Schöpfung fest begründeter Gesittung. Die Deutschen, die seit drei Jahrhunderten sich auf der Insel niedergelassen, seit zweien der Lehre Christi treu und eifrig gedient hatten, schwebten in Gefahr, in das alte Heidenthum zurückgerissen zu werden.

Seit 838 saß dann Aethelwulf auf dem Throne, in manchen Stücken dem Vater unähnlich. Schwach ließ er sich von anderen leiten, ließ geistlicher Habsucht und Herrschbegier die Zügel schießen in Zeiten, wo ein tapferes Schwert das vornehmste Bedürfniß für Fürst und Volk gewesen wäre. Denn die Sturmläufe der Wikinger richteten sich immer wüthender bereits von festen Standlagern aus auf das Binnenland. Nur auf das Haus des Königs fällt ein sanfter Schimmer: dort waltet Osburg, die fromme, tugendhafte Gemahlin, aus vornehmem altjütischen Stamme von der Insel Wight, in weiblicher Stille der Pflege ihrer Kinder hinge-

geben. Nach drei Söhnen und einer Tochter ward im Jahre 849 zu Wantage, einem königlichen Hofgut in der heutigen Grafschaft Berkshire, das jüngste Kind geboren, dessen Name Aelfred noch laut genug an vorchristliche Anschauungen gemahnt. Mit besonderer Liebe hingen ihm die Eltern an. Eines Tages las die Mutter in einem Buche sächsischer Gedichte, wie die alte Quelle erzählt, dessen schön gemalter Anfangsbuchstabe die Augen der Kinder fesselte. „Wer zuerst daraus lesen kann, der soll es behalten," sagte Osburg. Ihr Aelfred nahm es, ging damit zum Lehrer, dann las er zuerst. Die Mutter, die von ihrem Wesen das Beste auf dieses Kind vererbte, ist wohl bald darauf gestorben. Der Vater aber, voll Zärtlichkeit gegen Aelfred, nimmt ihn allein im Jahre 855 mit sich auf die Pilgerfahrt nach Rom. Dort salbt ihn segnend der Papst und nimmt ihn an Kindesstatt an; unvertilgbare Eindrücke hat der kleine Nachkomme uralter Volkskönige von Rom heimgebracht.

Doch jene Reise hatte für das bereits schwer bedrängte Reich auch arges Unheil im Gefolge. Es war thöricht von Aethelwulf, statt daheim für die Erhaltung der Herrschaft und des Christenglaubens sich anzustrengen, viele Monate hindurch fern an den Gräbern der Heiligen anzubeten und mit königlicher Freigebigkeit fromme Stiftungen zu errichten. Auf dem Heimwege, wo er im Frankenreiche bei Karl dem Kahlen einkehrte, nahm er dessen Tochter Judith zur Gemahlin. Feierlich, noch dazu in der Fremde, wurde sie gekrönt, wie es bis dahin bei den Westsachsen nicht Brauch gewesen. Darüber erhob sich noch vor der Landung des Vaters der älteste Sohn Aethelbald, den jener als Statthalter zurückgelassen hatte. Daß dessen Partei die stärkere blieb, erhellt aus der Theilung, durch welche der böse Handel geschlichtet wurde. Dem Sohne fiel, vornehmlich auch mit Rücksicht auf die Dänennoth, der Kern des Reichs zu; der Vater mußte sich mit Kent begnügen, was bisher nur zur Ausstattung des Thronfolgers bestimmt gewesen. Er ist dann am 13. Januar 858 gestorben, bekümmert und gottergeben, aber ein elender Fürst. Gleich darauf hat der rauhe Sohn frevelnd gar die Stiefmutter zu seiner Gemahlin gemacht. Als auch er jedoch schon 860 ohne Kinder starb, folgte ihm der nächste Bruder Aethelbert in allen Gebieten wider die frühere Thronregel, wozu freilich die immer schlimmere Bedrängniß durch die bereits seßhaft werdenden Nordmänner der Anlaß gewesen sein mag.

Aelfred, mit seinem Erbtheil ausgestattet, trat mittlerweile in das Jünglingsalter. Den Leib stärkte er auf der Jagd und in

der Waffenübung; sein reger Geist aber hatte Mühe auch nur das Nothdürftigste sich anzueignen in Tagen, wo unter jener furchtbaren Geißel bereits der letzte Rest der trefflichen Schulen von Wearmouth und Canterbury dahinging. Nur kümmerlich vermochte er sich die elementaren Fertigkeiten anzueignen. Auch als im Jahre 866 der dritte Bruder Aethelred den Thron bestieg, trat Aelfred nicht die abgezweigte Herrschaft in Kent an, sondern blieb dem Könige treu und ergeben als nächst berechtigter Aetheling zur Seite. Denn eben jetzt brach das Unwetter mit erneuter Wuth vom Meere herein. Gewaltige Flotten, von riesigen Gestalten geführt, warfen ihre Mannschaften auf die ganze Ostküste der Insel. Davor gingen die letzten selbständigen Fürstenthümer in Northumbrien und Ostanglien zu Grunde, die Kirchen und Klöster verschwanden in jenen Strichen, während ihre Insassen fast Nichts als das nackte Leben, selten ein Buch und jedenfalls nur geringe Wissenschaft auf der Flucht in das Innere retteten.

In höchster Noth rief der König Burchred von Mercien, welcher Aethelwulfs Tochter zur Frau genommen, nun die Hilfe seiner Schwäger an. Möglich, daß auch hierüber verhandelt wurde auf der Hochzeit, welche Aelfred im Jahre 868 in Mercien mit Ealhswith, der Tochter eines angesehenen Ealdormanns jenes Reichs, feierte. Zwar war der Fürstensohn dort mitten in den Festlichkeiten plötzlich von einer tückischen Krankheit befallen worden, die Zeit Lebens an ihm zehren sollte, da gegen ihre unheimlichen Ueberraschungen keine Kunst der Aerzte Rath wußte. Aber mit schöner Willensstärke überwand er unsägliche Schmerzen und raffte sich auf, um neben seinem Bruder dem Könige das Nachbarland schützen zu helfen. Bald jedoch drangen die wilden Feinde auch weit die Themse hinauf in das Herz von Wessex, so daß die Beiden Alles aufbieten mußten, um nur die eigene Herrschaft zu retten. An mehreren heißen Tagen, vorzüglich zu Aescesdune zu Anfang des Jahres 871 setzten sie sich heldenmüthig zur Wehr. Trotzdem blieb die Erhaltung ihres Reichs höchst zweifelhaft, als auch König Aethelred am 23. April 871 starb.

In dunkler Stunde ging nun die Weihe des Papstes an Aelfred in Erfüllung, aber auch vertragsmäßig bestieg er den Thron, denn zwei unmündige Kinder seines Vorgängers mußten, wie damals noch so oft der Fall war, vor dem erwachsenen Oheim zurückstehn. Allein der Fürst bekam weder Freude noch Segen seines Königthums zu kosten. Gleich den Qualen, welche sein Fleisch züchtigten, drohte auch das allgemeine Verderben Land und Leute

zu verschlingen, besonders als nun auch die wankende Herrschaft in Mercien unterging. Jahrelang rang Aelfred in einem Verzweiflungskampfe mit Ausdauer und Geschick, aber die Mittel zur Vertheidigung schwanden doch zusehends, während von allen Seiten der Feind immer fester Fuß faßte. Was halfen dagegen vereinzelte Erfolge zu Lande und auf dem Wasser oder heilig beschworene Verträge? Schon legte das Volk todesmüde die Waffen nieder und unterwarf sich dem Joche der heidnischen Sieger. Nur hier und da in der Wildniß oder auf natürlichen Vesten hielt sich wohl noch eine tapfere Schaar mit dem Vorsatz dem Feinde die letzte Habe, das Leben, so theuer als möglich zu verkaufen.

Eine dunkle Angabe deutet auf inneren Zwist der Westsachsen als vornehmsten Grund des Einsturzes. Wohl möglich, daß der Gegensatz wälscher und deutscher Zunge oder Antipathien der Geschlechter die Bevölkerung, die bisher so wacker ausgehalten, zerrissen haben. Noch dunkler lauten gewisse Beschuldigungen gegen Aelfred selber. Die Mönche von Abingdon wünschen ihm das Loos des Judas wegen der Gewaltthaten, die er ihrem Kloster zugefügt habe. Ein Schreiben des Papstes Johann VIII., vermuthlich aus dem Jahre 877, beschuldigt gar den König und seine Landsleute, in der allgemeinen Verwilderung der Sitten die eheliche Zucht gebrochen zu haben. In alter Erzählung begegnen wir der Auffassung, daß Aelfred durch seine Aufführung viel Schuld an dem Unheil trage; nach walliser Quellen büßt er dafür in der Zelle eines Anachoreten. Allein, wie dem auch gewesen sein mag, bald hernach geht doch von ihm vornehmlich der Anstoß zur rettenden That, zur Befreiung aus. Er hat, das wissen wir sicher, das Schwert nicht aus der Hand gelegt und die Hoffnung niemals fahren lassen.

So warf er sich denn zu Anfang des Jahres 878 nach Westen in den wasserreichen Gau der Sumorsäten. Zu Aethelney, auf einer inselartigen, durch Sumpfland fast unzugänglichen Berghöhe, die durch einige Nachhilfe in eine Festung umgeschaffen wurde, barg er nicht nur Weib und Kinder und was sie an Eigenthum mitführen gekonnt, sondern streifte auch von dort mit einer kleinen Schaar edler und beherzter Genossen in kühnen Ausfällen weit hinaus, um den plündernden Horden ihren Raub abzujagen und in mancher Hütte die Erinnerung wach zu rufen, daß der König noch am Leben sei. Kein Wunder, wenn Volkssage und Legende um dieses Beginnen ihr buntestes Gewebe gesponnen

haben; ein viel treueres Zeugniß jedoch als die Mährchen von den Wagnissen des verkleideten Königs bleibt das merkwürdige Juwel, das, an der Stelle gefunden, wo die Rettungsburg Aethelney stand, heute noch in Oxford aufbewahrt wird. In goldenem Filigran und in den unverkennbaren Zügen der Zeit trägt es die Inschrift: Aelfred mec heht gewyrcan (Aelfred hieß mich machen).

Mit dem Frühling rückte schon eine stärkere Mannschaft aus; am Saume eines Waldes flatterte wieder das alte Banner; aus den nächsten Gauen eilten von neuem Muthe beseelt die Männer herbei, bereit ihrem Fürsten zu folgen. Im Mai schlug dieser bei Aethandune einen großen heidnischen Haufen, welcher der Begeisterung und dem geschlossenen Angriffe der Minderzahl auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Einige Wochen später ward den Dänen Chippenham entrissen, einer der festen Plätze, von dem aus sie so viel Unheil angerichtet hatten. Noch im Sommer nöthigte Aelfred in urkundlichem Vertrage zu Wedmor seinen furchtbaren Gegner Guthorm, dem er Wessex bereits wieder entwunden, die christliche Taufe und den Namen Aethelstan anzunehmen, mit seinen Völkern aber sich jenseits einer dem Laufe der Themse folgenden Grenze in festen Sitzen zu einem englisch-dänischen Staate niederzulassen. So war in wenigen Monaten nicht nur das Vaterland befreit, sondern auch ein beträchtlicher Theil des untergegangenen Merciens, die Landschaften um Worcester und Warwick, herbeigebracht worden. Das Wichtigste aber war der Sieg des Christenthums über den geschworenen Feind, denn mit dieser Hilfe allein hat sich der Germane wider den Scandinaven, die Gesittung wider die Barbarei behaupten können. Wohl war in den nächsten Jahren noch nicht alle Gefahr überstanden, denn es streiften noch plündernde Schwärme durch das Land, oder es liefen die Verwüster der fränkischen Gestade gelegentlich in die englischen Ströme ein. Auch der getaufte Wikinge, mit Leib und Seele dem Seeraub verschrieben, ist noch einmal eidbrüchig geworden. Jedoch Aelfred züchtigte sie der Reihe nach, so daß sein Name Schrecken gewann und allmählich eine Zeit der Ruhe eintrat, während deren für nachhaltigere Mittel der Vertheidigung Sorge getragen werden konnte.

In den neu erworbenen Gebieten setzte Aelfred den Ealdormann der Hwiccas, Aethelred, zu seinem Statthalter ein, den Gemahl seiner hochherzigen Tochter Aethelfläd. Dieses Paar in Gemeinschaft mit dem thätigen Bischof Werfrith von Worcester hütet fortan die Grenze gegen Dänen und Waliser. Wie Aelfred sel-

ber legen sie eifrig Hand an die Wiederaufrichtung der zerstörten Städte. Neben den Bischofssitzen Canterbury, Wincheſter, Sherburne, Worceſter gehört jetzt auch London zu Weſſex. Mehrere königliche Höfe werden bereits zum Schutz des Landes in Burgen umgewandelt.

Aber nicht nur um sichtbare Schäden zu heilen und für die Zukunft beſſere Wehr des Reichs zu ſchaffen beutete Aelfred die Tage der Muße aus. Es galt faſt noch mehr die völlig aufgelöſten Ordnungen des Staats wieder zuſammenzufaſſen und den entwurzelten Baum chriſtlicher und gemeinbildſamer Lehre von Neuem zu pflanzen. Bei der ſchönſten und ruhmreichſten Thätigkeit, welche ganz beſonders in die Jahre 884 bis 892 fällt, ſchwebten ihm neben den Ueberlieferungen ſeines Königshauſes der ganze geiſtige Schatz der glaubensfreudigen Vergangenheit ſeines Volks und die ewige Beſtimmung der Kirche Chriſti vor. Er war einſt in jungen Jahren nicht umſonſt in Rom geweſen.

Es iſt natürlich, wenn Aelfred als Erretter des Vaterlands nach der Lockerung der bisherigen Verhältniſſe und dem Verſchwinden aller anderen angelſächſiſchen Herrſcher ſein hohes Amt zu einem anderen machte, als es unter den früheren Volkskönigen geweſen. Die Ealdormannen der Hwiccas, der Sumorſäten, Wiltſäten, Kenter u. A. ſind große Gauoberſte, vornehmer als andere Leute, aber ſchwerlich erbberechtigt in ihren Aemtern. Bei Hofe läßt ſich an den Titeln Erweiterung und ſteigendes Anſehn des Königsdienſtes erkennen; der Unterſchied von zwei Rangſtufen oberhalb der großen Maſſe der Gemeinfreien ſchimmert durch. Daneben beſteht aber der Landtag — das Witena-gemôt — an welchem alle freien Männer erſcheinen dürfen, in alter Geltung fort; noch giebt es Berichte und Beſchlüſſe, aus denen hervorgeht, daß ſowohl Reichsverſammlungen als Gauverſammlungen, namentlich für den merciſchen Landestheil, durch den König und ſeinen Statthalter einberufen wurden. Auch Aelfred's Geſetzbuch iſt, wie die Einleitung angiebt, aus Berathungen mit dem Witena-gemôt hervorgegangen. Merkwürdig, wie dabei die Geſetze ſeines Ahnherrn, Ine's von Weſſex, zu Grunde gelegt ſind, in Uebereinſtimmung mit der Ausbreitung des Reichs aber auch Einiges aus den Büchern der alten Kenter Könige und Offa's von Mercien herübergenommen wird. Doch wie viel Neues dringt auch ſchon ein. Neben den alten Bußen und dem Wergeld erſcheint die Gefängnißſtrafe; auf Hochverrath, gegen den König zumal, ſteht der Tod. In Uebereinſtimmung mit der hervorragenden Stellung der Biſchöfe auf

den Landtagen beherrscht die kirchenrechtliche Auffassung sichtlich die Satzungen des alten Volksrechts. Endlich hat Aelfred selber in höherem Bewußtsein von seiner königlichen Gewalt und aus innerem Herzensbedürfniß die zehn Gebote, einige andere Auszüge des Gesetzes Mosis und Apostelgeschichte XV. von der Einsetzung der Gemeinde Christi seinem Gesetzbuche an die Spitze gestellt, indem er für oberflächliche Betrachtung zwar sehr heterogene Dinge verband, in Wirklichkeit aber die Fortbildung des germanischen Staats durch innigsten Anschluß an die Kirche um einen wesentlichen Schritt weiter führte.

Mit kräftiger Hand brachte er unter solchen Grundsätzen ein neues Leben in die Rechtspflege, rüttelte Diejenigen unsanft auf, welche träge oder gar ungerecht Urtheil fällten, und scheint selbst rechtskundige Beamte den herabgekommenen Gau- und Volksgerichten an die Seite gesetzt zu haben.

Auch dem Klerus, dessen Verderbniß zu dem schrecklichen Einsturz mitgewirkt hatte, mußte jetzt aufgeholfen werden. Wie war ihm doch die ehemalige Begeisterung, die alte hohe Bildung so völlig verloren gegangen. Mit Wehmuth gedenkt Aelfred in seiner schönen Vorrede zu der Uebersetzung der Seelsorge Papst Gregor's der großen Vergangenheit und klagt, daß sich jetzt die Angelsachsen an das Ausland wenden müßten. Nur wenige nördlich und südlich vom Humber verstünden sich noch auf den Gottesdienst oder wüßten etwas Latein, südlich der Themse entsinne er sich zur Zeit seiner Thronbesteigung keines Einzigen. Um diese geistige Noth abzustellen knüpfte Aelfred zunächst, sobald er etwas Ruhe vor den Dänen hatte, wieder reger mit dem päpstlichen Stuhle an. Mehrere Gesandtschaften überbringen königliche Geschenke und Kirchenzehnten, wofür denn Papst Marinus die Sachsenschule in Rom von allen Abgaben befreit. Und während zum Theil dieselben Boten den Verkehr mit dem Patriarchen von Jerusalem vermitteln, wird auch nach Glauben und Wissen stärkendem Austausch mit den Culdäern Irlands gesucht. Daheim hielt es schwer die geeigneten Persönlichkeiten selbst nur für die Bischofsstühle zu finden; neben Werfrieth treten allein Denewulf von Wincheſter und Plegmund von Canterbury hervor. Tüchtige Lehrmeister mußte er aus dem fränkischen Auslande kommen lassen, wo noch einiges Studium blühte: Grimbald, vermuthlich aus St. Omer, und Johannes den Altsachsen, wahrscheinlich aus Corvei an der Weser. Beide erscheinen in den Funktionen von Messepriestern und an der Spitze neu begründeter Schulen; Grimbald wird

Abt des von Aelfred angelegten Klosters Neu-Münster bei Wincheſter, der Sachſe ſteht dem zum Gedächtniß an die herrliche Befreiung auf der Burg von Aethelney errichteten Stifte vor. Vor allem merkwürdig aber iſt das Verhältniß, in welches Aſſer, ein Mönch aus St. Davids in Wales, dem wir einige köſtliche Bruchſtücke einer Biographie des Königs verdanken, zu dieſem getreten iſt. Nur auf ſechs Monate im Jahre wollen ihn ſeine Oberen in die Fremde ziehen laſſen, aber die genügen um ihn wie keinen anderen zum Lehrer und Freund des Fürſten zu machen, der ihm dafür mit reichen Pfründen und ſelbſt mit einem Bisthum lohnt.

Mit ſolchem Beiſtande erwuchs denn auch am Hofe ſelber eine Schule, in welcher, ähnlich den karolingiſchen, die Kinder des Königs mit zahlreichen Altersgenoſſen Sächſiſch und Latein, Leſen und Schreiben lernten, eine Muſteranſtalt für das übrige Land, denn Aelfred ſpricht in der ſchon erwähnten Vorrede den Wunſch aus, „daß die geſammte freigeborene Jugend ſeines Volks zum Lernen angehalten werde, ſo lange ſie noch keiner anderen Beſchäftigung nachgeht.“ Ihr ſoll ſpielend gewährt ſein, was ſeinem Wiſſensdurſte bei zunehmenden Jahren, qualvollen Leiden und gewaltiger Landesnoth ſo ſchwer wurde. Dem ganzen Volke aber gab er ſelber doch das ſchönſte Beiſpiel, als er trotzdem heldenmüthig alle Mühe überwand und mit bewunderungswürdiger Gewiſſenhaftigkeit von Aſſer lernte was ihm noch fehlte. Zu den Volksliedern und Gebeten, die er bisher eifrig ſammelte und las, traten jetzt Autoren in lateiniſcher Sprache; es wird ein eigenes Handbuch für Collectaneen angelegt. Möglich, daß in dieſem auch Aufzeichnungen zu der Geſchichte ſeines Königshauſes geſtanden haben, auf welche von mittelalterlichen Chroniſten wiederholt Bezug genommen wird. Aus dem gekrönten Schüler iſt in nicht zu langer Zeit ein Schriftſteller geworden.

Höchſt merkwürdig iſt ſchon die Wahl der Werke, die er in freier Ueberſetzung für die Angelſachſen bearbeitet. Das berühmte Troſtbuch des Boëthius, das mehr als eine andere Schrift des ſpäteren Alterthums den Funken edler Geſinnung auf die modernen Völker übergeleitet hat, verſchiedene Werke Gregor's des Großen, des geiſtlichen Eroberers Britanniens, inſonderheit die Schrift über die Seelſorge, die Weltchronik des Oroſius, des Freundes und Zeitgenoſſen des heiligen Auguſtin, und Beda's des Ehrwürdigen Kirchengeſchichte der Angelſachſen, bei Weitem der trefflichſte Bericht über die Vergangenheit des eigenen Volks. Alle

dieſe Werke ſind nach der nämlichen Methode ſinnig und gedankenvoll in Lehrbücher für einen wißbegierigen deutſchen Stamm umgeſchaffen. Nirgends hält ſich der König knechtiſch an den Buchſtaben des Originals, durchweg tritt in der naiven Umbildung ſeine eigene ſchöpferiſche Anſchauung hervor; ernſtes Nachdenken und ein ungewöhnlich forſchender und wiſſenſchaftlicher Geiſt wird mitunter durch breite Ausführungen bekundet, die vollſtändig aus Aelfred's Feder gefloſſen ſind. Ein Excurs in der Ueberſetzung des Oroſius über die Ethnographie der Germanen, die beiden eben dort eingeſchalteten Reiſeberichte ſkandinaviſcher Seeleute über die Fahrt um das Nordcap in das weiße Meer und längs den Geſtaden der Oſtſee haben für die Geſchichte der Geographie einen unvergänglichen Werth. Der friſche, innige Erguß in freier und gebundener Rede, mit welchem die Seelſorge eingeleitet wird, von der je ein Exemplar an den Biſchofsſitzen ſeines Reichs als Leitfaden für den Klerus niedergelegt worden iſt, ſchildert anſchaulich die Verwahrloſung, aus der der König mit herrlicher Kraft das Land erretten will, und bietet wohl die ſchönſte Probe ſeines Stils. Man ſtaunt, wie in jenem Zeitalter der Fürſt, der ſo ruhmreich das Schwert geführt, als Gelehrter und Schriftſteller, als erſter Proſaiſt in einer deutſchen Mundart thätig wird und vor allen ſich als Lehrer ſeiner Unterthanen und ihrer Nachkommen hat aufſchwingen können. Dieſe überaus ſegensreiche Wirkſamkeit iſt der Anlaß, weshalb noch in ſpäteren Jahrhunderten eine Reihe anderer Werke, die berühmte angelſächſiſche Chronik, deren Anfänge allerdings in Aelfred's Tage fallen mögen, Ueberſetzungen aus der Bibel, Sprichwörter, Fabeln und Sinngedichte dem großen Könige zugeſchrieben werden, den das Volk unter dem Druck der Normannen als „Hirten und Liebling der Angeln" beſingt.

Auch ſeinen Kunſtſinn hat er bethätigt, ſchon bei der Wiederaufrichtung ſo vieler zerſtörten Ortſchaften, bei dem Bau von Kirchen und Klöſtern, von Hallen und Schlöſſern; doch gewähren uns die wenigen, ſehr allgemein gehaltenen Berichte keine Vorſtellung von Stil und Geſchmack. Von edlem Metall bei Ausſchmückung der Gemächer und Geräthe iſt oft genug die Rede, der einzige Zeuge bleibt das bereits erwähnte Juwel. Umſtändlich hingegen wird der Stundenzeiger beſchrieben, den er ſinnreich ſich ſelber erfand, eine Laterne von durchſichtigen Hornplatten mit genau abgewogenen und durch Zolleinſchnitte bezeichneten Wachskerzen. Ueberhaupt liegt in dem erfindungsreichen praktiſchen Geſchick eine

seiner bedeutendsten Eigenschaften, die, in der harten Schule der Noth entwickelt, von einer idealen Anschauung getragen und weise angewandt, diesen Fürsten germanischer Herkunft als Vermittler verschiedener Culturwelten geradezu einzig in seiner Art erscheinen läßt.

Aus den Arbeiten und Künsten des Friedens, während dessen er die Marken seines Reichs gegen die Dänen im Osten und die Waliser im Westen niemals aus dem Auge verlor, wird nun der König von Neuem in das Feld gerufen. Bewegungen in Ostanglien nach dem Tode Guthorm-Aethelstan's und der Sieg, den der deutsche König Arnulf am 1. September 891 bei Löwen über dieselben Feinde davontrug, warfen noch einmal große Massen der Dänen auf die Küsten der Insel. Wiederum suchen sie die Ströme der Insel heraufzudringen, einen günstigen Fleck zum Ueberwintern zu gewinnen, rings umher das alte Unwesen zu entfachen. Aber ganz anders gerüstet und geübt traten ihnen jetzt die Sachsen entgegen; trefflich geführt von ihrem Könige, seinem ältesten Sohne und dem Eidam Aethelred, setzen sie sich mit Glück zur Wehr. Geschickt wissen sie die Schaaren des furchtbaren Hasting zu theilen, sie wiederholt in offener Feldschlacht zu bezwingen oder ihre Schanzen zu stürmen. Selbst auf dem Meere tritt ihnen Aelfred muthig entgegen mit Schiffen, doppelt so groß wie die ihrigen und gesteuert von seekundigen friesischen Lootsen. „Dank sei Gott," schreibt zum Jahre 896 der alte Chronist in seiner Muttersprache, „die Heiden hatten dieses Mal das englische Volk nicht so gänzlich zu Schanden gemacht." Und in der That, sie hatten eine Züchtigung empfangen, die, so lange der Geist Aelfred's unter seinen Nachkommen fortlebte, auf etwa ein Jahrhundert nachgewirkt hat.

Der König starb, vermuthlich in Folge der Anstrengungen, denen er sich bei kränklichem Leibe stets hatte aussetzen müssen, im 53. Lebensjahre, wie der angelsächsische Kalender verzeichnet, am 28. Oktober 901. Der Leib wurde vorläufig in der väterlichen Gruft zu Wincheſter beigesetzt, bis er in das im Jahre 903 vollendete Neue Münster vor den Thoren übergeführt werden konnte. Das uns erhaltene, auf einer Reichsversammlung um das Jahr 885 beglaubigte Testament bewahrt einige schöne Züge feiner, milder Sinnesart. Unter dem Wittwengut der Königin Ealhswith begegnet Aelfred's Geburtsort Wantage und Aethandune, wo er den ersten entscheidenden Sieg errungen. Der zweiten Tochter Aethelgeofu, unheilbar krank wie der Vater, ward zu Shaftes-

bury ein Stift errichtet. Alle Kinder ſowie die Söhne ſeines älteren Bruders ſind mit Eigengut, die treuen Diener in Kirche und Staat mit Legaten bedacht. Seinen Leibeigenen hat er die Freiheit geſchenkt.

Daß der Sohn Eadweard und der Enkel Aethelſtan ihm an dem Throne Ehre gemacht, daß die Enkelin Eadgyth die geliebte Gemahlin Otto's des Großen wird, und auch ſonſt ſein Blut ſich in den Regentenfamilien von Frankreich und Flandern verfolgen läßt, erwähnt rühmend die Geſchichte der verſchiedenen Reiche. Nur wenige Herrſcher aber vermag ſie ihm an die Seite zu ſetzen, bei denen wie bei ihm Adel und Frömmigkeit des Charakters ſich mit hoher Thatkraft paaren, und liebevolles Gemüth zuſammentrifft mit einer weiten Erkenntniß von dem, was Gottes Rath über die Völker und die Geſchicke der Menſchheit beſchloſſen hat*).

Reinhold Pauli in Tübingen.

---

10. Johann Weſſel.

30. Juli.

Unter den Männern, welche in Deutſchland die Reformation der Kirche vorbereitet haben und nicht mit Unrecht Reformatoren vor der Reformation genannt worden ſind, nimmt eine hervorragende Stellung Johann Weſſel ein, den ſelbſt Bayle kurzweg den Vorläufer Luthers nennt und deſſen geiſtiges Weſen und Leiſtungen ſein berühmteſter Biograph jenen erſten Lichtſtrahlen vergleicht, welche vor dem wirklichen Hervortreten der Sonne die Wolken und Dünſte des Horizonts durchbrechen. Dieſer Stellung entſprechend auch die in den älteren Nachrichten über ſein Leben und ſein Schickſale vorhandene Miſchung von Wahrheit und Dichtung, welche ebenſo von dem mächtigen Eindruck, den der weitgereiſte und in ungewöhnlichem Maße lehrhafte Zeuge des Evangeliums auf ſeine Zeitgenoſſen machte, Zeugniß giebt, als von dem Streben nach Verherrlichung des berühmten Mannes, den die Einen mit dem Namen „Licht der Welt“ beehrten, die Andern durch den Titel „Meiſter des Widerſpruchs“ zu kennzeichnen ſuchten.

*) Eine ausgeführte Darſtellung des Gegenſtandes von dem Verfaſſer dieſer Schilderung iſt erſchienen unter dem Titel: König Aelfred und ſeine Stelle in der Geſchichte Englands. Berlin 1851.

Geboren im Jahre 1420 zu Gröningen in einem an dem Familienwappen Weſſels, der Gans, noch jetzt erkennbaren Hauſe in der Herrenſtraße, geſtorben am 4. Oktober 1489 gleichfalls zu Gröningen in einem Kloſter, welches jetzt ein Waiſenhaus iſt, genannt das Bürger- oder rothe Waiſenhaus, hat Weſſel den größten Theil ſeines Lebens an verſchiedenen Orten Deutſchlands, Frankreichs und Italiens (der Sage nach ſogar in Griechenland und Aegypten) zugebracht, lernend, lehrend, disputirend, unermüdlich im Sprechen und Streiten, aber ſo anregend und feſſelnd, daß Tage wie Stunden verſchwanden, wenn man ihn hörte, ebenſo klar als tief und in jener Miſchung von Ernſt und Heiterkeit, die auch aus ſeinem Antlitz auf den noch vorhandenen Abbildungen ſpricht, welche ein kräftiges, offenes Geſicht zeigen, zwar von derben Zügen, aber nicht ohne freien geiſtigen Ausdruck: Ernſt auf der Stirne, Verſtand in den Augen und eine gewiſſe Schalkheit um den Mund.

Sein Vater Herrman, ein ehrſamer Bäckermeiſter, deſſen Familie aus dem Dorfe oder Gute Gansfort auf dem linken Emsufer in Weſtfalen ſtammte (daher Weſſels Beiname Gansfort, holländ. Goesfort), war früh geſtorben; desgleichen ſeine aus der angeſehenen Familie der Clanten ſtammende Mutter. Eine reiche und durch weibliche Tugenden ausgezeichnete Verwandte Oda (Ottilie) Clantes nahm ſich des verwaiſten Knaben an und ließ ihn mit ihrem einzigen Sohne anfänglich in Gröningen, dann in der berühmten Anſtalt der Kleriker vom gemeinſamen Leben in Zwoll erziehen. Hier entwickelte ſich in dem Gemüthe des begabten Knaben einerſeits ſeine Richtung auf die Innerlichkeit der religiöſen Beziehungen, anderſeits aber auch das Gefühl des Widerſpruchs, mit welchem die Bezeugungen der Frömmigkeit auch in jenem Kreiſe tiefer und lebendiger angeregter Männer noch an ſich ſelbſt behaftet waren. Dies Gefühl giebt ſich deutlich in Aeußerungen kund, welche uns aus dem Umgange Weſſels mit dem etwa 40 Jahr älteren Thomas von Kempen aufbewahrt ſind. Letzterer lebte als Kanoniker auf dem eine halbe Stunde von Zwoll entfernten Agnesberge und machte durch ſein damals verfaßtes Buch „von der Nachfolge Chriſti“ einen ſolchen Eindruck auch auf Weſſel, daß dieſer ſpäter bezeugte, er habe aus dieſem Buche die erſten kräftigen Anregungen zur Frömmigkeit empfangen und daſſelbe ſei ihm eine Grundlage der wahren Theologie geworden. Ja, der einen myſtiſchen Zug überhaupt in ſich tragende Jüngling war nahe daran, in demſelben Kloſter in welchem Thomas lebte, in das Mönchsleben einzutreten. Aber, wie er nach dem Ausdruck

ſeines älteſten Biographen „von der Knabenzeit an ſtets etwas Beſonderes, allem Aberglauben innerlich Widerſtrebendes“ hatte, ſo war ſeine ganze Anlage nicht auf ein beſchauliches Leben gerichtet, ſondern ſeiner warmen und tiefen Frömmigkeit ging ſtets ein ſtarker Trieb nach Erkenntniß und eine unermüdliche Strebſamkeit und Mittheilungsluſt zur Seite, welche ſich frühe als eine evangeliſch-reformatoriſche entwickelte und ankündigte. Als Thomas einſt den jungen Weſſel zur beſonderen Verehrung der Jungfrau Maria aufforderte, erwiderte dieſer: „Vater, warum führſt du mich nicht lieber zu Chriſto, der doch alle Mühſeligen und Beladenen ſo gütig zu ſich ruft?“ Dieſelbe vom wahren und lebendigen Glauben ausgehende Oppoſition ſpricht ſich in ſeiner Antwort auf eine Aufforderung zum Faſten aus: „Gebe Gott, daß ich ſtets rein und nüchtern lebe und faſte von Sünden und Laſtern.“ Wenn nun erzählt wird, daß Thomas, als er Dieſes und Aehnliches hörte, in Verwunderung gerieth und davon Veranlaſſung nahm, Manches in ſeinen Schriften zu ändern was jetzt weniger Spuren menſchlichen Aberglaubens an ſich trage, ſo ſpricht dieſe Nachricht wenigſtens für die hohe Meinung, welche man ſchon von des Jünglings kritiſcher Begabung, wiſſenſchaftlicher Selbſtändigkeit und kühnem Freimuth hegte. Dieſe Eigenſchaften haben auch in Verbindung mit dem tiefen Ernſt und der lebendigen Innerlichkeit ſeiner Frömmigkeit ihm jene eigenthümliche Stellung unter den Bahnbrechern der Reformation gegeben, welche durch einen ſeiner eigenen ſpäteren Ausſprüche charakteriſirt werden kann: „Jeſus will in den Menſchen das durch ihn wieder hergeſtellte göttliche Ebenbild: Wahrheit, Klarheit, Liebe; ſoweit dieſe nicht in uns leben, iſt es Nacht in unſerm Innern.“

Eine weitere Förderung ſeines geiſtlichen Lebens empfing Weſſel noch in der Anſtalt zu Zwoll durch ſeinen Stubennachbar Johann von Köln, dem er dagegen wiſſenſchaftlichen Unterricht ertheilte. Seine Lehr- und Disputirgabe zu entwickeln fand er Gelegenheit darin, daß er aus der Zahl der Scholaren als Unterlehrer ausgewählt und zum Lektor der dritten Klaſſe beſtellt ward. Die in dieſer Stellung an ihm gerühmte Demuth darf als ein Kennzeichen des Ernſtes ſeiner Frömmigkeit gelten und als ein Charakterzug, der ſich ſpäter noch beſtimmter ausgeprägt hat, ſeine frühere Neigung zum Spott in Schranken hielt und an dem ihm eigen gebliebenen trockenen Witze die Herbigkeit ſänftigte. Das innig und geiſtvoll von ihm aufgefaßte bibliſche Chriſtenthum war nicht blos die Grundlage ſeiner Theologie, ſondern auch die bewegende

Kraft und das Vorbild ſeines Lebens geworden, gemäß ſeinem Spruche: „Wer bei der Leſung der Bibel nicht täglich geringer denkt, ſich nicht immer mehr misfällt und gedemüthigt wird, der lieſt die heiligen Schriften nicht allein vergeblich, ſondern auch nicht ohne Gefahr.“ In dieſem Sinne vertheidigte er ſich auch ſpäter bei ſeinem Streit über den Ablaß gegen den Vorwurf, daß er ſich hartnäckig zeige und in allen ſeinen Ausſprüchen nach einer gewiſſen Singularität ſtrebe, in folgender bezeichnenden Weiſe: „Wenn du mir in die Seele und ins Herz blicken könnteſt, wahrlich du würdeſt darin nicht Stolz, ſondern vielmehr eine niedergeſchlagene Stimmung finden, womit ich oft vor Gott im Gebete ſeine Barmherzigkeit anrufe, daß er mich nicht um meiner Hartnäckigkeit willen, die mir ſelbſt bisweilen verdächtig iſt, auf verwerfliche Meinungen verfallen laſſe. Glaube mir, wenn ich irre, werde ich nicht ſowohl durch Leidenſchaft als durch Schwachheit verführt, indem ich mit gutem und heiterem Gemüthe mir bewußt bin, ſtets mit ſolchem Eifer die Wahrheit des Glaubens geſucht zu haben und zu ſuchen, daß ich, auch wenn ich ſie gefunden zu haben glaube, ſtets bereit bin, nicht blos durch deinesgleichen gelehrte und erprobte Männer, ſondern durch Jeden auch den Geringſten, ja durch mich ſelbſt, mich belehren zu laſſen und es zu bekennen.“

In ſeinem ſpäteren Alter fühlte der ermüdete Kämpfer ſich zu der ſtillen Stätte ſeiner Jugendbildung zurückgezogen und weilte oft und gern in ihr. In ſeiner Jugend jedoch befriedigte ſie weder ſeine Lernbegierde noch gewährte ſie ausreichenden Raum für das Kundgeben ſeiner bei dem Herkömmlichen ſich nicht beruhigenden Meinungen. Nach Abfaſſung einer Vertheidigungsſchrift verließ er Zwoll und ging zur Univerſität Köln in die Laurentiusburſe, ein von einem aus Gröningen ſtammenden Profeſſor geſtiftetes Collegium. Hier lernte er von Mönchen, die aus Griechenland geflüchtet waren, die griechiſche, von Juden die hebräiſche Sprache, was für ſein eifriges Bibelſtudium von größeſtem Werthe war, erſetzte durch fleißige Benutzung der Bibliotheken die Mängel des öffentlichen Unterrichts und gewann durch wiederholtes Leſen der Schriften des Rupert von Deuz ebenſo eine Kräftigung der myſtiſchen Richtung ſeiner Natur wie durch ernſtes Studium des Plato eine philoſophiſche Bildung, welche ihn zur Kritik der herrſchenden auf ariſtoteliſcher Grundlage aufgebauten ſcholaſtiſchen Theologie befähigte, zu deren Studium er nach Erwerbung der philoſophiſchen Magiſterwürde überging. In Köln fand aber ſein Trieb nach reinerer Erkenntniß der Wahrheit keine Befriedigung, nicht einmal Verſtänd-

niß. Zum Forſchen und Fragen, zum Lernen und Erkennen durch das damals gewöhnliche Mittel öffentlicher und privater Disputationen zog es ihn aber mächtig. Er lehnte deshalb einen Ruf als Lehrer nach Heidelberg ab und ging zunächſt auf die neugegründete Univerſität Löwen, dann nach Paris, wo der neuentbrannte Streit zwiſchen den beiden Hauptſchulen der Scholaſtik, Realismus und Nominalismus genannt, den unterdeß zum Manne gereiften Forſcher ſechzehn Jahr lang feſſelte und ihn bald in das Lager der Nominaliſten, welchem die meiſten Männer von reformatoriſcher Richtung angehörten, hinüberzog. An dieſem Sammelplatze der europäiſchen Gelehrſamkeit, der damals zugleich Mittelpunkt der Bildung und des geiſtigen Einfluſſes war, empfing Weſſel, in griechiſcher Umſchreibung auch Baſilius genannt, ſehr einflußreiche Anregungen durch den Kardinal Beſſarion und durch den General der Franziskaner Franz von Rovere, den nachmaligen Papſt Sixtus IV., und wirkte ſeinerſeits namentlich auf Joh. Reuchlin und Rud. Agrikola, nachdem er inzwiſchen einige durch Bildung hervorragende franzöſiſche Städte des wiſſenſchaftlichen Weltkampfes wegen beſucht hatte. Weſſel war jedoch kein literariſcher Klopffechter, ſondern ein eifrig die Wahrheit ſuchender Mann, ſtets bereit, ſich belehren zu laſſen und ſogleich entſchloſſen, das bisher von ihm befolgte Schulſyſtem aufzugeben, ſobald er „etwas dem Glauben Widerſprechendes in ihm zu finden überzeugt werden“ konnte. Seine religiöſen Ueberzeugungen, die mit den ſittlichen Grundſätzen des Evangeliums unlösbar vereinigt waren, änderten ſich nicht; wandelbar war nur die wiſſenſchaftliche Form, in der er ſie geltend machte, und auch die Aenderung dieſer Form entſprang nicht aus Neuerungsſucht, ſondern aus offenem Wahrheitsſinn. Er bekennt von ſich ſelbſt: „Wahrheit habe ich vor allen Dingen von Kindesbeinen an geſucht und jetzt mehr als je, weil durch die Wahrheit allein der Weg zum Leben geht.“ Und anderwärts bezeugt er: „der Wahrheitskampf iſt ein ſolcher, daß ich ſowohl als Sieger wie als Beſiegter wachſe in der Freiheit der Kinder Gottes. Denn es iſt eine Verheißung der Wahrheit, daß ſie die, welche in ihr ſtehen, befreien wird. Und das iſt der Kampf, den der Herr Jeſus zu beſtehen geboten hat, damit wir eingehen in ſein Reich.“ Auch ſeine Freude am Disputiren ſcharfſinniger Geiſter hing zwar mit ſeiner Luſt am Lehren und Lernen überhaupt zuſammen; aber dieſe Luſt hatte ihren Urſprung in der Liebe zu Chriſto als der weſentlichen Wahrheit und in der Ueberzeugung, daß die Liebe im Licht der Wahrheit ſich bewähren und verklären müſſe,

wie die Erkenntniß ſtets im Leben und in der Liebe wurzeln müſſe. „Das Wiſſen," ſagt er, „iſt nicht der höchſte Zweck; denn wer bloß weiß um zu wiſſen iſt ein Thor, weil er keinen Geſchmack hat an der Frucht der Wiſſenſchaft und auch ſein Wiſſen nicht mit Weisheit zu ordnen weiß." Der ganze Kern ſeiner Geſinnung wie ſeiner Theologie ruhte in ſeiner tiefen Frömmigkeit und dieſe war ihrem Weſen nach lebendige Gottes- und Menſchenliebe. In ſeinem höheren Alter ſchreibt er in einem Briefe: „Nur in der Liebe iſt Leben und nur in heiliger Liebe ein heiliges Leben. Wir müſſen alſo den erſtgebornen Bruder lieben und durch ihn zum Vater der Liebe zurückgeführt werden. Denn wenn wir dieſen nicht mit reinem Herzen lieben, ſo können wir ſein Angeſicht nicht ſchauen." Und in ſeinen Meditationen ſagt er: „Was ſoll ich dem wiedergeben, dem ich nichts wiedergeben kann was nicht ſein iſt, was ich nicht von ihm habe, was er mir nicht geſchenkt hat? — — — Wie kann ich aber dankbar ſein? Ich, der ich unermeßlich verpflichtet und doch arm bin, kann es nur ſein durch Anerkenntniß, Bekenntniß, Zurückführung auf Gott, durch Bewunderung, Liebe, Verherrlichung und ſüßeſten Genuß ſeiner Güte. — — — Und ſo bin ich denn dein, o Gott, und mehr dein als mein; und Alles, was etwa in mir iſt, das iſt nur weil du es gewollt haſt. — — In allen Lagen ſei dies der feſte Anker für mein ſchwankendes Schiff, allein zu wollen weil du willſt."

Bei einer ſolchen Geſinnung iſt es begreiflich, daß Weſſel nicht blos den Ablaß, die Todtenmeſſen und ähnliche Einrichtungen mißbilligte, ſondern auch diejenigen bekämpfte, welche viele Gebete, lange Litaneien, zahlreiche Roſenkränze und Pſalmen als die beſte Ausrüſtung zur Frömmigkeit empfahlen. „Zu Jeſu," ſagt er, „kommt Niemand außer durch Jeſum und nach der Regel Jeſu; der richtige Weg aber iſt lebendiger Glaube." Ferner: „Unſere guten Werke nähren und ſtärken den Glauben, aber ſie beleben ihn nicht, ſondern ſie ſtärken nur das Band des Lebens. Chriſtus allein und der Geiſt belebt uns und das Opfer Chriſti heiligt uns." Desgleichen: „Keine Pflichtleiſtung des Liebenden gefällt dem Liebhaber, außer wenn ſie aus der Quelle der Liebe entſpringt. Die Liebe iſt alſo mehr als alle Pflichtleiſtungen. Weil aber die Quelle der Liebe der Glaube iſt, ſo iſt der Glaube auch wegen ſeines Erzeugniſſes angenehm." Dieſe letztere Aeußerung darf nicht ſo verſtanden werden, als habe Weſſel den Glauben doch nur als etwas in ſich Verdienſtliches betrachtet, das an die Stelle der

Werke zu ſetzen ſei. Er hat kurz vorher geſagt: „Wir glauben, daß der Menſch gerechtfertigt werde durch den Glauben an Jeſus Chriſtus ohne die Werke.“ Aber ſein Intereſſe iſt, zu zeigen, daß die Apoſtel Paulus und Jakobus zwar „verſchieden, aber nicht entgegengeſetzt“ lehren. Deshalb entwickelt er genauer, daß man aus gewiſſen Thätigkeiten erkennt, daß ein Menſch lebe der doch nicht durch dieſe Thätigkeiten lebe, ſondern durch die Quelle derſelben; und wendet dies dann auf den Glauben an, welchen er ſich nur als einen lebendigen denken kann, welcher mit der Liebe ein untrennbares Ganze bildet und ſo als Band der Gemeinſchaft mit Gott und Chriſto den Menſchen von der Sünde reinigt und fortwährend heiligt. Durch die ſtarke und häufige Betonung der Liebe, welche eine weſentliche Bedeutung für ſeine Lehre von der Erlöſung, Rechtfertigung und Heiligung hat, hängt Weſſel nach Ullmanns richtiger Wahrnehmung rückwärts mit der myſtiſchen Theologie und namentlich mit Thomas von Kempen zuſammen, während die Hervorhebung der pauliniſchen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vorwärts auf die reformatoriſche Theologie deutet.

Dieſes Herandringen zu der Kernlehre der Reformation, welches ſich auch bezeichnend in den Worten ausdrückt „durch den Glauben reinigt er die Herzen der Gläubigen, aber nicht um des Glaubens willen,“ hängt bei Weſſel mit ſeiner Kenntniß der heil. Schrift und dem bibliſchen Charakter ſeiner ganzen Theologie eng zuſammen. Wie hoch er die Bibel ſchätzte, ergiebt ſich aus folgender zugleich die wahrhaft evangeliſche Geſinnung Weſſels kund gebenden Geſchichte. Als Franz von Rovere Papſt geworden, forderte er den ihm befreundeten Weſſel auf, ſich eine Gnade auszubitten. Dieſer erwiderte mit beſcheidener Freimüthigkeit: „heiliger Vater, Ihr wißt, daß ich nie nach großen Dingen geſtrebt habe; aber da Ihr nun die Stelle eines oberſten Prieſters und Hirten auf Erden bekleidet, ſo wünſche ich, daß Euer Ruf Eurem Namen entſpreche und daß Ihr Euer erhabenes Amt ſo verwaltet, daß wenn einſt jener Erzhirte kommt, deſſen höchſter Diener Ihr hienieden ſeid, er dann ſage: ei du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude! und Ihr darauf getroſt ſagen könnet: Herr, fünf Pfunde haſt du mir gegeben, ſiehe hier fünf andere Pfunde, die ich dazu gewonnen habe.“ Als darauf der Papſt bemerkte, dafür habe er zu ſorgen, Weſſel möge jetzt für ſich etwas erbitten, ſprach Weſſel: „nun ſo bitte ich, daß Ihr mir aus der vatikaniſchen Bibliothek eine griechiſche und hebräiſche

Bibel gebet.“ Das ſoll geſchehen, fuhr Sixtus fort, aber, du Thor, warum haſt du dir nicht ein Bisthum oder etwas dergleichen ausgebeten? „Weil ich deſſen nicht bedarf,“ ſchloß Weſſel und empfing eine Bibel.

Auch wird erzählt, daß Weſſel, als er einſt in einem Ciſterzienſerkloſter eine mit abgeſchmackten Fabeln ausgeſtattete Schrift bei Tiſche vorleſen hörte, in ſeiner lieblichen Art vor ſich hinlächelte, dann aber, als er befragt wurde, ſagte: ich lache über die groben Lügen; es wäre beſſer, den Brüdern die heilige Schrift oder Bernhard's Devotalien vorzuleſen. — Sein ächt evangeliſcher Grundſatz war: „Nur, wenn die Geiſtlichen und Lehrer mit dem wahren und einzigen Lehrer übereinſtimmen und zu ihm hinführen, muß man ſie hören.“ Darum wollte er auch, daß alle Ausſprüche der Prälaten und Doctoren, Biſchöfe und Concilien mit dem verglichen würden, was zuverläſſig aus dem Geiſte Gottes hervorgegangen ſei, mit den prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften.

Dieſe wahrhaft proteſtantiſche Stellung zeigt ſich ferner darin, daß Weſſel in bewußten Gegenſatz zu des Auguſtinus berühmter Aeußerung trat: ich würde dem Evangelio nicht glauben, wenn mich nicht die Auctorität der katholiſchen Kirche dazu bewöge. Weſſel bemerkt hiergegen polemiſch: „Um Gottes willen glauben wir dem Evangelio, und um des Evangeliums willen der Kirche und dem Papſt, nicht aber dem Evangelio um der Kirche willen.“ In gleichem Sinne lehrt er von der Kirche: „Man muß eine katholiſche Kirche bekennen, aber dieſe Einheit ſetzen in die Einheit des Glaubens und des himmliſchen Hauptes, in die Einheit des Eckſteins (Chriſti), nicht aber in die Einheit Petri als des Lenkers der Kirche oder ſeines Nachfolgers.“ Demgemäß wollte er auch mit der Kirche glauben und gemäß der Kirche, aber nicht an die Kirche, weil Glauben ein Akt gottesdienſtlicher Verehrung ſei und ein Opfer der theologiſchen Tugend, welches nur Gott dargebracht werden könne.

Auf die Entwickelung ſeiner Anſichten und auf ſeine Befeſtigung in der ſchon frühe von ihm eingenommenen Stellung hat unzweifelhaft ſein Aufenthalt in Italien und namentlich in Rom beigetragen, wohin alle ſtrebenden Männer und Jünglinge damals ſtrömten, aber von wo zu verſchiedenen Zeiten immer nicht Wenige mit denſelben Eindrücken und Erfahrungen heimkehrten, welche von Luther bekannt ſind und auch von Weſſel berichtet werden. Seine Abneigung gegen den Eintritt in den geiſtlichen Stand war noch gewachſen.

Dies zeigte ſich beſonders als Weſſel nach ſeiner Rückkehr aus Italien und nach vorübergehendem Aufenthalt in Paris und Baſel, wo er 1475 abermals mit Reuchlin verkehrte, einen Ruf nach Heidelberg zur Hebung der dortigen Univerſität zwar annahm, jedoch lieber der Lehrthätigkeit in der theologiſchen Fakultät entſagte und in die philoſophiſche eintrat, als daß er die vor Erlangung der theologiſchen Doctorwürde dort erforderte Prieſterweihe ſich hätte ertheilen laſſen. Sein Aufenthalt daſelbſt war nur kurz, doch reichlich geſegnet; die Spuren ſeiner Wirkſamkeit laſſen ſich in der Pfalz deutlich bis zur Reformation hin verfolgen.

Zum reformatoriſchen Handeln war jedoch die Zeit noch nicht gekommen, auch die Eigenthümlichkeit Weſſels nicht geeignet. Es war ihm zwar Ernſt mit der Verſicherung: „Ich fürchte keine Gefahr, der ich für die Reinheit des Glaubens entgegengehen könnte; nur bleibe die Verleumdung fern;“ eine Verſicherung, die er ausſprach, als nach ſeiner Rückkehr in die Heimath die Nachricht von dem durch die Kölner Inquiſitoren gegen Johann von Weſel eingeleiteten Prozeß zu ihm kam und ſeine Phantaſie in der Ferne ſchon den eigenen Scheiterhaufen lodern ſah. Aber der Aufenthalt des ſchon alternden Mannes an den Stätten ſeiner Jugendbildung und ſeine dortige Beſchäftigung während des letzten Decenniums ſeines Lebens zeigt doch, daß der myſtiſche Zug ſeines Weſens wieder ſtärker hervorgetreten war und daß die unter dem Schutze des Biſchofs David von Burgund ihm gewährte Sicherheit und Muße dem des Disputirens müde gewordenen Greiſe eine willkommene Gelegenheit bot zur ſtillen Sammlung und geiſtlichen Einkehr, zur wiſſenſchaftlichen Verarbeitung ſeiner Erfahrungen und Gedanken, zu erwecklichem Umgange mit Geſinnungsgenoſſen in Gröningen, auf dem Agnesberge bei Zwoll und in der nahen, durch ihre Unterrichtsanſtalten ausgezeichneten Abtei Adwert, wo damals, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſich ausdrückt, nicht wenige Vorbilder des reineren Mönchthums lebten. „Der Dürſtende“, ſagt Weſſel, „freuet ſich nicht ſo ſehr der klaren Quelle, der Hungernde nicht des dargebotenen Brodes und der Liebende nicht über frohe Botſchaft aus fernem Lande, wie ſich der Weiſe freuet eines verborgenen, ruhigen, treuen, zuverläſſigen, fruchtbaren, heiteren, verſtändigen Geſprächs mit ſeiner Meiſterin, der Weisheit.“ Mit klarer Einſicht in die Lage der Kirche wies er ſeine jüngeren Freunde auf das Nahen der Zeit hin, in welcher die Lehren der Scholaſtiker von allen wahrhaft chriſtlichen Gottesgelehrten würden verworfen werden, und bildete den Mittelpunkt

eines einflußreichen Kreiſes begabter und frommer Schüler und Freunde. Seine Abneigung gegen allen Formalismus und Methodismus gab er hier wiederholt und entſchieden zu erkennen; aber er verwarf nicht eine gewiſſe Ordnung und Gewohnheit, wenn damit in die Uebungen und Bezeugungen der Frömmigkeit nur nichts Mechaniſches und Gemachtes kam. Er ſelbſt pflegte an dem Tage, wo er das Abendmahl genoß, den Brüdern auf dem Agnesberge das Abſchiedsgebet Jeſu Joh. 17 vorzuleſen und darüber einen Vortrag zu halten. Am meiſten liebte er das Gebet des Herrn. Von den Brüdern befragt, ob er nie bete, weil er weder Brevier noch Roſenkranz gebrauchte, antwortete er: „Mit Gottes Gnade ſtrebe ich dahin, immer zu beten; nichts deſtoweniger ſpreche ich jeden Tag das Gebet des Herrn; aber dieſes Gebet iſt ſo rein und erhaben, daß es hinreichend wäre, wenn ich es nur einmal im Jahre läſe.“ Er hat über daſſelbe eine beſondere Schrift verfaßt, in welcher er ſagt: „Es hat dieſes Gebet ich weiß nicht welche verborgene Kraft vor allen übrigen Gebeten und verheißt dem, der ſich ſeiner mit Sorgfalt bedient, eine große Fülle der Andacht. Denn ein fruchtbares Land bringt unter der Sonne des Frühlings und des Sommers nicht ſo viele Früchte als bei einem entflammten Beter das Gebet Chriſti; aber freilich verlangt es einen aufmerkſamen und fleißigen Pfleger.“

Es iſt eine ſehr zu beachtende Erſcheinung, daß grade im geiſtlichen Leben ſehr geförderte Chriſten nicht ſelten beim Nahen ihres Endes noch die ſchwerſten Anfechtungen zu erdulden haben. Ein ſolcher innerer Kampf, der ſelbſt bis zu Zweifeln an der Wahrheit der chriſtlichen Religion ſich zu ſteigern drohete, ward auch dieſem tapferen Kämpfer und viel erprobten Zeugen nicht erſpart. Aber wie er ſchon früher den Tag ſelig geprieſen, da er hindurchdringen würde zu einem unendlich vollkommenen Leben der Liebe, ſo half ihm auch der Herr in ſeiner letzten Noth und ſchon im Angeſicht des Todes zu dem ſchließlichen Bekenntniß: „Ich danke Gott; alle jene nichtigen Gedanken ſind verſchwunden und ich weiß nichts als Jeſum den Gekreuzigten.“ Und ſo entſchlief er ſanft und ſelig im Herrn, dieſer Mann, von welchem Luther ſpäter ſagte: „Wenn ich den Weſſel zuvor geleſen, ſo ließen meine Widerſacher ſich dünken, Luther hätte Alles vom Weſſel genommen, alſo ſtimmet unſer Beider Geiſt zuſammen.“

C. B. Moll in Königsberg.

11. Thomas von St. Paul.

19. September.

Wie, wenn der Schnee lange in den März hinein gelegen hat, und dann in einer warmen Nacht schmilzt, und man findet am Morgen die Schneeglöckchen und Leberblümchen und Veilchen schon in Blüthe stehen: so sah es aus vor drei Jahrhunderten, als nach dem langen Winter des Papstthums plötzlich der Frühlingshauch der Reformation über Deutschland und von da über die andern Länder Europas wehte. Es war ein junges frisches Glaubensleben, wie in der apostolischen Zeit, wieder in der Kirche erwacht, überall traten Glaubenszeugen und Bekenner mit der frohen Botschaft des lautern Evangeliums auf und sammelten Gemeinden zu gleicher Gesinnung und gleichem Leben. Auch nach Frankreich hatte der Reformationsgeist sich Bahn gebrochen, und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts finden wir schon protestantische Gemeinden in Paris, in Meaux, in Poitiers, Angers, Bourges, Tours und Orleans; in ganz Frankreich gegen 1200 theils größere, theils kleinere, zum Theil wohlhabende protestantische Gemeinden; kurz, über eine Million Menschen, die sich offen und entschieden zum evangelischen Glauben bekannten.

Wie aber in der Natur im Frühlinge Gewitter die Erde erschüttern und sie fruchtbar machen, so blieben auch in der Kirche diese Erschütterungen nicht aus. Konnte das Papstthum auch gegen die so reißend um sich greifende Reformation mit Gewalt nichts ausrichten, so ließ es doch seinen alten Haß gegen die Wahrheit wenigstens an einzelnen Bekennern derselben aus; aber auch da offenbarte sich die siegende Kraft des Evangeliums, für welches sie ihr Leben opferten. Hatte König Franz der Erste die sogenannten Hugenotten verfolgt, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorsam und Empörung, so nahmen diese Verfolgungen unter seinem Nachfolger Heinrich dem Zweiten, welcher 1547 den Thron bestieg, noch einen ernsteren Charakter an. Während er mit den Protestanten in Deutschland sich verband und ihnen Hülfe sandte, um des Kaisers Uebermacht zu brechen, verfolgte er sie in seinem eigenen Lande mit der größten Grausamkeit. Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand blieb verschont. Der erfinderische Kardinal von Lothringen hatte eigene Kammern für die Bestrafung der Ketzer angelegt, die von dem Strafmittel, dessen sie sich bedienten, den Namen der Feuerkammern erhielten. Ein In-

quisitor, Namens Mouchy, hatte unter seinem Befehl ein ganzes Heer von Spionen, die Tag und Nacht beschäftigt waren, die Schlachtopfer aus allen Winkeln herbeizuholen. Strafloſigkeit und ein Theil des konfiscirten Vermögens war den Anklägern verſprochen. In Folge deſſen ſah man treuloſe Dienſtboten gegen ihre Herrſchaften, Frauen gegen ihre Männer aufſtehen und ſie dem Blutgericht überliefern. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schauſpiel gegeben, das eines Nero würdig war. Nach einer prächtigen Proceſſion in die Kathedrale begab ſich der Hof auf einen Balcon am Grève-Platze und ſah hier zu, wie unter verſchiedenen Gerüſten Feuer angezündet wurden, über welchen man überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entſetzliche dieſes Anblicks erſchütterte ſelbſt den König; dennoch wurde dieſe Maßregel fortgeſetzt. Wie aber in der apoſtoliſchen Zeit, ſo offenbarten auch hier wieder die franzöſiſchen Märtyrer einen Muth im Bekenntniß der Wahrheit, eine Feſtigkeit der Ueberzeugung, eine Freudigkeit zum Sterben für ihren Herrn und Heiland, daß von neuem das Blut der Märtyrer der Saame der Kirche wurde, und man oft in die Scharfrichter dringen mußte, die Hinrichtung zu beſchleunigen, damit nicht die anweſenden Zuſchauer durch den erbaulichen Anblick der Sterbenden zur Ketzerei verführt wurden.

Unter der Zahl dieſer Blutzeugen finden wir Menſchen aus allen Ständen und Altern, unter Andern auch einen Jüngling von achtzehn Jahren Thomas von St. Paul, der, zu Soiſſons geboren, im Jahre 1549 ſich mit ſeiner Mutter, ſeinen Brüdern und vielen andern Verwandten nach Genf begeben und dort die von Calvin gepredigte neue Lehre kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. Nachher hatte er in ſeinem Geſchäft mancherlei Reiſen in Frankreich unternommen, insbeſondere im Jahre 1551 in den Herbergen, wo er übernachtete, viele Gefahren ausſtehen müſſen, weil er die Gotteslästerungen, welche er dort hörte, und die im Schwange gehenden Laſter, deren Augenzeuge er war, nicht ungeſtraft hatte hingehen laſſen können. Gott hatte ihn aber aus all' dieſen Gefahren errettet und ihn geſund und unverletzt nach Paris geführt, damit er dort für die evangeliſche Wahrheit und gegen deren zahlreiche Feinde öffentlich Zeugniß ablegen könnte. Gelegenheit dazu fand ſich bald. Als er eines Tages auf dem Markte ſeine Waare verkaufte, traf ſich's, daß ein Gotteslästerer den Namen Gottes ſchrecklich mißbrauchte. Unmöglich konnte Thomas,

heiligen Eifers voll, dazu ſchweigen, und obgleich er erſt ein Jüngling von achtzehn Jahren war, drang er in den Läſterer mit gar freundlichen und lieblichen Worten und bat ihn, daß er ſich in's künftige vor einer ſo großen Sünde in Acht nehmen möchte. Der erbitterte Gottesläſterer nahm aber dieſe Ermahnung übel auf, und in der Vorausſetzung, Thomas müſſe ein Lutheraner ſein, ließ er auf ihn aufpaſſen, wo er hinginge und ſeine Wohnung hätte. So bedenklich und gefährlich war es damals überhaupt, nur ein frommes und ernſtes Wort zu ſprechen. Kaum hatte er ſeine Wohnung ausgekundſchaftet, ſo zeigte er ihn ſofort bei Johann Andrée an, welcher mehrere Jahre hindurch in Paris ein Hauptverfolger der Proteſtanten war. Die Folge war, daß er ergriffen und in das Gefängniß, Chaſtelet genannt, geworfen wurde. Es wurde nun der Prozeß gegen ihn eingeleitet. Man bemächtigte ſich der Briefe, welche er bei ſich führte, um aus ihnen Anklagen gegen ihn feſtſtellen zu können; doch bewieſen dieſe Briefe viel weniger gegen ihn, als die entſchiedenen mündlichen Bekenntniſſe, welche er unerſchrocken vor den Richtern ablegte. Er wurde darauf zum Feuertode verurtheilt, weil er ſich, wie die Richter ſagten, muthwillig und halsſtarrig d. h. getroſt und ſtandhaft, im Bekenntniß ſeines Glaubens gezeigt hatte.

Was die Richter auch aufboten, die furchtbarſten Martern und Peinigungen, oder die Anerbietungen des Lebens und der Befreiung, um ihn vom Glauben abwendig zu machen und zum Widerruf zu bewegen, es war Alles vergeblich. Es war ihnen ja auch nicht um das Leben und die Jugend des Verurtheilten zu thun, ſondern allein darum, ihn in's Verderben zu ſtürzen und durch ſeinen Abfall ein Aergerniß zu bereiten. Gott aber ſtärkte den jugendlichen Zeugen wunderbar und gab ihm Gnade, daß er die unüberwindliche Wahrheit des Evangeliums wider alle Anfechtungen getroſt und beſtändig vertheidigte. Ungeachtet ſie ihn auf's furchtbarſte marterten, wie man damals nur Mörder und Straßenräuber zu peinigen pflegte, ungeachtet ſie drohten, ſie würden ihn in Stücke zerreißen, wenn er nicht ſeine Glaubensgenoſſen ihnen anzeigte, hat er keinen angegeben, als nur einige wenige, von denen er ſicher wußte, daß ſie aus ihren Händen entronnen und bereits an ſolchen Orten angelangt waren, wo man das Evangelium ungehindert predigen und hören konnte. Nicht ein einziger evangeliſcher Chriſt in Paris iſt durch ihn in Gefahr gekommen. Die Richter indeß hörten nicht auf, ihn zu foltern, um ihm Geſtändniſſe abzuzwingen; aber wer malt ihr Staunen und ihre

Verwunderung, als er fest und bestimmt ihnen erwiderte: „Wie kommt es doch, daß ich euch so viele fromme Leute nennen soll? was soll euch das nützen, als nur, daß ihr sie auch also zu martern denket, wie ihr jetzt mich martert? Wenn ich wüßte, daß ihr ihrem Beispiel wolltet nachfolgen und frömmer werden, so wollte ich sie euch wohl anzeigen: aber ich weiß, wenn ihr sie in eurer Gewalt hättet, ihr würdet, wo es möglich wäre, noch grausamer mit ihnen umgehen als jetzt mit mir." Darauf befahlen die erbitterten Richter dem Henker, er solle die furchtbarsten Folterwerkzeuge hervor holen und an ihm gebrauchen, und sprachen: du Schelm, du mußt deine Mitgenossen anzeigen, oder wir wollen dich in Stücke zerreißen." Die Henker gehorchten und wurden zuletzt bei diesen Folterungen so matt und müde, daß sie die Hände sinken ließen. Da legte sich der eifrigste Verfolger, der Lehrer der Sorbonne, Maillard, als er einsah, daß alle seine Bekehrungsversuche an Thomas scheiterten, mit seinem ganzen Leibe auf die Seile, damit der arme Dulder desto mehr ausgespannt wurde, und bereitete demselben solche unerhörte Schmerzen, daß selbst der römische Kommissarius Albertus, der damals dabei gewesen, ein sonst unbarmherziger und grausamer Mensch, und besonders der Evangelischen blutdürstigster Feind, solche Quälerei nicht länger ansehen konnte, sondern mit Thränen in den Augen davon ging und später in einer Gesellschaft ausdrücklich bezeugte: er habe oft und von vielen Dingen, auch von der Reformation und ihren Lehren mit diesem Thomas gesprochen und gefunden, daß er durchaus ein frommer, ehrliebender und aufrichtiger Mensch sei. Wie in der apostolischen Zeit, so stärkte auch jetzt Gott seinen Bekenner auf außerordentliche und übernatürliche Weise; Thomas von St. Paul überstand alle diese Martern mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und ward auch bei ihm der Glaube der Sieg, der die Welt überwand. Nun wurde er von seinen Richtern zum Tode verurtheilt und auf den Platz geführt, wo er sollte lebendig verbrannt werden.

Maillard ging ihm immer zur Seite, ihn unaufhörlich plagend mit seinen Zuredungen, und noch beim Feuer das Leben ihm zu wiederholten Malen anbietend, wenn er sein abgelegtes Bekenntniß widerrufen wollte. Thomas entgegnete ruhig, „er wolle lieber tausendmal sterben, wenn es möglich wäre." Darauf wurde er am Gerüst heraufgezogen, und als er das Volk ermahnen wollte, das Feuer angezündet. Nachdem ihn das Feuer wohlversengt und verbrannt hatte, wurde er auf Maillard's Befehl wieder

herausgezogen und ihm eröffnet: wenn er ſeine Meinung ändere und an den oberſten Rath apelliren würde, ſo ſollte er noch davon kommen. Thomas ſchrie, ſo laut er konnte: „Weil ich bereits auf dem Wege zu meinem himmliſchen Vater geweſen bin, ſo bringet mich doch wieder darauf und laſſet mich wandern.“ Darauf wurde er endlich verbrannt, nachdem er als ein tapferer Kriegsmann Jeſu Chriſti ritterlich geſtritten; und hat zu Paris ſeine Ehrenkrone erlangt am 19. September 1551. Er gehört mit zu der Zahl derjenigen, von denen Pſalm 148, Vers 12, ſagt: „Jünglinge und Jungfrauen ſollen loben den Namen des Herrn,“ und an welche Johannes ſchreibt: „Ich habe euch Jünglingen geſchrieben, daß ihr ſtark ſeid und das Wort Gottes bei euch bleibt und den Böſewicht überwunden habt.“

Friedr. Arndt in Berlin.

---

12. Otto oder Oeſt Catelin
aus Gent in Flandern.

27. April.

In früher Jugend zog derſelbe, ein guter Graveur und Wappenarbeiter, nach England, um Arbeit zu ſuchen. Er fand ſie bei einem dortigen Meiſter, der ihm auch den Namen Oeſt oder Georg gab und blieb in dieſem Lande. Unter dem echt reformatoriſch geſinnten Eduard VI. war 1550 hier eine flamändiſche Kirche entſtanden: Otto beſuchte dieſelbe. Er war anfangs noch ſehr unwiſſend und in papiſtiſchen Irrthümern befangen; ſomit gewann er durch den Beſuch von vorn herein wenig. Bald aber ging ihm in dem Worte des Herrn ein neues Licht auf, und er konnte ſeiner Kirche weſentliche Dienſte leiſten. Im Jahre 1554 zog ihn das Heimweh in das Vaterland zurück. Seine Freunde kannten und mahnten ihn, den Entſchiedenen und Unerſchrockenen, ja recht vorſichtig zu ſein, um nicht Verfolgungen über ſich heraufzubeſchwören. Otto verſprach ihnen nun zwar, nichts Unbeſonnenes thun zu wollen, erklärte aber auch, daß er nicht ſtill bleiben und die Wahrheit und ſeinen Chriſtus verleugnen würde, wenn der Name Gottes oder Chriſti in ſeiner Gegenwart geläſtert werden ſollte.

Auf der Reiſe brachte ein fürchterlicher Orkan die Schiffenden an den Rand des Verderbens; jeden Augenblick mußte man

fürchten, daß das Schiff ein Raub der Wellen werden würde. Otto blieb aber ruhig, tröstete die andern mit großer Kraft und ward so ihr Prediger in Sturmesnoth. Was kaum möglich schien, geschah; sie entgingen glücklich dem drohenden Verderben und schifften freudig in den schützenden Hafen ein. Da ermahnte sie Otto, vor allem Gott, dem Retter in der Noth, Dank zu sagen und sprach, wie in einer Vorahnung seines traurigen Schicksals, den Wunsch aus, daß Gott ihnen, denen er so sichtbar beigestanden, Gelegenheit geben möge, ihren Glauben und ihre Treue durch Martern und Leiden zu besiegeln.

In Gent angekommen, hörte er, daß ein Dominikanermönch, Namens Pistoris, sich rühme, dem Volke die Wahrheit zu kündigen und großen Zulauf habe. Er nahm sich deshalb vor, auch einmal das Orakel zu hören. Es war Donnerstags vor Ostern, als er die Kirche zu diesem Zwecke besuchte und grade der Kanzel gegenüber einen Platz einnahm. Wie bitter fand er sich getäuscht! Statt eines Schatzes fand er Heckerling und Stroh, statt gesunder Kost tödtliches Gift. Der Mönch trug grade an diesem Tage, dem Tage der Einsetzung des Abendmahls die grobsinnlichste Brodtverwandlungslehre vor. Christus sollte nach ihm im Brodte körperlich verehrt und angebetet und verzehrt werden; hierdurch wurde Otto so geärgert, daß er alle Fassung verlor und kaum sich enthalten konnte, dem Lügenprediger ins Wort zu fallen. Endlich war er zum Schluß gekommen und wollte von der Kanzel herabsteigen; da nahm Otto seinen Hut ab und sprach mit lauter Stimme: „höret, mein Guter, eure ganze Predigt ist schriftwidrig, ich werde es beweisen, wenn mir die Versammlung Gehör schenken will." Der betroffene und verwirrte Mönch wollte natürlich nichts hören und rieth dem unberufenen Sprecher, sich zu entfernen. Der Aufgeregte trat ihm aber näher und rief: „O du falscher Prophet, der du dem Volke einredest, daß das Brodt der wahre Leib Christi ist, der doch nach seinem Tode zum Himmel erhoben worden ist." Es entstand darauf ein ungeheurer Tumult in der Kirche; Männer und Frauen riefen ihm zu: „Mein Freund, was beginnst du doch?" Otto fuhr aber in seiner Heftigkeit fort: „das sind Alles falsche Propheten, die euch irre führen; trauet ihnen nicht." Die wogende Menge drängte ihn endlich aus der Kirche hinaus. Solcher Frevel konnte nicht ungeahndet bleiben. Gutgesinnte gaben ihm deshalb den Rath, sich schleunigst zu entfernen; er aber wollte zu der öffentlich ausgesprochenen Wahrheit treu stehen.

Sofort ließ ihn auch der Generalprokurator Heſſel an dem Thore „Brugſche Walpoorte“ gefangen nehmen und in dem alten Schloß Du Comte gefangen ſetzen (den 11. April 1554). Es geſchah des Vormittags und ſchon Nachmittags kamen mit dem Generalprokurator Piſtoris und noch andere Mönche, um Otto eines Beſſeren zu belehren. Drei Stunden lang dauerte der Kampf; er konnte aber zu keiner Entſcheidung führen, da er ein Principienſtreit wurde, Otto auf die Schrift, die Gegner aber auf ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten, kaiſerliche Edicte, Concilienbeſchlüſſe, die alte Tradition, kurz auf alles Mögliche ſich beriefen, um ihre ſchlechte Sache zu ſtützen. Endlich kam man überein, daß ſich Otto ſchriftlich über die erfolglos verhandelten Sätze ausſprechen ſollte; er that es unter Berufung auf die Schrift. Auf dieſem Boden konnten und wollten ihm aber ſeine Gegner nicht folgen; ſie gingen deshalb im neuen Streite auf andre Gegenſtände, die Anrufung der Heiligen, das Fegefeuer, die Lehre vom Oberhaupt der Kirche über. Otto blieb auch hier die Antwort nicht ſchuldig; mit gleicher Einfachheit und Klarheit erklärte er, daß er nur einen Heiligen, nur zwei Wege nach dem Todesgange, den einen zum Himmel, den andern zum Orte der ewigen Qual und nur ein Oberhaupt der Kirche, Jeſus Chriſtus, anerkenne.

Der Präſident, dem es nicht genehm war, daß Otto in ſeiner Gegenwart und der einiger Räthe ſo kühn und gewandt auf alle Fragen antwortete, brach das Geſpräch unter dem Vorwande ab, daß es ihm verboten ſei, ſich mit irgend einem Ketzer in Streit über Glaubensſachen einzulaſſen. Er werde ihm ſpäterhin einen Mönch oder Weltgeiſtlichen ſchicken, der das begonnene Geſpräch fortſetzen könne. Otto erklärte, daß ihm das gleich ſei und er auch dem Geringſten Rede ſtehen werde, fand es aber befremdend, daß der Kaiſer ihnen als Richtern verboten haben ſolle, über Glaubensſachen zu verhandeln. Er ſah übrigens klar ein, daß ihm nichts Gutes bevorſtehe; er ſchrieb einen Abſchiedsbrief an ſeine Frau, die er an Gott, den Vater der Wittwen und Waiſen, verweiſt und bittet, ſeine Kinder in dem Glauben zu erziehen, für den er nächſtens bluten werde, und ein Troſtſchreiben an einen wegen der Verfolgung eines ſeiner Freunde tief bekümmerten Freund, dem er die hohe Bedeutung dieſer Leiden zur Verherrlichung des Herrn recht lebendig vorhält.

Otto hatte recht geſehen; Sonnabends den 27. April ward er, erſt 30 Jahre alt, zum Tode verdammt und ſchon Nachmit-

tags zum Scheiterhaufen abgeführt. Noch wollte er eine Mahnung zum Volke sprechen; der Generalprokurator machte es aber durch seinen Zuruf an den Henker „Beeile dich" unmöglich. Das war Otto noch ein großes Herzeleid; er hätte auch jetzt noch gern das Volk vor denen gewarnt, welche Christus hier und dort sein lassen, als wäre er nicht zur Rechten Gottes aufgestiegen. So blieb ihm nur übrig, Gott noch um Gnade für Hessel, in dem ihm ein besseres Bewußtsein aufzugehen schien, und für sich selbst anzuflehn und das Volk um eine Fürbitte bei Gott zu ersuchen, daß er ihm in dieser bittern Todesstunde mit seiner Kraft beistehen möge. Er ließ sich dann vom Henker, dem er auch noch verzieh, getrost an den Pfahl binden und starb so standhaft den Flammentod für eine tief erkannte Wahrheit, für eine reinere geistigere Abendmahlslehre, im Hasse gegen die katholische, die ihm als ein Götzendienst erschien. Otto war eine geistige, klar und hell sehende Natur, die allmählig in der Erkenntniß gereift und von ihr durchdrungen, entschieden solcher Versinnlichung entgegentreten mußte.

E. F. Gelpke in Bern.

---

13. Nikolaus Ridley,

Bischof von London und Märtyrer.

14. Oktober.

Unter den Führern der Reformation in England giebt es Männer, welche der Zeit nach früher, der Geisteskraft und Gabe nach bedeutender, dem Erfolge nach siegreicher eingegriffen haben, als Ridley; aber es giebt keinen, welcher an Reinheit des Charakters, an Redlichkeit, Treue und Standhaftigkeit bis zum Märtyrertode ihn übertroffen hätte. Nikolaus Ridley wurde ums Jahr 1500 in Northumberland, der nördlichsten Grafschaft von England geboren. Dort verlebte er auch die Jahre seiner Kindheit. Als Knabe erlernte er die Elemente der alten Sprachen in der Stadt Newcastle am Tyne. Von hier aus bezog er die Universität Cambridge, der er sein Lebenlang eine ehrerbietige dankbare Liebe bewahrt hat. Seine geistige und geistliche Entwicklung scheint einen ganz allmählichen, stetigen Gang genommen zu haben, so daß wir keinen Moment der Erweckung bei ihm nachzuweisen vermögen. Er ist jederzeit ein geistreicher, tugendhafter, eifriger

Freund der Wahrheit gewesen; aber nur Schritt vor Schritt ist ihm das volle Licht der Wahrheit aufgegangen. Als Studirender beschäftigte er sich auf Spaziergängen im Garten des Pembroke-Collegiums damit, die pauliniſchen Briefe, ja alle neuteſtamentlichen Briefe im Grundtext auswendig zu lernen. Angeſichts des Todes hat er ſich deſſen noch gefreut und bezeugt, das ſei ihm ſein Lebenlang zu gute gekommen, und wenn auch mit der Zeit ein gutes Theil davon ſeinem Gedächtniß entſchwunden ſein möge, ſo hoffe er doch den ſüßen Duft davon mit in den Himmel zu nehmen. Nach Vollendung ſeiner Studien begab er ſich auf Reiſen, um auf den Univerſitäten Paris und Löwen ſeine theologiſche Bildung zu erweitern. Im Jahre 1529 kehrte er nach Cambridge zurück. Und da man ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Charakter allgemein achtete, ſo wurde er nach und nach zu den verſchiedenen akademiſchen Würden und zu mehreren Aemtern an der Univerſität befördert: er wurde Kaplan der Univerſität, 1533 Proctor (ein Amt der Aufſicht und Disciplin über die Studirenden), nachher Lector publicus. Zugleich war er ordentliches Mitglied (Fellow) eines „Collegiums," und 1540 wählte man ihm zum Vorſtand des Pembroke-Collegiums; in demſelben Jahr erlangte er auch die theologiſche Doctorwürde. Indeſſen beſchränkte ſich ſeine Thätigkeit nicht ausſchließlich auf die Wiſſenſchaft und die Univerſität. Im Jahre 1534 ließ Heinrich VIII., nachdem Papſt Clemens VII. in der Eheſache des Königs gegen ihn entſchieden hatte, alle geiſtlichen Körperſchaften des Landes, insbeſondere auch die Univerſitäten Oxford und Cambridge, zu Gutachten auffordern über die Frage: ob dem Papſt laut der h. Schrift irgend eine größere Gerichtsbarkeit in England zuſtehe, als jedem andern ausländiſchen Biſchof? An der Berathung über dieſe Frage innerhalb der Univerſität Cambridge betheiligte ſich Ridley beſonders eifrig, und zwar im Sinne einer Emancipation der anglikaniſchen Kirche von der Oberherrſchaft des Papſtes. Und dadurch wurde er, wie es ſcheint, dem damaligen Erzbiſchof von Canterbury, Thomas Cranmer, näher bekannt. Dieſer berief ihn zu ſich, und übertrug ihm, um ihn in ſeiner Nähe zu haben, 1538 die Pfarrſtelle zu Herne in Kent, nur einige Stunden von Canterbury entfernt; auf der Markung dieſer Parochie ſtand ein Landſitz des Erzbiſchofs, den Cranmer häufig bewohnte, während heutzutage nur noch die Trümmer davon vorhanden ſind. Nun war Ridley Pfarrer und Seelſorger geworden, ohne darum ſeine Stellung an der Univerſität aufgeben zu müſſen. Er predigte fleißig in ſeiner

Pfarrkirche, und zwar in evangelischem Geiste; nur hielt er noch an der römischen Lehre von der Wandlung im Sacrament des Altars fest. Bis dahin schien Ridley ganz der Denkart seines Königs zugethan zu sein, welcher zwar die Oberherrschaft des Papstes über die Kirche von England abgeschüttelt, aber dafür sich selbst die Suprematie über die Landeskirche zugewandt hatte, welcher zwar die Bibel in der Landessprache verbreiten ließ, aber an der Messe und allem, was darum und daran ist, mit aller Zähigkeit festhielt. Als aber der König das blutige Statut der 6 Artikel vom 28. Juli 1539 erließ, wodurch er unter Androhung der härtesten Strafen die Lehre von der Wandlung, die Kelchentziehung und die Privatmessen, die Ohrenbeichte und den Cölibat sanctionirte: scheute sich Ridley nicht, diese Maßregel offen und nachdrücklich zu misbilligen. Dessen ungeachtet traf ihn die Ungnade des Königs so wenig als seinen Gönner, den Erzbischof. Es war sein Glück, daß er noch an die Wandlung im Abendmahl glaubte und unverehelicht war. Cranmer ernannte ihn zu seinem Kaplan und übertrug ihm eine Domherrnstelle im Kapitel von Canterbury. Theils der Umgang mit Cranmer, theils das Studium der Streitschrift von Ratramnus gegen Radbert's Lehre von der Wandlung, theils fortgesetztes Schriftstudium, führten Ridley seit 1540 zu der Einsicht, daß es mit der Lehre von der Wandlung nichts sei. Immerhin trat er, so lange Heinrich VIII. auf dem Throne saß, nie maßgebend hervor. Er hielt sich innerhalb der Schranken, die ihm seine Stellung an der Universität und seine kirchlichen Aemter zogen, und gab nur wenn er aufgefordert war, sein Gutachten ab.

Anders gestaltete es sich seit dem Tode König Heinrichs 28. Januar 1547: unter Edward VI. wurde er mit an die Spitze des reformatorischen Kirchenregiments gestellt; und unter der Königin Maria ist er einer der hervorragendsten Märtyrer des Evangeliums geworden.

Daß Ridley unter Edward VI. so hoch gestellt wurde, hatte er dem Vertrauen Cranmer's zu verdanken. Denn während der Minderjährigkeit des beim Tode seines Vaters noch nicht zehnjährigen Königs, war der Erzbischof ein Mitglied der Regentschaft, an deren Spitze der Herzog von Sommerset, ein Oheim des jungen Königs, stand. Bald nach seiner Krönung (20. Februar 1547) ernannte der König den Dr. Ridley zum Hofcaplan; noch im gleichen Jahr beförderte er ihn zum Bischof von Rochester, unweit London; und ehe drei Jahre vergangen waren, erhob er

ihn (1. April 1550) auf den Bischofsstuhl der Hauptstadt selbst. Auf so hohen Posten gestellt hat Ridley, dem Erzbischof Thomas Cranmer zur Seite, bei den eingreifendsten Maßregeln der englischen Reformation mitgewirkt. Als Bischof hielt er es für seine erste und heiligste Pflicht, den ihm als Oberhirten anvertrauten Gemeinden das Evangelium zu predigen. Und so pflegte er denn jeden Sonntag und Feiertag bald da bald dort zu predigen, es sei denn daß dringende anderweitige Geschäfte ihn abhielten. Und zu diesen Reisepredigten des Bischofs strömte das Volk in Schaaren herbei, weil er nicht bloß mit Worten, sondern auch mit seinem rechtschaffenen Wandel predigte. In Rochester war sein Wirken zwar von kurzer Dauer, aber von gesegnetem Erfolg. Das evangelische Wesen kam durch ihn in guten Gang. Und als er anstatt des Bischofs Bonner, welcher dem Fortgang der Reformation entschlossenen Widerstand entgegengesetzt hatte, 1550 zum Bischof von London befördert wurde, war es sein eifrigstes Bemühen, die Gemeinden mit frommen evangelischen Pfarrern zu versorgen, an denen großer Mangel war. Einer der ersten Prediger, die er ordinirte, war Johann Foxe, jener berühmte Geschichtschreiber der evangelischen Märtyrer. In London selbst gab es viele Freunde von Gottes Wort. Auch bei den Vorstehern der Citykörperschaft, den Mayors und Aldermännern von London fand der Bischof Verständniß und nachdrückliche Förderung seiner evangelischen Gedanken und Plane. Aber weit über seinen jeweiligen Sprengel hinaus ging seine Einwirkung auf die Kirchenordnung des ganzen Landes.

Von den heute noch maßgebenden Grundbüchern der anglikanischen Kirche: Homilienbuch, Kirchengebetbuch, 39 Artikel und Katechismus, sind die zwei ersten sicher von Dr. Ridley mit bearbeitet, während zum mindesten die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die Grundlage der 42 Artikel von 1552 nicht ohne Ridley's Beirath entworfen sein dürfte. Daß aber die zwölf Homilien des Homilienbuchs (1547) von Cranmer, Latimer und Ridley verfaßt worden sind, steht geschichtlich fest. Und der erste Entwurf zu dem liturgischen Handbuch Englands, (Book of common prayer) wurde von einer Commission ausgearbeitet, unter deren Mitgliedern Dr. Ridley eines der hervorragendsten gewesen ist. So hat er zu der gesammten Gottesdienst-Ordnung der anglikanischen Kirche organisirend und gesetzgeberisch mitgewirkt, und einen Grund legen helfen, welcher heute noch in der Hauptsache unerschüttert steht.

Es ist der Mühe werth, den geistvollen, einflußreichen Mann nach seiner Persönlichkeit näher kennen zu lernen. Ridley war ein Mann von anständigem, wohl proportionirtem Körperbau, von heiterer Gemüthsart, wohlwollendem Herzen, freundlich und gütig gegen Jedermann; nichts lag ihm ferner, als irgend eine Beleidigung oder Unbill, die ihm angethan sein mochte, nachzutragen, geschweige zu vergelten. Er ist sein Leben lang unverehelicht geblieben. Streng gegen sich selbst, hat er alle Selbstverleugnung geübt, Gebet und Betrachtung mit emsigem Fleiße getrieben. Jeden Morgen, sobald er angekleidet war, pflegte er eine halbe Stunde lang auf den Knieen zu beten. Hierauf begab er sich in sein Studierzimmer, falls ihm kein anderes Geschäft dazwischen kam, und blieb beim Studium bis 10 Uhr Morgens. Dann kam er zum Hausgottesdienst, welcher Tag für Tag gehalten wurde. Auf seinem Landsitz in Fulham bei London las er bei der Andacht selber einen Abschnitt aus der Bibel vor; wer lesen konnte, bekam ein N. Testament in die Hand. Oft und viel las er seinen Hausgenossen den 51. Psalm vor, und führte eine merkwürdige Aufsicht über dieselben, damit sie in Tugend und Ehrbarkeit Jedem voranleuchten möchten. Wie er selbst gottselig und tugendhaft war, so herrschte auch in seinem Hause Tugend und Gottesfurcht. Nach dem Gottesdienst ging es zum Mittagessen; er war dabei stets mäßig und nüchtern, besonnen und weise, zu Zeiten recht heiter. Nach der Mahlzeit setzte er sich ein Stündchen zur Unterhaltung oder zu einer Partie Schach hin. Hierauf zog er sich in das Arbeitszimmer zurück und blieb daselbst, falls nicht Personen zu empfangen oder auswärtige Geschäfte zu besorgen waren, bis Abends 5 Uhr. Dann ging er zum Gottesdienst, wie Vormittags; nun folgte das Abendessen, und nach einem Stündchen Erholung ging's wieder in das Arbeitszimmer; und Nachts 11 Uhr legte er sich regelmäßig zu Bette, nachdem er zuvor, wie des Morgens, auf den Knieen gebetet hatte. Wenn der Bischof sich in Fulham befand, so schickte er vor dem Mittag- und Abendessen Tag für Tag in ein benachbartes Haus, mit den Worten: „holt meine Mutter Bonner!" Die alte Frau war die Mutter des papistischen Vorgängers von Ridley, Edmund Bonner, welcher abgesetzt worden war und gefangen saß. Erschien Frau Bonner, so wurde sie so ehrerbietig und freundlich bewillkommt, als wäre sie die leibliche Mutter des Bischofs Ridley, und man wies ihr den Sitz am obern Ende der Tafel an. Das that Ridley aus besonderer Güte und herzlichem Mitleiden, damit die alte Frau keinen Mangel leiden

möchte. Diese Wohlthat wurde ihm übel vergolten: als nach der Thronbesteigung der Königin Maria Ridley abgesetzt, und Bonner wieder Bischof von London geworden war, vertrieb er sofort die Schwester Ridley's und deren Ehegatten, Georg Shipside, welcher ein bischöfliches Gut gepachtet hatte; ja er ließ den Schwager seines Vorfahren verhaften und wollte ihn zum Tode bringen, wovon derselbe nur durch Vermittlung eines andern Bischofs gerettet wurde.

Mit der Prinzessin Maria kam Ridley noch vor ihrer Thronbesteigung in Berührung. Als Kaiser Karl V. sich bei Edward VI. und seinem Geheimen Rath dafür verwendete, daß der Prinzessin, seiner Cousine, gestattet werden möchte, in ihrer Wohnung Messe halten zu lassen, war es Ridley, der nebst dem Erzbischof Cranmer das Gesuch bei dem jungen König eifrig befürwortete, vorderhand vergebens. Später machte er den Versuch, die Prinzessin zu bewegen, daß sie eine evangelische Predigt anhören möchte; ebenfalls ohne Erfolg: am 8. Sept. 1552, als er sich auf dem bischöflichen Landsitz zu Hadham befand, begab er sich nach dem nahe gelegenen Wohnsitz der Prinzessin, Hunsdon, um ihr seine Ehrfurcht zu bezeugen. Er wurde gnädig aufgenommen und zur Tafel geladen. Als er aber nach aufgehobener Tafel der Prinzessin eröffnete, er sei unter anderem auch darum gekommen, um sich ihr für den nächsten Sonntag als Prediger anzubieten, falls sie ihn zu hören die Gnade haben wollte: da verfinsterte sich ihr Gesicht, und sie sagte ihm endlich geradezu, er könne predigen, wenn er wolle, aber von ihrem Hofe werde Niemand, so wenig als sie selbst, kommen, um ihn predigen zu hören. Und als der Bischof von ihrer Pflicht sprach, Gottes Wort nicht zurückzustoßen, sagte sie ihm noch manches Bittere über die neuen Kirchenbücher und über das Verfahren des damaligen Geheimenrathes.

Nachdem Edward VI. am 6. Juli 1553 gestorben war, versuchte der englische Adel anfänglich, Lady Johanna Gray[1]) auf den Thron zu heben. Und am ersten Sonntag nach deren Krönung hielt Bischof Ridley, auf Befehl des Geheimenraths, eine Predigt beim St. Paul's-Kreuz auf dem Kirchhof der Kathedrale St. Pauls. Er forderte die Zuhörer auf, sich zu freuen, daß sie eine protestantische Königin hätten, und ihr treu zu sein; denn Prinzessin Maria würde, wenn sie zum Thron gelangte, gewiß das

1) Ihr Lebensbild s. im Evang. Kalender für 1855.

Land ausländischer Gewalt unterwerfen, die bereits eingeführte evangelische Lehre beseitigen, und alles zerstören, was ihr Bruder mit vieler Mühe gepflanzt habe. Ja er erzählte öffentlich, daß die Prinzessin, als er kraft seines Amtes als ihr ordentlicher Bischof sich bemüht habe, sie zum evangelischen Glauben zu führen, ihm zwar im übrigen gnädig begegnet sei, aber in Sachen des Glaubens und der Lehre sich starr und hartnäckig gezeigt habe. Diese Aeußerung wird Niemand für eine taktvolle ausgeben. Und daß er überhaupt für Johanna Gray aufgetreten ist, deren Erhebung auf den Thron eine Verletzung des klaren Erbrechts der Prinzessin Maria war, ist ein offenbarer Mißgriff gewesen. Ridley hat auch sofort dafür gebüßt. Denn als nach wenigen Tagen, Dank dem durchschlagenden Rechtsgefühl des englischen Volks, Maria als Königin ausgerufen worden war, hat es ihm nichts geholfen, daß er nach ihrem damaligen Aufenthalt, dem Schloß Framlingham in Suffolk sich begab, um die Königin zu begrüßen: er wurde kalt und ungnädig empfangen, auf der Stelle verhaftet, aller seiner Würden entsetzt, auf ein hinkendes Pferd gesetzt, und als Gefangener nach London zurückgeführt, in den Tower. Sein papistischer Vorgänger, Edmund Bonner, wurde ohne Verzug wieder als Bischof von London eingesetzt. Uebrigens sind es keine politische, sondern lediglich religiöse Anschuldigungen gewesen, wegen deren ihm der Proceß gemacht wurde. Seine Gefangenschaft hat zwei Jahre und etliche Monate gedauert. Vom Ende Juli 1553 bis gegen Mitte März 1554 war er im Tower verhaftet, die ersten paar Monate im engsten Gewahrsam; dann wurde ihm etwas mehr Freiheit vergönnt; und später, als der Tower überfüllt war, durfte er mit Cranmer, Latimer, dem bisherigen Bischof von Worcester, und dem Theologen Johann Bradford, ein Zimmer gemeinschaftlich bewohnen. So lange er sich noch in Einzelhaft befand, und nur hie und da im Garten des Towers sich ergehen auch mit Latimer unter Aufsicht zusammenkommen durfte, schrieb er seine Gedanken über römische Irrthümer so nieder, daß er für Bemerkungen Raum ließ, und schickte jedes Blatt seinen drei gefangenen Brüdern mit der Bitte zu, ihre Meinung beizusetzen. Er wünschte im christlichen Verkehr mit seinen gelehrten Freunden die eigene Ueberzeugung zu berichtigen oder zu befestigen. Diese Aufzeichnungen, „Conferenzen" genannt, handeln vorzüglich von der Kirche und der Messe.

Anfang März 1554 kam Befehl, die drei abgesetzten evangelischen Bischöfe, Cranmer, Latimer und Ridley, aus dem Tower

in London nach Windsor zu schaffen. Und in den ersten Tagen des April wurden alle drei nach Oxford übergeführt, um dort mit Theologen von der römischen Partei zu disputiren. Man setzte sie anfangs in dem gemeinen Gefängniß ein, genannt Bocardo; aber schon nach einigen Tagen trennte man sie: Ridley erhielt bei dem Mayor der Stadt, Namens Irish, Hausarrest; er hatte es hier schlimmer, als seine beiden Freunde, weil, wie er in einem Briefe sich ausdrückt, in dem Hause, das sein Kerker war, die Frau den Mann regierte, obwohl er Mayor der Stadt war, eine mürrische und abergläubische alte Frau, welche sich in besonderes Ansehen zu bringen hoffte, wenn man ihr nachsagen könne, sie habe ihn recht strenge gehütet. Am 14. April fand eine erste Vernehmung statt: in der Universitätskirche (Marienkirche) hielten sämmtliche Commissäre, 33 an der Zahl, Sitzung. Nachdem zuerst der gewesene Erzbischof vernommen worden war, wurde Dr. Ridley vorgeführt. Man legte ihm die gleichen drei Fragen vor, wie dem Erzbischof, nämlich:

1. ob im Sakrament des Altars, kraft der von dem Priester gesprochenen Worte, der natürliche Leib Christi wahrhaftig gegenwärtig sei, oder nicht?

2. ob nach der Consecration im Sakrament irgend eine andere Substanz als die des Leibes und Blutes Christi, vorhanden sei?

3. ob die Messe ein versöhnendes Opfer sei für die Sünden der Lebendigen und Todten?

Es galt lediglich der Lehre von der Messe. Ridley antwortete, sobald ihm die Artikel vorgelesen worden waren, sie seien alle falsch und aus einer bittern Wurzel entsprungen. Seine Antworten waren scharf und gelehrt. Da er die römische Lehre von der Messe verneint hatte, so bot man ihm, wie seinen ehemaligen Amtsbrüdern, Disputationen darüber an. Ridley, wie auch Cranmer, nahm das Anerbieten an. Er erklärte, so lange ihm Gott das Leben friste, werde er nicht blos sein Herz, sondern auch seinen Mund und seine Feder haben, um Gottes Wahrheit zu vertheidigen. Erst disputirte man mit Cranmer. Am 17. April kam die Reihe an Ridley. Er wurde in den theologischen Hörsaal geführt. Sein Hauptopponent war ein gewisser Dr. Richard Smith, während noch 13 andere Doctoren und Magister gegen ihn auftraten. Man hat ihm doch gestattet, zwei Schriftführer für sich zu wählen; der eine war Johann Jewel, später, unter

Königin Elisabeth, Bischof von Salisbury. Seine Aufzeichnung ist die urkundliche Quelle dieser Disputation.

In Betreff des ersten Satzes (vgl. oben) bestritt Ridley mit ungemeinem Scharfsinn die römische Lehre von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, als schriftwidrig, den Lehren der ältesten Väter widersprechend, und vielfachen Aberglauben begünstigend. Seine eigene Ueberzeugung sprach er dahin aus, daß das Sacrament nicht ein bloßes Zeichen des Leibes Christi, sondern die Gemeinschaft des Leibes Christi sei; sofern den gläubigen Communikanten die Gnade des Leibes Christi, d. h. die Nahrung des Lebens und der Unsterblichkeit gespendet werde. Er legte hiebei eine ungemeine Belesenheit in den Kirchenvätern an den Tag.

Den zweiten Satz (von der Wandlung) widerlegte er mit überlegener Dialektik, und bewies mit patristischer Gelehrsamkeit, daß im Sacrament des Altars auch nach der Consecration wirkliches Brod vorhanden sei. Den dritten Satz (vom Meßopfer) erklärte er für eine Beeinträchtigung des Versöhnungsblutes Christi. Nachdem er seine Ueberzeugung kaum hatte ungestört vortragen und begründen können, schloß er damit, daß er von dem unlängst gefällten ungerechten Urtheil über seine Person (die Absetzung betreffend) an einen, nach der englischen Kirchenverfassung competenten Richter appellirte; „sollte jedoch — fuhr er fort — diese Appellation auf Erden nicht gestattet werden, so nehme ich meine Zuflucht zu dem Urtheil des ewigen Richters, des allmächtigen Gottes, dessen gnadenvoller Gerechtigkeit und gerechter Gnade ich mich und meine Sache gänzlich übergebe, nicht im geringsten zweifelnd an der Vertheidigung meines Fürsprechers und einigen Erlösers Jesu Christi, welchem mit dem ewigen Vater und dem heiligen Geiste, sei Ehre und Herrlichkeit jetzt und in Ewigkeit! Amen.“ Nun erst, nach dieser Darlegung seines Standpunktes, begann der eigentliche Disputationsakt, welcher laut des von Jewel geführten Protokolls höchst ausführlich und mehr als lebhaft geführt wurde. Denn Ridley versichert, er habe in seinem Leben noch nie eine so eitle und tumultuarische Verhandlung gesehen oder gehört, wie diese; er hätte es nicht für möglich gehalten, daß unter Männern, welche in England für kenntnißreich und gelehrt gelten, Menschen sich finden würden, welche sich so frech und schamlos, so unordentlich und eitel benehmen würden. Aber die Vorsitzenden selbst hätten das schlimmste Beispiel gegeben und es den Andern zuvorgethan im Toben, Schreien und Brüllen. Viele Zeit wurde mit

beleidigenden Vorwürfen unter Ziſchen und Händeklatſchen unnütz vergeudet. Aber am Schluß, als wäre ein ehrlicher Sieg erkämpft, forderte der Vorſitzende ſeine Genoſſen auf, den Triumphruf anzuſtimmen: „Vicit veritas!“ Und das geſchah denn auch.

Einige Tage darauf, am 20. April, hielten die Commiſſare wiederum eine Sitzung in der Marienkirche. Die drei Biſchöfe wurden erſt einzeln vorgeführt, um die Eröffnung zu vernehmen, daß ſie in öffentlicher Disputation überwunden worden ſeien, und ſich zu erklären, ob ſie in Folge deſſen widerrufen wollten oder nicht. Ridley verweigerte das kurz und bündig: er ſtehe zu dem was er geſagt habe. Hierauf wurden alle drei zuſammen vorgerufen; man las ihnen das Urtheil vor, wonach ſie für Häretiker erklärt und excommunicirt wurden. Hierauf äußerte ſich zuerſt der Erzbiſchof, ſodann Ridley; er ſagte: „obgleich ich nicht mehr zu eurer Gemeinſchaft gehöre, ſo zweifle ich doch nicht, daß mein Name anderswo geſchrieben iſt, wohin dieſer Urtheilsſpruch uns früher ſenden wird, als wir nach dem Laufe der Natur hingekommen ſein würden.“ Nun führte man jeden wieder in ſeine Haft zurück.

Nach mittelalterlicher Ordnung hätte die Vollziehung der Sentenz nicht lange auf ſich warten laſſen: die kirchlichen Richter hatten die Verurtheilten nur noch dem weltlichen Arm zur Hinrichtung zu übergeben. Allein das ging jetzt nicht. Die Geſetzgebung mußte erſt auf den früheren römiſchen Stand zurückgeführt werden. Dies geſchah erſt im November 1554 mit Hülfe des Parlaments, damit wurden alle Schleuſen der Verfolgung geöffnet. Daher iſt erſt das Jahr 1555 dasjenige geweſen, welches der Königin den Namen der „blutigen Maria“ zugezogen hat. So kam es, daß die Zeugen der evangeliſchen Wahrheit noch anderthalb Jahre lang im Gefängniß bleiben mußten, bei ſicherer Ausſicht auf den Märtyrertod.

Dieſe Wartezeit benützte Ridley theils dazu, die Ungerechtigkeit des übereilten Verfahrens gegen ſeine Perſon ins Licht zu ſtellen und eine Reviſion des Prozeſſes anzuſtreben, theils dazu, ſeine Freunde und Glaubensgenoſſen zu tröſten und zu ſtärken. Von ſeinen Briefen aus der Haft, welche meiſt lateiniſch geſchrieben wurden, ſind manche auf uns gekommen. Sie zeugen alle von unerſchütterlicher Feſtigkeit des Glaubens und Freudigkeit des Hoffens, ſo wie von innigſter Liebe zu den Brüdern. Als er hörte, daß der oben genannte John Bradfort verbrannt wer-

den sollte, schrieb er an ihn einen Brief, dessen Schluß hier zu stehen verdient: „Wir warten nun alle Tage darauf, daß wir abgerufen werden, Gott sei gepriesen! Ich denke, ich bin bei weitem der schwächste von unserer Gesellschaft; dennoch danke ich Gott, unserem Herrn und himmlischen Vater, durch Christum, daß, seitdem ich von unseres theuren Bruders Rogers[1]) Abscheiden und standhaftem Bekenntniß Christi und seiner Wahrheit bis an den Tod gehört habe, mein Herz so froh darüber geworden ist, daß ich seither nicht mehr so schweren Druck im Herzen fühlte, wie vordem zuweilen. O lieber Bruder! gepriesen sei Gott in dir, und gepriesen sei die Zeit, wo ich dich kennen lernte! Lebewohl, lebewohl!

Dein Bruder in Christo, Nicolaus Ridley. — Bruder, lebewohl!“

Sobald der Papst wieder die Gewalt über die englische Kirche erlangt hatte, ernannte er den Cardinal Reginald Pole zu seinem Legaten in England. Und dieser ertheilte drei Bischöfen: White von Lincoln, Brookes von Glouceſter und Holyman von Bristol, Vollmacht, das Verfahren gegen Ridley und Latimer zum Ziel zu führen, d. h. sie entweder zum Widerruf zu bewegen oder als hartnäckige Ketzer dem weltlichen Arm zu übergeben. In Folge dessen wurde Ridley am 30. Sept. 1555 in den theologischen Hörsaal der Universität geführt. Da saßen die oben genannten Bischöfe als Commissäre des Legaten, und ein Notar las die Vollmacht für dieselben, von Seiten des Legaten im Namen des Papstes ausgestellt, vor. Anfangs war Ridley mit entblößtem Haupte ehrerbietig dagestanden; sobald er aber den Namen des Cardinals und des Papstes, als Vollmachtgebers, nennen hörte, setzte er seinen Hut auf, und hörte fortan mit bedecktem Haupte zu. Der Bischof von Lincoln hielt ihm deshalb vor, er habe es an der nöthigen Ehrerbietung gegen die hohen Vollmachtgeber fehlen lassen. Ridley aber erklärte unverholen, daß er seinen Richtern und dem Cardinal persönlich alle Verehrung bezeige, aber die angemaßte Suprematie des Papstes und alle Auktorität Pole's als eines päpstlichen Legaten, vollständig ablehne. Und um nicht blos mit Worten, sondern auch mit der That gegen diese schriftwidrige Auktorität sich zu verwahren, habe er seinen Hut aufgesetzt; der wurde ihm auf Befehl des Bischofs durch einen

1) Prediger John Rogers war am 4. Febr. 1555 in London verbrannt worden.

Pedell der Universität abgenommen. Nun ermahnte ihn der Bischof, er möge doch widerrufen und in den Schooß der römischen Kirche zurückkehren. Allein Ridley erklärte in ausführlicher, ebenso bibelfester als gelehrter Rede, daß er dies nicht thun werde, denn die römische Kirche sei zwar eine Mutter anderer Kirchen, nicht aber das Oberhaupt aller übrigen Kirchen. Hieran knüpfte sich eine weitere Streitunterredung über den Begriff der Kirche und die Auktorität der römischen Kirche. Dann wurden ihm 5 Sätze vorgelesen, worin seine angeblichen Irrlehren in Betreff der Messe formulirt waren. Man wollte seine Erklärung darüber entgegennehmen, und diese gab er denn mit aller Klarheit und Entschlossenheit zu Protokoll. Hierauf entließ man ihn, doch sollte er seine Ansichten schriftlich aufsetzen dürfen. Tags darauf, den 1. October 1555, wurde er in die Marienkirche geführt vor die Bischöfe als Commissare, während die ganze Universität und Bürgerschaft zugegen war. Ridley beharrte auf seinen gestrigen Erklärungen, und begnügte sich damit, seine zu Hause niedergeschriebene Antwort auf die vorgelegten Fragen zu überreichen. Dann hielt Bischof White von Lincoln eine Ansprache, worin er Ridley ermahnte, sich nicht auf seinen eigenen Verstand zu verlassen, sondern sich der Auktorität zu unterwerfen. Ridley aber versicherte, daß er in keiner Weise seinem eigenen Verstand vertraue; allein er sei vollständig überzeugt, die Religion, die er vertheidige, sei auf Gottes Wort gegründet, und deshalb könne er ohne Beleidigung Gottes und großen Schaden seiner Seele seinen Meister und Herrn nicht verlassen; man möge ihm doch, einer gestrigen Zusage gemäß, gestatten auseinanderzusetzen, warum er gewissenhalber die Auktorität des Papstes nicht zugeben könne. Der Bischof von Lincoln erwiderte, Ridley habe damals gebeten, nur drei Worte sprechen zu dürfen; er wolle ihm erlauben, 40 Worte zu sagen. Ridley fing nun an zu sprechen; aber kaum hatte er einen halben Satz geredet, als die beisitzenden Bischöfe riefen, die Zahl sei schon voll; und so wurde ihm Schweigen auferlegt. Jetzt sprach der Bischof von Lincoln: Ich sehe wohl, Herr Ridley, Ihr laßt uns nicht bei demjenigen Theil unseres Auftrags stehen bleiben, der uns so gar erwünscht gewesen wäre; Gott ist mein Zeuge, es ist mir leid um Euch! Darauf antwortete Ridley: „Ich glaube es gern, mein Lord; denn es wird eines Tages schwer auf Eurer Seele lasten!“ Nein! nicht so — erwiderte der Bischof — sondern es thut mir leid, solche Hartnäckigkeit bei Euch zu sehen. Aber da es nun einmal so steht, so müssen wir zu dem andern

Theil unſeres Auftrags ſchreiten. So höret denn!“ Und nun las er das Urtheil vor, durch welches Ridley für einen Ketzer erklärt, und verurtheilt wurde, der biſchöflichen Würde und jeder kirchlichen Weihe entkleidet, excommunicirt, und zur Vollziehung gehöriger Strafe an die weltliche Macht ausgeliefert zu werden.

Hierauf wurde Ridley wieder in ſeine Haft abgeführt. Nun ſah er dem Ende, deſſen Bevorſtehen ſchon ſeit vollen zwei Jahren ihm klar vor der Seele ſtand, in allernächſter Zeit entgegen. Er benützte die ihm gewährte Friſt, um allen Freunden und Glaubensgenoſſen noch die letzten Abſchiedsgrüße und Ermahnungen zu ſagen. In dieſe Zeit fällt ohne Zweifel auch die Abfaſſung jenes großen und herrlichen Schreibens, welches wir ſchon von vorn herein als eine Art Selbſtbiographie benützt haben. Dieſes Abſchiedsſchreiben beginnt folgendermaßen: „Wenn ein Mann eine weite Reiſe vor hat und von ſeinen vertrauten Freunden ſcheiden will, ſo wünſcht er natürlich, vor der Abreiſe ſeinen Freunden Lebewohl zu ſagen. So wünſche auch ich, der ich jetzt täglich meiner Abberufung von euch, ihr herzlich geliebten Brüder und Schweſtern in unſerm Heiland, entgegenſehe, euch allen, ſo gut ich jetzt eben kann, Lebewohl zu ſagen.“ Und nun ſagt er zuerſt ſeinen Verwandten Lebewohl. Allen ſpendet er Dank, Troſt, Ermahnung, Warnung, je nach den Umſtänden. Dann verabſchiedet er ſich von allen ſeinen Landsleuten, ſtellt ihnen den jüngſt eingetretenen Wechſel klar vor die Seele, und ermahnt ſie zur Treue gegen das Evangelium, und zu ritterlichem Kampfe für die Wahrheit. In einer ſpäter geſchriebenen Fortſetzung ſagt er der Univerſität Cambridge, dann ſeiner erſten Pfarrgemeinde, Herne in Kent, der Kathedrale von Canterbury, ſeinem erſten Biſchofsſitz, Rocheſter, dann dem Bisthum London Lebewohl. Erſchütternd iſt ſeine Anſprache an den „gottloſen und blutigen Stuhl“ von London (unter Biſchof Bonner), dem er weiſſagend ein Wehe! zuruft, ſtatt eines Lebewohls. Deſto freundlicher und tröſtlicher redet er zu den „ſtill trauernden Seelen“ in der Hauptſtadt und zu den wackern gottesfürchtigen Bürgern, Aldermännern und Mayors, unter denen er mehrere mit Namen nennt und dankbar rühmt. Endlich gedenkt er des Umſtandes, daß er als Biſchof Mitglied des Oberhauſes geweſen iſt, und wendet ſich demgemäß an die weltlichen Lords des Reichs, macht ſie verantwortlich für die Begünſtigung Roms und ſeiner „antichriſtlichen“ Geſetze und hält ihnen die Rechenſchaft vor, welche ſie dem ewigen Richter unausbleiblich ablegen würden. — Nicht minder beweglich iſt ein zweiter Ab-

schiedsbrief, gerichtet an alle diejenigen, „welche um des Evangeliums Christi willen gefangen oder des Landes verwiesen sind;“ ein geistvolles Schreiben, voll Freudigkeit und Heldenmuth angesichts des Todes um Christi willen.

Am 1. Oktober 1555 war das Urtheil gesprochen worden; 14 Tage darauf, am 15. Oktober, erschien Dr. Brookes, Bischof von Glouceſter, der damals als Commissar fungirt hatte, mit dem Vicekanzler von Oxford und einigen andern Häuptern der Universität, in dem Hause des Mayors der Stadt, Irish, wo Dr. Ridley sich in Haft befand. Der Commissar trug ihm noch einmal Namens der Königin Begnadigung an, falls er widerrufen und den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte. Diese Zumuthung wies Ridley kurz und bündig ab. Da schritt der Bischof dazu, ihn seiner priesterlichen Würde zu entkleiden, denn Bischof sei er schon nicht mehr. Und da Ridley sich beharrlich weigerte, das Chorhemd und die übrigen Meßgewänder anzulegen, so wurden ihm diese Gewänder von Andern umgehängt, unter beständigen Auslassungen Ridley's über diese „thörichte Tracht“. Als ihm hierauf ein Stück um das andere unter den üblichen Formeln abgenommen wurde, redete er immer dagegen, z. B. da sie ihm ein Buch in die Hand gaben, und dabei vorlasen: „wir nehmen dir das Amt der Predigt des Evangeliums“ u. s. w., antwortete er mit einem tiefen Seufzer und einem Blick zum Himmel: „O Herr Gott, vergieb ihnen diese Gottlosigkeit.“ Als die Ceremonie vorüber war, und Dr. Brookes ihm kein Wort mehr gestatten wollte, sagte Ridley: „was bleibt mir übrig, da ihr mich nicht hören wollt, als Geduld? So befehle ich denn die Sache meinem himmlischen Vater; der wird bessern, was übel gethan ist, sobald es ihm gefällt.“ Doch übernahm es der Bischof, ein Gnadengesuch Ridley's der Königin vorzulegen, worin er für mehrere Pächter von Grundstücken des Londoner Bisthums, mit denen er Verträge abgeschlossen hatte, sich verwendete; unter diesen Pächtern befand sich sein eigener Schwager. Hierauf rief Dr. Brookes die Gerichtsdiener, und übergab ihnen Ridley mit dem Befehl, ihn mit Niemand verkehren zu lassen, und ihn, nach erhaltener Weisung zum Hinrichtungsplatz zu bringen. Da brach Ridley in die Worte aus: „Gott, ich danke dir, und zu deinem Preise sei es gesagt, daß Keiner von euch allen mir irgend ein Vergehen zur Last legen kann!“ Brookes entgegnete, er spiele den stolzen Pharisäer und erhebe sich selbst. Darauf Ridley: „Nein, nein, nein! Wie gesagt, zu Gottes Ehre sei es geredet! Ich bekenne, daß ich ein

armer elender Sünder bin, der Gottes Hülfe und Erbarmung recht nöthig hat, und täglich darum bittet und ruft; deswegen bitte ich euch, habt keine solche Meinung von mir!" Und so gingen die Gegner hinweg.

Den nächsten Tag sollte er den schrecklichen Feuertod erleiden. Aber er sah demselben nicht blos gelassen, sondern sogar freudig entgegen. Beim Abendessen war er so heiter gestimmt wie nur je in seinem Leben. Er lud seine Wirthin, Frau Irish, und alle andern, die mit ihm am Tische saßen auf den morgenden Tag „zu seiner Hochzeit" ein. Als er vom Tische aufstand, erbot sich sein Schwager, die ganze Nacht bei ihm zu wachen. Ridley aber erwiderte: „Nein, nein, das sollst du nicht! Denn ich habe im Sinn, zu Bette zu gehen, und, so Gott will, so ruhig zu schlafen, als je in meinem Leben." Am 16. Oktober 1555 wurden Ridley und Latimer nach dem dazu bestimmten Platze geführt. Es war an der Nordseite von Oxford, in einem Stadtgraben, Balliol-college gegenüber. Ridley ging zwischen dem Mayor und einem Aldermann der Stadt. Als man in die Nähe des Gefängnisses Bocardo kam, blickte Ridley zu den Fenstern auf, wo Cranmer gefangen saß, konnte aber seiner nicht ansichtig werden, weil er in diesem Augenblick von dem spanischen Mönch Pedro de Soto in eine Disputation verwickelt wurde. Dafür erblickte er seinen Freund Latimer, der in einiger Entfernung hinter ihm drein geführt wurde. Ridley rief ihm zu: „O, seid ihr auch da?" Latimer erwiderte: „Ja wohl, ich folge euch, so schnell ich kann!" Sobald Ridley auf dem Platz angekommen war, hob er mit eifriger Geberde beide Hände empor und schaute gen Himmel. Und da kurz darauf Latimer heranschritt, lief er mit wunderbar heiterer Miene ihm entgegen, umarmte und küßte ihn mit den Worten: „Seid gutes Muths, mein Bruder! Gott wird entweder die Wuth der Flamme lindern, oder uns stärken, sie zu ertragen." Nun ging er auf den Pfahl zu, kniete daran nieder, küßte ihn und betete inbrünstig, was auch Latimer that; dann standen sie auf und redeten einen Augenblick mit einander. Ueblichermaßen ging der Verbrennung eine Predigt vorher; diese hielt derselbe Dr. Smith, der am 17. April 1554 mit Ridley disputirt hatte, über den Text: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe, und hätte, der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze", 1. Cor. 13, 3. Die Predigt, so kurz sie war, strotzte doch von Schmähungen gegen die beiden Märtyrer als Ketzer, und ermahnte sie selbst zum Widerruf. Bei jeder Stelle dieser Art erhoben sie Augen und

Hände zum Himmel, als riefen sie Gott zum Zeugen für die Wahrheit an. Als die Predigt aus war, bat Ridley nebst Latimer knieend den Commandirenden Lord Williams, den Vicekanzler Marshal und die andern Commissare, einige Worte erwidern zu dürfen. Dies wollte man ihm aber einzig nur unter der Bedingung gestatten, daß er widerrufe. „Gut, antwortete Ridley, so lange noch ein Odem in meinem Leibe ist, werde ich meinen Herrn Christum und seine erkannte Wahrheit nie verleugnen. Gottes Wille geschehe an mir!" Hiermit stand er auf und rief laut: „Wohlan denn, so befehle ich unsere Sache dem allmächtigen Gott, der Alle ohne Ansehen der Person richten wird!" Sofort wurde Befehl ertheilt, daß sie sich bereit machen sollten. Ridley gab Rock und Kragen seinem Schwager Shipside; sonstige Kleinigkeiten theilte er an theilnehmende Personen unter den Umstehenden aus; wer auch nur ein kleines Fleckchen oder einen Knopf von seinen Kleidern erlangen konnte, schätzte sich glücklich. Sobald er sich bis auf das Hemd entkleidet hatte, trat er auf einen Stein neben dem Pfahl, hob seine Hand auf und betete: „O himmlischer Vater, ich danke dir von ganzem Herzen, daß du mich berufen hast, dein Bekenner bis zum Tode zu sein! Ich bitte dich, Herr Gott, erbarme dich dieses Königreichs England, und erlöse es von allen seinen Feinden!" Dann wurde er nebst Latimer mit einer Kette an den Pfahl angeschmiedet. Hierauf brachte ihm sein Schwager ein Säckchen, das er ihm um den Hals binden wollte. Ridley fragte, was es sei; und als er hörte, es sei Schießpulver, erwiderte er: „Ich nehme es als von Gott gesendet an; aber wenn du noch mehr hast, so bring' es meinem Bruder (Latimer), aber schnell, damit du nicht zu spät kommest." Inzwischen wendete sich Ridley an Lord Williams mit der Bitte um Verwendung für seine Schwester und die anderen Pächter von bischöflichen Gütern, für die er das Gesuch an die Königin verfaßt hatte, und bezeugte zugleich, es gebe sonst nichts in der Welt, was sein Gewissen beunruhige. So sehr war seine Seele bis zum letzten Hauch nur mit dem Wohl Anderer beschäftigt. Jetzt brachte man ein brennendes Reisbüschel, und legte es zu Ridley's Füßen nieder, worauf Latimer ihm sagte: „Seid getrost, Herr Ridley, und seid ein Mann! wir werden heute mit Gottes Gnade ein Licht in England anzünden, das, wie ich zuversichtlich hoffe, nicht wieder ausgelöscht werden wird!" Als nun das Feuer gegen ihn aufloderte, rief Ridley mit außerordentlich lauter Stimme: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum: Domine, recipe spiritum meum!

Das letztere wiederholte er noch mehrmals englisch: „Herr, nimm meinen Geist auf!“ Latimer starb nach kurzer Todespein. Desto länger dauerte Ridley's Qual, weil die Flammen zu langsam an ihn gelangten, und seine Füße verbrannten, ehe der Oberleib vom Feuer berührt wurde. Daher rief er bald die Gebetsworte: „Herr, erbarme dich meiner!“ bald die Bitte an die Gerichtsdiener: „laßt doch das Feuer an mich kommen, ich kann so nicht verbrennen!“ Endlich half ein Diener nach, so daß das Feuer hell aufflammte, auch das Schießpulver entzündete; und hierauf sank der Märtyrer zusammen; sein Oberleib fiel zu Latimer's Füßen nieder. Hunderte von Zuschauern ergossen sich in die bittersten Thränen, als sie den qualvollen Tod Ridley's schauten und Männer von so viel Wissenschaft, Frömmigkeit, Tugend und Würde vom Feuer verzehrt sahen. Aber dieses Feuer war in der That ein Licht, für England angezündet, das nicht mehr zu löschen war.

Vor nunmehr 25 Jahren wurde gegenüber dem Platz, wo am 16. Oktober 1555 Ridley und Latimer, fünf Monate später, am 21. März 1556, Cranmer verbrannt worden, ein würdiges „Märtyrer-Denkmal“ errichtet. Aber jeder treue evangelische Christ schuldet Männern wie Ridley dankbares Andenken. „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“

Gotthard Lechler in Leipzig.

---

14. Giovanni Luigi Pasquali.

9. September.

Ein erhebendes Beispiel von Glaubenstreue und Leidensmuth giebt uns der letzte Prediger der Waldenser in Calabrien, dessen Lebensbild wir hier zeichnen wollen.

Giovanni Luigi Pasquali ward um das Jahr 1530 in Coni[1]) von angesehenen Eltern, die zur römischen Kirche sich bekannten, geboren. In seiner Jugend widmete er sich dem militärischen Berufe und kam als junger Offizier nach Nizza, wo er mit evangelischen Christen in Berührung kam. Bald erwachte durch den Umgang mit denselben in seiner Seele eine solche Meinung für die evangelische Wahrheit, daß er dem Kriegsdienste ent-

1) Eine Festung Piemonts.

ſagte und ſich nach Genf begab, wo, wie er vernahm, das reine Evangelium öffentlich nicht allein in franzöſiſcher, ſondern auch in italieniſcher, ſpaniſcher und engliſcher Sprache damals verkündiget wurde. Mit großer Lern- und Heilsbegierde wohnte er hier ſowohl den Vorleſungen über die chriſtliche Lehre als den evangeliſchen Predigten bei, und bald erwachte in ihm der Wunſch, ſelbſt ein Verkündiger der Wahrheit unter ſeinen Landsleuten zu werden. Zur Bethätigung deſſelben ließ er zunächſt die heilige Schrift, ſowie kleine evangeliſche Schriften ins Italieniſche überſetzen und auf eigene Koſten drucken und in Piemont und Italien verbreiten. Da er ſich für den Beruf eines evangeliſchen Geiſtlichen entſchieden, begab er ſich zu ſeiner weitern Ausbildung mit anderen piemonteſiſchen Studirenden nach der Akademie von Lauſanne, an der neben Piere Viret und anderen Gelehrten damals auch der berühmte Piemonteſe Lelio Secondo Curioni lehrte. Nachdem Pasquali hier ein paar Jahre verweilt, erhielt er durch Vermittlung des Presbyteriums der italieniſchen Gemeinde in Genf den Ruf zum Prediger und Seelſorger der waldenſiſchen Gemeinden San Xiſto und Guardia in Calabrien[1]). Obgleich die Annahme dieſer Stelle zu einer Zeit (1557), da die Inquiſition in Italien mit Feuer und Schwert gegen jede Aeußerung einer evangeliſchen Geſinnung wüthete, für Pasquali mit großen Gefahren verbunden war, trug er doch für ſich keinen Augenblick Bedenken, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu geben; aber eine zarte Pflicht verband ihn, die Einwilligung noch einer andern Perſon abzuwarten, bevor er die ſo wichtige Entſcheidung treffe.

1) Wir ſchreiben San Xiſto ſtatt San Siſto nach dem Vorgange der beſſeren Geſchichtsſchreiber, namentlich auch eines Jul. Bonet. — Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts beſtand die waldenſiſche Colonie in Calabrien, die in Folge mit den adelichen Grundbeſitzern abgeſchloſſener und vom Könige von Neapel beſtätigter Verträge das Recht beſaß, gegen Entrichtung eines Grundzinſes an die Beſitzer und des Zehnten an die Geiſtlichen der römiſchen Kirche — „unabhängige Gemeinden zu bilden und ihren Gottesdienſt in der Stille durch Geiſtliche ihres Glaubens beſorgen zu laſſen.“ Die Synode der piemonteſiſchen Thäler unterhielt ihre Verbindung mit dieſer Colonie durch Zuſendung von Geiſtlichen „Barben“, die ſie ordinirte und die alle zwei Jahre wechſelten und auf ihren Hin- und Herreiſen die in Italien zerſtreuten Glaubensbrüder beſuchten und ſie mit der reinen Lehre erbauten. In kurzer Zeit hatte die Colonie eine Wildniß in ein ſehr fruchtbares Gefilde verwandelt. Daher beſchwichtigten auch die adelichen Grundbeſitzer das Geſchrei der römiſchen Geiſtlichkeit über Ketzerei, weil die Coloniſten ſie nicht als ihre Seelſorger annehmen wollten.

Zwei Tage nämlich, bevor dieser Ruf an ihn gelangte, hatte sich Pasquali mit Camilla Guarina, einer edlen evangelischen Jungfrau aus Piemont verlobt. Weil diese nun fromm und gottesfürchtig war, erkannte sie in dem ihrem Verlobten gewordenen Rufe den Willen Gottes, dem man ohne Widerstreben folgen solle. Die Verlobten gingen zunächst nach Genf, wo Pasquali in der Vorahnung dessen, was ihm in Calabrien begegnete, sein Testament niederschrieb und dasselbe dem Marchese di Vico, Galeazzo Caraccioli[1]), in Verwahrung gab. Nachdem sich Luigi von seiner Camilla und von seinen evangelischen Freunden verabschiedet, begab er sich in Gesellschaft eines andern Geistlichen, Giacomo Bovetti[2]) und zweier Schulmeister auf den Weg nach Calabrien. Hier begann er sofort mit dem Feuer der ersten Liebe seine Wirksamkeit und gewann in kurzer Zeit die Liebe und Achtung des größeren und besseren Theiles seiner Gemeinden. Aber Andere fühlten sich durch die christliche Entschiedenheit, die er selbst in seinem Leben und Wirken bewies und auch von seinen Pfarrkindern forderte, tief verletzt. Wie anderswo hatten auch mehrere Waldenser in Calabrien theils aus angeborener menschlicher Schwäche, theils um den Verkehr mit den benachbarten Mitgliedern der päpstlichen Kirche zu ermöglichen, sich bequemt, die Messe zu besuchen und die römischen Ceremonien zu beobachten. Mit dem entschiedenen Ernste eines Schülers Calvins und Virets rügte Pasquali diese Heuchelei und dieses Ziehen am fremden Joche mit den Ungläubigen. Die Getadelten fühlten sich gekränkt und waren eben so unzufrieden mit dem neuen Prediger als ihre päpstlichen Nachbarn, welche unter Zähneknirschen schrien, man müsse denselben sammt seinem ganzen Anhange ausrotten. Diese Vorgänge lenkten wieder die Aufmerksamkeit der Landesobrigkeit, sowie der höheren römischen Geistlichkeit in sehr bedenklicher Weise auf die waldensische Colonie, zumahl gerade jetzt (1559) die Inquisition ihre furchtbare Siegesfeier über die evangelische Regung in Italien hielt. Der Marchese Salvator di Spinello, auf dessen Gütern die Waldenser wohnten, suchte die drohende Gefahr von der Colonie, welche seine Einkünfte immermehr steigerte, abzulenken und allein auf den neuen Pastor und auf seine Gefährten hinzu-

1) Dieser edle Neapolitaner war durch eine Vorlesung Peter Martyrs für die evangelische Wahrheit gewonnen worden und verließ um ihretwillen die glänzendsten Verhältnisse in Neapel, um in Genf seiner Ueberzeugung gemäß leben zu können.

2) Bovetti erlitt 1560 in Messina den Märtyrertod.

leiten. Zu diesem Ende beschied er denselben sammt den Vorstehern der waldensischen Colonie nach Foscalda vor sich, um sie über die Neuerung zu verhören. Hier ward von einem Vertrauten Spinello's dem Pasquali der Rath ertheilt, sich so schnell als möglich heimlich zu entfernen, indem ihm sonst eine große Gefahr drohe. Aber der feurige Prediger des Evangeliums wollte von diesem Rathe menschlicher Klugheit nichts wissen, sondern war freudig bereit vor dem Markgrafen von seinem Glauben Zeugniß abzulegen und auch für denselben zu leiden und zu sterben. Nachdem Spinello die Vorgeladenen nur wenige Minuten verhört hatte, entließ er die waldensischen Vorsteher; hingegen befahl er den Pasquali und den Marcus Uscegli[1]), sowie den alten waldensischen Pastor an Händen und Füßen zu fesseln und sie in ein tiefes, finsteres Gefängniß zu werfen. Damit glaubte der Markgraf wohl die Gefahr von der Colonie abgelenkt und seine durch den Fleiß der Colonisten sich immer steigernden Einkünfte auch für die Zukunft gesichert zu haben; aber er mochte bald erfahren, daß er sich getäuscht habe. Die römische Kirche wollte auch hier ihre gewohnte blutige Aernte halten. Zunächst kam der Generalvicar von Cosenza als dazu verordneter päpstlicher Legat nach Foscalda, um die Gefangenen zu verhören. Nachdem derselbe eine reichliche Mahlzeit genossen und dabei sechs große Becher feurigen Weines getrunken, begann er mit Pasquali das Verhör, dem wir ein paar Fragen und Antworten entlehnen wollen. Generalvicar: „Woher bist Du?" Pasquali: „Aus Piemont." Gv.: „Weißt Du sonst nichts Besseres zu thun, als hierher zu kommen und die armen einfältigen Leute von Guardia zu verführen?" Pq.: „Wenn der Herr Jesus ein Verführer ist, so habe ich sie auch verführt, sonst nicht, denn ich habe sie nur das gelehrt, was ich in seiner Schule gelernt habe." Gv.: „Wo ist diese Schule?" Pq.: „In Genf, sowie an allen anderen Orten, wo das Evangelium rein geprediget wird." Gv.: „Demnach ist die Kirche zu Genf nur die wahre Kirche?" Pq.: „Die Kirche Christi ist überall, wo man an ihn glaubt. Sie ist nach der Beschreibung Christi arm, verachtet und verfolgt von der Welt und gerade das Gegentheil von der römischen Kirche, die reich, stattlich

1) Marcus Uscegli, auch Marchetto genannt, war einer jener beiden Schulmeister, die mit Pasquali von Genf nach Calabrien gekommen waren. Er war sein Gefährte bis zum Tode, den sie in Rom mit einander erlitten.

und herrlich ist in der Welt. Wo hat euch Petrus befohlen, die Christen zu verfolgen? Oder hat der Herr Christus befohlen, Reichthümer an euch zu reißen und dabei seine armen Schäflein mit Feuer und Schwert zu verfolgen und zu morden?" Gv.: „Glaubst Du an den Papst?" Pq.: „Mein Glaubensbekenntniß weist mich an, daß ich an Gott, den allmächtigen Vater, nicht aber an den Papst glaube." Gv.: „Wie lange hast Du nicht mehr gebeichtet?" Pq.: „Ich habe noch heute meine Sünden Gott bekannt, vor der Ohrenbeichte aber wie vor der Messe soll mich Gott bewahren, denn ich halte sie für gottlos, schändlich, ja für teuflisch." — Hier wandte sich der Generalvicar gegen seinen Gefährten und sagte: „Ich kann ihn nicht weiter verhören; denn jede Antwort, die er mir giebt, verdiente, daß er dreißigmal verbrannt würde." Dem Gefängnißwärter befahl er: „den Menschen ja gut zu verwahren und ihm des Tages nur einmal etwas Brod und Wasser zukommen zu lassen." Diese Weisung wurde genau befolgt und so mußten die armen Gefangenen acht Monate lang im Gefängniß von Foscalda schmachten, ohne daß ihnen vergönnt worden wäre, auch nur mit einem befreundeten Menschen zu sprechen. Aber der Herr stärkte sie so, daß sie auch in dieser traurigen Lage freudigen Muthes blieben und Psalmen sangen und dem Herrn dankten, daß er sie gewürdiget habe, um seines Namens willen zu leiden.

Während die treuen Hirten hier im Gefängnisse schmachteten, sollten ihre Heerden durch eine echt römische List zum Abfalle vom Glauben der Väter verleitet werden. Der Commissarius der Inquisition in Rom, der Cardinal von Alessandria, jener furchtbare Ghislieri[1]), der ganz Italien von den rhätischen Alpen bis Sicilien durch seine Härte gegen jede evangelische Regung mit Schrecken erfüllte, hatte auch die Bekehrung oder den Untergang der waldensischen Colonie beschlossen. Zunächst versuchten zwei Mönche, die zu dem Ende nach San Xisto gesandt worden, die Waldenser daselbst durch allerlei Versprechungen zum Besuche der Messe zu bewegen; aber sie erreichten nicht ihren Zweck. Die Mönche gingen in die Kirche und ließen die Glocke läuten; die Waldenser aber verließen in großer Menge das Dorf und zogen sich in die Wälder zurück. — In Guardia ließen die Mönche

1) Der später als Pius V. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war aus Bosco unfern Alessandria gebürtig, daher er der Cardinal von Alessandria heißt.

nach ihrem Eintritte in die Stadt die Thore schließen und hierauf logen sie den Bürgern vor, die Bewohner von San Xisto seien sämmtlich zur Messe gegangen und haben ihrem Irrglauben entsagt. Durch diese Lüge getäuscht, ließen sich die Bürger von Guardia bewegen, die Messe zu besuchen. Aber als sie erfuhren, daß sie hintergangen worden, ergriffen sie in ihrer Entrüstung die Waffen zum Schutze des väterlichen Glaubens und gaben dadurch Veranlassung zu kriegerischen Maßnahmen, die zu ihrem Untergange ergriffen wurden. So ward die Heerde mit den Hirten gequält und dem Untergange geweiht.

Inzwischen wurden Pasquali und seine Gefährten von Foscalda nach Cosenza den 20. Januar 1560 abgeführt, hier wieder in ein tiefes finsteres Gefängniß geworfen und da je zwei und zwei so fest an einander gefesselt, daß Keiner ohne den Andern auch nur sich regen konnte. Der Gefängnißwärter, der dem Pasquali sein Camisol, ein Hemd und ein Paar Schuhe stahl, überhäufte sie noch mit Schmähungen: „Ihr heillose Hunde und Verräther, Feinde Christi und des Menschengeschlechts!“ Nachdem die Gefangenen siebenzehn Tage in diesem Gefängnisse geschmachtet, wurden sie am 7. Februar auf das Schloß geführt, wo ihnen der menschlich fühlende spanische Offizier die Fesseln abnehmen und ein anständiges, geräumiges Gemach einräumen ließ. Solches geschah auf Verwendung ihrer christlichen Freunde von San Xisto und Guardia, denen von nun an Zutritt zu den Gefangenen gewährt wurde, so daß sie dieselben auch mit Lebensmitteln und Geld reichlich versorgten. Hingegen ward Pasquali schmerzlich berührt durch die Nachrichten von den Vorgängen in San Xisto und Guardia, die wir oben angedeutet haben. „Wenn ich gewußt hätte, schrieb er aus seinem Gefängnisse an sie, was die von Guardia beginnen wollten (woraus eine so große Verwirrung entstanden), so hätte ich ihnen gerathen, das zwanzigste Capitel der christlichen Unterweisung von Calvin zu lesen, aus dem sie vernommen, daß Christen nicht so handeln sollen. Ich muß in ihrer Handlungsweise das gerechte Gericht Gottes erkennen, der, wenn er strafen will, guten Rath hinwegnimmt und die Weisen zu Narren werden läßt. Es scheint auch, daß der Herr mich nur zu dem Zweck zu euch gesandt, daß Vieler Heuchelei und Verdammniß offenbar werde. Die Meuterei von Guardia erfüllt mich Betrübniß und Kummer; denn durch solche Undankbarkeit wird Gott zum Zorne gereizt. Darum ist es nicht zu verwundern, daß Gott nach seinem gerechten Gerichte diejenigen, die er ihnen zum Troste gesandt, zu Werkzeugen

ihrer Trübsal gebraucht, denn wer den Segen Gottes verwirft, der wird billig von seinem Fluche betroffen." Während Pasquali den Aufruhr strenge tadelt, ertheilt er den Gläubigen von San Xisto und Guardia väterliche Rathschläge in Bezug auf ihr Verhalten beim drohenden Sturme der Verfolgung: „Die Christen sind nicht alle einander gleich, dieweil der Herr die Gaben nach seinem Wohlgefallen verschieden vertheilt hat. Denjenigen, welche sich nicht stark genug fühlen, um Christi willen den Tod zu leiden, rathe ich, daß sie sich bei Zeiten nach einem Orte flüchten, wo sie mit unverletztem Gewissen dem Herrn dienen dürfen: denn die Flucht ist wohl erlaubt, aber seine Kniee vor Baal zu beugen ist bei Strafe der ewigen Verdammniß verboten. Als Abraham die Verheißung der Kindschaft empfangen hatte, ward ihm sofort von Gott befohlen, sein Vaterland, seine Freundschaft und sein väterliches Haus zu verlassen. Folget seinem Beispiele, so werdet ihr auch seine Mitgenossen sein und werdet nicht allein das Himmelreich einst ererben, sondern es hier auf Erden schon besitzen, wenn ihr gleich nur Pilgrime und Wanderer sein müsset." Uebrigens ermuntert er sie auch: „Gott ist getreu und wird sein Werk unter euch nicht unvollendet sein lassen, noch zugeben, daß Satan ihm die raube, die er zu seinen Kindern erklärt und dem Herrn Jesu übergeben hat. Es genüge euch, daß eure Seligkeit in der Hand Jesu Christi verwahrt ist, der noch niemals einen Soldaten verloren hat, wenn er sie auch täglich im Kampfe übet." Zart und innig sind namentlich die Briefe an seine Verlobte, denen wir ein paar Stellen entlehnen wollen: „Ich habe mit Freuden vernommen, daß du dich mit christlicher Geduld in den Willen Gottes, dem du dich geopfert und geweiht, ergebest. Der Herr Jesus Christus wolle von nun an dein Bräutigam sein und dich mit allem Nothwendigen versehen ... Gräme dich nicht, daß du eine Zeit lang ohne mich auf Erden weilen mußt, sondern freue dich in der zuversichtlichen Hoffnung, daß du mir in den Himmel nachfolgen werdest... Tröste dich in Jesu Christo und laß dir die drei Bitten des „Unser Vater" tief eingeprägt sein. Lies oft zur Erinnerung an mich den 34. Psalm, sowie die ganze heilige Schrift. Gehe fleißig zur Predigt, besuche die Kranken und pflege sie mit Geduld und Liebe, tröste die Angefochtenen und Betrübten nach deinem Vermögen. Sei eifrig im Gebete und befleißige dich, daß dein Leben ein Spiegel der reinen christlichen Lehre sei. Ich empfehle dir und allen Mitbrüdern die armen flüchtigen Christen, und bitte euch, sie aus christlicher Liebe aufzunehmen und in ihren Lei-

den zu trösten. Grüße mir auch meine Studiengenossen in Genf, und sie sollen ihre Sicheln schärfen und sie bereit halten, dieweil die Aernte groß ist, der treuen Arbeiter aber wenige."

Wie Pasquali schon gegen seine Verlobte sich äußerte, erwartete er für sich keine andere Erlösung aus seiner Gefangenschaft als durch den Märtyrertod, und so bereitete er sich auf denselben mit großer christlicher Fassung vor: „Vor meiner Gefangennehmung habe ich mich oft gegrämt und bin darob ganz kleinmüthig geworden, daß ich in meinem Herzen nicht den Trost fand, den, wie die Märtyrergeschichte lehrt, Andere schon empfunden haben; aber als auch für mich die rechte Zeit erschienen, hat mir Gott nicht daran fehlen lassen, sondern aus Gnade in einem so überschwenglichen Maße das verliehen, warum ich gebeten, daß ich Ihm nicht genug dafür zu danken vermag ... Ja, ich empfinde in meinem Herzen eine unaussprechliche Freude und Wonne, je näher die Stunde heranrückt, daß ich dem Herrn Jesu Christo geopfert werden soll. Jetzt trage ich ein wahres Verlangen nach dem Tode, damit die Kirche Gottes durch uns erbaut werde. Hat schon die geringe Beständigkeit, die uns der Herr verliehen, Jesum Christum während unserer Gefangenschaft zu bekennen, einen so heilsamen Eindruck auf alle Menschen in unserer Umgebung gemacht, daß sie ein Verlangen tragen, die Gewißheit dieser neuen Lehre d. i. des Evangelii zu erfahren, was wird erst geschehen, wenn Gott uns würdiget, dieselbe mit unserem Blute zu besiegeln? Ueberdies fühle ich mich so ungeschickt in Bezug auf meinen Predigerberuf, daß ich nie so viel wirken würde, wenn mir schon vergönnt wäre, noch länger das Evangelium zu predigen. Zwar lassen die Wunder, die Gott in letzter Zeit durch mich gewirkt, einige Hoffnung übrig, daß ich auch künftig Ihm treulich dienen würde; sintemal Er, der mir ein geneigtes Herz und guten Willen verliehen, leicht machen kann, daß die Steine reden und Kinder ihn bekennen, wenn die Pharisäer und Schriftgelehrten ihn verleugnen." Tief gerührt war Pasquali durch die Liebe und Dienstleistung, die den Gefangenen von Seite der Gläubigen von San Xisto und Guardia gewährt wurde. „Die Brüder von San Xisto und Guardia erfreuen uns durch ihre Liebe dermaßen, daß ich auch mit Paulo sagen könnte: Wenn es möglich gewesen, so hätten sie selbst uns ihre Augen mitgetheilt. Wir erfahren nun in Wahrheit die Erfüllung der Verheißung des Herrn: Wer Vater und Mutter, Brüder, Schwestern und Güter um meines Namens willen verläßt, der wird hundertfältig empfangen in dieser Welt und nachher das ewige

Leben. Ihre Güte beschämt uns, da sie uns mit Allem über Bedürfniß versehen. Andere Christen leiden Noth bei dieser Theuerung, während wir nicht allein Brod, sondern auch andere Speise in Fülle haben. Ja, ich habe nie mehr Brüder und Schwestern und größere Reichthümer besessen als jetzt, bin auch in meinem Herrn nie fröhlicher gewesen. Nur wünschen wir bald zu sterben, damit wir euch nicht länger zur Last fallen." Nachdem wir unter dem Lichte, welches uns diese Briefstellen gewähren, einen Blick in das Herz dieses treuen Dieners Christi gethan, wollen wir die weiteren Schicksale der Gefangenen an der Hand der Geschichte betrachten. Nach ihrer Ankunft in Cosenza wurden die mit ihnen in Foscalda aufgenommenen Verhöre ihnen vorgelesen und die dort gemachten Aussagen von ihnen bestätiget. Mit Pasquali und Marchetto befanden sich noch zwei Waldenser, Francisco und Ludovico, welche durch Drohungen und trügerische Verheißungen, die ihnen der Auditor vom heiligen Kreuze beim Verhöre machte, sich zum Widerrufe der von ihnen bekannten evangelischen Lehre bestimmen ließen. Dessenungeachtet wurden sie noch hart gefoltert und hierauf mit den Anderen im Gefängnisse verwahrt. Ihre Leiden in Folge der erlittenen Folter sowie der Gewissensbisse, die sie über den Widerruf empfanden, waren schrecklich, so daß sie Pasquali der Fürbitte der Gemeinde dringend empfiehlt, damit sie sich von dem schweren Falle wieder erheben möchten. Auch Marchetto, der standhaft beim Bekenntnisse der evangelischen Wahrheit verharrte, wurde gefoltert, hingegen bewahrte der Herr aus besonderer Gnade den Pasquali vor dieser Qual, obgleich er stets die größte Standhaftigkeit zeigte und die Folter ihm unter rohem Hohne angedroht wurde. Nachdem die beiden Waldenser ihren Widerruf und Pasquali und Marchetto ihre abgelegten Bekenntnisse nochmals vor dem Generalvicar bestätigt hatten, wurden sie noch bis zum 14. April hier in Cosenza verwahrt und sie hofften schon, daß sie hier den Märtyrertod erleiden dürften, damit Gott durch ihr Beispiel die armen zerstreuten Gläubigen in Calabrien zu gleicher Standhaftigkeit erweckte. Aber was Christus einst von Jerusalem gesprochen (Luc. 13, 33), das galt damals von Rom: „Es ziemet sich nicht, daß ein Prophet umkomme außerhalb Jerusalem." Mit noch zwei und zwanzig zur Galeere Verurtheilten wurden Pasquali und seine drei Leidensgefährten den 14. April 1560 nach Neapel abgeführt. Furchtbar waren die Leiden, welche die armen Gefangenen auf dieser neun Tage dauernden Reise zu erdulden hatten. Alle trugen eiserne Ketten am Halse, durch

welche ein Seil gezogen war, so daß sie alle an einander hingen. Fiel nun Einer vor Ermattung hin, so ward er unter unsäglichen Schmerzen von den Andern am Seile fortgeschleppt. Zur Nahrung ward ihnen des Tages einmal ein wenig Brod und rohes Gras gereicht, des Nachts mußten sie auf bloßer Erde ohne Decken liegen, während den Maulthieren ihr gehöriges Futter gereicht und die nöthige Streu unterbreitet wurde. Durch die liebevolle Vorsorge der Brüder in Guardia und San Xisto waren zwar Pasquali und seine drei Leidensgefährten vor den Qualen des Hungers geschützt, aber von der Halskette wollte ihr spanischer Führer sie nur unter der Bedingung befreien, daß sie diese Begünstigung mit Geld erkauften. Als sie diesem Verlangen nicht entsprechen konnten[1]), wurden ihnen überdies noch enge Handschellen angeleget, die ihnen tief ins Fleisch einschnitten und ihnen solche Schmerzen verursachten, daß sie weder Tag noch Nacht mehr Ruhe hatten. In Neapel wurden sie zunächst in das Gefängniß für gemeine Verbrecher geworfen, das von Modergeruch erfüllt war und dessen Mauern vor Feuchtigkeit tropften. Nach drei Tagen wurden Pasquali und seine Gefährten aus dieser Moderhöhle erlöst und jeder von ihnen in ein besonderes Gefängniß gethan. Gegen Abend verhörte ein Dominicaner den Pasquali, indem er ihn fragte, ob er, seit er Bürger von Genf geworden, nur nach San Xisto und Guardia zu predigen gesandt worden sei. Dieser antwortete: „Ich bin ein Bürger freier Städte, die keine Feindschaft haben mit dem Königreiche Spanien und Neapel und habe auch nichts Strafwürdiges begangen; daher verlange ich, mich vor dem Vicekönige zu verantworten.“ Darauf antwortete der Dominicaner: „Der Vicekönig hat Wichtigeres zu thun als dich und deine Gesellen zu verhören.“ Hierauf wurden Pasquali und seine Gefährten aus dem Staatsgefängnisse in das bischöfliche versetzt, um bald nach Rom geführt zu werden. „Ich ziehe gen Rom,“ schrieb er zum letzten Male an seine Freunde in Genf, „freudigen Geistes, von Gott getröstet; denn gleich wie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich durch Christum getröstet. Um seinetwillen sind wir bereit, nicht allein Verfolgungen, sondern auch den Tod zu leiden und mit unserem Blute die Lehre Christi zu besiegeln ... Wir sind bekannt und offenbar der ganzen Stadt Neapel, sowie in Cosenza. Darum wünsche ich,

1) Pasquali besaß nur noch zwei Ducaten, die er zur Bestreitung seiner nothwendigsten Lebensbedürfnisse behalten mußte.

daß meine Briefe auf meine Kosten gedruckt und nach meinem Tode hieher geschickt würden. Doch handelt hierin, wie ihr glaubet, daß es am Besten zur Erbauung des Reiches Christi und zum Sturze desjenigen des Antichrists diene." — Um die Mitte Mai 1560 ward dann Pasquali mit seinen drei Leidensgefährten nach Rom geführt. Auf dem Schiffe benutzte er jede Gelegenheit, Zeugnisse abzulegen von seiner evangelischen Ueberzeugung. In Rom ward er im Thurmgefängnisse Nona verwahrt, wo ihn sein älterer Bruder Bartholomeo (der von Coni mit Empfehlungen an Ghislieri, den Cardinal von Alessandria, zur Befreiung oder wenigstens zur Erleichterung des Schicksales seines geliebten Luigi hergeeilt war) in einer sehr bejammernswürdigen Lage traf. — Barhaupt, an Händen und Füßen so enge gefesselt, daß die Banden tief in das Fleisch einschnitten, lag der Bedaurungswürdige auf der nackten feuchten Erde wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher. Bartholomeo ward bei diesem Anblicke so ergriffen, daß er vor Betrübniß sich kaum aufrecht zu halten vermochte. — Luigi aber sprach zu seinem Bruder: „Bist du ein Christ, so bekümmere dich nicht so heftig. Weißt du nicht, daß kein Blatt vom Baume fällt ohne den Willen Gottes? Laß uns vielmehr einander trösten in dem Herrn Jesu Christo, indem wir wissen, daß die Leiden dieser Zeit nicht werth sind der unendlichen Herrlichkeit." Da schrie der Dominicaner, der den Bartholomeo ins Gefängniß begleitet hatte, dem Gefangenen zu: „Schweig still; ich will nicht, daß du von solchen Sachen redest! Bist du so verstockt, daß du nicht glauben willst was andere Leute glauben?" Pasquali: „Ich glaube an Gott Vater, Sohn und den heiligen Geist und hoffe nur durch die Gnade Gottes, die mir Christus durch sein Leiden und Sterben erworben, selig zu werden." Dominicaner: „Du redest immer von deinem Christus und richtest unter diesem Vorwande eine neue Lehre auf, die derjenigen der römischen Kirche, zu welcher sich viele gelehrte und heilige Männer bekennen, widerstreitet. Auch wir glauben an Christum, willst du gelehrter sein als wir Alle?" Pq.: „Eines weiß ich, daß ich niemals von der Lehre der Propheten und Apostel, welche den heiligen Geist empfangen hatten, weichen werde." Dominicaner: „Du hast dich von Luthern und Calvin zu deinem Verderben verführen lassen." Pq.: „Ich habe weder Luthern je gesehen, noch seine Bücher gelesen. Was ich glauben soll, habe ich nicht von Luthern und Calvin, sondern aus dem Evangelio gelernt." Dominicaner: „Es wäre dir besser gewesen, daheim bei deinen Eltern und Brüdern zu blei-

ben als in dieſe Ketzereien zu verfallen, durch die du Alles verlieren wirſt." Pq.: „Ich habe nichts verlaſſen, das ich nicht noch immer um Jeſu Chriſti willen, der in meinem Herzen lebt, freudig zu verlaſſen bereit wäre." Dominicaner: „Ja, dein Chriſtus von Genf, der dich lehrt, der Wolluſt und dem Wohlleben zu fröhnen." Pq.: „In einem finſteren Gefängniſſe, das von Ratten und anderem Ungeziefer wimmelt, an Händen und Füßen gefeſſelt, auf bloßer Erde liegen zu müſſen, heißt wohl nicht Wohlleben genießen." Dominicaner: „Die Verdammniß deiner Seele wird dir noch ärgere Leiden bereiten." Pq.: „Ich weiß gewiß, daß unſer Herr Jeſus Chriſtus uns Alle einmal mit Gerechtigkeit richten wird." Vergebens waren die Bitten des Gefangenen, ſowie die Verwendung des Bartholomeo und eines Dr. Rotta aus Piemont, der in Rom ſich aufhielt und mit dem Vater Pasquali befreundet war, um Verſetzung in ein erträglicheres Gefängniß. Mit höhnender Rohheit ſagte der Dominicaner: „Mit dir und deines Gleichen darf man kein Mitleid haben." Was der Dominicaner hart verweigerte, gewährte endlich der Commiſſarius der Inquiſition, Cardinal von Aleſſandria[1]). Luigi Pasquali wurde in ein wohnlicheres Gefängniß verſetzt und ſeinem Bruder Bartholomeo geſtattet, öfters ihn daſelbſt in Begleitung zweier menſchlicher fühlenden Geiſtlichen zu beſuchen. Der Eine derſelben war ein Decan von Vienne, der ſich in Rom aufhielt, um ein Buch gegen Calvin zu ſchreiben und der Andere ein Carmelitermönch. Dieſe äußerten Theilnahme mit dem Gefangenen, indem ſie ihm ſagten, ſeine Leiden gehen ihnen zu Herzen. Wenn er aber ihrem Rathe folgen wolle, ſo wollten ſie ihm ihren Beiſtand leihen, der ſchon Vielen in ähnlicher Lage nützlich geweſen. Darauf erwiderte Pasquali: „Ich danke Gott, daß er mich in meinen langwierigen Leiden Leute finden läßt, die ſich noch meiner erbarmen; ich danke auch euch für die freundliche Geſinnung, die ihr gegen mich äußert. Mir hat aber Gott eine ſolche Erkenntniß Chriſti verliehen, daß ich darin nicht irren kann. Ich weiß auch, daß ich den Kreuzesweg wandeln und meinen Glauben mit meinem Blute beſiegeln muß. Wenn ich mich deſſen weigern wollte, ſo wäre ich ſeiner nicht werth. Darum verſuchet nicht weiter, mich von der Wahrheit abwendig zu machen." Hierauf ſagte der Decan: „Mein Bruder hier und ich gedenken auch nur durch Chriſtum ſelig zu

1) Der Cardinal von Aleſſandria zeigte in dieſem Falle eine größere menſchliche Nachſicht, als man ſie ſonſt an ihm wahrzunehmen gewohnt iſt.

werden; indem wir ihn ebenfalls für den einigen Grund unserer Seligkeit halten." Pq.: „Wenn Christus wahrhaftig von der römischen Kirche für den einigen Grund der Seligkeit gehalten würde, so wären längst viele Irrthümer, die noch in derselben herrschen, verschwunden." — Bartholomeo bat seinen gefangenen Bruder, er möchte sich doch etwas nachgiebiger zeigen, damit er sein Leben erhalte und sich aus dieser Gefangenschaft rette. Er wolle ihm gerne die Hälfte seiner Güter geben, wenn er seine Ansichten ändern wolle, damit er mit ihm zu den Eltern und Verwandten zurückkehren könne. Darauf erwiderte Luigi unter Thränen: „Die Gefahr für dein Seelenheil schmerzt mich mehr als die Banden an meinen Händen und Füßen. Du hangest noch so am Irdischen, daß du darob des Himmlischen vergissest; ich aber sehne mich so nach dem Himmel, daß ich darob alle Güter der Erde, ja auch mein Leben gering achte. Ich halte Christum mit meinem Herzen so innig umfaßt, daß mich nichts von ihm zu scheiden vermag." Von nun an gab Bartholomeo alle Hoffnung auf, seinen Bruder zu retten; daher richtete er sein Bestreben darauf, dessen Gefangenschaft für zwei bis drei Jahre zu verlängern, indem er sich erbot, die dießfalsigen Kosten für ihn zu tragen. Aber bald mußte er sich überzeugen, daß auch dieser Versuch zu Gunsten des Gefangenen umsonst sei, indem das Inquisitionstribunal solches durchaus nicht gewähren wollte. Durch seine Theilnahme für seinen Bruder hatte er sich selbst verdächtig gemacht, so daß er sich auf einen ihm gewordenen Wink in der Stille eiligst aus Rom nach der Heimath begeben mußte, um den Schlingen der Inquisition zu entgehen. Von diesem Zeitpunkte an ward keinem befreundeten Menschen mehr Zutritt zu dem Gefangenen gestattet, obgleich in Rom auch damals noch mehrere evangelische Waldenser im Verborgenen sich befanden, denen Pasquali wohl bekannt war. — Später kam ein Bericht nach Coni über die öffentliche Verurtheilung und Hinrichtung Pasquali's, der uns Folgendes meldet. Am 8. Sept. 1560 ward er aus dem Gefängnisse nach Santa Maria della Minerva geführt, wo ihm die verschiedenen mit ihm aufgenommenen Verhöre vorgelesen und von ihm auf's Neue bestätiget wurden. Am 9. Septbr. wurde er sodann auf Campo di Fiore geführt, wo Pius IV. und seine Cardinäle auch sich eingefunden, um dem traurigen Schauspiele seiner Hinrichtung beizuwohnen. Beim Anblicke des Papstes und seiner Cardinäle sowie der versammelten Volksmenge sprach Pasquali mit lauter Stimme: „Ich sterbe als ein Bekenner Jesu Christi und seiner

Lehre; Alle aber, welche den Papst für einen Statthalter Christi und für einen Gott auf Erden halten, befinden sich in einem verderblichen Irrthume; dieweil er sich durch die That als den ärgsten Feind der Lehre Christi und des wahren Glaubens erweist. Ja alle seine Anschläge und Handlungen zeugen laut, daß er der wirkliche Antichrist sei." Doch der Mund dieses Wahrheitszeugen mußte bald verstummen. Er ward erdrosselt und sein Leichnam von den Flammen eines Scheiterhaufens verzehrt. Wer aber treu ist bis zum Tod, dem wird die Krone des Lebens gereicht.

Während Pasquali von Gefängnisse zu Gefängnisse geschleppt ward und endlich auf dem Campo di Fiore den Märtyrertod erlitt, wüthete auch der Sturm der Verfolgung gegen die Gemeinden in Calabrien, die er mit dem Worte des Lebens erbaut hatte. Die oben erwähnten Vorgänge in Guardia und San Xisto boten dem Vicekönige von Neapel einen Vorwand, mit Heeresmacht gegen die waldensische Colonie einzuschreiten und sie mit Feuer und Schwert zu zerstören. Angestachelt von fanatischen Mönchen verübten die dazu verwendeten Soldaten Gräuel, vor deren Schilderung sich die Feder sträubt. Aber der Herr, welcher noch am Kreuze für seine Feinde gebetet, läßt auch in unseren Tagen die Nachkommen jener Waldenser zum Segen für jenes Land werden, in dem ihre Vorfahren für ihren Glauben geblutet. Sein Rath ist wunderbar und er führet Alles herrlich aus!

A. Christoffel in Wintersingen bei Basel.

---

15. Wilhelm Hoseus von Brüssel.

11. März.

Das Jahr 1566 war eines der verhängnißvollsten für die Niederlande; denn in ihm erhob sich ein lange niedergedrücktes Volk für seine politische und religiöse Freiheit, die freilich erst nach einem schweren Kampfe errungen wurde. Grade in den Anfang des Jahres, mitten in die Gährung hinein, die mit einem Ausbruch drohte, fällt der Märtyrertod des Genannten. Von seinen früheren Lebensverhältnissen wissen wir nichts; die Geschichte macht uns erst von dem Tage an mit ihm bekannt, an dem er gefangen gesetzt wurde. Dies hatte er sich dadurch zugezogen, daß er ein ihm damals geborenes Kind nicht hatte taufen lassen. So glaubte man, gehöre er zu der wiedertäuferischen, wegen ihrer Ex-

centricität damals am meisten gehaßten und verfolgten Secte, derjenigen, gegen welche auch Philipp die strengsten Maßnahmen geboten hatte. Vor den Inquisitor und den Ortsgeistlichen, Namens Adrian Smout geführt, wies er nun zwar nach, daß er kein Wiedertäufer, sondern ein Lutheraner sei, daß er einen Brief und Boten an einen Geistlichen in Honscot gesandt habe, um ihn zur Taufe seines Kindes kommen zu lassen. Er gewann aber durch diesen Nachweis nicht das Geringste; „ist er Lutheraner," meinte man, „ist's genug, ihn zu verbrennen, wenn er nicht widerrufen würde, was aber nach den schon gemachten Erfahrungen nicht zu fürchten sei." Die fanatische Geistlichkeit kannte, wie Philipp, kein besseres Mittel, die Ketzerei auszurotten, als Schwert und Scheiterhaufen.

Schon den folgenden Tag nach seiner Gefangennehmung ward er vor den genannten Adrian Smout und den Dekan de Renay zu einem genaueren Verhör geführt. Gefragt, was er von der Messe halte, erklärte er sich unumwunden dahin, daß er sie zugleich mit der katholischen Brodtverwandlungslehre verwerfe; sie sei nur eine „jüngere Erfindung der Kirche, die erst von dem Concil zu Constanz recht eindringlich empfohlen worden." Die in der Kirchengeschichte nicht sehr Bewanderten wußten darauf nichts zu antworten und nannten ihn nur einen halsstarrigen Ketzer, der das Tridentinum verachte, auf dem doch die gelehrtesten Männer der Christenheit versammelt gewesen seien." „Aber nicht die Deutschlands," war seine Antwort, „die von ihm wegblieben, weil sie auf diesem päpstlichen nicht durchzudringen und eine Abstellung der kirchlichen Mißbräuche durchzusetzen hoffen konnten." Das Gespräch ward hiebei abgebrochen; denn eben jetzt traten zwei Räthe ein, deren Sicheinmischen der Herr Dekan nicht gern sah. Denn diese gehörten zu der milden und freier gesinnten Volksparthei; statt über Glaubenssachen, unterhielten sie sich deshalb auch mit Hoseus nur über seine äußerlichen Lebens-Angelegenheiten, seine Frau, seine Kinder, wer sie getauft habe ꝛc., kurz sie zeigten eine wohlwollendere Gesinnung.

Um solche Einmischung zu beseitigen, ward er den 15. Februar zum Gerichtshofe der Kirche, der jedenfalls die inquisitorischen Verhöre fortsetzen sollte, und den 16. in ein Zimmer des Gefängnißlokales geführt, in welchem sich der Dekan, sein Rechtsbeistand und Johann Schenk, der Actuar des Gerichtshofes, befanden. Unter der Zeit hatte aber Hoseus entschieden beschlossen, in keinem Artikel seinen Christum zu verleugnen und für ein kurzes Elend

das ewige Heil zu verlieren. Noch nie war es ihm so ums Herz gewesen, den Herrn selbst durch seinen Tod zu verherrlichen, als grade jetzt. So trat er noch glaubensmuthiger als früher vor seine Richter. Der Dekan entfaltete eine große Anklageliste und warf ihm erstlich vor, daß er im Lande der Ketzer gewesen, mit Ketzern verkehrt und ihre Bücher gelesen habe, endlich selbst einer ihrer Anhänger geworden sei. Er fragte, ob dem nicht so sei? „Die, welche Du Ketzer nennst, sind es nicht." „Die römische Kirche erklärt sie für solche, du also nicht?" „Keineswegs." „So ist dir die Römische Kirche nicht die heilige." „Ich glaube das, was die alte Kirche geglaubt hat, die von den Aposteln durch die Predigt des h. Evangeliums begründete, die auch in ihrer Reinheit einige Zeit bestanden." „Ja, aber auch noch in ihr fortbesteht, denn der heilige Petrus hat sie begründet; ihm sind aber die Päpste gefolgt in ununterbrochener Reihenfolge bis auf den jetzigen, Pius V." „Es ist ein solcher Unterschied zwischen der alten und der heutigen Kirche, wie zwischen Tag und Nacht. Die Lectüre der Schrift, des Evangeliums und der Briefe der Apostel beweist das klar und deutlich." „Woher weißt du, welches die wahre Kirche ist?" „Das ist sie, in welcher das Evangelium rein gepredigt und die Sacramente recht nach dem Worte und Befehle des Herrn verwaltet werden, ohne davon hinzu oder hinweg zu thun?" „Glaubst du denn, daß das jetzt anders geschieht?" „Allerdings, denn eure Lehre ist voll Aberglauben, Lügen, Falschheiten und Blasphemien gegen das Wort Gottes; eben so sind die Sacramente durch euch verfälscht und ohne Gottes Befehl mit beliebig eingeschmuggelten vermehrt worden." „Glaubst du denn nicht, daß Christus im Sacrament der Messe gegenwärtig ist, wenn das Brot eingesegnet worden?" „Ich halte die Messe nicht für ein Sacrament; Sacramente ohne den Befehl des Herrn sind mir keine Sacramente. Wo man etwas hinzuthut oder hinwegnimmt vom Worte Gottes, da ist die Reinheit desselben dahin." In diesem Tone verlief das weitere Verhör, in welchem Hoseus zuletzt die meisten katholischen Lehren, wie die vom Fegefeuer, den Wallfahrten, den Todtenmessen, den Bildern, den Sacramenten, dem Weihwasser, dem Fasten, den Mönchsgelübden ꝛc. als offenbare Mißbräuche und Erfindungen des Satans zur großen Unehre und zum großen Verderben der Kirche erklärte. Solche Entschiedenheit erbitterte natürlich seine Gegner, und dies zwar um so mehr, als sie sich durch seine klare Einsicht in die evangelische Wahrheit und die Lutherischen Glaubenssätze in große Verlegenheit gesetzt und nicht selten in ihrer

Unwissenheit bloß gestellt sahen. So war jetzt nicht mehr an eine Freilassung desselben zu denken; der ergrimmte Dekan drohte ihn sofort dem weltlichen Arm zu übergeben. In der That sollte er schon den nächsten Sonnabend den Flammentod erleiden; man beschloß jedoch bei ruhigerem Blute, noch die Rückkehr des Inquisitors abzuwarten und die Offenheit des Mannes zu noch klarerer Offenbarung seiner Ketzereien auszubeuten, um ihn mit voller Berechtigung dem Scheiterhaufen übergeben zu können. So kamen nach acht Tagen Schenk der Aktuar, der Official, Jacob de Velde, Prior der Augustiner, und Anton Ganspoel, Kapellan des Bischofs, noch einmal zu ihm, angeblich um ihn zu belehren und wieder auf den rechten Weg zurückzuleiten, in der That aber, um ihn zu noch bestimmterer Erklärung seiner abweichenden Ansichten über die Messe, über alle Sacramente der katholischen Kirche zu veranlassen. „Eure Absolution," bemerkte Hoseus, „ist kein äußeres Zeichen, die Ehe hat keine Verheißung der Sündenvergebung, die Oelung war eine Gnadengabe, eine Gabe der Heilung zur Apostelzeit, eure Firmelung ist nur ein leeres unkräftiges Schaustück." Kurz er erwies sich so als einen überzeugungstreuen Lutheraner und unerschütterlichen Anhänger des wohlgekannten Schriftwortes, daß sie mit dem Worte: „Er hat den Teufel" von ihm schieden.

Schon nach drei Tagen kehrte der Dekan mit der Verdammungsakte zu ihm zurück. Der Form halber fragte er noch einmal bei ihm an, ob er nicht unterdeß seinen Sinn geändert habe und von der jungen, erst 50 Jahre alten Ketzerei abstehen wolle? „Wo ist eure Kirche," rief er, wie siegreich aus, „wo ist sie vor einem Luther und Zwingli ꝛc. und wo ist ihr Haupt? Wir haben die ununterbrochene Reihenfolge der Päpste seit Petrus für uns, wir haben ein wahres Kirchenoberhaupt, das sie leitet und regieret, das die Macht hat, ein Concil zu berufen, wenn es gilt, sie zu beruhigen und Irrlehren zu beseitigen, wie das Concil zu Trient." „Aber ich," antwortete Hoseus, „habe gelesen, daß Ein Concil verdammt hat, was das andere beschlossen; ich möchte deshalb um keinen Preis meinen Glauben darauf bauen, namentlich auf ein solches, wohin Rom seinen Geist in Pergamentrollen sendet. Christus ist unser einziges Oberhaupt, unser einziger Glaubensgrund und Seelenhirt." Auf die Anerkennung des Tridentinums wurde aber damals so großes Gewicht gelegt; Hoseus machte sich also einer großen Ketzerei schuldig.

Es waren noch andere Ketzer zu verhören; so ward er erst den 2. März 1566 durch den Inquisitor am geistlichen Hof von

Brüssel verdammt und als ein verstockter Ketzer von der Römischen Kirche abgetrennt und ausgeschieden. Ruhig und freudig vernahm Hoseus sein Verdammungsurtheil und überließ die Strafe seiner ungerechten Richter dem starken und gerechten Gotte. Mit ihm zugleich wurde ein gewisser Baudouyn Dommissents aus dem Gefängniß zur Schlachtbank geschleppt. Seine Frau und seine Kinder, die auch mit in's Gefängniß geworfen worden waren, breiteten noch ihre mit Ketten geschlossenen Hände gegen ihn aus und trösteten den Gatten und Vater; es war ein herzzerreißender Anblick, der allen Umstehenden Thränen entlockte. Am Gerichtsplatz angekommen, ermahnten sie sich gegenseitig zur Standhaftigkeit und Treue, und standhaft und treu übergaben sie unter heißem Gebete ihre Seelen im Flammentode dem Herrn den 11. März 1566.

E. F. Gelpke in Bern.

---

16. Paulus Gerhardt.

7. Juni.

Zu dem Edelsten und Schönsten, das dem gottbefruchteten Boden der Reformation entsprossen ist, gehört der geistliche Liedersegen, mit dem vor andern reich die deutsche evangelische Kirche begnadet wurde. Als der Mann geboren ward, dessen Bild zu zeichnen wir im Begriffe stehen, erklangen seit länger als einem halben Jahrhundert schon ringsum in den deutschen Landen die gewaltigen Hochgesänge der „Wittenbergischen Nachtigall," und im Verein mit ihnen die demselben fast ebenbürtigen Lieder der Dichter, welche, geweckt durch des Sangmeisters Luther's Geist, wie durch den Geist David's einst Assaph, Heman, Ethan, und wie die Psalterschläger weiter hießen, jenem nachzusingen sich getrieben fühlten. Ein halbes Jahrtausend hindurch waren die christlichen Gemeinden als solche zum Schweigen verurtheilt gewesen, und hatten nur den unverstandenen Litaneien ihrer lateinisch redenden Priester mit einem „Kyrie" oder „Bitte für uns" oder „Amen" als seelenloses Echo dienen dürfen. Wie fühlten sie sich beglückt, fortan mit endlich entfesselter Zunge in der Kirche und daheim nach ihres Herzens Lust und Begehr in dem geflügelten Worte der lieben Muttersprache ihrem zur apostolischen Reinheit verjüngten Glauben Ausdruck und Zeugniß geben zu können. Schon sang man nicht allein mit dem Chorführer Luther: „Nun freut

euch, lieben Christen g'mein," „Gelobet seist du, Jesu Christ," „Ein' feste Burg ist unser Gott" und wie seine sieben und dreißig tapferen Lieder weiter lauten; sondern auch schon mit Paul Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her," mit Justus Jonas: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält," mit Paul Eber: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein" und „Herr Jesu Christ, wahr' Mensch und Gott," mit Nikolaus Decius: „Allein Gott in der Höh sei Ehr" und was des frischen mächtigen Sanges sonst noch zu Gott im Himmel aufstieg. Lauter freudige Bekenntnißlieder waren es. Wer sie sang, sang sie nicht blos für sich, sondern in Gemeinschaft mit der ganzen erneuerten Christenheit, mit der er sich eins fühlte. Was er in Uebereinstimmung mit ihr als ewige Wahrheit erkannte und glaubte, sprach er in den Liedern freudig aus. Die großen Artikel der „stehenden und fallenden Kirche" bildeten naturgemäß den Grundbestand der ersten Gesänge der Reformation. Nicht wie milder Honig troff die Rede, sondern wie in stählerner Rüstung trat sie auf, und schritt mannhaft in kurz gefaßten, positiven Sätzen einher. Es galt ja die Grenzpfähle der wiedergeborenen Kirche zu setzen, und die Grundsäulen, auf denen sie ruht, hell und klar herauszustellen. In den reformatorischen Liedern herrschte, wie richtig gesagt worden ist, „der Lapidarstyl des heiligen Geistes." Ein heiliger Trotz, eine körnige Gedrängtheit war ihr Charakter. Uebrigens hatte diese Zeit des sogenannten „objektiven Kirchengesanges" der, da er auf den Adlerschwingen der hehrsten lyrischen Begeisterung dahin getragen ward, mit dem didaktischen nicht zu verwechseln ist, auch ihre Grenzmarken. Die losbrechenden Kriegesstürme halfen diese setzen, und das Bedürfniß wecken, den Schatz des wiedergewonnenen evangelischen Glaubens aus der Allgemeinheit des kirchlichen Bekenntnisses als Herzstärkung für gute und sonderlich für böse Tage in die Besonderheit des individuellen Lebens und in die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse desselben herüberzunehmen. Die heilige Dichtkunst ging hinfort in eine subjektivere Tonweise ein. Vorzugsweise vernehmen wir jetzt Kreuz- und Trostlieder, „Haus- und Herzens-Musika," wie Johannes Heermann seine geistlichen Dichtungen nannte, Lieder, in denen der einzelne Gläubige seinen persönlichen Heilserfahrungen zugleich zur Stärkung und Ermuthigung der Brüder Ausdruck gibt, und solche, bei denen es nicht mehr blos auf die gemeinsame Feier der großen Heilsthatsachen des Christenthums, sondern mehr auf die Weihe, Heiligung und Verklärung aller privaten und häuslichen Stände und Beziehungen abgesehn ist: Morgen- und Abend-, Ehestands-

und Kinderlieder, Lieder für kranke und gesunde Tage, Sterbelieder u. s. w.

In dieser Periode, ja an der Spitze derselben und als ihr erster und größter Meister begegnet uns der Mann, der nächst Luther unter den geistlichen Liederdichtern unserer Kirche und der protestantischen Kirche überhaupt unbestritten die erste Stelle einnimmt. Welcher deutsch-evangelische Christ kann des Mannes Namen nennen hören, ohne daß es ihm wie voller Glockenklang und Orgelton vor dem Ohre tönt? Paulus Gerhardt ist des Mannes weltberühmter Name. Sein Geburtsort ist das ohnfern Wittenberg gelegene damals kursächsische Städtchen Gräfenhainichen, welches im neunzehnten Jahre des heillosen dreißigjährigen Krieges von den Schweden niedergebrannt wurde. Hier, wo sein Vater Bürgermeister war, wurde Paulus im Jahre 1606 geboren. Die Zeit seiner Jugend ist in Dunkel gehüllt, nur daß wir zu der Annahme berechtigt sind, daß er eine fromme Erziehung genossen habe. Schon frühe fühlte er in sich einen entschiedenen Beruf zum Studium der Gottesgelahrtheit. Zum Jüngling herangereift, sah er die Flammen des verheerendsten aller Kriege über seinem Vaterlande zusammenschlagen, und letzteres unter den tausend Schrecknissen und Drangsalen, die es überflutheten, und denen auch die Pestilenz sich beigesellte, mit reißender Schnelle in eine traurige Oede und Trümmerstätte sich verwandeln. Dieses namenlose Unglück gab seiner Seele schon frühe eine Richtung nach oben, und steigerte in ihm den von Kindheit auf ihm innewohnenden Drang zu Gebet und geistiger Vertiefung. Bis zum Jahre 1651 verliert er sich aus unserm Gesichtskreis. Da treffen wir ihn als einen wie es scheint schon mehrjährigen Hausfreund in der Familie des Kammergerichtsadvokaten Berthold in Berlin. Er ist ein vier und vierzigjähriger Candidat und noch ohne Amt. Wie dies zugegangen, bleibt ein Räthsel. Wohl hatte er damals schon nicht wenige seiner schönsten Lieder gedichtet, und manche derselben bereits der Oeffentlichkeit übergeben. So das Morgenlied: „Wach auf mein Herz und singe," das Pfingstlied: „Zeuch ein zu meinen Thoren," und das Jubellied beim Abschluß des westphälischen Friedens: „Gottlob nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort." Ebenso half er damals hin und wieder bei Vacanzen predigend in den Stadtkirchen aus, und ergriff jede Veranlassung dazu mit hoher Freude. Aber eine amtliche Stellung blieb ihm versagt; aus welchem Grunde ist, wie schon bemerkt, unbegreiflich. Es gehörte dies wohl mit zu den schwersten Glaubensproben, die

er zu bestehen hatte, aber siegreich mit seinem Gott bestand. Endlich nach langem geduldigen Harren eröffnete sich ihm eine Aussicht. Die Probstei in dem märkischen Städtchen Mittenwalde wurde vacant, und als der dortige Magistrat das geistliche Ministerium zu Berlin um die Empfehlung eines tüchtigen Candidaten anging, schlug dieses ihm unbedenklich den Paul Gerhardt vor, indem es ihn rühmte als „eine Person, deren Fleiß und Erodition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschten Glaubens, dabei auch eines ehr- und friedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebens sei, daher der Gerhardt auch bei Hohen und Niederen der Stadt lieb und werth gehalten, und von ihm (dem Ministerium) allezeit das Zeugniß erhalten würde, daß er auf dessen freundliches Ansinnen zu vielen Malen mit seinen von Gott empfangenen werthen Gaben um die Kirche der Stadt sich wohlverdient und gar beliebt gemacht habe." Auf dieses günstige Zeugniß hin wurde der Empfohlene in die besagte Stelle berufen, und erhielt am 18. November 1651 in der Nikolaikirche zu Berlin die amtliche Weihe. Bei dieser Gelegenheit verpflichtete er sich feierlich und handschriftlich zu sämmtlichen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche mit Einschluß der Concordienformel, eine Verpflichtung, welche sofern sie sich auch auf das letztgenannte Symbol bezog, sehr verhängnißvoll für ihn wurde.

Zu Anfang des Jahres 1652 trat er sein Amt bei der Gemeinde zu Mittenwalde an. Ueber seine dortige pastorale Wirksamkeit fehlen leider wieder alle Berichte. Daß dieselbe eine musterhafte gewesen, ist mit Bestimmtheit vorauszusetzen. Nur wurde sie vielfach verkümmert und getrübt durch das gespannte collegialische Verhältniß, in das er sich von vorn herein ohne seine Schuld, und lediglich durch die Mißgunst und den Ehrgeiz des zweiten Predigers versetzt sah, der es ihm nicht vergeben konnte, daß er ihm bei der Besetzung der Probststelle vorgezogen worden war. In Mittenwalde verlebte er fünf Jahre, in deren letzteren er die Tochter seines treuen Berliner Freundes Berthold, Anna Maria, als seine Gattin heimholte, um seine Gemeine fortan auch durch das Vorbild eines wahrhaft christlichen Haus- und Ehestandes zu erbauen. Doch war ihm hierzu nur die kurze Frist eines Jahres vergönnt, indem er im Juni 1657 von dem Berliner Magistrat eine Vocation in ein erledigtes Diakonat an der dortigen Nikolaikirche erhielt, der er denn auch, wie leicht begreiflich, mit dankbarer Freude folgte, ohne jedoch zu ahnen, welch einer neuen Prüfungszeit er jetzt entgegenging. Sein Verhältniß zu seiner Gemeine

wie zu seinen Amtsgenossen gestaltete sich bald auf das Lieblichste. Wie konnte es auch anders sein, da man ihn ja schon lange nicht allein als einen vor Vielen reich begabten Theologen und eifrigen Seelenhirten, sondern auch als einen Mann des redlichsten Charakters, des ungeschminktesten Glaubens und des wohlwollendsten Herzens kannte und werth befunden hatte. In Schaaren strömte man zu seinen Predigten. Seine Gottesdienste wurden die besuchtesten der Hauptstadt. Viele Seelen wurden durch sein Wort aus dem Schlafe religiöser Gleichgültigkeit erweckt. Ja ein neuer blüthenreicher Geistesfrühling schien dem kirchlichen Leben Berlins zu nahen, als auf die so verheißungsreich schwellenden Knospen und Keime der Mehlthau eines unglückseligen Kirchenhaders sich niederließ.

Allerdings war der Krieg zwischen Lutheranern und Reformirten schon entbrannt, als Paul Gerhardt sein Diakonat antrat. Heftigere Bann- und Verketzerungssprüche mögen von Kirchenkanzeln nie gegen Rom geschleudert worden sein, als diejenigen, mit welchen die beiden evangelischen Confessionen sich fast sonntäglich an heiliger Stätte einander bedienten. Die Reformirten wurden von ihren lutherischen Brüdern Sakramentirer, Antinomisten, Rationalisten, Socinianer und wie sonst gescholten, und ihre Lehre des vollständigsten Abfalls vom klaren unzweideutigen Schriftwort geziehen, während die Reformirten, welche im Ganzen mehr an einer Defensivstellung sich genügen ließen, ihren Gegnern Namen und Titel zurückgaben, welche mitunter freilich nicht viel milderen Klanges waren, indem sie sie Buchstabenknechte, Kapernaiten, Formelkrämer nannten, und ihnen vorwarfen, sie seien nur halb aus dem päbstischen Wesen herausgeschält. Der fromme und treffliche Churfürst Friedrich Wilhelm, zwar mit voller Ueberzeugung der Confession seines Hauses, der reformirten, zugethan, aber mit größter Milde und aller gebührenden Anerkennung auch die lutherische beurtheilend und fest entschlossen, dieselbe bei all ihren Rechten und Freiheiten landesväterlich zu beschützen, hatte jenem kirchlichen Unfug schon lange mit tiefem Schmerze zugesehn, und es auch an Versuchen nicht fehlen lassen, die streitenden Partheien mit einander auszusöhnen. Aber seine treugemeinten Bemühungen waren namentlich an der Ungefügigkeit der lutherischen Theologen gescheitert. Da berief er endlich im Jahre 1662 behufs einer zu erzielenden Einigung die Vertreter beider Confessionen zu einem Colloqium zusammen, welches denn auch nach manchen lutherischerseits vorgebrachten Einreden zu Stande kam, und unter dem Vorsitz des Ober-

präsidenten Freiherrn Otto von Schwerin in einem Saale der kurfürstlichen Bibliothek abgehalten wurde. In dem die Versammlung ausschreibenden kurfürstlichen Edikte hieß es unter anderm: das Colloquium solle zu dem Ende stattfinden, „daß das unchristliche Verketzern, Verlästern und Verdammen, auch die falschen Deuteleien und erzwungenen Beschuldigungen gotteslästerlicher Lehren allerseits eingestellt; hingegen das wahre Christenthum, und die Uebung der wahren klaren und unstreitigen Gottseligkeit den Zuhörern in's Herz geprediget werden möchte. Derhalben solle man amicabiliter über nachfolgenden Fragen mit einander conferiren: ob denn in den Reformirten confessionibus publicis etwas gelehret und bejahet worden, warum der so es lehre oder glaube und bejahe judicio divino verdammt sei; oder ob etwas darinnen verneinet und verschwiegen sei, ohne dessen Wissenschaft und Uebung der höchste Gott niemanden selig machen wolle."

Unser Paul Gerhardt hatte damals bereits fünf Jahre lang still und geräuschlos und fast unbekümmert um die Außenwelt mit musterhafter Treue und reichem Segen seinem Seelsorgerberufe in seiner lieben Nikolaigemeinde obgelegen. Nach seinem liebenden Gemüthe hatte er sich, wie tapfer er auch seinen lutherischen Glauben vertheidigte, gehässiger Kanzelcontroversen niemals schuldig gemacht, vielmehr dieselben, so oft er davon hörte, tief beklagt und seinen Schmerz darüber so wie sein Sehnen nach der Einigung aller Gläubigen in der Liebe Christi betend in seinem Kämmerlein vor dem Herrn ausgeschüttet. Jetzt aber mußte auch er auf den Kampfplatz heraus, und es währte nicht lange, so sehen wir ihn als den Chorführer an der Spitze seiner Confessionsgenossen.

Durch nicht weniger als siebzehn Sitzungen zog oder schleppte sich vielmehr das Colloquium hin. Die gepflogenen Verhandlungen bieten des Erquicklichen wenig dar; dagegen vielfach Längen, Breiten und Wiederholungen, die kaum erträglich erscheinen. Die Lutheraner gehen fest und unbeweglich von der Voraussetzung aus, und kommen wieder auf sie zurück, daß der Inhalt ihrer kirchlichen Symbole mit denjenigen des Evangeliums sich decke, und mithin die Reformirten überall wo sie sich im Widerspruch damit befänden und Anderes lehrten, in Irrthum befangen seien. Die Reformirten lenken die Unterredung immer wieder auf den Unterschied hin, der zwischen Fundamentalem und Nichtfundamentalem in der evangelischen Lehre bestehe. Die Lutheraner bestreiten die Anwendbarkeit dieses Grundsatzes auf irgend einen der in ihren Bekenntnißschriften enthaltenen Artikel, indem sie diese sämmtlich als fun-

damental bezeichnen. Die Reformirten beanspruchen das Zugeständniß, daß sie auch bei ihrer Fassung der Lehre von den Sakramenten selig werden können. Ihre Gegner glauben ihnen dasselbe nur für den Fall gewähren zu können, daß sie lediglich aus unverschuldeter Unbekanntschaft mit dem lutherischen Dogma an dem Zwinglischen oder Calvinischen festgehalten hätten. Auf das Verlangen der ersteren, von den Lutherischen als Brüder angesehen zu werden, wird ihnen, und sogar auch von Paul Gerhardt nur die zweideutige, und den Punkt, um den sich's hier handelte, nicht eben lauterlich umgehende Antwort: „Ein Christ ist derjenige, welcher den wahren seligmachenden Glauben rein und unverfälscht besitzt, und auch die Früchte desselben in seinem Leben und Wandel sehen läßt; so kann ich also die Calviniſten qua tales (als solche) nicht für Christen halten." Reformirterseits wurde freilich darin gefehlt, daß man Manches in der lutherischen Kirchenlehre von vornherein für unwesentlich angesehn wissen wollte, während es doch erst einer tieferen Betrachtung hätte unterzogen werden müssen. Leider aber gingen beide Partheien auf exegetische Erörterungen gar nicht ein, und so stand man denn, nachdem über den Diskussionen fast ein ganzes Jahr verflossen war, im Grunde noch an derselben Stelle, wo man zu diskutiren angefangen hatte. Paul Gerhardt sprach zuletzt in seinem und seiner Confessionsverwandten Namen das Resultat der Verhandlungen dahin aus: „daß sie unverrückt bei allen ihren Lehren verbleiben würden; jedoch erbötig seien, den Reformirten alle nachbarliche und christliche Liebe und Freundschaft zu erweisen, und ebenfalls ihrer Aller Seligkeit von Herzen wünschen und begehren wollten; übrigens aber die Freiheit und das Recht sich ausbehielten, die abweichenden Lehrsätze derselben in Wort und Schrift und auch öffentlich in der Predigt nachzuweisen, und mit handfesten Gründen zu bestreiten und zu widerlegen."

Zu seiner tiefsten Betrübniß vernahm der Churfürst die Erfolglosigkeit des Colloquiums. Als ihm aber zu Ohren kam, daß der Kanzelkrieg auf's Neue und zwar heftiger und gehässiger noch als zuvor entbrannt sei, erließ er am 16. September 1664 abermals ein bedeutend geschärftes in tausenden von Exemplaren durch's Land verbreitetes Edikt, worin er auf das Bestimmteste erklärte, „daß er den konfessionellen Hader und namentlich die gegenseitigen gehässigen Verketzerungen auf den Kanzeln durchaus nicht länger dulden wolle;" auch fügte er dieser seiner peremptorischen Erklärung den Befehl bei, daß wenn Jemand sein Kind ohne den soge-

nannten Exorcismus, der ja überhaupt bei den wenigsten Kirchen mehr gebräuchlich sei, getauft zu sehn begehrte, der desfalls angesprochene Prediger diesen Wunsch ohne Weiteres zu gewähren habe. Dieses Edikt, welches sich in der Forderung zuspitzte, jeder Geistliche solle sich in einem schriftlichen Revers zum Gehorsam gegen dasselbe verpflichten, und im Weigerungsfalle seiner Entlassung aus dem Amt gewärtig sein, brachte zunächst in Berlin und dann weiter im Lande einen gewaltigen Rumor hervor, und gab zu zahlreichen Remonstrationen Anlaß. Der Churfürst aber bestand auf der Befolgung seiner Ordre, und die ersten, welche als Renitenten seinen Zorn zu fühlen bekamen, waren der Probst Lilius und der Magister Reinhardt, beide Prediger an der Nikolaikirche. Trotz aller unterthänigsten Gegenvorstellungen und Gnadengesuche nicht allein des Berliner Magistrats und Ministeriums, sondern auch der brandenburgischen Stände wurden sie ihres Dienstes entsetzt. Jetzt kam die Reihe der Unterzeichnung des Reverses auch an Paul Gerhardt. Dieser nach seinem in den Satzungen der feierlich beschworenen Concordienformel befangenen Gewissen gab die entschiedene Erklärung ab, daß er den Revers, der die Bestreitung der seiner Confession zuwider laufenden Lehre verbiete, nicht unterschreiben könne. So traf auch ihn das Loos seiner beiden Collegen, von denen jedoch der eine, der Probst, in Folge nachträglicher Unterwerfung restituirt worden war. Die Absetzung Gerhardt's, der in den Ton einer gehässigen Polemik niemals miteingestimmt hatte, erregte nicht blos bei seinen Confessionsverwandten das größte und schmerzlichste Aufsehn. Es regnete Petitionen zu seinen Gunsten. U. a. kamen sämmtliche Gewerke der Residenz demüthigst flehend bei ihrem gnädigsten Herrn für ihn ein. Vergebens. Auffallenderweise erklärte der Churfürst u. a.: „von der gerühmten sonderbaren Frömmigkeit des Predigers Gerhardt sei ihm nichts bewußt; wohl aber wisse er, daß derselbe die Andern nicht wenig von Unterschreibung des Reverses dehortiret habe." Als er sich jedoch immer auf's Neue mit den inständigsten Bitten für Gerhardt bestürmt sah, so resolvirte er endlich im Januar 1667: „weil er von Paul Gerhardt's Person keine Klage außer der vernommen, daß er den Edikten zu subscribiren sich entzogen, Seine churfürstlichen Gnaden aber dafür halten müßten, daß er die Meinung der Edikten nicht recht begriffen hätte: so wollten Sie ihn hiemit plene restituirt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben gestattet haben." — Die lebhafteste Freude bemächtigte sich aller Gemüther. Nur der Begnadigte selbst theilte

sie nicht. Er versenkte sich in sein Inneres, und sprach sich dann sowohl dem Magistrat als dem Churfürsten selbst gegenüber mit ebenso großer Entschiedenheit als tiefer Demuth dahin aus, „daß ihm sein Gewissen untersage, von der churfürstlichen Gnade Gebrauch zu machen, weil dieselbe ihm unter der ausdrücklichen Voraussetzung angeboten werde, daß er nur darum der Unterschreibung der churfürstlichen Edikte und Reverse sich entzogen habe, weil er deren Meinung nicht begriffen, und man mit Zuversicht von ihm erwarte, er werde auch ohne Unterzeichnung dem Inhalte derselben nachleben, und somit der formula concordiae, die doch ein Bestandtheil des lutherischen Bekenntnisses sei, sich begeben." Genug, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen, entsagte er zur größten Betrübniß seiner Gemeine nicht allein, sondern der ganzen lutherischen Bürgerschaft Berlins freiwillig seinem Amte. Wer wagt es, sich zum Richter über ihn aufzuwerfen? Er folgte der Stimme seines Gewissens. War dieses ein irrendes, so war es dies doch nur insoweit, als etwa die Concordienformel, in der er gebunden war, in ihren Bannsprüchen wider die Confession der Reformirten irrte. Sie gebot ihm, über den Dissensus der letzteren das Anathema auszusprechen. Hätte er nicht dennoch auch auf dem kirchlichen und dogmatischen Standpunkte, den er einnahm, anders handeln und im Amte verbleiben können? Viele meinen's, indem ja das churfürstliche Edikt nicht die Bestreitung des andern Bekenntnisses überhaupt, sondern nur jede leidenschaftliche und gehässige Weise derselben ihm untersagte, und nichts als Mäßigung und Milde ihm anempfahl, wie er solche ja schon längst vor Erlaß der Edikte zu üben gewohnt gewesen. Aber wer, dachte er, bestimmt das innezuhaltende Maas der vorgeschriebenen Milde, und überdies war er sich bewußt, daß er durch die so bestimmt und zuversichtlich kund gegebene Erwartung des Churfürsten künftig in seinen Predigten sich nicht minder gelähmt und eingeengt fühlen würde, als wenn auch er den Revers unterschrieben hätte. Lassen wir ihn denn. Er hatte den verhängnißvollen Schritt, den er gethan, allein vor seinem Gotte zu verantworten. Dieser aber ist den Treuen und Aufrichtigen hold, und wird das große Opfer, welches sein vielfach bewährter Knecht nach seiner besten, ob auch einer Läuterung durch das Evangelium des Friedens noch sehr bedürftigen Ueberzeugung Ihm darbrachte, in Gnaden auf- und angenommen haben.

So saß denn Paul Gerhardt jetzt mit Weib und Kind ohne Amt und Brod; doch hatte ihn die Liebe seiner Berliner Freunde

nicht darben lassen. Das Maas seiner Trübsal wurde aber voll, als ihm der Herr im März 1668 auch die treue Gefährtin seines Lebens, seine geliebte Anna Maria durch den Tod von der Seite nahm! Wie fühlte er sich jetzt so vereinsamt und verwaist. Er suchte aber und fand seinen Trost im Gebet zu Gott, und wird sich zu der Zeit wohl auch seines eigenen Liedes „Befiehl du deine Wege" getröstet haben.

Doch wohin nun? Gerhardt blickte still gen Himmel, und sang in seinem Herzen: „Weg hast Du aller Wegen, An Mitteln fehlt Dir's nicht!" Er warf seine Sorgen auf den Herrn, und dieser sorgte. Schon im Oktober 1668 erging an ihn Seiten's des Magistrats der damals noch churſächsischen Stadt Lübben in der Lausitz ein Ruf in das daselbst eben erledigte Archidiakonat. Er erkannte darin die höhere Fügung und folgte im Mai 1669. Von seinem Lübbener Leben und Wirken wissen wir nichts, nur daß der dortige Magistrat ihm anfangs mancherlei Unannehmlichkeiten bereitete, die ihn die Liebe der Berliner und deren Zuvorkommenheit gar schmerzlich vermissen ließ. Gewiß aber ist, daß er dort seines Hirtenamtes mit derselben Gewissenhaftigkeit gewartet hat wie in seinen früheren Gemeinen, und ferne sei es von uns, aus dem Umstande, daß über seine dortige Seelsorgerarbeit keinerlei Kunde zu uns gelangt ist, den Schluß ziehen zu wollen, als habe der Herr dem Schritte, zu dem er sich in Berlin gedrungen fühlte, in thatsächlicher Weise das Siegel seiner Genehmigung und Bestätigung vorenthalten. Sieben Jahre lang stand er seinem neuen Amte vor. Was Wunder daß er, der nun Siebzigjährige, gegen das Ende derselben von der langen mühseligen und dornenvollen Pilgerreise ermüdet ein herzliches Verlangen nach der Ruhe der Heiligen im Licht empfand. Nur eine Sorge war es, die je und dann sein Herz beschweren wollte, die Sorge um die Zukunft seines vierzehnjährigen Sohnes Friedrich. Doch gelang es ihm, auch sie auf seinen Gott zu werfen. Als sein Vermächtniß setzte er für seinen zärtlich geliebten Sohn eine Reihe köstlicher Lebensregeln auf, deren Summa lautet: „Bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen." — Von nun an lag er segelfertig auf der Rhede der Ewigkeit, ja athmete schon himmlische Heimathsluft. Im Gefühl seiner zunehmenden Schwäche und des herannahenden Endes brach er einmal, während sein Angesicht leuchtete wie eines Engels, in die Worte seines eigenen

Liedes: „Warum sollt' ich mich denn grämen," aus, und sprach mit lauter kräftiger Stimme:

Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
Sondern reißt
Unsern Geist
Aus viel tausend Nöthen.
Schließt das Thor der bittern Leiden;
Und macht Bahn,
Da man kann
Gehn zu Himmelsfreuden!

Bald darauf neigte er friedsam sein Haupt, schloß für diese Welt, die seinem äußeren Menschen mehr Dornen als Rosen getragen, sein treues Auge, und ging in die Wolke jener Zeugen hinüber, deren die Welt nicht werth war. Er starb am 7. Juni 1676. Man bestattete seinen Leib in der Hauptkirche zu Lübben, wahrscheinlich in der Nähe des Altars. Man wird nicht verfehlen, auch dieses Prophetengrab noch einmal hervorstechender zu schmücken als es bisher geschehen ist. In der Kirche zu Lübben bewahrt sein Gedächtniß ein ihn in Lebensgröße darstellendes Oelbild, welches die Inschrift trägt: „theologus in cribro Satanae versutus" (d. i. ein im Siebe des Satan's geschüttelter Theologe) und unter welchem ein lateinisches Epigramm zu lesen ist, welches in einer älteren Uebersetzung lautet:

Wie lebend siehst du hier Paul Gerhardt's theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft gleich Assaph's Harfenklängen
Erhob er Christi Lob mit himmlischen Gesängen.
Sing seine Lieder oft, o Christ, in heil'ger Lust,
So dringet Gottes Geist durch sie in deine Brust.

Das glänzendste und dauerndste Denkmal hat Paul Gerhardt sich selbst gesetzt. Seine unsterblichen Lieder sind's. Man könnte sich darüber wundern, daß ihm unter den jahrelangen confessionellen Kämpfen, in denen er mehrentheils der Vorfechter war, und bei den mancherlei harten Schicksalsschlägen, die ihn trafen, die dichterische Stimmung erhalten blieb. Aber Alles, was von außen auf ihn einstürmte, trieb ihn nur um so tiefer in sein Herz und in den Gebetsverkehr mit seinem Gott hinein, und half die unerschöpfliche Quelle lebendiger Heilserfahrung graben, der alle seine Gesänge entströmten. Ich wüßte nicht, auf wen nach Luther das was der Ebräerbrief von Abel aussagt, daß er nemlich noch rede, obwohl er gestorben sei, mit größerem Rechte übertragen werden könnte, als auf Paul Gerhardt. Nach Luther hat bis zu dieser

e kein Dichter das Herz des deutschen Christen so getroffen
. Viele seiner Lieder wurden zu wirklichen Volksliedern und
:n vielfach nicht allein in Kirche und Haus, sondern auch in
ınd Wald. Wahr ist, was schon oft bemerkt worden, daß
ausdrücklich und unmittelbar nicht wie der gleichzeitig mit
:formation geborene Sängerchor für die Gemeine als solche,
n mehr aus persönlichem Bedürfniß und individuellen See-
tänden heraus seine Lieder dichtete, und diese also einen sub-
:ren Charakter an sich tragen. Nichts destoweniger aber
:n sie alle den Geist der Kirche, der er mit ganzer Seele
örte, und zeigen das fest geschlossene lutherische Bekenntniß
n eine Fülle kräftigen und blühenden Herzenslebens umgesetzt.
schließt mit Paul Gerhardt die Reihe der streng kirchlichen,
Glauben vorwiegend nach seiner objektiven Seite darstellenden
verherrlichenden Dichter ab, und er eröffnet als Sangmeister
immer den Chor derjenigen, in deren an die Herzen der
ısten sich wendenden poetischen Ergüssen die persönliche Freude
dem Glaubensobjekte vorherrscht, und die beseligende Noth und
überwindende Macht wie sie die subjektive Zueignung desselben
Gefolge hat, sich kundgiebt.

Mit seinen Liedern eins haftet er mit seiner ganzen Person
deren Wahrheit. Was er singt, das ist er; was er bekennt,
egelt er mit seiner Erfahrung. Ein Mann aus einem Guß,
ausgestalteter christlicher Charakter stand er an Bildung auf
e Höhe seiner Zeit, und überragte sie als Dichter sowohl in
r Form wie in dem Gedankenreichthum seiner Schöpfungen.
tand etwa Einer fast ebenbürtig ihm zur Seite, so war es nur
aul Flemming, der Sänger des allbekannten „Laß dich nur nichts
cht dauern." Von Paul Gerhardt, dem kirchlichen Kämpen,
itte man vorzugsweise geharnischte Bekenntnißgesänge, von ihm,
em strengen Asceten, nur Lieder der Weltverachtung erwarten
ollen. Aber wie er der Sangmeister der rechten christgläubigen
nion ward, indem ihm von Lutheranern und Reformirten mit
leicher Lust und Hingebung nachgesungen wird; so umfaßte er
rei und weit geworden durch den Sohn und fern von jeder krank-
aft pietistischen Beschränktheit mit kindlicher Liebe alle rein mensch-
lichen Lebensverhältnisse, nur in die Sphäre einer höheren Verklä-
rung sie erhebend. Nicht zu den feierlichen Tönen der Kirchenor-
geln nur hat er gesungen; auch vor den Kriegsheeren her ertönten
seine Marsch-, Siegs- und Friedenslieder. Heiter vom Schlum-
mer erwacht begrüßt er die „Die güldene Sonne Voll Freud' und

Wonne;" den auf das Feld hinausziehenden Ackerer und Schnitter ermuntert er einzustimmen in sein „Ich singe Dir mit Herz und Mund;" und heißt ihn Den mit ihm preisen, von dem unabläßig Segen und Wohlthat auf die Erde niederträuft, und der „noch niemals was versehn In seinem Regiment." Sich selbst und Alle, die ihn hören, fordert er in seinem: „Geh aus mein Herz und suche Freud In dieser lieben Sommerzeit" zu einem Lustgange auf in die neu erwachte blühende Natur. Mit fröhlichster Laune erhebt er in dem Liede: „Wer wohl auf ist und gesund, Hebe sein Gemüthe" die Leibesgesundheit; die von der Reise Heimkehrenden bewillkommt er auf ihrem Wege schon mit dem frohen Zuruf: „Nun geht frisch drauf, es geht nach Haus." Die mit der Myrthe geschmückten Brautpaare begleitet er zur Hochzeit mit dem überaus lieblichen „Voller Wunder, voller Kraft;" verherrlicht den christlichen Ehestand in dem „Wie schön ist's doch Herr Jesu Christ, Im Stande da Dein Segen ist," und singt nach Spr. Sal. 31 das Lob christlicher Frauen: „Ein Weib das Gott den Herren liebt, Und sich stets in der Tugend übt, Ist vielmehr Lobs und Liebens werth, Als alle Perlen auf der Erd," und wie es in dem Liede weiter heißt.

Seine herrlichsten Lieder jedoch erklingen in der Gemeinde, die er als ein beständiger und unentbehrlicher Gefährte durch das ganze Kirchenjahr, sonderlich durch dessen Festzeit begleitet. Von den 123 Liedern, die er dichtete, haben mindestens 30 in der evangelischen Kirche Deutschlands das allgemeine und vollständigste Bürgerrecht erlangt, und fehlen in keinem irgend nennenswerthen Gesangbuch. Wem wird nicht sofort adventlich zu Muthe, wenn das: „Wie soll ich dich empfangen," oder: „Warum willst du draußen stehn" an sein Ohr schlägt? Wie viel würden wir zur heiligen Weihnachtszeit vermissen ohne sein: „Wir singen dir Immanuel," sein: „Fröhlich soll mein Herze springen," und sein „Ich steh an deiner Krippe hier." Das Neujahrsfest fordert mit Nothwendigkeit sein Pilgerlied: „Nun laßt uns gehn und treten." Und ist er es nicht wieder, der zur Passions- und Charfreitagsfeier mit seinem „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld" und namentlich mit dem unvergleichlichen „O Haupt voll Blut und Wunden" den Grundton angibt? Und auch seine jubelnden Ostergrüße: „Nun freut euch hier und überall," und: „Ich weiß daß mein Erlöser lebt;" wie beschwingen sie die feiernde Seele! Sein Pfingstlied: „Zeuch ein zu meinen Thoren" eröffnet dem Tröster aus der Höhe die Herzen, oder es thut's kein anderes.

ven hat nicht schon sein wundersam beschwichtigendes: „Nun alle Wälder" mit den schweigenden Wäldern und Feldern ze Ruhe eingewiegt, und wen unter den Gläubigen nicht sein iger Trutzgesang: „Ist Gott für mich so trete" zu neuem n Kampfe wider die Mächte der Finsterniß ermuthigt und et! Und ständen sie Alle zu Hauf, denen Paul Gerhardt nem herrlichen „Befiehl du deine Wege" in seinem zuversicht- rohen „Warum sollt' ich mich denn grämen?" und in seinem minder frischen und beherzten: „Sollt ich meinen Gott nicht n?" Trost und Ergebung in's Herz gesungen hat, wer würde ählen können!

Genug, Paul Gerhardt ist unser! Von wenigen sagt dies ganze deutsche evangelische Christenheit mit gerechterem Stolz freudigerem Dank zu Gott als von ihm. Eines Kirchensän- : seines Gleichen hat sich kein anderes Volk zu rühmen. So e er denn fort, wie er vieltausendmal gethan, den Sorgenden Wolken von der Stirn, den Zweifelnden die Nebel von den zen wegzusingen, und beflügele Alles, was den Accorden seiner rfe lauscht, oder in sie einstimmt, mit sich zu der sonnig heiteren he hinan, wo wir ihn hinausgehoben über alle Stürme und etter des Lebens mit triumphirender Siegesgewißheit jubeln hören:

Satan, Welt und ihre Rotten
Können mir
Nichts mehr hier
Thun als meiner spotten.
Laß sie spotten, laß sie lachen!
Gott mein Heil
Wird in Eil'
Sie zu schanden machen! —

Fr. W. Krummacher in Potsdam.

---

17. Benjamin Schmolk.

9. December.

Seit den Zeiten Ferdinand II., seit dem Erscheinen des Re- stitutionsedikts von 1629 bis tief hinein in das 18. Jahrhundert war die evangelische Kirche in Oesterreich in vielfachem Grade eine Märtyrerkirche, preißgegeben aller Hinterlist und Gewaltthä- tigkeit der Jesuiten. Insbesondere war das Nebenland Böhmens, Schlesien, auf die vielfachste Weise bedrängt. Die Reformation hatte hier so gänzlich gesiegt, daß z. B. in Schweidnitz nur 16

angeſeſſene Katholiken ſich noch fanden. Da wurden die Liechtenſteiniſchen Dragoner (die ſchleſiſchen Seligmacher) über das arme Land losgelaſſen, in den Fürſtenthümern Jauer und Schweidnitz 394 Kirchen, auch ſolche, die nach der Reformation erbaut waren, den Gemeinden entriſſen, die evangeliſchen Schulen wurden verboten, die Bürger durch Soldaten in die katholiſchen Gottesdienſte hineingezwungen, katholiſche Prieſter wurden auch da eingeſetzt, wo kein einziger Katholik ſich mehr befand, für alle Gebühren mußten doppelte Taxen entrichtet werden, dazu ſollten die in die Kirchen Genöthigten ſchwören, nicht gezwungen worden zu ſein. (Dieß unterblieb, da man die Gegenforderung ſtellte, der Landeshauptmann ſolle beſchwören, ſie nicht gezwungen zu haben). Die Taxe zum Beſten des katholiſchen Prieſters von der Beerdigung eines evang. Pfarrers ward auf 100 Thaler erhöht. Nur drei, ſogenannte Friedenskirchen, außerhalb der Mauern wurden mit knapper und verzögerter Auslegung des Weſtphäliſchen Friedens in Schweidnitz, Jauer und Glogau zu bauen erlaubt. Die Bitte, von den 3 Haupt- und 8 Nebenkirchen in Schweidnitz, die den Evangeliſchen verſchloſſen, in Beſitz der 30 Katholiken waren, auch nur Eine abzutreten, ward ungnädig abgeſchlagen und für das ganze Fürſtenthum Schweidnitz, ſammt der Stadt, durfte nur Ein Pfarrer und zwei Kapelläne angeſtellt werden. Die Friedenskirchen durften nur von Holz und Lehm gebaut ſein. In Glogau ſtürzte eine ſolche Kirche ein, aber die Behörde wollte die Wiedererbaunng nicht zugeben, weil man verſprochen habe, ihre Erbauung, nicht aber ihre Wiederherſtellung zu geſtatten. Wollte einer der evang. Geiſtlichen, oft 12—15 Stunden in der Entfernung, einem Kranken das hl. Abendmahl reichen, ſo mußte er einen beſondern Erlaubnißſchein des betreffenden katholiſchen Prieſters vorzeigen. Wenn zufällig zwei Kranke im Ort waren, wurde die Beſuchserlaubniß doch nur für Einen ertheilt, damit der evang. Geiſtliche die Reiſe zweimal zu machen hätte. Es war eben die Abſicht in Schleſien wie in Böhmen die evang. Kirche völlig auszurotten. Im Altranſtetter Vertrag (1707) wurde durch die kräftige Fürſprache Carls XII von Schweden, der dem Kaiſer Joſeph I. einen ſolchen Schrecken eingeflößt hatte, daß er dem Papſt auf den Vorwurf, er habe den Lutheranern zu große Freiheiten eingeräumt, antwortete: es iſt nur gut, daß Carl mir nicht zugemuthet hat, ſelbſt lutheriſch zu werden, ich weiß nicht, was ich gethan hätte — in jenem Vertrage ward den Schleſiern endlich erlaubt, noch 6 ſogenannte Gnadenkirchen zu erbauen, Schulen zu errichten, die Zahl der Geiſtlichen nach

dem Bedürfniß zu mehren, Thürme zu erbauen, ein Glockengeläute zu beschaffen, öffentliche Leichenbegängnisse zu halten. Kränkungen, besonders der Geistlichen, Beschränkungen, wo sie nur immer sich anbringen ließen, und Verleumdungen der Evangelischen dauerten fort, auch nachdem äußerlich ein Friedensstand hergestellt war. Ein Diakonus Krause, der in einer Leichenpredigt gesagt hatte, zur Seligkeit sei nicht nöthig weder die Einwicklung des Todten in eine Mönchskutte, noch nütze die Anrufung der Maria und ihres blauen Mantels etwas, ward um 100 Dukaten gestraft, die der Ankläger, der Rektor des Jesuiten-Collegiums erhielt, ja selbst der Vorgänger unseres Schmolk, Diakonus Wiedmann, wurde wegen eines Gedichts, das er 18 Jahre vorher als Student verfaßt und in dem er ohne alle Schmähung das evang. Bekenntniß im Gegensatz zu dem katholischen herausgehoben hatte, wegen „seines lästerlichen, scabiösen, dem seligmachenden, katholischen Glauben sehr nachtheiligen Buchs" ins Gefängniß gesetzt und mit Noth dem Pranger entzogen. Er mußte das Land meiden. Das war der schwierige Boden, auf dem der Mann, den unser Gedächtniß feiert, geboren wurde und seine Wirksamkeit finden sollte. Wunderbar und nur durch die Einwohnung des höheren göttlichen Geistes ist es erklärlich, daß statt Liedern „aus Babylon" so viele frische, frohe Dankeslieder diesen geweihten Lippen entflossen und nur sehr selten ein leiser Anklang der schweren Gegenwart vernehmbar wird. Es muthet den Freund Schmolk'scher Lieder schon der Name an, wie der Eintritt in einen reichen Blumengarten, und da jeder Blumenfreund seine besondern Lieblingsblumen hat, so erscheint uns dieser Name wie der frische belebende Duft der an Glocken der verschiedensten Farben reichen Hyacinthe. Sehr einfach im äußeren Verlaufe war Schmolks Leben. Er war geboren den 21. Dez. 1672, also am Thomastag. „Dieser mein Geburtstag, sagt er, hat mich in meinem Kreuz und Kummer oft aufgerichtet mit Vorhalt des Worts: mein Herr und mein Gott." Der fromme und gläubige Vater war Pfarrer in Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz in Schlesien, ein treuer Zeuge seines Herrn, der 47 Jahr lang sein Amt in dieser Gemeinde verwaltete. Von 4 Kindern das letzte, erhielt unser Schmolk den Namen Benjamin. Noch nicht 3 Jahre hatte er erreicht, als ihm schon die treubesorgte Mutter, eine geborne Dehmel entrissen wurde. Dem Hauslehrer der v. Rothenkirch'schen Kinder, Wießner, der ihn eine zeitlang mit denselben unterrichtet hatte, folgte er, als derselbe nach Schmiedeberg versetzt wurde. Im Jahr 1681 in seinem

9ten Jahre trat er in die Schule in Steinau a. d. Oder, wo der Adjunkt Schubart ihn in seine Pflege aufnahm. Nach drei Jahren kam er in das Gymnasium zu Liegnitz und nach weiteren 3 Jahren in das zu Breslau. Als im Frühjahr 1688 der berühmte Schulmann Georg Wende das Rektorat in Laubau antrat, folgte er ihm mit mehreren jungen Leuten dahin. Hier wurde er Mitglied des Palmordens, und diesem Wende verdankt Schmolk die erste Anregung zur Poesie. Wir bemerken, es waren damals noch Nachklänge der früheren Bacchantenzeit, die Schüler wanderten noch mit den Lehrern. Fünf Jahre verweilte Schmolk in Laubau und legte einen tüchtigen Grund seiner ferneren Studien. Nach 12jähriger Abwesenheit betrat er, unverdorbenen Herzens und geschmückt mit vielseitigem Wissen wieder das Vaterhaus und predigte mit Beifall als ein 21jähriger Jüngling. Der Patron der väterlichen Pfarrstelle, ein v. Haugwiz, verlieh ihm ein Stipendium von 300 Thalern auf 3 Jahre und auch andere theilnehmende Freunde rüsteten ihn mit den Mitteln aus, die Universität zu beziehen. Er wählte Leipzig. Es war um Michaelis 1693. Seine ersten Collegien in Geschichte und Naturwissenschaften fesselten ihn so mächtig, daß er eine zeitlang schwankte, ob er nicht den ärztlichen Beruf ergreifen wolle. Der frische Zug zur Natur drückte sich auch lebenslang bei ihm in seinen Liedern aus. Ward seine Studienzeit auch durch eine schwere Krankheit unterbrochen, so vollendete er sie dennoch innerhalb 4 Jahren. Mit tüchtigem theologischen Wissen und mit ungebrochenem kindlichen Glauben kehrte er ins Vaterhaus zurück. Schon auf der Universität hatte er sich durch seine Gedichte Belohnung und Beifall, ja die Dichterkrone erworben und deckte damit theilweise seine Studienkosten.

Kurze Zeit stand er hier seinem Vater zur Seite; er verehelichte sich im Jahr 1702 mit Anna Rosina, Tochter des Kaufmanns Rehwald in Laubau, die ihm in Treue und Gleichgesinntheit die oft schweren Stunden seines Berufs tragen half. Sie schenkte ihm 5 Kinder, 2 Söhne und 3 Töchter, von welch' letzteren die 2 jüngeren früh wieder starben. Weit herum hatte sich bald der Ruf der persönlichen Liebenswürdigkeit Schmolks und seiner ausgezeichneten Prediger-Begabung verbreitet. In seinem 30. Jahre, im Jahr 1702 ward er daher als Diakonus an die Friedenskirche in Schweidnitz berufen. Die Parochie umfaßte 36 Ortschaften mit nahezu 14000 Seelen. Es kamen jährlich 1000, später 1700 Taufen vor. Die 3 Geistlichen durften auch in Erkrankungsfällen von auswärts keine Hülfe berufen, im Sommer fanden 3, im

ter 2 Predigten ſtatt, dazu die Reiſen zu entfernten Glaubens-
ſſen, die Wochengottesdienſte, das wöchentlich zweimalige Beicht-
, die Krankenbeſuche, Trauungen, Leichenbegängniſſe — kein
ıber, daß nur wenige die Beſchwerden dieſer Aemter über
;e Jahre zu tragen vermochten. Dazu kam die Gefahr, mit
n übel gedeuteten Worte unter der Laſt ſo tiefer Bedrückungen
lauernden Feinden ins Gericht zu fallen. Schmolk mit ſeiner
:rn, friſchen Gemüthsſtimmung, mit ſeinem verträglichen auch
)en Verhältniſſen zu ſeinen Collegen ſo liebevollen und doch
t ſchwachen Sinne, umſchiffte alle dieſe Klippen und Anſtände,
man vernimmt nicht, daß er in irgend eine widerwärtige Be-
ung zu ſeiner Obrigkeit und den Katholiken gerieth. Er war
r auch ein loyaler Bürger und feierte immer und immer wieder
.en „Kaiſer" bei ſeinen Siegen und bei allen Erleichterungen
B. bei der Erlaubniß Glocken zu haben, Schulen zu errichten),
.che die evangeliſche Gemeinde im Lauf der Zeit erhielt. Am
. Dez. 1716 legte eine Feuersbrunſt halb Schweidnitz in Aſche.
inaus dieſer Veranlaſſung gedichtetes Lied: „Denke Schweidniz,
ıke dran!" wird noch bei der jährlichen Gedächtnißpredigt ge-
ıgen. Der Lebensgang eines evangeliſchen Geiſtlichen iſt meiſt
. verborgener. Er ſäet, er pflanzt auf Hoffnung, in niederſchla-
ıden Erfahrungen, aber auch in Erfahrungen der Wirkſamkeit
s Gotteswortes, unter ſtiller Hülle geht ſein Lauf dahin, im Em-
ıngen aus dem Borne göttlicher Weisheit und Gnade, und im
)eben aus dem Reichthum Chriſti verzehrt ſich ſein äußeres und
ıneres Leben. Das war auch der Inhalt des Paſtorallebens die-
s lebendigen Zeugen. Wie der Vater ſeiner erſten Gemeinde
eu verbunden blieb, ſo der Sohn ſeinem Schweidnitz, wo er die
ıtufen als Archidiakonus (1708), als Senior (1712) und Ober-
ıarrer (1714) allmählig erſtieg. Den Geiſt ſeines Wirkens
ıückt er in der Leichenrede für einen Collegen als ſein eignes
:rlebniß ſo aus: „Der predigt am allerkräftigſten, der aus der
:rfahrung predigt. Die Arznei, die er ſelbſt gekoſtet, reicht er
lndern deſto ſicherer. Die beſte Kanzel eines Predigers iſt ſein
igen Herz. Je tiefer aus dem Herzen, je tiefer in die Her-
en." Mit dem mitlebenden Geſchlechte ſtirbt der lebendige Ein-
)ruck einer begabten Predigerperſönlichkeit, aber wie die Ringe
eines in einen ſtillen See geworfenen Steines ſich weit und wei-
ter umkreiſen, ſo geht von Familie zu Familie, wohl in ſtiller
Verborgenheit, das Bild ihres Glaubens und die Wärme ihres
Zeugniſſes zu jüngeren Geſchlechtern über. Wenn aber auch die

Spuren des Predigers nicht mehr nachweisbar sind, die belebten Worte des Dichters sind nicht untergegangen.

Wir können die reichen Gaben des in 16 Sammlungen erschienenen Schatzes (die einzige Gesammt-Ausgabe erschien unter dem T.: Hrn. Sch. s. trost- u. geistreiche Schriften Tübingen 1740 u. 1744 in 2 starken Bänden) mit dem neuesten verdienstvollen Bearbeiter (L. Grote Leipzig 1855 und 1860) eintheilen in Lieder (1188 geistliche Gedichte), gereimte Gebete und prosaische Gebete, — überdieß finden sich Leichenreden, in denen neben Wunderlichkeiten des Zeitgeschmacks wahre Goldkörner verborgen liegen, Cantaten über das Kirchenjahr und eine reiche Blumenlese von Gelegenheitsgedichten an die mannichfachsten Personen und Lebensvorkommenheiten. Die erste Sammlung erschien 1704 unter dem Titel „Heilige Liebesflammen der himmlisch gesinnten Seele." Der bleibende Ruhm, den die Kirche diesem ihrem Dichter zutheilt, beruht auf seinen Liedern, mit denen ein vollständiges Gesangbuch könnte ausgestattet werden. Es ist zum Erstaunen, wie reich Schmolk in so schwerer Amtsmühe sich als Liederdichter erwiesen hat. Diese Lieder bewegen sich allermeist in den gewohnten Melodien; besonders die nach der Melodie: „Was Gott thut das ist wohlgethan" haben etwas Frisches und oft fein Gegensätzliches. Es ist bezeichnend, daß seine Poesie, wie sie denn eine mehr bürgerliche ist, selten zu den höheren Rhythmen, wie z. B. „Wachet auf ruft uns die Stimme," oder: „Wie leuchtet uns ꝛc." sich erhebt, gerade wie es der Fall ist bei Ph. Fr. Hiller, dem Sänger der frommen Kreise in Württemberg. Schmolk steht fest auf dem Grunde des evang. luth. Bekenntnisses, dem zur Voraussetzung die Anerkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit und zur Folge der Rechtfertigung die Aneignung des neuen Lebens in Christo feststehen. Irdischen Dichterruhm suchte er nicht, er wollte eben seine Gabe auf den Altar des Herrn niederlegen zu Seiner Verherrlichung und zur Erbauung seiner Mitchristen; ihm war eben die Poesie das veredelte Kleid, mit dem Gottes ewige Gedanken, die für sich selbst die höchste Poesie sind, sollten dargestellt werden. Der Preis des Erlösers durchdringt alle seine Lieder. In den vielfachsten Weisen und Vergleichungen gipfeln sich zu diesem Thema alle seine Gaben, sie alle haben den Grundton seines Liedes: „Jesus, Jesus ist der Name, der in meinem Herzen steht." Reich ist seine Anwendung auch des A. Testaments, so daß besonders auch Beziehungen auf alttestamentl. Namen (z. B. Mizpa, Bochim (1. Richter 2, 1—6), Kedar, Mara und dgl.) gerne wiederkehren. In dieser Hinsicht hat er viele Aehn-

ichkeit mit dem reichen noch zu seiner Zeit herabreichenden Lie-
derdichter J. A. Lehmus in Rothenburg ob der Tauber, geb. 1707,
daselbst als Superintendent gestorben 1788, einem Mann Gottes
von hoher priesterlicher Würde. Schmolk erreicht nicht die feste
Glaubenszuversicht der Reformationslieder, nicht den dichterischen
Schwung eines P. Gerhardt, aber er hat ebenso den gar zu
subjektiven Gefühlsstimmungen der Halle'schen Schule widerstanden.
Seine Lieder sind meist nicht eigentliche Kirchenlieder, sondern viel-
mehr Andachtslieder für die Hauskirche. Seine Sprache ist für
die Zeit rein, dem Gegenstand angemessen. Die Verse sind wohl-
lingend und gern zu Gegensätzen sich zuspitzend. Daß, nament-
lich in den späteren Gelegenheits-Gedichten, öfters matte und in
wunderlichem Zeitgeschmack sich verlaufende Verse vorkommen, das
bekennt er selbst in den Worten: „wenn die Bäume allzuoft ge-
schüttelt werden, lassen sie auch unreife Früchte fallen." Solche
sind wohl auch vorhanden, aber doch keine faulen. Schmolk ist
in ausgezeichnetem Sinne ein Volksdichter. Kein Gesangbuch, das
ja doch zugleich ein Hausbuch sein will, besteht ohne einen Blu-
menstrauß aus seinem weiten Garten: mehrere aus seinen Werken
zusammengefügte Gebetbücher waren und sind die tägliche Geistes-
nahrung christlicher Herzen. Erst noch als dieses eben geschrieben
wurde, stand ein Seelsorger an dem Sterbebette einer hochbetag-
ten, christlichen Wittwe, der dieses Schmolk'sche Gebetbuch ein so
treuer Lebensgefährte einer langen Wallfahrt geworden war, daß
sie zur Verwunderung des Geistlichen das ganze Buch wörtlich
ins Gedächtniß gefaßt hatte. Auf Tausenden von Lippen hat am
Sonntag geschwebt sein Sonntagslied: „Licht vom Licht, erleuchte
mich!" Wie viele haben diesen Morgen begrüßt mit den Worten:
„Thut mir auf die schöne Pforten;" wie Viele haben sich ge-
stärkt an dem Trostlied: „Je näher Kreuz, je näher Himmel;" wie
Viele sind am Abend entschlafen mit den Worten: „Hirte! Deiner
Schafe;" wie Viele haben ihren Glaubensmuth erhoben mit dem
Triumphgesang: „Ich geh' zu Deinem Grabe;" wie Viele haben
neue Kräfte bekommen in den Volksliedern im höhern Ton: „Al-
lein und doch nicht ganz allein" und „der beste Freund ist in
dem Himmel!" Von wie vielen dieser Lieder ist es bekannt und
von wie viel mehreren ist es zu glauben, daß sie eine eigene stille
Missions-Arbeit an den Herzen ausgeübt haben, und daß sie eine
besondere vor Menschen-Augen und Ohren verborgene und doch
kräftige Lebensgeschichte in sich schließen. Wie bist du doch so

reich, du deutsche evang. Kirche, viel reicher, als es Tausende deiner Glieder auch nur von ferne ahnen!

Noch treten wir an das Kranken- und Sterbebette unseres Schmolk. Schmolk war eine durchaus liebenswürdige Persönlichkeit. Seine Freundlichkeit gegen Jedermann erwarb ihm allgemeine Liebe; die Gaben seines Geistes und Herzens allgemeine Hochachtung. Er war in Demuth, Gottvertrauen und Geduld eine wahre Johannesseele; in ihm hatte Christus eine Gestalt gewonnen, er gehörte zu den seltenen Auserwählten, die von frühester Kindheit an in der Gnadenverbindung mit dem Heilande unverrückt geblieben sind. Er genoß eine kräftige Gesundheit, nur selten von krankhaften Anfällen unterbrochen, doch trug er in sich das Gefühl, daß er schwerlich das hohe Alter seiner Väter erreichen werde und sagte deshalb: „Komme ich nicht an die Zahl meiner Väter, so bin ich um so eher bei ihnen im Himmel!" Am Sonntag Lätare 1730 traf ihn ein Schlagfluß. Er erholte sich zwar von demselben und konnte wie er sagt: „seinem Gott noch 5 Jahre etwas nütze sein." Er ergoß sich in Liedern zum Lobe dessen, der „ihm noch im Alter aus Liebe eine so scharfe Dornenkrone wachsen ließ." Es erschienen noch 8 Sammlungen geistlicher Gedichte, meist Passions-, Begräbniß- und Trostlieder. Er urtheilte darüber: „Gottes Kraft ist noch immer in meiner Schwachheit mächtig, daß ich zum geistlichen Bau wo nicht große Steine, doch kleine Sandkörnlein bringen kann." Wiederholte Schlaganfälle, in deren Folge eine Erblindung, machten ihn völlig zur „Rose, die unter den Dornen blüht," wie er sich so gerne nannte. Am Bußtage 1735 predigte er zum letztenmale. Als seine Augen nicht mehr seine Gemeindegenossen anzuschauen vermochten, legte er, sie stille segnend, ihnen noch die Hände auf. Wohlgerüstet — die Seinen segnend — entschlief er an seinem Hochzeitstage — den 12. Febr. 1737.

Ihm gilt sein eigenes Wort: „Aus der Abendröthe sehen wir, wie schön der Tag gewesen und wir urtheilen aus den hinterbliebenen Fußstapfen einer unsterblichen Seele, wie nahe sie ihrem Ursprunge gekommen ist."

J. G. Hegler in Markgröningen in Württemberg.

Folge der Lebensbilder
im Jahrgang 1866.

A. Aus dem Leben Jesu.

1. Mariä Heimsuchung.
2. Der Kampf Jesu in Gethsemane.

B. Aus der Kirche.

I. Aus der alten Kirche.

3. Castus und Aemilius, Märtyrer in Nordafrika.
4. Ephraem der Syrer † 379.
5. Meletius, Bischof von Antiochien † 381, und das II. allgemeine Concil zu Constantinopel.

II. Aus dem Mittelalter.

a) in England.
6. Augustinus, Ap. der Angelsachs. † 605.
9. Aelfred der Gr., König † 901.

b) in Frankreich u. Belgien.
7. Amandus, Wanderbischof † 679.

c) in Deutschland.
8. Rupert, Apostel der Baiern † zu Anfang des 8. Jahrh.

d) in den Niederlanden.
10. Johann Wessel † 1489.

III. Aus dem Zeitalter der Reformation.

11. Thomas von St. Paul, Märt. in Paris † 1551.
12. Otto Catelin, Märt. in Gent † 1554.
13. Nicolaus Ridley, Bischof von London, Märt. in Oxford † 1555.
14. Luigi Pasquali, der letzte Prediger der Waldenser in Calabrien, Märt. in Rom † 1560.
15. Wilh. Hoseus, Märt. in Brüssel † 1566.

IV. Aus dem Zeitalter nach der Reformation.

16. Paul Gerhardt, Prediger in Berlin, zuletzt in Lübben † 1676.
17. Benjamin Schmolk, Prediger in Schweidnitz † 1737.

Verbeſſerungen.

S. 44 A. 1. Z. 5 v. u. iſt M zu ſtreichen.
– 84 Z. 3 ſt. das zeitliche und ewige l. unſer zeitliches und ewiges.
– – – 11 ſt. die Nächte über l. zur Nachtzeit.
– – – 23. 24 nach Iſraels iſt ein , u. nach verklungen ein ; zu ſetz
– 85 – 5 ſt. Setzet l. ſetzet.
– – – 16 iſt wie zu ſtreichen.
– – – 19 ſt. mit dem l. womit.
– 86 – 13 ſt. entarteten l. entlarvten.
– – – 28 ſt. ſiegen l. ſterben.
– 87 – 23 zu wir wiſſen iſt hinzuzuſetzen davon.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1867.

Mit Beiträgen

von

Christoffel, v. Grüneisen, Hartmann, Kalkar, Köpke, Krummacher, Odderhose, Lübker, Merz, Noeldechen, Otto, v. Palmer, Ranke, Schmieder, Steinmeyer.

Herausgegeben

von

Ferdinand Piper,

der Theologie Doctor und Professor.

Achtzehnter Jahrgang.

Zum Debit im Auslande.

Berlin,

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1867.

Vorrede.

Auch der vorliegende Jahrgang hat erfreulicher Weise, neben der bewährten Theilnahme älterer Freunde, eine Anzahl neuer Mitarbeiter, gleich den beiden vorhergehenden Jahrgängen, erlangt. Diese gehören außer Preußen drei Ländern an, zwei deutschen und einem nordischen, die jüngst noch demselben im Kriege gegenübergestanden haben. Was aber durch diesen Kalender beabsichtigt wird, ist von Anbeginn sowohl als eine kirchliche wie als eine nationale Aufgabe und zugleich als ein Friedenswerk bezeichnet[1]). — Zu den Verlusten im Kreise der Mitarbeiter, die früher angezeigt worden, tritt noch der Tod von Dr. C. A. Auberlen, Professor in Basel hinzu († 2. Mai 1864); der Kalender verdankt ihm das Lebensbild Oetingers im Jahrgang 1853. Und jüngst ist Dr. Chr. H. Sixt, Consistorialrath in Anspach, früher Decan in Nürnberg, geschieden († 21. August 1866), von dessen Hand drei Lebensbilder aus der Reformationszeit, des L. Spengler, G. Spalatinus und der Argula von Grumbach in den Jahrgängen 1860, 1861, 1864 vorliegen, und dessen fernere Mitwirkung dem Kalender nicht gefehlt hätte, wenn nicht überhäufte Amtsgeschäfte dazwischen getreten wären.

Die Lebensbilder dieses Jahrgangs enthalten unter anderm die Darstellung einer Reihe von Märtyrern aus alter, mittlerer und neuerer, der Reformationszeit: darunter ist einer, für welchen im nächsten Jahr das 300jährige Gedächtniß seines Todes eintritt, Pietro Carnesecchi, der zu Rom am 3. October 1567 enthauptet und verbrannt wurde. Ein anderes, 200jähriges Gedächtniß betrifft Luise Henriette, die Gemahlin des großen Kurfürsten, † am 8/18. Juni 1667, deren Leben schon im ersten Jahrgang (1850) geschildert ist. Dazu kommen vielleicht noch die Secularlage zweier der ehrwürdigsten Blutzeugen aus der christlichen Urzeit, eines Apostels und eines Apostel-Schülers, des Petrus und Polycarpus, deren Lebensbilder im Jahrgang 1859

1) S. Evang. Kal. für 1850. S. IV ff.

und in dem vorliegenden [1]) gegeben sind, — wenn anders ihr Tod in die Jahre 67 und 167 trifft. Bei dem Apostel Petrus ist dies seit Baronius (nach dem Vorgang des Eusebius) die offizielle Annahme der römischen Kirche, welche sich demnach anschickt, im nächsten Jahr das 1800jährige Jubileum seines Todes zu begehen. Es trifft in eine Zeit merkwürdiger Umkehr und Befreiung dieser Kirche: der Befreiung von einer 1100jährigen Verknüpfung mit weltlicher Herrschaft, bei deren erster Erwerbung (angeblich durch die Schenkung Constantins), wie man selbst im Mittelalter wissen wollte, Engel-Stimmen verkündet haben sollen: heute sei Gift in der Kirche ausgegossen.

Auf die Lebensbilder, die den Namen des verbesserten evangelischen Kalenders gewidmet sind, folgen diesmal noch zwei, welche der neuern Zeit angehören [2]): das eine, ein Denkmal für einen Gottesgelehrten ohne Falsch, an der Grenze des gegenwärtigen Zeitalters, den Repräsentanten einer Schule, durch welche die ungebrochene Ueberlieferung einer gläubigen Theologie bis auf unsere Zeit gekommen ist, Steudel, Professor in Tübingen († 24. October 1837); das andere ein Kranz auf das frische Grab des Apostels der Lapländer Stockfleth († 26. April 1866).

Unter den vermischten Aufsätzen schließt sich der erste, über die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht, in gewisser Weise an die in diesem Kalender (Jahrg. 1857) mitgetheilte Beschreibung des christlichen Museums der hiesigen Universität, welcher Vorschläge über die Errichtung christlicher Museen für die Schule und Gemeinde beigefügt sind. Dort war, gegenüber der Universität, die Schule überhaupt, sonderlich die Volksschule in's Auge gefaßt: zwischen beiden steht das Gymnasium, so daß schon die Consequenz des Gedankens auf dieses Thema leitet. Zunächst aber hat dasselbe einen praktischen Grund, da ich im Universitätsunterricht die Folgen wahrgenommen, welche die Versäumniß der mo-

---

1) Die (seit 1842 viel verhandelte) Frage über die quartadecimanische Osterfeier, die bei Polycarp zuerst zur Sprache kommt, ist hier in der Kürze nach einer Auffassung dargestellt, auf welche ich in meiner Abhandlung über Melito vom J. 1838 Bezug genommen habe, da sie schon damals niedergeschrieben war. Eine verwandte Frage zur alten Osterordnung ist demnächst im Anhang meiner Geschichte des Osterfestes seit der Kalenderreformation, Berlin 1845, behandelt. Den ganzen Gegenstand denke ich später in einem größern Zusammenhang wieder aufzunehmen.

2) Wie früher die Lebensbilder von Schleiermacher und Neander mitgetheilt sind, s. Evang. Kal. für 1859. S. IV.

numentalen Studien auf den Gymnasien für die Studirenden hat: daß wenn dieser Theil der Theologie (und dasselbe gilt von der Philologie) gelehrt werden soll, es an der Vorbereitung, ja an dem Sinn dafür fehlt. Nachdem ich über den gegenwärtigen Stand dieser Studien auf den Gymnasien in einem weitern Bezirk, auf einer Reise durch die Schweiz und das westliche Deutschland mich orientirt hatte, habe ich, um Abhülfe zu gewinnen, an die Schulmänner selbst mich gewendet durch einen Vortrag (der in dieser Abhandlung erweitert erscheint) in der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hannover im September 1864 [1]). Da nach demselben zu der gewünschten Verhandlung über den Gegenstand nicht mehr Zeit war, so wurde beschlossen, auf Grund bestimmter Thesen in einer der nächsten Jahres-Versammlungen vor allem im Bereich der pädagogischen Section sie vornehmen zu lassen. Demgemäß sind die der Abhandlung hier beigefügten zwölf Thesen (die aus dem Vortrag selbst abgeleitet worden) in der pädagogischen Section der Philologen-Versammlung zu Heidelberg im September 1865 von mir vorgelegt, welche darüber in zwei Sitzungen, das erstemal in Gemeinschaft mit der archäologischen Section, lebhaft verhandelt hat und der Sache ihr Recht hat angedeihen lassen. Ich bin erfreut, auf die eben im Druck (Leipzig bei Teubner) erscheinenden vollständigen Berichte verweisen zu können. Ueberdies darf ich auf ein eingehendes Schreiben des K. preußischen Ministers für die Unterrichtsangelegenheiten Herrn Dr. v. Mühler vom 30. December 1865 [2]) Bezug nehmen, welches aus Anlaß jener Vorlagen die Absicht ausspricht, sowohl bei der Prüfung für das Lehramt in den höheren Schulen auf den Nachweis derartiger Studien künftig besondern Werth zu legen, als die Anschaffung von Gegenständen antiker Kunst für diese Schulen zu fördern. — Nachdem also die Frage im Kreise der nächst betheiligten gereift ist, bringe ich sie nun vor das größere Publicum, in der Ueberzeugung, daß sie niemanden gleichgültig läßt, dem die heranwachsende Generation und die allseitige Pflege ihrer höchsten Güter am Herzen liegt.

Berlin, den 27. August 1866.

F. Piper.

---

1) Abgedruckt in den Verhandl. der XXIII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Leipzig 1865. S. 85—102.

2) Veröffentlicht im Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preußen, herausgeg. von Stiehl. Berlin 1866. S. 28 ff.

Inhalt.

		Seite
Der Kalender, kirchl. u. astronom., für 1867	vom Herausg.	1- 13
Erklärung des Kalenders		14
Einleitung	vom Herausg.	15- 16
1. Der kirchl. Kal. 2. Die Lebensbilder. 3. Die Kunstbeilagen		
Vermischte Aufsätze		17- 68
1. Ueber die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht (vorgetragen in der Philologen-Versammlung zu Hannover 1864)	vom Herausg.	17- 56
I. Ihre Nothwendigkeit im Organismus dieses Unterrichts		18- 30
II. Der Ort im Lehrplan		30- 48
III. Die Mittel der Ausführung		48- 56
2. Thesen über dieselbe Frage (vorgelegt in der Philologen-Versammlung zu Heidelberg 1865)	vom Herausg.	57- 58
3. Johannes der Täufer in griechischen Kunstvorstellungen (mit einer Abbild.)	vom Herausg.	59- 68
Lebensbilder zum evangelischen Kalender		69-194
1. Aller Heiligen,	vom Herausgeber	69- 75
2. Polycarpus,	von demselben	75- 89
3. Florianus,	von Dr. Otto, Prof. d. Theol. in Wien	89- 90
4. Quirinus,	von demselben	90- 91
5. Victorinus,	von demselben	91- 96
6. Eustasius,	von Dr. Ranke, Gymn.-Dir. in Berlin	96-101
7. Die beiden Ewalde,	von Dr. Köpke, Prof. d. Phil. in Berlin	101-104
8. Corbinianus,	von Dr Hartmann, Pfarr. i. Schönthal	104-108
9. Claudius von Turin,	von Dr. Noelbechen, Ob.-Pred. i. Halberst.	108-117
10. Rudericus,	von Dr. Krummacher, Hofpr. i. Potsdam	117-126
11. Stanislaus,	von Dr. Merz, Decan in Marbach	126-131
12. Anna Askew,	von Dr. v. Grüneisen, Ob.-Hofpr. i. Stuttg.	131-133
13. Christoph Schmidt,	von Lebberhose, Decan in Neckarau	133-141
14. Pietro Carnesecchi,	von Christoffel, Pfarrer bei Basel	142-155
15. Hugo Grotius,	von Dr. Lübker, Director in Flensburg	156-166
16. Gottfried Arnold,	von Dr. Steinmeyer, Prof. d. Theol. i. Berl.	166-179
17. Heidenmiss. d. Brüd.-Un.,	von Dr. Schmieder, Sem.-Dir. i. Wittenb.	179-187
18. Hans Egede,	von Dr. Kalkar, Pastor bei Kopenhagen	188-194
Lebensbilder aus der neuern Zeit		195-221
1. Steudel,	von Dr. v. Palmer, Prof. d. Theol. i. Tüb.	195-213
2. Stockfleth,	von Dr. Kalkar, Pastor bei Kopenhagen	213-221
Folge der Lebensbilder im Jahrgang 1867		222

Das 1867ste Jahr

eit unſers Herrn Jeſu Chriſti Geburt iſt ein Gemein-Jahr von 365 Tagen.

Zeit- und Feſtrechnung.

	Gregorianiſcher Kal.	Julianiſcher Kal.
Güldene Zahl	6	6
Epakten	XXV	VI
Sonnencirkel	28	28
Sonntags-Buchſtabe	F	A
Oſterſonntag	21. April.	16. April.

Von den Jahreszeiten.

Frühlingsanfang: den 21. März um 2 Uhr 32 Min. Morgens.
Sommersanfang: den 21. Juni um 11 Uhr 5 Min. Abends.
Herbſtanfang: den 23. September um 1 Uhr 28 Min. Nachmittags.
Wintersanfang: den 22. December um 7 Uhr 32 Min. Morgens.

Von den Finſterniſſen.

Es begeben ſich in dieſem Jahre vier Verfinſterungen, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen in unſern Gegenden die erſte Sonnen- und die zweite Mondfinſterniß ſichtbar ſein werden.

Die erſte Sonnenfinſterniß tritt ein den 6. März Morgens und wird in ganz Europa, dem nördlichen Theil von Africa und dem weſtlichen Theil von Aſien ſichtbar ſein und in einigen Gegenden ringförmig erſcheinen. Der Anfang der Finſterniß in Berlin iſt um 9 U. 24 Min. mittlerer Berliner Zeit, die Mitte, da die Sonne auf 9,6 Zoll verfinſtert erſcheint, um 10 U. 46 M., das Ende derſelben um 12 U. 8 Min.

Die zweite Mondfinſterniß tritt ein in der Nacht vom 13. auf den 14. Sept. und wird in Europa und Aſien ſo wie während eines großen Theils der Dauer in America ſichtbar ſein. Der Anfang der Finſterniß iſt um 11 U. 51 Min. mittlerer Berliner Zeit, ihre Mitte, da der Mond auf 8,4 Zoll verfinſtert erſcheint, um 1 U. 20 M., das Ende derſelben um 2 U. 49 Min.

Die beiden andern bei uns nicht ſichtbaren Finſterniſſe ſind:
Die erſte Mondfinſterniß den 20. März Morgens.
Die zweite Sonnenfinſterniß den 29. Auguſt Mittags.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die zwölf himmliſchen Zeichen.

♈ Widder	♋ Krebs	♎ Waage	♑ Steinbock
♉ Stier	♌ Löwe	♏ Scorpion	♒ Waſſermann
♊ Zwillinge	♍ Jungfrau	♐ Schütz	♓ Fiſche

Sonne und Planeten.

☉ Sonne	♃ Jupiter	
☿ Mercur	♄ Saturn	
♀ Venus	♅ Uranus	
♂ Mars	☾ Mond.	

Die Mondviertel.

● Der neue Mond
☽ Das erſte Viertel
○ Der volle Mond
☾ Das letzte Viertel.

1. Mon.	Tagnum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lä. Mo. im J.
1. W.		Neujahr.	Ev. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.						
Dienst.	1	Neujahr	8 13	3 54	♏	3 35		1 Neuj. Immanuel	18
Mittw.	2		8 13	3 55	♐	4 35		2 Märt. d. h. Büch.	18
Donn.	3		8 13	3 56	♐	Utg.		3 Gordius	18
Freit.	4		8 13	3 57	♑	Ab.		4 Titus	18
Sonn.	5		8 13	3 59	♑	4 1		5 Simeon	18
2. W.		Epiphan.	Ev. Von den Weisen aus Morgenland, Matth. 2. Ep. Jes.						
Sonnt.	6	Erschein.	8 13	4 1	♑	4 57	●	6 Erschein. Christi	18
Mont.	7	Chr.	8 12	4 3	♒	5 57	N. M.	7 Widukind	18
Dienst.	8		8 11	4 4	♒	7 1	Mg.	8 Severinus	
Mittw.	9		8 11	4 5	♓	8 8	1 23	9 Catharina Zell	18
Donn.	10		8 10	4 7	♓	9 17		10 Paulus Eins.	18
Freit.	11		8 10	4 8	♓	10 28		11 Fructuosus	18
Sonn.	12		8 9	4 10	♈	11 40		12 Joh. Chastellain	18
3. W.		1. Epiphan.	Ev. Jesus als Knabe im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.						18
Sonnt.	13		8 8	4 11	♈	Mg.	☽	13 Hilarius	18
Mont.	14		8 8	4 13	♉	12 54	E. V.	14 Felix	18
Dienst.	15		8 7	4 14	♉	2 9	Ab.	15 Johann Laski	18
Mittw.	16		8 6	4 16	♊	3 24	5 28	16 Georg Spalatin	18
Donn.	17		8 5	4 18	♊	4 37		17 Antonius	18
Freit.	18		8 4	4 19	♋	Aufg.		18 Joh. Blackader	18
Sonn.	19		8 3	4 21	♋	Ab.		19 (Babylas (Isab. od. Elisab.)	18
4. W.		2. Epiphan.	Ev. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	20		8 1	4 22	♌	5 7	○	20 Fabian, Sebastian	18
Mont.	21		8 0	4 24	♌	6 23	V. M.	21 Agnes	18
Dienst.	22		7 59	4 25	♍	7 39	Mg.	22 Vincentius	18
Mittw.	23		7 58	4 27	♍	8 53	8 29	23 Jesaias	18
Donn.	24		7 57	4 29	♎	10 4		24 Timotheus	18
Freit.	25	Pauli Be-	7 55	4 31	♎	11 12		25 Pauli Bekehrung	18
Sonn.	26	kehr.	7 54	4 33	♎	Mg.		26 Polycarpus	18
5. W.		3. Epiphan.	Ev. Von d. Aussätz. u. Gichtbr. Matth. 8. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	27		7 52	4 34	♏	12 18	☾	27 Joh. Chrysost.	18
Mont.	28		7 51	4 36	♏	1 22	L. V.	28 Karl der Große	18
Dienst.	29		7 50	4 38	♐	2 24	Nm.	29 Jubent. u Max.	18
Mittw.	30		7 48	4 40	♐	3 23	3 41	30 Johann Freder	
Donn.	31		7 47	4 42	♐	4 17		31 Hans Sachs	18

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtbar zu Anfang des Monats, geht Morg. um 6¼ U. in S. O. auf
♀ geht Morg. um 5 U. in S. O. z. O. auf und erscheint am 31sten in größten Glanz.
♂ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 10ten in ☍ ☉ kommt
♃ sichtbar zu Anfang des Mon., geht Abends um 6 U. in S. W. z. W. unter.
♄ geht Morg. um 3¼ U. in O. S. O. auf.

2. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Mond-Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im 3.
Freit.	1		7 45	4 44	♑	5 8		1 Ignatius	
Sonn.	2	Mar. Rein.	7 44	4 46	♑	Untg.		2 Mariä Reinig.	1865
6. W.		4. Epiphan. Ev. Christ. stillt Wind u. Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.							
Sonnt.	3		7 42	4 47	♒	Ab.		3 Anschar	1850
Mont.	4		7 41	4 49	♒	4 51	●	4 Rhabanus Maur.	1851
Dienst.	5		7 39	4 51	♓	5 58	N. M.	5 Ph. Jac. Spener	1865
Mittw.	6		7 37	4 53	♓	7 7	Ab.	6 Amandus	1866
Donn.	7		7 35	4 55	♓	8 18	7 9	7 Georg Wagner	
Freit.	8		7 34	4 57	♈	9 30		8 Maria Andreä	1851
Sonn.	9		7 32	4 59	♈	10 43	◟	9 Johann Hooper	1850
7. W.		5. Epiphan. Ev. Vom Unkraut unter dem Waizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.							
Sonnt.	10		7 30	5 1	♉	11 57		10 Frdr. Ch. Oetinger	1853
Mont.	11		7 28	5 3	♉	Mg.		11 Hugo v. St. Victor	1850
Dienst.	12		7 26	5 5	♊	1 10	☽	12 Johanna Grey	1855
Mittw.	13		7 24	5 7	♊	2 22	E. V.	13 Chr. Fr. Schwartz	1856
Donn.	14		7 22	5 9	♋	3 30	Mg.	14 Brun v. Querfurt	1856
Freit.	15		7 20	5 11	♋	4 30	2 34	15 Jacob vom Loh	1861
Sonn.	16		7 18	5 13	♌	5 22		16 Matth. Desübas	
8. W.		Septuages. Ev. Von d. Arbeit. im Weinb., Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.							
Sonnt.	17		7 16	5 15	♌	Aufg.		17 Patric. Hamilton	1860
Mont.	18		7 14	5 16	♍	Ab.	○	18 Simeon	1852
Dienst.	19		7 12	5 18	♍	6 27	V. M.	19 Mesrob	1857
Mittw.	20		7 10	5 20	♍	7 41	Ab.	20 Sadoth	1858
Donn.	21		7 8	5 22	♎	8 52	8 35	21 Mauritius	
Freit.	22		7 6	5 24	♎	10 0		22 Didymus	1858
Sonn.	23		7 4	5 25	♏	11 6		23 Bart. Ziegenbalg	1852
9. W.		Sexages. Ev. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.							
Sonnt.	24	Matthias	7 2	5 27	♏	Mg.		24 Matthias	1859
Mont.	25		6 59	5 29	♐	12 10		25 Casp. Olevianus	1861
Dienst.	26		6 57	5 31	♐	1 11	☾	26 Berthold Haller	1853
Mittw.	27		6 55	5 33	♐	2 7	L. V.	27 Martin Butzer	1858
Donn.	28		6 54	5 35	♑	3 0	Mitt. 12 26	28 J. de Monte Corv.	1855

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 11ten obere ☌☉).
♀ geht Morg. um 4¼ U. in S. O. z. O. auf.
♂ geht Morg. um 6 U. in N. W. unter.
♃ ist in diesem Monat nicht sichtbar, da er am 3ten in ☌☉ kommt.
♄ geht Morg. um 1¼ U. in S. O. z. O. auf.

3. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zod.	Mond-Sch. u. M.	Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebensbild im J.
Freit.	1	Bußtag in S.	6 52	5 37	♓	3 47		1 Suidbert	1858
Sonn.	2	Meiningen.	6 48	5 39	♓	4 29		2 Johann Wesley	1853
10. W.		Estomihi.	Ev. Jesus verkünd. sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.						
Sonnt.	3		6 46	5 40	♓	5 6		3 Balthilde	1859
Mont.	4		6 43	5 42	♓	Untg.		4 Georg Wishart	1851
Dienst.	5	Fastnacht	6 41	5 44	♈	Ab.		5 Thomas v. Aquino	1850
Mittw.	6		6 38	5 46	♈	6 3	●	6 Fridolin	1854
Donn.	7		6 36	5 47	♈	7 16	N. M.	7 Perpet. u. Felic.	1858
Freit.	8		6 34	5 49	♈	8 31	Mg.	8 Zachar. Ursinus	1863
Sonn.	9		6 31	5 51	♉	9 46	10 32	9 Cyrill. u. Method.	
11. W.		Invocav.	Ev. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2 Cor. 6.						1858
Sonnt.	10	Bußt. in Bayern u. Würt.	6 29	5 53	♉	11 1		10 40 Märtyrer	1860
Mont.	11		6 27	5 55	♊	Mg.		11 Wilhelm Hoseus	1866
Dienst.	12		6 25	5 56	♊	12 14		12 Gregor d. Große	
Mittw.	13		6 23	5 58	♋	1 22	☽	13 Rudericus	1867
Donn.	14		6 20	6 0	♋	2 24	E. V.	14 Mathilde	1854
Freit.	15	Bußt. i. Meckl.-Schwerin	6 18	6 2	♋	3 17	Mg.	15 Thomas Cranmer	1850
Sonn.	16		6 16	6 4	♌	4 2	9 41	16 Heribert	1852
12. W.		Reminisc.	Ev. Vom Canan. Weibe, Matth. 15. Ep. 1 Thess. 4.						
Sonnt.	17		6 13	6 6	♌	4 40		17 Patricius	1854
Mont.	18		6 11	6 8	♍	Aufg.		18 Alexander	1853
Dienst.	19		6 9	6 10	♍	Ab.		19 Maria u. Martha	1851
Mittw.	20		6 6	6 11	♎	6 31	○	20 Ambros. v. Siena	1863
Donn.	21		6 4	6 13	♎	7 41	V. M.	21 Benedictus	1854
Freit.	22	Bußt. im Kön. Sachsen	6 1	6 14	♏	8 49	Mg.	22 Nicolaus v. d. Flüe	1851
Sonn.	23		5 59	6 16	♏	9 55	9 49	23 Wolfg. F. z. Anh.	1862
13. W.		Oculi.	Ev. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	24		5 57	6 17	♏	10 57		24 Florentius	1855
Mont.	25		5 54	6 19	♐	11 56		25 Mariä Verkünd.	1856
Dienst.	26		5 52	6 21	♐	Mg.		26 Liudger	1852
Mittw.	27		5 49	6 23	♑	12 51		27 Rupertus	1866
Donn.	28		5 47	6 24	♑	1 40	☾	28 Joh. v. Goch	1853
Freit.	29		5 45	6 26	♑	2 24	L. V.	29 Eustasius	1867
Sonn.	30		5 42	6 28	♒	3 3	Mg.	30 Joh. Heermann	1864
14. W.		Lätare.	Ev. Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	31		5 40	6 30	♒	3 36	8 40	31 Ernst der Fromme	1850

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtbar in der ersten Hälfte des Monats, geht Abends um 7½ U. in W. unter (am 26sten untere ☌ ☉).
♀ geht Morg. um 4¾ U. in S. O. z. O. auf.
♂ geht Morg. um 4¼ U. in N. W. unter.
♃ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♄ geht Abends um 11¼ U. in S. O. z. O. auf.

4. Non.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
lont.	1		5 38	6 32	♓	4 7		1 Fritigil	1853
ienst.	2		5 36	6 34	♓	4 35		2 Theodosia	1856
littw.	3		5 34	6 35	♈	Untg.		3 Gerh. Tersteegen	1854
onn.	4		5 31	6 37	♈	Ab.	●	4 Ambrosius	1856
reit.	5		5 29	6 39	♈	7 27	N. M.	5 Christ. Scriver	1865
onn.	6		5 27	6 41	♉	8 45	Ab.	6 Albrecht Dürer	1856
. W.		Judica.	Ev. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.						
onnt.	7		5 25	6 42	♉	10 1	10 57	7 Olaus Peterson	
lont.	8		5 22	6 44	♊	11 13		8 Mart. Chemnitz	1862
ienst.	9		5 20	6 45	♊	Mg.		9 Thomas v. Westen	1853
littw.	10		5 17	6 47	♋	12 18		10 Fulbert	1861
onn.	11		5 15	6 49	♋	1 15	☽	11 Leo der Große	1860
reit.	12	Bußt. i. S.-Coburg	5 13	6 51	♌	2 2	E. V.	12 Sabas	1858
onn.	13		5 10	6 52	♌	2 42	Nm.	13 Justin d. Märtyr.	1852
. W.		Palmarum.	Ev. Von Chr. Einzug in Jerus., Matth. 21. Ep. Phil. 2.						1863
onnt.	14	Bußt. in Hess.-Darmstadt	5 8	6 54	♍	3 15	4 2	14 Johann Eccart	1854
lont.	15		5 6	6 56	♍	3 44		15 Simon Dach	1859
ienst.	16		5 4	6 58	♎	4 10		16 Petrus Waldus	1851
littw.	17		5 2	7 0	♎	Aufg.		17 Mappalicus	1864
onn.	18	Gr. donn.	5 0	7 1	♎	Ab.	○	18 Luther z. Worms	1860
reit.	19	Charfreit.	4 57	7 3	♏	7 41	V. M.	19 Ph. Melanchthon	1851
onn.	20	Bußt.*)	4 55	7 5	♏	8 45	Nachts	20 Joh. Bugenhagen	1853
. W.		Osterfest.	Ev. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1 Cor. 5.						1863
onnt.	21	Ostersonnt.	4 53	7 7	♐	9 46	12 U.	21 Ans. v. Canterbury	1854
lont.	22	Ostermont.	4 51	7 8	♐	10 43		22 Origenes	1859
ienst.	23		4 48	7 10	♐	11 34		23 (Georg / Adalbert von Prag	1860 / 1856
littw.	24		4 46	7 11	♑	Mg.		24 Wilfrid	1865
onn.	25	Marcus	4 44	7 13	♑	12 20		25 Marcus	1850
reit.	26		4 42	7 15	♒	1 1		26 Trudpert	1857
onn.	27		4 40	7 17	♒	1 36	☾	27 Otto Catelin	1866
. W.		Quasimod.	Ev. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1 Joh. 5.						
onnt.	28		4 38	7 18	♒	2 7	L. V.	28 Fried. Myconius	1861
lont.	29		4 36	7 20	♓	2 35	Mg.	29 Ludw. v. Berquin	1862
ienst.	30		4 34	7 22	♓	3 2	2 54	30 Georg Calixt	1851

*) in Mecklenburg-Schwerin, Hannover, S.-Weimar, S.-Gotha, Nassau.

Planeten-Erscheinung.

☿ und ♃ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 4 U. in O. z. S. auf.
♂ geht Morg. um 2¾ U. in N. W. unter.
♄ geht Abends um 9¼ U. in O. S. O. auf.

5. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Mittw.	1	Ph. Jacob.	4 32	7 24	♈	3 28		1 (Philippus Jacobus	1859 1862
Donn.	2		4 28	7 25	♈	Untg.		2 Athanas. d. Gr.	1859
Freit.	3		4 27	7 27	♉	Ab.		3 Monica	1852
Sonn.	4		4 25	7 28	♉	7 38	●	4 Florian	1867
19. W.		Miser. Dom.	Ev. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1 Petr. 2.						
Sonnt.	5		4 24	7 30	♊	8 55	N. M.	5 Friedrich d. Weise	1854
Mont.	6		4 22	7 32	♊	10 7	Mg.	6 Joh. v. Damasc.	1862
Dienst.	7		4 20	7 34	♋	11 9	8 34	7 (Flavia Domitilla Otto I. der Große	1853 1852
Mittw.	8		4 19	7 36	♋	Mg.		8 Stanislaus	1867
Donn.	9		4 17	7 38	♌	12 1		9 Gregor von Naz.	1852
Freit.	10		4 15	7 39	♌	12 44	☽	10 Johann Heuglin	1858
Sonn.	11		4 13	7 41	♍	1 19	E. V.	11 Johann Arndt	1850
20. W.		Jubilate.	Ev. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1 Petr. 2.						
Sonnt.	12		4 11	7 43	♍	1 49	Ab.	12 Meletius der Gr.	1866
Mont.	13		4 10	7 44	♍	2 16	10 58	13 Servatius	
Dienst.	14		4 8	7 46	♎	2 40		14 Pachomius	1856
Mittw.	15	Bußt. i. Preuß.	4 6	7 47	♎	3 4		15 Moses	1852
Donn.	16	u. A.-Dessau	4 4	7 49	♏	3 28		16 5 Märt. v. Lauf.	1860
Freit.	17	Bußt. in Hol-	4 3	7 51	♏	Aufg.		17 Joachim v. Floris	1855
Sonn.	18	stein	4 1	7 52	♐	Ab.	○	18 80 Märt. unt. Val.	1851
21. W.		Cantate.	Ev. Von Chr. Hingang zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonnt.	19		4 0	7 53	♐	8 36	V. M.	19 Alcuinus	1852
Mont.	20		3 59	7 54	♐	9 30	Nm.	20 Val. Herberger	1862
Dienst.	21		3 57	7 56	♑	10 18	2 46	21 Constant. u. Hel.	
Mittw.	22		3 56	7 57	♑	11 0		22 Castus u. Aemil.	1866
Donn.	23		3 54	7 59	♒	11 37		23 Hieron. Savonar.	1853
Freit.	24		3 53	8 0	♒	Mg.		24 Ag. Cazalla u. G.	1858
Sonn.	25		3 52	8 1	♒	12 10		25 August. v. Cant.	1866
22. W.		Rogate.	Ev. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonnt.	26		3 51	8 3	♓	12 38	☾	26 Beda d. Ehrwd.	
Mont.	27		3 50	8 4	♓	1 4	L. V.	27 Joh. Calvin	1853
Dienst.	28		3 49	8 6	♈	1 29	Ab.	28 Lanfranc	1864
Mittw.	29		3 48	8 7	♈	1 54	6 16	29 Wilhelm Penn	
Donn.	30	Himmelf.	3 47	8 8	♉	2 20		30 Hieron. v. Prag	1863
Freit.	31		3 46	8 9	♉	2 50		31 Joachim Neander	1852

☿ sichtbar zu Ende des Monats, geht Abends um 8 U. in N. W. z. W. unter (am 31sten obere ☌☉); wird am 2ten Mittags von 12 U. 16 Min. bis 49 Min. vom ☾ bedeckt.

♀ geht Morg. um 3¼ U. in O. z. N. auf; wird am 1sten Nachm. von 2 U. 15 Min. bis 3 U. 16 Min. vom ☾ bedeckt.

♂ geht Morg. um 1¼ U. in N. W. z. W. unter.

♃ geht Morg. um 2 U. in O. S. O. auf.

♄ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 12ten in ☌☉ kommt.

6. Non.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
onn.	1		3 45	8 11	♊	Untg.		1 J. Frdr. Oberlin	
3. W.		Exaudi.	Ev. Von d. Verheiß. d. h. Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.						
onnt.	2		3 44	8 12	♊	Ab.	●	2 Pothin. u. Bland.	1852
ont.	3		3 44	8 13	♋	8 53	N. M.	3 Klotilde	1858
ienst.	4		3 43	8 14	♋	9 53	Rm.	4 Quirinus	1867
littw.	5		3 42	8 15	♌	10 41	4 7	5 Bonifacius	1856
onn.	6		3 42	8 16	♌	11 21		6 Norbert 1851.	1852
reit.	7		3 42	8 17	♍	11 53		7 Paul Gerhard	1866
onn.	8		3 41	8 18	♍	Mg.		8 A. H. Francke	1851
4. W.		Pfingstfest.	Ev. Von d. Sendung d. h. Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.						
onnt.	9	Pfingstf.	3 41	8 18	♍	12 21	☽	9 Columba	1861
ont.	10	Pfingstm.*)	3 40	8 19	♎	12 47	E. V.	10 Fr. I. Barbarossa	1854
ienst.	11	*) Bettag vor der Erndte in Braunschw.	3 40	8 19	♎	1 10	Mg.	11 Barnabas	1858
littw.	12		3 39	8 20	♏	1 34	7 31	12 Renata v. Ferrara	1857
onn.	13		3 39	8 20	♏	1 59		13 Isaac le Febvre	1856
reit.	14		3 38	8 21	♏	2 26		14 Basilius der Gr.	
onn.	15		3 38	8 22	♐	2 57		15 Wilh. Wilberforce	1854
5. W.		Trinitatis.	Ev. Von Chr. Gespr. mit Nicod., Joh. 3. Ep. Röm. 11.						1859
onnt.	16		3 38	8 22	♐	Aufg.		16 Benno	
ont.	17		3 38	8 23	♑	Ab.	○	17 Johann Tauler	1853
ienst.	18		3 38	8 23	♑	9 0	V. M.	18 Pamphilus	1855
littw.	19		3 38	8 24	♑	9 39	Mg.	19 (Nic. Conc. Paphnutius	1865
onn.	20		3 38	8 24	♒	10 13	5 48	20 27 Märt. in Prag	1855
reit.	21		3 38	8 24	♒	10 43		21 Matth. Claudius	1865
onn.	22		3 39	8 24	♓	11 9		22 Gottschalk	1856
6. W.		1. Trinitat.	Ev. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.						
onnt.	23		3 39	8 25	♓	11 34		23 Gottfr. Arnold	1867
ont.	24	Joh. d. T.	3 39	8 25	♓	11 58		24 Johannes d. T.	1851
ienst.	25		3 39	8 25	♈	Mg.	☾	25 Augsb. Cnf. Uebg.	1851
littw.	26		3 40	8 25	♈	12 23	L. V.	26 Joh. Val. Andreä	1851
onn.	27		3 40	8 25	♉	12 50	Mg.	27 Sieben Schläfer	1856
reit.	28		3 41	8 25	♉	1 20	6 22	28 Irenäus	1855
onn.	29	Petr. Paul	3 41	8 25	♊	1 56		29 (Petrus Paulus	1859 1850
7. W.		2. Trinitat.	Ev. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1 Joh. 3.						
onnt.	30		3 41	8 25	♊	Untg.		30 Raymund Lullus	

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 2¼ U. in N. O. z. O. auf.
♂ geht Abends um 11¼ U. in W. N. W. unter.
♃ geht um Mitternacht in O. z. S. auf.
♄ geht Morg. um 2¼ U. in W. S. W. unter.

7. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Tauf.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Mont.	1		3 42	8 24	♋	Ab.	●	1 H. Voes u. J. Esch	1858
Dienst.	2	Mariä Hmf.	3 43	8 24	♋	8 31	N.M.	2 Mariä Heimf.	1866
Mittw.	3		3 44	8 23	♌	9 16	Ab.	3 (Otto Bisch. v. Bamb. (Aonius Palearius)	1852 1857
Donn.	4		3 45	8 23	♌	9 53	10 42	4 Ulrich	1850
Freit.	5		3 45	8 23	♍	10 24		5 J. Oldc. L. Cobh.	1861
Sonn.	6		3 46	8 22	♍	10 51		6 Johann Huß	1858
28. W.		3. Trinitat.	Ev. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1 Petr. 5.						
Sonnt.	7		3 47	8 22	♎	11 16		7 Willibald	
Mont.	8		3 48	8 21	♎	11 40	☽	8 Kilian	1854
Dienst.	9		3 49	8 20	♏	Mg.	E. V.	9 Ephr. d. Syrer	1866
Mittw.	10		3 50	8 19	♏	12 5	Ab.	10 (Knud Wilhelm v. Dr.	1862
Donn.	11		3 51	8 18	♏	12 31	6 25	11 Placidus	1859
Freit.	12		3 52	8 17	♐	1 1		12 Heinrich II.	1858
Sonn.	13		3 53	8 16	♐	1 34		13 Eugenius	1865
29. W.		4. Trinitat.	Ev. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	14		3 55	8 15	♑	2 12		14 Bonaventura	
Mont.	15		3 56	8 14	♑	Aufg.		15 (Answer Jerusal. Erob. (1099)	1863 1857
Dienst.	16		3 57	8 13	♑	Ab.	○	16 Anna Askew	1867
Mittw.	17		3 58	8 12	♒	8 16	V. M.	17 Sper. u. s. 11 Gef.	1854
Donn.	18		3 59	8 11	♒	8 48	Ab.	18 Arnulf	
Freit.	19		4 1	8 10	♓	9 15	8 50	19 Luise Henriette	1850
Sonn.	20		4 2	8 9	♓	9 41		20 Richard le Feure	
30. W.		5. Trinitat.	Ev. Von Petri reichem Fischzuge, Luc. 5. Ep. 1 Petr. 3.						
Sonnt.	21	Bußt. u. Bettag vor der Erndte in M.-Schwer.	4 3	8 8	♓	10 4		21 Ebh. v. Württemb.	1853
Mont.	22		4 4	8 6	♈	10 28		22 Mar. Magdalena	1858
Dienst.	23		4 6	8 5	♈	10 54		23 Gottf. v. Hamelle	1859
Mittw.	24		4 8	8 3	♉	11 21	☾	24 Thom. v. Kempen	1863
Donn.	25		4 9	8 2	♉	11 53	L. V.	25 Jacobus	1857
Freit.	26		4 11	8 1	♊	Mg.	Nm.	26 Christophorus	1855
Sonn.	27		4 12	7 59	♊	12 32	3 26	27 Raym. Palmarius	1853
31. W.		6. Trinitat.	Ev. Von d. Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	28		4 13	7 58	♋	1 19		28 Joh. Seb. Bach	1861
Mont.	29		4 15	7 56	♋	2 16		29 Olaus der Heilige	1852
Dienst.	30		4 16	7 55	♌	Aufg.	●	30 Johann Wessel	1866
Mittw.	31		4 18	7 53	♌	Ab.	N. M. M. 5.37	31 Joh. Casp. Schade	1853

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 2¼ U. in N. O. auf.
♂ geht Abends um 10½ U. in W. z. N. unter.
♃ geht Abends um 10 U. in O. S. O. auf.
♄ geht ¼ St. nach Mitternacht in W. S. W. unter.

8. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Mond-Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
onn.	1		4 19	7 51	♍	8 22		1 Maccabäer	1857
eit.	2		4 21	7 49	♍	8 52		2 Märt. unter Nero	1854
onn.	3		4 23	7 48	♎	9 19		3 Wilhelm Thorp	1864
. W.		7. Trinitat.	Ev. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
onnt.	4		4 25	7 46	♎	9 44		4 Leonhard Käser	1865
ont.	5		4 26	7 44	♎	10 9		5 Evg. Salzburger	1859
enst.	6	Verkl. Chr.	4 28	7 43	♏	10 35		6 Verklär. Christi	1859
ittw.	7		4 29	7 41	♏	11 3	☽	7 Nonna	1851
onn.	8		4 31	7 39	♐	11 35	E. V.	8 Hormisdas	1858
eit.	9		4 33	7 37	♐	Mg.	Mg.	9 Numidicus	1864
nn.	10		4 34	7 35	♐	12 11	8 2	10 (Jerusal. Erober. (70) Laurentius	1851 1850
. W.		8. Trinitat.	Ev. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
onnt.	11		4 36	7 33	♑	12 53		11 Greg. v. Utrecht	
ont.	12		4 38	7 31	♑	1 41		12 Anselm v. Havelb.	1854
enst.	13		4 39	7 29	♒	2 35		13 N. L. Gr. v. Zinzd.	1860
ittw.	14		4 40	7 27	♒	Aufg.		14 Jacob Guthrie	1852
onn.	15		4 42	7 25	♒	Ab.	○	15 Maria	1860
eit.	16		4 44	7 23	♓	7 46	V. M.	16 Joh. d. Beständige	1855
nn.	17		4 46	7 21	♓	8 10	Mg.	17 Johañ Gerhard	
W.		9.. Trinitat.	Ev. Vom unger. Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.						
nnt.	18		4 48	7 19	♈	8 35	11 31	18 Hugo Grotius	1867
nt.	19		4 50	7 17	♈	8 59		19 Sebaldus	1865
nst.	20		4 51	7 15	♉	9 26		20 Bernhard	1853
ttw.	21		4 53	7 13	♉	9 56		21 Miss. d. ev. Br.un.	1867
nn.	22		4 54	7 11	♊	10 31	☾	22 Symphorianus	
eit.	23	[mäus	4 56	7 9	♊	11 13	L. V.	23 Caspar v. Coligny	1857
nn.	24	Bartholo-	4 57	7 6	♊	Mg.	Ab.	24 Bartholomäus	1858
W.		10. Trinitat.	Ev. Von d. Zerstör. Jerus., Luc. 19. Ep. 1 Cor. 12.						
nnt.	25		4 59	7 4	♋	12 4	10 16	25 Ludwig d. Heilige	
nt.	26		5 1	7 2	♋	1 5		26 Ulphila	1857
nst.	27		5 3	7 0	♌	2 15		27 Jovinianus	1858
ttw.	28		5 4	6 57	♌	Untg.	●	28 Augustinus	1864
nn.	29	J. d. T. Enth.	5 6	6 55	♍	Ab.	N. M.	29 Johañ. d. T. Enth.	1864
eit.	30		5 7	6 52	♍	7 18	Nm.	30 Claud. v. Turin	1867
nn.	31		5 9	6 50	♎	7 44	1 58	31 Aidan	1862

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtbar in der 2. Hälfte des Monats, geht Morg. um 3¼ U. in N. O. z. O. auf (am 3ten untere ☌☉).

♀ geht Morg. um 3½ U. in N. O. z. O. auf.

♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar; wird am 3ten Mittags von 11 U. 45 Min. bis 12 U. 13 Min. vom ☾ bedeckt.

♃ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 20sten in ☌☉ [kommt.

♄ geht Abends um 10¼ U. in W. S. W. unter.

9. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Mond- Eintr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Zeit bis im J.
36. W.	11. Trinitat.		Ev. Vom Pharisäer u. Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.						
Sonnt.	1		5 11	6 48	♒	8 10		1 Hanna	185
Mont.	2		5 13	6 45	♏	8 36		2 Mamas	186
Dienst.	3		5 15	6 43	♏	9 4		3 Hildegard	187
Mittw.	4		5 16	6 41	♐	9 35		4 Ida	
Donn.	5		5 18	6 39	♐	10 9		5 Johann Mollio	188
Freit.	6		5 19	6 37	♐	10 49	☽	6 Matthias Weibel	189
Sonn.	7		5 21	6 34	♑	11 35	E. V.	7 Lazar. Spengler	190
37. W.	12. Trinitat.		Ev. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.						
Sonnt.	8		5 23	6 32	♑	Mg.	Nachts	8 Corbinian	191
Mont.	9		5 24	6 29	♒	12 26	12 25	9 Ludw. Paschali	192
Dienst.	10		5 26	6 27	♒	1 23		10 Paul Speratus	193
Mittw.	11		5 27	6 24	♒	2 24		11 Johann Breuz	194
Donn.	12		5 29	6 22	♓	Aufg.		12 Dion. Peloquin	
Freit.	13		5 31	6 20	♓	Ab.		13 Wilhelm Farel	196
Sonn.	14		5 33	6 17	♈	6 39	○	14 (Cyprianus (Dante)	197 198
38. W.	13. Trinitat.		Ev. Vom Samariter u. Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	15	Bußtag in der Schweiz	5 34	6 15	♈	7 4	V. M.	15 Arg. v. Grumb.	199
Mont.	16		5 36	6 12	♈	7 30	Mg.	16 Euphemia	200
Dienst.	17		5 38	6 10	♉	7 59	11 27	17 Lambert	201
Mittw.	18	Bußt. in Lauenburg	5 40	6 8	♉	8 32		18 A. G. Spangenbg.	202
Donn.	19		5 41	6 5	♊	9 12		19 Thom. v. St. Paul	203
Freit.	20		5 43	6 3	♊	10 0		20 Magdal. Luther	204
Sonn.	21	Matthias	5 44	6 0	♋	10 56	☾	21 Matthäus	205
39. W.	14. Trinitat.		Ev. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	22		5 46	5 58	♋	Mg	L. V.	22 Emmeram	
Mont.	23		5 48	5 56	♌	12 0	Mg.	23 5 Märt. v. Genf	206
Dienst.	24		5 49	5 54	♌	1 12	4 2	24 Joh. Jac. Moser	207
Mittw.	25		5 51	5 51	♍	2 27		25 (Augsb. Rel.friede P. Rabaut	208
Donn.	26		5 52	5 49	♍	Untg.		26 Lioba	209
Freit.	27		5 54	5 47	♎	Ab.		27 Philip. Graveron	210
Sonn.	28		5 56	5 45	♎	6 10	●	28 P. Flyst. u. A. Clar.	211
40. W.	15. Trinitat.		Ev. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	29	Michaelis*)	5 58	5 42	♏	6 36	N. M.	29 Michaelis	212
Mont.	30		5 59	5 40	♏	7 3	Nachts 12 36	30 Hieronymus	213

*) Erndtefest in Hannover und Braunschweig.

☿ sichtbar zu Anfang des Monats, geht Morg. um 4 U. in O. N. O. auf (am 15ten obere ☌ ☉).

♀ geht im ersten Drittheil des Monats Morg. vor 5 U. in O. N. O. auf, wird dann unsichtbar, da sie am 25sten in die obere ☌ ☉ kommt.

♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♃ geht Morg. um 3¼ U. in W. S. W. unter.

♄ geht Abends um 8¼ U. in W. S. W. unter.

10. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Mond-	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild. im J.
enst.	1		6 1	5 37	♏	7 32		1 Remigius	1857
ittw.	2		6 3	5 35	♐	8 6		2 Leodegar	
nn.	3		6 5	5 33	♐	8 44		3 Die heil. Ewalde	1867
eit.	4		6 6	5 30	♑	9 27		4 Franciscus	1863
nn.	5		6 8	5 28	♑	10 16	☽	5 Petr. Carnesecchi	1867
. W.		16. Trinitat.	Ev. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.						
nnt.	6	Erndtefest in	6 9	5 25	♑	11 11	E. V.	6 Heinrich Albert	1861
ont.	7	Preußen und	6 11	5 23	♒	Mg.	Ab.	7 Theodor Beza	1865
enst.	8	Baiern	6 13	5 21	♒	12 9	7 11	8 Rob. Grosthead	
ittw.	9		6 15	5 19	♓	1 12		9 Dionysius Areop.	1855
nn.	10		6 16	5 16	♓	2 18		10 Justus Jonas	1858
eit.	11		6 18	5 14	♓	Aufg.		11 Ulrich Zwingli	1850
nn.	12		6 20	5 12	♈	Ab.		12 Heinr. Bullinger	1852
. W.		17. Trinitat.	Ev. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.						
nnt.	13		6 22	5 10	♈	5 31	○	13 Elisabeth Frey	1850
ont.	14		6 24	5 8	♉	6 0	V. M.	14 Nicolaus Ridley	1866
enst.	15		6 25	5 5	♉	6 32	Nm.	15 Aurelia	1854
ittw.	16		6 27	5 3	♊	7 10	2 18	16 Gallus	1850
onn.	17		6 29	5 1	♊	7 56		17 Aufh. d. Ed. v. Nant.	1865
eit.	18	Lucas	6 31	4 59	♋	8 50		18 Lucas	1851
nn.	19		6 33	4 57	♋	9 52		19 Christ. Schmid	1867
. W.		18. Trinitat.	Ev. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1 Cor. 1.						
nnt.	20		6 34	4 54	♌	11 1	☾	20 F. L. v. Avignon	
ont.	21		6 36	4 52	♌	Mg.	L. V.	21 Hilarion	1855
enst.	22		6 38	4 50	♍	12 14	Mg.	22 Hedwig	1858
ittw.	23	Bußt. i. Han-	6 40	4 48	♍	1 28	10 10	23 Heinrich Martyn	1855
onn.	24	nover	6 42	4 46	♍	2 42		24 (Arethas / Westfäl. Friede	1862 / 1858
eit.	25		6 43	4 44	♎	Untg.		25 Johann Heß	1865
onn.	26		6 45	4 42	♎	Ab.		26 Fr. III. v. d. Pfalz	1862
. W.		19. Trinitat.	Ev. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.						
nnt.	27		6 47	4 40	♏	5 3	●	27 Frumentius	1854
ont.	28	Sim., Juda	6 49	4 38	♏	5 31	N. M.	28 Simon, Juda	1863
enst.	29		6 51	4 36	♐	6 2	Mitt.	29 Alfred d. Große	1866
ittw.	30	(Reformatf.	6 52	4 34	♐	6 38	1 57	30 Jacob Sturm	1855
onn.	31	Luthers Thes.)	6 54	4 32	♐	7 20		31 Reformationsf.	1859

Planeten-Erscheinung.

☿, ♀ und ♂ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ geht Morg. um 1¼ U. in W. S. W. unter.
♄ geht Abends um 6¼ U. in S. W. z. W. unter.

11. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Tierkr.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Freit.	1	Bußt. in Kurhessen	6 56	4 30	♑	8 7		1 Aller Heiligen	1867
Sonn.	2		6 58	4 28	♑	8 59		2 Victorinus	1867
45. W.	20. Trinitat.		Ev. Vom hochzeitl. Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	3		7 0	4 26	♒	9 56		3 Pirmin	1861
Mont.	4		7 2	4 24	♒	10 56	☽	4 Joh. Albr. Bengel	1851
Dienst.	5		7 4	4 22	♒	Mg.	E. V.	5 Hans Egede	1867
Mittw.	6		7 6	4 20	♓	12 0	Nm.	6 Gustav Adolf	
Donn.	7		7 8	4 18	♓	1 6	3 21	7 Willibrord	1861
Freit.	8		7 10	4 17	♈	2 15		8 Willehad	1863
Sonn.	9		7 11	4 15	♈	Aufg.		9 Joh. v. Staupitz	1850
46. W.	21. Trinitat.		Ev. Von des Königschen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.						
Sonnt.	10		7 13	4 14	♉	Ab.		10 Martin Luther	1850
Mont.	11		7 15	4 12	♉	4 28		11 Martin Bisch.	1862
Dienst.	12	Schweig	7 17	4 11	♊	5 4	○	12 Livinus	
Mittw.	13	Bußt. i. Braun	7 19	4 9	♊	5 47	V. M.	13 Arcadius	1864
Donn.	14	Bußt. i. Hamburg	7 20	4 8	♋	6 40	Mg.	14 Pet. Mrt. Vermili	1853
Freit.	15		7 22	4 6	♋	7 41	2 3	15 Johann Kepler	1850
Sonn.	16		7 24	4 5	♌	8 50		16 Casp. Creuziger	1854
47. W.	22. Trinitat.		Ev. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.						
Sonnt.	17	Erndtefest in Baden	7 26	4 3	♌	10 3		17 Bernward	1852
Mont.	18		7 28	4 2	♌	11 18	☾	18 Greg. d. Erleucht.	1856
Dienst.	19		7 29	4 0	♍	Mg.	L. V.	19 Elisabeth	
Mittw.	20		7 31	3 59	♍	12 32	Ab.	20 Johan Williams	
Donn.	21		7 33	3 58	♎	1 44	6 0	21 Columbanus	1856
Freit.	22	Bußt. im K.	7 35	3 57	♎	2 56		22 Joh. Oecolampad.	1851
Sonn.	23	Sachsen	7 36	3 56	♏	Untg.		23 Clemens v. Rom	1852
48. W.	23. Trinitat.		Ev. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.						
Sonnt.	24	Bußt. in Baden	7 38	3 55	♏	Ab.		24 Johann Knox	1860
Mont.	25		7 39	3 54	♐	4 2		25 Catharina	1865
Dienst.	26		7 41	3 53	♐	4 36	●	26 Conrad	1850
Mittw.	27		7 43	3 52	♐	5 15	N. M.	27 Margar. Blaarer	1852
Donn.	28	Dank- und *)	7 44	3 51	♑	5 59	Mg.	28 Alexand. Rousel	
Freit.	29	Bußt. i. Meckl.-Schw.	7 46	3 50	♑	6 49	6 5	29 Saturninus	
Sonn.	30	Andr.	7 47	3 49	♒	7 44		30 Andreas	1856

*) Bettag in den Verein. St. von Nordamerika.

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 22sten untere ☌☉), ♀, ♂ und ♄ (am 19ten ☌☉) sind in diesem Monat nicht sichtbar.

♃ geht Abends um 11¼ U. in W. S. W. unter.

12. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
49. W.	1. Advent.		Ev. Von Christi Einz. in Jerus., Matth. 21. Ep. Röm. 13.						
Sonnt.	1	Bußt. der Ref.	7 49	3 49	♒	8 43		1 Eligius	1855
Mont.	2	in Oesterreich	7 50	3 48	♒	9 45		2 Joh. Ruysbroek	
Dienst.	3		7 52	3 48	♓	10 49		3 Gerhard Groot	1854
Mittw.	4		7 53	3 47	♓	11 55	☽	4 Gerh. v. Zütphen	1863
Donn.	5		7 55	3 47	♈	Mg.	E. V.	5 Crispina	
Freit.	6	Bußtag *)	7 56	3 46	♈	1 3	Mg.	6 Nicolaus	1863
Sonn.	7		7 58	3 46	♈	2 14	11 14	7 (Paulus Odontius) Phil. Frdr. Hiller	1864 1853
50. W.	2. Advent.		Ev. Von d. Zeichen d. jüngst. Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.						
Sonnt.	8	Bußt. d. Luth.	7 59	3 46	♉	3 28		8 Martin Rinkard	1863
Mont.	9	in Oesterreich	8 0	3 45	♉	Aufg.		9 Benj. Schmolck	1866
Dienst.	10		8 1	3 44	♊	Ab.		10 Paul Eber	1851
Mittw.	11		8 2	3 44	♊	4 24	○	11 Heinr. v. Zütphen	1852
Donn.	12		8 3	3 44	♋	5 22	V. M.	12 Vicelin	1860
Freit.	13		8 4	3 44	♋	6 30	Nm.	13 (Odilia Berthold	1853 1853
Sonn.	14		8 5	3 44	♌	7 45	1 3	14 Dioscurus	1856
51. W.	3. Advent.		Ev. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1 Cor. 4.						
Sonnt.	15		8 6	3 44	♌	9 2		15 Christiana	1851
Mont.	16		8 7	3 44	♍	10 19		16 Adelheid	1852
Dienst.	17		8 8	3 44	♍	11 34		17 Sturm	1864
Mittw.	18	Bußt. i. Hann.	8 8	3 45	♎	Mg.	☾	18 Veit L. v. Seckend.	1852
Donn.	19	u. Lauenb.	8 9	3 45	♎	12 46	L. V.	19 Clemens v. Alex.	1856
Freit.	20		8 9	3 46	♏	1 57	Mg.	20 Abraham	1857
Sonn.	21	Thomas	8 10	3 46	♏	3 6	4 28	21 Thomas	1857
52. W.	4. Advent.		Ev. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.						
Sonnt.	22		8 10	3 47	♏	4 12		22 Hugo M'Kail	1853
Mont.	23		8 11	3 47	♐	Untg.		23 Anna du Bourg	1851
Dienst.	24	Heil. Abend	8 12	3 48	♐	Ab.		24 Heilige Abend	
Mittw.	25	Christtag	8 12	3 48	♑	3 55		25 Christtag	1856
Donn.	26	Stephanus	8 12	3 49	♑	4 43	●	26 Stephanus	1851
Freit.	27	Johannes	8 12	3 49	♑	5 36	N. M.	27 Johannes	1855
Sonn.	28		8 12	3 50	♒	6 34	Nachts	28 Unschuld. Kinder	1854
53. W.	Sonnt. n. Chr. Geb.		Ev. Von Simeon u. Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	29		8 13	3 51	♒	7 35	12 33	29 David	1857
Mont.	30		8 13	3 52	♓	8 38		30 Christ. v. Württb.	1850
Dienst.	31		8 13	3 53	♓	9 42		31 Joh. Wiclif	1854

*) in S.-Weimar, S.-Gotha, S.-Coburg und S.-Meiningen.

Planeten-Erscheinung.

☿ geht Morg. um 6¼ U. in S. O. z. O. auf.
♀ geht Abends um 5 U. in S. W. unter.
♂ und ♄ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ geht Abends um 9¼ U. in W. S. W. unter.

Erklärung des Kalenders.

Der vorstehende Kalender enthält, wie es sonst herkömmlich ist, einen chronologischen, einen kirchlichen und einen astronomischen Bestandtheil.*)

Jedem Monat nehmlich ist eine Seite gewidmet. Die erste Rubrik nebst der ersten Reihe der zweiten giebt Wochentag und Datum; die andere Reihe der zweiten Rubrik enthält die in den deutschen protestantischen Kirchen gebräuchlichen Festtage: auch ist über jedem Sonntage sein Name mit den Pericopen angegeben. Die Namen des verbesserten evangelischen Kalenders sind aus dieser Rubrik (so wie die ganze folgende Rubrik mit den Namen des bisherigen evangelischen Kalenders) seit dem Jahrgang 1857 fortgelassen; statt dessen sind sie zu finden in der letzten Rubrik, welche zugleich das Verzeichniß der Lebensbilder enthält, die bisher im Evangelischen Kalender (von 1850—1867) erschienen sind: diese sind kenntlich an der danebenstehenden Jahreszahl, welche den betreffenden Jahrgang desselben nachweiset.

Die noch übrigen Rubriken von der dritten bis zur siebenten enthalten Auf- und Untergang der Sonne, so wie den Lauf des Mondes durch die Zeichen des Thierkreises, Auf- und Untergang desselben und den Eintritt der Mondviertel. Endlich ist unten die Planeten-Erscheinung angegeben und zwar in der Regel für die Mitte des Monats.

Diesem astronomischen Kalender liegt die geographische Breite und die Zeit von Berlin zum Grunde. Es sind also die Zeitangaben für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond, für den Eintritt der Mondviertel so wie der Jahreszeiten (auf Seite 1) in mittlerer Berliner Zeit verstanden. Ferner gilt der hier angegebene Auf- und Untergang von Sonne und Mond genau nur für die Breite von Berlin (52° 30′); während unter andern Breiten, je nach der Entfernung und dem Datum, die Zeiten mehr oder weniger abweichen. Man kann aber leicht durch eine bloße Addition oder Subtraction aus den für die Berliner Breite geltenden Angaben den Sonnen-Auf- und Untergang bis auf eine Minute genau für alle Oerter in ganz Deutschland und der Schweiz so wie im Elsaß, in Belgien und den Niederlanden, überhaupt zwischen 45° bis 56° nördl. Breite finden mittelst einer für jedes Jahr gültigen Tafel, die im zweiten Jahrgang (für 1851) dem Monats-Kalender beigegeben, auch daselbst (S. 28. 38 f.) erläutert ist.

---

*) In einer kleinern Anzahl Exemplare für solche Länder, in denen die Stempelgesetzgebung der Einführung auswärtiger Kalender entgegensteht, ist nur im Allgemeinen der Monatskalender aufgenommen mit dem oben erwähnten Verzeichniß der Lebensbilder (worin die Namen des verb. evang. Kalenders enthalten sind), unter Auslassung aller auf das Jahr 1867 bezüglichen kirchlichen und astronomischen Angaben; hingegen eine Uebersicht der kirchlichen Festordnung für die nächsten 10 Jahre hinzugefügt.

Einleitung.

1. Der kirchliche Kalender.

Der verbeſſerte evangeliſche Kalender, der in der letzten Rubrik ſich findet (ſ. Ev. Kalender für 1857, S. 14. und daſ. Vorr. S. V.), iſt unverändert geblieben*), wie er ſeit dem erſten Jahrgang dieſes Jahrbuchs, für 1850, aufgeſtellt worden. Von der Herleitung und Zuſammenſetzung deſſelben iſt ſchon in der Einleitung daſelbſt (S. 1—9) Rechenſchaft gegeben. Eine kurze Erläuterung ſämmtlicher Namen dieſes Kalenders findet ſich, geordnet nach den Ländern und demnächſt nach den Zeiten, im erſten Jahrgang (S. 20—36), und allgemein nach den Zeiten geordnet, im zweiten Jahrgang (S. 53—65); das alphabetiſche Verzeichniß dieſer Namen enthält der vierte Jahrgang (S. 37—42).

Von dem alten evangeliſchen Kalender, der in den früheren Jahrgängen von 1851 bis 1856 neben dem verbeſſerten mitgetheilt war, iſt in der Einleitung des Jahrgangs 1851 (S. 33—37) nähere Nachweiſung gegeben.

Die Rubrik der Feſttage zeigt ſowohl die allgemeinen evangeliſchen Feſte, als auch die in manchen deutſchen Landeskirchen als halbe Feiertage noch beobachteten Marien- und Apoſteltage an, — die überall an dem gleichen Monatstage anſtehen; dazu iſt von den beſonderen Feiertagen, in deren Anordnung Verſchiedenheit obwaltet, für die größeren deutſchen Landeskirchen ſo wie für die Schweiz der Buß- und Bettag ſeit dem Jahrg. 1853 und das Erndtefeſt, ſoweit es an einem feſten Tage gefeiert wird, ſeit dem Jahrg. 1855 angeſetzt. Erläuterungen über dieſelben ſind in den Jahrgängen 1853 (S. 29—36) und 1854 (S. 56—68) gegeben.

*) Abgeſehen von vier in Klammern beigefügten Namen am 19. Jan. und 3. Juli, ſ. Jahrg. 1856 S. 15. Anm. und Jahrg. 1857 Vorr. S. III; ſo wie am 7. December, ſ. Jahrg. 1864 Vorr. S. III; und 14. Sept., ſ. Jahrg. 1865 Vorr. S. IV.

2. Die Lebensbilder.

An den verbesserten evangelischen Kalender knüpfen sich die Lebensbilder, deren diesmal 18 mitgetheilt werden nebst zwei Lebensbildern aus der neueren Zeit: eine Uebersicht derselben, wie sie nach den Zeiten und Ländern sich vertheilen, folgt zum Schluß. — Von den vorigen Jahrgängen enthalten die beiden ersten jedesmal 28, der dritte 24, der vierte 26, der fünfte 23, der sechste 21, der siebente 20, der achte 16, der neunte 23, der zehnte 18, der elfte bis vierzehnte je 16, der funfzehnte 11, der sechzehnte 15, der siebenzehnte 17 Lebensbilder (wozu im zehnten, elften und funfzehnten Jahrgange drei Lebensbilder aus der neueren Zeit kommen). — Ein Verzeichniß derselben für alle achtzehn Jahrgänge ist nach der Folge der Gedächtnißtage in dem hier voranstehenden Monats-Kalender gegeben.

3. Die Kunstbeilagen.

1. Das Bild auf der Vorderseite des Umschlags stellt, wie bisher, Christus als den guten Hirten dar, von einem Wandgemälde in einem altchristlichen Cömeterium bei Rom. Die nähere Beschreibung und Erläuterung desselben s. im Jahrg. 1852, S. 24 f.

2. Die Tafel zu S. 63 stellt den Besuch der Maria bei der Elisabeth dar nach einem Miniaturgemälde in der Handschrift des griechischen Psalters vom J. 1066, welche im britischen Museum sich befindet (Addit. 19,352): ein Facsimile, welches ich nach dem Original habe anfertigen lassen, liegt diesem Holzschnitt zum Grunde.

3. Auf der Rückseite des Umschlags ist der Phönix auf dem Scheiterhaufen abgebildet nach einem Gemälde auf Tapeten des 15. Jahrhunderts im Museum Clüny zu Paris. Das Nähere zur Beschreibung dieses Gemäldes und zur Erläuterung jenes Sinnbildes enthält der Jahrgang 1851, S. 41 f.

Vermischte Aufsätze.

I. Ueber die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht.

Wenn die Einführung der monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht hier zur Frage kommt, so soll damit nicht gesagt sein, daß solche Studien daselbst nicht schon ihre Stelle haben. Allerdings aber liegt darin die Wahrnehmung, daß sie [illegible] nicht allgemein sind, und wie ich sogleich hinzusetzen darf, die Ueberzeugung und der Anspruch, daß sie allgemein sein sollten: daß dies wünschenswerth, ja nothwendig ist.

Aber gleich an der Schwelle wird man leicht einer allgemeinen und wohl berechtigten Einwendung begegnen, die in der That gegen die Ankündigung des Themas (als es in der Versammlung deutscher Philologen zu Hannover im September 1864 zur Sprache kommen sollte) von angesehenen und leitenden Schulmännern mir entgegengegangen ist. Der Lehrplan sei bereits so überladen, schrieb ein Gymnasial-Director, daß kein Schulmann daran denken könne, einen neuen Gegenstand hinzuzufügen [1]). Ein anderer, der seit Jahren mit der monumentalen Philologie eifrig und erfolgreich sich beschäftigt hat, erklärt: als Schulmann richte er alle seine

1) Denselben Gedanken in anderer Form drückt Rector Eckstein in Leipzig aus, in einem Briefe vom 13. August 1864: „Ich fürchte von Ihnen nicht, daß Sie der Schule etwas Neues aufzubürden beabsichtigen, sondern denke, daß Sie für den historischen Theil des Religionsunterrichts einen neuen interessanten Zweig uns zuwenden werden."

Wünsche darauf, die Gegenstände des Unterrichts zu beschränken, nicht zu vermehren[1]). Ich will dagegen mich nicht darauf berufen, daß doch in neuester Zeit neue Gegenstände hinzugekommen sind, wie der Turnunterricht, der freilich keine Bürde, sondern eine Erholung ist; und der Unterricht in der Stenographie (namentlich in Baiern seit 1854), wobei es sich noch gefragt hat, ob derselbe obligatorisch zu machen sei[2]). Aber indem ich das Gewicht jenes Einwandes für den Augenblick auf mich nehme, hoffe ich solche Bedenken völlig zu zerstreuen, wenn die Leser nachsichtige Aufmerksamkeit auf kurze Zeit mir schenken wollen.

Die Frage von den monumentalen Studien als Bestandtheil des Gymnasialunterrichts führt auf drei Punkte: zuerst die Nothwendigkeit derselben im Organismus dieses Unterrichts; sodann den Ort im Lehrplan; drittens die Bedingungen und Erfordernisse der Ausführung. Diese also werden nach der Reihe zu betrachten sein.

I.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Studien ruht auf zwei Gründen: einestheils, daß das Gymnasium selbst an sich diesen Anspruch zu machen, — sodann daß die Universität diese Grundlage zu fordern hat. Es kommt also zusammen das pädagogische und das wissenschaftliche Moment: und grade dies Zusammentreffen giebt eine starke Bürgschaft dafür, daß die Sache in der That sich so verhält.

Was in Kürze das letztere betrifft, den Anspruch der Universität, so hat diese von den Gymnasien die genannte Grundlegung zu fordern, weil sie ohne dieselbe ihre eigene Aufgabe nicht genügend lösen kann. Dazu bedarf es auf Seiten der Studirenden nicht sowohl materieller Vorkenntnisse, als daß der Sinn für die Kunst und das Verständniß ihrer Werke geweckt und gebildet worden: denn das ist ein eigenes Vermögen und frühzeitig zu erregen. Es ist offenbar zu spät, wenn dies erst

---

1) Director Marquardt in Gotha, Br. vom 17. September 1864.

2) Welche Frage in der Philologen-Versammlung zu Augsburg vom Jahre 1862 zur Verhandlung gekommen ist. Auch ist seitdem über die Einführung der Stenographie und ihre Bedeutung in höheren Lehranstalten mehrfach in Programmen verhandelt: des Gymnasiums zu Bielefeld von Lehrer Kramer, Ostern 1863; der höheren Bürgerschule zu Bartenstein von Rector Kißner, Ostern 1864; des Real-Gymnasiums zu St. Pölten von Lehrer Gleich, August 1865.

t 18 oder 19 Jahren, nach dem Abgang von der Schule ver-
ht wird[1]). Ueberdies hat die Versäumniß leicht eine positive
irkung: nicht bloß daß die Anknüpfung fehlt, es wird selbst ein
hängnißvolles Vorurtheil gegen die Sache erzeugt. Und zwar
h mehr auf dem klassischen als auf dem theologischen Gebiet,
il die Schule in jenes tiefer einführt und eine gewisse Totalität
klassischen Bildung erzielt. Wenn aber diese allein auf den
achdenkmälern beruht, als ob der Gegenstand damit erschöpft
so erscheinen die Kunstdenkmäler als überflüssig und gleich-
tig. Und die Folge zeigt sich bald: wer auf der Schule in
Dichtung des Sophokles eingeweiht ist, wird auf der Univer-
t wohl auch noch den Aeschylos lesen; wer aber dort wenn
h von Kunstwerken gehört, doch ein Herz dazu nicht gefaßt
geht vielleicht niemals in ein Museum[2]).

Dringender ist der Anspruch, den das Gymnasium
lbst an sich zu machen hat, wie solches aus der gesammten
sgabe desselben hervorgeht. Diese aber ist, wie mir scheint,
einfach zu bestimmen.

1. Ich glaube davon ausgehen zu dürfen, daß die höheren
ulen (diejenigen, die nicht Fachschulen sind für einen bestimm-
Beruf, sondern wesentlich aus dem klassischen Alterthum den
dungsstoff entlehnen) es mit dem ganzen Menschen zu thun
n, nicht mit einzelnen Seelenkräften: daß vielmehr die har-
nische Entwickelung und Durchbildung derselben ihre Aufgabe
Hiefür aber wird, nach der Natur des Unterrichts, vor-
lend der Verstand in Anspruch genommen: indem die Ge-
stände zersetzt, also bruchstücklich und in dem Nacheinander ihrer
mente, dem Geiste angeeignet werden. Zur Herstellung des

1) Daher die Forderung Winckelmanns in der Abhandlung von
Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterricht
derselben (1763), W. Bd. II. S. 390: „Da die Einbildung (welche
Empfindung des Schönen in der Kunst erfordert wird) weit feuriger
der Jugend, als im männlichen Alter ist, so soll jene Fähigkeit zeitig
bet und auf das Schöne geführet werden, ehe das Alter kommt, in
chem wir uns entsetzen zu bekennen, daß wir es nicht fühlen." Er
cht weiterhin von dem Knabenalter (s. unten S. 24).

2) Daher (wie hier zunächst im Interesse des theologischen und archäo-
ischen Unterrichts auf der Universität) im Namen der Kunstwissenschaft
ihres Vortrags auf der Universität derselbe Anspruch an das Gym-
ium ausgeführt wird von Prof. Springer in einem Aufsatz: Der
nstunterricht auf gelehrten Schulen, in den Recensionen und Mittheil-
gen über bildende Kunst, III. Jahrg. Wien 1864. Nr. 22, S. 169 ff.

Gleichgewichts, als ein Gegenmittel gegen dieſe Methode, iſt längſt erkannt, daß das anſchauende Vermögen geübt werden müſſe. Das geſchieht auch, und zwar im geometriſchen Fach durch Conſtruction der Figuren in der Ebene, auch wohl durch Vorzeigen der Körper (der regelmäßigen, des Kegels mit ſeinen Schnitten u. ſ. w.); in der Geographie durch Karten, im Unterricht der Naturgeſchichte durch Vorzeigung von Abbildungen oder Exemplaren, ſei es im präparirten oder natürlichen Zuſtande. Aber dieſe Anſchauung bleibt im Räumlichen ſtehen. Die höhere Anſchauung, diejenige, die aus der Sichtbarkeit in das Gebiet des Geiſtes übergeht, wird gewährt durch die Werke der Kunſt.

Dieſen Weg ſchlägt auch der Unterricht hin und wieder ein, ſelbſt auf dem Sprachgebiet, durch anſchauliche Herſtellung einer Totalität nach der zerſetzenden Unterweiſung. Dazu dient auf den mittleren Stufen die Declamation von Gedichten und proſaiſchen Stücken. Und auf der oberſten Stufe als Blüthe und Vollendung der Leſung der Klaſſiker die Aufführung eines griechiſchen Drama's (wie es z. B. an einigen Gymnaſien in Berlin unternommen iſt): für die Zuſchauer, alſo noch mehr für die Spielenden eine Weihe des Alterthums. Aber, wie die Betheiligten geſtehen, zehrt ein ſolches Vorhaben leicht ein ganzes Semeſter auf: und das iſt ein Opfer, das nur ausnahmsweiſe gebracht werden kann. Wenn nun auch auf ſolche Art, nachdem zuvor Vers für Vers durchgegangen iſt, ein Geſammteindruck erreicht wird, die Perſonen des Stückes vor der Seele ſtehen bleiben und deſſen Idee in ihrer Einfachheit wie in ihrer Ausbreitung zur Erſcheinung kommt; ſo iſt es doch ein unabweisliches Geſetz der fortſchreitenden Künſte, der Poeſie wie der Muſik, daß jeder folgende Moment den früheren verſchwinden läßt. Will man das vermeiden, ſo bleibt nichts übrig, als an die Werke der bildenden Kunſt ſich zu halten.

Denn dieſe bleiben vor der Betrachtung ſtehen. Bei ihnen aber iſt man ſtets aufgefordert, von der ſichtbaren Geſtalt überzugehn zu dem zu Grunde liegenden Gedanken und denſelben durchzuführen in der Auffaſſung des Ganzen und alles Einzelnen, indem die Möglichkeit bleibt des wiederholten Rückgangs von dem einen zum andern. Dieſer Weg aber, zum Verſtändniß eines Kunſtwerks zu gelangen, iſt der Weg aller Erkenntniß: der nur hier beſonders deutlich gezeigt und ſicher eingeübt werden kann. Daher dies in methodiſcher Hinſicht unſchätzbar iſt. Es ſind aber zwei Momente darunter begriffen.

Das erste ist, gleichwie in der Poesie und Musik vor allem Kunst zu hören ihre Stelle hat, nehmlich den Rhythmus und Töne zu unterscheiden und zu messen, daß hier die Unterschei- und Bestimmung des Sichtbaren gefordert wird. Es ist nicht eine geringe Kunst, wie alle Tage im gemeinen Leben rzunehmen ist, wo über einen Vorgang von Augenzeugen sehr hieden berichtet wird. Und nicht nur einseitiges und halb- es, sondern auch, was gar nicht sich ereignet hat. Eben so ieht es bei Kunstdenkmälern, daß nicht allein falsch gesehen, ern auch hinzugesehen wird. Ein Beispiel ist mir zu Ravenna ekommen. Auf einem Stück vom elfenbeinernen Bischofsstuhl er Sakristei des Doms ist eine weibliche Figur vorgestellt, b auf einem Esel, der von einem Engel geführt wird, und n derselben gehend ein älterer Mann, der sie stützt und ge- t. Man sagte nach einer dort herkömmlichen Erklärung: das die Flucht nach Aegypten. Auf die Frage, wo denn das sukind sei, wurde man stutzig, und dann von einer Seite die unst vorgebracht: es sei wohl unter dem Gewand der Mut- verborgen. Es ist vielmehr der Zug nach Bethlehem zur tung, welcher der Geburt voranging[1]). Zum Schutz gegen e Abirrung also wird die Kunst erfordert zu sehen was t, nicht mehr und nicht weniger. — Wir erhalten freilich eine bar entgegengesetzte Anweisung von dem Verfasser des Lao- : „Je mehr wir sehen, sagt Lessing[2]), desto mehr müssen wir denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen zu sehen glauben." Das geht aber auf ein anderes Sehen, lich mit dem Auge des Geistes, — zu lesen gleichsam zwi- den Zeilen oder Linien. Und von diesem gilt allerdings, je aufmerksamer wir ein ächtes Kunstwerk betrachten, desto es Sprache gewinnt und zu uns redet. Das führt also auf zweite Moment, die Kunst der Auslegung.

Diese hat ja ein weites Feld, und es sind je nach Inhalt Zweck der Kunstdenkmäler verschiedene Arten derselben, grade in der Hermeneutik der Schriftdenkmäler. Zwei von diesen enen hervorgehoben zu werden mit Rücksicht auf das lehrhafte

---

1) Jene falsche Erklärung mit derselben Ausrede stammt von Ban- i her, In tabulam eburneam etc. Observat. p. 39 (wo auch eine ildung der Tafel gegeben ist). Das Richtige hat schon Münter nb. H. II. S. 75 f.

2) Lessing Laokoon, W. Bd. VI. S. 389 Lachm.

Interesse: die psychologische und die religionsgeschichtliche Auslegung. Jene findet überall Anwendung, wo der Künstler, von seinem Gegenstande bewegt, im Stande war, Gefühl und Stimmung, die ihm in der Seele lagen, seinem Werke einzuhauchen. Sie werden sichtbar in Gebehrde und Haltung der einzelnen Figur, in der Beziehung der Figuren auf einander, in der ganzen Composition. Denkwürdige Beispiele von der Höhe des Alten und des Neuen Testaments sind: in einer griechischen Handschrift des Octateuch in der vaticanischen Bibliothek nach einem altchristlichen Vorbilde die Darstellung des Moses, wie er die Tafeln des Gesetzes empfängt: er wendet, wie geblendet von der Herrlichkeit Gottes, das Antlitz von ihm ab. Und auf dem Externstein in Westphalen die Darstellung der Abnahme Christi vom Kreuz, von welchem der Leichnam eben gelöst wird: Maria, das erblaßte Haupt ihres Sohnes mit beiden Händen haltend, neigt ihr Haupt ihm zu; dieses ein zartes und inniges, jenes ein hohes Bild wahrhaft menschlicher Empfindung, die in edelster Form durchscheint. Die Einführung in dies Gebiet der Kunst, in dem Sinne das Seelenvolle zu würdigen, das falsche Pathos zu unterscheiden, mag selbst eine Art Lehrgang praktischer Psychologie abgeben. — Dieser subjectiven Richtung zur Seite steht aber die objective Auslegung, und zwar als die höchste Art derselben die religionsgeschichtliche und theologische, wenn Mythus oder Offenbarung den Stoff zum Kunstwerk hergegeben hat. So findet die letztere in den eben genannten christlichen Denkmälern gleichfalls Anwendung. Ein Beispiel der ersteren aber entnehme ich aus Lycien, wo über dunkle Völkerzustände auf einmal ein heller Schein aufgeht durch das Harpyienmonument von Xanthos[1]). Auf dem thurmartigen Unterbau ruht das eigentliche Denkmal mit der Todtenkammer, welche von einem Bilderfries umgeben ist. Dieser enthält über der Grabesthür, die zugleich den Eingang zum Hades bezeichnet, eine säugende Kuh als Symbol belebender Kraft und nährender Pflege: zur Linken die Todesgöttin, einsam thronend; auf der andern Seite die Göttin des Lebens, welche von drei Frauen Huldigung empfängt, von denen die eine ein Ei, die zweite Blüthe und Frucht des Granatapfels trägt. An den Nebenseiten sind vier Harpyien gebildet mit weiblichem Oberkörper, einem eiförmigen Leibe, mit Flügeln, Schwanz und Beinen eines

1) Ich folge der Erklärung von Curtius in der Archäol. Zeitung 1855. Nr. 73 mit Abbildung.

ogels, die jede ein Kind halten. Sie haben es freilich mit den rallen gepackt, ein Zeichen des unabwendbaren Geschicks; übrigens er von mildem Ansehen umschließen sie es mit mütterlichen rmen, und das Kind wendet sich vertrauend ihnen zu, — ein ild der Seele und ihres Schicksals im Tode. In allem dem ist sgesprochen, daß der Tod ein Durchgang zum Leben sei. So scheint hier ein Zeugniß des Glaubens an die Unsterblichkeit auf er Vorstufe griechischer Kunst und Dichtung, welche aber die rwandtschaft damit nicht verleugnen. Denn die Harpyien als desgenien hat auch die homerische Erzählung, aber mit herabstimmter Bedeutung; die säugende Kuh findet sich auf den ünzen griechischer Städte und das Ei, welches in dem Denkl von Xanthos eine der verehrenden Frauen der Lebensgöttin ngt (abgesehn von der Leibesgestalt der Harpyien) hat auch in griechisch-römischen Gräbersymbolik seine Stelle[1]). Ein Denkl aber so einzig und von grundlegender Bedeutung, das tiefen inn verbirgt und doch den Schlüssel des Verständnisses enthält, llte wohl schon der Jugend auf den gelehrten Schulen nicht renthalten werden, und scheint vorzüglich geeignet, indem man n sein Geheimniß entlockt, den Sinn für die Sprache der Kunst wecken.

Indessen der didaktische Gebrauch dieser Kunstwerke reicht ter, als bloß die Kräfte zu üben, und das Anschauungsvergen zu entwickeln. Man kann solche Bilder nicht aufnehmen, zumeist in jungen Jahren, ohne durch die Sache selbst ergen zu werden, also daß der Geist bereichert, das Gefühl gelert und Ueberzeugungen gewonnen und gekräftigt werden. o hängt dies mit der andern Aufgabe der Schule zunmen.

2. Denn wenn zuerst die formale Aufgabe hervorgehoben rde, die harmonische Durchbildung der Seelenkräfte, so kann n doch dabei nicht stehen bleiben. Das Gymnasium hat es mbar nicht bloß mit einer Gymnastik des Geistes zu thun, dern mit Erfüllung des Geistes und Bildung des Charakters. o dahin ist kein anderer Weg, als den Menschen über sich selbst auszuführen, zu den Urbildern oder dem Schönen selbst, wovon aton sagt: daß das kein schlechtes Leben sei, wenn einer dorthin

1) Wie seitdem nachgewiesen ist von Bachofen Ueber die Gräbernbolik der Alten 1859. Vergl. Gerhard Das Ei auf Kunstdenkmän, im Archäol. Anzeiger 1859. S. 58*.

sieht und es erblickt und damit umgeht[1]). Diese Urbilder aber sind sichtbar geworden in den Werken einer Kunst, welcher die Weisheit die Hand reichte, — wie Winckelmann von der der Griechen sagt, deren Meisterstücke „an einer edlen Einfalt und einer stillen Größe zu erkennen" seien. „So wie die Tiefe des Meeres, fährt er fort, allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüthen, eben so zeiget der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele[2])." Wenn eine solche Schönheit das höchste Gesetz der Kunst ist, so wird man deren Werke gern auf eine empfängliche Jugend wirken lassen[3]); man wird sie insbesondere den höheren Lehranstalten nicht vorenthalten, sobald die Pflege des Schönen als wesentlicher Bestandtheil des Gymnasialunterrichts anerkannt wird[4]). Der Beweis für diese Forderung wird aber mißlingen, wenn man auf Grund moderner Speculation die Empfindung des Schönen als ein mittleres ansieht, welches den Glauben überschreitet und der Erkenntniß der Wahrheit sich unterordnet: als ob dies Stufen

---

1) Plat. Sympos. p. 211.

2) Winckelmann in seiner ersten Schrift über Nachahmung der griechischen Kunstwerke (1756), W. Bd. I. S. 32. 31.

3) Schon Winckelmann im zweiten Stück der vorhin (S. 19. Anm. 1) angeführten Abhandlung S. 398 ff. (welches von dem Unterricht in der Fähigkeit, das Schöne in der Kunst zu empfinden, handelt) macht zum Unterricht der Knaben den Vorschlag (S. 399. 401): „zuerst sollte deren Herz durch Erklärung der schönsten Stellen alter und neuer Dichter rührend erwecket und zu eigener Betrachtung des Schönen in aller Art zubereitet werden; zugleich sollte ihr Auge an Beobachtung des Schönen in der Kunst gewöhnt werden." In letzterer Beziehung nennt er sowohl antike Reliefs und Gemälde, als Rafaels Gemälde vom Alten Testament in den Loggien, beides nach den darüber vorhandenen Kupferstichen.

4) Dieser Anspruch an die Gymnasien ist seit länger als einem Menschenalter vielfach behandelt in Programmen und Vorträgen. Namentlich von Prof. Wilde: Ueber die Stelle, welche der Bildung des Schönheitssinnes im Gymnasium anzuweisen ist, Programm des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin 1827. Von Dr. Harleß, weiland Vice-Rector in Herford: Die Bildung des Kunstsinnes als Schönheitssinnes auf den Gymnasien, im Museum des rheinisch-westphälischen Schulmänner-Vereins Bd. I. H. 2. Münster 1842. S. 3—43, worin er einen frühern Aufsatz wieder aufnimmt, auch die Literatur der Frage berührt (S. 3 f.). Er rechnet zu den Schäden der Humanitätsschulen „besonders die zu geringe Sorgfalt, welche auf die Entwickelung des Schönheitssinnes in der Jugend gewendet zu werden pflegt" (S. 6), den er aber im weitesten Sinne nimmt: demgemäß er als Bildungsmittel den Schreib- und Zeichenunterricht, die Ausübung der Tonkunst und das Lesen der

ren, die jede der höhern weichen müssen[1]). Sondern alle drei omente suchen und vereinigen sich: denn in dem Schauen des ittlichen, als der Vollendung des Glaubens, ist der Begriff so- hl der Wahrheit als der Schönheit gegeben. Also auch die nst, wenn sie das Schöne und Erhabene vor Augen stellt, ver- det damit die ursprüngliche Wahrheit. Ein Blick auf eins der nderwerke christlicher Baukunst und ein Dichterwort dazu möge s bestätigen. Angesichts des Münsters zu Straßburg fordert ethe nicht allein auf, hinzutreten und in der Seele des Künst- s das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhält- se zu erkennen; er erkennt auch in dem Bau ein Denkmal des igen Lebens in dem Meister, und verkündet, daß vor diesem Werk, e vor jedem großen Gedanken der Schöpfung in der ele rege wird was auch Schöpfungskraft in ihr ist[2]). Damit also ausgesprochen das Geheimniß der Kunst, daß sie ein Real- den des Göttlichen ist. Und wir müßten das Kunstwerk ver- nen wie den Künstler, wenn wir in beiden nicht das Zeugniß, die Gegenwart dessen, zu dessen Ehre es errichtet worden, er-

---

chter durchgeht. Ein engeres Thema, in Ergänzung dieses Aufsatzes, andelt treffend ein Vortrag von Prof. Fiedler in Wesel: Empfehlung bildlichen Alterthumskunde für den Gymnasialunterricht, ebendas. II, 3. en 1844. S. 274—282, worin er den nachtheiligen Einfluß bemerkt, die Abwendung der neueren Philologie von der ihr so nahe ver- andten alten Kunst und ihren Denkmälern auf die Unterrichtsweise in gelehrten Schulen gehabt habe, und die Forderung stellt, daß eine e Begeisterung und anschauliche Kenntniß des gebildeten Alterthums belebendes Element den Unterricht in Sprachen und in historischen issenschaften durchdringe (S. 279 f.) Wenn aber für den pädagogischen eck die Darstellungen der christlichen Kunst hintan gestellt werden S. 278 f.), so bedarf dies einer Berichtigung nach dem, was in der rigen Anmerkung (aus Winckelmann) und oben S. 26 angedeutet ist. — ie erste Frage ist wiederum zur Sprache gekommen (nicht ohne eine eculative Einseitigkeit, s. sogleich) in einer anziehenden Schulrede von rof. Pabst in Bern: Ueber die Pflege des Schönen als wesentlichen estandtheil der Gymnasial-Thätigkeit. Bern 1853.

1) Es ist die Hegelsche Lehre: Pabst a. a. O. beruft sich dafür f Vischers Aesthetik. Dieselbe Ansicht trägt schon Rosenkranz vor seinem Entwurf einer Theologie der Kunst, Studien Th. V. Leipzig 48. S. 137; 157 f.; dagegen s. Piper Einleitung in die monumen- le Theologie S. 44.

2) Goethe Von deutscher Baukunst (1771), W. Bd. XXV. der usgabe von 1851. S. 7. Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe (1775), bendas. S. 15.

kennen wollten. Man wendet ein, daß in die einzelne Erscheinung, mit welcher die Kunst es zu thun hat, das Göttliche nicht aufgehe [1]); oder wie David Strauß sagt, daß es nicht die Art der Idee sei, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten (es ist von der Person Christi die Rede) [2]). Es gilt aber grade das Gegentheil, und es läßt sich der Beweis desselben sogar auf historischem Wege und in der vorchristlichen Zeit führen: daß in schöpferischen Epochen ein neuer Anfang durch die Fülle der Gaben in Einer Person bezeichnet wird. Das ist auf Seiten der Griechen von dem Anfang ihrer Poesie kräftig ausgedrückt in dem Epigramm: „Lange sann die Natur und schuf, und als sie geschaffen, ruhete sie und sprach: Einen Homeros der Welt“ [3]). Und es ist heute nicht mehr Ketzerei, zu der Anerkennung zurückzukehren der wesentlichen Einheit der homerischen Gedichte. So dürfen wir den Streit über die Geltung desselben Gesetzes in der Offenbarungsgeschichte bei Seite lassen. Aber ein anderer Gipfel christlicher Kunst möge noch zum Zeugniß dienen, — ein Werk, wie Rafaels Sixtinische Madonna, welches einzig in seiner Art ist durch die Hoheit in der Erscheinung der Jungfrau und Mutter, durch die unergründliche Tiefe in den Augen des Kindes. Das hätte der Künstler nicht malen können, wenn es nicht vor seiner Seele gestanden hätte; er hätte es nicht in seiner Seele gehabt, wenn es nicht in der Wahrheit bestände.

Es erscheint also wohlgethan, solches Zeugenthum der Jugend nahe zu bringen: sie zu führen zu dem Münster von Straßburg oder einem andern, zu der Sixtinischen Madonna oder einer andern, um den Samen überirdischer Schönheit ihr in's Herz zu pflanzen.

3. Es kommt ein dritter Anspruch hinzu vermöge der nationalen Aufgabe der Schule, die Jugend heranzuführen zu der Bildungsstufe der Nation, auch nach der besondern Mischung ihrer Bildungselemente. Man wird den Satz nicht bestreiten,

---

1) Vergl. Pabst in der angef. Schulrede S. 26.

2) Strauß Leben Jesu. Bd. II. 1. Aufl. S. 734.

3) Jacobs Anth. Gr. T. IV. p. 223. n. CCCCXCIV. und Anth. Palat. T. II. p. 302. (Anth. Planud. IV, 302):

Εὗρε Φύσις, μόλις εὗρε· τεχοῦσα δ' ἐπαύσατο μόχθων,
εἰς ἕνα μοῦνον Ὅμηρον ὅλην τρέψασα μενοινήν.

Die obige Uebersetzung (worin der zweite Vers etwas kräftiger geworden ist) von Herder in seinen Blumen aus der griechischen Anthol. W. zur schönen Literatur und Kunst. Th. X. S. 53.

daß der Stand der allgemeinen Bildung eines Volkes im Durchschnitt abhängt von der Stufe der Bildung, welche mit dem Abgang von der obersten Klasse der Gymnasien oder der gleichstehenden Realschulen erreicht wird: die Gebildeten gehn alle diesen Weg, viele von da zu ihrem besondern Beruf über, auch auf der Universität wenden die meisten sich alsbald zu ihrem besondern Fach, so daß die Steigerung, die hier noch eintritt, im Ganzen mehr innerhalb der Fachstudien liegt, als die allgemeine Bildung betrifft. Daraus folgt umgekehrt der Anspruch an die Schule, daß sie ihre Aufgabe mit dieser in Einklang setze. So haben neuerdings die Naturwissenschaften, dann die neuern Sprachen ihre große Stellung im Lehrplan der Gymnasien sich erobert. Nun ist aber zur Zeit das monumentale Interesse in steigendem Maaße ein Factor der allgemeinen Bildung in Deutschland wie in den übrigen Culturländern. Es zeigt sich dies einmal in dem Streben, den Größen der Gegenwart wie der Vergangenheit iconische Denkmäler zu errichten, oder die Großthaten in Stein oder Erz zu verewigen. So haben im Jahr 1863 Columbus in Genua, Oecolampadius in Basel und Beethoven in Wien, desgleichen im Jahr 1864 binnen einigen Wochen drei in verschiedenen Künsten hervorragende Männer aus verschiedenen Ländern: die Brüder van Eyck in Maseyck, Iffland in Mannheim, Rossini in Pesaro Standbilder erhalten[1]); und es läßt sich an einem bestimmten Gegensatz nachweisen, wie namentlich in Deutschland dies Streben in neuester Zeit an Thatkraft gewonnen hat. Gleich nach den Freiheitskriegen sind zwar Entwürfe zu Siegesdenkmälern von den ersten Meistern angefertigt: von Dannecker im J. 1814 der Entwurf eines Denkmals auf die Leipziger Schlacht[2]), von Schinkel der Entwurf eines großartigen Standbildes für den Genius Preußens als Denkmal der Ereignisse von 1813—1815[3]), aber keines von beiden ist zur Ausführung gekommen. Dagegen ist jetzt nach 50 Jahren

1) Dazu kommt zur selbigen Zeit, am 3. September 1864, in England und zwar in Hereford die Enthüllung der Statue des verstorbenen britischen Kriegsministers SirG eorge Lewis, der durch seine philologischen Schriften in Deutschland bekannt ist.

2) Der Entwurf in Kupferstich ist mitgetheilt (von Rapp) zu dem Aufsatz: Wird Deutschland nicht auch Denkmale seiner neuesten wichtigen Zeit erhalten, im Morgenblatt von 1814 Nr. 167. Vergl. Haakh Beiträge aus Würtemberg zur neuern deutschen Kunstgeschichte S. XX.

3) Sammlung architectonischer Entwürfe von Schinkel, herausgegeben von Schinkel und Berger H. I. Berlin 1819 Nr. 6. Vergl. Piper Mythologie und Symbolik der christl. Kunst I, 2. S. 673 f.

zu Leipzig am 18. October 1863 der Grundstein gelegt für ein Denkmal jener Schlacht[1]) und zu Berlin am 17. März 1863 der Grundstein für ein Denkmal Friedrich Wilhelms III., seiner Helden und Staatsmänner. Und die monumentale Verherrlichung neuer preußischer Siege hat nicht auf sich warten lassen: am ersten Jahrestage der Erstürmung der Düppeler Schanzen den 18. April 1865 ist zu Berlin der Grundstein gelegt des Denkmals für die Siege in Schleswig.

Anderntheils zeigt sich das monumentale Interesse in der Sammlung von Alterthümern und Errichtung von Kunst-Museen: insbesondere mit Rücksicht sowohl auf nationalen Inhalt als auf volksthümliche Benutzung, selbst bis zu den arbeitenden Klassen hin. Zu diesem Zweck ist bei London das Kensington-Museum gegründet und in Berlin das königliche Museum auch Sonntags zugänglich gemacht; in ersterer Beziehung ist unlängst im Louvre das Musée des souverains, in München ein bayerisches National-Museum, in Hannover das Welfenmuseum errichtet. Und mit den Fürsten wetteifern die Privaten in solchen Stiftungen. Bekannt ist, wie der verstorbene Richartz in Köln die Mittel dargeboten hat für den Bau, die Ausschmückung und die Dotation eines städtischen Museums, das nach ihm und dem frühern Gründer der Sammlung seinen Namen führt. Freilich stehen dieser Sorge für die Erhaltung der Kunstwerke bis in die neuere Zeit Akte des Vandalismus gegenüber. So ist zu Hildesheim ein steinerner Mosaik-Fußboden aus dem 12. Jahrhundert, der im Presbyterium des Doms sich befand, mit interessanten biblischen und allegorischen Figuren (dem Opfer Abrahams und Melchisedeks, den Sinnbildern der Evangelisten, den personificirten Elementen und Tugenden) im Jahr 1850 zerstört[2]). Solche Dinge werden um so weniger möglich sein, wenn schon die Schuljugend zur Pietät gegen die Reste der Vergangenheit herangebildet wird.

Also wird die Schule der Pflicht sich nicht entziehen können, den Sinn für die Denkmäler der Kunst zu wecken und zu pfle-

---

1) Auch ist daselbst an diesem und dem folgenden Tage das Denkmal für den Major Friccius und die Königsberger Landwehr an der Stelle des ehemaligen äußern Grimmaischen Thores, und das Denkmal an der Elsterbrücke zur Erinnerung an ihre Sprengung beim Rückzuge des französischen Heeres eingeweiht.

2) Die traurigen Reste werden in der Laurentius-Kapelle aufbewahrt; das Verdienst dieselben erhalten zu haben, gebührt dem Dr. Kratz in Hildesheim.

gen, wenn doch jedem Gebildeten angesonnen wird, auf diesem Gebiet nicht ein Barbar zu sein. Nach dem gleichen Maaßstabe würde man gewiß sich wundern, wenn von irgend einem Gymnasium Schüler abgehn könnten, die im Lauf des ganzen Unterrichts nichts gehört hätten von America und seiner Entdeckung. Was soll man aber sagen, wenn die Schule Jünglinge entläßt, die von einer andern Welt nicht gehört haben, welche jedermann vor Augen steht, und die von Jahrtausenden her die edelsten Werke des Genius umfaßt: oder wenn ihnen auch die Namen eines Phidias, Erwin und Rafael überliefert sind, doch die Spur ihres Geistes nicht gefunden haben.

Hier aber begegnet uns die Einwendung: „die Kunst, auch die christliche, sei ein Gegenstand, den man nicht wie Grammatik allen octroyiren könne, vielmehr der hingebenden Thätigkeit der dazu Berufenen mehr oder weniger überlassen müsse.“ Das gilt gewiß, wenn es um eine Virtuosität in dem Verständniß und der Erklärung von Kunstwerken sich handelt. Aber für das Maaß dessen, was die Schule zu erreichen hat, tritt die Verschiedenheit in der Begabung zurück, — wie dieselbe in der Mathematik kein Hinderniß ist, im Lehrplan bis zu dem höhern Gebiet vorzudringen. Und doch ist die Sprache der Kunst, die fern von deren Abstraction den Geist überall in der sinnlichen Form durchscheinen läßt, unvergleichlich viel faßlicher. Ja sie ist allgemein faßlich, wie sowohl das Zeugniß der Geschichte als die tägliche Erfahrung beweiset. Denn darum sind doch von jeher die edelsten Werke öffentlich hingestellt worden, weil sie von allen verstanden, wenigstens empfunden werden können. Der Jupiter des Phidias war für jedermann, sonst hätte nicht (wie Epiktet aussagt) [1]) man den Griechen für unglücklich gehalten, der nicht Einmal im Leben ihn zu schauen nach Olympia gekommen; und noch heute ist sogar die Darstellung des fremden Mythus, ein Gemälde der Niobe im Stande gewesen, in einer Handelsstadt wie Hamburg die Bevölkerung zu erregen: so daß es bis in die Vorträge eines verdienten Archäologen daselbst zu spüren gewesen ist [2]). Andrerseits zeigt sich, daß die Werke der Kunst den verschiedenen Altersstufen Nahrung

1) Arrian. Epictet. Diss. I, 6, 23. T. I. p. 35.

2) S. Gerhards Archäolog. Zeit. 1858, Anzeiger Nr. 120. S. 250*. Es war ein Vortrag von Prof. Petersen, der im Abdruck aus den Hamburger Liter. und Krit. Blättern erschienen ist: Der Niobidenmythus und dessen Darstellung im Gemälde des Herrn Wraske. Hamburg 1859.

bieten, da sie, je nach dem Gegenstande und dessen Behandlung, schon in frühester Jugend angeeignet werden, aber auch in reifen Jahren noch immer neue Aufgaben stellen können. Demnach sind sie geeignet, auf allen Stufen des Unterrichts und darüber hinaus als Bildungsmittel zu dienen. Dies Verhältniß aber, wie es den Anspruch verstärkt, so erleichtert es die Ausführung, daß die monumentalen Studien dem Lehrplan organisch eingefügt werden.

II.

Wenn dies anerkannt oder zugelassen wird, so fragt es sich zunächst nach dem Ort im Lehrplan, der den monumentalen Studien anzuweisen ist. Und hier kommen wir auf den Einwand zurück, daß das Gymnasium bereits mit Lehrstoff überbürdet sei, also für neue Lehrobjecte keinen Raum habe. Dieser Einwand wird sich dadurch erledigen, daß die Aufnahme einer selbständigen Disciplin und die Einräumung eigener Stunden dafür keineswegs beansprucht wird, — wozu jene Studien selbst noch nicht geeignet erscheinen und was daher nur ausnahmsweise eintreten mag[1]): Sondern ein Anschluß an den bestehenden Lehrplan: so daß es sich nicht sowohl um den Stoff als um die Methode des Unterrichts handelt. Es ist die Meinung, daß die monumentalen Studien in allen Hauptfächern außerhalb der Naturwissenschaft, also im sprachlichen, geschichtlichen und Religions-Unterricht ihre Stelle haben: nicht anhangsweise oder durch beiläufige Erwähnung der Kunstdenkmäler, sondern nach dem Grundsatz, daß diese Lehrzweige ihrer Natur nach darauf führen und dadurch selbst erst ihren methodischen Abschluß erlangen.

1. Es scheint nahe zu liegen, vor allem den Unterricht im Zeichnen dafür in Anspruch zu nehmen. Welche Bildungskraft in dieser Kunst liegt, ist in alter und neuer Zeit von großen Autoritäten anerkannt. Aristoteles nennt sie unter den vier Künsten, in welchen die Jugend unterrichtet zu werden pflege, und verlangt, daß man sie treibe nicht bloß des Nutzens wegen, um die Werke der Künstler besser zu beurtheilen und bei ihrem Ankauf sich vor Schaden zu hüten, sondern, wie es Freigeborenen zustehe: um durch diese Kunst Einsicht in das Wesen der körper-

---

1) So sind am Gymnasium zu Stuttgart in Unterprima zwei Stunden wöchentlich für klassische Alterthümer angesetzt. Zu Schulpforte war früher in Selecta eine Stunde wöchentlich der Archäologie gewidmet (s. unten S. 48); sie ist aber um das J. 1820 auf höhere Anordnung aufgehoben.

en Schönheit zu erhalten. Dazu sollen aber den Jünglingen der eines Bildhauers oder Malers gezeigt werden, welcher sitten Charakter gut ausdrückt, nicht des Pauson, sondern lieber Polygnotos Werke[1]). Goethe bekennt sich zu einem Ausuch seines Lehrers Oeser, Directors der Zeichenakademie in ipzig in einem gleichzeitigen Briefe (1770): sein Unterricht, t er[2]), wird auf mein ganzes Leben Folgen haben; er lehrte h das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus ft, daß kein Jüngling Meister werde. Das Wort erinnert an ckelmann (s. S. 24), für welchen Oeser eine leidenschaftliche Verung hatte, die er seinen Schülern leicht einzuflößen vermochte. se Aussprüche umfassen die beiden Seiten, die reale und die le Aufgabe der Kunst, das objective und das subjective Mot des Unterrichts. Auf das erste aber, den Ausspruch des istoteles, kommt Fr. A. Wolf zurück in seiner Darstellung der terthumswissenschaft (1807): wie er darin die Nothwendigkeit ner productiver Thätigkeit zu tieferem Verständniß der Werke redenden Künste betont; so fordert er zur Beurtheilung und zum nuß der Werke der zeichnenden Künste (die er unter den Resten Alterthums jenen zur Seite stellt), die elementarischen Uebun- und Fertigkeiten[3]). Dabei rügt er, daß sie selten im rechten aße in den jugendlichen Unterricht aufgenommen würden, drückt r die Zuversicht aus: „wenn weiterhin gute Lehrart leichter gründlichen Studien der alten Sprachen führen und dann der hlgeschlossene Kreis der Alterthumskenntnisse einer kräftigern Jund vorgehalten werde; so würden die wissenschaftlichen Anderungen auch hier ihrer Erfüllung sich immer mehr nähern, je er und andringender sie hervortreten"[4]). Diese Annäherung t seitdem sichtlich Fortschritte gemacht: und es ist auch die Betung und Methodik des Zeichnenunterrichts auf Gymnasien zu-

1) Aristotel. Polit. VIII, 3. 5. p. 1338. 1340. ed. Bekker.

2) Goethe Br. an Herrn Reich, bei s. Briefen an Lavater, herausgeb. von Hirzel S. 165. Dieselbe Würdigung, aber näher bestimmt ch den Gegensatz, kehrt wieder in Goethe's Leben, W. Ausg. von 1851. . XVII. S. 280: das erste, was Oeser uns empfahl (als ein abgeter Feind des Schnörkelwesens und des ganzen barocken Geschmacks), r die Einfalt in allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzuingen berufen sind.

3) Fr. A. Wolf Darstellung der Alterth.-Wiss., im Museum der lterth.-Wiss. Bd. I. S. 67 ff.

4) Ebendas. S. 67. 70.

mal in den letzten Jahren vielfach behandelt worden[1]). Allerdings wenn derselbe sich nicht darauf beschränkt, mit Linien und abstracten Formen bekannt zu machen und zur Fertigkeit in ihrer Ausführung anzuleiten, sondern einen wissenschaftlich-künstlerischen Charakter hat; so steht ein weites Feld ihm offen und er hat Theil an der höchsten Aufgabe der Schule. Denn es wird darauf ankommen, die Formen, die in der Natur und dem Menschenleben erscheinen, in ihrem wesentlichen Zusammenhang mit der Körperwelt zu erkennen, wie sie auf der niedern Stufe, z. B. in Krystallen geometrisches Gesetz, weiter hinauf in den Pflanzen Leben, in der Thierwelt auch Charakter, auf der höchsten Stufe Geist offenbaren, — also von der Form zu dem unsichtbaren Inhalt durchzudringen, der ihr Geheimniß enthüllt. Worauf denn von den Grundformen des Creatürlichen der Uebergang gemacht werden kann zu der freien Idealbildung der Kunst, an welche die Wirklichkeit der Dinge nur asymptotisch reicht. Dies Verständniß der Form wird die Bedingung sein zu einer mehr als mechanischen Nachbildung. Umgekehrt wird eine verständnißvolle Nachbildung tiefer in das Urbild einführen; daher die Auswahl der zu zeichnenden Gegenstände von entscheidender Bedeutung ist, wenn sie in angemessener Stufenfolge Gelegenheit giebt, wie den bildenden Kräften und dem Organismus der Natur näher zu kommen in den Formen der Körper, die ihr angehören; so auch an den edelsten Werken alter und neuer Kunst mit den schaffenden Gedanken und der Technik der Meister vertraut zu werden[2]).

Aber es lassen sich die Schwierigkeiten nicht verkennen, auch nicht sogleich beseitigen, welche dermalen einer solchen Entfaltung

---

1) Pax Psychologische Andeutungen zur Würdigung der Zeichenstudien auf Gymn., Progr. des Domgymn. zu Magdeburg von 1839. B. Stark Kunst und Schule, zur deutschen Schulreform. Jena 1848. S. 15–33. Bräuer Der Schul-Zeichenunterricht auf dem Gymnasium, Progr. des Gymn. zu St. Elisabeth in Breslau von 1863. Presler Der Zeichenunterricht in der Realschule, Progr. des Gymn. zu Dillenburg von 1864. Wolf Der Zeichenunterricht an Gelehrten-Schulen, Progr. des Gymn. zu Bruchsal von 1865. Gennerich Ueber den Gymnasialzeichnenunterricht und den darauf Bezug habenden Lehrplan vom 2. Oct. 1863, in Jahns N. Jahrb. der Philol. Bd. 89. 90. Abth. 2. 1864. S. 290 ff. 363 ff.

2) S. die treffenden Bemerkungen und Vorschläge von Stark in dem (Anm. 1) genannten Büchlein Kunst und Schule, welches derselbe in jungen Jahren, eben zurückgekehrt aus Italien mit dem frischen Eindruck der dortigen Kunstwelt, abgefaßt hat. — Die Kunst im Dienst der Schule, von Weismann, ist auch der Titel des Programms der Musterschule in Frankfurt a. M. von 1864, welches mir aber nicht zu Gesicht gekommen ist.

Zeichnenunterrichts entgegenstehn. Zwar hat derselbe den gro-
Vortheil, durch alle Stufen des Schullebens fortgeführt zu
den; aber er ist nicht verbindlich für die Schüler, und die
rer gehören dem Collegium nicht zu gleichen Rechten an. So
ß schon deshalb die Leistung zurückstehn. Ueberdies werden
einen Unterricht, der solches Ziel sich stellt, Lehrer erfordert
einer künstlerischen und wissenschaftlichen Ausrüstung, wie sie
einigt schwer zu haben sind. Es kann den Lehrern im Zeich-
eine gründliche archäologische Bildung in der Regel nicht zu-
uthet werden, so wenig als den Archäologen die Ertheilung
Zeichnenunterricht. Aber auch der Bildungsgang ist wesentlich
schieden, wie selbst auf der Stufe der Meisterschaft sich zeigt:
großen Künstler sind als solche nicht auch Kunstkritiker oder in
Kunstgeschichte erfahren. Um so mehr ist die bloße Technik
Linienführung, so weit sie im Durchschnitt auf den Gymna-
erreicht werden mag, entfernt von dem eigentlich kunstsinnigen
ständniß[1]).

Doch wie hoch man auch den Anspruch an diesen Unterricht
e und durchsetze; so wird derselbe keinenfalls ausschließlich oder
nur vorzugsweise der Ort sein, um die Werke der Kunst zu
digen[2]). Vielmehr dürfen die ordentlichen Lehrzweige sich die-
en gar nicht nehmen lassen.

---

1) Vergl. den (S. 19. Anm. 2) angef. Aufsatz von Springer: Der
sunterricht auf gelehrten Schulen S. 153 f.

2) In der Versammlung der mittelrheinischen Gymnasial-
rer zu Frankfurt a. M. am 22. Mai 1865 war durch einen Vortrag
Prof. v. d. Launitz die Berücksichtigung der Werke der antiken bil-
den Kunst im Gymnasialunterricht empfohlen; und man hat sich dort
in geeinigt, „daß das Betreiben der monumentalen Studien in den
ulen hauptsächlich an den Zeichenunterricht angeknüpft werden müsse
daß darum in den genannten andern Fächern (s. die unten S. 57 f.
zutheilenden Thesen), namentlich der Interpretation, ein Hereinholen von
aden Hülfsmitteln im Ganzen fern zu halten sei, so weit es nicht der In-
idualität eines einzelnen Lehrers angemessen sei," -- wie der Vorsitzende
er Versammlung, Director Mommsen aus Frankfurt a. M. bei der
cussion jener Thesen in der Philologen-Versammlung zu Heidelberg,
30. September desselben Jahres mittheilte. Indessen der Vortrag
Prof. v. d. Launitz (der durch die Güte des Herrn Verfassers abschrift-
mir vorliegt) geht doch weiter und führt zu dem Antrag: „es möge
n den Directionen der Gymnasien anerkannt und ausgesprochen werden,
ß es nach dem heutigen Stande der Bildung wünschenswerth, ja noth-
ndig sei, den Unterricht in der alten Geschichte, in den alten Sprachen,
den klassischen Autoren, durch Anschauung der Meisterwerke der anti-
n bildenden Künste und der interessantesten Gegenstände des antiken Le-

2. Faſſen wir alſo die genannten drei Hauptzweige in's Auge, ſo ſind es vor allem die Sprachen, ſowohl die klaſſiſchen als die Mutterſprache, deren Studium auch zu den Kunſtdenkmälern leitet.

Nehmlich der Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen, wiewohl er von der Grammatik ausgeht, bleibt doch nicht bei der Form der Sprache ſtehn; ſondern es werden die großen Schriftſteller des Alterthums ausgewählt und geleſen um des Inhalts willen: auch nicht bloß ihrer Gedanken wegen, ſondern um durch ſie in die geſammte alte Cultur einzuführen. Dann aber bilden die Kunſtdenkmäler eine gleichberechtigte Reihe neben den Sprachdenkmälern. Wenn jene aber in ihrem eigenen Zuſammenhang noch nicht betrachtet werden können, ſo fordern grade die letztern deren Berückſichtigung. Zwar iſt es ſelten der Fall, daß ſie direct auf Kunſtwerke führen, wie etwa Cicero in den Verrinen [1]): denn die Hauptſchriftſteller in dieſer Richtung, Pauſanias und Plinius, pflegen auf den Gymnaſien nicht geleſen zu werden. Aber die Kunſtwerke gehen den Dichterwerken parallel, die vielfach in ihnen ſich ſpiegeln, ja ſelbſt eine Wechſelwirkung von ihnen erfahren haben. Und noch immer kommen Denkmäler an's Licht, welche Zeugniß dafür ablegen. Wie könnte man Homer und die Tragiker beſſer verſtehn, als wenn man in dieſen Einflüſſen ſie wiedererkennt? [2])

---

bens nach Kräften zu Hülfe zu kommen, und daß demzufolge eine kleine Sammlung der hiezu erforderlichen Darſtellungen angelegt werden müſſe, um vorkommenden Falls von den Lehrern ſogleich benutzt werden zu können;" ſtimmt alſo vielmehr mit dem gegenwärtigen Vortrag (der das Jahr zuvor in Hannover gehalten war) überein. Aber er will den Zeichenunterricht nutzbar machen, um ohne Koſten, von den Schülern des Gymnaſiums ſelbſt eine ſolche Sammlung herſtellen zu laſſen. — Auf der andern Seite, da ich in den genannten Theſen und in den die Discuſſion einleitenden Bemerkungen den Zeichenunterricht übergangen hatte, iſt in dieſer Discuſſion vom Schulrath Stoy in Jena, unter Zuſtimmung zu meinen Vorſchlägen (von Theſ. 6 an) auf eine Ergänzung hingewieſen, durch Wahrnehmung der monumentalen Studien im Zeichenunterricht, in welchem unter beſtimmter Stufenfolge die Monumente zur Analyſe und Nachbildung dargeboten werden könnten. Dieſe öffentliche Anregung hat die obige weitere Ausführung (da im Vortrage zu Hannover dieſer Unterricht nur im Vorübergehn genannt war) veranlaßt.

1) Der Gegenſtand iſt behandelt in einem Programm des Gymn. zu Jever von Prof. König De Cicerone in Verrinis artis operum aestimatore et judice. Oſtern 1863.

2) Die Kunſtwerke und die Schriftſteller des Alterthums gegenſeitig die einen aus den andern zu erklären, iſt ſo weit es die römiſchen Dichter betrifft unternommen von Spence in ſ. Polymetis or an enquiry

Mit dem lehrhaften Gebrauch von Kunstdenkmälern scheint aber das Alterthum selbst voranzugehn. Bekannt sind die mancherlei Reste von iliſchen Tafeln, auf denen Scenen des trojanischen Krieges sich abgebildet finden, mit kurzer Angabe der betreffenden Stellen aus Homer. Das größte und besterhaltene Denkmal dieser Art im capitoliniſchen Museum, welches Homerica und Posthomerica umfaßt, unter den letztern an hervorragender Stelle die Abfahrt des Aeneas nach dem Abendlande, um den Ursprung des juliſchen Geſchlechts zu verherrlichen, ist bei Bovillä in den Ruinen eines Sacrarium gefunden, welches dem Kaiſer Augustus bald nach ſeinem Tode errichtet worden. Sie mag ihm ſelbſt zum Unterricht gedient haben[1]), — wie nach einer verbreiteten Meinung dergleichen Tafeln überhaupt zum Gebrauch der Jugend beſtimmt geweſen ſind[2]). Ebendaſelbſt iſt die Apotheoſe Homers gefunden, jetzt im britiſchen Museum, worauf der Dichter thronend vorgeſtellt iſt, wie der bewohnte Erdkreis ihn bekränzt, die immerwährende Zeit ſein Lob verkündet und wie alle Ströme der Poeſie von ihm entſpringen. Dies Denkmal iſt durch eine galvano-

---

concerning the agreement between the works of the Roman poets and the remains of the ancient artists. London 1747 und 1755. S. darüber Leſſing Laokoon, W. v. Lachm. Th. VI. S. 421—430, der zwar den öftern Erfolg ſeines Vorhabens anerkennt, gleichwohl nicht gut auf ihn zu ſprechen iſt; und zur Rettung Spence's Herder in ſ. Kritik des Laokoon, W. zur ſchönen Lit. Th. IV. S. 130 ff. Dann iſt Winckelmann damit vorgegangen, die Denkmäler als Auslegungsmittel zu benutzen, wie er ſelbſt erklärt: ſein größtes Vergnügen in Erläuterung der Werke alter Kunſt ſei geweſen, wenn er dadurch einen alten Scribenten habe erläutern oder verbeſſern können, Vorr. zu den Anm. über die Geſch. der Kunſt, W. Th. III. S. XXXII. Vergl. Friederichs Winckelmann 1862. S. 14, wo die Erwartung ausgeſprochen wird, daß der Gedanke Winckelmanns, Stellen der alten Schriftſteller durch Denkmäler zu erläutern und anſchaulicher zu machen, noch mehr wirken werde bis in die Gymnaſien hinein.

1) Vergl. Franz Corp. Inscr. Gr. zu n. 6125. T. III. p. 850. b.

2) Die Meinung war herrſchend ſeit Barthelemy und iſt durch Welcker, O. Jahn, Henzen u. A. vertreten. Sie wurde angefochten durch Stephani (Der ausruhende Herakles 1854) und gegen ihn in Schutz genommen von Michaelis Annali archeol. Vol. XXX. 1858. p. 123 f.; ſie iſt bekämpft in einer beſondern Abhandlung von Reifferſcheid De usu tabularum Iliacarum et similium, ebendaſ. Vol. XXXIV. 1862. p. 104 ff., woraus jedenfalls hervorgeht, daß ſie einer Einſchränkung bedarf. Derſelbe nimmt an, daß ſolche Tafeln zur Ausſchmückung von Bibliotheken gedient haben und leitet ihren Gebrauch von Alexandrien ab. Indeſſen unterſcheidet er ſelbſt die obengenannte Tafel (p. 115), und ſeine Hauptgründe beziehen ſich auf einige andere Tafeln.

plastische Vervielfältigung [1]) allgemein zugänglich gemacht. Die Betrachtung beider Werke scheint wohl geeignet auf der Schule die Lesung Homers abzuschließen, zumal das erstere auch dessen Fortsetzungen aus dem epischen Cyclus vor Augen stellt. Es sind das freilich späte Gebilde. Das Hauptwerk aber, bei dem eine Schilderung des Dichters (Il. 1, 528 ff.) dem Künstler vorgeschwebt hat, nach dessen eigenem Zeugniß [2]), ist der olympische Zeus des Phidias: und da am meisten hieran erinnern, wenn auch in entfernter Nachbildung, die Büste des Jupiter von Otricoli und ein Gemälde aus Pompeji, welches den thronenden Gott zeigt, wie er von der Victoria bekränzt wird, so bieten Abguß und Abbildung dieser Kunstwerke sich dazu an, bei Lesung der homerischen Stelle die Idee des Dichters zu veranschaulichen.

Eben so einzig in seiner Art erscheint das umgekehrte Verhältniß bei den Tragikern, daß ein uraltes Bildwerk ihrer Schilderung zum Grunde liegt: es ist die Niobe, welche zumal Sophokles in der Antigone (822 ff.) schildert, deren Geschick ihr vergleichend: wie sie am Berge Sipylos einst erstarrt, in ihrem Felsengrabe sichtbar sei, ewig Thränen vergießend. Das Bild aber an der Nordwand des Sipylos, welches schon Pausanias beschrieben und neuere Reisende wieder erkannt haben, ist in den natürlichen Felsen gehauen, eine sitzende Matrone von kolossaler Größe mit dem Ausdruck der Trauer, das Haupt leise zur Seite und nach vorne geneigt, die Hände auf den Schooß zusammengelegt [3]): eine neuerdings davon hergekommene Photographie hat bestätigt, daß an kein Naturspiel zu denken sei [4]). Wie nun daran die Sage sich angeschlossen, deren Sophokles gedenkt; so leitet jenes Bildwerk zu einer Quelle desselben und zu einem der denkwürdigsten Punkte der Religionsgeschichte. Religionsgeschichtlich denkwürdig ist auch die Bedeutung und Gestalt, welche Aeschylos den Erinnyen gegeben hat, als er unternahm sie auf die Bühne zu bringen: er schildert sie im Eingang seiner Eumeniden (48 ff.), wie sie den Muttermörder Orestes verfolgend, im delphischen Heiligthum gelagert sind, und vergleicht ihre Bildung mit Gor-

---

1) Mit Text von Emil Braun. Leipz. 1848. Von demselben s. unter andern Brunn Gesch. der griechischen Künstler Th. I. S. 572. 584 ff. und eine Inauguralabhandlung von Kortegarn De tabula Archelai. Bonnae 1862.

2) Strab. VIII, 3. p. 354. Vergl. Lessing Laokoon S. 505.

3) Stark Niobe S. 42 f. 98 ff. 442. mit Abbild. Taf. I.

4) Gerhard Archäol. Anz. 1862. S. 349*.

gonenbildern, von denen er die Schlangenhaare, die heraushängende Zunge und die gefletschten Zähne entlehnt, so wie mit einem Gemälde der Harpyien, welche das Mahl des Phineus raubten, von denen er sie aber als flügellos unterscheidet[1]). Die erstgenannten Bilder gehören zu den ältesten Werken der griechischen Kunst; beiderlei Figuren aber werden durch noch vorhandene Werke anschaulich. — Desto mehr bieten sich, ohne solche Beziehung von Seiten der Dichter, entsprechende Kunstvorstellungen, die entweder aus der gemeinsamen Sage oder umgekehrt aus den Dichtern abgeleitet sind, zur Erläuterung derselben dar. Um einige Beispiele aus neu aufgefundenen oder neu erklärten Monumenten anzuzeigen, so bietet zwar zu den Persern des Aeschylos die große Dariusvase von Canosa, welche in der obersten Abtheilung die Götterversammlung mit den Figuren der Hellas und Asia, in der mittleren den Darius mit seinen Großen und unterhalb unterworfene Völker zeigt, nur eine entferntere Vergleichung: denn freilich war es ein Irrthum, diese Vorstellung aus jenem Drama abzuleiten[2]). Gleichwohl mag sie wesentlich zu seiner Erklärung dienen, indem sie zwei Grundgedanken desselben veranschaulicht, einmal durch die Figuren der Hellas und Asia, welche letztere vor ihrer Schwelle sitzt, im Begriff einen Angriffskrieg gegen die andere zu eröffnen (worüber jene Versammlung der Perser berath), — während bei Aeschylos in dem Traum der Atossa an denselben Figuren die Folgen eines Angriffskriegs des Xerxes offenbar werden; sodann vornehmlich durch die Beziehung der Hellas, welche bedroht und geängstet unter den Schutz der Götter gestellt ist, zunächst des Zeus nebst der Nike und der Athene. Diese Anschauung aber von deren Obhut und unmittelbarem Eingreifen geht durch das Dichterwerk wie das Geschichtswerk der Perserkriege; und darnach giebt die zeichnende Kunst auf jener Vase ihr einen großen Ausdruck[3]). Hingegen eine directe Uebereinstimmung ist erkannt zwischen einem Drama des Euripides, seinen Phönissen und den Reliefs eines Sarcophags der Villa Pamfili, welcher die drei wesentlichen Theile des Stücks in derselben Folge vor Augen

---

1) S. O. Müller zu Aeschylos Eumeniden S. 185.

2) Worauf Minervini bestand; s. dagegen Welcker in der Archäol. Zeit. 1857. S. 53 mit Abbildung der Vase (darnach in s. Alten Denkm. Th. V). Und O. Jahn ebendas. 1860. S. 41 ff., der die Anregung zu der Vorstellung der Vase in den Persern des Phrynichos sucht.

3) Vergl. Curtius in der Archäol. Zeit. 1857. S. 116.

ſtellt [1]): die Zuſammenkunft der Brüder und die vergebliche Vermittelung der Jokaſte; den Kampf, der mit dem Tode der Führer endet, von denen in dem Relief kenntlich gemacht ſind Kapaneus emporklimmend und Amphiaraos niederſteigend, ſo wie die Brüder in ihrem Wechſelmord; endlich das Verbot, den Polyneikes zu beſtatten, dem Antigone ſich nicht fügen will, — ſtatt deſſen in dem Relief, entſprechend der Weiterdichtung des Euripides in einem verloren gegangenen Stück, die nächtliche Beſtattung ſelbſt ſchon vorgeſtellt iſt.

Nächſt der Leſung der klaſſiſchen Schriftſteller des Alterthums erſcheint der Unterricht im Deutſchen als der Ort, wo eine Berückſichtigung der Kunſtdenkmäler alter und neuer Zeit gefordert wird, ſofern er die Leſung unſrer Klaſſiker aufnimmt. Denn wenn man dabei auf ihren literariſchen Charakter und zugleich die Culturepoche ſieht, ſo kommen die Werke der bildenden Künſte zwiefach in Betracht, ſofern dieſelben ſowohl auf deren Bildung entſcheidend eingewirkt haben, als von ihnen ſelbſt epochemachend behandelt ſind. Und wenn man überdies bei ihnen die poetiſche Kunſt in's Auge faßt und die Geſetze derſelben aus ihren Werken zum Bewußtſein bringt, ſtatt ſie in eigenen Stunden zu behandeln, — eine Erſetzung der ſyſtematiſchen durch die analytiſche Methode, die z. B. an dem Gymnaſium in Bern von Profeſſor Pabſt durchgeführt iſt [2]); ſo wird man auch hier auf den Unterſchied geführt, daß von ihnen die Geſetze der Dichtung ſowohl geübt als erörtert ſind. Die letzte Seite in beiden Alternativen trifft zuſammen in dem Anfänger unſrer klaſſiſchen Literatur-Epoche, Leſſing, der die Geſetze der Malerei und der Poeſie auf einander bezogen und nach ihrem weſentlichen Unterſchiede aufgezeigt hat in ſeinem Laokoon. Die Leſung deſſelben in der deutſchen Stunde iſt um ſo mehr angezeigt, da ſie an griechiſche und lateiniſche Lectüre ſich anſchließt: denn um die Grenzen der Poeſie zu beſtimmen, werden vornehmlich Homer, den er befliſſen iſt als das Muſter aller Muſter [3]) zu zeigen, Sophokles im Philoktet und Virgil benutzt. Da nun auf der bildneriſchen

---

1) Nachgewieſen von E. Peterſen in der Archäol. Zeit. 1861. S. 193 ff.

2) Vergl. deſſen Abhandlung: Der Organismus des Unterrichts in der Mutterſprache auf deutſchen Gymnaſien, in dem Programm der Berner Kantonsſchule 1858.

3) Leſſing Laokoon S. 490.

Seite vornehmlich die Gruppe zum Vorwurf dient, nach welcher
in Buch benannt ist und die Lesung Virgils ohnehin zur Verglei-
ung derselben auffordert; so wird man deren Anschauung beim
nterricht nicht entbehren wollen. — Die beiden Seiten aber der
sten Alternative treffen in großem Maaßstabe bei Goethe zu-
mmen, der von den Werken der Kunst, der klassischen wie der
ristlichen, sowohl groß gedacht und geschrieben, als große Ein-
ücke empfangen hat. Und da sogar die früheren Epochen seines
bens sich unterscheiden lassen nach seinem Verhältniß zu ver-
iedenen Kunstgebieten, so wird man selbst zu den Hauptwerken
selben geleitet durch Lesung solcher Schriften, welche diese
ochen bezeichnen: wie zu dem Straßburger Münster durch
ie dithyrambischen Worte von altdeutscher Baukunst und seine
tte Wallfahrt nach Erwins Grabe (deren schon gedacht ist), und
den unermeßlichen Kunstschätzen jenseits der Alpen durch seine
lienische Reise. Hieraus mögen nur zwei Worte ausgehoben
rden, welche Werke des klassischen Alterthums betreffen. Von
Grabmälern im Museum zu Verona schreibt er: „der Wind
von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen
r einen Rosenhügel; die Grabmäler sind herzlich und rührend,
stellen immer das Leben her u. s. w.“ Und von der Juno
ovisi, als er zu Rom einen Abguß von ihr in seinem Zimmer
gestellt hatte: „keine Worte geben eine Ahnung davon, es ist
ein Gesang Homers“ [1]). Wodurch er auch bezeugt, daß das
dium der alten Kunst, mit dem es ihm ein ganzer Ernst war,
sie und Begeisterung ihm nicht ausgelöscht hat.

3. Der zweite Ort im Lehrplan für die Aufnahme monu-
aler Anschauungen ist der Geschichtsunterricht, der
) seine Breite auf allen Stufen des Schullebens so reiche
genheit dazu giebt. Auch wird der Anspruch auf solche Aus-
ung desselben wohl am wenigsten bestritten und am meisten
lt; wenn auch früher, in den Verhandlungen über die Metho-
dieses Unterrichts der Gesichtspunkt zurückgetreten ist [2]). Seit-

---

1) Goethe Italien. Reise, W. Bd. XIX. S. 35. 143.

2) Von den zahlreichen Schriften und Abhandlungen über dieses
ia mögen zwei hervorgehoben werden: Loebell Grundzüge
Methodik des geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien. Leipzig
die es hauptsächlich mit der Behandlung und Gliederung des Stoffs
un hat: es wird wohl einmal die geschichtliche Darstellung mit einem
lde verglichen (S. 25); aber von historischen Gemälden und Bild-
n, überhaupt den Hülfsmitteln des Unterrichts ist nicht die Rede.

dem ist aber auch die Erlangung von Nachbildungen einzelner Denkmäler um vieles erleichtert; überdies sind manche Werke erschienen, welche die Geschichte selbst in Bildern vorführen, sei es daß sie eine Reihe von Denkmälern wiedergeben oder durch freie künstlerische Composition die Folge der Ereignisse vor Augen stellen [1]). Das letztere wird mannichfachen Genuß und Unterhaltung, auch ernste Anregung gewähren können; am instructivsten aber ist das erstere. Es sei erlaubt, nur auf einige Epochen hinzuweisen mit Denkmälern ersten Ranges, welche zum Theil erst neuerdings genauer bekannt geworden sind. Aus dem hellenischen Alterthum ziehen vor allen zwei Monumente unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist aus vorhomerischer Zeit das Bildwerk an dem einstigen Burgeingang zu Mykene, das, von Pausanias erwähnt, in allen Haupttheilen wohl erhalten und jüngst allgemein zugänglich geworden ist (in Folge der Forschungsreise deutscher Gelehrten nach Griechenland vom Jahre 1862) durch Abformung und Abguß für das Königliche Museum zu Berlin: zwei Löwen aufgerichtet auf einer Schwelle stehend zu beiden Seiten eines Säulenschaftes, auf dessen Abakus vier Cylinderstämme ruhen, vermuthlich das Bild einer Holzdecke; und das Ganze das Bild der Königshalle, welche von Löwen bewacht wird [2]). Also ein ehrwürdiger Rest königlicher Bauten und königlicher Gedanken in Hellas; und mehr als das, denn die Architectur, welche Verwandtschaft mit Denkmälern Lyciens zeigt, bringt zusammengehalten mit uralter Ueberlieferung die Thatsache an's Licht, daß von dort eine alte Cultur nach Griechenland übertragen ist. Aus der Blüthezeit aber der hellenischen Cultur und Macht stammt das eherne Schlangengewinde zu Constantinopel, welches ein schon im Alterthum

---

Eingehender auf den Unterricht ist die Schrift von Peter Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien, ein methodischer Versuch, Halle 1849, worin nachträglich (Vorr. S. IV.) bemerkt wird: daß der Lehrer alle Arten sinnlicher Veranschaulichungsmittel, namentlich Abbildungen, so viel als irgend möglich zu benutzen haben wird.

1) L. Weisser Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte in 100 großen Tafeln nach berühmten Kunstw. alter u. neuer Zeit, mit erl. Text von H. Kurz und H. Merz. Stuttg. 1855 ff. — Die Geschichte des deutschen Volks in 15 großen Bildern von K. H. Hermann mit erläuterndem Text von Foß. Gotha 1852. Die deutsche Geschichte in Bildern nach Originalzeichnungen deutscher Künstler mit erläuterndem Text von Bülau, Brandes und Flathe. 3 Bände mit 230 Holzschn. Dresden 1862.

2) Nach der Erklärung von Adler in Gerhards Archäol. Zeitung, Jan. 1865. Nr. 193. mit Abbild. Taf. CXCIII.

verloren gegangenes goldenes Gefäß trug: ein Siegesdenkmal zunächst der Schlacht von Platäa, überhaupt des zweiten Perserkrieges, wie die in das Gewinde eingegrabenen Namen aller griechischen Staaten, die Theil daran genommen, beweisen. Dasselbe ist erhalten, bis auf die drei Köpfe in welche es auslief (aber von einem derselben hat sich ein Bruchstück gefunden). Einst an dem heiligsten Ort des delphischen Tempelraumes stehend, wurde es unter Constantin dem Großen nach Constantinopel versetzt: es ist schon von Herodot und Thucydides, im christlichen Alterthum von Eusebius und nachfolgenden Geschichtschreibern, seit dem 16. Jahrhundert von Reisenden erwähnt. Aber es war zum großen Theil verschüttet, bis es im Jahre 1856 durch englische Bemühungen vollständig aufgedeckt wurde. Seitdem ist es Gegenstand sorgfältiger Forschung gewesen und durch treuere Abbildungen bekannt gemacht[1]). — Hingegen hat die alte Hauptstadt der Welt zwei Monumente aufzuweisen als überragende Zeugen der Wendepunkte zugleich in der Welt- und in der Religionsgeschichte, welche durch den Fall des Judenthums und des Heidenthums bezeichnet werden: das ist der Titusbogen und der Constantinsbogen. Zahlreich davon vorhandene Abbildungen und Photographien (das christliche Museum zu Berlin besitzt deren, die seit 12 Jahren sich unverändert erhalten haben) machen es möglich, die Vorstellung dieser merkwürdigsten aller Bau- und Bildwerke den Schülern einzuprägen.

Nächst solchen Denkmälern, welche in die Grenz- und Höhenpunkte der Geschichte leiten, und andern, welche im gewöhnlichen Fluß derselben die Begebenheiten vergegenwärtigen, ist der Unterricht in der Geschichte, wenn sie lebendig werden soll, vornehmlich angewiesen auf Bilder von dem Schauplatz der Begebenheiten und auf die Bildnisse der handelnden Personen. Die letztern fehlen zwar aus dem Mittelalter, aber von manchen Größen des klassischen Alterthums, Dichtern, Philosophen und Staatsmännern, und sehr allgemein aus der neuern Zeit sind Büsten überliefert und Abgüsse leicht zu haben. Für die erstern aber wird die Photographie gute Dienste leisten. Darüber hat man zu Heidel-

---

1) Frick Das platäische Weihgeschenk zu Constantinopel, in Jahns Jahrb. für klass. Philol. Suppl. Bd. III. 1859. S. 487—556. (und dazu Welcker Griech. Götterlehre Bd. II. S. 811 ff.). Dethier und Mordtmann Epigraphik von Byzantion und Constantinopolis, in den Denkschr. der K. Akad. der Wissensch. zu Wien. Bd. XIII. 1864. Abth. 2. S. 3ff. Beide Abhandlungen mit Abbild. (In beiden wird die Aechtheit des Monuments vertheidigt).

berg (1865) am Schluß der Verhandlung über die nachfolgenden Theſen von dem Vorſitzenden Profeſſor von Langsdorff ein lebendiges Wort gehört: „wenn die Pädagogik die Photographie in Anſpruch nehmen wird und durch den Maſſenabſatz die Preiſe ſich mindern, ſo könnte man außerordentliches leiſten. Man könnte den Schüler hinführen auf alle Schauplätze des Lebens, auf denen ſich die Männer, die Geſtalten, die Thatſachen der Vergangenheit bewegt haben. Ich muß ſagen, wenn ich hieran denke, verſchönert ſich mir das Bild der Schule und der Schulthätigkeit gewaltig. Ich glaube, es könnte dadurch ein großer Fortſchritt erzielt werden“ [1]).

4. Weniger anerkannt, wie es ſcheint, aber noch bedeutender iſt der gleiche Anſpruch, der an den Religionsunterricht [2]) zu

---

1) Verhandl. der XXIV. Verſamml. der Philologen zu Heidelberg S. 116 f.

2) Ueber das hochwichtige Thema ſind noch jüngſt zwei werthvolle Abhandlungen erſchienen: Michael Ueber die Reform des Religionsunterrichts auf den Gymnaſien, Progr. des Bitzthumſchen Gymnaſ. in Dresden, Oſtern 1863; Hake Zu der Frage über die Bedeutung und Stellung der Religionslehre in dem Geſammtorganismus unſeres Gymnaſialunterrichts, Progr. des Gymnaſiums zu Arnsberg, Mich. 1863. Jene betrifft den evangeliſchen, dieſe den katholiſchen Religionsunterricht. Und die Methode (obwohl nicht nothwendig in Folge dieſes Unterſchieds) iſt entgegengeſetzt. Der Verfaſſer des Reformvorſchlages verwirft den bisherigen Weg ſyſtematiſcher Begründung und will an die Stelle der theologiſchen die anthropologiſche Behandlung ſetzen, welche er durch die Geſchichte der Religionen in einem Entwurf für die beiden obern Klaſſen durchführt. Aber ſo berechtigt dieſe mehr ſubjective Behandlung iſt, ſo würde doch eine Beſchränkung auf dieſelbe die Hauptſache auslaſſen: grade die Monologen Schleiermachers, deren Leſung er auch empfiehlt (S. 65 ff.) (wenn dies nicht zu früh iſt), bilden den einen Pol, der Selbſtbetrachtung, der nothwendig den andern, objectiven fordert. — Dieſe andere Seite liegt zum Grunde in der zweiten Abhandlung, welche nicht den Religionsunterricht an ſich, ſondern deſſen Stellung im Verhältniß zum Geſammtzweck des Gymnaſialunterrichts und zu den einzelnen Unterrichtszweigen erörtert, wie er ein weſentliches Glied in deſſen Organismus bildet. Darnach ſoll im Gegentheil das Syſtem göttlicher Wahrheiten und das Syſtem göttlicher Thaten, jenes mit den ſtreng präciſirten Definitionen und Diſtinctionen des kirchlichen Lehrbegriffs, dargelegt werden (S. VI. XXI). Indeſſen ſucht der Verfaſſer im Bereich dieſes Unterrichts nicht bloß die intellectuellen und moraliſchen, ſondern auch die äſthetiſchen Bildungsmomente aufzuweiſen, nachdem er bemerkt hat, daß die göttliche Wahrheit wie an ſich ſo in ihren mannichfachen Reflexen, auch in der Kunſt, zu betrachten ſei (S. VI ff.). Alſo führt der Religionsunterricht auch auf dieſe: was aber nur in Bezug auf die Poeſie Erläuterung findet; die

hen ist, welchem auf allen Stufen der Schulbildung wöchent-
zwei Stunden gewidmet zu sein pflegen; ausnahmsweise findet
nur eine Stunde dafür in Bern angesetzt. Aber auch jener
traum ist so kostbar, daß man gewiß jede Beschränkung durch
n fremden Stoff wird abwehren wollen. Jedoch die Werke
christlichen Kunst sind seinem Gegenstande nicht fremd, sondern
g damit verwachsen, da sie durch so viele Jahrhunderte die
wirkende Kraft ursprünglicher christlicher Begeisterung bezeugen.
weit entfernt, diesen Unterricht einzuschränken, fügen sie be-
d sich ihm ein und dienen die Verantwortlichkeit des Lehrers
rleichtern.

Denn freilich ist diese hier größer, als auf irgend einem an-
Gebiet. Die Grundlage jenes Unterrichts wird überall der
alt der Bibel sein: Geschichte und Lehre; er wird auf den
en Stufen fortschreiten zur Geschichte und Lehre der Kirche.
mag der Lehrer sich gewachsen glauben, den großen Inhalt
Jugend anzueignen? Gewiß nicht durch bloß traditionelle
heilung, wie man etwa Regeln der Grammatik lernen läßt:
ich auch das nicht fruchtet, wenn nicht der Sprachgeist mit
i ist, aus welchem sie erwachsen sind. So will zumal auf
religiösen Gebiet erlebt, beseelt sein, was in die Seele drin-
und Leben erwecken soll. Wenn nun der Lehrer auf die
e Kraft und Fülle beschränkt, sich mißtraut dem religiösen
rfniß der heranwachsenden Generation genugzuthun und
entscheidenden Einfluß für ihr Leben auszuüben; so wird er
Gaben der Kirche zu Hülfe rufen, die Andacht und Einsicht
l ihrer schöpferischen Epochen. Das geschieht ja unter an-
, wenn er aus ihr die frommen Erzeugnisse der lyrischen
ie mittheilt, die Lieder der alten Glaubenshelden. Daneben
n die Werke der bildenden Künste sich dar, die jedoch ein viel
eres Feld haben: denn sie umfassen in unzähligen Exemplaren
ganze biblische Geschichte und reichen selbst an alle Hauptstücke
Lehrbegriffs, da die Kunst die Macht hat, auch die letzten
en zu versinnlichen. Und wie verschieden auch die Kunstmittel
i in verschiedenen Zeiten, so ist doch zu allen Zeiten in den
ken der christlichen Kunst die Pietät ihrer Urheber zu spüren,

---

nden Künste werden nur berührt (S. XVII). — In dem erstgenann-
Programm führt der Gang durch die Religionsgeschichte auf einige
stvorstellungen aus dem Heidenthum wie aus dem christlichen Alter-
n (S. 28. 41. 51).

die ihres ſtillen und nachhaltigen Einfluſſes nicht verfehlen kann. Wie dies dem Unterricht zu Gute kommen mag, verdient nähere Erwägung. Gegenwärtig möchte ich nur zwei Punkte hervorheben, welche die Grundlagen dieſes und jedes Religionsunterrichts betreffen mit Rückſicht auf einige Kunſtdenkmäler alter, mittlerer und neuerer Zeit [1]).

Das erſte iſt, daß heilige Geſchichte und Glaubenslehre identiſch ſind, weil der Glaube durchaus an die Geſchichte ſich knüpft. Das wird ſichtbar an einer Elfenbeinbüchſe, die in der Königlichen Kunſtkammer zu Berlin befindlich, etwa dem 4. Jahrhundert angehört [2]): es erſcheint Chriſtus ſitzend zwiſchen den zwölf Apoſteln, und zwar nach ſeiner Haltung (er hat in der Linken eine Schriftrolle und die Rechte erhoben) und der ganzen Gruppirung als Lehrer, — aber der Inhalt dieſer Lehre? Auf der entgegengeſetzten Seite des cylindriſchen Gefäßes iſt das Opfer Abrahams vorgeſtellt, das in ſeinem Verhältniß zu der erſtgenannten Vorſtellung ein einfachſtes Beiſpiel geometriſcher Symbolik giebt: denn in dem Kreiſe als Durchſchnitt des Cylinders ſind die gegenüberſtehenden Punkte ſowohl durch den Diameter getrennt als durch die Kreislinie verbunden. So zeigt die Opferung des Iſaac durch Abraham, als Vorbild unterſchieden aber doch verwandt, den geſuchten Inhalt der Lehre, nehmlich die Perſon des Erlöſers und ſein Werk, nach Evang. Joh. 3, 16. — Was hier nur typiſch angedeutet iſt, tritt als Wirklichkeit vor die Augen in dem andern Denkmal, einem bronzenen Crucifix aus dem 12. Jahrhundert, wovon nur das Fußgeſtell noch vorhanden iſt, im Welfenmuſeum zu Hannover. Daſſelbe auf vier Löwen ruhend, hat oben eine Wölbung und bedeutet laut der Inſchrift den Erdkreis. Auf der Höhe deſſelben liegt Adam im Sarge, Engel heben den Deckel deſſelben auf. Dies wird verſtändlich durch eine im chriſtlichen Alterthum verbreitete, in der griechiſchen Kirche allgemein anerkannte ſinnvolle Sage, daß der erſte Menſch auf Golgatha begraben ſei, um dort durch das Blut Chriſti erlöſet und vom Tode erweckt zu werden. Das drückt alſo

---

1) Die beiden aus dem Mittelalter von Metall, welche im Welfen-Muſeum zu Hannover ſich befinden, war es vergönnt, bei dieſem Vortrag in der dortigen Philologen-Verſammlung vorzuzeigen: was die Auswahl grade dieſer Beiſpiele veranlaßt hat.

2) Ihr Abguß befindet ſich unter den beim Königl. Muſeum zu Berlin verkäuflichen Gypsabgüſſen IV, c. Nr. 11.

ieſem Bildwerk das Verhältniß des Gekreuzigten zu dem aus
m Grabe ſich erhebenden Adam aus, wie auch die Umſchrift
gt: Adae morte novi redit Adae vita priori[1]). Dieſelbe
ſtellung mit einer Inſchrift gleichen Inhalts habe ich an dem
eines Crucifixes im Dom zu Chur gefunden. In dem erſten
ſchen aber iſt das ganze Geſchlecht mitbegriffen: es werden
deſſen Hauptepochen und Grundthatſachen nebſt ihrer Ver-
ſung, Anfang und Vollendung, Sündenfall, Tod und Erlöſung
eſen Bildern vorgeführt. — Ein drittes Beiſpiel giebt ein Ereig-
er evangeliſchen Geſchichte: Chriſtus auf dem Meere wandelnd
Petrus aus dem Schiff ihm entgegenkommend (Matth. 14,28—31),
es in einem bekannten Kupferſtich neueſter Zeit von R. Richter
eſtellt iſt, von dem Nachbildungen in verſchiedener Größe verbrei-
nd. Das Ereigniß ſelbſt iſt reich an pſychologiſchem, dogmatiſchem
thiſchem Inhalt. Zuerſt als Moment im Leben des Petrus,
mit raſchem Glaubensmuth vordringt, bald kleingläubig zurück-
jedoch Hülfe bei dem Herrn ſucht und durch ihn ſich geret-
ieht. Chriſtus aber reckt die Hand aus und ergreift ihn
r Augenblick iſt in dem Gemälde aufgefaßt), ſeinen Zweifel
einem Worte rügend, während er ein andermal mit einem
ſeinen Abfall ſtraft. Es iſt auch ein Moment im Leben der
er, denn da ſie zuvor über die Erſcheinung Chriſti auf dem
e erſchrocken, aber auch durch ihn beruhigt waren, dann den
ang mit Petrus geſehn, wohl auch die Rüge ſeiner Klein-
igkeit gehört hatten, fielen ſie vor Chriſtus nieder, nachdem
s Schiff getreten war und ſprachen: „du biſt wahrlich Got-
Sohn.“ So thut ſich mitten in der Geſchichte ein Sinn
ben auf, der auf ein übergeſchichtliches Daſein zurückweiſet.
ſind die beiden Seiten in der Perſon und dem Leben des
ers, welche in dieſem Vorgang und grade in Bezug auf
Vorſtellungen von einer Seite hervorgehoben werden, wo man
icht erwartet. Goethe unter ſeinen Vorſchlägen für zu ma-
Gegenſtände ſagt: „ich wüßte in dem ganzen Evangelium
n höhern und ausdrucksvollern Gegenſtand als Chriſtum,
leicht über das Meer wandelnd, dem ſinkenden Petrus zu
tritt. Die göttliche und menſchliche Natur des Erlöſers iſt

---

1) Dies Fußgeſtell iſt abgebildet bei Vogell Kunſtarbeiten aus
erſachſens Vorzeit. H. I. Bl. 3. 4. S. auch meinen Aufſatz: Adams
auf Golgatha, im Evang. Kalender für 1861. S. 27.

in keinem andern Fall den Sinnen, und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit wenigem auszudrücken“ [1]). Das zeigt sich noch weiter, sofern das Ereigniß nicht bloß diesen Jünger angeht, sondern ein Typus ist für alle, die mit David rufen: „Herr, hilf uns, denn das Wasser geht uns bis an die Seele“ (Ps. 69, 2), ein Bild für alle Noth nicht allein des Leibes, — und eine solche Erweiterung läßt jenes Gemälde wohl ahnen.

Das andere ist, daß Glaubenslehre und Sittenlehre identisch sind, sofern sie eine gemeinsame Wurzel haben. Das zeigt sich gleichfalls in nicht wenigen Darstellungen des Gekreuzigten, welchen entweder die drei theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung) oder die vier Cardinaltugenden umgeben, die zunächst auf ihn selbst bezogen werden. Daraus entwickelt sich die Vorstellung, welche ein anderes im Welfenmuseum befindliches Werk umfaßt: eine Patene von Goldblech des Bischofs Bernward, also aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, die später in die Form einer Monstranz gebracht ist, mit eingegrabenen Figuren [2]). In der Mitte erscheint Christus auf dem Regenbogen, seine durchgrabenen Hände zeigend, mit der Umschrift: Huc spectate viri, sic vos moriendo redemi; umher abwechselnd die Sinnbilder der Evangelisten und als weibliche Brustbilder die Cardinaltugenden. Auch diese Figuren beziehen sich zunächst auf die Person des Erlösers; aber nach der Bestimmung des Gefäßes zum Abendmahlsgebrauch werden sie auch den Gläubigen gelten, die wenn sie den Tod Christi verkündigen (1. Cor. 11, 26), seinem Worte glauben und den Glauben in Thaten umsetzen sollen (Gal. 5, 6. Jac. 1, 22). So ermahnt sie der Apostel Petrus im Gegensatz gegen die, welche dem Worte ungehorsam sind, zu verkündigen die Tugenden deß, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht, 1 Petr. 2, 8. 9: welche Stelle als das Thema dieser Kunstvorstellung anzusehen ist. — Und um an ein berühmtes Gemälde aus neuerer Zeit zu erinnern, dessen Gegenstand nicht ohne Verwandtschaft mit dem genannten Bildwerk ist, so hat Correggio einen Ecce homo in halber Figur ausgeführt, welcher ehemals in der Gallerie zu Düsseldorf, jetzt in München sich befindet: Christus im Ausdruck des tiefsten Leidens, mit gebundenen

1) Goethe W. Bd. XXV. S. 316.

2) Abgebildet bei Jung Lipsanographia s. thes. reliq. elector. Brunsvico-Luneb. zu p. 32. Tab. XI.

Händen, die Dornenkrone auf dem Haupt; dabei die Inschrift: Ego pro te haec passus sum, tu vero quid fecisti pro me? Da erscheint auch ein Moment aus dem Leben Jesu; aber es ist darin das ganze erlösende Leiden zusammengefaßt, worauf das Wort deutet: „das habe ich für dich gelitten" (s. Matth. 20, 28. Marc. 10, 45. Joh. 15, 13), welches, wie Luther sagt, wahrhaftig gläubige Herzen fordert. Das liegt auch in der Frage: du aber, was hast du für mich gethan?" worauf die Antwort die ganze Hingabe des Herzens ist. Aber nicht bloß eine innerliche; sondern nach Thaten wird gefragt, — wie der Apostel Paulus erklärt: „er ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, nicht sich selber leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferwecket ist" (2. Cor. 5, 15), oder wie es näher benannt wird: „auf daß er sich weihete ein Volk zum Eigenthum, der eifrig wäre zu guten Werken" (Tit. 2, 14). Das ist das Bild, welches unter der Menge auserlesener Gemälde das Auge und Gemüth Zinzendorfs auf sich zog, als er in seiner Universitätszeit (im J. 1719) Düsseldorf und dessen Bildergallerie besuchte. Er gedachte dabei, daß er auf diese Frage nicht viel Gutes antworten können und bat seinen Heiland ihn in die Gemeinschaft seiner Leiden mit Gewalt zu reißen, wenn sein Sinn zu hinein wolle[1]). Der Eindruck, den das Gemälde auf ihn machte, ist nicht der erste dieser Art in seinem Leben. Jedenfalls ist ein Beweis, welche Stelle das rechte Bild, in's rechte Licht gesetzt, auch in der religiösen Erziehung und Schulbildung einnehmen vermag.

Sehn wir endlich auf die Kirchengeschichte und ihre monumentalen Quellen, so ist hier dasselbe Bedürfniß, durch diese uns zu veranschaulichen, wie bei dem Unterricht in der Weltgeschichte. Und nicht wenig Denkmäler gehören beiden Seiten an: die genannten beiden Bogen zu Rom eben so sehr eine kirchengeschichtliche als eine weltgeschichtliche Epoche bezeichnen. Neben diesen großen Bauwerken möge noch ein kleines Bildwerk und zwar vaterländischen Ursprungs erwähnt werden, das nicht ein Ende sondern einen neuen Anfang anzeigt: ein Denkmal der Grünzeit von St. Gallen in dem untern Felde einer Elfenbeintafel aus dem 9. Jahrhundert[2]). In der Mitte erblickt man das Kreuz

---

[1]) Zinzendorfs Leben von Spangenberg Th. I. S. 99.

[2]) Von dem ganzen Diptychon befindet sich ein Abguß in dem christl. Museum der Univ. zu Berlin. Dasselbe ist abgebildet in einem Neujahrs-

mit den Reliquien als das erste Zeichen einer Klostergründung, dann den Bären, der auf Befehl des Gallus Holz zum Feuer bringt, und den Gallus, der ihm Brot giebt mit dem Geheiß, den Ort zu meiden und in die Berge sich zurückzuziehn: nach einer anmuthigen in St. Gallen heimischen Legende. Ein kleiner Anfang, der gleichwohl im Keim eine weltgeschichtliche Thatsache in sich birgt, daß durch diese frommen Mönche, wo sie das Kreuz aufpflanzten, die wilden Thiere verscheucht, Einöden urbar gemacht und ihre Cellen zu Pflanzstätten menschlicher Cultur geworden sind, woraus blühende Städte erwuchsen.

III.

Wenn hiemit der Ort im Lehrplan nachgewiesen ist, wo die Kunstbetrachtung sich einreiht; so wäre schließlich ein Wort zu sagen über die Ausführung mit Rücksicht auf den Lehrapparat und die Lehrkräfte. Bevor aber versucht wird, das Erforderniß anzuzeigen, wird das Vorhandene in's Auge zu fassen sein: die gegenwärtige Lage dieser Studien auf den gelehrten Schulen, wovon ich nur nach dem wenigen, was darüber öffentlich bekannt geworden, so wie nach einiger persönlicher und schriftlicher Erkundung berichten kann.

1. Es hat nicht fehlen können, daß der Aufschwung der archäologischen und kunstgeschichtlichen Studien der neuern Zeit, wenn die Lehrer der Gymnasien davon ergriffen wurden, auch im Unterricht nachwirkte. Zunächst aber hat dies Streben in individueller Anregung und privater Wirksamkeit sich gezeigt; und es läßt sich im Einzelnen, wie es in der Natur neuer Bildungselemente liegt, noch der ganz persönliche Ursprung in der Anregung und Verwerthung derselben nachweisen. Zwar in Schulpforte wurde einst in der obersten Klasse, Selecta, eine archäologische Stunde wöchentlich von Prof. Lange, dem nachmaligen Rector der Anstalt noch im J. 1819 (s. oben S. 30) gehalten. Er führte mit vorwiegend ästhetischem Interesse, zugleich mit sittlicher Anregung in das klassische Alterthum und seine Kunstbildungen ein, und wußte durch seinen belebenden und mit Vorzeigen der besten Bildwerke verknüpften Vortrag (wofür zwar nicht Abgüsse, aber Abbildungen ihm zu Gebote standen), die Schüler zu begeistern, so daß sie noch in

heft der historischen Gesellschaft von St. Gallen unter dem T.: St. Gallen I. 1863. Die oben erwähnte Abtheilung der einen Tafel ist abgebildet und erläutert in meinem Aufsatz: Die Herrschaft des Menschen über die Thiere, im Evang. Kalender für 1860. S. 35.

alten Tagen ihre Liebe zur Archäologie dankbar auf ihn zurückführen[1]). — Außerhalb der Schule aber ist das Studium klassischer Alterthümer wie der christlichen Kunst gepflegt von dem jüngst (24. Nov. 1865) verstorbenen ehrwürdigen Bäumlein in Maulbronn, der seit 1840 Professor, seit 1845 Ephorus am dortigen Seminar, in der griechischen Philologie einen geachteten Namen sich erworben und in dem Kampf zwischen den klassischen Studien und den Realien als Grundlage der höheren Bildung mit Nachdruck die erstere Seite vertreten hat[2]). Er war auch Kenner und Liebhaber der Kunst, mit deren Werken er sich auf vielen und großen Reisen vertraut gemacht hatte, und war bemüht in seinen Zöglingen ein Verständniß und Interesse für dieselbe zu erwecken. Nicht allein daß er Einzelnen, die ihn besuchten, gern seine Gemäldesammlung zeigte und bereitwillig aus seiner Bibliothek kunstgeschichtliche Werke auslieh; er lud auch regelmäßig des Winters in zwei wöchentlichen Abendstunden die Zöglinge aus den beiden letzten Jahren des vierjährigen Cursus, in Abtheilungen von 7 bis 10 Personen, in seine Wohnung und legte einestheils seine reichhaltige Inschriften-Sammlung vor, ägyptische, phönicische, griechische, gothische Inschriften, wobei er die Geschichte und das Verhältniß der Schriftzeichen zu einander erläuterte; später ging er auf das Kirchengebäude ein, zeigte dessen Entstehung, innere Einrichtung, die verschiedenen kirchlichen Baustile und gab so in Umrissen eine Geschichte der christlichen Baukunst. Im Sommer aber führte er die ganze Promotion in der Klosterkirche und den Kreuzgängen umher, gab bei der in's Einzelnste gehenden Besichtigung einen Commentar zu dem was er im Winter vorgetragen und in Plänen vorgelegt hatte: wobei die Maulbronner Kirche, die den romanischen, Uebergangs- und spätgothischen Baustil zeigt, besonders instructiv war. Die Betheiligung an diesen Zusammenkünften und Wanderungen war in das Belieben eines jeden gestellt; allein es schloß sich wohl keiner davon aus, und die Stunden blieben, wie versichert wird, allen Zöglingen in

1) Wie einer derselben, Director Ranke in Berlin mir mitgetheilt hat. Damit stimmt überein das Zeugniß von Prof. Fiedler in dem oben (S. 25. Anm.) angef. Aufsatz S. 281.

2) Sein mit Pietät geschriebener Nekrolog im Schwäbischen Merkur (Schwäb. Kronik) vom 9. Februar 1866. Ich bin erfreut, in Ergänzung dieser Nachricht die obige Mittheilung zu bringen, welche ich Herrn Pfarrvicar Lang aus Tuttlingen, einem ehemaligen Zögling des Maulbronner Seminars verdanke.

freundlicher Erinnerung. Es war aber eine reine Privatsache, im Stunden- und Studienplan der Anstalt nicht vorgesehn.

2. Wenn darüber hinaus eine planmäßige Berücksichtigung der Monumente im Unterricht der Gymnasien erfordert wird, so hängt diese von den Lehrmitteln und den Lehrkräften ab.

Was die erstern betrifft, so gehören zur anschaulichen Einführung in die Monumente, wenn das Original nicht zu erreichen ist, Copien: sei es in der Fläche durch Kupferstich, Steindruck, Holzschnitt, Photographie, oder in körperlicher Nachbildung durch den Gypsabguß, der also für architectonisches Detail und für Bildwerke in Relief oder runder Figur sich darbietet. Daß letzterer allgemein vor der bloßen Zeichnung den Vorzug hat, versteht sich von selbst; unter den Abgüssen aber verdienen für diesen Unterricht noch den Vorzug gegenüber den kleinern Werken, Abdrücken von Gemmen und Münzen, die von lebensgroßen oder kolossalen Büsten und Statuen[1]). Sie geben unmittelbar den volleren Eindruck des Geistes in körperlicher Erscheinung; und eine Sammlung derselben zweckmäßig aufgestellt, d. h. wohlgeordnet und in angemessener Räumlichkeit, läßt das Alterthum selbst lebendig werden: man steht ihm wie von Angesicht gegenüber[2]).

In dieser Hinsicht sind im günstigsten Fall die Anstalten in Haupt- und Universitätsstädten, wo entweder große Staats-

---

1) Nicht anders spricht sich Oeser aus (nur daß er äußerer Umstände wegen scheinbar das Verhältniß umkehrt), wie Goethe aus seiner eigenen Studienzeit berichtet, W. Th. XVII. S. 283: obgleich, sagte er, die Statuen und größern Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß blieben, so seien sie doch sowohl im Original als Abguß selten zu sehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienst, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zusammenstellung, geschmackvolle Behandlung auffallender und begreiflicher werde, auch bei so großer Menge die Vergleichung eher möglich sei.

2) Von der Wirkung der Statuen bemerkt Herder in s. Plastik Riga 1778. S. 117 f. (W. Zur schönen Lit. u. K. Bd. XI. S. 341 f.): Ehrfurcht, Gefühl, als ob sie wandelten und lebten, sind die ersten Eindrücke der Kunst, zumal bei einem halbwilden Volke. Bei allen Wilden oder Halbwilden sind daher die Statuen belebt, dämonisch, voll Gottheit und Geistes, zumal wenn sie in Stille, in heiliger Dämmerung angebetet werden und man ihre Stimme und Antwort erwartet. Noch jetzt wandelt uns ein Gefühl der Art an in jedem stillen Museum oder Coliseum voll Götter und Helden: unvermerkt, wenn man unter ihnen allein ist und wie voll Andacht an sie gehet, beleben sie sich, und man ist auf ihrem Grunde in die Zeiten gerückt, da sie noch lebten und das alles Wahrheit war, was jetzt als Mythologie und Statue dasteht.

sammlungen sich befinden oder wenigstens für das Bedürfniß der klassischen Philologie ein Kunst-Museum angelegt ist. In Deutschland pflegen solche Sammlungen ohne weiteres den Gymnasien zugänglich zu sein, z. B. in Berlin, Stuttgart, Gotha (wo die Direction beider in derselben Hand liegt) u. a. O. In der Schweiz, wo die Sammlungen der Hauptstadt, die Schulen dem Kanton angehören, besteht die Einrichtung, daß für die Benutzung der städtischen Lehrmittel die Betheiligten jährlich einen Beitrag zahlen, oder der Kanton diese Zahlung für sie leistet. — Die Mehrzahl der Gymnasien ist jedoch in einer andern Lage und auf die eigenen Lehrmittel angewiesen; aber an diesen fehlt es fast überall. Eine Ausnahme bildet der Besitz einer großen Bibliothek, wie sie dem Lyceum zu Dillingen an der Donau als ehemaliger Universität eigen ist, von 75000 Bänden: worunter manche archäologische Werke sich finden müssen. Und bei dem Gymnasium in Danzig ein werthvolles numismatisches Kabinet mit einer reichen Folge von polnischen, preußischen, vorzüglich danziger Münzen und kostbaren goldenen Medaillen[1]), die freilich dem Unterricht (außer vielleicht einmal als Beleg in der neueren Geschichte, wie die Medaille auf den Frieden zu Oliva) kaum ersprießliches bieten können. Hingegen sind viele preußische Gymnasien schon in den 30er Jahren mit Gypsabdrücken von geschnittenen Steinen durch das Ministerium Altenstein ausgestattet: vielleicht daß damals die Absicht dem Bedürfniß zuvorgekommen ist. Eine bevorzugte Stelle nimmt die Landesschule Pforte ein, welche in ihrer Kirche eine Perle der gothischen Architectur besitzt mit manchen alten Grabmälern, und die schon in den Jahren 1821 und 1822 Gypsabgüsse von Statuen, Büsten und Basreliefs, sowohl zum Zweck des Studiums der Antiken als zur Benutzung beim Zeichnenunterricht, sowie mehrere Pastensammlungen, beide aus Paris erhalten hat. Aber die gesammten Kunstschätze blieben 40 Jahre ungenützt, zum Theil unausgepackt stehen. Nachdem die Sammlung in den Jahren 1830 und 1844 vermehrt worden, ist eine geordnete Aufstellung erst im Jahre 1863 bewirkt: ihre Benutzung wird gefördert durch eine jüngst erschienene zweckmäßige Beschreibung von Dr. Benndorf[2]); die Aussetzung eines besondern Fonds zur Aus-

1) Diese beiden Angaben aus Mushacke Schul-Kalender auf 1864. Abth. II. S. 29. Abth. I. S. 14 f.

2) Das Museum der Gypsabgüsse nach Antiken zu Pforte, beschrieben von Dr. Benndorf. Naumburg 1864.

füllung der vorhandenen Lücken wird erwartet. So geht die berühmte Anstalt auf diesem Gebiet, wenn auch nach einiger Säumniß, mit einem schönen Beispiel voran. Anfänge eines solchen Apparats finden sich an mehreren Schulen[1]). Aber eine nennenswerthe Sammlung christlicher Denkmäler zum Behuf des Geschichts- und Religionsunterrichts scheint nirgends vorhanden.

Die Benutzung solcher Sammlungen, zumal ihre unmittelbare Verwendung beim Unterricht, ist natürlich sehr erleichtert, wenn sie als Eigenthum des Gymnasiums in dessen Räumen sich befinden. In der fast allgemeinen Ermangelung dessen geschieht es an manchen Orten, wo die Gelegenheit sich bietet, daß die Schüler der obersten Klassen von Zeit zu Zeit in die Alterthumssammlung des Staats oder der Universität geführt werden[2]). Und es wird die lebhafte Theilnahme bezeugt, welche diese Anschauung zu erwecken pflegt. — Daneben verdient hervorgehoben zu werden, daß doch auch die edeln Werke der altchristlichen und mittelalterlichen Kunst nicht ganz dieser pädagogischen Berücksichtigung entbehren. Daß der verewigte Ephorus Bäumlein in Maulbronn die Zöglinge des dortigen Seminars in der Klosterkirche umherführte, ist schon bemerkt. Außerdem war er darauf bedacht, daß in der Excursion, welche die Zöglinge der vier niedern theologischen Seminarien unter Führung eines oder zweier Repetenten auf drei bis sechs Tage jährlich machen, für die Zöglinge seines Seminars Orte wie Speyer, Freiburg, Straßburg mit hineinge-

---

1) Das Gymnasium zu Stuttgart besitzt als Geschenk eines frühern Lehrers eine Sammlung von Abdrücken antiker Gemmen und in seiner Bibliothek einige kunstgeschichtliche Werke. Das Lyceum zu Carlsruhe desgleichen als Geschenk von Freunden der Anstalt eine Anzahl Abbildungen zum Behuf der Alterthumskunde, Karten, Reliefs, Modelle, auch einige Abgüsse. Auch das Gymnasium zu Gütersloh ist mit einer kleinen Sammlung von Kunstgegenständen, theils Abgüssen, theils Abbildungen, versehen, die alle geschenkt sind: und zwar zur Ausschmückung der Aula und des Conferenzzimmers seit 1852, und in einem besondern Zimmer seit 1859. — Nach gefälligen Privatmittheilungen vom Sept. 1864.

2) Das geschieht z. B. in Berlin durch Prof. Hercher, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium und Prof. Wolff, Oberlehrer am Werderschen Gymnasium. Letzterer giebt die Beschreibung eines solchen Besuchs im Königl. Museum unter der Aufschrift: Das Gymnasium und die alte Kunst, in den Berliner Blättern für Schule und Erziehung, herausgegeben von Bonnell, Fürbringer, Thilo 1864. Nr. 4—7; woraus hervorgeht (S. 26), daß derselbe jährlich einmal eine der obersten Klassen, in der er im Lateinischen oder Griechischen unterrichtet, in zwei bis fünf theils Klassen- theils Freistunden zu den alten Sculpturen führt.

zogen wurden[1]). Dr. Wiese in Berlin, jetzt vortragender Rath für das Gymnasial-Wesen im Unterrichtsministerium, hat als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, nach seiner Rückkehr von Rom, (1842 — 1850) nicht allein mit den Primanern das Museum antiker Bildwerke besucht, sondern auch beim Religionsunterricht Bilder aus den römischen Katakomben vorgelegt. In den Lyceen zu Carlsruhe und Mannheim (in dem erstern durch Prof. Löhlein) wird bei dem Religionsunterricht in Prima auf die monumentale Seite Rücksicht genommen.

Indessen das eine wie das andere scheint auf persönliche Anregung sich zu beschränken. Es fehlt viel, daß (wie in der Philologen-Versammlung zu Hannover 1864 sogar im Namen des Lehrerstandes bezeugt werden wollte)[2]) „in gewissen Grenzen die Sache, die ich eingeführt zu haben wünschte, überall schon eingeführt sei, daß es wenige Anstalten gebe, wo nicht die Lehrer Rücksicht darauf nähmen." Der Lehrerstand selbst widerspricht. Denn in derselben Versammlung erklärte Director Ahrens aus Hannover: „das größte Hinderniß für den Augenblick scheine ihm in den Lehrmitteln zu liegen; obwohl man zu Hannover gewiß in einer viel günstigeren Lage sei, als an vielen andern Orten, so fehlten nichtsdestoweniger gänzlich die Mittel, den Unterricht auf solche Gegenstände auszudehnen"[3]). Und in der Versammlung der Philologen zu Heidelberg 1865 erklärte Director Mommsen aus Frankfurt a. M. (der für seine Person sich dazu bekannte, bei Erklärung der Schriftsteller die Gelegenheit zur Mittheilung künstlerischer Anschauung wahrzunehmen, die er selbst bei längerem Aufenthalt in Italien sich angeeignet habe): „das hänge ganz an der Individualität des Lehrers. Wenn man die Forderung allgemein hinstelle, daß monumentale Studien eingeführt würden bei der

---

1) Ebenso ist von Stuttgart aus mit den Schülern der Unterprima im Sommer 1864 von Prof. Wintterlin eine Excursion nach Maulbronn unternommen, „um ihnen wenigstens die Grundvorstellungen des romanischen und germanischen Baustils zu geben und Lust zum Selbststudium in dieser Richtung zu machen." Auch möge hier das Beispiel der städtischen Töchterschule zu Breslau bemerkt werden, deren Director Luchs die Schülerinnen (die bis zum Alter von 16 Jahren reichen) in die Kirchen führt, um eine Anschauung des Baues und der Bildwerke zu geben. — Beides nach Mittheilungen, die ich von den genannten Lehrern empfangen habe.

2) Durch Director Frick aus Burg, s. Verhandl. der XXIII. Versamml. deutscher Philologen und Schulmänner in Hannover S. 102f.

3) Ebendas. S. 102.

Erklärung der Schriftsteller; so stelle man zugleich die Forderung an die Lehrer, daß sie selbst diese Studien gemacht und gesehen haben sollen. Fehle ihnen selber aber die Anschauung, so werde schwerlich die künstlerische Seite beim Unterricht ein rechtes Leben gewinnen; wenn sie bloß durch Lesen von Beschreibungen sich hineinarbeiteten, so werde diese Welt wohl nicht eine so kräftige und lebendige ihnen sein, daß sie auch wieder einen lebendigen Geist ausströmen könnten" [1]).

Es kommt aber darauf an, von der individuellen und zufälligen Berücksichtigung der Monumente zu einer ordnungsmäßigen und gesicherten Durchführung zu gelangen.

3. Also auf die andere Frage: was weiter geschehen solle, ergiebt sich erstens die Antwort aus dem vorgefundenen Mangel der Lehrmittel. Es wird eben die Beschaffung solcher Lehrmittel erfordert, mithin die Anlegung von Kunstsammlungen sowohl klassischen als christlichen bei den Gymnasien. Die Auswahl folgt aus dem angezeigten Zweck und kann keine Schwierigkeit haben; die Begrenzung versteht sich ohnehin. Aber für die bescheidenen Ansprüche, die in der Sache liegen, sind die Geldmittel sowie die Räumlichkeit wohl überall zu haben. Was die letztere betrifft, so ist bei einem Neubau auf ein eigenes Local leicht Rücksicht zu nehmen; übrigens wird es nirgends an Gelegenheit fehlen, einige Gypsabgüsse aufzustellen, die selbst jeder Aula zur Zierde gereichen; zum wenigsten ist bei jeder Schule ein Bibliothekszimmer vorhanden, wo sie ein Unterkommen finden mögen, selbst die Klassenzimmer bieten dazu angemessenen Raum: wie denn deren Ausstattung mit anschaulichen Unterrichtsmitteln für die Realschulen erster Ordnung in Preußen ausdrücklich angeordnet ist [2]). Auch die Rücksicht auf die Anschaffungskosten kann schwerlich irgendwo ein Hinderniß sein. Die wohl dotirten Lehranstalten haben so bedeutende Fonds für die Lehrmittel, sowohl die Bibliothek als insonderheit die naturwissenschaftlichen Zwecke, z. B. das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin für die Lehrer-Bibliothek 500 Thlr. und für die Schüler-Bibliothek 100 Thlr. jährlich, das Lyceum zu Carlsruhe gemeinsam mit dem Polytechnicum für das physikalische Cabinet (welches unter beide Anstalten getheilt wer-

1) Verhandl. der XXIV. Versamml. deutscher Philologen und Schulmänner in Heidelberg S. 115 f.

2) S. Erläuternde Bemerkungen zu der Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung der Real- und der höheren Bürgerschulen vom 6. October 1859. Berlin 1859. S. 22.

den soll) 900 Gulden, dazu das erstere für physikalische Verrichtungen 88 Gulden [1]); — daß eine verhältnißmäßige Ausstattung für den kunstwissenschaftlichen Zweck nur eine Forderung der Gerechtigkeit ist. Aber auch bei geringeren Einkünften wird an dem Mangel eines Fonds die Einrichtung nicht scheitern, da bei der jetzigen Lage der Vervielfältigungsmittel mit wenigem viel zu erreichen ist und es nur auf den Anfang ankommt. Vor allem gilt zu Gunsten der Lehrmittel dieser Art, daß wenn es außerordentlicher Aufwendung bedarf, der gute Wille und die thätige Theilnahme des Publicums dafür am leichtesten zu gewinnen ist.

Weniger leicht mögen für diesen Zweig des Unterrichts allgemein die Lehrkräfte zu finden sein: nehmlich die Lehrer, die in den Fächern einheimisch sind; worüber ich von verschiedenen Seiten das Bedenken vernommen habe, daß es an manchen, in einer Hinsicht an den meisten Gymnasien daran fehlen würde. Und freilich was etwa seit länger versäumt ist, läßt sich auf der Stelle nicht nachholen. Jedoch wo jenes eintrifft, wird auch innerhalb der gegebenen Verhältnisse dem Bedürfniß abgeholfen werden, wenn

---

1) Ich füge über die Fonds der Gymnasien für Lehrmittel nach den mir zugekommenen Angaben noch folgendes hinzu. Es werden jährlich für die Bibliothek verwendet: zu Gütersloh 50 Thaler, zu Aurich 100 Thaler, zu Stuttgart c. 200 Gulden (150 aus Staatsmitteln, c. 50 aus Schülerbeiträgen), zu Göttingen c. 120 Thaler (aus Beiträgen der Schüler), zu Aachen 200 Thaler, zu Carlsruhe 350 bis 400 Gulden, dazu für den naturhistorischen und geographischen Unterricht 50 Gulden, zu Köln 430 Thaler (s. Köln. Zeit. vom 7. Jan. 1865), zu Pforte 400 bis 500 Thaler, dazu für Landkarten u. s. w. 30 Thaler, zu Gotha für die verschiedenen Bibliotheken 482 Thaler. Und für die Verwaltung der Bibliothek in Aachen, Aurich, Göttingen, Gotha je 50 Thaler. — Für den naturwissenschaftlichen Apparat in Gütersloh 36 Thaler; desgleichen für Naturaliensammlung und physikalisches Kabinet in Pforte 110 Thaler, in Stuttgart 270 Gulden, in Gotha 250 Thaler. — In Halle bei den verschiedenen höheren Schulen der Frankeschen Stiftungen, und zwar bei dem K. Pädagogium für die Lehrer- und Schüler-Bibliothek, die Kartensammlung, das naturhistorische und physikalische Kabinet, Zeichenvorlagen 164 Thaler, bei der lateinischen Hauptschule 250 Thaler, eben so viel (nebst 70 Thalern für chemische Apparate) bei der Realschule. Desgleichen für die Lehrmittel insgesammt in Berlin hat die K. Realschule 300 Thaler, das Französische Gymnasium 360 Thaler, das Werdersche 375 Thaler, das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und das Kölnische Real-Gymnasium je 400 Thaler, das Joachimsthalsche Gymnasium 815 Thaler; das Gymnasium zum Grauen Kloster ist auf die Streitschen Stiftungen angewiesen und erhält ohne Etat nach Bedürfniß. In Zürich hat das Gymnasium für allgemeine Lehrmittel 500 Franken und gemeinsam mit der Industrieschule noch 600 Franken.

anders der Anspruch sich erfüllt, welcher von Director Ahrens in Hannover bei Eröffnung der dortigen Philologen-Versammlung erhoben ist: daß der Lehrer (wenigstens wenn er in oberen Klassen wirken will) nicht für alle Zeit mit demjenigen wissenschaftlichen Standpunkte sich begnüge, den er auf der Universität gewonnen hat[1]). Das will in der vorliegenden Frage sagen, daß unter ihnen sowohl die Vertreter der klassischen Philologie als die Religionslehrer, wenn sie zuvor ausschließlich mit der Literatur sich vertraut gemacht, in dem monumentalen Zweige ihrer Wissenschaft sich fortbilden. — Was aber die Neubesetzung erledigter Stellen betrifft, so sind auf der philologischen Seite jüngere Männer, die zugleich archäologisch ausgerüstet sind, wohl überall zu gewinnen. Sehr günstig wirkt dahin das 1860 gegründete preußische Stipendium, welches jährlich zwei tüchtigen jungen Philologen die Mittel gewährt, ihr Alterthumsstudium in Rom zu vollenden. Eher mag es auf der theologischen Seite daran fehlen: nicht ohne Schuld der Facultäten, die zum Theil, in der monumentalen Theologie, hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben sind. Aber wenn nur die Gymnasien von den Universitäten die so vorbereiteten Lehrer sich fordern, so werden sie ihnen bald gesendet werden. Denn der innere Trieb der Wissenschaft, dem ein solcher äußerer Anspruch sich zugesellt, wirkt nach allen Seiten unwiderstehlich.

Und diese Wirkung wird auch an der Jugend gespürt werden. Für diese selbst ist allerdings Werth zu legen auf den Inhalt des Wissens, das in diesen Gebieten ihr mag angeeignet werden; doch mit dem Unterschied, daß während auf der Universität es in seinem eigenen Zusammenhang aufgezeigt wird, auf der Schule es mehr gelegentlich und angewandt, demnach in der Unterordnung unter andere Unterrichtszweige vorkommt. Den Haupterfolg aber suche ich in der sittlichen Wirkung: daß der Jugend Ehrfurcht erweckt werde für die Welt des Geistes, die in den Denkmälern alter und neuer Zeit ausgeprägt ist, und ein Verlangen, dieser Güter sich zu bemächtigen; daß dies als Keim mit aufwachse, um in dem reiferen Alter volle Befriedigung finden zu können.

F. Piper.

1) Verhandl. der XXIII. Versamml. deutscher Philologen in Hannover S. 19

2. Thesen,

ffend die Einführung der monumentalen, insbesondere der ristlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht.
legt in der pädagogischen Section der Versammlung deutscher ilologen und Schulmänner zu Heidelberg im September 1865.)

1.

Die Aufnahme dieser Studien in den Gymnasialunterricht erfordert als Voraussetzung für den Unterricht auf der rsität in dem ganzen Kunstgebiet, insbesondere in der klas- wie in der christlichen Kunstarchäologie.

2.

Sie ist nothwendig für den Zweck der Gymnasialbildung : erstens nach der formalen Seite, um gegenüber der Aus- g des Verstandes das Anschauungsvermögen zu entwickeln den Sinn für die Sprache der Kunst zu üben.

3.

Sodann dem Inhalte nach, um durch die Urbilder aus der zeit der klassischen wie der christlichen Kunst auf die Bil- des Charakters in der ethischen und der religiösen Richtung ken.

4.

Drittens, um mit der allgemeinen Bildung und deren An- en die Leistungen der Schule in Einklang zu setzen.

5.

Nach dem Maaß dieser Leistungen, das von der Schule zu n ist, bildet der Unterschied in der Begabung der Schüler hinderniß der allgemeinen Einführung.
Die Werke der Kunst sind geeignet, auf allen Stufen des richts als Bildungsmittel zu dienen.

6.

Das Studium der Kunst auf Gymnasien erfordert nicht die ämmung besonderer Lehrstunden, sondern die Berücksichtigung rwandten Disciplinen. Es stellt sich dar nicht als Belastung neuem Stoff, sondern als Ergänzung und Erleichterung der hode.

7.

Der Ort dafür ist erstens die Lesung der Schriftsteller, ehmlich der alten Dichter (Homer, Virgil, d. Tragiker): und

hier dient daſſelbe ſowohl für das Verſtändniß ihrer ſelbſt, nach der Wechſelwirkung, in welcher die Literatur mit den Kunſtdenkmälern geſtanden; als mit ihnen für die Erkenntniß des ganzen Alterthums, für welches beiderlei Quellen gleiche Berechtigung haben.

Demnächſt die Leſung der deutſchen Klaſſiker, zumal Leſſings und Goethe's, nach der Einwirkung, welche ſie theils auf das Studium der Kunſtwerke geübt, theils ſelbſt daher empfangen haben.

8.

Der Ort dafür iſt zweitens der Geſchichtsunterricht.

9.

Drittens der Religionsunterricht, vor allem in ſeinen geſchichtlichen Theilen: ſowohl der bibliſchen als der Kirchengeſchichte.

Auch die Einführung in die Glaubenslehre wird gefördert durch Benutzung der chriſtlichen Kunſtwerke.

10.

Den meiſten Gymnaſien fehlen die nothwendigen Lehrmittel für das Studium der klaſſiſchen und noch mehr der chriſtlichen Kunſt.

Die Benutzung fremder Sammlungen iſt eine Aushülfe, welche den eigenen Beſitz einer planmäßigen Sammlung von Nachbildungen nicht erſetzen kann.

Aber der letztere macht die Führung oder Excurſion zu einzelnen großen Originalwerken der Kunſt nicht überflüſſig.

11.

Die Anlegung von Kunſtſammlungen ſowohl klaſſiſchen als chriſtlichen bei den Gymnaſien iſt, analog dem Beſitz von Bibliotheken, ein unabweisliches Bedürfniß des Unterrichts, deſſen Erfüllung durch den Koſtenpunkt nicht gehindert werden darf.

Gegenüber der Ausſtattung, welche beſonders für naturwiſſenſchaftliche Zwecke gewährt wird, iſt es eine Forderung der Gerechtigkeit, daß in der Verwendung der Einkünfte die kunſtwiſſenſchaftlichen Zwecke nicht verſäumt werden.

12.

Es erſcheint vor allem als Aufgabe der Schule, mit den erforderlichen Lehrkräften, wo ſie fehlen, ſich zu verſehen.

F. Piper.

3. Johannes der Täufer
in griechischen Kunstvorstellungen.

(Hierbei eine Abbildung.)

Die Katastrophe, welche zweimal im spätern Mittelalter (in den Jahren 1204 und 1453) über das byzantinische Reich und dessen Hauptstadt ergangen ist, hat eine ungeheure Zerstörung von Kunstwerken mit sich gebracht, nicht minder die Zerstreuung der erhaltenen über das ganze Abendland. Aber es ist dadurch eine 1000jährige Geschichte nicht ausgelöscht. Es bleibt die schöne Aufgabe für die theologische wie für die kunstgeschichtliche Forschung das Bild des Lebens wieder herzustellen, den Ursprung und den Entwickelungsgang der christlichen Kunstideen in diesem Volk aufzufassen sowohl in ihrem eigenen Zusammenhang, als im Verhältniß zu der abendländischen Entwickelung: woraus das Eigenthümliche wie das Gemeinsame sich ergeben muß. Dazu fehlt es, ungeachtet jener Zertrümmerung, nicht an Mitteln. Constantinopel selbst bietet noch einige Denkmäler, nicht allein Bauwerke, sondern auch Sculpturen und Mosaiken; eine Stätte griechisch-kirchlichen Lebens, der Berg Athos mit seinen Klöstern, Kirchen und Kunstschätzen ist seit dem Mittelalter noch unversehrt geblieben; vieles enthält das Abendland in Bibliotheken, Museen und Kirchen; eine Fortsetzung jenes Kunstlebens bietet die russische Kirche; endlich sind auch die griechischen Kirchenschriftsteller nicht unergiebig, obwohl selbst in dem Bilderstreit des 8. und 9. Jahrhunderts von einzelnen Kunstwerken verhältnißmäßig wenig verlautet. — Fast alle diese Quellen kommen in Betracht für die Vorstellung Johannes des Täufers, auf die zu achten in diesem Kalender um so mehr an der Stelle sein wird, nachdem von ihm zweimal, für den Gedächtnißtag seiner Geburt und seiner Enthauptung, die Rede gewesen ist (Jahrg. 1851 und 1864). Es sollen aber vornehmlich einige Eigenthümlichkeiten der griechischen Kunstvorstellung hier hervorgehoben werden.

Der Täufer nimmt für sich schon an der Grenze beider Testamente eine einzige Stellung ein; er ist ferner durch die Vorgeschichte seiner Geburt so wie durch seine Predigt und Taufe mit dem Leben Jesu zu Anfang und zur Einweihung in die öffentliche Wirksamkeit untrennbar verbunden; und wenn er auch nachher einen eigenen Weg geht und dem gegenüber, der wachsen

mußte, ſein Licht erbleicht; ſo ſchließt doch dies Leben mit dem Glanz des Märtyrerthums ab. — Die Auffindung ſeines Hauptes und anderer Reliquien hat zur Errichtung der erſten ihm geweihten Kirchen in Conſtantinopel und Alexandrien zu Ende des vierten Jahrhunderts geführt; unzählige andere, beſonders ſolche, die zur Taufe dienen ſollten, haben ſeitdem denſelben Namen empfangen. Zugleich erſcheint die Kunſtvorſtellung ſeiner Perſon und ſeiner Geſchichte: welche in der älteſten chriſtlichen Kunſt, der in den Katakomben, nur ausnahmsweiſe wegen der Taufe Chriſti vorkommt.

Sehn wir zuvörderſt auf die ſchriftlichen Nachrichten, ſo erwähnt ein Canon der Trullaniſchen Synode vom Jahr 692, der über die Darſtellung der Perſon Chriſti verfügt, daß in manchen ehrwürdigen Gemälden derſelbe unter dem Bilde eines Lammes dargeſtellt ſei, auf welches der Täufer mit dem Finger hinzeige[1]). Darauf berief man ſich in der 7. allgemeinen Synode zu Nicäa vom Jahr 787[2]). In derſelben Synode ward gegen die Aufſtellungen der Synode der Bilderfeinde vom Jahr 754 eine Widerlegungsſchrift vorgetragen, in der es heißt[3]): die Kirche ziehe auf mancherlei Weiſe die in ihr Geborenen zur Buße und Beſſerung, zumal durch Bilder der Tugend, die ſie den in Laſter verſunkenen vor Augen ſtelle. Alſo denen, die in Schwelgerei ihr Vermögen durchbringen, in weichen Kleidern gehn und ein üppiges Leben lieben, halte ſie das Bild des Täufers vor, der mit Kameelhaaren bekleidet iſt und mit wildem Honig ſich nährt, der Chriſtum mit dem Finger zeigt und ſchildert, daß er die Sünden der Welt trage. Hingegen auf eine Darſtellung ſeines Todes weiſet Theodorus, nachmals Abt des Kloſters Studium (ſeit 798, † 826) in einer erſt neuerdings bekannt gemachten Predigt[4]): „ſchau in dem Bilde das Grab des Gerechten und entnimm daraus, wie der Heilige mit Eiſen gefeſſelt aus dem Gefängniß gebracht wird, wie der Henker das Schwert zückt gegen den heiligen Scheitel, wie das abgeſchlagene Haupt der wüthenden Herodias übergeben und der heilige Leib beſtattet wird von den Händen ſeiner Schüler, welche weinend, ſchmerzvoll umherſtehn.“ Das iſt

---

1) *Conc. quinisext.* Can. 82. Mansi Conc. T. XI. p. 978. E.: ἀμνὸς δακτύλῳ τοῦ προδρόμου δεικνύμενος.

2) *Conc. II. Nicaen.* Act. IV. Mansi Conc. T. XIII. p. 41. E.

3) Ebendaſ. Act. VI. p. 359. D.

4) Piper Einleitung in die monumentale Theologie S. 248.

ein Gemälde, von deſſen Anblick er ſelbſt fortgeriſſen wird, in der dem Täufer geweihten Kirche jenes Kloſters, welche im Jahr 463 gegründet iſt und, in eine Moſchee verwandelt, noch beſteht[1]). — Einen Abſchluß giebt das Handbuch der griechiſchen Kirchenmalerei vom Berge Athos, welches die Vorſtellung des Täufers zuvörderſt im Leben Jeſu enthält, nicht allein bei der Taufe, ſondern auch bei der Niederfahrt zur Hölle, wo er nach alter Lehrüberlieferung gleichfalls auf den Herrn hinweiſet. Außerdem iſt eine Folge von zehn Darſtellungen dem Leben des Täufers gewidmet[2]); drei für den Anfang: die Verkündigung durch den Engel an Zacharias, die Geburt und die Flucht der Eliſabeth mit ihm in die Wüſte, wo ſie einem verfolgenden Soldaten dadurch entgeht, daß ein Berg vor ihr ſich öffnet und ſie aufnimmt: letzteres aus einer apokryphiſchen Erzählung, derzufolge Herodes bei dem bethlehemitiſchen Kindermord auch nach Johannes habe ſuchen laſſen[3]). Vier Scenen beziehen ſich auf deſſen Wirkſamkeit: die Predigt der Buße, die Strafrede an die Phariſäer und Sadducäer mit drohender Beziehung auf die Axt, die ſchon den Bäumen an die Wurzel gelegt iſt, die Taufe des Volks und der Hinweis auf Chriſtus (Matth. 3, 2. 6. 7. u. 10. Joh. 1, 29). Und drei auf ſein Ende: die Rüge wider Herodes, die Gefangenſetzung und die Ereigniſſe vor und nach ſeiner Enthauptung. Woran die dreifache Auffindung ſeines Hauptes ſich anſchließt. Endlich ſchreibt daſſelbe Handbuch vor, daß bei der Darſtellung des jüngſten Gerichts Chriſto zur Seite Maria und der Täufer erſcheinen.

Unter den noch vorhandenen griechiſchen Kunſtwerken finden ſich erſtens Sculpturen hauptſächlich in Elfenbein: einzelne Tafeln, Diptychen, Triptychen. Am einfachſten iſt die Vorſtellung einer ſolchen Tafel in der Sammlung Fejervary[4]): Johannes in ganzer Figur, ſehr lang, von würdigem Anſehn, mit Tunica und Mantel bekleidet; dabei eine Tafel mit der griechiſchen Inſchrift: ſiehe das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Und ſo, indem das Lamm ſelbſt auch abgebildet iſt, ſieht man ihn häufig in abendländiſchen Kunſtvorſtellungen. Eigenthümlich aber

1) Salzenberg Altchriſtl. Bauwerke von Conſtantinopel S. 12f. Taf. II—IV.

2) Manuel d'iconogr. chrét. gr. et lat. par Didron p. 355 ff. Das Handb. der Malerei vom Berge Athos von Schäfer S. 342 ff.

3) Protevang. Jacobi c. 22.

4) Wovon ein Abguß im chriſtlichen Muſeum der Univerſität zu Berlin. (Arundel Soc. Ivory-carvings Cl. VII. No. h.)

iſt den Griechen und beſonders beliebt die Vorſtellung, daß der Täufer und Maria zu beiden Seiten Chriſti ſich befinden: nicht bloß im jüngſten Gericht (wie nach dem Handbuch vom Athos), ſondern auch wo er auf Erden gedacht wird: dieſe Gruppe enthält unter andern das elfenbeinerne Triptychon in der caſanatenſiſchen Bibliothek [1]) mit einer griechiſchen Unterſchrift, welche beſagt: „wie zitterte die Hand und der Meißel bei dem Bilde Chriſti: Chriſtus lehrt und theilt ſeinen Hauch aus, und er redet mit ſeiner Mutter und dem Vorläufer und ſpricht zur Ausſendung ſeiner Jünger.“ — Ein Diptychon, von Silber und vergoldet, im Baptiſterium zu Florenz bildet die Geſchichte des Täufers in ſechs Scenen ab: Geburt, ein Engel führt den Knaben in die Wüſte, die Rüge wider den Herodes, Johannes im Gefängniß, das Mahl des Herodes, dabei das Haupt des Täufers auf einer Schüſſel, endlich die Auffindung ſeines Hauptes; alle mit griechiſchen Inſchriften und untergeſetzten Verſen [2]). Unter dieſen Scenen iſt auch eine außerbibliſche, die zweite, deren Unterſchrift lautet: „zur Wüſte führt der Engel Gottes dich, den Engel, obwohl du noch ein Kind biſt“ [3]), — welche offenbar dem Vorgang im Leben Jeſu, daß er vom Geiſt in die Wüſte geführt ward, nachgebildet iſt.

Sodann iſt eine Reihe von Miniaturmalereien erhalten: vor allem in dem Menologium des Baſilius aus dem 10. Jahrhundert, welches in der vaticaniſchen Bibliothek aufbewahrt wird. Daſſelbe enthält in dem nur noch vorhandenen erſten Halbjahr, vom September an, außer der Taufe Chriſti am 6. Januar [4]), zwei Gedächtnißtage des Täufers: am 23. September die Verkündigung des Engels an den Zacharias im Tempel [5]) und am 7. Januar eine Feſtverſammlung zu Ehren des Täufers, welcher dem Text zufolge auf Chriſtus hinweiſet. Anders die beigefügte Malerei, die vielmehr ſeine Predigt an das Volk zu ſehen giebt: und zwar die Strafrede insbeſondere an die Schriftgelehrten und

---

1) Gori Thes. diptych. T. III. Tab. XXVI. zu p. 242. Die Inſchrift p. 236; auch bei Boeckh-Kirchhoff Corp. Inscr. Gr. n. 8785. T. IV. p. 360 f.

2) Gori l. c. Tab. XLVI. zu p. 352.

3) Im Griechiſchen:

πρὸς τὴν ἔρημον θεῖος ἄγγελος φέρει
τὸν ἄγγελον σὲ κἂν ἔτι βρέφος πέλῃς.

4) *Menolog. Basilii* ed. Card. Albani P. II. p. 86. d'Aginc. Pitt. Tav. XXXI, 24.

5) *Menolog. Basilii* P. I. p. 63.

ὁ ἀσπασμός

Miniaturgemälde in einer griechischen Handschrift des britischen Museums zu Ps. 85, 11: *Barmherzigkeit und Wahrheit begegnen sich, Gerechtigkeit und Friede küssen sich.*

iſäer, welche durch die Axt an der Wurzel eines Baumes
eutet iſt[1]). — Es folgt die Handſchrift eines griechiſchen
ers im britiſchen Muſeum vom Jahr 1066 mit vielen und
eichen Miniaturen[2]), worunter eine hieher gehörende eigen-
liche Vorſtellung, die in dem anliegenden Holzſchnitt zum
mal veröffentlicht wird: derſelbe kann zugleich als Beilage
m erſten Lebensbilde im vorigen Jahrgang dieſes Kalenders
ehen werden. Es iſt der Beſuch der Maria bei der
abeth[3]), die wie gewöhnlich in der erſten Begrüßung ſich
ßt halten. Aber neu iſt hierin eine Darſtellung deſſen, was
beth mit dem Worte anzeigt: „ſiehe, da ich die Stimme
s Grußes hörete, hüpfte mit Freuden das Kind in meinem
" (Luc. 1, 44). Nicht leicht mochte ein Künſtler an dieſes
erium ſich wagen; doch hat der griechiſche Maler mit zar-
Sinn es erfaßt, indem er was mit dem Johannes vor der
urt, ſo zu ſagen außerzeitlich ſich begiebt, überräumlich vor
n ſtellt: denn oberhalb des Hauſes ſieht man den kleinen Jo-
es gegenüber dem Chriſtkinde, dem er ſeine Verehrung dar-
t. Das ganze Bild iſt bedeutſam an den Spruch des Pſal-
geknüpft, daß Gerechtigkeit und Friedſamkeit ſich küſſen
85, 11): die Gerechtigkeit erſcheint in der Perſon der Eli-
h, welche am Ausgang des alten Bundes einen Grundgedan-
eſſelben vertritt, wiefern der letzte und größte Prophet des-
a, der Prediger der Gerechtigkeit von ihr geboren werden;
Friedſamkeit in der Perſon der Maria, durch welche der
Heiland der Welt gegeben werden ſollte. Gerechtigkeit und
ſamkeit aber waren bis dahin im Streit, weil die Ueber-
ng herrſchte; an dieſem Punkt der Heilsgeſchichte tritt die
öhnung ein.

Demnächſt findet ſich eine andere eigenthümliche Vorſtellung
Täufers in griechiſchen Miniatur- und andern Malereien ver-
et: daß er Flügel an den Schultern hat. So erſcheint
n einem Miniaturgemälde der Menäen zum 7. Januar[4]),
iner Frescomalerei des Kloſters auf dem Berge Hymettus[5])

1) Ebendaſ. P. II. p. 87.
2) Von dieſer Handſchrift ſ. meinen Aufſatz: Verſchollene und auf-
dene Denkmäler und Handſchriften, in den Theologiſchen Studien und
ken 1861. S. 479 ff.
3) Bl. 113. b.
4) Abgebildet bei Paciaudi De cultu Joa. bapt. antiq. christ.
92.
5) Abgebildet bei Didron Iconogr. chrét. p. 72. Auch auf dem

und in einer Malerei auf dem griechiſchen Reliquienkaſten in der Dominicanerkirche zu Perpignan [1]). In allen dieſen iſt er für ſich allein vorgeſtellt: in den beiden erſten in halber Figur, die Rechte zum Reden erhoben; während die Linke in dem Miniaturbilde außer einem Kreuz eine Schriftrolle hält des Inhalts: „thut Buße, denn das Himmelreich iſt nahe gekommen", in dem Frescobilde trägt die Linke das Haupt auf einer Schale. Daſſelbe gilt von der Malerei des Kaſtens zu Perpignan, wo der Täufer aber in ganzer Figur zu ſehen iſt und in der Rechten ein offenes Buch zeigt. Dieſer Kaſten ſoll im Jahre 1323 nach Perpignan gekommen ſein, von wo um das Jahr 1370 ein Mönch nach Athen geſchickt wurde, um eine Ueberſetzung der auf dem Kaſten befindlichen griechiſchen Inſchrift zu erlangen [2]). Nehmlich einestheils ſind ſeiner Figur Worte beigeſetzt; oberhalb, wie gewöhnlich: der heilige Johannes der Vorläufer; zu ſeinen Füßen: wie ſollen wir dich nennen Prophet, Engel, Apoſtel oder Märtyrer; auf dem Buch: Rede, Vorläufer, Diener des Worts, büßend zeige die Natur der Sterblichen [3]). Dazu kommen an den Seiten des Kaſtens 18 Verſe, in denen er geprieſen und angerufen und ſchließlich auch der Flügel gedacht wird, worauf wir ſogleich zurückkommen. Mit ſolchen iſt er auch zweimal in der Kirche der Griechen zu Barletta vorgeſtellt: [4]) einestheils mit graublauen und weißen Flügeln unter den Malereien auf den Wänden zu beiden Seiten des Eingangs zum Altar; desgleichen erſcheint an der Bilderwand der geflügelte Johannes, und zwar in der ſchon erwähnten bei den Griechen beliebten Compoſition: mit Maria zu beiden Seiten Chriſti, der hier auf den Flügeln zweier Cherubim thront. — Es findet ſich auch ſonſt noch eine zuſammengeſetzte Vorſtel-

---

Berge Athos in der Kuppel einer Kirche des Kloſters Iviron, wo in Malereien des 18. Jahrh. Chriſtus umgeben von den Engelchören, außerdem Maria und Johannes der Täufer vorgeſtellt ſind, iſt letzterer mit Flügeln verſehen; nach Didron Manuel d'iconogr. chrét. gr. et lat. p. 76. not. — Die Vergleichung jedoch dieſes geflügelten Johannes mit Mercur, dem Götterboten, ebendaſ. Introd. p. XLI. iſt nicht zutreffend. Und die Behauptung, daß die Griechen den Täufer beſtändig mit Engels-Flügeln abbildeten, in ſeiner Iconogr. chrét. Hist. de dieu p. 73. iſt unrichtig.

1) Abgebildet bei Petri de Marca Diss. de theca reliquiarum s. Joa. bapt. etc. in deſſen Opusc. (ed. Baluz) Par. 1681. p. 402.

2) Die Antwort von Antonius, Erzbiſchof von Athen, ebendaſ. p. 405 f.

3) Ebendaſ. p. 408. 406 f. und bei Paciaudi l. c. p. 194.

4) H. W. Schulz Denkm. der Kunſt des Mittelalters in Unteritalien Bd. I. S. 142.

lung mit dieser Figur: nehmlich der geflügelte Johannes, zu dessen Füßen das Haupt auf einer Schale liegt, in einer Felskluft stehend, hebt Augen und Hände empor zu Christus, der über Wolken in halber Figur erscheint. Was er zu ihm redet, zeigt die griechische Inschrift einer Schriftrolle, die er sammt einem Kreuzstabe in der Linken hält: „du siehst, o Logos Gottes, wie diejenigen leiden, welche das Thun der Verruchten tadeln, und wie, nachdem sie mein Haupt abgeschlagen —“ (der Schluß ist undeutlich). Dies Gemälde ist aus dem Nachlaß Gori's publicirt (1759), zwar ohne Angabe der Herkunft [1]). Aber ganz dieselbe Vorstellung, mit einigem Unterschied in dem Nebenwerk (der Kleidung des Johannes und daß die Flügel fehlen so wie die Schriftrolle, aber die Inschrift ist dieselbe) enthalten die Mosaiken aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, an der Facade der Klosterkirche S. Giorgio in Palermo, deren Erbauung dem Robert Guiscard oder dem Roger beigemessen wird: sie sind im 18. Jahrhundert zu Grunde gegangen (die Kirche selbst ist im Jahre 1769 eines Neubaus wegen zerstört) [2]); aber nach einer Zeichnung, welche dem Paciaudi zugesandt war, sind sie von diesem veröffentlicht [3]). Doch macht die erstgenannte Abbildung (die schwerlich einem andern Original angehört) den Eindruck größerer Ursprünglichkeit [4]). Und so würden diesem Mosaikbilde des Täufers auch die Flügel zukommen. — Ausnahmsweise ist er ebenso bei der Taufe Christi in einem Schnitzwerk vorgestellt, einem Kreuz von Buchsbaum, dergleichen von den Mönchen des Athos angefertigt zu werden pflegten [5]).

Dieselbe Vorstellung des Johannes hat in Rußland Eingang gefunden. Ein russisches Gemälde auf Holz, 0,27 Meter breit und beinahe 0,32 Meter hoch, im christlichen Museum der Universität zu Berlin [6]) enthält in der Mitte die imposante Figur des Täufers mit Flügeln, eine Schriftrolle in der Linken mit der russischen Inschrift: „thut Buße weil das Himmelreich schon nahe ist;“ diese Nähe wird anschaulich gemacht durch einen über der Rolle befindlichen Kelch, worin ein nacktes Kind, be-

1) Gori Thes. diptych. T. IV. Tab. III. s. p. 17.
2) S. Gasp. Palermo Guida di Palermo T. III. 1836. p. 87.
3) Paciaudi l. c. p. 27.
4) Jedenfalls ist der ovale Nimbus in der Zeichnung bei Paciaudi späteren Ursprungs.
5) Abgebildet bei Paciaudi l. c. p. 63.
6) Ein Geschenk von Prof. Buslaeff in Moskau.

zeichnet durch $\overline{\text{IC}}$ $\overline{\text{XC}}$; zu beiden Seiten der Figur sind vier kleinere Bilder entsprechend den Festen des Täufers. Eine ähnliche Composition, nehmlich die geflügelte Halbfigur desselben, wie er mit der Linken ein Gefäß hält und mit der Rechten auf die darin befindliche (durch ὁ ὤν bezeichnete) Figur Christi hinweiset, bietet eine russische Zeichnung des 17. Jahrhunderts, von der eine Lithographie [1]) mir zugekommen ist. — Endlich ist auch in einer neugriechischen Malerei, an der Bilderwand in der griechischen Kapelle zu München, welche von dem Maler Euthymios Dimitri um das Jahr 1828 ausgeführt ist, der Täufer, der ein härenes Untergewand und einen dunkelgrünen Mantel trägt, mit großen weißen Flügeln ausgestattet [2]).

Der Sinn dieser Flügel kann nicht zweifelhaft sein. Der Erlöser giebt dem Johannes das Zeugniß, daß er mehr sei als ein Prophet, nehmlich der Engel oder Bote, nach der Verheißung Mal. 3, 1, der dem Herrn den Weg bereiten sollte (Matth. 11, 9. 10. Luc. 7, 26. 27). Nun werden den Engeln Flügel gegeben, um sie von den Menschen zu unterscheiden und ihre Geschwindigkeit anzuzeigen (wie der Patriarch Nicephorus erklärt). Demnach erhält der Täufer Flügel durch eine Symbolik zweiter Ordnung: nicht um dieselbe Eigenschaft ihm beizulegen, weswegen die Engel damit begabt werden; sondern um als einen Engel im Sinn der Rede Jesu ihn zu bezeichnen. Das bestätigt die Unterschrift des geflügelten Johannes auf dem erwähnten Reliquienkasten zu Perpignan [3]):

φέρεις πτέρυγας ὡς ἰσωθεὶς ἀγγέλοις
ἔνυλος ὤν, ἄϋλος, ὡς σωτὴρ ἔφη·

„du trägst Flügel, als engelgleich, der du in dem irdischen Stoff nichtirdisch warst, wie der Erlöser sagte". Ebenso wird er in einem lateinischen Liede von Heinrich Pistor, Mönch in St. Victor im 15. Jahrhundert geschildert: in der Welt wie weltlos waltend [4]). Der griechische Vers aber mit dem Wortspiel, worin Johannes

---

1) Angefertigt von Paschkin.

2) Schorn Ueber ein neugriech. Malerbuch, Kunstbl. 1832. S. 2.

3) Petri de Marca Dissert. l. c. p. 416. Paciaudi l. c. p. 195. 218.

4) bei Daniel Thes. hymnol. T. II. p. 169. str. 9:

Se a mundo servans mundum
Munde vivit intra mundum
In aetate tenera;

übers. von Fortlage Gesänge christl. Vorzeit S. 211.

ſowohl materiell als immateriell (ἔνυλος, ἄϋλος) heißt, ſchließt ſich an die alte Erklärung der Engel an, daß ſie immaterielle Weſen ſeien [1]). Das letztere nun wird auf ihn in ſittlicher Bedeutung angewendet, während das erſte, daß er materiell oder in einem Körper ſei, im eigentlichen Sinn eine Weſensbeſtimmung enthält.

Dieſe aber ſo ſcharf hervorzuheben, war man veranlaßt durch eine Auslegung ſeines Engel-Namens, welche ſchon Cyrillus von Alexandrien gerügt hat [2]). Es war die Meinung verbreitet, der Täufer ſei nicht von Natur Menſch geweſen, ſondern einer der heiligen Engel im Himmel, der ſich eines menſchlichen Körpers bedient habe. Um ſolchem Mißverſtand zu begegnen, meint Cyrillus, habe der Evangeliſt ſehr vorſichtig geſagt: es ward ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes (Joh. 1, 6). Weiter erklärt er: der Name Engel bezeichne vielmehr eine Dienſtleiſtung (Hebr. 1, 14), als eine Weſenheit; und der Täufer werde ἄγγελος genannt nicht der Natur nach, ſondern weil er geſandt ſei zu verkündigen (ἀγγέλλειν) und zu rufen: „bereitet dem Herrn den Weg.“ Es iſt dann fernerhin eine ſtehende Benennung. Aber eben ſo vorſichtig und beſtimmt unterſcheidet Theodorus Studita die beiden Seiten, die Natur und den Auftrag. In ſeiner Predigt auf die Geburt des Täufers nennt er ihn den „in einem Körper erſchienenen Engel des Herrn“ [3]). Und indem er ihn über jenes Ereigniß bei der Begrüßung der Maria redend einführt und daſſelbe auslegen läßt, fragt er [4]): „biſt du, o Johannes, über das Irdiſche hinausgegangen, haſt du in das Himmliſche geblickt, haſt du die engliſchen und erſterſchaffenen Creaturen übertroffen? Wie haſt du denn, ohne deren Natur anzunehmen, ihre Ordnung und Würde erlangt: daß du, was ihnen von Ewigkeit verborgen war, ſogleich überbrachteſt und verkündigteſt?“ Ebenſo verknüpft er beide Seiten in der Predigt auf die Enthauptung des Täufers, wo es von deſſen Begräbniß heißt [5]): „da war ſichtbar

1) Athanas. oder wer der Verf. iſt De communi essentia patris, filii et spir. s. c. 51. Opp. T. II. p. 27. A: ἄγγελος ζῶον λογικόν, ἄϋλον.

2) Cyrill. Alex. Comment. in Joa. I, 6. Opp. T. IV. p. 61 sq.

3) Theodor. Studit. Orat. IV. in bapt. nativ., c. 2. in Mai Nov. patr. bibl. T. V. P. 4. p. 35: τὸν ἐν σώματι ἄγγελον τοῦ κυρίου. Ebenſo Orat. V. c. 8. p. 51: ὁ πολυτίμητος ἐν ἀνθρώποις ἄγγελος.

4) Orat. IV. c. 10. p. 41.

5) Orat. V. c. 8. p. 51.

die Verſammlung ſeiner Jünger, unſichtbar die Menge der Engel, welche den im Körper erſchienenen gleichnamigen Engel (τὸν ὁμώνυμον αὐτὸν ἄγγελον ἐν σώματι), der mehr als ein Prophet, der größte unter den von Weibern Geborenen war, prieſen, zum Himmel erhoben und in die unvergängliche Freude einführten."

Im Abendlande, zur ſcholaſtiſchen Zeit hat man eine ſolche Frage ſich nicht entgehen laſſen: Jacobus a Voragine in ſeiner Goldenen Legende, legt die herkömmliche Erklärung zu Grunde: Engel ſei Name nicht der Natur, ſondern der Verrichtung[1]); und findet dann die Rechtfertigung der Benennung für den Täufer darin, daß derſelbe die Verrichtungen aller neun Engelordnungen ausgeübt habe: welches er im Einzelnen meiſt aus der Bedeutung ihrer Namen nachzuweiſen ſucht[2]). So künſtliche Hülfsmittel laſſen wir bei Seite. Jene Benennung des Täufers iſt im Evangelium einfach und verſtändlich; ſie genügt auch, die entſprechende, uns fremde Kunſtvorſtellung, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu erklären.

F. Piper.

---

1) Augustin. In Ps. CIII. Enarrat. Serm. I. c. 15. A: angelus enim officii nomen est, non naturae. Dieſelbe Erklärung wiederholt ſich bei Gregor. M. In evang. Hom. XXXIV. c. 8. Isidor. Etymol. Lib. VII. c. 5. §. 2. Thom. Aquin. Comm. in Matth. XI, 10. Opp. ed. Ven. T. III. p. 149.

2) Jacob. a Vorag. Legenda aur. c. 86. p. 359 sq. ed Grässe. Zuerſt aber findet er in dem Namen angezeigt die praerogativa virginitatis p. 356. 362.

Zuſatz zu S. 36. Z. 24. Auf's neue iſt von der Felsſtatue der Niobe am Sipylus eine Photographie ausgeführt, von Alex. Swoboda, welche von Kiepert in der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 17. Mai 1866 vorgelegt iſt mit dem Bemerken, daß daraus der ſehr zertrümmerte Zuſtand dieſes Denkmals, die Ungenauigkeit der einzigen bisher darüber publicirten Skizze und die Unzuläſſigkeit der darauf von Prof. Stark gegründeten Hypotheſen über Stil und Herkunft des Denkmals erhellt: aus derſelben ergebe ſich die Höhe der Statue auf 22 bis 23 Fuß. S. Monatsbericht der K. preuß. Akad. d. Wiſſenſch. zu Berlin. Mai 1866. S 298.

Lebensbilder

zum

Evangelischen Kalender.

---

1. Aller Heiligen.

1. November.

Dieses Gedächtniß unterscheidet sich von allen übrigen Namen des evangelischen Kalenders dadurch, daß sonst die einzelnen Zeugen der Wahrheit Gegenstand der Betrachtung sind, hier aber viele zugleich vorgestellt werden. Sonst fragt es sich nach ihrer Geschichte, was an ihnen und durch sie gewirkt ist: wir suchen ein Bild ihres Lebens zu gewinnen. Aber wie mag man ein solches von der Gesammtheit der Heiligen aufstellen? Doch muß auch hier gefragt werden: wer sind sie und was sind ihre Werke?

In der Antwort auf beides folgen wir der Anweisung der heiligen Schrift und dem Vorgange der ältesten Kirche, obwohl diese ein solches Gesammtgedächtniß noch nicht gehabt hat. Die Aufnahme desselben in die Festordnung findet sich im Abendlande erst im achten Jahrhundert, wie es scheint in Folge einer Anordnung Gregor's III., und der 1. November als Tag aller Heiligen ist zuerst in einem Martyrologium aus Aquileja vom Anfang des neunten Jahrhunderts angesetzt; während bei den Griechen dieser Feier in sinnvollem Anschluß an das Pfingstfest der nächstfolgende Sonntag schon länger gewidmet war.

Wenn wir nun dem geschichtlichen Zusammenhang der evangelischen mit der katholischen Kirche folgend, jenen Monatstag beibehalten; so darf jedoch dies nicht geschehn ohne durchgreifende Veränderung und Rückbildung der Bedeutung im Sinn des protestantischen Bekenntnisses. Denn grade an diesem Punkt tritt der Gegensatz scharf zu Tage, da von der Abwehr der Miß-

bräuche, die ſich hier anſchloſſen, die deutſche Reformation ihren Anfang genommen hat.

In jener Zeit, als dieſer Feſttag entſtand, hatte die Verehrung der Heiligen einen Charakter angenommen, daß das Bewußtſein der Allmacht und Vorſehung Gottes und der Kindſchaft der Erlöſten beeinträchtigt, ja verdunkelt wurde: die Heiligen waren es, von denen man Hülfe in leiblicher und geiſtlicher Noth erwartete, deren Gunſt durch Andacht zu ihrer Perſon und Geſchenke an ihre Heiligthümer zu gewinnen ſein ſollte, deren Wundermacht ſtets bereit ſei, in den Lauf der Natur und Geſchichte einzugreifen. Ja es wurde für ein Kennzeichen der Heiligen erklärt, daß Wunder von ihnen gewirkt wären. Und weiterhin wurde auch noch das Bewußtſein des Werkes Chriſti verdunkelt, der Erlöſung von Sünde und Schuld allein durch ſein Verdienſt, da den Heiligen nicht allein eigenes Verdienſt beigemeſſen wurde, ſondern auch mehr als ſie für ihre Seligkeit nöthig hätten; ſo daß mittelſt ihrer Verdienſte Seligkeit auch für Andere könne erworben werden: und über den Schatz dieſer Verdienſte ſollte die Kirchengewalt zu verfügen haben. Dies alles verneint das Bekenntniß der evangeliſchen Kirche, welche Dank und Gelübde opfert nur dem allein wahren Gott (Joh. 17, 3), dem allein gewaltigen (1. Tim. 6, 15), allein weiſen (1. Tim. 1, 17. Röm. 16, 27), allein heiligen (Offenb. 15, 4): und keinen Untergöttern. Wenn aber dies gewahrt, wenn zwei Grund-Artikel des chriſtlichen Bekenntniſſes wieder hergeſtellt ſind; ſo kommt auch der dritte zu ſeinem Recht, welcher den Geiſt bekennt, der heilig iſt und heilig macht, demnach eine allgemeine chriſtliche Kirche, welche von ihm die Salbung hat, und eine Gemeinſchaft der Heiligen. Auf dieſem Grunde kann das Gedächtniß aller Heiligen in Lauterkeit gefeiert werden.

Denn „heilig" iſt der Name für alle Erlöſten. Die Forderung war im Geſetz ausgeſprochen: ihr ſollt heilig ſein, denn ich bin heilig (3. Moſe 11, 44). Die Erfüllung iſt durch die Gnade gegeben, ſofern die Gläubigen in der Taufe abgewaſchen ſind, abgeſagt haben dem Sündendienſt, und dem Dienſte Gottes geweiht fortan in einem neuen Leben wandeln (1. Cor. 6, 11. Röm. 6, 4). Alſo werden die Chriſten als ſolche die Heiligen, auch die Heiligen Gottes benannt: namentlich die Gemeinde zu Jeruſalem, welche von Paulus verfolgt war, der er ſelbſt auswärtige Unterſtützung bringt (Apoſtelg. 9, 13. Röm. 15, 26). Ebenſo die Gemeinden zu Rom, Korinth, Epheſus, Philippi,

welche der Apostel in seinen Briefen unter diesem Namen anredet und grüßt. Und dieselbe Anrede wird gelten wo immer eine Gemeinde den Zusammenhang mit der apostolischen Kirche bewahrt. Sie gilt für jeden Einzelnen, der ein lebendiges Glied der Gemeinde ist. Also ist man berechtigt, bis auf die Gegenwart die heimgegangenen Glieder der Gemeinde, auch jeder die Seinen, die im Glauben geschieden sind, in diesen Christen-Namen einzuschließen. Manche protestantische Kirchen, nach dem Vorgang der preußischen, haben den letzten Sonntag im Kirchenjahr dem Gedächtniß der Verstorbenen gewidmet, — versteht sich derjenigen, die wirklich, nicht bloß dem Namen nach ihnen angehört und darum nicht aufgehört haben, in ihrer Gemeinschaft zu stehen. Dasselbe Gedächtniß erhält seinen Anschluß an einen festen Punkt im Kirchenjahr, wenn der Name „aller Heiligen" für den 1. November herübergenommen wird.

Aber es erschöpft ihn nicht. Der Tag aller Heiligen läßt nicht bloß, auch nicht zuerst an die jüngst Verstorbenen denken (wie es jener Sonntag mit sich bringt), sondern an die Geister der Seligen überhaupt. Doch tritt auch eine Beschränkung oder vielmehr eine Auswahl ein nach der Abstufung, die auf dem irdischen Schauplatz sich gezeigt hat. Und darauf weiset schon das Neue Testament hin. Zwar wenn die Offenbarung Johannis unter denen, die Gott fürchten, zusammenfaßt die Kleinen und die Großen (11, 18), so ist damit nur ein natürlicher Unterschied gemeint; wie weiterhin als solche, die das Thier anbeten, außerdem die Armen und die Reichen genannt werden (13, 16), also nach bürgerlicher Unterscheidung. Aber die geistliche Abstufung zeigt der Erlöser selbst an, wenn er den Kleinsten im Himmelreich für größer als Johannes den Täufer erklärt (Matth. 11, 11). Dieser Unterschied bleibt aber bestehn im jenseitigen Leben, denn der Tod kann daran nichts ändern. Und es mag auf die Seelen angewandt werden das Gleichniß von Sonne, Mond und Sternen, die einer den andern an Klarheit übertreffen, wodurch der Apostel Paulus den Zustand der verklärten Leiber erläutert (1. Cor. 15, 41). Wenn nun die Gemeinde, ja die ganze Kirche sich um ein Gedächtniß sammeln will, so richtet sich der Blick auf solche, von denen es heißen mochte: ein „Fürst und Großer ist in Israel gefallen" (2. Sam. 3, 38). Diese Größe mißt freilich nicht nach Ruhm in der Welt; was aber im Reiche Gottes groß ist und unvergänglichem Gedächtniß geweiht, darüber haben die Apostel nicht in Zweifel gelassen. Das sind vor allem

die beiden Stände, die leidend oder handelnd nicht bloß Zeugniß abgelegt, sondern grundlegend für die Kirche gewirkt haben. Der eine derer, welche um des Wortes Gottes und ihres Zeugnisses willen erwürgt sind, oder (da die äußere That das entscheidende Merkmal nicht ist), wenn sie dazu nicht berufen waren, gleiche Liebe und Selbstverleugnung geübt haben. Den andern bilden diejenigen, welche das Wort Gottes über Land getragen und die Heiden zum Glauben geführt, die Gläubigen in der Zerstreuung gesammelt, die Gemeinden geleitet und gestärkt, die ganze Kirche erleuchtet und erbaut haben: die Hirten und Lehrer. Oft ist in der alten Kirche beides zusammengekommen, das Hirtenthum und das Märtyrerthum; aber auch alle, die als schlichte Glieder der Gemeinde in der Verfolgung ausharrten bis in den Tod, haben Antheil an der Kirchengründung: denn ohne diese Treue hätte die Kirche von Feinden umdrängt nicht bestehen können. Solcher aber sind die Seelen, von denen Johannes in der Offenbarung verkündet, daß er unter dem himmlischen Altar sie gesehn (6, 9). Von den andern, den Lehrern aber ermahnt der Brief an die Hebräer, an sie zu gedenken, ihr Ende anzuschauen und ihrem Glauben nachzufolgen (13, 7). Das sind unter den Heiligen die besonders Berufenen, an deren Gräbern die Gemeinden im Geist sich versammeln; wie sie einst in Wirklichkeit an den Gräbern ihrer Märtyrer zusammenkamen, um den Herrn zu preisen, der von seinen Knechten solche Zeugen sich auserwählt, und um zu stärken und zu bereiten die, welche folgen würden. Aber der Unterschied der Gabe und des Wirkens unter den begnadigten Seelen ist keine Scheidewand; sondern weil die höchsten auch die demüthigsten sind, so gleicht er im Sinn der dienenden Liebe sich aus: und es können die Glieder dort mehr, als in den irdischen Schranken geschieht, zu einem lebendigen Organismus sich zusammenschließen.

Darum mag von einer Allheit der Heiligen geredet werden gegenüber der Vereinzelung, in der sie an ihren Gedächtnißtagen erscheinen. Das bestätigt die apostolische Verkündigung, wenn sie auf eine obere Gemeinde hinweiset: „ihr seid genahet der Stadt des lebendigen Gottes und der Menge vieler tausend Engel und der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und den Geistern der vollendeten Gerechten“ (Hebr. 12, 22. 23).

Also die irdische Gemeinde in Verbindung mit der überirdischen, — „ihr seid genahet.“ Zwar getrennt, wie durch einen

Vorhang, aber nicht durch eine Kluft gleich der, die nach der Parabel zwiſchen dem Lazarus in Abrahams Schooß und dem Reichen in der Hölle befeſtigt war (Luc. 16, 26). Wenn auch nicht geſehn, iſt doch dieſe Gemeinde nicht ferne: ſie wird im Geiſte erkannt, ſie kann auch im Herzen empfunden werden, wenn ein frommer Dichter neuerer Zeit wahr geſungen hat: „Es denken eurer oft, Ihr Lebenden! die Todten, Und mancher ſtille Gruß wird euch von hier entboten. Allein nur der vernimmt den zarten Geiſterlaut, Der in ſein Herz hinein und auf zum Himmel ſchaut.“ — Dieſer Aufblick aber wendet ſich nicht bloß zu dem was ſie einſt waren und vollbracht haben, ſondern im Unterſchied von dem geſchichtlichen Rückblick auf das Leben der Einzelnen ſchließt ſich die Glaubensfrage an nach dem gegenwärtigen Stand und Wirken dieſer oberen Gemeinde. Um darauf zu antworten, ſind wir nicht genöthigt, an die perſönliche Stimmung und Sehnſucht eines Dichters uns zu halten; ſondern wir haben dafür Grund des Wortes Gottes.

Erſtens verweiſet der Erlöſer in ſeinen Abſchiedsreden tröſtend auf die Wohnungen im Hauſe des Vaters (Joh. 14, 2); und der Apoſtel verheißt den Gläubigen, im Unterſchied von den Ungläubigen, die unter Moſes in der Wüſte verfielen, eine Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden ſei (Hebr. 4, 9). Alſo die Fremdlingſchaft und Pilgerſchaft hat dort ein Ende: die Seelen ſind nicht mehr auf der Wanderung, ſondern in der Heimath; nicht mehr lagern ſie in Zelten oder kämpfen ſie um das gelobte Land, ſondern im Beſitz deſſelben ſind ſie eingegangen in den Frieden Gottes.

Aber das iſt nur Verneinung irdiſcher Schranken und Gebrechen, — iſt auch nur Andeutung der Lage, noch nicht Zeugniß von dem Leben und Weſen der Seligen. Davon aber ſind die Geſichte der Apocalypſe erfüllt, welche den Inhalt jener Ruhe auslegen gegenüber den Gerichten, die auf Erden ſich vollziehen. Das iſt nicht eine Ruhe des Grabes, ſondern das Ausſtrömen der Kräfte der Ewigkeit: es werden an dem überirdiſchen Ort die Stimmen derer gehört, welche den Schöpfer aller Dinge und König der Heiligen, ſeine Werke und ſeine Wege preiſen und ihm Tag und Nacht in ſeinem Tempel dienen. Aber dieſes ewige Halleluja, ſollte es bloße Feier ſein? Oder vielmehr ſollte nicht dieſer ewige Feiertag Tage der Arbeit in ſich ſchließen, gleich der Tages- und Feſtordnung auf Erden, welche die Alten umgekehrt als eine ewige Sabbatsfeier bezeichnen?

Digitized by Google

Freilich spricht nach derselben Offenbarung der Geist: „sie ruhen von ihrer Arbeit“ (14, 13). Das heißt aber von einer Arbeit, welche dem Verlust des Paradieses entspricht und den Stachel der Sünde in sich hat: der Arbeit im Schweiß des Angesichtes (1. Mose 3, 19). Obwohl auch solcher Arbeit der Apostel sich rühmen durfte, die er vollbracht in Mühseligkeit und Elend, in Nachtwachen, in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße (2. Cor. 11, 27). Also die Arbeit ist überstanden. Aber es bleibt das Wort und Beispiel des Erlösers, welcher von sich selbst erklärte: wirken zu müssen, so lange es Tag ist; es komme die Nacht, da niemand wirken kann (Joh. 9, 4). Doch hat er nicht aufgehört zu wirken, gleichwie der Vater ewig wirket (Joh. 5, 17). So reicht jenes Wort weiter, als auf den irdischen Zeitlauf. Der Tod schneidet wohl das diesseitige Tagewerk ab (und selbst dies nur in seiner Aeußerlichkeit); aber jenseits ist doch nicht Nacht: also am Tage der Ewigkeit wird ein anderes Tagewerk beginnen. Und darauf findet auch seine Anwendung was er von den Seinen fordert in der Parabel von anvertrauten Centnern oder Pfunden, wenn er den untreuen Knecht rügt, der seinen Centner in der Erde verborgen oder sein Pfund im Schweißtuch behalten hatte (Matth. 25, 25. Luc. 19, 20). Das trifft zunächst auch nur den Stand auf Erden. Aber sollten die gelobt werden, die im jenseitigen Leben ihr Pfund vergraben? Oder wären dort die Seelen nicht mehr mit solchem Pfunde ausgestattet, das heißt mit Anlagen, die verwirklicht, mit Aufträgen, die vollbracht werden sollen? Da tritt die ausdrückliche Verheißung Christi ein, daß der, der im Geringsten treu gewesen, je nach dem Maaße seiner Kraft, über fünf oder über zehn Städte gesetzt werden soll (Luc. 19, 19. 17). Was das für Städte sind, ist nicht gesagt und auch nicht zu ergrübeln. Aber über eines sind wir belehrt, was uns zunächst angeht: über das Verhältniß jener oberen Gemeinde zu der streitenden Kirche auf Erden.

Denn der Erlöser erklärt: es werde Freude sein im Himmel, oder vor den Engeln Gottes, über einen Sünder, der Buße thut (Luc. 15, 7. 10). Darin liegt, daß die Ereignisse auf Erden, selbst was in der einzelnen Seele zwischen ihr und ihrem Herrn vorgeht, den seligen Geistern, das heißt den Engeln und folgeweise den Geistern der abgeschiedenen Gerechten, nicht verborgen sind; sodann daß sie darauf achten, daran Antheil nehmen. Wenn nun der Zutritt des Einzelnen zu dem Reiche Gottes (den die Buße einleitet), Freude im Himmel erregt; so folgt, daß die Lebens-

äußerungen, welche auf dieſen Zutritt ſich gründen, um ſo mehr das Leben und Wirken der ganzen Gemeinde jener Theilnahme gewiß iſt. Auf ſolche Thatſachen gründet ſich die gläubige Zuverſicht der alten Kirche, welche einer ihrer größten Lehrer, Origenes, kund giebt, indem er von dem Ort des Gebets redet: „jeder Ort, ſagt er, iſt geeignet zum Gebet, am geeignetſten die Kirche: da ſind bei den Verſammlungen der Gläubigen die Engel, die Kraft des Heilands ſelbſt, die Geiſter der entſchlafenen Gerechten. So findet immer eine zwiefache Verſammlung ſtatt, und das Gebet hat dort eine vorzügliche Kraft.“

In dieſer Richtung hat das Gedächtniß aller Heiligen ſeinen praktiſch-chriſtlichen Werth. Nicht daß eine begehrliche Speculation, welche in das Geheimniß des Geiſterreichs eindringen, oder eitle Wunderſucht, welche deſſen Kräfte ſelbſtiſchen Zwecken dienſtbar machen möchte, genährt werden ſoll; ſondern es gilt, ſich unter das apoſtoliſche Wort zu ſtellen: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe (Epheſ. 4, 5), nach ſeiner ſchrankenloſen Bedeutung, wie es Himmel und Erde umfaßt und alle Glieder des Reiches Gottes einander nahe bringt.

F. Piper.

---

2. Polycarpus, Biſchof von Smyrna.

26. Januar.

Polycarpus iſt eine der ehrwürdigſten Erſcheinungen des chriſtlichen Alterthums: es vereinigt ſich vieles, ihm unter den hervorragenden Männern noch eine auszeichnende Stelle zu geben. Zuerſt die Zeit und der Ort ſeines Auftretens. Es iſt das Zeitalter an der Grenze des apoſtoliſchen: ihm ſelbſt war vergönnt zu den Füßen des Johannes zu ſitzen, und unter denen, die alſo bevorzugt waren, iſt er der einzige, von deſſen perſönlichem Verhältniß zu dem Apoſtel Kunde überliefert iſt. Und es iſt das Land, Kleinaſien, welches in dieſem Zeitalter, dem zweiten Jahrhundert, als der bewegteſte Schauplatz des chriſtlichen Lebens und durch zahlreiche Kirchenlehrer eine leitende Stellung einnahm: es fehlte nicht an großen Irrthümern, aber es trafen die Geiſter auf einander, und an dieſem Kampf hat auch Polycarp Antheil. Dazu kommt ſeine chriſtliche Perſönlichkeit und die Vollendung im

Märtyrertode: worüber ein kostbares Document erhalten ist, dem aus jenen Jahrhunderten nichts gleiches an die Seite zu setzen ist. Sonst ist nur dürftige Kunde überliefert; aber manche bruchstückliche Aeußerungen von ihm und über ihn, in Zusammenhang gebracht, dienen das Bild zu vervollständigen.

Polycarpus ward, wie es scheint, zu Ende des achten oder Anfang des neunten Jahrzehends im ersten Jahrhundert geboren. Seine Jugend trifft in die letzte Generation derer, die den Herrn gesehen hatten: auch hatte er nach dem Zeugniß des Irenäus Umgang mit vielen von solchen und er genoß selbst den Unterricht der Apostel. Namentlich ist er ein Schüler des Apostels Johannes: sei es daß er auf dessen apostolischen Reisen, in der eigenen Heimath, wir wissen nicht wo, ihn kennen gelernt, oder daß er auf dessen apostolischem Sitz, zu Ephesus ihm nahe gekommen ist: vielleicht daß beides statt gefunden.

Wie seine christliche Unterweisung durch Apostel, so erhielt er durch sie auch seinen Beruf als verordneter Bischof der Gemeinde von Smyrna. Unter diesen Aposteln ist ohne Zweifel Johannes begriffen, auf den seine Einsetzung auch ausdrücklich zurückgeführt wird. Uebrigens ist der Name nach dem allgemeinen Ausdruck von „Augenzeugen und Dienern des Herrn" zu verstehen, wie sie bei dieser Wahl genannt werden: das heißt überhaupt unmittelbare Jünger des Herrn, dergleichen Aristion und der Presbyter Johannes waren; nicht aber nothwendig Apostel im engern Sinn. Denn die Einsetzung Polycarps zum Bischof von Smyrna kann frühestens in die Zeit kurz vor dem Ende des Johannes fallen.

Die Gemeinde zu Smyrna, dem johanneischen Kreise angehörend, war neben der ephesinischen die bedeutendste. Ihre Stiftung liegt für uns im Dunkel. Sie muß aber nach der Zeit des Paulus erfolgt sein, denn als der Apostel an die Philipper schrieb um das Jahr 62, bestand zu Smyrna noch keine Gemeinde (wie Polycarp selbst andeutet); doch auch einige Zeit vor der Abfassung der Apocalypse: also um die Mitte des siebenten Jahrzehends, sei es von paulinischen Gemeinden aus, sei es durch den Apostel Johannes. Eine Andeutung des frühesten Zustandes der Gemeinde giebt der zweite apocalyptische Brief. Sie war damals arm und bedrängt, aber reich an That und Hoffnung: Mitglieder des nur noch so genannten Volkes Gottes hatten auch hier ihre Schmähungen ausgegossen; neue Verfolgungen, Todesgefahren standen bevor. Aber die Zeit der Noth sollte nur kurz sein: der im Kampf erprobten Treue wird droben die Krone des

Lebens verheißen. So erscheint diese Gemeinde dem Seher fleckenlos, weder ihr Wandel, noch ihr Glaube fordert den Tadel heraus; nur Lob und Ermahnung wird ihr gespendet. — Man hat angenommen, daß der Engel der Gemeinde zu Smyrna, dem dieser Brief überschrieben ist, Polycarp sei. Da aber die Apocalypse vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben ist, so kann von ihm hier nicht die Rede sein.

Von der frühern Zeit der bischöflichen Verwaltung Polycarps ist keine Nachricht überliefert. Doch findet sich an glaubwürdigem Ort eine in alter und neuer Zeit viel gefeierte Erzählung von der Rettung eines Jünglings durch Johannes, dessen Sorge und Aufsicht der Apostel dem Bischof einer benachbarten Stadt auf die Seele gelegt hatte. Man hat an Polycarp gedacht. Allein Clemens, der den Vorgang berichtet, nennt die Stadt nicht; erst weit später wird Smyrna angegeben. Wenn nun auch für diese Stadt die Nähe von Ephesus spricht, so bleibt doch außerdem ungewiß, ob der ungenannte Bischof grade Polycarp gewesen oder nicht vielmehr einer seiner Vorgänger.

Es ist aber überliefert, daß er Briefe an die benachbarten Gemeinden sandte zur Befestigung des Glaubens, auch an einzelne Personen zur Warnung und Ermunterung. Ein solcher Brief aus der früheren Zeit, gerichtet an die Gemeinde zu Philippi und von dieser hervorgerufen, ist noch vorhanden. Der Verfasser lehnt sich an Aussprüche des Evangeliums so wie der Apostel Paulus, Petrus und Johannes. Aber er läßt eine selbständige Ueberzeugung durchscheinen. Ausgehend von der Wurzel und der Frucht des Glaubens, faßt er damit zusammen die Liebe, welche vorangeht und die nachfolgende Hoffnung, deren ewigen Inhalt er besonders hervorhebt: Auferstehung, Gericht und seliges Leben. Wenn wir dem Herrn, sagt er, in dieser Welt gefallen, werden wir auch die zukünftige erlangen; wenn wir seiner würdig leben, werden wir mit ihm regieren. So geht zugleich ein ernster, sittlicher Zug durch den Brief: er ermahnt dem Herrn zu dienen in Furcht, seiner Geduld nachzufolgen, einen guten Wandel unter den Heiden zu führen, und wendet sich im Einzelnen an alle Stände des Hauses und der Kirche. Der besondere Irrthum aber, dem er die von Anbeginn überlieferte Lehre entgegenstellt, ist die Leugnung Christi, daß er in's Fleisch gekommen, so wie die Leugnung der Auferstehung und des Gerichts. Und das Laster, vor dem er besonders warnt, die Habsucht: er beklagt den Fall eines Presbyters und seiner Frau (wie es scheint, Veruntreuung von Gemeinde-

geldern), wünscht ihnen wahre Buße und ermahnt die Gemeinde, die Verirrten zurückzuführen. — Ein Zeichen des hohen Alterthums des Briefes liegt darin, daß im Clerus nur Presbyteren und Diaconen unterschieden werden; ein bestimmtes Zeitmerkmal in der Erwähnung des Ignatius, dessen Geduld er mit Augen gesehen habe, und von dessen seligem Heimgang er überzeugt sei. Zugleich übersendet er ihnen dessen Briefe und erbittet nähere Nachricht über ihn und seine Gefährten (was keineswegs mit dem ersten in Widerspruch ist). Das weiset auf die Zeit bald nach dem Tode des Ignatius hin (der nach den Alten in das Jahr 106, nach neuerer Aufstellung in das Jahr 115 trifft). Aber wegen dieses Zusammenhangs wirkt der Zweifel, der an die Briefe und den Ausgang des Ignatius sich heftet, auch hier ein: daß man (wenn nicht den ganzen Brief) die auf Ignatius bezüglichen Stellen für unächt erklärt hat. Noch andere Stellen haben Bedenken erregt, deren Ausscheidung dem Briefe mehr Einheit und Klarheit geben soll. Es ist wahr, es kommen einige Uebertreibungen und Unterbrechungen vor*). Uebrigens aber hat der Brief das Gepräge innerer Wahrheit; und er ist im Ganzen durch älteste Zeugnisse geschützt.

Die erste und bedeutendste Thätigkeit eines apostolischen Mannes war die durch das lebendige Wort. Das Wort vertretend waltete Polycarp in seiner Gemeinde auf dem Wege des Lebens ihr vorangehend mit den Presbytern als der Erste unter seines Gleichen; denn wie die damalige Kirchenverfassung die Unterordnung noch nicht aussprach, so war er persönlich frei von hierarchischem Geist. Einen Spiegel seiner Wirksamkeit haben wir an den Gesinnungen, mit denen seine Gemeinde ihm zugethan war: er genoß allgemeine Liebe und Verehrung. Das schönste Denkmal derselben hat sie ihm in jenem Rundschreiben über sein Märtyrerthum gesetzt. Und nicht genug, daß die Seinigen so von Leben und Sterben dieses Gottesmannes zeugen, selbst die Erbitterung seiner Feinde, das heißt der Feinde des Namens Jesu, mußte wider Willen ebenfalls am Ziel seiner Laufbahn, wie wir sehen werden, Zeugniß ablegen für ihn, für seine große Wirksamkeit.

Doch aus den unbestimmten Umrissen, in denen so nur

*) Bedenklich ist mir auch die Aufforderung Cap. 5: den Presbyteren und Diaconen sich unterzuordnen, wie Gott und Christo; die wohl im Geschmack des Ignatius ist, aber dem Polycarp weniger ähnlich sieht.

Polycarp im Verhältniß zu seiner Gemeinde erscheint, mag ein deutlicheres Bild gewonnen werden, wenn wir die Männer in's Auge fassen, die in persönlichem Verhältniß zu ihm standen. Denn so vieles auch in Vergessenheit gesunken ist, so ragen doch aus der Tiefe jener Zeit einige näher verbundene Gestalten hervor.

Ignatius, Bischof von Antiochien auf seinem letzten Wege, da er durch Kleinasien gefangen nach Rom geführt wurde, kam durch Smyrna und hier mit Polycarp in Gemeinschaft, den er früher nicht gekannt zu haben scheint. Er faßte Vertrauen zu ihm und gewann ihn lieb. In dem Sinn gedenkt er seiner in Briefen, die er zu Smyrna abfaßte. Von Troas aber an die Smyrnäer und den Polycarp schreibend, nennt er diesen einen gotteswürdigen Bischof und einen gottseligen Mann und preiset Gott, daß er gewürdigt sei, dessen unschuldiges Antlitz zu sehen. Auch bat er ihn einen Abgeordneten nach Syrien zu senden, der seiner verwaisten Gemeinde die theilnehmenden Gesinnungen der Smyrnäer, als ein Zeuge ihrer Liebe und ein Bote ihrer Tröstungen, darstelle: eine Sorge, die gleicherweise den ehrt, der sie hegte, wie den, dem sie anvertraut ward. — In allem dem ist nichts, was den Eindruck des Erfundenen machte. Da aber die Briefe des Ignatius überhaupt in verschiedenem Grade Zweifeln unterworfen sind, obwohl der an den Polycarpus weniger als andere; so muß dieses Zeugniß der Frage über die Aechtheit jener Briefe sich unterordnen.

Papias, Bischof von Hierapolis war dem Polycarp befreundet, wie durch Irenäus bezeugt ist: seit wann und woher wird nicht gesagt. Doch ist wohl glaublich, daß die Freundschaft beider Männer von ihrem gemeinsamen Lehrer Johannes sich herschreibt. Die Meinung aber, daß Papias auch gleichzeitig mit dem Polycarp die Märtyrerkrone erlangt habe, scheint durch Mißverständniß aufgekommen zu sein. Daß die Verbindung dieser apostolischen Männer eine innerliche gewesen, darf man aus ihrer verwandten Geistesrichtung schließen. Wie in der Anschauung des neuen göttlichen Lebens das lebendige Wort ihnen mehr war als der Buchstabe; so hielten sie auch fest an dem Reichthum der That, den dieses Wort offenbart, an der Fülle des Lebens, die in wirklicher Erscheinung ausgeprägt war und dereinst wieder so offenbart werden sollte.

In diesem Geiste lebte und lehrte Polycarp. Zum Zeugniß sind uns seine Schüler sowohl in der Uebereinstimmung mit ihm als wo sie von seinem Wege abweichen. Wir kennen namentlich

als ſolche nur den Florinus und den Irenäus: der erſtere ein Staatsmann, der andere der berühmte Kirchenlehrer des Abendlandes, — welche obwohl an Jahren ſehr verſchieden, doch gleichzeitig der Unterweiſung des Polycarp genoſſen.

Von Florinus zwar ſind nur wenige und noch dazu dunkle Nachrichten aufbehalten; doch machen auch die wenigen Züge den Mann uns merkwürdig. Er hatte eine angeſehene Stellung am kaiſerlichen Hofe, war aber bei ſeinem Aufenthalt im proconſulariſchen Aſien bemüht bei dem Polycarp Eingang zu finden. Der Umgang mit dieſem ſcheint einen Wendepunkt in ſeinem Leben herbeigeführt zu haben: der Ruf der Kirche drang mächtiger in ihn, als der Staat ihn hielt. Denn nach einer Reihe von Jahren, unter Commodus finden wir ihn wieder als Presbyter der römiſchen Kirche. Aber da er in häretiſche Meinungen gerieth, für die er auch zahlreiche Anhänger gewann, ward er ſeiner Würde entſetzt. Irenäus darauf, den Fall ſeines Mitſchülers betrauernd, ſuchte den Irrthum zu widerlegen in einem Briefe, der von der Einheit Gottes oder daß Gott nicht Urheber des Böſen ſei, handelte; denn eine ſolche Meinung ſchien Florinus zu vertheidigen: wahrſcheinlich im Sinne einer abſoluten Vorherbeſtimmung Gottes, im Gegenſatz gegen gnoſtiſchen Dualismus. Irenäus die Gottloſigkeit ſeiner Meinung ihm vorſtellend, verweiſet ihn an die apoſtoliſche Ueberlieferung, an der er durch Polycarp Theil habe, und ſucht ihn beſonders durch das Andenken an dieſen ihren gemeinſamen Lehrer zu bewegen. Das wirkte: Florinus ließ von dieſem Irrthum ab. Aber da er einmal das Welträthſel auf die Spitze getrieben, ſchlug er nun in das Gegentheil um und ward ein Anhänger der valentinianiſchen Schule: in Folge deſſen Irenäus ſeine Schrift von der Achtzahl (den acht erſten Aeonen des Valentinus) verfaßte, um ihn zur Umkehr zu leiten.

Irenäus dagegen wandelte auf dem Wege ſeines Lehrers fort. Wahrſcheinlich in der Nähe von Smyrna einheimiſch, kam er in früher Jugend mit dem damals hochbejahrten Polycarp in nahe Berührung, vermuthlich bald nach der Mitte des 2. Jahrhunderts: und durch den Polycarp mit jenem Strom des Geiſtes, der durch die Apoſtel ausgegoſſen war und nun ſich ausbreiten ſollte über alles Land. Die Liebe dieſes apoſtoliſchen Mannes für das lebendige, unverfälſchte Chriſtenthum ging auf den jungen Irenäus über, der auch ſpäter in einem weiten Wirkungskreiſe ſich bewährte, ausgezeichnet wie durch Eifer für die Reinheit der Lehre, ſo durch chriſtliche Mäßigung und Beſonnenheit. Das

lebenskräftige Gedächtniß seines Lehrers begleitete ihn durch sein Leben und ward in späteren Jahren nur um so frischer. Das Bild des theuren Mannes aber, das er in seinem Herzen trug, entwerfend in eben jenem Briefe an den Florinus, giebt er ein schönes Zeugniß der innigen Anhänglichkeit, die er jenem bewahrte. „Was damals geschehen, sagt er, bewahre ich treuer im Gedächtniß, als das jüngst Erlebte; sintemal die Erfahrungen der Kindheit wachsen mit der Seele und mit ihr eins werden: so daß ich noch den Ort beschreiben kann, wo der selige Polycarp saß und sprach, und seinen Ausgang und Eingang und seine Lebensweise und die Gestalt seines Leibes und die Vorträge, die er an das Volk hielt und wie er von seinem Umgang mit dem Johannes erzählte und mit den Uebrigen, die den Herrn gesehen hatten und wie er ihrer Worte gedachte und was er von ihnen gehört hatte über den Herrn und über seine Wunder und über seine Lehre. Da er es von denen, die das Wort des Lebens selbst gesehen hatten, empfangen; so berichtete er alles übereinstimmend mit der Schrift. Dieses auch habe ich damals durch die Barmherzigkeit Gottes, die mit mir war, eifrig gehört und es aufgezeichnet nicht auf Papier, sondern in meinem Herzen, und alle Zeit durch die Gnade Gottes bringe ich es mir unverfälscht wieder in Erinnerung."

So theilte Polycarp mit, was er empfangen hatte. Der Acker aber, den der Diener des göttlichen Wortes bearbeitet, ist nicht die einzelne Gemeinde, sondern die Welt. Also wirkte Polycarp wie für seine Gemeinde, so für die ganze Kirche, wie daheim so auch in die Ferne, mittelbar und unmittelbar.

Gallien empfing die Frucht des Samens, den Polycarp ausgestreut. Wie Lyon mit Kleinasien durch Handelsinteressen vielfach verbunden war, so kam auf den Wegen des Handels auch das Evangelium über's Meer. Gewiß mehrere Männer aus dem Wirkungskreise Polycarps siedelten sich dort über, unter denen Irenäus bekannt ist, der im Geiste seines Lehrers wirkte seit dem Jahr 177 als Bischof von Lyon. — Nach Rom aber ist Polycarp selbst gekommen, er hat dort namentlich wider die Häresien gewirkt. Dieser Gegensatz aber ist nicht ohne Zusammenhang in seinem Leben, und diese Seite desselben weiset auf eine Zerklüftung in der damaligen Kirche.

Schon die Apostel hatten mit mancherlei Irrthümern sei es Mißverständnissen sei es Verfälschungen des Glaubens zu kämpfen gehabt: zwar noch in engeren Schranken, aber die Keime zu

größeren Abweichungen waren vorhanden. Polycarp erlebte es, daß Irrlehren, die zu jener Zeit unter der Asche geglommen, in helle Flammen ausschlugen. Auch solche Aergernisse mußten kommen; aber es war eine schwere Prüfung, zumal für die, an welche sie zuerst herantraten. Am gefährlichsten war in jener Epoche, wo die alten Religionen, Judenthum und Heidenthum neben dem Christenthum bestanden und der christliche Lehrbegriff noch nicht entwickelt war, die Mischung derselben: besonders heidnischer Speculation mit christlicher Erkenntniß, die in einer neuen vielköpfigen Weisheit kräftig ihr Haupt erhob. Diesem Eindringen heidnischer Elemente widerstand die Kirche um so mehr, da sie, mitten in einer heidnischen Welt, auch auf allen andern Lebensgebieten, in Sitte, Gesetz und obrigkeitlicher Anordnung deren sich zu erwehren hatte. Dazu gab es aber zwei Wege: entweder die bloße Verneinung und Ausschließung des Widerchristenthums, oder eine solche Bekämpfung desselben, daß die Gegner des Irrthums überführt, die ächten Elemente aber, an welche der Irrthum sich anschließt, in dem christlichen Glauben selbst nachgewiesen wurden. Beide Wege der Polemik hatten die Apostel, vornehmlich Paulus angedeutet. Sie sind gegenüber der falschen Gnosis in umfassender Darstellung von großen Kirchenlehrern schon des zweiten Jahrhunderts betreten. Was Polycarp betrifft, so konnte er für jene Art der Abwehr selbst auf seinen Lehrer, den Apostel Johannes sich berufen, der geboten hat: „wenn jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, so nehmet ihn nicht in's Haus auf, und grüßet ihn auch nicht; denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke“ (2. Joh. 10. 11). Und dies Wort wird noch geschärft durch eine Thatsache: Johannes da er zu Ephesus im Bade mit dem Cerinth zusammentraf, soll unverrichteter Sache sofort das Bad verlassen haben mit dem Ausruf: „laßt uns fliehen, das Bad möchte zusammenstürzen, denn drinnen ist Cerinth der Feind der Wahrheit.“ Dies wissen wir grade aus dem Munde Polycarps, von dem mehrere es gehört hatten, denen Irenäus es nacherzählt. Und von diesem als Augenzeugen erfahren wir, daß Polycarp eine ähnliche Weise hatte. Irenäus bezeugt dem Florinus, jenem ehemaligen Zuhörer Polycarps, da er in verderblichen Irrthum gerathen war: wenn Polycarp etwas der Art, wie jener lehre, gehört hätte; so würde er aufgeschrieen und seine Ohren verstopft und nach seiner Gewohnheit gesagt haben: „guter Gott, auf welche Zeiten hast Du mich behalten, daß ich dieses erdulde?“ und den Ort geflohen haben,

an dem er ſitzend oder ſtehend ſolche Reden vernommen. — Wenn aber ſolches dem Polycarp zur Gewohnheit werden konnte, ſo muß er oftmals Veranlaſſung gehabt haben, ſich ſo zu betrüben. Und daran fehlte es nicht in jener Epoche, auf welche der klagende Ausruf deutet, nehmlich in ſeiner ſpätern Lebenszeit, in welcher ja auch erſt Irenäus ihn hören konnte. Grade damals, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, ſtand der Baum gnoſtiſcher Weisheit in voller Blüthe. Wenn nun auch nicht Zeugniſſe vorliegen, ſo iſt doch leicht zu denken, daß Kunde der vielfachen Häreſien von ihren Sitzen Antiochien und Alexandrien, den Mittelpunkten des Welthandels, in die Gegenden Polycarps gelangte, daß auch häretiſche Meinungen dorthin verpflanzt wurden. Auch zeigt, wie großen Theil an dieſen gewaltigen Bewegungen man in Kleinaſien nahm, das Beiſpiel eines berühmten Kirchenlehrers, der jünger als Polycarp, aber ſein Zeitgenoſſe und ihm benachbart war, des Melito, Biſchofs von Sardes. Von ſeinen zahlreichen Schriften war ein großer Theil wahrſcheinlich gegen die Gnoſtiker gerichtet: gewiß iſt, daß er den Marcion bekämpfte, gegen den er in einer eigenen Schrift die wahre Menſchwerdung des Herrn in Schutz nahm.

Marcion nun auch iſt der einzige Gnoſtiker, von dem man namentlich weiß, daß er mit dem Polycarp in perſönliche Berührung gekommen iſt, und zwar in freundliche: denn Marcion war ein Mann von ſtrengem ſittlichem Geiſt und von feuriger Liebe zu dem in Chriſto offenbar gewordenen Gott, — ein Band, wohl hinlänglich, Gemeinſchaft zwiſchen beiden zu ſtiften. Aber im weiteren Verlauf gingen ihre Wege auseinander. Als er von ſeinem Vater, dem Biſchof von Sinope, aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen war und, nach Rom gekommen, auch hier die Wiederaufnahme nicht hatte erlangen können; ſo mochte auch bei Polycarp die Anerkennung des brüderlichen Bandes nicht beſtehn. Ueberdies gab Marcion den gemeinſamen Glaubensgrund auf, da er an die gnoſtiſche Schule des Cerdon ſich anſchloß: nicht allein, daß er die kirchliche Ueberlieferung mißachtend, die ſämmtlichen Bücher des Alten Bundes und die Mehrzahl der neuteſtamentlichen, namentlich die johanneiſchen Schriften verwarf; ſo ſtellte er auch ein Syſtem auf, worin der Gott des Alten Bundes, der Bildner der Welt, dem Gott des Evangeliums entgegengeſetzt, und hierin die ganze menſchliche Erſcheinung Chriſti für einen Schein erklärt, alſo auch Leiden, Sterben und Auferſtehn deſſelben geleugnet wurde. Dieſes erfüllte den Polycarp mit

Abscheu, wie ein Vorfall beweiset, der wahrscheinlich zu Rom sich begeben hat. Da Marcion, so heißt es, dem Polycarp einmal begegnete, sprach er zu ihm: „erkennst du mich?“ — eine Anrede, die sowohl ein früheres Verhältniß voraussetzt, als auch einen Zweifel in sich schließt. Polycarp versetzte: „ja, ich erkenne den Erstgeborenen des Satans.“ Der Sinn, auch das Wort ist nicht neu im Munde Polycarps. Schon in seinem Briefe erklärt er: „wer nicht bekennt das Zeugniß des Kreuzes, ist vom Teufel, und wer die Worte des Herrn nach seinen eigenen Begierden verkehrt und sagt, es sei weder Auferstehung noch Gericht, der ist der Erstgeborene des Satans:“ eine Charakteristik, welche durchgehends auf den Marcion sich anwenden läßt. Polycarp geht dabei von dem apostolischen Worte aus: „ein jeglicher, der nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, ist ein Widerchrist“ (1. Joh. 4, 3); während er auch mit dem Ausdruck des Erstgeborenen des Satans an Worte Jesu und Pauli sich anschließt (Joh. 8, 44; Apostelg. 13, 10).

Es lag in dieser freilich schroffen Abwendung das Gefühl der hohen Würde christlicher Gemeinschaft, die in jener Zeit der ersten Liebe eine innigere Bedeutung hatte, so wie die ängstliche Sorge für die Bewahrung des anvertrauten Gutes apostolischer Lehre. Mit dieser Sorge verknüpfte sich aber das Streben, die Irrenden zurückzuführen, und mit jenem Gefühl der Würde das Vertrauen auf die siegende Kraft der evangelischen Wahrheit, — und es hat nicht getäuscht. Polycarp beherzigte auch die andere Seite der apostolischen Aufforderung: „einen ketzerischen Menschen zu meiden, wenn er einmal und abermal ermahnt ist“ (Tit. 3, 10. 11). Seiner Ermahnung gelang es, den Irrthum zu besiegen. Es wird ausdrücklich gemeldet, daß er nach Rom gekommen viele der dortigen Häretiker, Valentinianer und Marcioniten zur Kirche Gottes zurückführte. Schwerlich hat er auf den fremden Standpunkt eingehend, eine Widerlegung des Systems unternommen; sondern er wird (wie jener Greis, der den nachmaligen Kirchenlehrer Justinus von den Fesseln des Platonismus löste) von Erdachtem zu Erlebtem sie hingewiesen, den einfachen Glauben und die Gemeinschaft der Kirche in Liebe ihnen vorgehalten haben.

So erstreckte sich die Wirksamkeit Polycarps weit über seinen Sprengel hinaus, — wozu Veranlassung gab seine auch in anderer Beziehung bedeutsame Reise nach Rom, welche in die Zeit des römischen Bischofs Anicet, etwa in das Jahr 158 trifft.

Wichtige Gründe müssen ihn bestimmt haben, in vorgerücktem Alter eine solche zu unternehmen. Vermuthlich wollte er mit dem angesehensten Bischof des Abendlandes Gespräch pflegen über Angelegenheiten der Kirche, namentlich über manche Differenzen sich verständigen. Wenigstens hatten beide Männer Einiges, was nicht näher bezeichnet wird, gegen einander auf dem Herzen: worüber sie sich aber bald einigten. Dabei ist die Frage von der Passahfeier zum erstenmal zur Sprache gekommen.

Diese Feier hat eine große Geschichte: sie hat in der alten Kirche zu lebhaften Streitverhandlungen, selbst zur Spaltung geführt und Jahrhunderte die Gemüther bewegt; sie ist in neuester Zeit eifrig aufgenommen und in wissenschaftlicher Polemik durchgeführt, da sie nicht allein in die Geschichte des Cultus eingreift, sondern auch für wichtige Punkte der evangelischen und apostolischen Geschichte von entscheidender Bedeutung ist. Wir beschränken uns hier auf das Hervortreten derselben im Leben Polycarps. Sie betraf, wie man es nannte, die Beobachtung des vierzehnten (nehmlich des jüdischen Monats Nisan), welche Polycarp vertrat, Anicet ablehnte. Das war eine Verschiedenheit sowohl in der Zeit, als in der Art der Feier. Jene „Beobachtung", welche in Kleinasien verbreitet war, besagte erstens, daß man am 14. Nisan, dem Vollmondstage des Frühlingsmonats, als dem Tage, an welchem nach dem Evangelium Johannis Christus gekreuzigt worden, das Gedächtniß seines Todes feierte: also nicht an einem Freitage, sondern an jeglichem Wochentage, auf welchen grade jener Tag traf; demzufolge traf auch das Jahresgedächtniß der Auferstehung, wenn man von da zu dem dritten Tage, dem 16. Nisan, überging, auf jeglichen Wochentag. Die übrige Kirche ließ die jüdische Monatsrechnung bei Seite und hielt sich für die jährliche Feier der Auferstehung an denselben Wochentag, den Sonntag, an welchem allgemein in der Christenheit sie wöchentlich gefeiert wurde. Aber auch die Art der Feier war verschieden. Nicht allein, daß auf der einen Seite der Todes-, auf der andern der Auferstehungstag im Vordergrunde steht; so gab die Beobachtung des 14ten, an welchem die Juden das Passahlamm aßen, durch die Feier des Abendmahls sich kund in Beziehung auf Christus als das wahre Passahlamm, und damit wurde das Fasten vor Ostern beendet; während die Andern, die den Ostersonntag begingen, bis zu diesem Tage fasteten. In diesem Gegensatz standen die beiden Kirchenhäupter. Jeder von ihnen hatte den Wunsch, den andern für seinen Gebrauch zu gewinnen. Aber nicht ver-

mochte es Anicet über den Polycarp, eine Feier aufzugeben, die er mit Johannes und den übrigen Aposteln, mit denen er gewandelt, immer beobachtet hatte; noch vermochte es Polycarp über den Anicet, eine Feier anzunehmen, die mit der Sitte seiner Vorgänger in Widerspruch war. Also jeder berief sich auf das Herkommen seiner Kirche: es scheint nicht, daß man auf andere Gründe eingegangen ist; namentlich blieb das Verhältniß des asiatischen Ritus zur Chronologie der Leidenswoche nach Johannes und nach den drei ersten Evangelien damals noch unberücksichtigt. Aber die Verschiedenheit der Gebräuche störte nicht die Eintracht, welche jene besiegelten durch gemeinsame Feier des Abendmahls: besondere Ehre aber erwies Anicet seinem Gaste dadurch, daß er ihm die Verwaltung des Sacraments überließ.

So war der Aufenthalt Polycarps in Rom von Wichtigkeit sowohl durch den Erfolg, den seine Bekämpfung der dortigen Häretiker hatte, als wegen des seltenen Beispiels, das er mit dem Anicet durch einträchtige Behandlung kirchlicher Streitfragen gab. Aber eine umfassendere, allgemein kirchliche Bedeutung läßt sich seiner Reise nicht absprechen. Wenn auch sonst lebendiger Verkehr und Theilnahme zwischen den christlichen Gemeinden in allen Theilen der damaligen Welt herrschte; so ist doch hier das erste Beispiel einer Verhandlung über eine kirchliche Frage zwischen dem Morgen- und dem Abendlande in der Person zweier Bischöfe, welche den Beruf hatten, die sich gegenüberstehenden Gewohnheiten und Meinungen zu vertreten: es ist hier zuerst eine Gemeinschaft der ganzen Kirche, aber auf freie Weise vermittelt, aus der zugleich klar wird, welche Stellung damals in völliger Unabhängigkeit diese Bischöfe gegen einander einnahmen.

Aber auch Polycarp selbst stand für die ganze Kirche ein, die er betend auf dem Herzen trug. Als er vor der drohenden Verfolgung sich zurückgezogen hatte, that er Tag und Nacht nichts anders als zu beten für alle und für die Kirchen auf Erden, — wie es seine Gewohnheit war. Und noch als schon die Häscher ihn erreicht hatten, von denen er eine Stunde zum Gebet erlangte (es wurden aber zwei Stunden), gedachte er darin aller, die je mit ihm zusammengetroffen wären und der ganzen allgemeinen Kirche auf Erden. Das bezeugt seine Gemeinde in dem Rundschreiben über seinen Märtyrertod.

Dieses Ende ist die Krone eines solchen Lebens. Der Glanz aber, der aus jenem Bericht auf ihn selbst fällt, erhellt zugleich den düstern Hintergrund. Und da die handelnden Personen ganze

Klassen und Generationen vertreten in dem ungeheuren Conflict, erhebt sich der einzelne Fall zu weltgeschichtlicher Bedeutung.

Voran steht die Wuth des heidnischen Volks. Es war in Smyrna eine heftige Verfolgung ausgebrochen und mancherlei Martern wurden über die Christen verhängt. Die Standhaftigkeit eines Jünglings Germanicus, der mit den wilden Thieren zu kämpfen hatte, erregte die Menge, daß sie schrie: „hinweg mit den Gottlosen, Polycarp werde geholt." Es wurde nach ihm gefahndet, durch Verrath eines Sklaven, den man gefoltert, sein Zufluchtsort entdeckt: folgenden Tages wurde er zur Stadt gebracht, in das Stadium. Nachdem er die schmeichelnden und drohenden Lockungen zum Abfall abgewiesen hatte, ließ der Proconsul dreimal ausrufen: Polycarp hat sich als Christen bekannt. Sofort brach die Menge der Heiden voll Zorn in den Ruf aus: „das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der viele lehrt nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten." Sie verlangten, daß er den wilden Thieren vorgeworfen, und als dies nicht mehr geschehen konnte, daß er lebendig verbrannt werde. Gesagt, gethan: das Volk trug auf der Stelle aus Werkstätten und Badestuben Holz und Reisig herbei. — Auch die Juden hatten in jenen Ruf eingestimmt; und bei diesem Geschäft waren sie am eifrigsten: nach ihrer Gewohnheit, wie der Bericht der Gemeinde sagt. Selbst den Leichnam des Märtyrers gönnten sie den Christen nicht.

Die heidnischen Beamten sahen es als eine Ehrensache an, Christen zur Verleugnung zu bringen, ihren Widerstand aber für Unbotmäßigkeit. Daher der Irenarch, der den Polycarp in's Stadium abführte und auf seinen Wagen genommen hatte, als dieser auf seine Ermahnung nicht hörte, ihn schmähte und vom Wagen warf. Weiter trieb der Proconsul den Versuch: es scheint, daß er ihn retten wollte; er fürchtete aber das Volk und gab dessen Forderung nach.

Polycarp selbst blieb sich gleich in ruhiger Würde und freudiger Zuversicht und machte Eindruck selbst auf die Verfolger. Auf die Nachricht von dem gegen ihn erhobenen Geschrei war er gefaßt und wollte die Stadt nicht verlassen, doch gab er dem Zureden vieler Christen nach und entfernte sich auf ein nahes Gehöft. Da sah er betend in einem Gesicht sein Kopfkissen brennen; worauf er das prophetische Wort sprach: er müsse lebendig verbrannt werden. Verfolgt, entfernte er sich weiter; dann aber entdeckt, wollte er nicht mehr fliehen, sondern sprach: der

Wille Gottes geſchehe. Die Häſcher, zu denen er redete, bewunderten ſein Alter und ſeine Standhaftigkeit; und als ſie ſein Gebet gehört, bereuten viele, gegen einen ſolchen gotteswürdigen Greis ausgezogen zu ſein. Als der Proconſul im Stadium ihn ermahnte, zu verleugnen und zu ſagen: hinweg mit den Gottloſen (den Chriſten); rief Polycarp mit würdevoller Miene, die ganze Maſſe der Heiden überbietend: hinweg mit den Gottloſen. Und als jener weiter in ihn drang, Chriſtum zu läſtern, ſo werde er ihn frei laſſen; ſprach Polycarp das berühmte Wort: „86 Jahre diene ich ihm, und er hat mir nichts übles gethan; und wie kann ich meinen König, meinen Erlöſer läſtern?“ Der Proconſul drohte dann mit den wilden Thieren, und als das nicht half, mit dem Feuer. Auf das letzte erwiderte Polycarp: „du drohſt mit Feuer, das eine Stunde brennt und in kurzem verliſcht; denn du kennſt nicht das Feuer des künftigen Gerichts und der ewigen Pein, das den Gottloſen aufbehalten iſt. Aber was zögerſt du? bringe was du willſt.“ Auf dem Scheiterhaufen betete er noch einmal und brachte Gott Dank, daß er dieſes Tages und dieſer Stunde ihn gewürdigt habe, Theil zu nehmen an der Zahl ſeiner Zeugen, in dem Kelch ſeines Chriſtus, zur Auferſtehung des ewigen Lebens, der Seele und des Leibes: unter welche er heute möge aufgenommen werden, vor ihm, in einem wohlgefälligen Opfer. Als das Feuer angezündet war, blähte es ſich um ihn, ohne ſeinen Körper zu ergreifen: da mußte der Henker mit dem Schwert ihn durchbohren; worauf ſo viel Blut ausfloß, daß es das Feuer löſchte. — Mit dieſem Märtyrerthum endete die Verfolgung.

Unerſchrocken, wohl nicht ohne eigene Lebensgefahr, wohnten Chriſten dem ganzen furchtbaren und erhebenden Vorgang bei. Und auf ſolche Augenzeugen beruft ſich der Bericht, der im Namen der Gemeinde zu Smyrna abgefaßt iſt, voll Pietät gegen den Polycarp: er heißt darin ein apoſtoliſcher und prophetiſcher Lehrer, ein bewundernswürdiger Zeuge.

Dieſen Bericht ſendet ſie einer Gemeinde in Phrygien und durch ſie den entferntern Brüdern: daß auch ſie den Herrn preiſen, der aus ſeinen Knechten ſolche Zeugen auserwählt. Und wie ſie ſelbſt ſich anſchickt, ſein Gedächtniß an ſeinem Todestage zu begehen, ſo theilt ſie auch deſſen Datum mit. Aber durch Schwankung der Leſeart und der Auslegung iſt es unſicher geworden: die alexandriniſche Chronik nennt den 26. März 163; die Griechen feiern ſein Gedächtniß am 23. Februar, die lateiniſche Kirche hat es auf den 26. Januar verlegt. Auch das Todesjahr

steht nicht fest: man entschied sich früher für das Jahr 169, zuletzt (1864) hat das Jahr 167 eine umsichtige Vertheidigung erhalten. — Es ist nahe dieselbe Zeit, zu welcher Justinus in Rom die Märtyrerkrone empfing.

F. Piper.

---

3. Florianus.

4. Mai.

Der römische Kaiser Gallienus hatte im Jahr 260 den Christen im Reiche freie Ausübung ihres Gottesdienstes gewährt und somit das Christenthum als religiöse Corporation anerkannt. Es folgte eine lange Zeit der Ruhe. Die Verfolgung erneuerte sich erst unter Diocletianus. Dieser Kaiser trug das Ideal eines starken von den alten Volksgöttern geschirmten Kaiserthums in sich und gedachte es zu verwirklichen. Er begann im Jahr 295 mit einer Säuberung des Heeres und Hofes, als ausreichendem Schutzmittel gegen die Macht des Christenthums. Die Verfolgung dehnte sich weiter aus, nachdem die Zerstörung der prächtigen Kirche in Nicomedia vollzogen worden: 23. Februar 303. Es erschienen im Laufe des Jahrs drei kaiserliche Edicte in immer steigender Strenge. Das erste verordnete, alle Kirchen der Christen sollten niedergerissen, die heiligen Bücher derselben verbrannt, die Christen selbst aller bürgerlichen Rechte und Würden beraubt werden; das zweite gebot die Gefangennahme aller Bischöfe; das dritte befahl, daß die Eingekerkerten durch die Folter zum Opfern gezwungen würden. Endlich kam im Jahr 304 ein viertes Edict, zufolge dessen alle Christen ohne Unterschied auf jede Weise zum Götterdienst genöthigt werden sollten. Nun begann eine furchtbare Verfolgung fast im ganzen Reiche: der letzte Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum. Diese Zeit war reich an Martyrern. Und gewiß trieb die Mehrzahl nicht blinde Schwärmerei; die Begeisterung für Christus, die Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit seiner Sache, machte sie todesmuthig. Sie legten durch entschiedenes Bekennen Zeugniß von Christus ab, selbst wenn es der irdischen Güter höchstes galt; deshalb hießen sie in der kirchlichen Sprache Martyrer, mit Rücksicht auf ein Wort des Herrn (Ev. Matth. 10, 18).

In der römischen Provinz Noricum war das — eben so von Osten wie auch von Italien (über Aquileja) hierhergelangte

— Christenthum damals ziemlich verbreitet; seine Bekenner hatten in den Tagen der Diocletian'schen Verfolgung schwer zu leiden. Davon zeugt die Geschichte des Florianus. Dieser war ein Officier im römischen Heere. Als er vernahm, daß der Statthalter Aquilinus, welcher den Christen dem kaiserlichen Befehle gemäß auf's Eifrigste nachspürte, zu Laureacum (Lorch in Oberösterreich, bei Enns am gleichnamigen Flusse) vierzig Christen um ihres Glaubens willen in den Kerker geworfen habe und durch mancherlei Martern zum Abfall vom Christenthum zu bringen suche, eilte er aus seinem Standort — welcher dieser gewesen, wird in den ältesten Akten nicht berichtet — dahin, um sie durch sein Beispiel zu stärken. Er stellte sich dem Statthalter als Christen vor. Dieser suchte ihn erst durch freundliche Worte, dann durch die Folter zur Theilnahme am Rauchopfer zu bewegen. Florianus, ein ächter Streiter Christi, blieb standhaft in seinem Bekenntnisse. Dafür wurde er, vermuthlich im Jahr 304, nach den Martyrologien am 4. Mai, mit einem schweren Stein am Halse von der dortigen Brücke in die Enns gestürzt. Einen jungen Soldaten, der sich bei dieser That besonders eifrig zeigte, traf sofort Blindheit als Strafe. Der vom Strom ausgespülte Leichnam ward von einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln beschützt, bis eine Matrone in Folge einer Vision ihn begrub: angeblich an dem Orte, wo jetzt das stattliche Augustiner-Chorherrnstift St. Florian (in der Nähe des gleichnamigen Marktfleckens) liegt. Nachmals sollen Florian's Gebeine nach Rom und im Jahr 1183 auf Ansuchen des polnischen Großfürsten Kasimir II. nach Krakau gekommen sein. Seitdem gilt Florianus als ritterlicher Schutzpatron Polens. Er wird auch als Helfer gegen Feuersgefahr angerufen. Abgebildet erscheint er gewöhnlich als Kriegsmann und ein Gefäß Wasser über Flammen ausgießend. Bis Schwaben und weiterhin finden sich ihm geweihete Stätten.

Joh. Carl Th. Otto in Wien.

---

4. Quirinus.

4. Juni.

Zur Zeit der allgemeinen Christenverfolgung unter dem Kaiser Diocletianus wurde, wohl in demselben Jahre als Florianus den Martyrertod litt (304), auch der Bischof Quirinus

von Siscia in Pannonien (jetzt Sissek in Kroatien, wo die Kulpa in die Save fließt) auf Befehl des Statthalters Maximus ergriffen. Ungeachtet aller über ihn verhängten Martern hielt er unerschütterlich fest an seinem Glauben; er freute sich darüber, daß er von Gott gewürdigt worden, durch das Opfer der Leiden wahrhaft ein Priester zu sein, und sehnte sich nach größerer Pein um des Namens Christi willen, damit diejenigen, deren Hirt er in diesem Leben gewesen, ihm in das ewige Leben auf einem solchen Wege folgen möchten. Nach Hieronymus' Bericht wurde Quirinus mit einem Mühlstein am Halse dort von einer Brücke in die Fluthen des Flusses geworfen, eine Zeitlang von ihnen getragen, die Seinen am Ufer mahnend sich durch seinen Tod nicht abschrecken zu lassen, bis er auf sein Gebet endlich unterſank. Dieselben Züge giebt Prudentius in seinem herrlichen Hymnus auf diesen Martyrer; nur verlegt er das Ereigniß unter Galerius. Wie Hieronymus erzählen auch die vorhandenen gleichfalls uralten Leidensakten des Quirinus; doch lassen diese den Gefangenen von Siscia aus dem zweiten Pannonien nach Sabaria (Steinamanger) an den Statthalter des ersten Pannoniens Amantius ausgeliefert werden, um hier — nach den Martyrologien am 4. Juni — in der vorüberſtrömenden Güns den Tod auf jene Art zu dulden. Immerhin bleibt es fraglich, ob eine solche Auslieferung wirklich stattgefunden; wenigstens lag ein Grund dazu insofern nicht vor, als auch der Statthalter der zweiten Provinz, welcher den Proceß des Quirinus begonnen, zur Vollziehung der Todesstrafe berechtigt war. Die Gebeine Quirin's, der als Martyrer in der abendländischen Kirche immer hochgepriesen wurde, sollen später nach Rom gebracht worden sein.

Joh. Carl Th. Otto in Wien.

---

5. Victorinus.

2. November.

Wie die vorher erwähnten Martyrer Florianus und Quirinus starb in der Diocletian'schen Verfolgung, wahrscheinlich im Jahr 304, nach den alten Martyrologien am 2. November, auch **Victorinus**, Bischof von Petavio im südlichen Noricum an der Grenze Pannoniens (jetzt Pettau an der Drau in Steiermark)

den Tod für Christus und bezeugte dadurch, daß er seinen Glauben unter allen Gütern für das köstlichste achtete. Die näheren Umstände und die Art des Martyrertodes, welchen er — wahrscheinlich zu Pettau selbst — erlitten, sind in Dunkel gehüllt. Vielleicht wurde an ihm gleichfalls die Strafe des Ertränkens (in der Drau) vollzogen, welche, wie wir aus den Passionen Florian's und Quirin's sehen, in jenen Gegenden nicht ungewöhnlich gewesen zu sein scheint.

Victorinus war eine hervorragende Persönlichkeit, berühmt in der alten Kirche. Doch wie so mancher ausgezeichnete Mann des christlichen Alterthums, von seinem Zeitalter bewundert, ward er von der Nachwelt fast vergessen. Das Wenige, was wir über ihn wissen, hat vornehmlich Hieronymus überliefert, einige Jahrzehnte nach Victorin's Tode zu Stridon in Niederpannonien (an der Grenze gegen die südliche Steiermark) geboren. Dieser gelehrteste unter den lateinischen Kirchenvätern redet von Victorinus, dem „Martyrer gesegneten Andenkens", stets mit unbedingter Anerkennung, die er ihm zollt wegen seiner Verdienste um die Kirche und ihre Wissenschaft.

Von Geburt war Victorinus ein Grieche, aus Griechenland oder einem griechischen Grenzlande stammend. Auch nach seiner Uebersiedelung in's Abendland hat er seine Abstammung nicht verläugnet, dafern er die lateinische — durch Noricum und Pannonien allgemein verbreitete — Sprache sich niemals so vollkommen aneignete, als er der griechischen kundig war. Ob aus ansehnlicher Familie entsprungen oder nicht, jedenfalls hat er literarische Bildung empfangen. Er wählte den Beruf als (griechischer) Rhetor. Später trat er aus dem Leben der Heidenwelt zum Christenthum über; es eröffnete sich ihm ein neues Leben. Damals herrschte im Orient auf theologischem Gebiet Origenes, der Vater einer zahlreichen Jüngerschaft, das Vorbild der angesehensten Theologen der griechischen Kirche; mit einem Säemann hat man ihn verglichen, der geistigen Samen ausgestreut in die verschiedenen Gebiete der Theologie und nach allen Gegenden hin. Fünfzig Jahre waren seit seinem Tode verflossen, als Victorinus die Martyrerkrone errang. Auch dieser, obwohl nicht ein unmittelbarer Schüler des Origenes, erfuhr dessen Einwirkung auf sich, so zwar, daß er, wie mancher große Kirchenvater, der Origenes als seinen Lehrer in der Theologie verehrte, die eigenthümlichen Meinungen desselben, welche die herkömmliche Lehrweise der Kirche zurückwies, sich nicht aneignete: weshalb Hieronymus (in einem

Schreiben an Pammachius und Oceanus über die Irrthümer des Origenes) nicht anſteht, ſeine eigene Rechtgläubigkeit mit der unſeres Victorinus in Parallele zu ſtellen. Origenes hatte tiefe Ehrfurcht vor der heiligen Schrift und legte ſie allegoriſch aus. Er lehrte: wie der Menſch (nach der platoniſchen Dreitheilung) aus Leib, Seele und Geiſt beſteht, ſo verhält es ſich mit der heiligen Schrift, die zum Heile der Menſchen gegeben; die Gläubigen auf den verſchiedenſten Stufen ſollen Unterricht daraus ſchöpfen. Zwar hat der buchſtäbliche Sinn (der Leib) ſeine Geltung, und auch er erbaut die Menge der einfältigen Gläubigen. Jedoch darf man bei ihm nicht ſtehen bleiben. Der moraliſche Sinn (die Seele) führt das im buchſtäblichen Sinne Vorliegende auf das ſittliche Verhalten des Menſchen über, z. B. 1. Korinth. 9, 9 f. Dem Vollkommenen aber ſchließt ſich ein tieferer Sinn auf; er dringt durch die äußern Verhältniſſe hindurch zu den Ideen, welche in der Hülle des Buchſtabens vorliegen, zu dem Ueberſinnlichen, als deſſen Abbildung das Irdiſche erſcheint. Das iſt der myſtiſche Sinn (der Geiſt), und auf ihn führt die allegoriſche Auslegung. Hieronymus bezeugt ausdrücklich, Victorinus habe ſich Origenes gerade in der Auslegung der heiligen Schrift zum Vorbild genommen. Und hauptſächlich auf dieſem exegetiſchen Gebiete war er, unter fleißiger Benutzung des Origenes, ſchriftſtelleriſch thätig. Er ſchrieb nach Hieronymus' Angabe (zehn) Commentare, deren einige auch Caſſiodorus (geſt. 563) erwähnt: zu den drei erſten Büchern Moſis, zu den Propheten Jeſaias, Ezechiel, Habakuk, zum Prediger Salomo's, zum Hohenlied, zum Evangelium Matthäi, zur Offenbarung Johannis. Man kann ihn den Vater der Schriftauslegung in der lateiniſchen Kirche nennen; denn in letzterer waren bis dahin eigene Commentare, in lateiniſcher Sprache, nicht hervorgetreten.

Wir wiſſen auf Grund einer Andeutung Caſſiodor's, der unſern Victorin nicht etwa mit einem Andern deſſelbigen Namens verwechſelt, daß er nach Aufgabe des Rhetoramts, ſowie nachmals Hilarius und Ambroſius, ohne erſt ein geiſtliches Amt als Diaconus oder Presbyter verwaltet zu haben, ſofort aus dem Laienſtande zur biſchöflichen Würde gelangte. Wie man aus der chronologiſchen Stellung bei Hieronymus ſchließen darf, die ihm unter den übrigen Häuptern der Kirche zugetheilt wird, zwiſchen Anatolius von Alexandria (geſt. um 280) und Pamphilus von Cäſarea (geſt. 309), iſt er in dieſe Würde etwa zwei Jahrzehnte vor dem Ausgang des dritten Jahrhunderts berufen worden.

Uebrigens beweist seine Erscheinung in Pettau die enge Verbindung der christlichen Gemeinden Noricums und Pannoniens mit dem griechischen Osten. Daß er in seiner Stellung sehr thätig gewesen für die christliche Sache, indem er dieselbe durch Wort und Schrift nicht nur weiter zu verbreiten, sondern auch in den Gemüthern ihrer Anhänger fester zu begründen suchte, läßt sich nicht läugnen. Hieronymus nennt ihn eine Säule der Kirche. — Derselbe rühmt seinen milden Sinn, der Niemand wehe that.

Was die schriftstellerischen Erzeugnisse Victorin's betrifft, so sind sie in lateinischer Sprache abgefaßt, als der Sprache des Landes, in welchem er lebte. Wie Hieronymus versichert, waren sie reich an tiefen Gedanken, aber nicht ausgezeichnet in der Diction, so daß Victorinus mit dem Apostel habe sagen können: „Bin ich auch unkundig in der Rede, so bin ich's doch nicht in der Erkenntniß" (2. Korinth. 11, 6). Er war eben als geborener Grieche der lateinischen Sprache minder mächtig und konnte deshalb in ihr nicht immer den entsprechenden Ausdruck für seine Gedanken finden. Ueberdies stellte die lateinische Sprache damals, wie wir auch an Tertullianus bemerken, dessen Muttersprache sie gewesen, den neuen Ideen noch manche Schranke entgegen. Außer den erwähnten Commentaren verfaßte Victorinus noch eine Polemik gegen alle Ketzereien und, wie derselbe Gewährsmann beifügt, „viele andere Schriften." Sie sind sämmtlich untergegangen, mit Ausnahme des Commentars über die Offenbarung Johannis. Wohl haben zwei gelehrte Engländer, Cave gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts und neuerdings Routh, aus einer alten Handschrift unter Victorin's Namen eine Abhandlung geringen Umfangs „über die Schöpfung der Welt" in einem sehr verderbten Texte veröffentlicht und dieselbe für ein Bruchstück aus dem Commentar über das erste Buch Mosis gehalten. Allein, von Anderem abgesehen, einmal wird unser Victorinus (es gab mehrere Schriftsteller dieses Namens im christlichen Alterthum) in jener Handschrift nicht bestimmt als Verfasser genannt, und dann steht der Anfang jener Abhandlung entschieden der Annahme entgegen, daß sie ein Fragment von dorther sei. An der Aechtheit des (scholienartigen) Commentars über die Offenbarung Johannis[1]) haben wir nicht zu zweifeln; doch enthält er manche, zum Theil

1) Er ist zum erstenmal von dem Benedictiner Millanius (1558) und zuletzt im vorigen Jahrhundert von dem Oratorianer Gallandi in seiner Bibliothek der Kirchenväter (Bd. IV) herausgegeben.

klar in die Augen ſpringende Einſchiebſel aus ſpäterer Zeit. Derſelbe iſt auch darum merkwürdig, weil er über dieſe neuteſtamentliche Schrift als der erſte erſcheint, von dem wir überhaupt in der Kirche hören. Ein beſonderes, ſchon früher (griechiſch) abgefaßtes Werk des Hippolytus über die Offenbarung iſt verloren gegangen; es hatte auch nicht die Form eines Commentars.

Origenes, der ſelber einen Commentar über die Offenbarung Johannis nicht geſchrieben, beſtritt auf's Entſchiedenſte den Chiliasmus, d. i. die Erwartung der Wiederkehr Chriſti zur Aufrichtung eines tauſendjährigen Reichs; er beſtritt ihn, ſelbſt in der edlern Geſtalt, als reinen Buchſtabenglauben, ohne deshalb jene Schrift des Neuen Teſtaments, aus der man ihn zu rechtfertigen ſuchte (20, 4 ff.), für unapoſtoliſch zu halten. Immer wieder wies er insbeſondere für die Auslegung der prophetiſchen Bücher und ausdrücklich der Offenbarung Johannis darauf hin, daß Alles, was nach dem Buchſtaben derſelben fleiſchlich laute, nur geiſtig verſtanden werden könne, widrigenfalls man in ihre Myſterien, ihren weſentlichen Inhalt, nicht eindringe. Auch im vorliegenden Commentar iſt Victorinus ſeinem Vorbilde gefolgt: er hat die Offenbarung nicht chiliaſtiſch ausgelegt. So bemerkt er zu 19, 1 ff., daß die Zahl 1000 nach ihrer Auflöſung in 10 mal 100 einen myſtiſchen Sinn habe, indem die Zahl 10 den Dekalog (die zehn Gebote) und die Zahl 100 die Virginität (die Reinheit in Glauben und Sitte) bedeute. Wer gewiſſenhaft nach jenen handele und unverſehrt dieſe bewahre, der ſei wahrhaftig ein Prieſter Chriſti und herrſche mit ihm in der geiſtigen Erfüllung jener Zahl. Das iſt eine durchaus antichiliaſtiſche Auslegung, wie man ſie von einem Exegeten aus Origenes' Schule nicht anders erwartet. Das Antichiliaſtiſche tritt beſonders in den Bemerkungen zu Offenb. 20, 3 u. 5. hervor, ſowie am Schluſſe des Commentars, wo Victorinus ausdrücklich erklärt: „man dürfe nicht auf die hören, welche wie Cerinth behaupten, das tauſendjährige Reich ſei ein irdiſches.“ Demnach iſt es ſchwer zu begreifen, wie Hieronymus ihn zu den Chiliaſten rechnen konnte. Vielleicht hat er die Erörterungen Victorin's, auf welche er ſich zum Beweiſe ſeiner Behauptung beruft, ohne die betreffenden Stellen ſelbſt anzuführen, zu flüchtig angeſehen, wie dies dem Vielgeſchäftigen zuweilen geſchah, und nicht gründlich erwogen. So klingt es allerdings auch in unſerm Commentar chiliaſtiſch, — und derartige Stellen hat Hieronymus wahrſcheinlich im Auge, — wenn Victorinus zu Offenb. 1, 15. die Worte Pſalm 131, 7: „Wir wollen anbeten an dem Orte,

wo seine Füße standen" in der Art auslegt: „Weil da, wo die Füße der Apostel zuerst standen und die Kirche gründeten, d. h. Judäa, alle Heiligen sich vereinigen und den Herrn anbeten werden." Aber es ist — um die Worte eines Theologen zu gebrauchen, der das umfassendste und gründlichste Einleitungswerk zur Offenbarung des Johannes geschrieben, — nicht nothwendig allegorisch, sondern läßt sich recht gut so fassen, daß wie Rom der Ort der antichristlichen Macht ist, so Judäa als derjenige Ort gedacht wird, wo die gläubige Christenheit sich — nicht zur Aufrichtung eines irdischen Reiches, sondern zum Beginn des die Welt verwandelnden ewigen Reiches Christi versammelt.

Die deutsche Kirche soll sich Victorin's, des von ihr fast gänzlich vergessenen, immerdar erinnern als des ersten hervorgehenden Glaubens- und Blutzeugen in Deutschland.

Joh. Carl Th. Otto in Wien.

---

6. Eustasius.

29. März.

Es war eine große Zeit, da die germanischen Nationen aus der Urkraft ihres Wesens, eine nach der andern, dem Christenthum zugeführt wurden. Die rauhen Naturen waren in einem vielgestalteten, sagenreichen, mit allen Interessen des nationalen Lebens eng verknüpften Religion aufgewachsen, die ihnen vollkommen genügte, und nicht entrissen werden konnte, ohne sie von ihren Vätern zu trennen und auf ganz ungewohnte Bahnen zu lenken. Es war am schwersten ihnen beizukommen, wo sie mitten in den altgewohnten Gauen des geliebten Vaterlandes täglich die Stätten ihren alten Götterdienstes vor Augen hatten, und auf den Heerpfaden ihrer Altvordern zu wandeln glaubten. Als Gegner mußten ihnen Alle erscheinen, welche zu ihnen kamen, um ihnen ihre Sagen und Götterlehren verdächtig zu machen und das Aufgeben derselben als eine heilige Pflicht zu empfehlen. Zur Wuth steigerte sich leicht ihr Wahneifer für die vaterländischen Sitten und Gebräuche; ihre Wälder und Felder wurden oft vom Blute derer geröthet, welche mit kühner Entschlossenheit, aber waffenlos herbeieilten, um sie von ihrem alten Aberglauben zu heilen, zumal da es meist Fremde waren, welche unter ihnen auftraten, um zu

gleich ihre Nation und ihre Religion zu bekämpfen. Mit größerer Weisheit und Geduld suchten andere an deren Stelle demselben Werke zu dienen; und auch sie retteten wohl ihr Leben und wurden vor dem Märtyrertode, den sie nicht scheuten, behütet: aber nur sehr langsam gedieh das mit Begeisterung und Aufopferung unternommene Werk: und oft mit den Personen zugleich verschwanden die Spuren, welche die Füße der Boten Gottes auf deutschem Boden eingedrückt hatten. Einzelne Seelen hatten sie gewonnen; die Völker aber waren unüberwunden und hielten das Erbe vergangener Zeiten um so hartnäckiger fest.

Die Betrachtung der Ereignisse, welche hier vorgehen, nimmt unsere ganze Theilnahme in Anspruch. Wir sehen nicht ohne lebendige Anregung unseres eigenen nationalen Bewußtseins, mit welcher zähen Festigkeit unsere Altvordern an den geweihten Plätzen festhielten, und mit welcher unüberwindlichen Kraft sie das Schwert für ihre Götter und die ihrer Väter führten. Und doch neigt sich nothwendig das Herz den Männern zu, welche die Ausbreitung und Befestigung des Christenthums und damit die Grundlegung der Cultur sich zur Lebensaufgabe machten und als Träger einer neuen Lebensweise muthig und thatkräftig sich selbst zum Opfer brachten. Die Idee der Religion zeigt sich auf beiden Seiten wirksam: die Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit nur auf der einen, freilich auch da keineswegs in voller Reinheit, aber auch so ist sie die Grundlage geworden, auf welcher sich die deutsche Nation zu höherer Geltung in der Welt erhoben hat.

Eustasius gehört zu den Männern, welche unter germanischen Völkern und in deutschen Landen in solcher Weise gewirkt haben; und wenn auch seine Erfolge nur im Allgemeinen bekannt, im Einzelnen dagegen in Dunkel gehüllt sind und nicht denen eines Severinus oder eines Bonifacius gleichgeachtet werden dürfen, so ist doch auch sein Name unvergeßlich und darf in der Reihe der Apostel unseres Vaterlandes nicht verschwiegen werden. Auch solche Männer, deren Leben, wie es überliefert ist, mehr dem katholischen, als dem evangelischen Bewußtsein entspricht, werden bei uns freudig als Mitbegründer des Reiches Gottes in unserem Vaterlande gewürdigt und anerkannt. Wir lassen uns keine der Erinnerungen entgehen, welche aus jener reichen Zeit auf unsere Tage gekommen sind.

Eustasius war aus burgundischem Geschlecht und von vornehmer Abkunft. Als Columbanus, über dessen Leben bereits in diesem Jahrbuche Bericht erstattet worden ist, aus der Insel

der Heiligen, Irland, und von dem Kloster Bankor her in diese Gegenden von Gallien gelangte, um als Verkünder des Evangeliums dem Herrn zu dienen, war dies Land von einer bunten Völkermischung bewohnt, und in christlicher Beziehung in Verfall. Schnell eilten fromme Gemüther ihm zu und gesellten sich in Hingebung und Verehrung den Männern bei, die mit Columbanus im engen Bunde vereinigt thätig waren. Es gab keinen andern Weg, zum Ziele zu gelangen, als Klöster zu errichten und sie zu Culturstätten zu machen, um von ihnen, wie von festen Plätzen aus, den Kampf mit Irrthum und Verkehrtheit aufzunehmen. Eustasius erlebte in der Nähe seiner Heimath die Gründung der Klöster von Anegray, Luxeuil und Fontenay, und beobachtete die schweren Arbeiten, welche Columbanus seinen Mönchen zumuthete, um durch Vorbild und Beispiel das lebendige Wort zu unterstützen. Männer des Friedens, rastlos in ihrer Arbeit, abgehärtet durch Mangel, stark in Bekämpfung einer noch ungebrochenen Natur, durch keine Leiden abgeschreckt, gewannen sie sich überall Nacheiferung und staunende Verehrung. Da legte auch Eustasius, von dem Anblick so seltener Tugenden ergriffen, das Mönchsgelübde nach Columbanus' Auffassung ab und hat daran mit Ausdauer bis an sein Ende festgehalten. Dadurch hat sein Leben seine eigenthümliche Gestalt gewonnen. Die That, auf welche es vorzugsweise ankam, war die Ueberwindung des Heidenthums in allen seinen Formen und die Einführung des Christenthums in die Gemüther, beides aber in der damaligen, mehr äußerlichen und auf asketische Werkthätigkeit gerichteten Weise. Studien und Gelehrsamkeit standen auch hier in hohen Ehren. Die Lectüre der Bibel und anderer Andachtsbücher war die Hauptforderung, ihre Erklärung der Beruf der Aebte und Häupter der Mönche; mit einem Exemplar der Bibel zog man sich zuweilen in die Einsamkeit zurück, um in ihre Geheimnisse einzudringen. Das praktische Leben aber nahm die besten Kräfte in Anspruch. Man wollte Christi Vorbilde folgen, seine Armuth und Enthaltung theilen und durch Alles dies dem Herrn sich nähern und ähnliche Werke wie er vollbringen. Man enthielt sich möglichst sinnlicher Genüsse; man mied die Welt mit ihren Zerstreuungen, floh das eheliche Leben, ertödtete das Fleisch, betete und fastete; man trug geduldig das zugefügte Unrecht, übernahm demüthig auch die schwerste und niedrigste Arbeit, man nannte nichts sein Eigenthum als die tägliche Arbeit und die Nachtwachen, genoß die ärmlichste Nahrung, trug die einfachste Kleidung, kurz

Digitized by Google

man suchte in äußerlicher Strenge des gesammten Lebens den Ruhm des alten Mönchthums zu erreichen oder zu überbieten. Die Regel des Columbanus ist nicht leer an Bestimmungen, welche die innere Gesinnung an die Spitze stellen, in Allem Maß zu halten und jede Uebertreibung zu meiden befehlen; sie fordert die liebevollste Theilnahme an dem Schmerz der Brüder, thätige Unterstützung aller Leidenden und Bittenden, Uebung lebendigen und innerlichen Christenthums, die Unterdrückung aller Ausbrüche der Zwietracht und des Hochmuths im eigenen Leben und in der Welt durch Milde und Freundlichkeit, Sanftmuth und Mäßigung; zugleich aber führte die Regel ein solches Brechen des eigenen Willens, so peinlichen Gehorsam, so strenge Zucht, so viele körperliche Strafen, so viele formelle und mönchische Grundsätze ein, daß die Glieder seiner Gemeinschaft eine sehr schwierige Stellung hatten. Eustasius unterzog sich derselben mit Freudigkeit. Als Columbanus im Jahre 610 aus seinem Wirkungskreise vertrieben wurde, weil er sich der Unordnung und Sittenlosigkeit widersetzte, welche am Hofe des Königs Dietrich II. eingerissen war, und namentlich dadurch die Königin Brunhilde verletzt hatte, durfte ihn Eustasius in die Verbannung nicht begleiten; vielmehr blieb er in Luxeuil zurück und wurde bald zum Abte dieses Klosters ernannt. Funfzehn Jahre blieb er an der Spitze des Klosters und diente den Zwecken desselben ganz im Sinne seines Meisters, dessen Grundsätzen er während seines ganzen Lebens treu blieb. Fast 600 Mönche hat er in dieser Zeit geleitet, und theils unter ihnen manche würdige Freunde gefunden, theils ausgezeichnete Männer für ihren Beruf vorgebildet, die ihm mit ganzer Seele ergeben blieben. Luxeuil gewann durch ihn hohen Ruhm und große Bedeutung in jenen Tagen und hat durch seine fortgesetzten Bemühungen unter allen Gründungen des Columbanus in Gallien am tiefsten auf die Zeitgenossen eingewirkt.

Aber seine Thätigkeit blieb nicht auf dieses Kloster eingeschränkt.

Als König Chlodwig zur Regierung gekommen war, wünschte er Columbanus wieder nach Gallien zurückzuführen. Zu diesem Behuf sendete er Eustasius nach Bobbio bei Pavia, wo Columbanus unter den Longobarden in der alten Weise wirkte, und trug ihm auf, durch Bitten und Ueberredungen denselben für seine Wünsche zu gewinnen. Alles aber war vergebens, da Columbanus an dem ihm von Gott angewiesenen Berufe festzuhalten entschlossen war. Eustasius kehrte mit wichtigen Briefen an den König zurück

und hatte wenigstens die hohe Freude genossen, den alten geliebten Lehrer wieder zu begrüßen, und aus diesem letzten Zusammensein neue Kräfte für seine Lebensaufgabe geschöpft.

Mit dem Mönche Agil, einem seiner vertrautesten Schüler, wurde er von einer fränkischen Synode 613 zur Ausführung einer Missionsreise abgesandt, welche beide, weil sie auch Columbanus' Wünschen entsprach, gern übernahmen. Sie besuchten zuerst die Waraskер, welche am Doubs wohnten, sodann die Bayern, vorzüglich an der Donau, und bekehrten viele Glieder dieser Nationen zum Christenthum, ohne daß wir Genaueres darüber zu berichten wüßten.

Die letzten Jahre des Eustasius wurden durch eine Streitigkeit getrübt, welche ihm aus dem eigenen Kreise entstanden war. Ein Mönch Agrestius, früher Secretair des genannten Königs Dietrich II., hatte plötzlich allen seinen weltlichen Beschäftigungen und Besitzungen entsagt, war Mönch geworden und wollte als Missionar wirksam sein, ohne die rechte Vorbereitung zu haben. Wie Eustasius vorhergesagt, war seine Reise zu den Bayern fruchtlos. Da wandte er sich zu andern Ansichten und bekämpfte seinen Lehrer und Freund.

Columbanus' Regel hatte einige Abweichungen von den römischen Gebräuchen in Gallien eingeführt. Diesen Eigenthümlichkeiten, welche Eustasius von Columbanus angenommen hatte, setzte sich Agrestius entgegen. Auch dafür ward eine Synode berufen, in der eine Versöhnung zu Stande kam, welche aber, weil ungern von Agrestius angenommen, bald wieder aufgehoben wurde. Erst Agrestius' Tod endete die daraus hervorgehenden Kämpfe, welche sich lediglich auf vorgeschriebene Gebete, Tonsur und andere Aeußerlichkeiten bezogen, an denen viele nicht unbedeutende Geistliche für und wider Eustasius Theil nahmen.

Eustasius führte ein sehr thätiges Leben: wir haben zu bedauern, daß die Wundererzählungen des Mönches Jona aus Bobbio der Biographie fast allen andern Stoff entzogen haben. Deßungeachtet beobachten wir in ihm eine Lebensreinheit, wie wir sie in jener Zeit selten bemerken, eine Weisheit in der Behandlung der Gemüther, ein Vertrauen auf die innern Kräfte des Gebets, eine immer bewährte Bereitwilligkeit zu Liebesthaten, welche uns von seinem Charakter ein erfreuliches Bild giebt. Er hat viele Herzen gewonnen und durch seine Schüler und gleichgesinnten Zeitgenossen, auch Frauen, wie die Aebtissin Fara oder Burgundofara, seine Wirksamkeit erweitert und über den Tod

hinaus fortgesetzt. Er blieb verehrt und hochgehalten, bis Gott ihn aus seinem mühevollen Berufe durch einen sanften Tod abrief, der ihn in Luxeuil in seinem Kloster mitten unter seinen Untergebenen traf. Er starb am 28. April des Jahres 625. Seine Gebeine ruhen in Bergaville unweit Dieuze in Lothringen in einer Benedictinerabtei. Nach seinem Scheiden erlosch bald die Regel des Columbanus; Benedicts Regel trat mit dem Vorwiegen Roms an ihre Stelle, nicht ohne das Bewußtsein davon, da sie wußte, daß sie mit der des Columbanus in so wesentlichen Dingen übereinstimme: die Männer Irlands aber und ihre Genossen haben sich bis auf den heutigen Tag den Ruf ächter Liebe zum Herrn und einer darauf gegründeten folgenreichen Wirksamkeit erhalten.

F. Ranke in Berlin.

---

7. Die beiden Ewalde.

3. October.

Auf zwei verschiedenen Wegen sind die Stämme des deutschen Volkes zum Evangelium berufen worden, und je nachdem sie den einen oder den andern geführt wurden, ist ihr Leben und ihr Antheil an der großen Arbeit der Menschheit nach einem ewigen Rathschlusse bestimmt worden. Die einen haben das Christenthum für sich erobert, die andern sind von ihm erobert worden. Jenen Weg haben die Gothen, Franken und Alemannen betreten, auf dem andern sind die Sachsen aufgesucht worden. Jene stürmten hervor aus ihren alten Sitzen, getrieben von wilder Jugendkraft und ungebändigter Kampfeslust, durchbrachen die Grenzwehren der Römer, zerstörten die Castelle, eroberten die Städte, verwüsteten die Provinzen, und drangen ein bis in das Herz des Reiches. Da setzten sie sich fest, mitten unter der geschlagenen Bevölkerung römischer Sprache und Sitte, und fanden nicht allein eine neue Bildung, sondern aus den Trümmern der Städte erhob sich auch das Kreuz, das hier schon lange errichtet worden war, und zu seinen Füßen legten die Sieger ihre Waffen nieder. Ein höheres Gesetz hatten sie in ihrem dunkeln Drange vollzogen.

Digitized by Google

Andere Stämme sind durch das Evangelium erobert worden. Tiefe Wurzeln hatten die sächsischen Völker in die heimische Erde gesenkt, und gleich ihren alten Eichen schienen sie mit ihr verwachsen; im Dunkel ihrer heiligen Wälder, an den geheimnißvollen Quellen, an den Opferstätten, da verkehrten sie nach der Väter Sitte mit ihren Göttern. Voll harter Kraft waren sie, im Gefühle der Freiheit unbeugsam und nur schwer zu brechen. Große Wanderungen auf dem Festlande hatten sie nicht bestanden, und ihrer Natur gemäß ihre Grenzen nur langsam erweitert. Zuletzt hatten sie den uralten Stamm der Bructerer unterworfen und vertrieben, und waren im Westen bis zu den Ufern des Rheines gekommen, da wo sich die Issel von dem Strome trennt, und nach Süden hinab bis über die Mündungen der Lippe und Ruhr.

Dennoch hatte sich ein Theil von ihnen früh und ganz abgelöst; das waren die nördlichsten Stammgenossen, die Angelsachsen, die im fünften Jahrhundert über die See gegangen waren und ein großes Gebiet auf den britischen Inseln erobert hatten. In Irland aber bestand die Kirche Christi nach der Lehre, wie sie seit uralter Zeit aus dem Osten herübergebracht worden war. Dennoch empfingen die Angelsachsen sie nicht von dort, sondern aus Rom, aber wie ihre Nachbaren, die Iren, wurden sie durstige Hörer des Wortes; wie jene ergriff sie der Geist, alle Völker zu lehren, und ihnen die Taufe zu bringen aus dem lebendigmachenden Geiste. Wie die Franken das Schwert der Eroberung führten, zuletzt und am gewaltigsten in Karl dem Großen, so brachten Angelsachsen und Iren die Lehre von dem neuen Leben den Völkern des deutschen Festlandes, das ihnen gegenüber lag auf der Ostseite der See. Da kamen die irischen Apostel herüber und verkündeten das Evangelium bei den Alemannen, so Columban, Gallus und Trudpert, und bei den Anwohnern des Mains Kilian; und die angelsächsischen bei den wilden Friesen an den Mündungen des Rheins. Ob auch der Samen oft auf steinigen Boden fiel, sie wurden nicht müde, hier zu predigen, Livin, Wilfried von York, Wicbert und endlich Willibrord.

Als sie mit den Friesen bekannt geworden waren, erkundeten sie hinter diesen im Osten die Altsachsen, härter noch als jene, schwerer zugänglich, weil sie mitten im Lande saßen und nur im Norden eine schmale und entlegene Seeküste hatten. Unter denen, in welchen der Eifer Willibrords und seiner Genossen

ein gleiches Feuer entzündet hatte, waren zwei Geistliche eines und desselben Namens Ewald. Aber nicht nur gleich an Herkunft und Namen waren sie und eng mit einander verbunden, sie waren gleich im Glauben, gleich an Hingebung, gleich voll Feuer in den Kampf zu gehen, und beide hatten längere Zeit in Irland gelebt, um den Dienst der dortigen Kirche kennen zu lernen. Wie sie äußerlich sich unterschieden, der eine durch sein blondes Haupthaar und helle Gesichtsfarbe, der andere durch ein dunkles Antlitz und schwarzes Haar, so nannte man sie den weißen und den schwarzen Ewald; jener war der mildere, dieser der stärkere und in der Wissenschaft vom Worte Gottes der bewandertere. Zu ihnen gesellten sich andere Gefährten, darunter einer Namens Tilmon, edler Abkunft, früher ein Krieger, der mit ihnen jetzt in einen andern höhern Streit ziehen wollte. Von Friesland her überschritten sie den Rhein, und drangen muthig ein in das waldesdunkle Land, um ihm das Licht zu bringen.

Da sie auf keinerlei Hülfsmittel hoffen durften, führten sie außer dem nothwendigen Reisegeräth eine Kapelle mit sich, das heißt Alles was zum feierlichen Gottesdienste nöthig ist, die Gefäße und einen tragbaren Altar, überall wo sie den aufstellten, da war die sichtbare und wandernde Kirche, und sie hielten ihre Versammlung mit Gesang der Psalmen und Predigt alle Tage. Da strömten die sächsischen Gauinsassen herbei, um die Fremden zu sehen und ihre Rede zu hören, was sie in das Land brächten. Jene aber suchten Freunde zu gewinnen, und hofften besonders auf den Vorsteher des Gaues. Einen aber fanden die beiden Ewalde unter den Gaugenossen, der nahm sie gastfrei bei sich auf und versprach sie zu dem Gauvorsteher zu senden. Vorher ließen sie diesem verkünden, sie seien gekommen um einer heilbringenden Sache willen, die sie dem Volke und ihm mittheilen wollten.

Während die Ewalde noch des Bescheides harrten und fortfuhren in ihrer Predigt, da wurden die Gaugenossen wider sie erregt, weil sie von einem neuen Glauben hörten und von dem Sturze ihrer alten Götter, deren Dienst sie von den Vätern ererbt hatten. Auch fürchteten sie, der Gauvorsteher könne der neuen Lehre Gehör geben und ihm die übrigen folgen; darum beschlossen sie eine rasche That, bevor dieser herbeikomme. Beim Gottesdienste überfielen sie plötzlich die Glaubensboten und die mit ihnen versammelt waren; mit einem Schwertschlage tödteten sie den weißen Ewald, den schwarzen nahmen sie gefangen,

zerbrachen ihm die Glieder und ließen ihn qualvoll sterben unter ihren Händen; die Leichen warfen sie in den Rheinstrom. Die andern Gefährten wurden zerstreut und entflohen; zu spät kam der Gauvorsteher um die That zu hindern, nur die Thäter vermochte er noch zu strafen. Die Sage aber fügt hinzu, jenem Tilmon sei es durch ein Traumgesicht verkündet worden, an welcher Stelle des Rheines die Leichen zu finden seien, kenntlich durch eine Feuersäule, die sich über ihnen erhebe. Da sie aber endlich gefunden waren, führte Pippin, der Majordomus der Franken, sie in feierlichem Zuge nach Köln, und setzte sie daselbst bei.

Wo die That geschehen sei, unfern des niederrheinischen Ufers, ist nicht mehr zu bestimmen; die Sage, eingedenk des Wassers, das sprudelt in Ewigkeit, welches die Ewalde dem Sachsenvolke zu bringen hofften, berichtet von einem lebendigen Quell, der an jener Stelle aus der Tiefe hervorgebrochen sei und das Land ringsumher getränkt habe. Haben sie auch nicht den Quell selbst aufdecken können, doch haben sie zuerst die harte Erdrinde zu öffnen gesucht. Ihr Tag war der 3. October, wahrscheinlich des Jahres 695.

R. Köpke in Berlin.

---

8. Corbinian.

8. September.

Sanct Rupert (Evang. Kal. 1866) ist als der Apostel Alt-Baierns zu betrachten, sofern er, nach vereinzelten Anfängen der Christianisirung durch Eustasius, Agilus und Andere in dem Land zwischen Donau, Lech und Enns um das Jahr 700 das Werk der Bekehrung vollendet hat. Dieses Werk zu befestigen und auch für Bayern die durchgreifenden Schritte des großen Apostels der Deutschen, Bonifacius, vorzubereiten, war die Aufgabe des heiligen Corbinian, der, als sie ungesucht, vielleicht unter fränkischem Einfluß, ihm geworden war, das Werk mit dem ganzen Eifer eines strengen, nächst dem Herrn der Kirche nur Rom über sich erkennenden Asceten erfaßte.

Corbinian ist zu Chartres, bei Melun an der Seine, als der Sohn eines gewissen Waldekise und einer frommen Mutter Corbiniana nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts geboren. Der

Vater ſtarb vor des Kindes Geburt; Corbiniana ließ ihn in der Taufe nach dem Vater nennen, gab ihm aber in der Folge ihren eigenen Namen. In ſtrenger Zucht und ernſter Bußübung, unter anhaltendem Studium, beſonders der heiligen Schrift, wuchs der Knabe heran. In reiferen Jahren bezog er in ſeinem Heimathsort, um ganz der Beſchaulichkeit und der Unterweiſung frommer Jünglinge zu leben, bei der Kirche des heiligen Germanus von Paris eine Wohnung für ſich und wenige Schüler. Aber bald ſtrömte das Volk in Schaaren herbei, ihn predigen zu hören, ſeine Uebung der Barmherzigkeit durch reiche Spenden zu unterſtützen. Arme und Reiche empfahlen ſich ſeiner Fürbitte; ſelbſt der Majordomus Pippin ſchickte mit ſolcher Bitte einen Vertrauten zu Corbinian. Als der Zulauf immer größer wurde, machte ihn der Verluſt der Einſamkeit und Armuth ganz unglücklich. Vierzehn Jahre hatte er in ſeiner Zelle gelebt, da beſchloß er, beim heiligen Stuhl in Rom für ſich und ſeine Genoſſen einen verborgenen Winkel zu erbitten, wo er wieder in Stille dem Dienſte ſeines Herrn leben könnte. Aber der Papſt erkannte ſeinen reinen Eifer und ſeine hohe Begabung und wollte nicht, daß ein ſolches Licht unter den Scheffel geſtellt werde. Daher weihte er ihn zum Prieſter und führte ihn raſch durch die einzelnen Grade empor zur biſchöflichen Würde. Corbinian unterwarf ſich demüthig der nicht geſuchten Ehre und nahm das Pallium an, welches ihm als wanderndem Biſchof ein freies Wirken an beliebigem Orte zuwies. So kehrte er nach Gallien zurück, und wieder floß die Rede von ſeinen Lippen wie Honigſeim vor Verſammlungen aus allen Ständen. Auch am Hofe wird er mit Ehren überhäuft. Aber am glücklichſten iſt er in ſeinem Gotteshaus, wo er der Andacht, dem Predigtamt und der Wohlthätigkeit lebt, bis der Zudrang der Gläubigen ihn nach ſieben Jahren zur abermaligen Flucht nöthigte. Wieder wollte er in Rom Hilfe ſuchen. Diesmal reiſte er, ſtatt durch das von ſeinem Ruf erfüllte Frankreich, durch Alemannien und Baiern, im letzteren Lande da und dort dem neubekehrten Volke predigend (um 721). Herzog Theudo verſucht vergeblich, ihn als Biſchof in ſeinem Fürſtenthum (in Regensburg?) feſtzuhalten. Auch Grimoald, Theudo's Sohn, der in Freiſing als Herr von Oberbaiern reſidirte, vermochte nicht, ihn für ſeine Landeskirche zu gewinnen. Darum gab er dem Geleite, welches den Reiſenden über die Alpen bringen ſollte, den Auftrag, an der bairiſchen Grenze — in Süd-Tyrol — Anſtalten zu treffen, daß Corbinian auf der Heimreiſe wenn nöthig mit Gewalt, nach Frei-

sing zurückgebracht werde. In Pavia erweist der Longobardenkönig dem trefflichen Prediger hohe Ehre und sorgt für sicheres Geleite bis zum Ziel der Reise. Hier, in Rom, trägt Corbinian dem Papst, zuerst beim allgemeinen Empfang, dann unter vier Augen seine Bitte um Aufnahme in ein Kloster oder um Erlaubniß, in die Einöde zu gehen, auf's beweglichste vor. Der Papst befragt seine Räthe, welche einstimmig sich dahin äußern, daß eine solche Kraft einer weiteren Wirksamkeit erhalten werden müsse. Traurig, aber mit dem Gehorsam eines Sohnes, schied der abermals in seiner Hoffnung Getäuschte. Als er sich wieder auf bairischem Boden befand, ward er zu Majas, dem Befehl des Herzogs Grimoald gemäß, gefangen genommen und an den Hof in Freising gebracht. Er weigert sich, vor dem Herzog zu erscheinen, so lange er seines Bruders Theudobald Wittwe Piltrud als Weib besitze. Da der gestrenge Mann beiden keinen Zweifel an seiner auch vor dem Geschick eines Johannes des Täufers nicht zurückbebenden Entschiedenheit läßt, unterwerfen sie sich seinem Gebot. An der Marienkirche zu Freising errichtete nunmehr Corbinian seine bischöfliche Kathedra, erbaute auf einem Berge neben der Stadt eine Kirche zu Ehren St. Stephans, um welche sich bald die Benedictiner-Abtei Weihenstephan erhob; und in Majas, wo er bei den Gebeinen St. Valentins gebetet, läßt er diesem ein Gotteshaus errichten. Noch wurzelte das Leben seiner Umgebung tief im alten Heidenthum. Sein Verhältniß zum Hof war auch nach der Trennung des fürstlichen Paares durch den Haß der Herzogin und durch Corbinians fast überstrenges Eifern für kirchliche Zucht fortan gefährdet. Einst war er zur herzoglichen Tafel geladen und hatte, ehe man sich niederließ, die Speisen mit dem Kreuzeszeichen gesegnet. Während des Essens warf der Herzog nach Gewohnheit seinem Lieblingshund ein Stück Brot zu. Alsbald sprang der Bischof auf, stieß den mit silbernen Gefäßen bedeckten Tisch um und eilte davon, weil des Segens unwerth sei, wer ihn den Hunden vorzuwerfen sich nicht scheue, und er mit einem solchen das Brot nicht mehr theilen könne. Das wollte die verstoßene Herzogin sofort für ihre Zwecke nützen, indem sie Grimoald vorstellte, wie sehr sein fürstliches Ansehen unter solcher Schmach leide und wie er des Bischofs sich entledigen müsse. Aber der Herzog hielt für besser, dem Erzürnten Genugthuung zu leisten. Bald darauf reizte Corbinian den Haß des rachedürstenden Weibes noch mehr. Eines Abends begegnete er auf dem Weg zur Marienkirche einer Frau vom Lande,

lche bei ihm schon früher wegen Ausübung von mancherlei
uberkünsten verdächtigt worden war: Männer, mit reichen Ge-
enken beladen, folgten ihr. Auf die Frage des Bischofs, wo-
: sie komme, antwortete das Weib: vom Hofe, wo sie das
ühnlein des Herzogs durch ihre Sprüche und Künste gesund
nacht und mit diesen Geschenken belohnt worden sei. Auf's
chste erbittert springt Corbinian vom Pferd, züchtigt das Weib
t eigenen Händen und vertheilt ihre Geschenke am Thore der
tadt unter die Armen. Heulend, mit blutigem Antlitz und auf-
östen Haaren eilt die Mißhandelte zu Piltrud, welche jetzt den
odfeind rasch zu verderben beschloß. Ihr Geheimschreiber soll
t einigen Dienern den Bischof ermorden. Aber Erimbert,
orbinians Bruder, erfährt das Geheimniß und warnt den Be-
ohten, worauf dieser mit seinem Clerus nach Majas entfloh
im 724). Vergeblich schickte Grimoald Gesandte dahin ab,
orbinian zurückzurufen. Dieser ließ antworten: die gottlose
ebel werde in die Grube, welche sie ihm gegraben, selber fallen
id auch des Herzogs Tage seien gezählt. Rasch erfüllte sich die
ukündigung. Der Sohn und Erbe des Throns stirbt; die
ranken unter Carl Martell fallen in's Land ein, siegen in einer
oßen Schlacht und führen die Herzogin mit vielen Schätzen
eg; Grimoald fällt durch Meuchelmord, während Piltrud in
talien im Elend endet. Das Herzogthum kam an Grimoalds
teffen Hucbert, der wieder ganz Baiern, aber in strenger Ab-
ängigkeit vom Frankenreich, unter sich vereinigte. Nach seiner
hronbesteigung ist eine der ersten Sorgen Hucberts, den flüchti-
n Corbinian an seinen Hof zurückzurufen und in alle Ehren
iedereinzusetzen. Doch nicht mehr lange sollte Corbinian sie
enießen. Als er fühlte, daß sein Lebensende herannahe, ließ er
urch seinen Bruder und designirten Nachfolger Erimbert bei dem
ongobardenkönig Schutz für seine Stiftung in Majas, als seine
tzte Ruhestatt, erwirken, und bestellte sein Amt und Haus.
och am Tage seines Todes las er die Messe und nahm die
eilige Wegzehrung, worauf er, kaum nach Hause zurückgekehrt,
hmerzlos verschied (730, nach der kirchlichen Tradition am
. September). Seine Priester bestatteten die Leiche, gegen das
estament, in der Marienkirche zu Freising. Aber anhaltender
legen zwang die Einwohner der Stadt, den letzten Willen des
odten zu ehren und die Leiche nach Majas, wo Corbinian neben
St. Valentin ruhen wollte, zu verabfolgen. Als jedoch des Letz-
eren Gebeine durch die Longobarden nach Trient und durch eine

longobardiſche Königstochter, welche den Baiernherzog Tha[illegible] heirathete, nach Paſſau kamen, erwachte auch in den Freiſinger[illegible] wieder der Wunſch nach den Reliquien ihres Heiligen. Arbe[illegible] der dritte Nachfolger des Biſchofs Corbinian, derſelbe, dem [illegible] auch die Lebensgeſchichte ſeines großen Vorgängers verdank[illegible] legte den Antrag auf Zurückführung der Gebeine einer Syn[illegible] vor, und dieſe willigte ein, durch mancherlei Zeichen und Träu[illegible] beſtärkt (um 769). Damals hatte Bonifacius, in wiederholt[illegible] Beſuch Baierns, die kirchliche Organiſation des Landes unter [illegible] vier Bisthümern Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freiſ[illegible] längſt vollendet; und wenn das im Uebrigen weit weniger [illegible] günſtigte Freiſing fortan Jahrhunderte lang mit den glänzen[illegible] Schweſtern wetteifern konnte, ſo verdankte es dies zumeiſt ſ[illegible] erſten Biſchof, dem Franken Corbinian.

J. Hartmann in Schönthal in Würtemberg.

---

9. Claudius von Turin.

30. Auguſt.

Claudius, Biſchof von Turin, war von Nation ein Sp[illegible] Seine Geburt muß in den Anfang der zweiten Hälfte des [illegible] Jahrhunderts fallen. — Der Beſtand des chriſtlichen Weſens [illegible] Spanien war am Morgen des achten Jahrhunderts (711) [illegible] den blutigen Tag von Xeres in Frage geſtellt worden. [illegible] Strom der Muſelmänner hatte ſich bald danach (719) gar [illegible] die Pyrenäen ergoſſen. Zwar waren ſie im October 732 [illegible] Pictavium von Karl Martell auf's Haupt geſchlagen; aber [illegible] Karl der Große war es, der ihnen über die Pyrenäen folgte [illegible] eine ſpaniſche Provinz des Reiches unter dem Namen Godol[illegible] ſchuf. — Iſt es zweifelhaft, welcher ſpaniſchen Landſchaft Claud[illegible] durch ſeine Geburt angehörte, ſo weiſt uns, was wir über ſ[illegible] Erziehung wiſſen, unzweifelhaft in den äußerſten Norden, [illegible] nach Godolaunia (Catalonien). Er iſt ein Schüler des Felix [illegible] Urgel. — An den Ufern des Segre, der die Pyrenäenwaſſer [illegible] der Richtung auf Südweſten dem Ebro zuführt, liegt heute [illegible] Feſtung La Seu d'Urgelle. Hier, in Urgel, führte der gen[illegible] Lehrer des Claudius, mitten in den Bedrängniſſen der Chri[illegible] heit durch ihren äußern Erbfeind einen häuslichen Zwiſt nicht [illegible] zu gefährlich erachtend, ſeinen Biſchofsſtab, der maßvollere G[illegible]

Digitized by Google

ſſe des Elipandus, bis die Frankfurter Synode von 794 ihm
ſen Stab entwand und ihm einen Lebensabend ohne Amt und
ürden bereitete. — Daß Claudius des Felix Schüler geweſen,
freilich gut bezeugt; der Werth dieſer Nachricht aber einiger-
ßen dadurch eingeſchränkt, daß es weder gelingen will, einen
ſtimmten Einfluß des Lehrers, noch einen mehr als gelegent-
en Widerſpruch des Schülers gegen den Lehrer an's Licht zu
dern. Ihr Gemeinſames beſteht im Allgemeinen darin, daß ſie
nchem Herkommen in Lehre oder Brauch widerſprechen. Die
ſonderen Lieblingsgedanken des Meiſters: daß der Erlöſer erſt
rch Adoption Gottes Sohn ſei, daß das Wiſſen des Herrn
beſchränktes geweſen, finden ſich als ſolche bei dem Jünger
ſchieden nicht wieder. — Während Felix von Urgel nun ſicher
ch bis zum Jahr 816 zu Lyon in Zurückgezogenheit lebte, fin-
n wir Claudius ſchon während der letzten Jahre von Karls
aiſerthum etwa zwanzig Meilen weſtlich von der Rhoneſtadt
ohnhaft, in der Auvergne, vielleicht in Ebreuil am Allier, einer
r vier königlichen Burgen im damaligen Aquitanien. Er ver-
ht hier den Dienſt eines Presbyters und ertheilt in der Hof-
ule König Ludwigs Unterricht über die Bücher der Bibel. —
s iſt die Blüthe der Bildung des karolingiſchen Zeitalters, in
e wir hier Claudius geſtellt ſehen. Aber auch Trümmer der
ten aquitaniſchen Cultur, aus den Tagen eines Hilarius, mögen
ch durch die Verheerungen der Völkerwanderung hindurch auf
rem heimiſchen Boden erhalten haben. — Die geſchichtliche Bedeu-
ung des Claudius beginnt indeſſen erſt nach dem Tode des gro-
en Kaiſers Karl. Als dieſer geſtorben und Ludwig den Thron
s Vaters beſtiegen hatte, wurde Claudius von dieſem ſeinem
ten Gönner bald auf den Biſchofsſtuhl von Turin erhoben
ohl nicht vor 820). — Der fromme Ludwig hatte nicht blos
e Abſicht, einen treuen Diener überhaupt zu befördern; Claudius
ar für Turin ausdrücklich auserſehen mit Rückſicht auf die be-
nderen Bedürfniſſe des Platzes. Claudius ſollte hier Kampf
hren. Die Italiener galten für Anbeter der Bilder; Claudius
llte die in den maßgebenden fränkiſchen Kreiſen in Bezug auf die
ilder herrſchenden Anſchauungen hier praktiſch durchſetzen helfen.
– Dies iſt der Ausgangspunkt ſeiner reformirenden Thätigkeit:
icht ſchlechthin ſelbſtſtändige Schriftforſchung — ſoweit er darin
en meiſten Zeitgenoſſen überlegen iſt — eben ſo ſehr der Gang
er bisherigen kirchlichen Entwickelung hat den Claudius in die
eihe der reformatoriſchen Geiſter geſtellt.

Dem Verdammungsurtheil, das im Orient zu Nicäa (787) über die Bilderfeinde gesprochen war, hatte der freier strebende Geist Karls des Großen die karolinischen Bücher entgegengesetzt (790). Die Heiligen, um deren Bilder es sich handelte, thun freilich auch diesen zufolge Fürbitte für die Gläubigen auf Erden, und die letzteren haben ihnen darum schuldige Verehrung zu beweisen: den Bildern selber gebühre hingegen solche Verehrung nicht, geschweige denn gar Anbetung. Jene Frankfurter Synode, welche Felix von Urgel verdammte, hatte in Bezug auf die Bilder lediglich bestätigt, was die karolinischen Bücher enthielten. Diese Grundsätze, in Italien zu Gunsten Nicäa's mannichfach angefochten, sollte Claudius auch am Po zur Geltung bringen.

In Turin fand der neue Bischof die Kirchen voll von Bildern und Weihgeschenken; Reliquien, Kreuze wurden verehrt, man wallfahrtete nach Rom: das war die Religion des Volkes. Claudius predigt dagegen, er geht weiter, selbst bis dahin, sowohl Bilder als Kreuze aus den Gotteshäusern gewaltsam hinauswerfen zu lassen. Das Gerücht dieses Verfahrens mußte sich schnell verbreiten: nicht in Frankreich nur, auch in dem heimathlichen Spanien wurde lebhaft über das Vorgehn des Bischofs verhandelt; Gegner konnten nicht fehlen.

Will diese entschiedene Abneigung gegen alles Bildwerk in den Kirchen uns flüchtig an den Reformator von Zürich erinnern, so hatte wie später Zwingli jetzt auch Claudius Waffen zu tragen. Hart am Po, fünfzehn Meilen stromabwärts von Turin, gegenüber der Sesiamündung, mitten in einer Masche des heutigen Eisenbahnnetzes zwischen Casale, Vercelli, Mortara liegt ein wenig bedeutendes Städtchen, Frassinetto, Fraxinetum vor Alters: dies war in jener vielzerrissenen Zeit ein berüchtigtes saracenisches Raubnest. Die unholden Gäste machten auch die nächste Umgebung von Turin nicht selten unsicher. Und ähnlich den Kindern Israel, da sie wieder aufrichteten die Mauern der heiligen Stadt, hat hier der Bischof Claudius zuweilen das Schwert in der einen und die Feder — nicht die Kelle — in der andern Hand geführt.

Die äußere Geschichte des bilderstürmenden und kriegsgewandten Seelenhirten bietet der bestimmten Thatsachen weiter nur wenige. Zu einer siegreichen Verfolgung, deren einzelne Stationen ihn etwa am Ende dem Martyrium entgegengeführt hätten, haben es seine kirchlichen Gegner nie gebracht, ein Umstand, der durch die eigenthümliche Stellung der fränkischen Kirche von damals hinreichendes Licht empfängt.

So schickte Kaiser Michael der Stammler etwa vier Jahre ch Claudius' Berufung zum Bischof (824) eine Gesandtschaft Kaiser Ludwig den Frommen, und ließ ihn bitten, er wolle e Pläne etlicher Bildervertheidiger, die den Papst gegen ihn fzuhetzen suchten, kräftigst vereiteln helfen. Und eine das Jahr rauf in Paris tagende Synode sprach sich abermals gleich der teren von Frankfurt, einmüthig gegen die Bilderverehrung aus.

Nahezu in dieselbe Zeit fällt nun unstreitig der Höhe- nkt der Fehde, welche der Turiner Bischof gegen seine kirchlichen egner zu führen hatte. Um was es sich handelt, ist freilich hließlich mehr und bedeutungsvoller, als der bloße Widerstand gen den Bilderdienst, an welchen sich die übrigen kirchlichen Ab- eichungen des Claudius gleichsam anlehnen.

Ueberblicken wir aber zunächst von dieser für ihn entschei- ungsvollen Zeit aus rückwärts die literarischen Verdienste des Bischofs, die zum guten Theil schon dem aquitanischen Aufenthalt ngehören. 814 hat er seine drei Bücher über das erste Buch Mosis vollendet; das folgende Jahr brachte seinen Commentar ber Matthäus; 816 fällt die Erklärung des Galaterbriefs, dem bte Dructeranuus gewidmet; 817 übersendet er die Auslegung es Epheserbriefs an Kaiser Ludwig; 821 folgt das zweite Buch Mosis, 823 sein Commentar zum Leviticus. — Der Stil trägt ie Spur der Herkunft; die Latinität ist unrein, wie denn in Spanien der Uebergang zu der modernen Mundart sich schon in iesen Zeitläuften anbahnt. — Seine Auslegung ist die allegorische, elches nicht dazu beiträgt, ihr besonderen Werth für die heutige Zeit mitzutheilen: er sucht in der Schrift das Höchste! aber in- em er einen fertigen Maßstab für dieses Höchste mitbringt, kann r es nicht in ihr finden, ohne den buchstäblichen Sinn des einzelnen Worts zu einem vermeintlich höheren und geistigeren hinaufzu- chrauben: „wie das Fleisch gewordene Wort von einem geringen Körper umschlossen ward, so wird das Schriftwort von dem rmen Leibe des Buchstabens umgeben."

Kenntniß der Profanliteratur bekennt er nicht mit in das Treffen zu führen: er habe in der letzteren niemals einen Lehr- meister gehabt. Dagegen besteht sein Auslegungsapparat in den Schriften der Väter, deren Aussprüche er in der Weise der Ca- enen aneinanderreiht. Hieronymus und Augustinus sind am meisten benutzt. Im Bewußtsein, Schuldner zu sein, erklärt er sich Ludwig dem Kaiser gegenüber (817) für einen Bettler, der eine eigene Ernte nicht habe, sondern hinter dem Rücken

der Schnitter aus Anderer Aussaat sich seinen Lebensunterhalt sammle. —

Seine Gewährsmänner nennt er nicht zu den einzelnen Stellen. Er wird dazu aufgefordert, aber er verweist auf die allgemeine Praxis, die solchem entgegen sei: nur Beda habe das, und noch dazu nur in zweien seiner Commentare gethan. Was ihn bestimme ihm darin nicht zu folgen, sei der Umstand, daß er wiederholt bei fortgesetztem Studium dahinter gekommen sei, wie ein von ihm erst für original genommener Gedanke doch wiederum von noch Früheren entlehnt sei.

Die Aussprüche der Alten webt er zusammen, eigene Bemerkungen einschaltend; wie er sagt, theils um in seinen Commentaren eine fortlaufende Rede zu führen, theils die Beobachtung des Lesers zu üben und Ueberdruß zu vermeiden.

Bei seinen erklärenden Bemühungen schwebt ihm zuweilen ein methodisches Fortschreiten vor: so wenigstens, wenn er sich wider dringendes Verlangen eines Freundes erst zum Exodus und nur danach zum Leviticus wendet. Abt Theodemir, Gönner und Gegner gleichsam in einer Person, hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er über Nacht ihm die Lea statt der Rahel gegeben, indem er das zweite statt des dritten Buches Mosis erläutert. Der Abt schien auf das Ceremoniell des alttestamentlichen Cultus zu brennen. Claudius bemerkt ihm, erst müsse der Schauplatz des Opfercults, dann dieser selber beschrieben werden.

Dem Drängen desselben Theodemir, Abt von Psalmodi in der Gegend von Nismes, wird er denn auch mit der zuletzt angeführten Schrift über den Leviticus endlich gerecht. Und doch wiederum nicht gerecht. Denn in dieser Schrift sind zuerst mit Bestimmtheit des Claudius Ansichten über den Heiligendienst niedergelegt, die dem ängstlichen Freunde nicht eben gefällig erschienen (823).

Aus einem rein geistigen Gottesbegriff, wie er ihn in diesem Commentar geltend macht, muß sich ihm der bestimmteste Gegensatz gegen alle Creaturvergötterung ergeben. „Durch die Seligkeit eines Andern ist noch niemand selig geworden, wie durch eines Andern Klugheit niemand klug, durch dessen Tapferkeit niemand tapfer, durch seine Mäßigkeit niemand mäßig noch durch seine Gerechtigkeit jemand gerecht ward." Alles Heil ist von der „Nachfolge" d. i. von der gleichmäßigen „Theilnahme an der einen unveränderlichen und gemeinsamen Wesenswahrheit" zu erwarten. — Entschiedener, heftiger noch mag er in dem eben demselben Freunde

bald nachher übersandten Commentar über die Corintherbriefe ausgelassen haben. Theodemir legte dies Buch einer Versammlung von Bischöfen und Großen vor, ohne indeß wie es scheint ein verdammendes Urtheil zu erreichen. „Es verzeihe Dir Deine That der Herr" schreibt Claudius dem treulosen Freund.

Dieser, der wachsenden Aufregung über Claudius' Verhalten gemäß, warnte den letzteren nun vor dem Vorwurf der Ketzerei, dem er verfallen werde. Claudius, bitter gereizt, schrieb eine weitläufige Rechtfertigung seines Verhaltens, eine Schrift, in der er zugleich die kirchlichen Mißbräuche mit unläugbarer Heftigkeit angreift.

Theodemirs Brief ist ihm voll erschienen von „geschwätziger Thorheit." Nur ein Narr könne ihn für einen Sectirer halten. Was die Sachen anlangt, so faßt er das biblische Bilderverbot als ein unbedingtes. Bilder halten heißt ihm in's Heidenthum fallen. „Man mag die Namen verändern und den äußeren Anschein, statt Jupiter einen Petrus malen, statt Saturn einen Paulus: der Schein ist verschieden, die Sache ein und dieselbige." Man bedenke, sagt er, wie seltsam: sollte man nicht, wenn denn das Gemüth einmal durchaus hinaus will auf Götzendienst, lieber die Heiligen bei Lebzeiten als später ihre Bilder anbeten. Wie vielmehr gilt von Bilderverehrern, als selbst von Thieranbetern: „Sie haben geehrt und gedienet dem Geschöpf mehr als dem Schöpfer." Dort noch Geschöpfe von Gottes, hier nur Geschöpfe von Menschen-Hand. „Drum schaue Du, aufrecht geschaffen, lieber zum Himmel hinauf, denn daß Du Dich beugst vor den Bildern!" Weiter gilt ihm: Bild bleibt Bild, und wenn es auch Scenen aus des Erlösers Leben darstellte. Das Kreuz auch gehöre zu dem, womit Götzendienst getrieben werde. Es ist eine seltsame Wendung, auch das letzte Recht einer gemäßigten Symbolik zertrümmernd, wenn er gelegentlich ausruft: „Euch gefällt am Erlöser nichts als das, was auch Gottlosen wohlgefällt, die Schmach seines Leidens. Daran glauben auch die Juden und Heiden, die doch nicht an den Auferstandenen glauben. Solche verstehen nicht, was der Apostel gesagt hat: Wir kannten Christum nach dem Fleisch, jetzt kennen wir ihn nicht mehr so." So gelangt er zu Folgerungen, die allenfalls entschuldbar — aber auch nur so — erscheinen gegenüber dem vorhandenen Verderben einer starken Veräußerlichung des Gottesdienstes: „Verehrt ihr das Kreuz, fallt auch vor jeder Jungfrau nieder: denn am Kreuz hat Christus nur sechs Stunden gehangen, neun Monate war er in der Jungfrauen Leibe ge-

borgen. Verehrt alle Krippen auch, denn in einer Krippe hat ja das Christkind gelegen. Verehrt die Windeln, denn in solche ist der Knabe gewickelt worden! Verehrt die Kähne, denn auf Kähnen befuhr er die Fluthen, in einem Kahn hat er geschlafen, von einem Kahn aus das Volk unterwiesen. Verehrt die Esel, denn auf solchem Thier ritt er ein in die Hauptstadt. Verehrt die Lämmer, denn geschrieben steht: Siehe das ist Gottes Lamm. — Aber freilich die frommen Thoren wollen lieber die lebendigen Schafe verschlingen, als die gemalten anbeten. Verehrt die Löwen, denn er ist der Löwe aus Juda's Stamm. Verehrt die Felsen, denn in einem Felsengrab ward er begraben und der Apostel spricht von einem Felsen, welcher war Christus. Verehrt die Dornen seiner Dornenkrone zu Liebe, verehrt die Lanzen um der Lanze willen, die seine Seite durchbohrte!" Er vergißt theils die einzige Bedeutung, die Golgatha in jenem einzigen Leben hat, er vergißt das Bedürfniß, dafür ein einziges Zeichen zu haben; seine Consequenzen führen in Wahrheit nicht weiter, als daß man das irdische Leben mit seinen Einzelnheiten durch die Theilnahme des Erlösers daran für ein ganz geweihetes erachten möge. Er sieht auch selber die Unangemessenheit seiner Gegengründe; aber, sagt er, gegen Thörichte gilt's thörichte Waffen, gegen steinerne Herzen gilt es, mit Steinwürfen umgehn. Und der innerste Adel seiner frommen Anschauung kommt schließlich wirksam zum Durchbruch: Lernet Gerechtigkeit: nicht anbeten das Kreuz, nicht das gilt's; nein tragen das Kreuz, das hat der Erlöser befohlen!

Auf den Sturm gegen Zeichen und Bilder folgt ein gemäßigteres Angehn gegen die Wallfahrten nach Rom: Das nutzt weder allen noch schadet es allen. Zeitrichtung muß ihm hier gegen Zeitrichtung Kampf führen. Sind Wallfahrten so noth, was soll man von dem Mönchthum halten, das die Leute hinter Mauern gefangen hält und hindert an der heilsamen Reise? Zu Gunsten der Wallfahrten nach der Stadt des Petrus am Tiberstrom werde auch nur gröblich und fleischlich gemißdeutet, was von Petrus als einem Felsen für seinen Kirchbau der Mund des Heilands verkündigt habe. — Ueberhaupt ist ihm die Schätzung Roms und seines Bischofs schon eine übertriebene, falsche. Wenn der verstorbene Papst Paschalis I. († 824) an seinem, des Claudius Vorgehn, wie Theodemir nicht unterlassen hatte anzumerken, in der That Anstoß genommen, so weiß sich der Hirt der Turiner darüber zu trösten: „Der ist nicht apostolisch, der auf apostolischem Stuhl sitzt, sondern der ist apostolisch, der die apostolische Pflicht erfüllet.

: andern sind Pharisäer und Schriftgelehrte! alles, was sie
i sagen, das thut; aber nach ihren Werken sollet ihr nicht
n."

Die Kühnheit, ja die Heftigkeit solcher Auslassungen war
i angethan, auch des Claudius altem Gönner Ludwig dem
mmen anstößig zu werden. Er ließ das Buch des Bischofs
ch seine Hofgeistlichen prüfen, und die Verwerfung desselben
hah in seinem Sinn. Den Claudius hatte er zur Verant-
tung seiner Sätze vorladen lassen; dieser aber weigerte sich,
rscheinen und nannte statt zu kommen die Hofgeistlichkeit eine
sammlung von Eseln.

Weiteren Stoff zu Angriffen oder Widerlegungen hat die
riftstellerei des Claudius nicht gegeben. Die „Apologie" ist
Hauptwerk und, so viel bekannt, sein letztes. Indeß über-
t er diesen Schwanensang noch um eilf Jahre, nicht bedroht
wenigstens nicht erfolgreich gefährdet im Besitz seines Bis-
ms. Literarische Gegner erstehen ihm an seinem Lebensabend
in Dungal, in Jonas.

Dungal, ein Schotte von Geburt, war schon von Karl dem Kaiser
Pavia geschickt worden. Lange Jahre hindurch ist er hier wirk-
gewesen. Noch König Lothar, von Ludwig nach Italien geschickt,
ähnt seiner als eines der auserseheuen Lehrer, die den groben
ngeln des Unterrichts in diesen Gegenden abzuhelfen geschickt
n. Ausdrücklich werden ihm von Lothar die Knaben aus den
hsten Städten zugewiesen: die Schüler aus Mailand, Brescia,
i, Bergamo, Novara, Vercelli und Como. Als Astronom wie
Grammatiker scheint sich Dungal empfohlen zu haben. Als
Kenner christlicher Dichtungen, unter andern des Paulinus
Nola erweist er sich in der gegen Claudius gerichteten Schrift.
In diesem Ton geht überhaupt des Dungal Polemik; die
erlieferung der Kirche, das ist es, was er gegen Claudius vor-
igt: so daß auch er übrigens stehn bleibt, wenigstens im We-
lichen, auf dem Boden der karolinischen Bücher: nicht Anbe-
g, wohl aber Bewahrung und Verehrung der Bilder als ge-
igter Zeichen.

Erst nach dem Tode des Claudius († 839) tritt der andere
gner hervor, Jonas von Orleans, schon früher schriftstellerisch
tig gegen claudianische Ketzereien, aber bis dahin vermuthlich
der Veröffentlichung seiner Leistungen gehindert durch Kaiser
wig den Frommen, welchem sich Claudius in den späteren
hren wieder empfohlen hatte durch größere praktische Mäßigung.

Sein Buch wider den nunmehr Entschlafenen, dessen Irrlehren er ausdrücklich eine überlebende Kraft zuerkennt, ist Karl dem Kahlen gewidmet: die Bilder, das Kreuz, die Reliquien, die Wallfahrten werden, die ersteren innerhalb der in der fränkischen Kirche gültigen Grenzen in Schutz genommen. Des Claudius Latinität wird von Jonas, wie vorher von Dungal, meist pedantisch, gegeißelt.

Claudius ist ein tragischer Mann. Nicht daß ein schwerer Zeugentod seine Tage endigen durfte: seines Lebens Wellen haben sich gegen das Alter hin offenbar besänftigt. Aber das, wogegen er den Fehdehandschuh erhoben hat, die zunehmende Vergröberung des christlichen Lebens und Gottesdienstes, war für die nächsten Jahrhunderte vorerst zum Siege bestimmt. Er lebte ein Bürger derer, die da kommen sollten. Von leidenschaftlicher Erregtheit, von einer gewissen Grobheit der Rede ist er nicht freizusprechen; auch einseitiger Idealismus fällt ihm zum Theil zur Last. Dennoch steht er mit der Sache, die er verficht, auf der Bahn christlichen Fortschritts.

Von seiner Gottesidee noch eine Probe in seinen eigenen Worten: „Jene Schönheit der Wahrheit und Weisheit wird nicht durch die Zeit gewandelt, wandert nicht von Stelle zu Stelle, wird durch keine Nacht verdunkelt noch durch ziehende Schatten eingeengt: sie unterliegt nicht der Wahrnehmung durch die Sinne des Leibes. Wer irgend in der ganzen Welt sich liebend hinwendet zu ihr, dem ist sie stündlich nahe: an keinen Ort gebannt, fehlt sie auch nirgend. Auf dem Markt hält sie ihren Lehrstuhl: im Herzen auch ergeht still ihre Rede. Wer sie sieht, dem verklärt sie in's Bessere, niemand vermag sie selber in's Schlimmere zu verkehren. Niemand mag über sie zum Richter sich aufwerfen; ohne sie richtet niemand ein gerecht Gericht. Im Vertrauen auf sie scheide ich allen Wechsel und Wandel von dem ewig Bleibenden aus und in der Ewigkeit selber verschwinden mir die Epochen der Zeit. Denn Zeiträume werden erfüllt von vergangenen und noch künftigen Bewegungen: in dem ewig Bleibenden ist weder Vergangenheit noch Zukunft. Denn was vergeht, das hört auf zu bestehn, und was künftig ist, hat noch keinen Bestand. Ewiges aber ist nur; man kann nicht sagen: es war; man sage nicht, daß es sein werde. So konnte denn jene ewige Schönheit sich dem Menschengeiste enthüllen, ihm zurufend: ich bin der ich bin; und über sie mochte gesagt werden: der da ist, der hat mich gesendet."

Einen in die Tiefen strebenden, wahrheitsdurstigen, kräftigen Geist werden wir in Claudius zu erkennen haben. Aus der lebensvollen Weisheit der paulinischen Briefe hat er Lebenskraft gesogen. Es gereicht ihm zur Ehre, wenn er in einer viel verflachenden Zeit sich mit richtigem Blick hinwendet zu dem großen Lehrer des christlichen Alterthums, zu Augustinus, den er als einen „rechten Liebhaber des Herrn, einen Griffel der Gottheit, eine Zunge des heiligen Geistes" gerne verherrlicht hat.

E. Noeldechen in Halberstadt.

---

10. Rubericus.

13. März.

Man wird dem „Evangelischen Kalender" gern die Anerkennung zollen, über manches uralte Grab in die Posaune einer geistigen Auferweckung gestoßen, und der feiernden Erinnerung der Kirche mehr als einen Glaubenshelden zurückgegeben zu haben, der in hohem Grade verdiente, der Vergessenheit entrissen zu werden. Ein solcher war auch der oben Genannte. Wie Wenige der heutigen Christen mögen auch nur seinen Namen einmal gehört, geschweige von seinem Lebensgange auch nur die dürftigste Kunde erhalten haben.

Nach Spanien weist uns der Name Rubericus: dem Lande der feurigen Andacht, des geistlichen Ritterthums und der romantischen Heldenpoesie; aber auch des kirchlichen Fanatismus, der Ketzergerichte und der Autodafé's. Schon frühe, nach der Ueberlieferung sogar bereits im apostolischen Zeitalter, fand das Christenthum in diesen verschwenderisch von der Natur ausgestatteten und von zwei Meeren bespülten Landstrich Eingang; und wo hätte es bei ungehemmter und naturmäßiger Entwickelung schönere und edlere Früchte treiben können, als in einer Bevölkerung, in welcher eine im Laufe der Jahrhunderte sich vollziehende Mischung keltischen, römischen, germanischen und arabischen Blutes eine Nationalität erzeugte, zu deren Grundzügen neben einer vorwiegenden religiösen Anlage eine entschlossene Mannhaftigkeit, ein kühner Unternehmungsgeist, ein mächtiger Phantasieschwung und ein reger empfänglicher Sinn für das Ideale und künstlerisch Schöne gehörten.

Was der freien Wirksamkeit des evangelischen Sauerteigs in Spanien hindernd und beschränkend entgegentrat, war nicht die Reaktion des Heidenthums, welche mit ihren blutigen Verfolgungen derselben vielmehr nur Vorschub leistete; sondern die nach des Kaisers Constantin Bekehrung mehr und mehr schon in kirchlichen Despotismus ausartende Bevormundung der römischen Hierarchie, deren sich die bereits unter Augustus dem römischen Weltreich einverleibte und zu einer Provinz derselben organisirte pyrenäische Halbinsel vergeblich zu erwehren strebte. Der Verfall der Römermonarchie hatte auch für Spanien große Zerrüttungen zur Folge. Bald geschah es, daß man, freilich nur um zu unterliegen, mit den Römern selbst im Streite lag; bald zerfleischte man sich in blutigen Bürgerkriegen unter den Fahnen kühner und unberechtigter Usurpatoren. Die Völkerwanderung setzte endlich diesen unglückseligen Zuckungen ein Ziel, indem im Jahre 484 die germanischen Westgothen sich die unumschränkte Herrschaft über Spanien erkämpften. Diese waren bereits Christen, zwar dem arianischen Glauben zugethan; aber friedfertig und gegen die Anhänger des nicänischen Bekenntnisses, denen die Besiegten beigehörten, durchaus versöhnlich gestimmt. Binnen kurzer Zeit wußten sie sich durch ihr besonnenes und weises Verhalten die Herzen der Eingeborenen dergestalt zu gewinnen, daß heute noch der Spanier seinen Stolz darin setzt, daß gothisches Blut in seinen Adern ströme. Später (589) gaben die Westgothen auch ihren Arianismus auf, und unterwarfen sich ganz der Lehre und der Disciplin des römischen Katholicismus. So schmolzen sie mit den Ureinwohnern, deren Nationalität sie um manches edle Element bereicherten, je länger je mehr zu einem Volk zusammen. Dem tapferen Beistande, den sie im Jahre 451 den Römern in der mörderischen Schlacht gegen die Hunnen und deren König Attila auf den catalaunischen Feldern (bei Chalons) geleistet hatten, haben wir es zu danken, daß unser Vaterland nicht eine mongolische Steppe geworden ist.

Aber auch dem westgothischen Reiche, wie blühend und zukunftsvoll es den Schauplatz betrat, schlug schon nach einem dreihundertjährigen Bestehn die Stunde seines Untergangs. Der erschlaffende Einfluß des südlichen Klima's, und mehr noch die Fieberhitze fortwährender innerer Zwistigkeiten hatten seine Altersschwäche beschleunigt. So war Spanien reif, die Beute einer andern, jugendkräftigeren Macht zu werden.

Diese Macht war seit einem Jahrhundert bereits vorhanden,

und zwar in einer neuen Religion, einem phantastischen Gemisch von getrübter Wahrheit und kräftigem Irrthum, hervorgegangen aus den unreinen Quellen eines unbegrenzten Ehrgeizes und einer maßlosen Herrschsucht. Der Muhammedanismus war es, der, anknüpfend an ein schwaches Ueberbleibsel dunkler Erinnerungen an eine längst durch die Finsterniß eines abgeschmackten Götzendienstes verdrängte monotheistische Urreligion und mit Elementen sowohl eines in Aberglauben und Formelndienst ersterbenden Christenthums als eines talmudisch gefälschten und entstellten Judenthums sich verquickend, in klügster Berechnung der glühenden Phantasie und der starken Sinnlichkeit der Bewohner Arabiens, seines Ausgangspunktes, angepaßt war, und in kurzer Frist durch Gewalt des von einem eroberungssüchtigen Fanatismus geführten Schwertes bereits in Asien und Afrika mit dem Christenthum aufgeräumt, und tausende von christlichen Kirchen und Kapellen mit Feuer verbrannt oder in Moscheen verwandelt hatte. Der geistliche Tod, in den die dortigen Gemeinden allmählig versunken waren, hatte dieses Gottesgericht über sie hereingeführt. Auch über die Kirche der nordafrikanischen Küste, die einst zur Zeit des heiligen Augustinus so herrlich geblüht, kam die Geißel des Allmächtigen. Der weiland so helle strahlende Leuchter des Evangeliums ward auch hier von seiner Stätte hinweggestoßen, ohne bis zu dem heutigen Tage wieder aufgerichtet worden zu sein. Die Bevölkerung jenes vormals so gesegneten Küstenstriches wurde dauernd der Herrschaft der Saracenen unterworfen, und zur Verleugnung ihres Christenglaubens genöthigt.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert hindurch hatten die arabischen Fremdlinge Zeit gefunden, ihr Reich im Norden Afrika's zu gründen und zu befestigen, als ihnen endlich Gelegenheit ward, das Gelüste zu befriedigen, womit sie schon lange über die Meerenge von Gibraltar nach den lockenden Gefilden des nahen Spaniens hinausgeschaut hatten. Eine im Westgothenreiche selbst, das bereits im Zustande innerer Auflösung sich befand, wider dessen schwachen König Roderich angezettelte Verschwörung machte den Fanatikern Bahn. Die Verräther nehmlich riefen in's Geheim den Beistand der Araber an und spielten ihnen die Veste Ceuta, den Schlüssel von Spanien, in die Hände, und nach einer achttägigen mörderischen Schlacht bei Xeres de la Fronteira im Jahre 711 waren die Anhänger des falschen Propheten Herren des Landes, als welche sie sich mehrere Jahrhunderte hindurch auf den Trümmern des Westgothenreichs behaupteten.

Die Mauren — so hieß der arabische Stamm, der in kühnem Unternehmen an der Küste Spaniens Anker geworfen hatte — führten ihr Regiment anfänglich mit großer Mäßigung und Milde, und weit entfernt, als barbarische Horden sich erfinden zu lassen, erwiesen sie sich vielmehr als begeisterte Freunde wie der Poesie und Musik, so auch andrer schöner Künste, namentlich der monumentalen Baukunst, wovon heute noch in manchen Städten Spaniens, sonderlich in Cordova, bewundrungswürdige Denkmale Zeugniß geben. Ja, auch die Wissenschaften: Geographie, Astronomie, Heilkunde und selbst Philosophie wurden, freilich gleichsam hinter dem Rücken des Propheten, der unbedingte Unterwerfung unter den Buchstaben des Koran fordernd den Wissenschaften abhold war, mit Eifer unter ihnen gepflegt. Die Duldung, welche sie gegen die Christen übten, ging so weit, daß sie ihnen nicht allein eine freie Ausübung ihres Cultus gestatteten, sondern ihnen sogar einen eigenen Gerichtsstand mit einem Obersten oder Grafen an dessen Spitze gewährten, und nur von ihnen erwarteten, daß sie die ihnen auferlegten Steuern, welche jedoch ein Zehntheil ihres Einkommens nicht überstiegen, pünktlich entrichteten, und jeder Verspottung des Korans, jeder Lästerung des Propheten, und jeder Proselytenmacherei unter den Moslemin sich enthielten. Außerdem wurde ihnen, jedoch nur in Form des Wunsches, aufgegeben, irgendwie durch ihre Kleidung sich als Christen zu kennzeichnen, ihr Emblem, das Kreuz, nicht provocirend zur Schau zu tragen, ihre Todten ohne öffentliches Gepränge zur Ruhe zu bestatten, beim Ablesen ihrer heiligen Bücher und Formeln ihre Stimmen zu mäßigen, den Kirchenglocken Schweigen zu gebieten, und vor den Augen der Muhammedaner weder Wein zu trinken noch Schweinefleisch zu essen. Eine Zeitlang ließen sich die Christen diese Bedingungen gefallen, und blieben darum wenigstens seitens der muhammedanischen Obrigkeit unangefochten. Es hinderte dies aber nicht, daß sie, ohne eines staatlichen Schutzes sich zu erfreuen, fortwährend von dem fanatischen Pöbel durch Spöttereien und Beschimpfungen geneckt, ja bei öffentlichen Leichenbegängnissen sogar mit Steinwürfen verfolgt wurden. Was Wunder, daß diese Unbilden auch ihren Glaubenseifer entflammten, und sie in ihrem christlichen Bekenntniß immer kühner machten? Allerdings geschah es, daß manche ihrer Glaubensgenossen, sei es aus Leidensscheu, oder aus Begierde nach öffentlichen Ehren und Würden, oder angelockt durch die arabische Bildung sich verführen ließen, ihr Christenthum gegen den Islam zu vertauschen. Wie natürlich,

daß dadurch die Treuen sich aufgefordert fühlten, das Panier des Kreuzes um so höher zu erheben. Sie ließen ihre Glocken wieder lauter ertönen, sprachen es unverhohlen und gelegentlich selbst auf der Gasse aus, daß in keinem Andern das Heil sei, als in Jesu Christo, und gingen auch wohl so weit, daß sie den Muhammed öffentlich als den falschen Propheten der Offenbarung Johannes bezeichneten; dies setzte dem Friedensstand, in dem sie bisher unter ihren Beherrschern gelebt, ein Ende.

Unter dem zu Cordova residirenden Chalifen Abderrahman im Jahre 850 nahmen die Glaubensgerichte und blutigen Christenverfolgungen ihren Anfang. Viele der damaligen Gläubigen führten Klage darüber, und wohl nicht völlig ohne Grund, daß ihrer Brüder nicht wenige sich schwärmerisch ohne Noth zum Märtyrertode drängten, indem ja achtungswerthe Jünger, ohne daß ihnen eine Verleugnung ihrer religiösen Ueberzeugung zugemuthet werde, im friedlichsten Einvernehmen mit den muhammedanischen Staatsbehörden sich befänden, und sogar in Staats-, Hof- und Kriegsdiensten den arabischen Fürsten nahe ständen. Man sollte, meinten sie, Gott danken für eine so weit gehende Duldung seitens der Andersgläubigen, und nicht muthwillig Schranken durchbrechen, die man sich mit bestem Gewissen könne gefallen lassen. Aber zwei treffliche Männer, deren auf uns gekommene Schriften noch heute dazu angethan sind, den Bekennermuth der Gläubigen zu stärken: Paul Alvarus und der Presbyter Eulogius von Cordova, traten jenen allzugefügigen und immer nur zu einer jedenfalls an Verleugnung grenzenden Nachgiebigkeit rathenden Christen mit dem ganzen Ernste einer geheiligten Gewissenhaftigkeit entgegen, und zeigten ihnen wo die inne zu haltenden Grenzen der Zurückhaltung und Selbstverleugnung lägen, welche die allgemeine Bruderliebe von den Jüngern des Herrn fordere. Diese Stimmen drangen mächtig durch, und die Zahl derer, die um des Namens Christi willen ihr Leben nicht lieb hatten bis in den Tod, nahm von Tage zu Tage zu.

Aus dieser edlen Schaar hebt Eulogius, der nachmals sein tapferes Bekenntniß selbst mit seinem Blute besiegelte, in seinem „Gedenkbuch der Heiligen“ neben einem Presbyter Perfectus, dem Mönche Isaak, der todesmuthigen Jungfrau Flora und andern auch den ehrwürdigen Priester Rudericus hervor. Dieser hatte zwei Brüder, von denen der eine fest bei seinem christlichen Glauben beharrte, während der andere sich in den Trug des Islam verstricken ließ, und fortan den Getreuen unablässig befehdete.

Rudericus, tiefbekümmert über diesen Bruderzwist, bemühte sich in aller Weise, den Abtrünnigen von seinem Irrthum zu überzeugen, und den Frieden zwischen den beiden wieder herzustellen; aber fruchtlos. Da geschah es denn in einer Nacht bei einer mit einem Bacchanal verbundenen festlichen Gelegenheit, daß die beiden ungleichen Brüder wieder heftig aneinander geriethen, und als Rudericus nach seiner Gewohnheit wieder in mildester Weise beschwichtigend dazwischentrat, der Abtrünnige und dessen erhitzte Sinnesgenossen in blinder Wuth über den Vermittler herfielen, und dergestalt ihn mißhandelten, daß er dem Tode näher schien als dem Leben. Und was ereignete sich jetzt? Der vom Glauben abgefallene Bruder legte mit dem Fanatismus, der vorzugsweise den Renegaten eigen zu sein pflegt, den in tiefe Ohnmacht versunkenen Rudericus auf eine Bahre, ließ ihn dann in mehreren benachbarten Orten umhertragen, und rief vor ihm her: „Dieser mein Bruder, der Presbyter, heimgesucht von Gott, hat sich unserm Glauben zugewendet, und wollte, schon, wie ihr seht, in den letzten Zügen liegend, diese Welt nicht verlassen, ohne seinen Glaubenswechsel als aus vollster Ueberzeugung geschehen, euch kundgethan zu haben!“ Wenn auch nur ein Laut von dieser ruchlosen Afterrede bis zu dem Bewußtsein des Entkräfteten durchdrang, wie wird diesem dabei zu Muthe geworden sein? Nach wenigen Tagen hatte sich Rudericus durch Gottes Gnade von seiner Schwäche wieder erholt; und als er nun von dem bösen Streiche, den sein leiblicher Bruder ihm gespielt, ausführlichere Kunde erhielt, zog er sich vorläufig, dem Vorgange seines Herrn und Meisters (Matth. 14, 13) folgend und dessen Vorschriften (Matth. 10, 13) gemäß in das benachbarte Gebirge zurück; aber ohne darum dem Martyrium sich zu entziehn, womit er nach Gottes Rathschluß den Namen seines Erlösers verherrlichen sollte. Eine Zeitlang ward es ihm allerdings vergönnt, durch beschauliche Versenkung in Gott und dessen Wort sich zu sammeln und zu dem, was ihm bevorstand, sich zu stärken. Da rief ihn eine Familienangelegenheit aus seiner Waldeinsamkeit wieder nach der Residenz, und zwar in einem Moment, in welchem dort die Wogen der Christenverfolgung höher gingen als je zuvor, und die christlichen Kirchthürme niedergerissen, die Glocken zertrümmert wurden, und die Kerker mit treuen Bekennern sich füllten. Kaum aber in Cordova angelangt, wurde er von seinem Bruder, dem Renegaten, dem er auf der Straße begegnete, erkannt und sofort vor dem Tribunal der Ketzerrichter als ein solcher angeklagt,

der von dem Islam, welchem er sich einst feierlich zugeschworen habe, wieder rückfällig geworden sei. Verhaftet und vor die Schranken geschleppt, betheuerte Rudericus, daß er niemals seinen Herrn Christum verleugnet habe. Der Richter bemühte sich, durch Schmeichelreden aller Art ihn zum Widerruf dieser seiner Erklärung und zur Erneuerung seiner dem Propheten geleisteten Huldigung zu bewegen, und stellte ihm Schätze und Würden der lockendsten Art für den Fall in Aussicht, daß er zu dem Glauben wiederkehre, zu dem er ja doch einmal sich feierlich bekannt habe. Er aber entgegnete fest und entschlossen: „Spiegele die bezaubernden Dinge, die du mir nennest, denen vor, welche mit dir eines Sinnes sind, und zeitlichen Vortheil der ewigen Herrlichkeit vorziehn. Wir, denen Christus ihr Leben und darum Sterben ihr Gewinn ist, ja der Christus, zu dem einst der Pförtner an der Himmelsthür sprach: Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens, und der dem Freunde im Kerker sagen ließ: Selig ist, wer sich nicht ärgert an mir, — wir sollten den Quell lebendigen Wassers gegen den trüben Pfuhl eurer Lügen und Laster vertauschen wollen? Nimmermehr!“

Der tapfere Bekenner täuschte darin sich nicht, daß dieses Wort ihm das Leben kosten werde. Auf's Aeußerste erbost schrie der Richter: „Hinweg mit diesem Lästerer! Ihr Hüter der Verurtheilten, führt ihn in's Gefängniß! Mit den Räubern und Vatermördern theile er den finstersten Zwinger, daß er daselbst zunächst seine Verwegenheit büße und von ihr genese!“

Freudig zog Rudericus mit den Häschern ab. „Der Herr,“ sprach er, „ist allewege. Sein Regiment durchdringt jeglichen Ort. Hat er nicht zu uns gesagt: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende? Versuche nur, Satan, die Schreckmittel deiner Wuth. Zu uns hat's geheißen und heißt es: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht mögen tödten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle; und wiederum: Sie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuser, und werden euch geißeln in ihren Schulen, und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen, zum Zeugniß über sie und über die Heiden. Wer aber beharret bis an's Ende, der wird selig werden. — Wenn du denn kannst, o Richter, so zeuch zu Felde wider die Seele, und überwinde den bei seinem Bekenntniß beharrenden Geist. Durch die Marter, die du über mich verhängst, wirst du mich in meinem Glauben nur gefördert sehen, und je mehr du dich wider mich

erbitterst, desto mehr wirst du dich schädigen, aber meine Verherrlichung beschleunigen."

Rudericus traf im Kerker mit einem Salomo zusammen, der, nachdem er wirklich einst in einer schwachen Stunde seinen Herrn und Heiland verleugnet hatte, jetzt um seines freudigen Bekenntnisses zu demselben willen schon seit länger die grausamsten Martern erduldete. Eins im Glauben und in der Sehnsucht, aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein, wurden die beiden bald die innigsten Freunde, und durch den traulichen Gedankenaustausch, den sie miteinander pflogen, und die Tröstungen und Ermuthigungen, durch die sie sich gegenseitig stärkten, ward ihnen der finstre Kerker trotz aller Qual, die sie daselbst erlitten, ein lieber Aufenthalt. Als aber der Richter hievon Kunde erhielt, trennte er die innig Verbundenen und untersagte unter Androhung der strengsten Strafe jeden Besuch. Sie aber blieben standhaft, wie vereint, so jetzt auch einsam. Der Herr, mit dem ihre Seele ohne Unterlaß verkehrte, konnte ihnen nicht genommen werden, und in ihm waren sie getrost und freudig.

Noch einmal sahen sie sich dem Richter vorgeführt, und unter erneuerten Versprechungen aufgefordert, mindestens in so weit ihren Christenglauben zu verleugnen, daß sie Muhammed die Würde eines göttlichen Propheten zuerkenneten. Aber auch dieser Versuch blieb ohne Erfolg. Da hieß der Richter sie als Unverbesserliche mit Ruthen streichen, und bis zur Vollstreckung des Todesurtheils in den Kerker zurückführen. Beim Heraustritt aus dem Richthause empfahlen sich die beiden Bekenner der Fürbitte der draußen versammelten Menge der Gläubigen, welche beim Anblick der zum Tode Verurtheilten in Strömen von Thränen ausbrachen und mit dem Friedenskusse sich von ihnen verabschiedeten.

In der letzten Stunde vor Vollstreckung des Bluturtheils machte der Richter noch einen Versuch, sie zur Verleugnung ihres Glaubens zu bewegen. Aber, wie vorauszusehen war, schlug auch dieser fehl. „Wie magst du hoffen," sprach u. a. Rudericus, „uns, die wir genährt und gerüstet mit den Sakramenten des wahren Glaubens eure Unwissenheit nur beklagen können, von dem Wege, den wir bis zum Ende fest zu wandeln gedenken, abzulenken? Und dies gar im Momente des Todes, da wir Alles, was dieser Welt angehört, zurückelassen, um zu empfahn, was kein Auge gesehn, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist; das aber Gott bereitet hat denen, die ihn lieben? Wohlan, beschleunige das Werk der Rache, die du uns

zugeschworen hast, da du ja siehst, daß nichts im Stande ist, noch sein wird, uns abfällig zu machen." Diese bestimmte und entschiedene Erklärung beantwortete der Richter mit dem gemessenen Befehl an die Lictoren: „So geht nun eilend hin, und trennt diesen Schwärmern das Haupt vom Rumpfe; dem Rudericus zuerst; Salomo aber sei Zeuge des blutigen Schauspiels und gehe dann dieselbe Straße!"

Also geschah es. Die beiden Freunde, im Leben vereint, blieben auch im Tode ungeschieden. Der Bischof Eulogius versichert in feierlicher Weise, daß er, der gleich nach der Exekution auf dem Richtplatze erschienen sei, die Leichname der Enthaupteten von solcher Schönheit umleuchtet gesehen habe, daß man hätte glauben können, sie schlummerten und würden, nur leise geweckt, sofort wieder zu reden beginnen. In der Nacht versenkte man die entseelten Hüllen, nachdem man sie mit schweren Steinen beladen, in den Guadalquivirstrom, in dessen Ufersande später der Leichnam des Rudericus, und zwar sowohl das Haupt als der Körper in völlig unverwestem Zustande wieder aufgefunden, und unter dem Zustrom einer großen Menge von Gläubigen in der Kirche des Klosters des heil. Genesius feierlichst beigesetzt wurde.

Das Beispiel des Rudericus reicht hin, die spanischen Blutzeugen zur Zeit der muhammedanischen Herrschaft von dem Vorwurf der religiösen Schwärmerei zu reinigen. In einzelnen Fällen mag an deren todesmuthiger Hingebung der labende Glanz der Märtyrerkrone in etwas mitgewirkt haben. Wie viel ehrwürdiger jedoch stehen selbst solche, denen dies etwa nachgesagt werden könnte, vor uns da, als z. B. der christliche Bischof Reccafrid, der, als er von der muhammedanischen Obrigkeit um Rath gefragt wurde, welche Maßregeln gegen die den Islam befehdenden Bekenner seiner Kirche zu ergreifen seien, die glaubensmatte und feige, ja an Verrath seiner Kirche grenzende Antwort ertheilte: „Christen, welche ohne dringende Ursache den muhammedanischen Glauben antasten und den ihrigen entgegenstellen, sind nicht als Märtyrer anzusehen, wenn sie dadurch das Leben verwirken; sondern vielmehr als Verbrecher, die den Tod verdienen." Hätten alle damaligen Christen diese bischöfliche Friedseligkeit getheilt, so wäre schwerlich wohl auch nur ein Muhammedaner bewogen worden, zum Christenthum überzutreten, während jetzt deren nicht wenige, von der Macht der evangelischen Wahrheit überwältigt, den Halbmond gegen das Kreuz vertauschten. Alvarus und Eulogius, welche für die an-

gefochtenen Märtyrer Spaniens in den Riß treten, verdienen in ihren Schutzreden für dieselben unser ganzes Vertrauen.

Spanien ist lange das Land der Märtyrer geblieben. Zur Zeit der Reformation übernahmen leider, wir sagen es mit tiefem Schmerze, die Ultramontanen die Rolle der muhammedanischen Fanatiker, und es ist bekannt, in welchem Schrecken erregenden Maße dort die sogenannte Inquisition ihre blutige Henkerarbeit verrichtet hat. Und leider bezeugt es das Schicksal des Matamoros und seiner Freunde, daß bis zu der heutigen Stunde der Verketzerungsgeist noch nicht gänzlich daselbst erloschen ist. Doch hat Spanien, wenn nicht alle Anzeichen trügen, noch seine große Zukunft. Wie Schönes kann aus dem kernigten, mannhaften, ritterlichen und phantasiereichen Volke noch erblühen, wenn dasselbe erst, — und dies könnte eher geschehen, als manche denken, — dem göttlichen Fermente des reinen, ungetrübten Evangeliums bei sich offnen Eingang und freien Raum gestattet!

Fr. W. Krummacher in Potsdam.

---

11. Stanislaus von Krakau, Bischof und Märtyrer.

8. Mai.

Als die Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation durch Kaiser Otto den Großen in vollem Glanze strahlte, trat die polnische Nation zum erstenmal aus dem Dunkel ihrer Wälder und aus der Nacht ihres Heidenthums hervor. Mieczislaw, der vierte in der Reihe der „Piasten," wurde vom tapfern Markgrafen Gero besiegt, ein „Mann" des Kaisers, zahlte Tribut, leistete Heerfolge und erschien auf den Hoftagen des Kaisers in Person. Zwei Jahre nach seiner Unterwerfung unter das weltliche Oberhaupt des christlichen Abendlandes warb Herzog Mieczislaw um die Hand der Dubrawka (der Guten), einer Tochter des Böhmenfürsten Boleslaw des Frommen, welcher schon früher sich der Oberherrschaft des Kaisers unterworfen hatte. Die im Jahre 965 gefeierte Vermählung legte den Grund zur Bekehrung des heidnischen Polen-Herzogs und Landes. Dubrawka gewann durch ihren christlich-frommen Wandel so großen Einfluß auf ihren Gemahl, daß er ein Jahr darauf — also heute gerade

)0 Jahren — sich von dem böhmischen Priester Bogowid tau-
ß. Ein Theil seines Volkes folgte seinem Beispiel und
ohne Widerstreben, obwohl es innerlich seufzend und zür-
eine Götzenbilder zerbrechen, verbrennen und in's Wasser
sah. Unter Mitwirkung des Kaisers Otto d. Gr. wurde
erzog das erste polnische Bisthum in Posen gestiftet (960),
Priester Jordan, der die größten Verdienste um die Bekeh-
des Volkes sich erworben hatte, zum Bischof erhoben und
den Erzbischof von Magdeburg gestellt.

Noch enger wurde die Verbindung Polens mit Deutschland
er römischen Kirche, als nach dem Tode seiner ersten Gat-
)77) der Herzog eine Deutsche, Oda, die fromme Tochter
Markgrafen Dieterich, Nonne des Klosters Calve heimführte.
Einfluß befestigte in Polen den christlichen Glauben. Treu
Mieczislaw bis an seinen Tod (992) zu Kirche und Kaiser.
e seinem Sohne Boleslaw Chrobry, dem gewaltigsten der
Polenherzoge, wurde Polen auch das Werkzeug zur Aus-
tung des Christenthums in Preußen u. s. w. Ueber dem
be des h. Adalbert, des Apostels der Preußen, errichteten Kai-
Otto III. und Herzog Boleslaw das Erzbisthum Gnesen,
sich sieben neue Bisthümer anschlossen: Kolberg für Pommern,
slau für Schlesien, Krakau für Chrobatien. Der über-
siegreich vordringende Boleslaw wollte ein großes slavisch-
stliches Reich begründen und erbat sich dazu die Krone vom
pste.

Doch nur gewaltsam konnte das auf Befehl angenommene
ristenthum über das angestammte Heidenthum des Volkes herr-
en. Die jährliche Feier der Vernichtung der alten Götter, wo-
die Bilder derselben in's Wasser geworfen wurden, fand noch
ge unter Absingung trauriger Lieder statt. Grausame Straf-
setze mußten helfen, das noch heidnische Herz des Volkes unter
ristliche Sitte und kirchliche Satzung zu beugen. Ehebruch und
nzucht wurden mit schrecklicher Verstümmelung, Fleischessen in der
astenzeit mit Ausschlagen der Zähne bestraft. Boleslaw selbst
och ein halber Barbar suchte seine Grausamkeiten nach der Buß-
xe zu büßen.

Nach seinem Tode trug in seiner Weise sein Sohn Mieczis-
aw II. Sorge um Christenthum und Kirche. Als er 1034 ge-
lorben war, fiel Kirche und Reich in schreckliche Zerrüttung.
Viele von Adel und Volk fielen offen in's Heidenthum zurück.
Städte und Kirchen wurden verwüstet, die Laien empörten sich

gegen die Priester. Kaum hatte Herzog Kazimir Reich und Kirche wieder aufgerichtet, so wurde es auf's neue und für lange, wo nicht für immer, im Grunde erschüttert unter Boleslaw II., der um 1058 seinem Vater folgte.

Boleslaw II. war ein gewaltiger Kriegsmann und hatte sich mit Böhmen, Ungarn, Rußland, Pommern meist siegreich geschlagen. Die Tribute der unterworfenen Völker pflegten auf Matten vor dem Palaste zu Krakau ausgebreitet zu werden. Die damalige Zwietracht und Schwäche des deutschen Reiches benutzend, suchte er wie schon sein Urgroßvater Chrobry durch freie Annahme des Königs-Titels den Glanz seiner Herrschaft zu erhöhen und sich öffentlich vom „Reich" unabhängig darzustellen. Zur selben Zeit, als Kaiser Heinrich IV. von Allen verlassen über die Alpen ging, um mit Papst Gregor VII. sich zu versöhnen, setzte sich Boleslaw II. am Weihnachtsfeste des Jahres 1076 die Krone auf und ließ sich von nicht weniger denn 15 Bischöfen, die er zumeist auf Gregors Rath in seinem Lande neu angestellt hatte, zum Polen-König weihen. Dem Papst und den Bischöfen verlieh und versprach er dafür die geforderten Gerechtsame. Vergebens war das Zähneknirschen der deutschen Reichsfürsten, als sie sahen, daß „während wir untereinander wütheten, die Barbaren solche Macht bekamen, und jetzt sogar dieser unnütze Pole sich erfrechte zu unserer größten Schande eine Königskrone auf sein Haupt zu setzen." Vergebens waren aber auch alle alten Thaten und neuen Hoffnungen des so Gekrönten.

Sein Glück verleitete ihn zu Uebermuth und Frevel gegen das Recht der Völker und das Recht der Kirche, welche damals gerade in Krakau einen ausgezeichneten Vorsteher und Vorkämpfer an dem Manne hatte, dessen Leben und Sterben wir jetzt in wenigen Zügen, so gut sie sich — frei von dem Gewande frommer Dichtung und mirakeltoller Fabelei — herausstellen lassen, erzählen wollen.

Zu Sczepanow im Gebiete von Krakau wurde im Jahre 1030 einem Edelmann Wielislaw von seiner Gemahlin Bogna nach langem Warten ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Stanislaw erhielt. Der von Gott erbetene und noch vor seiner Geburt Gott geweihte Knabe empfing eine fromme Erziehung nach der Weise der Zeit und war von frühe an streng wie ein Mönch in Fasten und Beten, mild wie ein Engel in Uebung christlicher Barmherzigkeit und Freigebigkeit.

Dem älterlichen Gelübde treu wurde er zum Dienst der

irche vorgebildet an der Domschule zu Gnesen. Hernach zog r auf die hohe Schule in Paris und studirte sieben Jahre lang ie Gottgelehrsamkeit und das Kirchenrecht. Dabei befleißigte er ch jeder Tugend und führte in frommem Eifer ein Leben der ntsagung. Nachdem er die akademischen Ehren sich durch sein ifriges und gesegnetes Lernen errungen, kehrte er in seine Heimath urück und trat 1059 in den Priesterstand. Als seine Aeltern tarben, verschenkte er all sein Gut an die Armen. Ihn aber rwählte Bischof Lambert in Krakau zuerst zum Kanonikus am Dom nd später zu seinem Amtsgehülfen. Nach dem Tode des Bichofs, 1071, wurde Stanislaus sein Nachfolger und von Papst Alexander II. bestätigt.

Bischof Stanislaus führte das gewohnte mönchische Leben fort in aller Strenge. Wie gegen sich, so war er auch streng und eifrig im Amte. Jährlich visitirte er seine ganze Diöcese. Ueberall drang er auf Sittenzucht und Frömmigkeit. Daran aber fand Herzog Boleslaw II. kein Gefallen. So tapfer und freigebig er war, so herrsch- und habsüchtig, grausam und wollüstig war er. Weder der Erzbischof von Gnesen, noch sonst ein Bischof wagte ihm zu widerstehen. Stanislaus allein stellte sich ihm gegenüber wie eine eiserne Säule und eherne Mauer. Zuerst suchte der Herzog des unbequemen Sittenrichters und Gotteszeugen sich zu entledigen durch einen wider ihn angezettelten Rechtsstreit wegen eines vom Bischof der Kirche erworbenen Gutes. — Die Legende erzählt, der fromme Mann habe die Netze seiner Feinde dadurch zerrissen, daß er den Gutsbesitzer, von dem er's gekauft, als Zeugen aus dem Grabe hervorrief und hernach wieder sterben ließ!

Bald darauf brach ein neuer Zwist aus zwischen dem Bischof und dem Fürsten. Der Neugekrönte unternahm 1077, im Einverständniß mit dem Papste Gregor VII. einen Feldzug gegen die russischen Herzoge, welche ihren Bruder Isäslaw gestürzt hatten. Jene wurden besiegt, die Stadt Kiew wurde erobert, Isäslaw wieder eingesetzt. Aber nicht zufrieden hiemit, warf Boleslaw seine Augen auf das Reich von Kiew selber. Er war im Begriff, um Rußland zu unterjochen, einen unabsehbaren Krieg zu entzünden. Das gefiel jedoch den polnischen Rittern übel. Seit ihrer langen Abwesenheit waren ihre häuslichen Verhältnisse in Unordnung gerathen, die Sklaven hatten sich gegen ihre verlassenen Herrinnen manche Ungebühr herausgenommen, und die vom Hofe aus gepflegte Unzüchtigkeit mochte bei Edeln und Unedeln unsittliches Treiben genug befördert haben. Um nun diesem Unfug ein

Ende zu machen und zugleich den König zu seinen Pflichten gegen Kirche, Land und geistliche wie weltliche Landstände, ohne welche kein Krieg begonnen und kein Friede geschlossen werden sollte, zurückzubringen, bewog Bischof Stanislaus die polnischen Ritter zur Heimkehr. Ohne Urlaub wandte das Heer von Kiew um, und dem Könige blieb nichts übrig, als ebenfalls heimzureiten. Seine Wuth darüber kannte keine Grenzen; wie ein Rasender geberdete er sich, als er wieder in Polen angelangt war und schritt mit den grausamsten Strafen gegen die Ritter als Ausreißer und zum Theil auch gegen deren Frauen, die sie zur Heimkehr veranlaßt, ein.

Alles zitterte vor dem Wütherich; nur Bischof Stanislaus erhob sich für die Verfolgten und machte dem zügellosen Könige ernste Vorstellungen. Boleslaw verhöhnte ihn wie einen Narren und fuhr fort in Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Wollust ohne Gleichen. Da verhängte der Bischof an einem der nächsten Sonntage den Kirchenbann über den störrigen Sünder.

Nun stieg des Königs Zorn auf's Höchste. Den 8. Mai 1079 las Stanislaus die Messe in der Kapelle des h. Michael vor den Thoren Krakau's. Boleslaw II. erfuhr es und schickte einige seiner keckſten Soldaten ab mit dem Befehl, den Bischof zu ermorden; aber diese Menschen scheuten sich, die Hand an den Geweihten des Herrn zu legen und kamen unverrichteter Sache zurück. Boleslaw beorderte Andere zum nämlichen Werk, doch mit gleichem Erfolg. Zuletzt stürzte der König selber in die Kirche hinein, traf den Bischof vor dem Altar und spaltete ihm mit einem Schwerthieb den Kopf, daß Gehirn und Blut an den Wänden herumspritzte. Hierauf zerfetzten die Schergen des Tyrannen vollends den Leichnam.

Durch diese Gewaltthat verlor Boleslaw das Reich. Den Edeln verhaßt, ward er vertrieben und floh nach Ungarn, wo sein Vetter, König Ladislaus, ihn aufnahm. Sein stolzer Sinn machte ihn auch bei den Ungarn verhaßt. Er nahm ein Ende mit Schrecken. Sein junger Bruder Wladyslaw Herrmann behielt zwar das Reich, gab aber den Königstitel auf, der seinen hochstrebenden Vater in's Verderben geführt hatte. Das polnische Reich kam nie zu einer gedeihlichen Ruhe, und die politischen Stürme verdarben immer wieder die Saat der Kirche. Dieser schadete ebenso die selbstsüchtige Zuneigung als der gewaltthätige Haß der Fürsten; des Streits zwischen Adel, Priesterschaft und Laien um Pflichten und Rechte war kein Ende; auch mit dem Papstthum standen die polnischen Fürsten und Geistlichen vielfach in Widerspruch. Gegen die Kirche selbst aber wurde

Volk und Adel durch das Sittenverderben und die Zuchtlosigkeit und Verweltlichung der genuß-, hab- und herrschsüchtigen Geistlichkeit mehr und mehr aufgebracht, so daß seit dem 13. Jahrhundert gegenkirchliche Bewegungen, welche die Reformation vorbereiteten, in die wüste und todte Kirche Polens Eingang fanden.

Bischof Stanislaus war in Folge seines Märtyrertodes der Heilige seines Volks geworden. Wie im Leben, so soll er auch im Tode noch Wunder gethan haben. Schon Wladyslaw Herrmann, der Bruder und Nachfolger des zweiten Boleslaw, habe zu Ehren des Märtyrers der polnischen Kirche jede Freiheit bewilligt, zu Krakau eine Metropolitan-Kirche erbaut und mit Pfründen für 24 Domherren ausgestattet.

Anderthalb Jahrhunderte später begehrte Herzog Boleslaw der Schamhafte vom Papste die höchste Ehre der Kirche zu Gunsten des Märtyrers. Im Auftrage des Papstes untersuchte der Minoriten-Pater Jakob von Velletri ein ganzes Jahr lang die für Stanislaus sprechenden Thatsachen, und im Jahre 1253 versetzte ihn Innocenz IV. unter die Heiligen. Ihm zu Ehren wurden allenthalben Kirchen und Altäre errichtet. Er gilt als Schutz-Patron der Polen.

H. Merz in Marbach.

---

12. Anna Askew.

16. Juli.

Heinrich VIII. von England hatte im Jahr 1539 die sogenannten sechs Blutartikel erlassen, durch welche die Lehre von der Brodverwandlung, die Kelchentziehung, die Abhaltung der Seelenmessen, die Ohrenbeichte, die Ehelosigkeit der Priester und die Unauflöslichkeit der Keuschheits-Gelübde zum Glaubensgesetze in seinen Staaten erklärt werden. Jedes Zuwiderhandeln wurde zuerst mit Gefängniß geahndet, später durch Hinrichtung bestraft. Unter den vier Opfern, welche am 16. Juli 1546 auf dem Scheiterhaufen starben, befand sich auch die erst fünfundzwanzigjährige Anna Askew (auch Ascue geschrieben). Sie war im Jahre 1521 geboren, aus Lincoln, die Tochter einer angesehenen Familie und von ihrem Vater, welcher dabei mehr die äußeren Vortheile der Verbindung als den inneren Frieden seines Kindes im Auge hatte, frühe einem reichen Manne, Namens Lyon, zur Ehe gegeben. In

dieſer Ehe trat aber nur zu bald der Gegenſatz der beiderſeitigen religiöſen Anſchauungen hervor. Anna, von frommem Sinn und mit der Bibel vertraut, nach der Frauenerziehung ihrer Zeit auch wiſſenſchaftlich gebildet, den theologiſchen Fragen, welche damals die Welt erſchütterten, mit aufmerkſamer Theilnahme zugewendet und für die lauteren Lehren der h. Schrift, welche ſie in der Urſprache des N. T. zu leſen verſtand, alſo für die reformatoriſche Bewegung, in deren Mitte ſie lebte, gewonnen, fand an ihrem Gatten einen mißtrauiſchen Hüter des römiſchen Glaubens, einen heftigen Widerſacher ihrer Stimmungen und Gefühle, man ſagt ſogar einen heimlichen Verräther bei der kirchlichen Obrigkeit. Jedenfalls verſtieß er ſie aus ſeiner Wohnung. Sie begab ſich nach London und blieb dort eine Zeitlang durch die Verborgenheit beſchützt, auch im Verkehre mit Perſonen, welche dem Hofe naheſtanden und die Reformation begünſtigten, man vermuthet ſogar mit der Königin (Catharina Howard) ſelbſt. Aber einmal entdeckt und wegen ihrer Zweifel an den römiſchen Lehren in's Verhör genommen, gab ſie freimüthige Antwort. Die Frage: warum ſie nicht zugebe, daß der Prieſter aus der Hoſtie den Leib Chriſti hervorbringe, erwiderte ſie dahin: ſie habe wohl geleſen in der Schrift, Gott habe den Menſchen hervorgebracht, nirgends aber, daß ein Menſch Gott hervorbringe. Auf die weitere Frage: was daraus entſtehe, wenn eine Ratte das geweihte Brod verzehre, ließ ſie ſich zwar nicht ein; als aber der Lordmaire ausrief: die Ratte ſei verdammt, konnte ſie ſich des lächelnden Seufzers nicht erwehren: arme Ratte! Dem Biſchof Shaxton von Salisbury gegenüber, der ſich ſelbſt bisher zur evangeliſchen Wahrheit hingeneigt, aber auf Grund der ſechs Artikel ſeinen Irrthum abgeſchworen hatte, hielt ſie unbefangen Stand und rügte ihn ſogar durch einen Hinweis auf den offenkundigen Wechſel ſeiner Ueberzeugungen und Bekenntniſſe. Beharrlich weigerte ſie ſich, dem Befehl des Königs durch Nennung der Perſonen des Hofs, mit welchen ſie in Verbindung ſtehe, Folge zu leiſten. In den Tower geworfen, hatte ſie nun die Folter zu beſtehen. Als der mit Anwendung der Folter beauftragte Offizier Bedenken trug, zu den höheren Graden der Marterung aufzuſteigen, riß der Kanzler des Gerichts die Henkerarbeit an ſich und quälte die gelaſſene Dulderin ſo ſehr, daß ſie die Beſinnung verlor. Aber mit dem Bewußtſein kehrte auch der ſtarke Wille, ihrem Glauben die Ehre zu geben, zurück. Wegen ihres jämmerlich zugerichteten Befindens mußte man ſie in einer Sänfte auf den Richtplatz tragen. Auch

hier widerstand sie mit fester Würde dem Anerbieten der Begnadigung, das man ihr noch schriftlich darreichte, falls sie den Irrthum abwerfe und sich zum römischen Glauben bekenne. Ihre Antwort war: wie könnte ich meinen Herrn verleugnen? Die Flammen desselben Holzstoßes verzehrten das junge Weib neben drei aus demselben Grunde der Apostasie verurtheilten Männern: einem Priester, einem Handwerker und einem Offizier.

C. Grüneisen in Stuttgart.

---

13. Christoph Schmidt,

verbrannt zu Antwerpen.

19. October. *)

Es war im Sommer 1564, daß eine Handelsfrau aus Antwerpen, von dem Volke nur die große Margreth genannt, zu dem evangelischen Prediger Christoph Schmidt daselbst kam. Sie gab vor, daß sie nicht mehr im Sinne habe, bei den Priestern zu beichten und das h. Sakrament zu nehmen. Sie war zu ihm von den evangelischen Leuten nicht gleich gewiesen worden, denn sie warteten eine Zeit lang, ob es ihr wirklich mit ihrem Vorhaben Ernst sei. Sie wünschte über die Menschwerdung Christi, über Taufe und Abendmahl Aufschluß. Mit der Darlegung der zwei ersten Punkte erklärte sie sich einverstanden, während die Lehre vom Abendmahl ihr nicht klar schien. Sie begehrte weiteren Unterricht darüber in ihrem Hause. Weil man sie für eine suchende Seele hielt, ließ man sie sogar zu der im Verborgenen gehaltenen Versammlung der Gläubigen. Diese wurde am 1. Juni, gerade am Frohnleichnamsfeste, gehalten. Das Abendmahl war der Gegenstand der Predigt. Gefragt, ob sie damit übereinstimme, erklärte sie, sie möchte noch einen andern Gelehrten darüber hören. Damals war gerade der gelehrte Professor Olivier Bock von Heidelberg, welchen der fromme Kurfürst Friedrich III. aus verschiedenen Ursachen nach Antwerpen gesandt hatte, bei Schmidt. Diese beiden Männer nun gingen zur großen Margreth. Sie muß an ihnen eine gewisse Aengstlichkeit gemerkt haben, denn sie

*) Sein Todestag ist der 4. October.

sagte auf einmal: „Wenn ein Unfall durch mich entstände, wo könnte ich mich doch alsdann hinwenden? Wo würde ich hinkommen?“ Durch solche Betheurungen und ihre flehentlichen Bitten ließen sie sich bewegen, in Gegenwart des Mannes der Margreth und ihres Beichtvaters Simon ein Religionsgespräch zu führen. Es kam aber nichts dabei heraus, weil die beiden Männer sich auf die Bibel beriefen, während der Priester auf die Kirche pochte. Obwohl mehrere Mitglieder seiner verborgenen Gemeine warnten, ließ sich doch in seiner Arglosigkeit Schmidt bewegen, die Besprechung fortzusetzen. Er konnte es fast nicht glauben, daß die große Margreth eine Schlange im Busen sei, welche in der Schule der Jesuiten die Judaskünste gelernt hatte und entschlossen war, den lieben, edeln Christoph zu verrathen. Sie versank in eine schwere Krankheit, aber diese göttliche Heimsuchung vermochte nicht ihr falsches Herz zu brechen. Kaum genesen, brachte sie eine zweite Unterredung zu Stande, natürlich wieder fruchtlos. Der Priester hatte einen Spruch aus Augustinus beigebracht, aber Schmidt zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er nicht blos in der h. Schrift, sondern auch in den Vätern der Kirche zu Hause war. Der Priester schmähte und lästerte, Herr Christoph aber brauchte als Nachfolger seines Heilandes nicht gleiche Waffen, sondern entfernte sich. Des andern Tages ging ein Bruder aus der Gemeine zu der Handelsfrau, sie zu fragen, was für einen Eindruck das gestrige Gespräch auf sie gemacht habe? „Es ist mir hart an's Herz gedrungen, daß der Priester Herrn Christoph also geschmähet hat,“ antwortete sie in erheuchelter Entrüstung. Sie wolle mit dem Papstthum brechen und wünsche weitere Belehrung von Schmidt und Olivier. Die beiden Männer verstanden sich dazu. Nach Verabredung trafen sie am zweiten Juli auf der sogenannten Weingartsbrücke ein; dort nimmt sie Jemand in Empfang und führt sie in ein Haus. Freundlich reicht ihnen die große Margreth die Hand und heißt sie willkommen. Als das Gespräch auf die Abgötterei der Masse kam, stellt sich die Frau ganz betrübt. „Kann sich denn Gott,“ sagt sie, „auch meiner noch erbarmen?“ Dabei sank sie wie in Ohnmacht, und die beiden Zeugen der Wahrheit gaben sich alle Mühe, sie mit den Verheißungen der Schrift zu trösten.

Während dies in der Stube vorging, trat auf einmal der Markgraf mit dem Schultheiß und den Stadtknechten herein. „Ob er Klebitz heiße?“ fragte der Markgraf Herrn Christoph. „Nein,“ antwortete dieser und gab seinen Namen an, sowie es auch Olivier

hat. „Und was machst du denn da?" fragte er die Margreth, und wie wenn sie von der eingefädelten Verrätherei nichts wüßte, erwiderte sie, „sie sei daher zum Unterricht und um ihrer Seligkeit willen gekommen." „Du wirst noch anders reden, ehe drei Tage herum sind," versetzte der Markgraf. Ihr Mann aber schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Ach, es ist das erste Mal, daß ich hieher gekommen bin." Er und noch ein Antwerpener Bürger, der zugegen war, wurden freigelassen. Die beiden Lehrer, um die es sich handelte, mußten mitgehen.

Um 7 Uhr Abends führte man sie in's Gefängniß. Auf dem Wege dahin entstand unter dem Volke eine große Aufregung: „Warum man solche Männer in den Kerker führe?" fragten die Leute. Die Stadtknechte sagten, es seien Uebelthäter; die Zeugen aber erklärten, daß man sie um der Gerechtigkeit willen einkerkere. In ein scharfes Verhör nahm man alsbald Herrn Christoph und spannte ihn über drei Stunden lang so unmenschlich auf die Folter, daß es den Anschein hatte, als verscheide er. Wie es einem Diener Christi geziemt, bekannte er offen die Wahrheit. Er sei früher in der Stadt Brügge Karthäuser Mönch gewesen und nun durch Gottes Gnade ein Diener der Gemeine Christi, so wie er sich auch mit einem Weibe ehelich vertraut habe. Man fragte ihn auch über viele Leute, und namentlich um Mitgenossen im Dienste. Darauf antwortete er weislich, so daß Niemand in Gefahr kam. Als man ihm den Vorschlag machte, sich mit gelehrten und frommen Männern zu besprechen, willigte er ein. Warum auch nicht? Soll doch jeder Christ Rechenschaft geben von dem Grunde seiner Hoffnung. Da verbreiteten die Feinde das Gerücht, Christoph habe widerrufen, er werde in der Kutte wieder in's Kloster zurückkehren. Diese Lüge, welche wie ein Lauffeuer die Stadt und Umgegend durchflog, richtete überall großes Aergerniß an. Niemand betrübte dies mehr, als unsern lieben Gefangenen. Da entschloß er sich, ein ausführliches Bekenntniß zu schreiben und ausgehen zu lassen, das wir für eines der schönsten Zeugnisse der Märtyrer der christlichen Kirche halten. Wir bedauern nur, daß uns der Raum verbietet, dasselbe, sowie so manche köstliche Briefe von ihm mitzutheilen. Doch Einiges stehe daraus hier. Von der Person Christi sagt er: „Ich bekenne, daß nur ein ewiges Leben ist, in welches man nicht eingehen kann, als nur allein durch einen Weg, wie denn auch nicht mehr als ein Versühnopfer und ein Mittler Jesus Christus ist. Derselbe ist wahrer Gott, aus dem Wesen seines himmlischen Vaters geboren vor allen Zeiten.

Und da die Zeit erfüllt war, ist er geboren von einer reinen heiligen Jungfrau durch die Kraft und Wirkung des h. Geistes ohne Zuthun eines Mannes und ist den Menschen in allen Dingen gleich geworden, ausgenommen die Sünde... Durch den Glauben werden wir ihm eingeleibet und eingepfropfet. Die Früchte, die wir bringen, sind sein." In diesem Bekenntniß sprach er sich auch eingehender über Taufe und Abendmahl aus, er schloß es: „Da sehet ihr, lieben Brüder, was mein Glaube ist, darinnen ich leben und sterben will. Was Andere von mir sagen, daran habe ich keine Schuld. Ich bitte freundlich, mein Herz nicht zu betrüben und nicht Jedermanns Geschwätz zu glauben. Wachset und nehmet täglich je mehr und mehr zu im Glauben, welchen ich und meine Mitgehülfen euch gepredigt haben, und sehet allein auf Gott und sein Wort." Das Geschrei über seinen Rückfall ließ aber trotzdem nicht nach, so daß er sich innerlich für gebunden erachtete, sich sowohl der Obrigkeit als den Kirchenältesten gegenüber entschieden auszusprechen. Einem Kirchenältesten, dem er den ganzen Verlauf erzählte, sagte er: „Ich bin bereit, wenn es sein soll — das weiß Gott! — mein Leben für Christum zu lassen." Einer Gemeine schrieb er damals: „Bittet den Herrn für mich aus reinem Herzen und gutem Gewissen, daß mein Kampf bald ein Ende gewinne, daß mein Glaube stark und unbeweglich bleibe." Einer andern versicherte er: „Ich sage euch, glaubet den Feinden des Herrn nicht, denn sie sind Lügner und Verführer. Die Gnade des Herrn hat mich nicht verlassen und der Geist des Herrn ist nicht von mir gewichen, ja er wird auch nimmermehr von mir weichen, wie ich zu meinem treuen Gott hoffe, der mich zu seiner heiligen Wahrheit berufen hat." Er schrieb auch: „So lange ich mit ihnen ein Diener und Vertheidiger des päpstlichen Gräuels war, hatten sie mich lieb und werth. Nun ich aber ein treuer Diener Christi geworden bin, sperren sie den Rachen gegen mich auf, als wollten sie mich lebendig verschlingen. Sie streiten nicht wider mich, sondern wider das Lamm, das auf dem Throne sitzt, welches Zorn einmal wie ein Feuer entbrennen und sie sämmtlich verzehren wird." In diesem wahrhaft apostolischen Brief sagt er auch: „Bleibet allesammt beständig in dem Herrn und hütet euch vor dem Schein der Heiligkeit und vor den falschen Brüdern. Gedenket an mich in eurem Gebet. Ich bin getröstet, weil ich hoffe, in kurzem von hinnen abzuscheiden und zu Christo zu gehen in's ewige Leben. Gott beschere mir's und sehr bald!" Auch die große Margreth, seine Verrätherin, vergaß er nicht. Sein

Brief an sie ist ein Meisterstück christlicher Liebe und hohen Ernstes. Er sagt unter anderm: „Von der Stunde an, da du diese schändliche That begangen hast, habe ich dir aus Grund meines Herzens verziehen, wie ich dir auch noch verzeihe. Damit wird aber deine Sünde vor Gott nicht geringer, ja sogar, wo du dich nicht zu rechter Zeit zum Herrn bekehrest, wird sein Zorn und Rache sehr bald über dich fallen und nicht lange verziehen. O du armes, elendes Weib, wohin bist du gerathen? Wie hast du können in deinen Sinn nehmen, den zu verrathen und auf die Würgebank zu liefern, der dir nur Gutes erzeigt hat? Die Wahrheit wird aber durch unsern Tod viel tiefer wurzeln und viel gewaltiger wachsen; denn das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche Gottes.“ Besonders liebreich trug der Märtyrer sein Weib und Waisenkind auf dem Herzen. Die Briefe an sie, die man noch besitzt, sind theure Kleinodien. „Vor allen Dingen,“ schreibt er, „bleibet bei der heiligen Wahrheit Gottes, die Ihr so lange Zeit gehört und gelernt habt. Wenn Ihr neue Zeitung von meinem Tod hört, so freut euch. O wie gern wollte ich, daß der Kampf ein Ende hätte! Ich stehe dem Herrn, der mich bis hieher gebracht hat, er wird's mit mir machen, wie es ihm gefällt. Euch befehle ich dem Herrn Jesu Christo.“ Ein anderes Mal: „Es fließen mir die Thränen häufig aus den Augen, wenn ich an Euch gedenke, aber was hilft's? Ich kann Euch nun nicht mehr trösten, noch helfen, weil ich dem Fleisch nach von Euch getrennt bin. Ihr habt aber bei Euch den allmächtigen Gott und Jesum Christum, seinen geliebten Sohn, welcher Euch nicht verlassen wird. Bittet für mich ohne Unterlaß. Man führt gegen mich einen sehr unbilligen Prozeß. Gott wolle ihnen diese Ungerechtigkeit verzeihen und sie ihnen nicht zurechnen, ihnen, sage ich, und der Verrätherin! Amen.“

Täglich kamen Priester und Mönche, besonders Karmeliter, in sein Gefängniß und betrübten ihn durch ihre Reden mehr, als ihm die harten Bande wehe thaten. Namentlich drängten sie ihn mit der Lehre von der Brodverwandlung. Sie wollten ihn durch Schimpfen und Brüllen kleinmüthig machen, aber es gelang ihnen nicht. Selbst der Priester Sebastian, der noch am gelindesten mit ihm verfuhr, nannte ihn einen Verführer und Betrüger, aber wenn auch Schmidt nicht Schimpfwort mit Schimpfwort vergalt, so blieb er die Antwort nicht schuldig. Weil die Priester durch Drohungen ihn nicht zum Wanken brachten, so kam einmal der Markgraf mit dem Schultheiß und Andern, den Gefangenen durch

Schmeichelworte und Verheißungen zu gewinnen. Sie ersuchten ihn, sich an den Hof, um Gnade bittend; zu wenden. Wenn er auch nicht darauf eingehen wollte, so entschloß er sich doch endlich, an den Hof zu schreiben, aber nicht zu widerrufen, sondern ein Bekenntniß seines Glaubens abzulegen. Alles dieses zusammen, die Gemüthsaufregung, die Nachwirkungen der Folter, das harte Gefängniß zogen ihm eine Krankheit zu. Er klagte seine Schmerzen und Leibesschwachheit seiner Frau, aber er konnte ihr auch schreiben: „Ich unterlasse nicht, mit der Gnade und Gütigkeit Gottes mich zu trösten, welcher alle Zeit bei mir ist und mich nimmermehr verlassen wird. Wenn ich den Trost nicht hätte, so verschmachtete mein Herz. Denn sonst bin ich jetzt sehr matt, schwach und voller Thränen worden." Wie viel stund er in der langen Zeit seiner Bande aus. Endlich langte das Urtheil des königlichen Hofgerichtes an, es lautete auf Verbrennung. Als er davon gehört hatte, schrieb er einen überaus tröstlichen Brief an seine herzliebe Ehefrau, in dem es heißt: „Mein Tod ist nicht ein Tod, sondern eine Thüre und Eingang zum Leben. Verbrannt werden bringt mir keinen Schaden, weil ich nicht als ein Uebelthäter, sondern als ein Christ sterbe. Ich bitte Euch, meine Liebste, tröstet Euch im Herrn, er wird Euch nicht verlassen. Er bleibt bei Euch bis an's Ende. Will man Euch etwas Anderes lehren, so glaubet nicht. Das ist mein Testament und letzter Wille. Der Herr wolle Euch stärken!" Auch von seinem Bruder und seiner Schwester verabschiedete er sich auf's herzlichste. Er schrieb: „O daß der Kampf bis zum Sieg gebracht und daß ich mit meinem Schiff am Ufer wäre! Aber der Herr, welcher meine Hoffnung und mein Steuermann ist, wird mir in Allem aushelfen. Es ist viel besser, mit Christo sein, als in diesem Jammerthal leben." Auch von seinem Mithelfer im Amte und von seiner Gemeine nahm er als ein treuer Hirte herzbeweglichen Abschied.

Dienstag den 3. October 1564 traten die Verordneten des Raths in's Gefängniß und sagten zu ihm: „Christoffel, Ihr müsset stracks mit uns gehen!" Gefaßt sagte er: „Ich bin bereit, nicht blos mit euch zu gehen, sondern auch diesen Leib verbrennen zu lassen um der Wahrheit willen." Viel Volks hatte sich gesammelt. Auf der Straße wandte er sich an dasselbe und bezeugt: „Es soll sich Niemand verwundern, daß ich wie ein Dieb oder Mörder gebunden hingeführt werde. Es widerfährt mir dies um des Namens Christi willen. Also mußten von Anfang an alle Heiligen

erfolgt werden und leiden." Aehnliches bezeugte er auch vor dem Gericht und wies die Richter auf den Richterstuhl Christi hin. Da fiel ihm der Schultheiß in die Rede. „Wir fragen dich nicht," sagte er, „nach deinem Glauben, sondern ob du heimlich geprediget habest." „Ja," antwortete er freimüthig, „es ist mir nur leid, daß ich es nicht öfter gethan habe." Der Schultheiß: „Wir verurtheilen dich nicht, sondern des Königs Gebot." Schmidt: „So sehet zu, daß euch des Königs Gebot an jenem schrecklichen Tage auch vertrete." Nach eröffnetem Todesurtheil wurde er wieder in das Gefängniß zurückgeführt. Unterwegs bezeugten ihm viele gutherzige Leute ihre Theilnahme, er tröstete sie. Kaum war er im Gefängniß angekommen, so erschien ein Haufe von Mönchen und Priestern, die ihn verspotteten und beschimpften. Besonders Einer that sich hervor, der vom rechten Glauben abgefallen war; er machte dem Kerkermeister darüber Vorwürfe, daß er den Gefangenen nicht in ein Loch unter der Erde geworfen habe, und wollte darauf bestehen, daß es noch nachträglich geschehe. Doch der Gefangenwärter erklärte, das thue er nicht, außer auf Befehl seiner Vorgesetzten. Doch dem Verurtheilten fehlte es auch nicht an Trost. Namentlich gereichte ihm das Schreiben eines Gemeindegliedes sehr zur Erquickung. „O wie ein seliger Mann seid Ihr," schrieb er unter anderm, „daß Ihr jetzt in die heilige Stadt Gottes, das neue Jerusalem eintreten werdet, da Gott alle Thränen von Euren Augen abwischen und Euch ewige Ruhe statt dieses zeitlichen Jammers verschaffen wird." Die Freudigkeit des Verurtheilten war so spürbar, daß sich Alle, die mit ihm noch in Berührung kamen, darob verwunderten. Auf die Bitte an die Besuchenden, ihn zu trösten, sagte eine Jungfrau: „Herr Christoffel, wer könnte Euch trösten? Ihr seid so freudig, daß Ihr mit Eurer christlichen Vermahnung und Eurem unerschrockenen Angesichte uns alle tröstet." Darauf sprach er: „Christus, der zur Rechten seines Vaters sitzt, welcher seine Arme ausstreckt, mich zu sich hinaufzurücken, überschüttet mich so reichlich mit dem Trost seines Geistes, daß ich's nicht genugsam aussprechen kann." Nachdem er noch manches Herrliche gesprochen hatte, trat der Kerkermeister mit der Meldung ein, daß ihn zwei Karmeliter zu sprechen wünschten. „Ich habe genug mit ihnen geredet," sagte er. Da aber der Kerkermeister dringend anhielt, ging Schmidt hinaus zu den Mönchen, die sich über seine Freudigkeit verwunderten. „Die Ursache ist," erklärte er, „weil das Ende meines Elends vor der Thür ist." „Wir wollten Euch gerne dort sehen," erwiderten sie.

„Da müßt ihr," sprach der Gefangene, „zuvor ablassen von eurem Aberglauben, von eurer Heuchelei und ruchlosem Leben, und endlich auch die Kutte ausziehen." Die Mönche zogen auf dieses hin wieder ab. Nachmittags um drei Uhr brachte man ihm das weiße Todtenhemd, wie es dort der Brauch war. Als ihn Einer aus der Gemeine besuchte, küßte er ihn und sagte: „Mein vielgeliebter Bruder, die Zeit meines Abschieds ist vorhanden, darum sage ich Euch Ade und danke Euch und den Brüdern für alle Treue, Trost und Beistand, welche Ihr mir bewiesen habt. Ich bitte alle um Gottes willen, daß sie keine Meuterei anfangen. Ich bin gewiß, daß weder Klugheit noch menschliche Gewalt den Rath Gottes hindern werden."

Schon des Nachts hatte sich viel Volks um das Gefängniß her gesammelt, weil man allgemein glaubte, daß man den Gefangenen des Nachts aus der Welt schaffen wolle. Das Volk sang Psalmen und geistliche Lieder. Wie mag dies den Märtyrer getröstet haben. Am Morgen verabschiedete er sich von dem Kerkermeister, dessen Hausfrau und den Mitgefangenen und ermahnte sie zur Buße und Besserung des Lebens. Da erschien der Markgraf mit dem Schultheiß und den Dienern, alle zu Pferd. Auch der Scharfrichter kam in's Gefängniß, und nach der dortigen Sitte bat er auf den Knieen den Gefangenen um Verzeihung. Schmidt legte seine Kleider von sich, bis auf das Hemd, und behielt nichts an als sein Baret, die Beinkleider und einen Ueberwurf. Die Hände wurden ihm gefesselt, und so trat er seinen Todesgang an, wie der alte Bericht sagt „als ein unschuldig Schaf mitten unter den Wölfen." Weil die Stadtdiener ihn fortrissen und auf das ihn umdrängende Volk hineinschlugen, sagte Herr Christoffel: „Ei, wie stellt ihr euch so unbescheiden? Ich folge euch doch wie ein Lamm, und ihr geht mit mir um, wie mit einem unvernünftigen Thier." So oft er konnte, ermahnte er das Volk, welches Aufruhr zu erheben im Sinne hatte. „Lieben Brüder," sagte er einmal, „ich bitte euch, meinetwegen nichts anzufangen. Ich bin gewiß, daß ich diesen Kelch trinken muß, wie ihn mir mein Vater beschieden hat." Als er Etliche aus der Gemeine sah, rief er ihnen zu: „Bleibet beständig bei der Lehre, die ihr durch meinen Dienst gelernt habt. Für das lautere Wort Gottes gebe ich jetzt meinen Leib und Leben willig hin." Sie gingen darauf zu ihm tröstend: „Kämpfet tapfer, vielgeliebter Bruder, jetzt ist die rechte Zeit!" Der Markgraf, dies sehend, herrschte die Diener an: „Schlagt drauf, schlagt sie todt!" Endlich war der Zug auf dem

arkt, dem Richtplatz, angekommen. Der Scharfrichter nahm
n theuern Zeugen das Baret und den Nachtrock ab, und eben
ß sich der Märtyrer auf die Kniee, um zu beten, da stießen ihn
Stadtdiener und Hellebardiere mit Ungestüm auf den Holzstoß.
an band ihn mit einer Kette an die Pfosten und legte ihm einen
rang um den Hals, damit er nicht beten und das Volk anreden
nte. Kaum war das geschehen, so fing das Volk an, Psalmen
singen. Die Henkersknechte hießen sie schweigen und schlugen
sie ohne Ansehn der Person hinein. Das Volk, dadurch ge-
zt, warf mit Steinen nach den Dienern. Da wurde dem Mark-
fen bange und begütigend sagte er: „Liebe Bürger, wir sind
schuldig an seinem Tode, des Königs Gebot thut's. Sehet zu,
s ihr thut." Die Knechte flohen, bald auch der Markgraf mit
n Schultheiß. Die Leute aber liefen gegen den Holzstoß, rissen
Kette herunter, schnitten die Seile ab und wollten dem Blut-
gen helfen. Der Scharfrichter jedoch hatte ihm bereits mit
em eisernen Hammer den Kopf eingeschlagen, und ihm noch mit
em Dolche von hinten her einen Stich versetzt. So gut es
h die Leute meinten, so vermehrten sie nur die Marter des
chterlich mißhandelten Märtyrers. Man sah ihn noch eine Zeit
g im Feuer die Hände zum Himmel emporheben, bis er end-
niedersank und, wie wir gewiß sind, seinen Geist seliglich in
Hände seines Heilandes gab.

So endete dieser edle Zeuge der Wahrheit und kam aus
der Trübsal zu der Ruhe der Heiligen. Wie wohl wird ihm
s gethan haben! Er ist's werth, daß sein Gedächtniß in der
rche Christi erhalten bleibe. Er hat einen guten Kampf gekämpft
der den Aberglauben, welchen ein neuer Herodes, der finstere
nig Philipp II. von Spanien mit Feuer und Schwert auf-
cht zu halten sich bemühte. Das Blut von Tausenden und aber
ausenden liegt noch auf seinem Geschlecht und seinem Lande, und
wird nicht Ruhe werden, bis Spanien zu Christi Füßen liegt.
uch für unsere Zeit, in welcher frecher, finsterer Unglaube die
igen Grundlagen der Kirche anzutasten wagt, bleibt unser Chri-
ph Schmidt ein mächtiger Zeuge der Wahrheit. Wofür er
blutet, das bleibt wahr in alle Ewigkeit. Aufmuntern durch sein
eispiel soll sich Jedweder zu dem guten Kampfe, der uns verord-
t ist. Auf rechten Kampf folgt die herrliche Krone.

Karl Friedrich Ledderhose in Neckarau bei Mannheim.

14. Pietro Carnesecchi.

5. October.

Wenn nach dem Zeugniß des Apostels (1. Corinth. 1, 26) unter den zum Glauben an Christum Berufenen nicht viele Weisen nach dem Fleische und nicht viele Vornehme sich finden, so verdienen die Wenigen, welche weder durch den Ruhm wissenschaftlicher Bildung noch durch den Glanz einer bevorzugten Lebensstellung sich an der Nachfolge Christi hindern lassen, um so mehr der christlichen Gemeinde als leuchtende Vorbilder bekannt zu werden. Unter diesen wenigen durch Glaubenstreue ausgezeichneten Jüngern des Herrn erblicken wir auch den herrlichen Mann, dessen Lebensbild wir hier zeichnen wollen.

Pietro Carnesecchi war im ersten Zehntel des sechzehnten Jahrhunderts [1]) aus vornehmer Familie in Florenz, der Vaterstadt Dante's und so vieler durch ihre Leistungen in Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Männer, entsprossen. Seine Vorfahren hatten im Rathe der Republik ehrenvolle Stellen bekleidet. Da er schon frühzeitig vielversprechende Geistesgaben bekundete, so entschied er sich für das Studium der Wissenschaften und für den geistlichen Beruf. Seine Jugend fiel in die Blüthezeit des neubelebten Studiums der classischen Literatur in seinem Vaterlande. Unter seinen Lehrern wird auch Francisco Robertello genannt, der nacheinander in Lucca, Venedig, Bologna und Padua mit vielem Ruhme die griechische Sprache und Literatur lehrte. Carnesecchi widmete sich mit großer Begeisterung dem Studium der classischen Sprachen, und da er mit vielem Scharfsinn und mit einem sehr treuen Gedächtniß begabt war, so machte er darin solche Fortschritte, daß er bald seinen berühmten Lehrer namentlich in der Kunst und Gewandtheit der mündlichen und schriftlichen Darstellung übertraf. Mit der bekannten florentinischen Familie von Medici war er von Jugend auf befreundet. Daher schloß er sich auch in Rom, wo er seine Studien beendigte, dem Cardinal Julius von Medici mit besonderer Vorliebe an.

---

1) Camerarius schreibt in seinem „Elogium Carneseccae": de aetate illius non constat, sed moriens (3. Oct. 1567) habuisse annos putatur non pauciores LVIII.

s dieſer (1523) unter dem Namen Clemens VII. den
en Stuhl beſtieg, ernannte er Carneſecchi zu ſeinem Se-
und beehrte ihn in der Folge mit dem Titel eines päpſt-
rotonotars. In dieſer Stellung erwarb er ſich das Zu-
des Papſtes in einem ſo hohen Grade, daß ihm die Be-
der wichtigſten Geſchäfte übertragen wurde, und daß bald
de ging: „die Kirche werde mehr durch Carneſecchi als
Clemens VII. regiert.“ Da Kunſt und Wiſſenſchaft von die-
apſte mit mediceiſcher Freigebigkeit gepflegt und gefördert
, ſo war Rom damals der Sammelplatz der ausgezeich-
Geiſter Italiens. Unter dieſen glänzte Carneſecchi, durch
eſinnung wie durch Geiſtesbildung gleich ausgezeichnet, als
Ausſtrahlendes Licht. Er war ein ſchöner Jüngling von blü-
Geſichtsfarbe und mit einem geiſtreichen Geſichtsausdrucke.
körperliche Schönheit wurde gehoben und verklärt durch eine
Begeiſterung, die ihn für die edelſten Güter erfüllte, ſowie
eine edle reine Geſinnung und durch einen ſtreng ſittlichen
wandel, deſſen er ſich bis zum Tode befliß [1]). In ſeinem
hmen verband er mit einer natürlichen Hoheit und Würde,
hn zum Umgange mit den Höchſtgeſtellten berechtigte, eine
iche Freundlichkeit und ein aufrichtiges Wohlwollen gegen
rmann, ſo daß man ihm in gleichem Maße Achtung und Liebe
llen ſich verpflichtet fühlte.

Die Regierung Clemens VII. fiel übrigens in eine für Ita-
wie für die römiſche Kirche ſehr ſtürmiſche und verhängniß-
e Zeit. Durch den Sieg, welchen der kaiſerliche Feldherr
Pescara bei Pavia (25. Februar 1525) über Franz I. er-
pfte, kam die Lombardie in die Gewalt der Spanier, und da
elben ſchon früher Neapel beſaßen, ſo drohten ſie ihre Herr-
aft auch über Mittelitalien auszudehnen. Um ſolches zu ver-
dern ſchloß Clemens VII. den 22. Mai 1525 zu Cognac
en Bund — die zweite heilige Liga — mit Franz I., mit
enedig und mit dem Herzoge Franz Sforza von Mailand.
s der kaiſerliche Feldherr, der Connetable von Bourbon,

---

1) Um zu wiſſen, wie hoch eine ſolche Sittenreinheit damals in
om zu ſchätzen war, dürfen wir nur die Lebensbeſchreibung Benvenuto
ellini's leſen, die uns Goethe durch ſeine Ueberſetzung nahe gebracht.
im II. Buche 1. Cap. meldet Benvenuto, wie Pietro Carneſecchi, ein
großer Günſtling des Papſtes, einen Anſtand, den er mit dieſem gehabt,
auf geſchickte Weiſe geſchlichtet habe.

davon Kunde erhielt und durch Georg von Frundsberg mit sechstausend deutschen Landsknechten verstärkt worden war, führte er seine Schaaren, welche die reiche Lombardie ganz ausgeplündert und die Bewohner derselben zur Verzweiflung gebracht, von Mailand gegen Rom. Die heilige Stadt wurde erstürmt und der Papst mit seinen Räthen in der Engelsburg eingeschlossen und belagert. Von hier aus mußten sie müßig zusehen, wie Rom geplündert und die Bewohner der ewigen Stadt ohne Rücksicht auf Alter, noch Geschlecht den rohesten Mißhandlungen unterworfen, die herrlichen Denkmäler der Kunst, sowie die kostbaren classischen Schriftwerke mit vandalischer Rohheit zerstört wurden. „Kirchen, Paläste und Grabmäler wurden in gleicher Weise entweiht." Die römischen Kirchengebräuche und das Papstthum wurden von betrunkenen Soldaten nachäffend verspottet. In diesen Tagen des Unglücks ward mancher Bewohner Roms veranlaßt, über den Zusammenhang desselben mit den Sünden und Lastern, die am päpstlichen Hofe und in der heiligen Stadt im Schwange gingen, nachzudenken. „Warum werden über uns so große Drangsale verhängt?" predigte im angefüllten Vatican der Bischof von Sibari. „Deshalb, weil alles Fleisch den Weg des Verderbens wandelt und wir Bewohner nicht der heiligen Stadt Rom sind, sondern des geschändeten Babel." Gewiß gehörte auch Carnesecchi zu denjenigen, welche diese schweren Heimsuchungen unter einem ähnlichen ernsten Gesichtspunkte betrachteten. Diese Betrachtung erhielt damals bei ihm eine bestimmte Richtung durch die Bekanntschaft, die er mit dem edlen Gaspar Contarini machte, der als Gesandter der Republik Venedig in Rom weilte. Dieser treffliche Mann hatte ein offenes Auge für das Verderben, das in der Kirche herrschte, und war auch vom aufrichtigen Wunsche erfüllt, demselben nach Kräften zu steuern. Er wollte eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, doch mit Beibehaltung der bestehenden Einrichtungen und Gebräuche. In diesem Streben hatte er schon zu Leo X. Zeiten mit funfzig bis sechszig ernst frommen Männern in Rom das „Oratorium der göttlichen Liebe" gestiftet, in dem sie „wie in einem Bollwerke vereinigt, alle ihre Kräfte aufzubieten gelobten zur Bewahrung der göttlichen Gesetze gegen deren überhandnehmende Geringschätzung." Wenn sie auch unter den göttlichen Gesetzen vorzugsweise die Satzungen der Kirche verstanden, so bekundeten sie doch ein aufrichtiges Streben, die Kirche zu erneuern durch Neubelebung des kirchlichen Pflichtgefühls bei Geistlichen und Laien. Dabei erkannten sie, daß diese Er-

z nur durch innigere Vereinigung des einzelnen Menschen
tt, also auf dem Grunde des Glaubens vor sich gehen
Später fanden sich Mitglieder des „Oratoriums der gött-
iebe" sowie andere ernstgesinnte Männer in Venedig zu
ieuen Vereine zusammen, dessen Mittelpunkt Contarini war.
ihm verdienen noch besonders genannt zu werden der aus-
ete Engländer Reginald Poole, dann der schon bejahrte
let, Bischof von Carpentras, und der classisch gebildete
mer Bembo, ferner der sinnige Dichter Flaminio, dann
rentinische Geschichtsschreiber Nardi und der Uebersetzer
ligen Schrift Bruccioli. Diesem Vereine schloß sich Car-
i an, durch Contarini eingeführt. Die Mitglieder dieses
s waren Freunde und Liebhaber der classischen Literatur;
ie waren von den Classikern auch zum Studium der heili-
chrift und der Kirchenväter fortgeschritten. Sie betrachteten
das Verderben, das in der Kirche herrschte unter dem Lichte,
ie heiligen Schriftsteller ihnen gewährten. Namentlich hatten
s der heiligen Schrift, wie aus den Kirchenvätern die Lehre
ver Rechtfertigung aus dem Glauben ziemlich richtig erfaßt,
ohne diejenigen Folgerungen für den einzelnen Christen wie
ie Kirche daraus zu ziehen, die von den Reformatoren dies-
der Alpen so durchgreifend und entschieden geltend gemacht
en. Auch sie wollten eine Reformation der Kirche, aber mit
ehaltung der bestehenden Einrichtungen und Gebräuche, in-
sie jener Aeußerung Clario's, des Verbesserers der Vul-
, beipflichteten, „daß kein Verderben so groß sein könne, um
inem Abfall von dem geheiligten Vereine der römischen Kirche
erechtigen. Es sei besser, dasjenige, was man habe, zu restau-
i, als sich unsicheren Versuchen, etwas Anderes hervorzubrin-
, hinzugeben. Nur darauf solle man sinnen, wie das alte
itut zu verbessern und von seinen Fehlern zu befreien sei."
herrschten in diesem Vereine diejenigen kirchlichen und religiö-
Ansichten, als deren vorzüglichster Vertreter diesseits der
en Erasmus galt. Für Carnesecchi war der Beitritt zu
em Vereine sehr folgewichtig, indem er dadurch in die reforma-
ische Strömung kam, durch die er unter Gottes Leitung immer
er in die Erkenntniß der Wahrheit eingeführt wurde. Uebri-
is gewann er die Achtung und die Liebe der ausgezeichnetsten
itglieder dieses Vereins. Sadolet rühmt ihn als einen jungen
ann, der durch Tugend und glänzende Eigenschaften sich gleich
szeichne, und Bembo spricht von ihm nur in Ausdrücken wah-

rer Verehrung. Auch am Hofe Clemens VII. stieg sein Ansehn immer mehr, indem er Allen als Vorbild der Pflichttreue und der Bescheidenheit vorleuchtete. Wiederholt soll ihm der Papst die Cardinalswürde angetragen, er aber stets diese hohe Ehre bescheiden zurückgewiesen haben. Diese außerordentliche Bescheidenheit erwarb ihm das Lob aller Bessergesinnten, so daß Aller Augen achtungsvoll auf ihn gerichtet waren. So kam es, daß er in seiner einflußreichen Stellung während der Regierung des Papstes Clemens VII. keinen Neid erregt und nach dessen Tode keine Ungnade zu befürchten hatte. Indessen beschenkte ihn Clemens VII. vor seinem Tode mit den Einkünften zweier Abteien, von welchen die eine in Neapel und die andere in Frankreich lag. Diese päpstliche Schenkung war für Carnesecchi unter Gottes Leitung die Veranlassung, sich gründlicher mit der evangelischen Wahrheit bekannt zu machen. Zunächst begab er sich nach Neapel, um der ihm geschenkten Abtei nahe zu sein. Als Carl V. bei seiner Rückkehr von Tunis im Winter 1535—1536 hier weilte, berief er ihn oft zu sich, indem er großen Gefallen an seiner vielseitigen gründlichen Bildung und an seinen Gesprächen fand. Dieser vertraute Verkehr zwischen dem Kaiser und dem früher so einflußreichen Protonotar Clemens VII. erweckte bei Franz I. Verdacht, Carnesecchi möchte Carl V. die Pläne verrathen haben, die er seiner Zeit mit dem Papste gegen denselben geschmiedet hatte. Obgleich dieser Verdacht ganz unbegründet war, so ward doch wegen desselben Carnesecchi der Einkünfte seiner Abtei in Frankreich beraubt. Dieses veranlaßte ihn nach Frankreich zu reisen, um sich wo möglich die Vortheile der päpstlichen Schenkung zu sichern. Er konnte um so mehr auf einen guten Erfolg von seiner Reise hoffen, da er vom Herzog von Florenz an die Gemahlin des Kronprinzen Heinrich, die bekannte Catharina von Medici warm empfohlen war. Diese Empfehlung verschaffte ihm zwar beim Kronprinzen und bei seiner Gemahlin eine freundliche Aufnahme, vermochte aber nicht die entrissenen Einkünfte ihm wieder zuzuwenden. Indessen blieb die Reise nicht ohne heilsame Folgen für sein inneres Leben, indem er auf derselben Gelegenheit hatte, die verfolgten Bekenner der evangelischen Lehre in ihrem sittlichen Lebensernste und in ihrem freudigen Leidensmuth näher kennen zu lernen und sich mit ihrer Glaubensrichtung bekannt zu machen. Die Eindrücke, die er davon empfangen, wurden in Neapel weiter genährt und zu einer entschiedenen Lebensrichtung ausgebildet. Hier traf er seinen Freund

io, der in der Villa Caserta seine Gesundheit wieder
e. Bald schloß er sich mit Flaminio jenem außer-
ichen Manne an, von dem in den dreißiger Jahren
hszehnten Jahrhunderts in Neapel eine wunderbare religiöse
ung ausging. Juan Valdez, der Secretair des Vice-
hatte schon in Spanien sich mit den Schriften der deutschen
er bekannt gemacht und namentlich das tiefsinnige Buch
der Nachfolge Christi" und einzelne Schriften Taulers in
Muttersprache übersetzt. In Deutschland, wohin er im Ge-
Carls V. gekommen war, lernte er die Schriften der Re-
toren kennen. Nachdem er nach Anleitung dieser Schriften
lauben an Christum den Frieden der Seele gefunden, brannte
Seele vor Verlangen auch Andere für die gleiche Glaubens-
ung zu gewinnen. Bald versammelte er einen Kreis von sitt-
ernsten Männern und Frauen um sich, die durch Bildung und
Gesinnung eine bevorzugte Lebensstellung einnahmen, um sie
ie Wahrheiten einzuweihen, die ihm den Frieden der Seele
ihrten. Diese Freunde und Freundinnen der evangelischen Heils-
e versammelten sich regelmäßig an bestimmten Tagen der Woche,
im Palaste des Vicekönigs, bald in der Villa Caserta und
auf der lieblichen Insel Ischia in Vittoria Colonna's Land-
se. Hier redete Valdez mit ihnen von der Nothwendigkeit der
teuerung der Gesinnung und von der Seligkeit, die uns aus
innern Lebensgemeinschaft mit Christo erblüht. Wenn Carne-
chi durch Contarini und seine Freunde auf denjenigen religiösen
o kirchlichen Standpunkt geführt worden, auf dem ein Erasmus
hen blieb, so leitete ihn dagegen Valdez zu jenen Tiefen des
laubenslebens, in welchen Luther den Frieden der Seele ge-
nden hatte, bevor er in den Kampf mit dem Papstthum ver-
ckelt wurde. Valdez und seine Freunde waren mehr einem be-
aulichen Leben hingegeben, und indem sie die Nothwendigkeit
r jeden Einzelnen erkannten, sich durch den Glauben an Christum
it Gott zu versöhnen, vermieden sie jeden Kampf mit der be-
ehenden kirchlichen Einrichtung. Dabei herrschte in diesem Kreise
ine gehobene poetische Stimmung, die namentlich auch in der
Betrachtung der paradiesischen Natur ihre Nahrung fand. Einen
Nachklang von dieser Stimmung finden wir in einem Briefe des
Dichters Bonfadio aus Florenz an Carnesecchi: „Florenz ist
außerordentlich schön," heißt es darin, „aber stellt nicht die Lieb-
lichkeit des Himmels von Neapel, dieser Zauber seiner Lage, diese
Ufer, welche der Sitz eines ewigen Frühlings sind, wo die Natur

ihre bezaubernde Kraft entfaltet und in ihrer eigenen Herrlichkeit lächelt, die Idee der höchsten Schönheit vor die Seele? Wollte Gott, wir könnten uns dort wieder vereinigt finden, wie einstmalen..... Es scheint mir, als höre ich dich mit tiefem Seufzer ausrufen: welch' wunderbares Land! Sicher denkst du oft an Chiaja und an den Posilippo..... Stünden wir doch noch an den Fenstern des Thurmes, wo wir oft hinausschauten auf die reizenden Gärten oder auf den weiten Busen dieses prachtvollen Meeres!"

Wenn auch dieser Verein durch den Tod des Valdez (1540) und durch die Stürme der Inquisition, die nun gegen denselben losbrachen, sich auflösen mußte und zerstreut wurde, so reifte doch in demselben mancher Schüler des außerordentlichen Mannes zu einer entschiedenen Glaubens- und Lebensrichtung heran. Dieses war auch bei Carnesecchi der Fall. Zunächst begab sich derselbe nach Viterbo, wo er unter dem Schutze des Cardinals Poole mit einzelnen Mitgliedern der seligen Gesellschaft des Valdez, wie mit Flaminio und mit der Marchesa de Pescara zusammentraf. Diese pflegten sich hier durch fromme Gespräche und religiöse Uebungen mit einander zu erbauen. Von hier ging Carnesecchi bald nach Padua, wo er sich bleibend niederließ. Hier, wie in Venedig und Treviso, bestanden evangelische Gemeinden, die sich in der Stille versammelten und aus dem Worte Gottes, sowie aus den Schriften der deutschen Reformatoren erbauten. Carnesecchi war nun in seiner evangelischen Ueberzeugung dahin gelangt, daß er sich diesen evangelischen Gemeinschaften anschloß. Bald nahm er vermöge seiner Bildung und seiner entschiedenen evangelischen Glaubensrichtung eine hervorragende Stellung ein, so daß er neben Baldassare Altieri und dem Franciscanerprovincial Baldo Lupetino als eine der Säulen dieser mit einander engverbundenen Gemeinden betrachtet wurde. Camerarius schreibt über ihn: „Vor Allem liebte er den Umgang mit frommen und rechtschaffenen Männern, mit welchen er die heilige Schrift las und sich über den Sinn derselben besprach. Die Armen unterstützte er häufig und reichlich mit Geld. Gelehrten und frommen Männern stand sein Haus immer offen." Uebereinstimmend damit meldet der papistische Annalist Laderchius in feindlicher Absicht: „Er nahm Apostaten in sein Haus auf und unterstützte Ketzer mit Geld. Namentlich ging er denjenigen mit Rath und Geld an die Hand, welche sich über die Berge flüchten wollten. Der Gräfin Giulia Gonzaga empfahl er zwei ketzerische

mit solchen Lobsprüchen, als wären sie Apostel, welche die Heiden gehen und ihnen das Evangelium verkündigen . In der That waren es aber falsche Apostel, die im Ge- der Fürstin unter dem Vorwande, die Wissenschaften zu leh- der Jugend ketzerische Meinungen einpflanzten." Es zeugt er Entschiedenheit seiner evangelischen Ueberzeugung, daß er en und so thatkräftig sich seiner neuen Glaubensbrüder an- , indem er sich dadurch dem Hasse und der Verfolgungssucht Römlinge aussetzte; denn die Inquisitionstribunale, durch tiner und Jesuiten geleitet, wütheten damals mit steigen- Buth gegen die Evangelischen. Auch Carnesecchi wurde 1546 Paul III. als Ketzer verklagt und von diesem brieflich nach zur Verantwortung wegen dieser Anklage vorbeschieden [1]). n einerseits bewies der Papst eine rücksichtsvolle Milde gegen n ausgezeichneten Mann und andererseits wußte sich derselbe so geschickt zu verantworten, daß er von der gegen ihn ge- ten Klage der Ketzerei freigesprochen wurde. Die inquisitori- n Eiferer waren wüthend über diese Entscheidung und konnten t verschmerzen, daß ihnen dieses Opfer entrissen ward. Car- cchi fand auch für gerathen, für eine Zeit lang seinen Verfol- n aus dem Wege zu gehen. Demnach reiste er wieder nach nkreich, indem er jetzt nach dem Tode Franz I. (1547) und h der Thronbesteigung Heinrichs II., des Gemahls der Ca- rina von Medici, eher hoffen durfte, wieder in den Besitz der n Clemens VII. ihm geschenkten Abtei zu gelangen. Auf die- Reise verweilte er längere Zeit am Hofe der Herzogin Mar- ritha von Savoyen, welche große Neigung zur evangeli- jen Lehre zeigte. In Frankreich wurde Carnesecchi am Hofe einrichs II. besonders von seiner Gemahlin sehr ehrenvoll auf- nommen und mit Auszeichnung behandelt. Dagegen fand er ch sehr schmerzlich berührt durch die grausamen Verfolgungen der vangelischen, die vom Hofe angeregt und geleitet wurden. Wie es mußte es den edlen Mann empören, täglich Zeuge der aus- esuchtesten Martern sein zu müssen, mit welchen die Evangelischen u Tode gequält wurden! Unter verschiedenen Gerüsten waren Feuer angezündet, über welchen man die unglücklichen Opfer an

1) Ich halte diese Darstellung des Camerarius für die richtigere und folge daher derselben. Wäre Carnesecchi dem Großinquisitor de Burgos übergeben gewesen, wie Laderchius meldet, so wäre er wohl nicht mehr freigesprochen worden.

Ketten, die auf Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses grausamen Schauspiels machte selbst auf den König einen solchen Eindruck, daß er das Bild desselben lange nicht aus seinen Gedanken verbannen konnte. So schmerzlich es für Carnesecchi war, seine Glaubensbrüder solchen Martern ausgesetzt zu sehen, so sehr fühlte er sich erbaut und gestärkt durch den freudigen Glaubens- und Leidensmuth, den sie auch in denselben bewiesen. Trotz seiner Stellung zum Hofe, von dem diese Verfolgungen ausgingen, pflegte er vertrauten Umgang mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern der evangelischen Gemeinde. Namentlich gehörte auch Andreas Melanchthon, ein Verwandter des großen Lehrers Deutschlands, zu seinen vertrauten Freunden. Im Jahre 1552 kehrte Carnesecchi wieder nach Padua zurück, wo er in alter Weise fortfuhr, die Evangelischen zu unterstützen und für die weitere Ausbreitung der evangelischen Lehre in Italien sich zu bethätigen. Kaum hatte aber der finstere Eiferer Giampietro Caraffa (1555) als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen und den furchtbaren Michele Ghislieri zum Vorsteher des Inquisitions-Tribunals in Rom ernannt, so ward auch Carnesecchi zum Opfer desselben ausersehen. Ein Criminalproceß wurde gegen ihn eingeleitet, und er sowohl in Rom als in Venedig vor das Inquisitionscollegium citirt. Namentlich ward gegen ihn geklagt, daß er fortfahre mit Ketzern umzugehen und daß er sowohl mit Ketzern in Genf und Frankreich als mit ketzerischen Lehrern und Geistlichen in Italien correspondire. Carnesecchi gab den Vorladungen keine Folge und ließ die Termine verstreichen, ohne sich zu stellen. Darauf belegte ihn Paul IV. mit dem Interdicte und überlieferte ihn dadurch den weltlichen Gerichten, die ihn als ungehorsamen Ketzer bestrafen sollten. Aber der fanatische Papst starb (1559), ohne das von ihm ausersehene Opfer fallen zu sehen. An seinem Todestage verbrannte das römische Volk das Inquisitionsgebäude und zertrümmerte seine Bildsäule. Hierauf ward vorzüglich durch Verwendung des Herzogs Cosimo II. von Florenz Giovanni Angelo Medici von Mailand zum Papste gewählt. Dieser widerrief das von seinem Vorgänger über Carnesecchi geschleuderte Interdict und sprach ihn von der Anklage der Ketzerei los. Ueber dieses Verfahren waren die Eiferer auf's Höchste empört. Mit Entrüstung meldet Laderchius, daß Carnesecchi auch durch diese ihm widerfahrene Schonung sich nicht habe bewegen laßen, den Umgang mit erklärten Ketzern

meiden; im Gegentheile habe er solche sogar zu seiner Tafel aden. Namentlich sei er den Ketzern Peter Gelid und Leone ariano zu ihre Flucht nach Genf behülflich gewesen. Auch e er selbst an verschiedenen Orten in Italien ketzerische Lehren breitet. Dabei habe er behauptet, daß das Evangelium in uf reiner verkündiget werde als in Rom von den römisch-kaschen Priestern. Daher habe er schon vielen Ketzern empfoh-, nach Genf oder nach anderen Gegenden, wo die lutherische re verkündiget würde, auszuwandern, da sie dort nach den rderungen ihrer Gewissen leben könnten. Von der heiligen röch-katholischen Lehre behaupte er, daß sie verfälscht sei. In ten Briefen habe er die Ketzer stets „unsere unschuldige Brü-, Heilige, Freunde und Erwählte Gottes" genannt. Da- mißbillige er auch auf's Höchste die Bestrafung derselben d behaupte, daß der plötzliche Tod des Königs Heinrich II. n Frankreich und die Verbrennung des Inquisitionsgebäudes Todestage Pauls IV. gerechte Strafen Gottes für die Verfolgen der Evangelischen seien. Mit den Ketzern in Rom, Neapel, orenz habe er in ununterbrochenem Verkehre gestanden und das ch „von der Wohlthat Christi" habe er unter Belobung seines Inltes allenthalben verbreitet. So lange jedoch Pius IV. lebte, ßten sich die Eiferer auf solche Anklagen beschränken, ohne ihnen iteren Nachdruck verschaffen zu können. Indessen fand Carnesecchi ch für besser, sich noch unter den Schutz des ihm befreundeten rzogs Cosimo II. von Florenz zu begeben. Dieser nahm ihn r freundlich auf, ernannte ihn zu seinem Rathe und wies ihm e Wohnung in seinem Palaste an. Cosimo hatte zwar auch lattet, daß die Inquisition in Florenz eingeführt werde, indessen gte er dafür, daß hier ein Commissarius gewählt werde, auf er Einfluß üben könne. Indessen scheint Carnesecchi in Flo- z sich nicht ganz sicher und wohl gefühlt zu haben, da er, wie s seinen Briefen hervorgeht, mit dem Gedanken sich trug, ch Genf auszuwandern. Doch ward ihm keine Zeit mehr ver- nnt zur Ausführung dieses Vorhabens. Nach dem Tode Pius IV. 565) bestieg der Inquisitor Michele Ghislieri als Pius V. 566) den päpstlichen Stuhl. Dieser hatte schon unter Paul IV. Verdammung Carnesecchi's betrieben und seither immer sein quisitorisches Auge auf ihn gerichtet. Sobald er daher die gierung angetreten, sandte er, den 20. Juni 1566, den rdinal Paceco, Magister des heiligen apostolischen Palastes, t einem Briefe an den Herzog nach Florenz, in welchem Se.

Heiligkeit nach Entbietung des apostolischen Segens denselben bittet, „wegen einer Angelegenheit, welche den Gehorsam gegen die göttliche Majestät und gegen die katholische Kirche sehr nahe betrifft und die dem Papste sehr am Herzen liege, dieweil sie sehr wichtig sei — dem Ueberbringer dieses Schreibens gleichen Glauben zu schenken, als wenn er selbst gegenwärtig wäre und mit ihm reden würde." Paceco erschien gerade in dem Augenblicke bei Cosimo, als dieser mit seinem Gastfreunde Carnesecchi zu Tische saß. Die Dringlichkeit der Sache bewog ihn, augenblicklich demselben Gehör zu schenken. Nachdem Cosimo aus dem Munde des Cardinals das Verlangen des Papstes vernommen, daß Carnesecchi dem Inquisitionstribunale ausgeliefert werden solle, ließ er ihn sofort mit treuloser Verletzung des Gastrechts und der Freundespflicht durch die Schergen der Inquisition fesseln und nach Rom abführen. „Wenn Se. Heiligkeit," sprach er zu Paceco, „um solcher Ursache willen (was Gott verhüten wolle) selbst meinen eigenen Sohn auszuliefern befehlen müßte, so würde ich keinen Augenblick zögern, ihn fesseln und ausliefern zu lassen." Pius V. beeilte sich durch seinen Cardinalsecretär dem Herzoge wegen seines pünktlichen Gehorsams seinen Dank abstatten zu lassen: „Obgleich Se. Heiligkeit nie gezweifelt, daß Ihro Durchlaucht nicht so handeln würde, so hat ihr doch dieser pünktliche Gehorsam wegen der besonderen Umstände, unter welchen er geleistet wurde, so gefallen, daß Se. Heiligkeit nie aufhören kann, Sie deßwegen zu loben. Daher ertheilt Se. Heiligkeit Ihnen und Ihrer Familie den apostolischen Segen und wird dieses Dienstes stets eingedenk sein. Möchten doch alle Fürsten Ihrem Beispiele folgen, so würde die Angelegenheit der Religion bald auf die rechte Bahn gebracht und zum Heile der ganzen Christenheit geordnet sein, was der allmächtige Gott zur Ehre seines heiligen Namens bald verleihen wolle." In der That vergalt der Papst diese treulose Handlung auf glänzende Weise, indem er ihn (1569) zum Großherzoge der unter dem Namen Toscana vereinigten Gebiete von Florenz und Siena erhob.

In Rom wurde der Proceß gegen Carnesecchi sogleich eingeleitet und aus seinen Schriften, Briefen und Reden vier und dreißig Artikel zusammengestellt, die ihn der Ketzerei überweisen sollten. Wir wollen hier die wichtigsten derselben kurz hervorheben: „Die Rechtfertigung sowie die Versicherung der Gnade wird uns allein aus dem Glauben zu Theil. Unsere Werke verdienen nicht die Seligkeit, dieweil wir allein durch den Glauben gerechtfertigt

lig werden. Der gerechtfertigte und begnadigte Christ muß othwendig Gutes wirken. Von Natur und vor Erlangung nade ist unser Wille nur zum Bösen geneigt. Ohne beson- Gnade Gottes ist es z. B. unmöglich das Gebot: „laß dich gelüsten" vollkommen zu erfüllen. Man darf und soll nur n der heiligen Schrift überlieferten Worte Gottes unbedingt ben schenken. Nicht alle allgemeinen Concilien waren im : Gottes versammelt; daher sind wir auch nicht verpflichtet, ihren Beschlüssen unbedingt Glauben zu schenken. Es giebt zwei Sacramente, die heilige Taufe und das heilige Abend- ; die Priesterweihe ist nur die apostolische Handauflegung, Firmelung die Erneuerung und Bestätigung des Taufgelübdes; Beichte aber ist weder von Christo eingesetzt, noch sonst im te Gottes begründet. Die Bußwerke, welche die Kirche vor- ibt, sind überflüssig, indem das Verdienst Christi vollkommen igt zur Versöhnung der ganzen Welt. Der Ablaß ist eine ndung des Papstes und gründet sich auf kein Zeugniß der igen Schrift. Das Dasein des Fegefeuers ist ungewiß, über- ist dasselbe ganz überflüssig, da Christi Blut die alleinige und lkommene Reinigung ist für unsere Sünden. Die Messe ist t Sühnopfer, sondern ein Wiedergedächtniß des Leidens Christi o dient zur Wiederbelebung des Glaubens, durch welchen wir rgebung der Sünden erlangen. Der Papst ist nur der Bischof n Rom und hat sich daher größere Gewalt angemaßt, als sie m von Gott verliehen worden. Die Uebertretung der Fasten- bote ist keine Sünde. Es ist auch keine Sünde, verbotene Bücher r sogenannten Ketzer zurückzubehalten und sie zu lesen. Die rufung der Heiligen ist überflüssig, da Christus der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen ist." Endlich, schreibt aderchius, habe er alle Ketzereien geglaubt und bekannt, die n Buche von der „Wohlthat Christi" enthalten sind und die von Valdez gelehrt worden.

Wir sehen aus dieser Anklage, daß Carnesecchi ein entschie- dener evangelischer Christ war, und daß er um des Bekenntnisses des Glaubens willen, der im Worte Gottes begründet ist, wie ein Verbrecher gefesselt und endlich zum Tode verurtheilt wurde. Nach einer kurzen Erläuterung bekannte er sich auch freimüthig zu den ihm zur Last gelegten Glaubensartikeln. Ueberhaupt bewies er, wie es sich aus Briefen von seinen Glaubensgenossen in Rom ergiebt, große Standhaftigkeit während seiner langen Gefangen- schaft und blickte mit freudiger Ergebung in den Willen des himm-

Digitized by Google

liſchen Vaters der ihm drohenden Schande und Strafe entgegen. Auch Laderchius bezeugt ſolches in folgender Weiſe: „Sein verhärtetes Herz und ſeine unbeſchnittenen Ohren verweigerten jede Unterwerfung unter die Nothwendigkeit; alle im Intereſſe der Freiheit wiederholt ertheilten Winke und Friſten machte er nutzlos und blieb taub für jede Vorſtellung, ſeine Irrthümer abzuſchwören und in den Schooß der wahren Kirche zurückzukehren, was doch der Papſt ſehnlichſt wünſchte, der ſich, wie offenkundig iſt, vorgenommen hatte, im Falle daß er Reue bezeuge, ſchonender und milder zu verfahren, als man zu erwarten berechtigt war.“ Offenbar wünſchte der Papſt, daß Carneſecchi die bekannten evangeliſchen Grundſätze widerrufe, um der Welt den Sieg der Kirche über dieſen ausgezeichneten Ketzer in prunkvoller Weiſe verkündigen zu können. Derſelbe wäre dann wohl zu einer gewöhnlichen Todesſtrafe oder zu ewiger Gefangenſchaft in den Kerkern der Inquiſition begnadigt worden. Aber Carneſecchi gewährte ihm nicht die Freude dieſes Triumphes. Mit ungebrochenem Glaubensmuthe trotzte er allen Verſuchungen, durch die man ihn zum Widerrufe verlocken wollte und ertrug die Qualen der Folter, denen man ihn ausſetzte. Coſimo ſcheint in der Folge, wie Judas Iſcharioth, den Verrath an dem Freunde, der mit ihm zu Tiſche ſaß, bereut zu haben. Daher verwandte er ſich durch ſeinen Geſandten Averardo Serritori bei Pius V. um Begnadigung Carneſecchi's. Allein der Papſt erwiderte: „Wenn es ſich um einen Mann handelte, der einen zehnfachen Mord begangen, ſo wollte ich gern ſeine Begnadigung Eurem Herrn gewähren; aber für Carneſecchi vermag ich nichts mehr zu thun. Sein Schickſal liegt in den Händen der Inquiſitoren.“ Endlich wurde nach einer mehr als funfzehn Monate dauernden Gefangenſchaft das Todesurtheil über dieſen herrlichen evangeliſchen Mann gefällt und den 3. October 1567 [1]) auf einem Blutgerüſte, das man auf der Brücke San-Angelo errichtet hatte, öffentlich vollzogen. In Berückſichtigung ſeines hohen Ranges, den er in der Kirche eingenommen, wurde er zuerſt enthauptet und ſein Leichnam dann den Flammen übergeben. Bis zum letzten Augenblicke benahm er ſich ſtandhaft und mit würdevoller Ergebung in den Willen Gottes, ſo daß alle Beſſer-

1) Ich gebe hier das Datum des Todestages, wie er in der Zeittafel ſteht und wie er gewöhnlich angenommen wird. Jules Bonet bezeichnet in ſeinem Aonio Paleario den 1. December 1567 als Todestag Carneſecchi's.

n ihm ihre Bewunderung und ihre schmerzliche Theil-
zollten.

Nit der Hinrichtung dieses Gerechten gab sich die Verfol-
>uth der Römlinge noch nicht zufrieden. So lange sein
in den Schriftwerken der Besten seiner Zeitgenossen in un-
tem Glanze strahlte, zeugte er auch gegen ihre schwarze That.
ging nun ihr Bestreben dahin, diesen verhaßten Namen
len Schriftwerken und aus dem Gedächtnisse der Menschen
Ilgen. Der berühmte Muret wollte ein Werk herausgeben,
elchem ein Gedicht zu Ehren Carnesecchi's enthalten war;
er mußte dasselbe unterdrücken. Alde Manuce, der Freund
Bevatter Carnesecchi's mußte in einer Briefsammlung, die er
sgab, diesen Namen mit Pero ersetzen. In einer Zueig-
einer von ihm besorgten Ausgabe der Werke Salust's an
Cardinal Trivulzi hatte er früher sich also vernehmen las-
„Pietro Carnesecchi, Protonotarius, ein äußerst achtungs-
her Mann, ebenso ausgezeichnet durch seine Tugenden als
) seine Kenntnisse über alle Menschen erhaben." Aus einer
:ren Ausgabe mußte diese Stelle verschwinden. — Ja noch
>er Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ward Moncurti,
eine Sammlung der Gedichte Flaminio's herausgab, genöthigt
schönsten Oden auf Carnesecchi zu unterdrücken, „um sich nicht
Censur der Personen bloßzustellen, welche Flaminio wegen
ier Freundschaft mit Carnesecchi einen Ketzer genannt hatten."
ese Verfolgungswuth der Römlinge gegen den verhaßten Namen
:rde in uns wegen ihrer Machtlosigkeit nur Mitleiden erwecken,
nn sie uns nicht einen Blick in ihr schaudererregendes Treiben
r Unterdrückung der Wahrheit gewährte. Wir aber wissen, daß
r Name des Gerechten und Frommen ewiglich bleibet; denn der
err selbst spricht (Offenb. III. 5): „Wer aber überwindet,
er soll mit weißen Kleidern angelegt werden, und
h werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche
es Lebens, und ich will seinen Namen bekennen vor
einem Vater und vor seinen Engeln."

So möge auch diese kurze Zeichnung des Lebensbildes dieses
errlichen Jüngers Christi dazu beitragen, daß sein Name in der
vangelischen Kirche in Ehren gehalten werde!

R. Christoffel in Winterfingen bei Basel.

15. Hugo Grotius.

28. August.

Die Zahl der christlichen Staatsmänner, die mit bewußtem Sinn und Geist ihr Werk als einen Gottesdienst getrieben und ihre Aufgaben mit den Wahrheiten und Interessen des Christenthums in Einklang zu bringen gesucht oder verstanden haben, ist in allen Jahrhunderten eine sehr kleine gewesen. Zu diesen wenigen gehört ein Mann, der durch die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Bildung, die Merkwürdigkeit seiner Schicksale und Führungen, die unerschütterliche Standhaftigkeit seines Bekenntnisses und den segensreichen Erfolg seiner persönlichen und literarischen Wirksamkeit die Bewunderung seiner Zeitgenossen und die Hochachtung der Nachwelt sich erworben hat, Huig van Groot oder Hugo Grotius, aus einer edlen niederländischen Familie de Cornet, ausgezeichnet als Jurist, Historiker, Philolog, Politiker, Philosoph und Theolog. Er gehörte einem Zeitalter an, das nicht blos von hohen geistigen Interessen und mächtigen kirchlichen Bewegungen, sondern auch von schweren politischen Stürmen erfüllt war; seiner lebendigen Theilnahme an diesen allen entsprach die Empfänglichkeit seiner Natur und die Vorzüglichkeit der Gaben, die er bekommen hatte.

Hugo Grotius war geboren zu Delft am 10. April 1583, brachte seine Kindheit und Jugend unter den günstigsten Verhältnissen zu und genoß im elterlichen Hause eine treffliche Erziehung. Ein leuchtendes Vorbild sah er in der Wirksamkeit seines Vaters, welcher Bürgermeister jener Stadt und Curator der Universität zu Leyden war. Frühzeitig erwachte das lebendige Verlangen in ihm, dem geliebten Vater ähnlich zu werden und einst in seine Fußtapfen zu treten. Seine glänzenden Anlagen begünstigten ihn dabei; sie schienen ihn nicht minder für die wissenschaftliche, wie für die praktische Laufbahn zu befähigen. Schon in einem Alter von 9 Jahren versuchte er sich in lateinischen Versen, in seinem vierzehnten machte er die Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Marcianus Capella, im funfzehnten erhielt er die juristische Doctorwürde, im sechszehnten trat er mit jener Ausgabe zuerst als Schriftsteller auf.

Die Richtung seines Lebens war so entschieden: er blieb nicht bei trockener Gelehrsamkeit stehen, und der Reichthum des Wissens,

einſammelte, verdunkelte ihm nicht den Blick auf das Heil
Seele. Den Religionsunterricht hatte er von einem in der
te des Arminianismus bekannt gewordenen Manne, dem
: Uytenbogaert, empfangen; ſo ward er frühzeitig mit der
mlichen Richtung der Arminianer vertraut, lernte im Gegen-
zen eine ſchroffe Prädeſtinationslehre die Freiheit innerer,
ller Selbſtentſcheidung auf dem Grunde des in Chriſti
gstode für alle dargebotenen Heils erkennen, und blieb dieſem
niſſe unter allen, oft ſchweren, Schickungen ſeines Lebens
elbar treu. Seinen hauptſächlichſten wiſſenſchaftlichen Un-
verdankte er den beiden Scaliger, vorzüglich Joſeph, der
ie künftige Größe in ihm ahnte; ſpäter trat er auch mit
Caſaubonus in eine vertraute und dauernde Freundſchaft.
rch entſchied ſich zugleich die Richtung ſeines Lebens und
geiſtigen Anſchauung. Er verſenkte ſich in das claſſiſche
ium und widmete demſelben ein ernſtes und eindringendes
um voll Eifer und Hingebung. Dies gab ſeinem geſunden
reien Wahrheitsſinne eine kräftige Nahrung; mit dem daraus
t überſtrömenden Geiſte ſchritt er an alle Aufgaben religiöſer
politiſcher Denkart heran. Dies war nicht blos für ſeine
alige praktiſche Wirkſamkeit von entſcheidender Wichtigkeit,
rn auch für die weſentlichſten Culturintereſſen der damaligen
vom größten Segen. Es war ja die Periode eingetreten,
n Deutſchland und den Niederlanden unter der fördernden
t eines äußerlich ruhigen Lebens, die freilich für Deutſchland
eine Stille vor dem Sturm war, das edle Erz antiker Bil-
in den Werkſtätten der chriſtlichen Wiſſenſchaft verarbeitet
verwerthet, und insbeſondere, wie die formale Seite der alten
ſiker bereits von den Reformatoren und ihren erſten Nachfol-
t benutzt und empfohlen worden war, auch der Inhalt und die
ßen Ideen derſelben, für die ſchon Luther und Melanchthon
warme Fürſprache eingelegt hatten, in die Kreiſe eines wahr-
ten und wohlgegründeten chriſtlichen Lebens hinübergezogen wer-
ſollten. Am höchſten galten in dieſer Beziehung mit Recht
tragiſchen Dichter der Griechen, zu deren Studium man da-
ls in Deutſchland weniger gelangte als zu den Lateinern.
otius erwarb ſich eine ſehr vertraute Bekanntſchaft mit ihnen und
r in ihrer Auslegung und Uebertragung ſehr glücklich, wenn
ch ſeine kritiſchen Leiſtungen ſchon nach dem Standpunkte der
maligen Zeit weniger befriedigen konnten. Seine meiſterhaften,
etriſchen wie proſaiſchen Ueberſetzungen fanden ungetheilten Bei-

fall und machten den Gedankenschatz des Alterthums zu einem Gemeingute der gebildeten europäischen Welt.

Von nun an wurde seine literarische Thätigkeit immer vielseitiger, das Aufsehen, das er erregte, immer größer. Die verschiedensten Geister der alten Welt, wie Aratus und Lucan, behandelte er mit dem größten Fleiße; weniger glücklich versuchte er sich auch im geistlichen Trauerspiele. Durch Beschluß der Generalstaaten ward er 1601 zu ihrem Historiographen oder Geschichtschreiber ernannt; dadurch war ihm die Bahn zu geschichtlichen Studien und Darstellungen geöffnet. Dem verdanken wir seine meisterhafte Geschichte des niederländischen Freistaats, die in der richtigen Würdigung menschlicher Angelegenheiten, in der kräftigen Zeichnung der Charaktere und dem anziehenden Gemälde der Seelenzustände, selbst in der Form und Ausdrucksweise, am meisten an sein großes Vorbild Tacitus erinnert. Von philosophischem Geiste aber war alle seine Thätigkeit, und nicht am wenigsten die literarische, in dem Maße durchdrungen, daß derselbe sich neben seinem christlichen Sinne und seiner tiefen Frömmigkeit mit einem mächtigen Hauche durch alle seine Arbeiten hindurchzieht, und Leibnitz ihn unter den gelehrtesten Zeitgenossen vorzugsweise als tiefen Denker hervorhob.

Von den vorbereitenden und allgemeinen Studien hatte er sich allmählich der Rechtswissenschaft zugewandt; ihr widmete er auch seine nächste praktische Thätigkeit: er trat als Rechtsanwalt auf und gewann bald einen solchen Ruf, daß es für ihn die Brücke zu wichtigeren Aemtern wurde. Man ernannte ihn 1607 zum Generalfiscal und 1613 zum Rathspensionär in Rotterdam, in welcher Eigenschaft er zugleich Mitglied der Stände von Holland war. Hierdurch kam er auch mit seinem einflußreichen Gönner und Freunde, dem als Staatsmann und Märtyrer gleich berühmt gewordenen Großpensionär Johann von Olden-Barnevelt, nicht blos in nahe Berührung, sondern auch in die vertrauteste Freundschaft. Bald nachdem er ihn kennen gelernt und liebgewonnen hatte, nahm er ihn auf einer Gesandtschaftsreise nach Frankreich mit, wo Grotius durch seinen Geist und seine Gelehrsamkeit allgemeine Bewunderung und durch sein ganzes angenehmes Wesen so ausgezeichneten Beifall bei dem Könige Heinrich IV. fand, daß er ihm sein Bildniß an goldener Kette schenkte. Hätte diese fürstliche Zuneigung nicht auf einem tieferen Grunde beruht, würde er nicht später auch am englischen Hofe dieselbe Anerkennung bei König Jakob I. gefunden haben.

Die Geschichte des Grotius ist nunmehr eine Zeitlang von

lden-Barnevelds kaum zu trennen; beide wurden in die en kirchlichen Streitigkeiten, die in der damaligen Zeit das bewegten, auf das tiefste verwickelt. Beide vertraten die it des Gewissens und Glaubens in den Werken der Heili- sie schützten dasselbe Recht, wodurch die Niederlande von panischen Herrschaft frei geworden waren. Moritz von Ora- aber, der mit denselben Mitteln zu seiner Statthalterwürde mporgeschwungen hatte, wandte jetzt vielmehr jene Gewalt, die er mit ihrer Hülfe grade gekämpft hatte, gegen sie an, von dem Streite der Arminianer auch nur eine leise Vor- ng zu haben. „Ich weiß nicht," war seine trostlose Aeußerung, die Prädestination grau oder blau ist, aber das weiß ich, daß Pfeife des Advokaten und die meinige eine kreischende Disso- bilden." Bei solcher Stellung und Gesinnung ist denn auch Verfahren wohl zu erklären, aber wahrlich nicht zu rechtfer- , dessen sich Moritz von Oranien schuldig machte. Zur lichtung der kirchlichen Streitigkeiten hatte er 1618 die Dord- ter Synode berufen. Da ließ er denn Angesichts derse- plötzlich die beiden Freunde, ohne Wissen und Zustimmung der inde, verhaften, ihnen in formlosester Weise von persönlichen nden den Prozeß machen und zugleich allen Widerspruch ge- ltsam unterdrücken. Er wollte mit Einem Schlage vernichten, s ein Anrecht auf allmähliche Entwickelung der Wahrheit und sscheidung des Verkehrten hat; aber das Religiöse und Politische molz hier in einander. Es war nicht zu verwundern, wenn sie Folgen dieser trüben Mischung ohne weiteres Verschulden ßten.

Die Bewegung, welche die Arminianer (später nach ihrer ertheidigungsschrift Remonstranten genannt) in der nieder- ndischen Kirche und bald auch über die Grenzen derselben hin- us hervorgerufen hatten, war insofern eine ihrem Grunde nach ohlberechtigte, als sie sich der starren Behandlung der Lehre von er absoluten Gnadenwahl, die nachgrade von allen Kanzeln herab ie Gemüther beschäftigte oder erschütterte, widersetzten. Es war ine naheliegende, aber keineswegs nothwendige Folge davon, daß ie sich nun ihrerseits in eine pelagianisirende Richtung verflachten, nd die ernsteren und tüchtigeren unter ihnen haben es meist u jener gesunden Mitte gebracht, durch welche auch Luther sich on Calvin unterschied. Daß Männer wie Olden-Barneveld und Hugo Grotius sich ihrer annahmen, wirkte gradezu nach- theilig für sie; denn diese standen zugleich als die Häupter der

republikaniſchen Partei da, die dem Statthalter Moritz von Oranien den Weg zum Throne verſperrte. Der Ausgang der Dordrechter Synode war deshalb auch leicht vorherzuſehen; 61 einheimiſche Theologen der reformirten Kirche waren ſorgfältig ausgewählt worden und konnten die 28, die ſich von auswärts auf die ergangene Einladung eingefunden hatten, leicht überſtimmen. Die Remonſtranten wurden als Beklagte vorgeladen, ihre Lehre durch Stimmenmehrheit verworfen und ſie ſelbſt aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſtoßen. Die Prediger verloren ihre Aemter und viele Anhänger Armins flüchteten ſich in's Ausland, namentlich auf ſchleswigſchen Boden (Friedrichſtadt), wo ſie freie Religionsübung zugeſtanden erhielten. Die Lehre von der abſoluten Prädeſtination ward von neuem wieder als kirchlicher Lehrbegriff feſtgeſtellt, aber allerdings in der Praxis der niederländiſchen Kirche nach und nach gemildert. Eine allgemeine Synode iſt ſeitdem nicht wieder berufen worden.

Die durch dieſe Mittel gebrochenen beiden Säulen der remonſtrantiſchen Partei konnten nunmehr leicht geſtürzt werden. Olden-Barneveld wurde zum Tode mit dem Schwerte verurtheilt, den er mit ruhigem Muthe und feſtem Gottvertrauen ertrug; Grotius ſollte eine lebenslängliche Gefangenſchaft auf der Feſtung Löwenſtein am Weſtende des Bommelerwaards erleiden. Aber aus dieſer Haft befreite ihn ſchon nach zwei Jahren (1621) ſeine treue und muthige Gattin Maria, die Tochter des Bürgermeiſters von Reigersberg zu Veer in Seeland. Da er für ſeine Arbeiten oft Bücherkiſten erhielt, die nachher wieder fortgeſchafft wurden, und man dieſe bald gar nicht mehr unterſuchte, gelang es ihr, ſich in einer ſolchen Kiſte in's Gefängniß bringen zu laſſen, wo ſie ſeine Kleider anzog und zurückblieb, während er wieder in derſelben hinausgeſchafft wurde. Als man die Liſt entdeckte, wurde man von ihrer edelmüthigen Liebe ſo gerührt, daß man ſie der Haft entließ und ihr die Erlaubniß ertheilte, ihrem Manne, der noch eine Zeitlang in den katholiſchen Niederlanden umhergeirrt und endlich verkleidet nach Frankreich entkommen war, dorthin zu folgen. Er hatte ſich nach Paris gewandt und war dort von König Ludwig XIII., dem er 1625 ſein berühmtes Buch über das Recht des Kriegs und Friedens widmete, wohlwollend und ehrenvoll aufgenommen und mit einer Penſion von 3000 Livres begnadigt. Aber die unduldſame Haltung der ſchroffen Reformirten und die Abneigung Richelieu's, dem er ſich nicht willfährig genug erwies, verbitterte ihm allmählich ſeinen dortigen Aufenthalt,

große Anerkennung er auch selbst von Seiten der katholischen Ge-
rten erfuhr: er mußte sich nicht blos von dort wieder entfernen,
dern verlor auch sogar durch Richelieu's Einfluß sein Jahrgehalt
31). Mit fröhlichem Vertrauen kehrte er in sein Vaterland
ück. Hier war inzwischen (1625) auf Moritz dessen Bruder
edrich Heinrich von Oranien in der Statthalterschaft gefolgt.
ser wollte seines Bruders schweres Vergehen offenbar gern in
as wieder gut machen und bewies ihm schon brieflich eine große
wohlwollende Theilnahme. So würde denn Grotius in an-
nntester Wirksamkeit hier haben leben können, wenn nicht die
ufhörlich geschäftige Gegenpartei auf seine Entfernung gedrun-
und schließlich auch wirklich seine Verurtheilung zu ewiger
bannung durchgesetzt hätte. Er wandte sich zunächst nach Ham-
g, aber er blieb nicht verlassen: der Ruf seiner lauteren Ge-
nung und seiner staatsmännischen Tüchtigkeit war bereits durch
gebildeten Länder Europa's gedrungen. Von allen Seiten
en Aufforderungen zu glänzenden Stellungen und einflußreichen
ttern: die Könige von Dänemark, Polen und Spanien wett-
ten, ihn in ihre Dienste zu ziehen. Aber alle überwog eine
ladung nach Schweden, die seinen Entschluß bestimmte: 1634
er in die Dienste dieses Landes. Am stärksten schwebte ihm
i der von dem edlen und geistvollen Kanzler Oxenstjerna ihm
eißene Schutz und die lebhafte Theilnahme der Königin Chri-
an allen Werken der Bildung und Gelehrsamkeit vor, obwohl
icht gleich persönliche Theilnahme bei ihr erwarten konnte, da
bei Lebzeiten des Vaters seiner Berufung widerstrebt hatte. In
That sah er die gehegten Erwartungen befriedigt, wenn er auch
kurze Zeit in dem Lande selbst verweilte. Denn schon im folgen-
Jahre wurde er zum Staatsrathe und schwedischen Gesandten
französischen Hofe ernannt, und er durfte es wagen, selbst
n Richelieu's allmächtigen Willen, in Paris zu erscheinen.
n Jahre lang verwaltete er diesen wichtigen Posten mit gro-
Klugheit und zu allgemeinster Anerkennung. Auf der Rückreise
Schweden, die er über Holland machte, fand er in Amsterdam
so außerordentlich günstige Aufnahme, daß er sich mit neuen
den an sein Heimathsland gefesselt fühlte. Die Hochachtung gegen
e glänzenden Gaben und Verdienste war eine aufrichtige und
emeine; man bereute, was man an ihm verschuldet hatte, und
te das frühere wieder gut zu machen. Dies wirkte so mächtig
ihn ein und erfüllte sein Herz mit so frohen Hoffnungen, daß
en Entschluß faßte, in sein Vaterland zurückzukehren, und daß

er ungeachtet der zuvorkommendsten Aufnahme, die er in Schweden fand, dort seine Entlassung nahm, die ihm nur mit großem und aufrichtigem Bedauern ertheilt ward. Die gründliche und umsichtige Berichterstattung über seine Wirksamkeit in Paris, die diesem seinem Abschiede voraufging, hatte den Schmerz über sein Scheiden noch vergrößert. Aber er sollte den geliebten Boden seines Vaterlandes nicht wieder betreten: auf der Rückreise erlitt er Schiffbruch an der pommerschen Küste, er kam krank in Rostock an und fand dort seinen Tod am 28. August 1645 in seinem 63. Lebensjahre. Seine letzten Stunden waren voll Glaubens und Gebets, er rief zu seinem Heiland um Erlösung. Seine Leiche wurde in der Familiengruft zu Delft beigesetzt.

Hugo Grotius gehört zu den Herolden und Vorläufern einer neuen Zeit, deren Schriften einen großen und bahnbrechenden Einfluß übten, deren religiöse Denkweise aber, bei aller Berechtigung in gewissen Grundzügen, doch dem gleichzeitigen Strome jenes verflachenden Geistes, der in Deutschland als Rationalismus, in England als Deismus auftrat, für die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Die später so laut gewordenen Rufe nach Gewissensfreiheit und Entfernung des Symbolzwangs haben hier ihren Anfang genommen; zugleich haben diese Bestrebungen auf wissenschaftlichem Gebiete für biblische Kritik und Schriftauslegung einen hohen Werth; nur daß auch hier, wie in dem Kampfe der kirchlichen Duldsamkeit mit dem starren Dogmatismus, in dem Zusammenfließen der kirchlichen und politischen Richtungen und Parteien, in der Verbindung des Alterthums mit dem Christenthume u. a., jene trüben Mischungen sich zeigten, die nicht zu einem gedeihlichen Erfolge beitragen konnten.

Grotius' literarische Thätigkeit ging von der politisch-ökonomischen und publicistischen zu der theologischen, namentlich zur Exegese und Apologetik, über. Alle stehen bei ihm in einem wahrhaft innerlichen Zusammenhange, weil er sich bei Allem von seinem durch die christliche Wahrheit durchdrungenen und getragenen Rechtssinne bestimmen ließ. Doch kann hier von den übrigen nur in der Kürze die Rede sein. Alle sind durch Klarheit, Bündigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnet; man wird in der ganzen Richtung des außerordentlichen Mannes unwillkürlich an den Erasmus erinnert, wenn auch die Behauptung allerdings zu weit gehen mag, er habe den Charakter desselben auch darin nicht verleugnet, daß er je länger je mehr zur römischen Kirche sich hingeneigt, namentlich in der Lehre von der Tradition. Ohne eine freiere Bewegung,

:, worin die orthodoxe Theologie des 17. und 18. Jahr-
ts einem großen Theile nach sich zeigte, hätte er nicht die
ı des Staats- und Völkerrechts unter das Licht des Evan-
ıs stellen können. Eben darum stand er auch so weit und
i in seiner ganzen Anschauungsweise da, daß er durch alle
lichen Formen und Umhüllungen hindurch das wahrhaft
liche erkannte und die echten Glieder der unsichtbaren Kirche
in den übrigen Bekenntnissen sah und ehrte. Sein erstes
, das ihm sogleich einen bedeutenden Namen verschaffte, han-
über das freie Meer oder über das Anrecht der Holländer
den indischen Handel und war gegen die Spanier gerichtet,
ür ihre Anerkennung der niederländischen Unabhängigkeit als
enbedingung die Forderung stellten, daß die Holländer den
del nach Indien aufgeben sollten.

Ein zweites, vielleicht sein eigentliches Hauptwerk, war das
n erwähnte vom Rechte des Kriegs und Friedens, das, man
g nun über seine Richtung urtheilen, wie man will, jedenfalls
:n bedeutenden wissenschaftlichen Fortschritt auf diesem Gebiete
eichnete. An die Stelle der einseitigen mittelalterlichen Grund-
e einer theokratischen Ableitung war hier zum ersten Male die
eorie des Gesellschaftsvertrags gesetzt worden, die denn doch
enfalls, auch wenn sie nicht bestehen bleiben konnte, einmal wis-
ıschaftlich durchgearbeitet werden mußte. Die darin ausgestreuten
ichhaltigen praktischen Winke verliehen demselben einen unschätz-
ıren Werth; es galt als ein „reiches Erfahrungsbuch für diplo-
ıatische Geschäftsführung." Gustav Adolph von Schweden soll es
nmer bei sich geführt haben, und der Kurfürst Karl Ludwig von
er Pfalz fand sich durch dasselbe bewogen, den ersten in Deutsch-
and wirksam gewesenen Lehrer des Natur- und Völkerrechts in
er Person Samuel von Pufendorfs 1661 an seine Heidelberger
Hochschule zu berufen.

Wir kommen zu seinen zahlreichsten Schriften, den theologi-
schen, in welchen sich im allgemeinen ein rationalisender Spiritua-
lismus zu erkennen giebt. Seine Lehranschauungen waren schon durch
den in seiner Jugend genossenen arminianischen Unterricht in dieser
Richtung gefärbt worden; in dem lebhaften Streite, in welchen er
selbst hineingezogen wurde, war der ursprünglich eingenommene Stand-
punkt noch befestigt und stärker ausgebildet worden. So hat er
denn auch dem Unglimpf der Parteien sich aussetzen müssen: die
einen verurtheilten ihn als einen Socinianer, die andern fanden
seine Vertheidigung des Versöhnungstodes und genugthuenden

Verdienstes Christi viel zu orthodox. Und allerdings wich er in einem Punkte, wie das auch andere vor und nach ihm in den verschiedenen Bekenntnissen gethan haben, von dem kirchlichen Lehrbegriffe ab: in dem Tode des Heilands ließ er mehr den stellvertretenden als den genugthuenden Akt zum Vorschein kommen; die Erlösung war seiner eigenthümlichen Geistesstellung mehr eine juristische That, eine Lossprechung von Seiten Gottes um Christi willen, und zugleich ein Strafexempel, das von der Strafe zurückschrecken sollte; damit sei dem Bedürfnisse des gerechten und heiligen Gottes genügt und der göttliche Abscheu vor der Sünde im hellsten Lichte aufgezeigt. Aber die Heiligung des wiedergeborenen Lebens war damit nicht zu ihrem Rechte gekommen.

In seinen (lateinisch geschriebenen, wie ursprünglich die meisten seiner Schriften) Anmerkungen zum A. u. N. T. huldigte er gleichfalls im wesentlichen der bei den Arminianern herrschenden Geistesrichtung und wissenschaftlichen Methode. Lange Zeit wurden sie daher nur von Anhängern dieser Partei gelesen und blieben darüber hinaus ziemlich unbeachtet. Kirchliche Dogmatiker, wie der Wittenberger Abraham Calov, der gleichwohl später in seinem Bibelwerke das Wichtigste und Inhaltreichste von ihm in trefflich überarbeiteter Gestalt gab, warnten vor der allgemeinen Richtung, die darin herrschte. Sie ist noch in unserem Jahrhunderte als kritisch-historische Auslegungskunst eifrig geübt und weiter ausgebildet worden, ohne jedoch andere und tiefere Richtungen daneben verdrängen zu können. Ueberall, wo man eine „voraussetzungslose" Dogmatik verlangte und auch die Lehren der kirchlichen Dogmatiker auf Grund der heiligen Schrift prüfen wollte, wurden seine Auslegungen mit entschiedenem Beifall begrüßt und durch deutsche Theologen wieder an's Licht gezogen und weiter verbreitet. Grotius erscheint somit als Chorführer der grammatisch-historischen Schule, die bei uns im vorigen Jahrhundert durch J. A. Ernesti ihre vorzüglichste Pflege und Ausbildung erhielt. Die Gefahren und Mängel der Methode zeigten sich aber bald: schon die lose, abgerissene, scholienartige Form der Anmerkungen mußte wesentliches, besonders für die genaue Auffassung des Zusammhangs, vermissen und darum den Lehrgehalt nicht bestimmt und umfassend genug hervortreten lassen. Die allgemeinen logischen Denkformen müssen ersetzen, was an eigenthümlicher Schärfe des biblischen Gehalts fehlt; am wenigsten kann daher von einer klaren und bündigen Feststellung des Schriftprincips die Rede sein, für das die folgenden Jahrhunderte immer so eifrig gearbeitet haben. Wenn

sſprüche der Bergpredigt durch Parallelen classischer Autoren
:rn wollte, so war das ein Mißgriff, der aber die folgenden
underte hindurch bis in die Gegenwart hinein noch oft ge-
egangen worden ist. Grade in der christlichen Ethik sollten
efgreifenden principiellen Abstände des Alterthums von der
ichen Wahrheit unzweideutig in die Augen springen. Andere
darin noch mehr gefehlt als er; denn Grotius bewahrte
r die nüchterne Mäßigung und besonnene Klarheit. Wenn
nicht minder eine willkürliche Auffindung des Typischen
ne prophetische Stellen gradezu aus dem Zusammenhange riß,
nkte Grotius wieder in denselben zurück, auch wenn manche
chende Vorurtheile und Lieblingsmeinungen dadurch zerstört
)en. Er hat vielfach nur Wege gezeigt und Bahnen eröffnet,
in seinen Leistungen sind viele fruchtbare Keime späterer reich-
ger Entwickelung vorhanden.

Seine einflußreichste, von allen Parteien mit dem lebhaftesten
fall aufgenommene Schrift war seine apologetische über die
hrheit der christlichen Religion (1627), die viele Auflagen er-
und in die verschiedensten Sprachen, auch in's Malaiische und
nesische, übersetzt worden ist. Schon auf der Veste Löwenstein
te er den Grund dazu gelegt; sein Absehen war dabei auf die
te Christenheit, ja über dieselbe hinaus auf die Wanderer
Wasser und Lande in den heidnischen Ländern gerichtet. Er
hte sie sich besonders wirksam auch in den niederen Volkskreisen;
ist es aber merkwürdiger Weise vorzüglich in den höheren
tänden und gelehrten Kreisen geworden, aber sie hat theilneh-
:nde Bewunderung gefunden und viel Segen gestiftet selbst bis
die neuere Zeit hinein. Die Schrift zerfällt in 6 Bücher:
s erste handelt von der Religion und dem Wesen Gottes im
lgemeinen, von Wunder und Weissagung; das zweite zeigt die
Wahrheit des Christenthums mit den klarsten und siegreichsten Be-
eisen: fordert Jemand noch dringendere, fügt er hinzu, so muß
: wissen, daß die Beweisarten nach den Gegenständen verschieden
nd, und da die angeführten so viele weise und fromme Männer
efriedigt haben, so ist der Grund seines Unglaubens darin zu
uchen, daß er nichts für wahr halten will, was seinen Leiden-
chaften zuwider ist. Das dritte Buch geht auf die heilige Schrift,
hre Echtheit und Glaubwürdigkeit ein; das vierte widerlegt
die nicht-christlichen Religions-Systeme, zunächst das Heidenthum;
das fünfte stellt das wahre Verhältniß des Judenthums zum Chri-
stenthum in das rechte Licht, und das sechste bekämpft den Islam.

Auch jetzt noch manches schätzbare Material, wenn auch die Forderungen der wissenschaftlichen Bearbeitung andere geworden sind. — Auch die ersten scharfsinnigen Erörterungen des allgemeinen Kirchenrechts verdanken ihm die Protestanten: er vertheidigte 1613 als Fiscal-Anwalt der Stände Hollands das gemäßigte und einsichtsvolle Benehmen dieser Stände bei den heftigen kirchlichen Streitigkeiten in einem besonderen Buche, worin er auch vornehmlich die Reste derjenigen Rechte sorgfältig sammelte, welche die Fürsten in Kirchensachen seit den ältesten Zeiten ausgeübt hatten.

Man darf in Wahrheit behaupten, daß Grotius mächtig und folgenreich wie wenige Gelehrte des 17. Jahrhunderts auf die gesammte Bildung und Richtung des geistigen Lebens in Europa eingewirkt hat. Sein frisches, gesundes und kräftiges Wesen brach auf den wichtigsten Gebieten eine neue Bahn; mit künstlerischer Meisterschaft behandelte er jeden in die Hand genommenen Stoff, blieb von allem Kleinlichen und Pedantischen frei und war darum den Weisen ein Aergerniß und den gewöhnlichen Menschen ein Räthsel; bei alledem mild versöhnlich, wie Melanchthon und der ihm befreundete Calixtus, über den Parteien stehend im Staat wie in der Kirche, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, „ein heroisch-antiker Mann, aber mit ungeheuchelter Christen-Demuth."

Friedrich Lübker in Flensburg.

---

16. Gottfried Arnold.

5. September.

In den Tagen, in welchen das Evangelische Jahrbuch in die Hände seiner Leser zu gelangen pflegt, werden es im J. 1866 genau 200 Jahre, daß der Mann, dessen Lebensbild die nachstehenden Zeilen entwerfen wollen, in das irdische Leben getreten ist. Am 5. September 1666 wurde Gottfried Arnold einem armen Schullehrer zu Annaberg im Meißnischen Erzgebirge geboren. „Dies war ein Licht der Welt, ein scharfes Salz der Erde": so lautet die Summa des biographischen Denkmals, welches ihm seine dankbaren Freunde unmittelbar nach dem Hintritt ihres unvergeßlichen Lehrers gesetzt haben; aber so viel mindestens mußten auch seine zahlreichen Widersacher anerkennen, daß er eine allgemeine Aufmerksamkeit weit hinaus über die Grenzen des evangelischen Deutschlands er-

ja daß er erfolgreich eingewirkt habe auf die theologiſche ſchaft wie auf das chriſtliche Leben in ſeiner Zeit. Daß ufe der Jahre der Glanz ſeines Namens merklich erblich, e gegenwärtige Chriſtenheit denſelben wenig kennt und ſelten : das beruht auf Umſtänden, welche weder die hohen Gaben uch den brünſtigen Eifer des trefflichen Mannes in Frage , die aber gleichwohl trübe Schatten über das ſonſt lichtvolle ilde verbreiten. Wer Arnolds Geſchichte gründlicher durch- t, ſich tiefer in ſeine Schriften verſenkt, wer namentlich lieſt ſeine Verehrer und ſeine Gegner in zum Theil erbittertem ite verhandelt haben: der wird es eben ſo ſicher beklagen, er vielfach verkannt, ſchief beurtheilt, ungerecht verfolgt wor- iſt, wie er ihn unzweifelhaft nicht für völlig vorwurfsfrei makellos erachten kann. Vielleicht finden ſich nicht viele Ge- en in der Kirchenhiſtorie, die in demſelben Grade den unbe- genen Betrachter zu gleicher Zeit mit lebhafter Sympathie wie entſchiedener Antipathie erfüllen, ihn zu bewundernder Theil- me aber auch zum Unwillen ſtimmen. Man möchte ſich ihm geben mit der ganzen Wärme des Gemüths, und fühlt ſich tzlich auf's Empfindlichſte erkältet. Man möchte ihm Glück inſchen zu ſeinem Streben und Vornehmen, und muß doch die- igen ſegnen, die ihm einen mannhaften Widerſtand geleiſtet ben. Was ſeine erſten begeiſterten Biographen gehofft haben, ß ſeine Widerſacher ſehen würden, „in welch' einen Mann ihre ungen und Federn geſtochen haben;" ja was er ſelbſt in einem hönen Liede[1]) erwartend ausſpricht, daß ſeine Feinde die Pein emüthig bekennen würden, die ſie ihm verurſacht hätten: das hat ich wenigſtens in einem ſonderlichen Umfange nicht erfüllt, — weder in der nächſten Periode nach ſeinem Tode noch auch in ſpä- terer Zeit; es konnte auch nicht wohl geſchehen.

Gottfried Arnold bezog im Jahre 1685 die Univerſität zu Wittenberg, noch mit etwas andrem ausgeſtattet als mit den für die damaligen Verhältniſſe bedeutenden Kenntniſſen, die er auf der Schule zu Gera eingeſammelt hatte; er brachte zu ſeinem akade- miſchen Studium auch Früchte mit, welche die von dem Propheten bezeichnete Schule, „es iſt dem Manne gut, daß er das Joch in ſeiner Jugend trage," in ihm gezeitigt hatte. Die Entbehrungen,

1) In dem Liede: „Alsbald ich mich in meinem Sinn." Vergl. Arnolds göttliche Sophia, Leipzig 1700, im Anhange der Poetiſchen Lob- und Liebesſprüche.

die er von Kind auf zu leiden hatte und zu deren Bekämpfung schon der Knabe sich ausschließlich auf die eigenen Kräfte gewiesen sah, waren ihm weder zum Unmuth gegen Gott noch zur Bitterkeit gegen Menschen gediehen, sondern zu einem tiefen Ernste des Lebens, zu einer innigen und lebendigen Frömmigkeit und zur Entfaltung der ungemeinen geistigen Gaben, mit welchen er begnadigt worden war. Nicht leicht tritt ein Jüngling mit einer Charakterfestigkeit in die Hochschule ein, wie sie sich Arnold zu eigen gemacht, und entschiedener als er konnte keiner die Theologie als das einzig für ihn mögliche Studium ergreifen. Die Versuchungen, in welchen mancher Jüngling zu Grunde geht, waren für ihn beinahe nicht vorhanden. Das wüste Treiben der damaligen akademischen Jugend widerte ihn an. Seinem reinen Wandel, seinem stillen, der emsigen Arbeit geweihten Leben konnten später selbst die erbittertsten Widersacher ihre Anerkennung nicht versagen; nur er selbst klagt sich mancher Anwandlung von Ehrgeiz und Hoffahrt in dieser Periode seines Lebens an. Während ihn aber diese tiefe Kluft von seinen Studiengenossen schied, befestigte sich eine andere nicht minder bedeutende zwischen ihm und den damaligen Lehrern der Theologie. Die Dogmatik und Polemik, wie sie zu der Zeit in Wittenberg gelehrt wurde, vermochte einen Jüngling nicht anzuziehen, welchen nach einer ganz anderen Erkenntniß dürstete als nach Klarheit und Präcision der Begriffe; und kein Band der Pietät konnte ihn an diejenigen ketten, welche auf Catheder wie auf Kanzel sich in schulgerechten Definitionen und in haarspaltenden Distinctionen ergingen. Wenig erbaut von dem öffentlichen Gottesdienst suchte er Ersatz im Kämmerlein seines Herzens; und ganz unbefriedigt von den Vorträgen der Lehrer vertiefte er sich in eigene und zwar vornehmlich historische Studien: — und die lebenskräftigen Keime einer gründlichen Zerfallenheit mit den kirchlichen Zuständen seiner Zeit waren gelegt. Eine Reihe von Umständen folgte, welche die Entwickelung derselben begünstigte. Die Gemeinschaft mit Spener, zu welchem sich Arnold unmittelbar nach seinen Universitätsjahren begab, konnte bei seiner damaligen Gemüthsverfassung nicht heilsam auf ihn einwirken. Wie reichen Segen er auch von den Predigten und Erbauungsstunden des verehrten Mannes für das fromme Bedürfniß seines Herzens davontrug: zu der Genesung von der krankhaften Richtung, die er einzuschlagen angefangen hatte, gedieh ihm dieser Umgang nicht. Begierig sog er die Klagen Speners über die Schäden der Kirche

er die Unzweckmäßigkeit der damaligen theologischen Studien
er die ausharrende Geduld des gereiften Lehrers, die Treue,
lcher derselbe in seinem besonderen Kreise zu bessern und zu
bemüht war, wußte der zum einseitigen Kampfe gestimmte
: Mann nicht zu schätzen, er hat sie kaum einmal bemerkt.
vich die innige Zuneigung, die Beide anfangs zu einander
allmählig einer zunehmenden Kälte, welche später hart an
renze eines ganz eigentlichen Bruches angestreift hat. War
der Einfluß Speners auch kein durchschlagender, drang der-
namentlich vergebens in den gefährdeten Freund, ein Pfarr-
aus seinen Händen anzunehmen: so fiel doch ein immerhin
bedeutendes Gegengewicht hinweg, als Arnold im Jahre 1693
mehrjährigen Aufenthalt in Quedlinburg nahm. Hier fand
icht allein Gesinnungsgenossen, in deren Gemeinschaft seine
amungen Nahrung, seine Anschauungen Befestigung empfingen,
ern er kam auch mit solchen in Berührung, welche über sei-
Standpunkt weit hinausgegangen waren, und die keine Netze
Verführung auszuwerfen hatten, um ihn nach und nach zu sich
:berzuziehen. Man konnte es als ein Glück für ihn erachten,
er noch zur rechten Zeit diesen gefährlichen Umgebungen ent-
t ward, indem er 1697 als ordentlicher Professor der Ge-
chte an die Universität zu Gießen kam. Die hessische Regie-
ıg that gewiß keinen Fehlgriff, als sie ihn zu diesem wichtigen
ıte berief. Es gebrach Arnold weder an historischen Kennt-
sen noch auch an Lehrtalent, und seine Vorträge fanden bei den
tudirenden auch reichen Beifall. Aber er selbst hatte sich gründ-
h getäuscht, wenn er — freilich nach langem Kampf und
chwanken, aber endlich doch mit einer gewissen Zuversicht — die
kademische Laufbahn betrat. Bei seinem ausschließlich den Inter-
ssen des Reichs Gottes zugewandten Sinne konnte er in einer
Thätigkeit keine Befriedigung finden, die ihn auf ganz heterogene
Gebiete verwies; das akademische Leben mit seinen Sitten und
Unsitten mußte dem Professor in Gießen in gleichem oder in noch
höherem Grade widerstreben, wie einst dem Studirenden in Wit-
tenberg; und ohne irgend einen Geistesverwandten, an den er sich
hätte anschließen und der ihn hätte verstehen können, völlig zu-
geschlossen gegen seine Berufsgenossen, die Zeichen des Mißmuths
auf dem Angesichte tragend, erschien er Allen, ja zuletzt sich selbst
als Sonderling. „Ich bin ein Wundermensch in aller Menschen
Augen, ich weiß nicht, ob ich noch werd' unter Menschen taugen,

mich wundert, daß man mich nicht in's Geſicht verlacht“ [1]). Es war nicht anders zu erwarten, als daß ſeine energiſche Natur dieſe Feſſeln gewaltſam zerbrach. Ohne ſeine Entlaſſung empfangen zu haben, verließ er ſchon nach Jahresfriſt die Univerſität, und kehrte dahin zurück, wo er eine Heimath gefunden und ſeine Freunde zurückgelaſſen hatte. Daß er ſich dieſen fortan rückhaltloſer hingab als ehedem, iſt pſychologiſch ebenſo zu begreifen, wie das Aufſehen, welches ſein eigenmächtiges, in einer Druckſchrift von ihm gerechtfertigtes Verfahren hervorgebracht, das Mißtrauen erklärlich macht, mit welchem fortan die Theologen und die Geiſtlichkeit ſeinen Wandel beobachteten. Man hörte, daß er ſich dem öffentlichen Gottesdienſte entfremde, kaum noch einmal in den Kirchen geſehen werde; es hieß ſogar, daß er ſich ſelbſt privatim das heilige Abendmahl geſpendet habe. Es wurde ruchbar, daß er mit Theoſophen und Myſtikern, mit Gichtel und Peterſen, Gemeinſchaft pflege, daß er für die Separatiſten in der Stadt und Umgegend Partei nehme. Es wurde bemerkt, daß er der vertrauteſte Freund und Hausgenoſſe des ſeit langer Zeit als Sectirer verrufenen Hofdiaconus Sprögel ſei. Das geiſtliche Miniſterium von Quedlinburg ſah ſich veranlaßt, gegen ihn einzuſchreiten, und die Regierung der Aebtiſſin war nicht abgeneigt, demſelben den weltlichen Arm gegen den Verächter der kirchlichen Ordnung zu leihen. Arnold rechtfertigte ſich zwar gegen dieſe Anklagen; allein ſeine eigene Vertheidigung machte kein Hehl von der Geringſchätzung, mit welcher er auf den Cultus und auf die zu demſelben verſammelte Gemeinde herabſah. Und doch verſchwand dies Alles noch vor der Fluth von Vorwürfen, welche von allen Seiten her wegen ſeiner literariſchen Producte wider ihn erhoben wurden.

Dieſe ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, die er bis an das Ende ſeines Quedlinburger Aufenthalts in ununterbrochener Folge entfaltete, war eine ebenſo fruchtbare wie vielſeitige. Seine kirchengeſchichtlichen Werke, „die erſte Liebe“ und „die unpartheiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie“, ſichern ſeinem Namen eine bleibende Stelle in der Geſchichte der chriſtlichen Theologie. Aber auch ſeine poetiſchen Mittheilungen und ſeine Arbeiten auf dem Felde der Myſtik haben ſich weit über den Tod ihres Verfaſſers hinaus eine große Theilnahme zu erwecken vermocht. Wie verſchiedenen Gebieten auch dieſe (und neben ihnen noch zahlreiche andere weniger bedeutende) Schriften angehören: ſo ſind ſie doch alle nur ver-

1) Vgl. „Göttliche Liebesfunken“ 2. A. Frankfurt 1701. Nr. 13.

ene Strahlen, welche von einem Mittelpunkte ausgehen und mselben zurückführen. Derselbe Mann spiegelt sich in ihnen erselbe Geist bricht aus ihnen hervor, eine und dieselbe Ten- wird überall verfolgt; — daher auch in allen dieselben gel und Irrthümer, dieselben Vorzüge und Lichtseiten. Arnold das wahre Christenthum in den Durchbruch aus den Ban- der Welt und des Fleisches und in das völlige Eindringen in t. Darnach hat er selbst gerungen im Schweiß seines Ange- s, mit Seufzen und Beten, in Wachen und Fasten, unter änen und Klagen. „Eines, Eines fehlt mir hier, das ich nicht ; find' in mir: der verbundenen Einigkeit unbewegte Festig- !" [1]) Aber das war zugleich der Gedanke, der ihn bei allem, s er dachte und schrieb, geleitet hat. Er beherrscht seine Dich- gen, er erfüllt seine mystischen Schriften, ja er hat ihm auch leitenden Gesichtspunkte für seine historischen Werke gegeben. dem Arnold die Christenheit seiner Zeit betrachtete, so konnte er n diesem Standorte aus nur ein abgefallenes Babel in derselben en, ein Babel, aus welchem einzelne Seelen sich fliehend zu tten suchten. Aber indem er rückwärts schauete, fand er durch e Jahrhunderte im wesentlichen dieselbe Lage der Sache, und r in den ersten Zeiten machte ihm die Kirche den Eindruck der raut Jesu Christi. Er singt: „wenn dich, mein Leser, eine Klag' m Abfall Babels seltsam dünkt, so wisse, daß vom Christenthum n weder Neu noch Altes kennest" [2]). Davon war die eine Folge ie, daß er die Zustände der ersten Gemeinde durchweg idealisirt. Die „wahre" Abbildung der ersten Christen, welche er in seiner istorischen Erstlingsschrift (Frankfurt 1696) entworfen hat, ist eine geschichtlich treue Darstellung, sondern sie stellt das Ideal, das Musterbild einer christlichen Gemeinde auf, und wurde wohl us eben diesem Grunde weniger von den Gelehrten benutzt und gewürdigt, vielmehr von frommen Gemüthern als Erbauungsbuch empfohlen und gebraucht. Die andere Folge davon aber war die, daß Arnold in der späteren Kirche nichts als Verfall und Verder- ben erkannte, und daß er nur auf vereinzelten Gestalten mit Wohl- gefallen beruhete. Man hat den Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er, wie es scheine, grundsätzlich die Häretiker in Schutz genommen habe, und hat aus dieser Voraussetzung den Schluß gezogen, daß

1) Vgl. das Lied: „Ew'ge Weisheit, Jesu Christ, da mein rechter Brautschatz ist", in den Poetischen Lob- und Liebessprüchen nach Hohel. 8, 6.
2) Vgl. „Ein Denkmal des alten Christenthums" Goslar 1702.

er entweder die Lehre als etwas ganz gleichgültiges erachte oder selbst in Irrlehren müsse befangen sein. Allein weder die eine noch die andere Alternative ist eine zutreffende. Auf einer offen und freimüthig ausgesprochenen Verachtung oder auch nur Geringschätzung der Lehre betreffen wir Arnold niemals [1]); nur waren ihm Begriffe und Formeln nicht die Hauptsache, ja er hegte den Verdacht, daß das starre Festhalten an denselben, ihre einseitige Betonung und Werthschätzung, als ein Mittel, sich mit der Hauptsache abzufinden, gemißbraucht werde [2]). Von vorn ab aussichtslos ist aber der Versuch, Arnold selbst zu einem Häretiker zu stempeln. Christoph Colerus führt zwar in seiner Lebensbeschreibung des ihm tief verhaßten Mannes (Wittenberg 1718) eine ganze Reihe von Abweichungen vom lutherischen Lehrbegriffe auf, deren er sich schuldig gemacht [3]); allein die unbewiesenen Behauptungen des beschränkten Geistes bezeugen nur seine gänzliche Unfähigkeit, sich in ein fremdes Denken zu finden. In den zahlreichen Predigten, welche uns von Arnold überkommen sind [4]), begegnet uns durchweg die correcte lutherische Lehre; und nicht ohne Unmuth ertheilt ihr Verfasser einem besorgten Freunde die Versicherung, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sei, an der Lehre von der Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben zu zweifeln. Die Sache ist vielmehr diese. Da Arnold die Kirche namentlich seit der Zeit des Constantinus als eine verderbte erachtete: so konnte ihm die Unterdrückung und Verfolgung der Ketzer nicht als ein Kampf erschienen, der im Dienste der Wahrheit gegen den Irrthum wäre unternommen worden, sondern ein ganz anderer Verdacht stieg mächtig in ihm auf. Ist die Verfolgerin durchaus verderbt: so werden die von ihr Verfolgten die vergleichungsweise Reinen und Gesunden sein; hat jene mit der wahren Frömmigkeit gebrochen: so erscheinen diese als die ungerecht bedrückten Gotteskinder. Ueberall ist daher Arnold bemüht,

---

1) Vgl. das treffliche Lied: „Jesus der einige Meister" in den Göttlichen Liebesfunken Nr. 137. „Indessen bleibt das Lehren unverachtet" u. s. w.

2) Vgl. Göttl. Liebesfunken Nr. 127: „So soll denn Dinte und Papier Euch Gottes Wort in's Herze schreiben? Meint ihr, daß man nicht merke, Euch graue vor dem Licht, Das hell aus Gott ausbricht?"

3) Vgl. a. a. O. S. 43—82.

4) „Evangelische Botschaft der Herrlichkeit Gottes in Christo Jesu" und „die Verklärung Jesu Christi in der Seele", jene über die Evangelien, diese über die Episteln sämmtlicher Sonntage im Kirchenjahr.

en einer lebendigen Heilsbegierde bei den angefeindeten
u entdecken; und was er so emsig und beharrlich gesucht,
er auch richtig allemal gefunden. Von selbst aber ver-
sich von hier aus auch über die eingeräumten Irrthümer
ein viel milderes Licht. Daß der Geschichtschreiber auf
Wege vielfach in die Irre gerathen, daß seine Darstellung
eniger als eine „unpartheiische" ist: das wird gegenwärtig
llgemein zugestanden, wie die Verdienste seines Werks um
ebung und Neugestaltung der kirchengeschichtlichen Studien
llig anerkannt werden.

eniger nachtheilig wirkte die Grundanschauung Arnolds auf
oetischen Leistungen ein. Er war als Dichter ungemein
Wenn er seine Gabe irgend gewähren ließ, so wurde
seinen Händen alles zum Gedicht. Kaum ein einziges Werk
herausgegeben, das nicht mit poetischen Ergüssen durchwebt
selbst die geschichtlichen enthalten wenigstens Uebersetzungen
teinischen und griechischen Dichtern; zu mehreren unter sei-
Schriften finden sich Anhänge von Liedern hinzugefügt. Aber
eine selbständige Sammlung hat er (bereits 1697) unter
Titel „Göttliche Liebesfunken aus dem großen Feuer der
Gottes in Christo Jesu entsprungen" veröffentlicht. Daß
hm verliehene Gabe bei seinem ganz nach innen gerichteten,
Welt völlig abgewendeten, ausschließlich auf den Genuß der
ichen Liebe bedachten Sinne, unter dem beständigen Ringen
Geistes, in dem Wogen eines anfechtungsreichen Lebens, auf's
lichste gedieh; daß ihm ohne irgend welche dahin gehende Ab-
zahlreiche Klage- und Triumphgesänge, Streitlieder und Frie-
spsalmen entquollen sind: das begreift sich ebenso, wie daß
ige unter denselben zum Gebrauche im Cultus geeignet sind [1]).
er auch als individuelle Ergüsse angesehen, tragen sie die Mahl-
hen der nicht durchaus wohlgeordneten innern Verfassung des

---

1) Als eigentliche Kirchenlieder können etwa nur folgende vier be-
chnet werden: der Passionsgesang, „Wenn Vernunft von Christi Leiden
d von dessen Nutzen spricht"; das Lied auf die Wege Gottes, „So führst
u doch recht selig, Herr, die Deinen, ja selig und doch meist verwun-
rlich"; der Seufzer der Gefangenen, „O Durchbrecher aller Bande, der
u immer bei uns bist", und das Bittlied, „Herzog unsrer Seligkeiten,
hr' uns in Dein Heiligthum", — aber auch diese nur in einem sehr
ingeschränkten Sinne. In solche Gesangbücher, welche besonders für den
Cultusgebrauch und weniger für die Privaterbauung bestimmt sind, hat
man sie daher auch nicht aufgenommen.

Dichters sehr deutlich an sich. Sie verrathen theils überspannte, krankhaft hinaufgeschrobene Empfindungen, theils einen nichts weniger als abgeklärten Eifer, theils endlich eine Vertraulichkeit gegen den Herrn, welche über die Grenze der Kindlichkeit weit hinausgeht. Die Lehre von der „uneigennützigen Liebe" mag sich Arnold mit voller Ueberzeugung angeeignet haben. Gleichwohl ist es der Uebergriff eines ungesunden Gefühls, wenn er in dem Liede: „Jesu, meiner Seelen Leben, dem ich mich zum Dienst ergeben" [1]), also singt: stöß'st Du mich zur Höllenglut, — was Du willst, ist mir sehr gut! An dem heiligen Unwillen, mit welchem er die Entweihung des Hauses Gottes empfand, an dem verzehrenden Eifer um die Reinigung des Tempels, mag man einen Wohlgefallen haben: aber es ist doch mehr, als selbst das Gehaben jener Donnerssöhne, wenn er das bekannte Grablied Babels anstimmt, in welchem er sich selbst und Andre dazu ermuntert, die Mauern der verderbten Kirche stürmend zu zerstören, ihre Kinder an Steinen zu zerschmettern, ihrem Baue, dem Sitze des Frevels, ohne weichliches Erbarmen den Rest zu geben [2]). Welch' ein Maaß von Unmittelbarkeit, welche Kühnheit der Phantasie man endlich einem Dichter auch einräumen möge: so hat Arnold doch oft die Grenzen keuscher Zucht überschritten. Er war sich dieser Gefahr gar wohl bewußt, und er sang zu seiner eigenen Warnung: „Das zart'ste Gottes-Lieb-Bewegen wird unvermerkt in's Fleisch geführt, wo nicht des Geistes starkes Regen uns zum Gebet und Wachen rührt" [3]); aber nicht selten ist er derselben unterlegen, und viele seiner Lieder sind aus diesem Grunde durchaus der Vergessenheit zu übergeben. Trotz dem allem wird indessen Arnold immer als einer der hervorragendsten geistlichen Liederdichter anerkannt werden.

Zu der Beschäftigung mit der mystischen Theologie ist Arnold sehr früh, schon unmittelbar nach Vollendung seiner Kirchengeschichte geschritten; aber er hat seine Studien darüber auch in der letzten Zeit seines Lebens noch fortgesetzt [4]). Seine Neigung zu diesem Ge-

1) Vgl. Neue göttliche Liebesfunken und ausbrechende Liebesflammen, Frankfurt 1700.

2) Vgl. Göttliche Liebesfunken. I. Th. Nr. 126.

3) Vgl. das Lied „Verliebtes Lustspiel reiner Seelen", im Anhange zu der Schrift: das eheliche und unverehelichte Leben der ersten Christen, Frankfurt 1702. S. 514.

4) Seine Hauptschrift auf diesem Gebiete, „Historie und Beschreibung der mystischen Theologie" (ursprünglich deutsch geschrieben, hernach

erklärt sich leicht. Da er nicht die Kirche als die Braut kennen konnte, so war es seiner Ansicht nach die einzelne elche sich zu dieser Stellung zum Herrn emporzuarbeiten ıd es handelte sich nun um die Mittel und Wege, wie zur geistlichen Vermählung gelange. Die Mystik hat zu egenstande den verborgenen Gott. „Verborgenheit" — daher auch Arnold — „Verborgenheit, wie ist dein Meer und wundertief! Ich kann es nicht ergründen. Man n Maß noch Ziel noch End' zu finden, So lang' man ist Vergänglichkeit, Verborgenheit!" [1]) Allein er war weit ntfernt, in einem gnostischen Streben die Tiefen der Gott- zründen zu wollen. Arnold war nichts weniger, als ein cher Theosoph, er war überhaupt kein speculativer Geist. n ganz vorübergehender Weise, mehr von außen angeregt icht zu sagen gedrängt), als aus innerm Impulse, hat er nmal auf dies Gebiet verirrt, indem er die Schrift „das mniß der göttlichen Sophia" Leipzig 1700, verfaßte. Seine us praktische Natur, sein historisch gerichteter Geist brachte us dieser Thorheit eben so schnell wieder zurecht, wie seine inschaft mit Gichtel, die allein durch diesen Kitt zusammen- ten wurde, sich löste. Dagegen entsprach es seinem eigensten sten Bedürfniß, die verborgenen Wege erkennend zu deuten, welchen der Herr die Seele geleite und welche die letztere n müsse, auf daß eine innige und wesentliche Gemeinschaft chen dem verborgenen Gott und dem verborgenen Menschen Herzens entstehe. „Die Wahrheit ruht im Herzen tief, da ıd die Weisheit, als sie rief." Eigentlich Neues hat er nun ır darüber nicht dargeboten. Seine in dies Fach schlagenden hriften sind theils historischer Art, theils enthalten sie meist r Mittheilungen aus fremden Autoren. Indeß verdient das, ıs er über die geistliche Armuth, über die Verleugnung der elt, in Reimen und in Prosa gesagt hat, um der Gluth der mpfindung und der mächtig andringenden Sprache willen, noch mer eine Beachtung und Benutzung [2]).

---

on ihm selbst in's Lateinische übersetzt) erschien schon 1701. Eine spätere mfänglichere Arbeit „wahre Abbildung des inwendigen Christenthums" at er erst im Jahre 1709 herausgegeben.

1) Vgl. Göttliche Liebesfunken. I. Th. Nr. 144: „der unbekannte Gott".

2) So vornemlich mehrere tief innige Lieder in dem Arnold'schen Gebetbuch, Leipzig 1703. Eine Probe:

Ohne Frage hat diese schriftstellerische Wirksamkeit Arnolds bei vielen Einzelnen einen hohen, ja einen begeisterten Anklang und Beifall gefunden, und er hat sich sicher manchen stillen Herzensdank dadurch verdient. Im Großen und Ganzen aber erhob sich ein Sturm des Unwillens, welcher den charakterfesten Mann beinahe zu knicken schien; denn seinem ganzen Streben, welches er mit vollster Ueberzeugung und Hingebung verfolgte, wurde von allen Seiten die Berechtigung abgesprochen. So viel hätte er etwa noch verschmerzen können, daß die Cathedertheologen, daß die von J. B. Löscher herausgegebene hochangesehene Zeitschrift der Unschuldigen Nachrichten alles, was aus seinen Händen kam, verachtete: um so empfindlicher traf es ihn, wenn auch Männer wie Spener ihre Mißbilligung mehr oder minder laut und entschieden zu erkennen gaben. Nehmen wir hierzu seine bedrängte äußere Lage in Quedlinburg, da er kaum noch hatte, wo er sein Haupt hinlegen mochte, umgeben von offenem Haß und von giftigen Verläumdungen: so sehen wir ihn auf einem Punkte, wo nur eine innere Umkehr von einem eingeschlagenen Irrwege verbunden mit einer Umgestaltung des äußeren Lebens eine ganz eigentliche Rettung ermöglichte. Von wirklichen Retractationen Arnolds ist zwar nie das Mindeste bekannt geworden; war er doch auch immer recht und schlecht gewandelt, hatte er doch die Lauterkeit seiner Gesinnung allezeit bewahrt. Und doch muß zu jener Zeit die innere Veränderung mit ihm vorgegangen sein, die er selbst mit den Worten charakterisirt: „Gott pflegt nach und nach den an sich selbst rechtmäßigen Eifer über das gemeine Elend in heilige Ordnung und Temperatur zu bringen, und seine genaue Zucht treibt sodann zu weiser Unterscheidung wie auch zu dem ganzen Sinne Christi in göttlicher Geduld und Langmuth; er giebt dem Gemüthe Freiheit, sich den gemeinen Gewohnheiten zu unterwerfen." Er, welcher bisher nicht einmal den Gedanken hätte fassen können, eine

---

„O der Alles hätt' verloren,
Auch sich selbst, der allezeit
Nur das Eins hätt' auserkoren,
So Herz, Geist und Seel' vereint!

O wer doch gar wär' ertrunken
In der Gottheit Ungrund-See;
Damit wär' er ganz entsunken
Allem Kummer, Angst und Weh."

Zu vgl. auch das körnige und gedankenreiche Lied: „Als ich das Nichts nahm wohl in Acht, und mich darin ergeben" ꝛc.

Stellung in der tief verderbten Kirche einzunehmen, fühlte
t dazu durchaus geneigt. Irgend etwas mag dazu die
igetragen haben, in welche er (an seinem Geburtstage,
tember 1700) mit Anna Maria Sprögel (der Tochter sei-
hrfach erwähnten Freundes) getreten ist: allein das Haupt-
war ein rein innerliches. Eine Berufung zum Cabinetsprediger
rwittweten Herzogin zu Sachsen, welche in Allstedt residirte,
die volle Herstellung des Gleichgewichts in seinem Gemüthe
ere Aussicht zu stellen. Aber wie freudig er dem Rufe auch
gab, wie treu er sein Amt auch durch vier Jahre verwal-
nd wie reichen Segen die kleine Schloßgemeinde von seiner geist-
Pflege davontrug: die äußere Ruhe, deren er dringend bedürftig
wurde ihm hier noch nicht zu Theil. Er hatte sich der Geist-
it zu tief verhaßt gemacht, ihr Mißtrauen gegen ihn war durch
Erklärungen und Erbietungen zu beschwichtigen; und ungeachtet
r und einflußreicher Verwendungen wurde er endlich genöthigt,
sächsischen Lande zu verlassen. Aber das Wort wurde an ihm
r: wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um; wir
en Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Er fand eine
lucht in den preußischen Landen. Sein Schwiegervater Sprö-
, welcher das Hofdiaconat in Quedlinburg mit dem Pastorat
Werben in der Altmark vertauscht hatte, war gestorben: Arnold
rde ihm zum Nachfolger bestellt, und nach Verlauf zweier Jahre
707) auf den einstimmigen Wunsch des Raths und der Bürger-
aft in das Pfarramt und Inspectorat zu Perleberg eingesetzt.
er Lebensabend, welcher ihm hier beschieden war, war allerdings
ich ein leidenreicher; aber die Trübsale waren von anderer Art.
ie kamen nicht von der Menschen, sondern unmittelbar aus Got-
s Hand. Seine literarische Thätigkeit gab er während dieser
zten Periode seiner Pilgerschaft zwar nicht ganz auf; da sich
ieselbe indeß mehr auf dem Gebiete der praktischen Theologie
ewegte [1]), so wurde sie theils weniger beachtet, theils glimpflicher
eurtheilt. Bei seiner Gemeinde stand er in höchster Achtung und
Verehrung, und ein engerer Freundeskreis, der sich um ihn sam-
melte, war ein mehr als ausreichender Ersatz für die abgebrochenen
Beziehungen zu seinen früheren Kampfgenossen in Quedlinburg.
Allein sein bewegtes Leben, seine rastlose Thätigkeit, seine inneren
Kämpfe hatten seine körperliche Kraft gebrochen, und schweres

1) Er gab eine Pastorallehre, mehrere Postillen, Gesang- und Erbauungsbücher heraus.

häusliches Kreuz, der jähe Tod seiner beiden Kinder, beugten den so glaubensstarken Mann sehr tief. Im Jahre 1713 befiel ihn eine Krankheit, von welcher er zwar anscheinend genas, die aber doch nicht so völlig überwunden war, daß nicht irgend ein urplötzlicher Schlag den geschwächten Organismus hätte auflösen müssen. Und ein solcher erfolgte. Seine Freunde in dem schon erwähnten biographischen Denkmale erzählen ihn so, daß am Pfingstfeste des Jahres 1714, als die Gemeinde zur Feier des h. Abendmahls versammelt gewesen, plötzlich Werber in das Gotteshaus gedrungen seien, um einige junge Leute mit Gewalt zum Kriegsdienste zu zwingen. Diese Entweihung des Heiligthums, dieser urplötzliche Unfug habe dem geschwächten Manne den Todesstoß gegeben. Er habe zwar am folgenden Tage noch mit schwacher Stimme eine Leichenpredigt gehalten, aber völlig erschöpft sei er nach Hause gebracht worden und nach drei Tagen, am 20. Mai, sanft verschieden. Sein Tod, den er seit längerer Zeit sicher hatte kommen sehen und den er seiner Gattin bestimmt vorausgesagt, war schön und erbaulich. Die wenigen Tage, die er nach jenem erschütternden Vorfalle noch durchlebt hat, saß er tief in Betrachtungen versunken im Lehnstuhl; sichtlich unwillkommen war ihm jede Störung, wenngleich er alle an ihn gerichteten Fragen mit Freundlichkeit beantwortete und die ihn Besuchenden ernstlich zu einem rechten Durchbruch, zu einer ernsten Verleugnung der Welt und zu einem beharrlichen Eindringen in Gott ermahnte. Es kamen wohl auch Augenblicke der Angst und Anfechtung, er rief einmal aus: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir"; aber in dem Maaße, daß die Schatten des Todes ihn näher umfingen, umgaukelten reizende Bilder seine Phantasie. „Ach, wie schön!" sprach er, „wie wohl, ach wie wohl ist mir!" Und er richtete sich auf, rief mit lauter Stimme: „frisch auf! frisch auf! die Wagen her und fort!" — und im Genusse des vollen Friedens befahl er seinen Geist in die Hände des treuen Gottes, der ihn erlöst. Er wurde tief von seiner Gemeinde betrauert; sein Begräbnißtag war ein Klagetag in Perleberg. Seine Freunde empfanden auf's Schmerzlichste die Unersetzlichkeit des erlittenen Verlustes. Seine Widersacher aber hat selbst nicht sein Tod mit ihm versöhnt. Daß sie fortfuhren, seine theologischen Anschauungen zu bekämpfen: dazu hatten sie ihr gutes Recht. Daß sie aber Aeußerungen des Sterbenden gehässige Deutungen gegeben, und sein Grab mit schlecht ersonnenen Mährlein befleckt haben: das gereicht der Zeit, in welcher solches möglich war, zu keinem

Die Inschrift, welche seine Freunde auf seinen Leichen-
egraben haben, ist in der Biographie von Colerus, auch
:itz in der Historie der Wiedergeborenen abgedruckt; auf dem
ofe zu Perleberg aber ist sein Grabmal nicht mehr zu
. War es kein eitles Lob, wenn die Inschrift von ihm
„er war ein treuer Knecht Jesu Christi, dessen Evangelium
rch Wort und Schrift verbreitete, ein Liebhaber des Nächsten,
ssen Dienste er sich gänzlich opferte, und ein Mitgenosse der
:, die in Christo Jesu sind"; so ist ihm das unvergängliche,
n Herzen seiner Hörer und Leser errichtete Denkmal gewiß,
welchem der Apostel schreibt: „ihr seid unser Brief, zubereitet
) unser Amt mit dem Geist des lebendigen Gottes."

F. L. Steinmeyer in Berlin.

---

17. Die Heidenmission der evangelischen Brüder-Unität.

21. August 1732.

Einer der 13 Gedächtnißtage, welche die evangelische Brüder-
neinde alljährlich begeht, ist der 21. August 1732, an welchem
erste Mission der Brüder unter die Heiden, und zwar unter
: Neger nach St. Thomas, einer bekannten Insel Westindiens,
rch den Grafen Zinzendorf in Herrnhut abgeordnet wurde. Ein
edächtnißtag, der nicht allein für die Brüdergemeinde, sondern
r die ganze evangelische Kirche, ja für die allgemeine Geschichte
:s Reiches Gottes denkwürdig ist. Denn diese Mission war der
:ste Sproß eines Senfkorns, das mit kleinen Mitteln und großer
Beharrlichkeit der rettenden Liebe zu einem Baume geworden ist,
nter dessen Schatten viele Tausende erlöster Heidenseelen den
Vater im Himmel preisen. Ueber acht Inseln Westindiens, St.
Thomas, St. Jean, St. Croix, Jamaica, Antigua, St. Kitts,
Barbados, Tabago, über Grönland, Labrador und die Vereinigten
Staaten, über die Mosquito-Küste und Surinam, über Süd-
Africa und Australien und bis zu den Höhen des Himalaya sind
jetzt die Missionen der Brüdergemeinde ausgesäet, die im Jahre
1865 eine Einnahme von 99,799 Thalern, eine Ausgabe von
124,480 Thalern hatten. Dies Werk hat sie angefangen, da sie
selbst „ein Spott der Leute und Verachtung des Volks" war und
im Fortgange ist sie dem Grundsatze ihres Stifters treu geblieben,
„nur solcher armen Heiden sich anzunehmen, an die sich sonst

niemand mehr machen würde." Solche waren damals die Negersclaven.

Sclaverei und Sclavenhandel hat in Africa seit undenklichen Zeiten bestanden: die ersten zehn Negersclaven aber sind durch den portugiesischen Prinzen Heinrich den Seefahrer nach Europa gebracht worden (im Jahre 1442), und der menschenfreundliche spanische Priester Bartolomeo de las Casas, anfangs Pfarrer auf der Insel Cuba, der die grausamen Sclavendienste der körperschwachen Eingeborenen in Westindien mildern wollte, hat zuerst der spanischen Regierung den unseligen Rath gegeben, lieber die kräftigeren, arbeitstüchtigen Neger als Sclaven einzuführen und zu gebrauchen, nachdem die ersten Versuche im Jahre 1503, die in verstärktem Maaße 1511 wiederholt wurden, gelungen zu sein schienen. Portugiesen waren die ersten Sclavenhändler. Der erste englische Seefahrer, der seine Nation mit diesem Handel befleckte, war Hawkins, 1562, der aber, von der Königin Elisabeth verabscheut, noch keine Nachahmer fand. Nachdem jedoch König Karl I. im Jahre 1631 einer neuen Handelsgesellschaft, die sich mit Negerhandel nach Westindien befaßte, seine Bestätigung ertheilt hatte, trieben die Engländer dieses traurige Geschäft in stets wachsender Ausdehnung, und im Jahre 1697 gestattete ein Parlamentsbeschluß allen britischen Unterthanen den Negerhandel: im Jahre 1725 zählte man 200 englische Sclavenschiffe. Dem Beispiel der Engländer folgten bereits im 17. Jahrhundert die Franzosen, Holländer und Dänen. So war auch die dänische Insel St. Thomas im Jahre 1730 mit Negersclaven übersäet: sie ist eine der kleineren Inseln, etwa vier Meilen lang und größtentheils nur eine Meile breit.

Zur Gründung der ersten Negermission auf dieser Insel mußten viele göttliche Fügungen zusammentreffen. Die erste entfernteste, aber mächtigste Anregung ist auf A. H. Franke zurückzuführen, der den in dem deutschen Volke schlummernden Missionstrieb weckte; die zweite auf den frommen König Friedrich IV. von Dänemark, der für seine Besitzungen in Ostindien im Jahre 1706 von Halle aus zwei deutsche Missionare gewonnen hatte, von denen der eine, der treffliche Ziegenbalg, begleitet von einem getauften Malabaren, im Jahre 1714 Deutschland besuchte und besonders in Halle eine lebhafte Bewegung zu Gunsten der Mission erweckte. Bald darauf geschah es, daß der funfzehnjährige Graf Zinzendorf, damals Schüler des Halleschen Pädagogiums, mit seinem Jugendfreunde Friedrich von Watteville aus Bern den stillen Bund zur

cung der Elendesten unter den Heiden schloß. Eine Pflanz-
künftiger Missionare aber erwuchs aus den im Jahre 1722
dem Grafen am Hutberg bei Berthelsdorf in der Oberlausitz
nommenen Mährischen Brüdern, aus deren Vereinigung mit
kten Christen der lutherischen und reformirten Confession be-
rs seit dem 13. August 1727 die evangelische Brüdergemeinde
hte, in welcher schon seit 1728 eine Anzahl von 26 Männern
vereinigte, sich mit Leib und Seele ganz in den Dienst des
andes zu stellen und zu gehen, wohin Er sie senden würde.
demselben Jahre war der Graf Zinzendorf bereits mit dem
ig Christian VI. von Dänemark in nähere Verbindung gekom-
n, da er diesen auf einer Reise durch Deutschland gesehen und
prochen hatte: denn die Königin, eine geborene Markgräfin von
andenburg aus dem Hause Anspach und Baireuth, war mit des
:afen Schwester in ihrer Jugend nahe befreundet gewesen und
ır sogar weitläufig mit seinem Hause verwandt. Von des
önigs wie von des Grafen Seite wurde im Stillen daran ge-
ıcht, daß letzterer vielleicht mit der Zeit an den dänischen Hof
ıd in dänische Dienste gezogen werden könnte, und Zinzendorf
chielt im Anfang des Jahres 1731 die Einladung, im nächsten
Sommer in Kopenhagen zu erscheinen und der Krönung des Königs
beizuwohnen. Am 12. Mai kam er in Begleitung einiger Brüder
daselbst an und wurde von der ganzen königlichen Familie gnädigst
ıufgenommen.

Die Brüder, die als Diener im Gefolge des Grafen waren, wurden mit einem westindischen Neger, dem Kammermohren des Oberstallmeisters, Grafen von Laurwig bekannt. Dieser Neger, Namens Anton, erzählte ihnen, wie er oft nach schwerer Arbeit in der Zuckerplantage der dänischen Handelsgesellschaft, am Meeresstrande sitzend, den unbekannten Gott um Licht gebeten über die Lehre Jesu, von welcher unter den Weißen gelehrt und gepredigt würde, nach der sie aber nicht lebten. Da habe es Gott gefügt, daß er von einem dänischen Herrn gekauft, nach Kopenhagen geführt und hier in die Dienste des Grafen Laurwig gekommen sei, der ihn habe im Christenthum unterrichten und später taufen lassen. Er schilderte das Elend der Negersclaven auf St. Thomas und gedachte seiner Schwester Anna, welche zu Gott flehe, daß Er ihr einen Mann zuführen möge, der sie den Weg zur Seligkeit lehre. Diese Erzählung ging den Brüdern und dem Grafen, den sie davon in Kenntniß setzten, zu Herzen: er sprach selbst mit dem Neger und mit seinem Herrn und erlangte es, daß Anton ihm nach

Herrnhut folgen durfte. In Kopenhagen hatte die glühende Liebe des Grafen Zinzendorf zu derselben Zeit auch schon Unterhandlungen angeknüpft, um zur Unterstützung des Predigers Egede, des ersten Missionars der Grönländer, eine Brüdermission in Grönland zu gründen, deren Erstlinge im Jahre 1733 ihrer Bestimmung im fernen Norden entgegengingen.

Aber schon am 23. Juli 1731 stand der Graf vor der versammelten Gemeinde in Herrnhut und entzündete durch seine Erzählung von Kopenhagen, von dem Neger Anton und von den Schwarzen in St. Thomas die Herzen der beiden im Herrn verbundenen Brüder Leonhard Dober und Tobias Leupold, ohne daß für's Erste der Eine von dem Andern etwas wußte, zu dem Entschluß, sich zur Sendung nach St. Thomas darzubieten. Nachdem sie sich gegen einander ausgesprochen, schrieben sie am 25. Juli bei verschlossenen Thüren gemeinschaftlich an den Grafen und baten ihn, insgeheim ihr Vorhaben vor dem Heilande zu prüfen. Dieser nahm ihr Anerbieten mit Freuden auf und las in einer Singstunde den Brief ohne Nennung der Namen der Gemeinde vor, fand aber keinen Anklang. Als aber am 29. Juli Anton selbst in Begleitung von Dav. Nitschmann, der noch einige Tage zurückgeblieben war, von Kopenhagen angekommen war und in holländischer Sprache, wobei Zinzendorf sein Dolmetscher war, vor versammelter Gemeinde mit bewegtem Herzen von dem Elend, der heidnischen Blindheit und den Sünden der Neger in Westindien berichtete, als er von der Heilsbegierde seiner Schwester Anna erzählte, und wie mit ihr gewiß viele Andere nach der Botschaft vom Heil sich sehnten und das Evangelium mit Freuden aufnehmen würden, da änderte sich die Stimmung der Gemeinde. Dober und Leupold schreckten aber auch dann nicht zurück, als Anton bemerkte, die Sendboten würden kaum eine Gelegenheit finden, die Neger zu belehren, wenn sie nicht Sclaven würden und die Arbeiten auf den Feldern mit ihnen verrichteten. Sie erklärten sich, wenn es sein müßte, auch zu diesem Opfer, ja zur Dransetzung ihres Lebens bereit, falls sie dadurch auch nur Eine Seele für den Heiland gewinnen könnten. Indessen ließen sich von mancher Seite verschiedene Bedenken und Einreden hören und nach reiflicher Ueberlegung entschloß man sich auf Zinzendorfs Rath, dem Herrn die Entscheidung durch das Loos zu übergeben, ob Beide ausgehen sollten, oder welcher von Beiden. Dober zog das Loos, auf dem geschrieben stand: „Lasset den Knaben ziehen: denn der Herr ist mit ihm.“ Leupold mußte für jetzt daheim

bleiben, aber David Nitschmann ward ihm zugesellt: dieser war ein Zimmermann und verheirathet, Dober ein Töpfer. Am 18. August 1732 entließ sie unter Gebeten und Gesängen die Gemeinde; am 21. reisten sie ab, jeder mit sechs Thalern Reisegeld versehen und mit der Instruction, immer nach Lage der Umstände sich von dem Heiland leiten zu lassen. So begann die erste Missi n unter den Negersclaven, die erste Mission der evangelischen Brüdergemeinde.

Die beiden Brüder, die über Wernigerode, Braunschweig und Hamburg nach Kopenhagen wanderten, sahen unterwegs, wo sie bei Frommen einsprachen, viele bedenkliche Gesichter. Doch die Gräfin Stollberg-Wernigerode ermunterte sie mit den Worten: „Gehet in Gottes Namen hin, und wenn sie euch auch todtschlagen um des Heilandes willen, Er ist es Alles werth." Der Abt Steinmetz aber vom Kloster Bergen, der gerade zum Besuche bei der gräflichen Familie war, beschenkte David Nitschmann mit einer Bibel, in welche er die Worte Pauli schrieb: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich unter euch etwas wüßte, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten."

In Kopenhagen, wo sie am 15. September anlangten, wartete ihrer eine schwere Prüfung. Alle vernünftigen Leute riethen ihnen ab: der Neger Anton, der seinen Sinn gänzlich geändert hatte, nahm seine vorigen Aussagen zurück und die westindische Handelscompagnie verweigerte ihnen die Ueberfahrt auf ihren Schiffen. Da tröstete sie der Spruch aus ihrem Loosungsbüchlein: „Sollte Er etwas sagen und nicht thun? sollte er etwas reden und nicht halten?" (4. Mos. 23, 19.) Die Königin aber, sowie die fromme Schwester des Königs, Charlotte Amalie, sprach ihnen Muth ein, ebenso die beiden Hofprediger Reuß und Blum. Ein Staatsrath aber, der ihren Glauben sah, entließ sie mit den Worten: „So gehet denn in Gottes Namen; unser Herr hat Fischer erwählt, sein Evangelium zu predigen, und Er selbst war ein Zimmermann." Ein Freund vermittelte es, daß ein holländischer Schiffscapitain sie als Handwerker nach St. Thomas mitzunehmen versprach, das Passagiergeld wurde durch milde Beiträge beschafft, und am 8. October gingen sie an Bord. An einem Sonnabend, den 13. December 1732 setzten sie in St. Thomas nach glücklicher Fahrt ihren Fuß auf das Land. Am Sonntage lud ein Pflanzer, Namens Lorenzen, dem sie ohne ihr Wissen empfohlen waren, sie ein, für's Erste in seinem Hause Wohnung zu nehmen, und an demselben Tage suchten sie Antons Schwester Anna und seinen Bruder Abraham auf,

denen sie einen Brief von Anton übergaben und vorlasen, worin die Worte des Herrn angeführt waren: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, den allein wahren Gott und den Du gesandt hast, Jesum Christum erkennen." Joh. 17, 3. Im Anschluß an diese Worte verkündigten sie sogleich den beiden Geschwistern und den andern Negern, die bei ihnen waren, das Heil in Christo, der auch für die Schwarzen und für die Sclaven gestorben sei. In einem Gemisch von Deutsch und Holländisch suchten sie sich verständlich zu machen, und ihre Zuhörer verstanden genug, um sich zu freuen, daß der Gott der Weißen auch ihr Gott und Heiland sein wolle. Anna und Abraham sahen in ihnen fortan Boten Gottes und fingen seit dieser Stunde an, ernstlich das Heil ihrer Seele zu suchen: bald gesellte sich auch Anna's Mann, Namens Gerd und noch ein anderer Neger ihnen zu.

Es wäre nun gewiß anmuthig, die Fortsetzung dieses ersten Versuchs der Neger-Mission weiter zu verfolgen. Aber wer sich genauer davon unterrichten will, findet Alles sorgfältig zusammengetragen und gut erzählt in dem ersten Bande der „Kleinen Missions-Bibliothek von Dr. G. E. Burkhardt" in der Abtheilung, welche „die evangelische Mission unter den Negern in Westindien und Südamerika" behandelt. (Bielefeld 1858. 8.) Hier wird eine kurze Uebersicht der nächstfolgenden Jahre genügen, um zu bewähren, wie gegründete Ursache die Brüdergemeinde hatte, im Jahre 1832 ein Jubeldankfest zum Preise des Herrn für den Segen zu feiern, den Er auf das Werk gelegt hat, das der Glaube an seinen Namen einst in der Gestalt der Armuth und Schwachheit begonnen.

David Nitschmann wurde bald nach Herrnhut zurückgerufen, fuhr am 17. April 1733 von St. Thomas ab und ließ Leonhard Dober allein das Werk der Mission fortsetzen, der vergebens bald durch Töpferei bald durch Fischerei sich zu nähren versuchte, aber nicht ermüdete sich der Neger anzunehmen, unter denen Abraham, seine Schwester Anna und deren Mann den ersten Kern von zuverlässigen Gläubigen bildeten. Im Anfang Mai 1733 nahm ihn ein neuer Gouverneur, der auf die Insel kam, wegen seiner Gottesfurcht und Treue als Haushofmeister an, speiste ihn von seinem Tische und ließ ihm auch Freiheit, den Sclaven sich zu widmen. Er gab aber diese vortheilhafte Stellung im Januar 1734 auf und nahm ein Wächteramt im Dorfe Toppus an, wo er nur kümmerlich von Wasser und Brot leben konnte, um nur seinen Negern näher zu sein. Im April wurde ihm das Amt eines Aufsehers

Baumwollen-Plantage angetragen, und hier eröffnete sich günstigste Gelegenheit das Evangelium zu verkündigen. Am i aber brachte ein Schiff von Kopenhagen 18 Missions-:r, an ihrer Spitze seinen lieben Tobias Leupold, mit dem zum Dienste der Mission sich erboten hatte, zugleich aber richt, daß er selbst zum Aeltesten der Gemeinde in Herrn-ählt sei und von der Missions-Arbeit scheiden müsse. Er e, wurde 1738 auch Bahnbrecher für die Judenmission der in Amsterdam und ist nach einem fruchtreichen Leben, als der nichts gethan hätte, am 1. April 1766 in Herrnhut :den.

wölf der neu angekommenen Heilsboten waren nicht für homas, sondern für die benachbarte Insel St. Croix be-, welche die dänisch-westindische Handelsgesellschaft von den osen, die sie früher besessen, aber des bösen Clima's wegen jen hatten, käuflich erworben, um auf's Neue ihren Anbau rsuchen. Ein dänischer Oberkammerherr, Herr von Pleß, ge-: sechs Plantagen daselbst anzulegen, durch Negersclaven bearbei-u lassen und auf jeder derselben ein Mitglied der Brüderge-de als Oberaufseher, ein anderes als Unteraufseher anzustellen, dem Wunsche, daß diese den Sclaven zugleich das Evangelium ündigen sollten. Hier schien der Anfang des Missionswerks erleichtert zu sein, und der Graf Zinzendorf, wiewohl wegen Vermischung des Missionsberufs mit anderweitigen Aufträgen enklich, war auf den Vorschlag eingegangen. Aber die Sache ug fehl und binnen Jahresfrist waren zehn der ausgesandten cüber dem Clima und den Anstrengungen erlegen.

Die Nachricht von diesem schweren Unfall erregte in Herrnhut oße Bestürzung, aber nicht Entmuthigung, und in einer Cantate, e am 8. Juni 1735 in den Abendsingstunden der Gemeinde zum edächtniß der Entschlafenen gesungen wurde, legte ihr der Graf ie Worte in den Mund:

Es wurden zehn dahin gesät, als wären sie verloren;
Auf ihren Beeten aber steht: Das ist die Saat der Mohren.

Im August desselben Jahres bereits reiste Friedrich Martin von Herrnhut ab, um die seit Dobers Abgang verwaiste Mission auf St. Thomas zu erneuern, wo er am 13. März 1736 mit seinen Begleitern, einem Arzt aus Kopenhagen, der wenige Tage nach der Ankunft starb, und einem Handwerker aus der Brüder-gemeinde, der später ihn verließ, an's Land stieg. Dieser Martin, schwächlich von Körper, aber stark und feurig am Geiste, voll

Glaubenskraft und Liebeseifer, wurde ein reich gesegnetes Werkzeug des Herrn und der berühmte nachmalige Bischof der Brüdergemeinde, Spangenberg, der in den Monaten September und October die Insel besuchte, fand schon eine junge grünende Saat, aber auch bittere Feindschaft der Gegner. In seinem Berichte darüber sagt er: „Hier ist ein großer Streit des Lichtes und der Finsterniß. Es ist eine offene Thür aufgethan und sind viele Widersacher (1 Corinth. 16, 9). Wie gern bliebe ich hier, um an der Schmach der Brüder sowohl als an ihrem Segen Theil zu nehmen!"

Es fehlte der Brüdermission auf St. Thomas ein ordinirter Prediger, und da Martin in einem Berichte von den Erfolgen des Evangeliums, aber auch von diesem Mangel, der den Fortgang hemmte, Kunde gegeben, stellte der nunmehrige Bischof David Nitschmann unter dem 25. Januar 1737 schließlich eine Ordinations-Urkunde für ihn aus, indem man es „der Schrift nicht ungemäß fand, daß der Geist der Zeugen, wo der Leib nicht gegenwärtig sein kann, in den Gemeinden wandle, binde, löse und segne." Dies wurde sowohl der Regierung in Kopenhagen als dem Gouverneur von St. Thomas angezeigt und ohne Widerspruch an diesen Stellen angenommen. Martin taufte nun mehrere bekehrte Neger, hielt das heilige Abendmahl, traute Ehepaare und führte christliche Zucht und Ordnung in der kleinen Negergemeinde ein, die unter dem Beistande erwählter Nationalgehülfen bald erfreulich anwuchs und gedieh. Eine kleine Plantage von 27 Morgen Land nebst 9 Negersclaven wurde für die Missions-Colonie angekauft, und am 12. August 1738 siedelte Martin mit den andern Brüdern in die hochgelegenen Gebäude über, von wo aus die Neger, auch von umliegenden fremden Plantagen, durch Posaunentöne zu den Versammlungen der Gläubigen gerufen wurden. Diese Ansiedelung wurde davon der Posaunenberg genannt. Nun konnte aber auch der Satan nicht ruhen. Die Plantagen-Besitzer mochten es nicht leiden, daß ihre Sclaven Christen würden, frömmer und tugendhafter, als sie selbst waren: sie konnten es sich ja nicht bergen, daß der Sclaverei aller Schein einer sittlichen Berechtigung entzogen wurde, wenn die Neger an christlicher Menschenwürde ihren Herren gleich, ja überlegen waren und von diesen geachtet werden mußten. Ein holländisch-reformirter Prediger aber, der nie etwas für die armen Neger gethan, focht aus Neid die Ordination Martins an, weil ihr eine ausdrückliche königliche Bestätigung fehle, und erklärte alle Amtshandlungen Martins, auch die von ihm eingesegneten Ehen für ungültig. Dazu kam noch, daß ein abgefallenes

der Brüdergemeinde in den Verdacht eines Diebstahls
ar und man auch Martin und andere unschuldige Brüder
tersuchung zog, Eidschwüre, die ihrem Gewissen bedenklich
on ihnen forderte, sie durch Geldstrafen, die sie nicht zah-
en, dazu zwingen wollte, und endlich sie in's Gefängniß
Sie waren in ihrem Kerker getrost: denn sie hatten vor
d vor Menschen ein gutes Gewissen, und das Werk des
urde durch ihre Trübsale und ihre Standhaftigkeit nicht
t gehindert sondern gefördert.

n 29. Januar 1739 kam, wie von Gott gerufen, Graf
orf auf St. Thomas an mit zwei Ehepaaren, welche die
. verstärken sollten. Sobald er an's Land trat, fragte er
eger: „Wo sind die Brüder?" — Alle im Gefängniß. —
ange?" — Schon über 3 Monate. — „Was machen in-
die Neger?" — O, sie gehen im Guten fort und ist eine
Erweckung unter ihnen; der Brüder Gefängniß predigt auch.
s bedurfte nur der Dazwischenkunft des Grafen bei dem
erneur, so wurden die Brüder entlassen und sind nie wieder
ogen worden. Als sie zu dem Grafen kamen, küßte er ihnen
ietig die Hand: am folgenden Tage war in seiner Gegen-
eine große Negerversammlung auf dem Posaunenberge. Am
ebruar 1739 reiste er ab und nahm ein Schreiben der bekehrten
r an den König von Dänemark, ein anderes von einer gläu-
i Negerin an die Königin mit.

Dieß ist eine kurze Uebersicht der Geschichte der ersten sieben
re seit Gründung der ersten Negermission der Brüdergemeinde
der westindischen Insel St. Thomas. Diese Mission hat sich
em unter vielen Wechseln und Fährlichkeiten auf 7 Inseln
stindiens verbreitet und erhalten. Auf diesen 7 Inseln befan-
sich im Jahre 1860 auf 39 Stationen 53 verheirathete Brü-
, welche 36,310 getaufte Neger und eine weit größere Zahl
ch ungetaufter Pfleglinge in Kirche und Schule versorgten. Auf
i englischen Besitzungen, zu welchen vier dieser Inseln gehören,
t bekanntlich seit dem Jahre 1840 die Sclaverei aufgehört.
hristus hat die Sclaven frei gemacht. Gepriesen sei der Herr
d gesegnet sei das Andenken seiner ersten Boten und Aller, die
nen in treuem Dienste gefolgt sind. Und — was thuen wir?

H. E. Schmieder in Wittenberg.

18. Hans Egede.

5. November.

Ueberall, wo etwas Bedeutendes im Reiche Gottes entstanden ist, hat der Herr dies durch einzelne Persönlichkeiten gewirkt, welche als die eigentlichen Träger der Idee angesehen werden müssen, die Er aber auf seine eigene Weise dazu ausgerüstet und zubereitet hat. Eine Kirchengeschichte in Biographien hat daher etwas Anziehendes; eine solche hat der Ev. Kalender schon eine Reihe von Jahren dem christlichen Leserkreis gespendet; nach der Aufforderung des verehrten Herausgebers erlaube ich mir, da die grönländische Mission in unseren Tagen wieder die Aufmerksamkeit mancher Freunde gewonnen hat, ein Lebensbild des bekannten unvergeßlichen Stifters derselben hinzuzufügen.

In der durch schöne Wälder, grüne Buchten und spiegelhelle Seen ausgezeichneten Gegend im südlichen Theil der Insel Seeland, in der Parochie Egede lebte im sechszehnten Jahrhundert ein damals nicht unbekannter Prediger Hans Colling; seine Nachkommen nahmen nach dem Dorfe, wo die Familie wohnte, den Namen Egede (von Eich .. Quercetanus) an. Später kam ein Sohn Paul Egede nach Norwegen; hier in dem Stift Nordland, in der Propstei Senjen wurde er weltlicher Beamter; seine Frau schenkte ihm drei Söhne und eine Tochter: der Aelteste von diesen ist der berühmte Hans Egede, geboren den 31. Jan. 1686; nachdem dieser in Kopenhagen studirt hatte, wurde er schon in seinem 22. Jahr Prediger in Waagen (1707) in der Propstei Salten, auch in Nordland; daselbst heirathete er kurz darauf seine ausgezeichnete Frau Gertrud Rask, die sich auch einen unvergeßlichen Namen erworben hat. Hier kam ihm die Kunde zu von den früheren Bewohnern Grönlands, die einst von Island nach Grönland gekommen waren, Kirche und Bischöfe besessen hatten, jetzt aber schon mehrere Jahrhunderte von der civilisirten Welt abgeschnitten in's Heidenthum zurückgesunken waren. Er dachte, daß die jetzigen Bewohner des Landes Abkömmlinge der Norweger oder Isländer wären; der Gedanke das erloschene Licht wieder in Grönland anzuzünden, er griff Egede und ließ ihm keine Ruhe. Es war gerade die Zeit der ersten Morgenröthe der Mission in der evangelischen Kirche: der dänische König Friedrich der Vierte hatte Sendboten nach Trankebar geschickt, um den Heiden dort das Evangelium zu bringen; Thomas von Westen hatte in Lapland seine segensreiche Arbeit begonnen;

i der Brüdergemeinde regte sich der Missionssinn auf Veranlassung on Zinzendorfs Besuch in Kopenhagen. Zwar waren Missions-estrebungen damals noch etwas ganz Vereinzeltes und Unverstan-enes; die Keime, aus denen der große Baum emporwachsen sollte, aren doch schon niedergelegt im Schooße unseres Kirchenbodens.

Wie lange sich Egede mit jenem Gedanken herumtrug, welche Schwierigkeiten und welchen Widerstand er in seinem Hause und ächsten Umgebungen fand, wie oft seine Hoffnung getäuscht und r als ein Schwärmer und Phantast verlacht wurde, ja wie er elbst manchmal in Zweifel war, ob sein brennender Eifer für die Belebung des Erstorbenen in Grönland nicht eine Versuchung von em Teufel wäre, wie sehr er sich immer wieder auf das Wort es Herrn stützen mußte, das wollen wir hier nicht erzählen. Den chönsten Sieg schuf der Herr ihm über seine Frau Gertrud Rask, welche ihn früher durch so manche Vorstellung, die ihr Fleisch und Blut eingaben, von seinem Vorsatze abhalten wollte; der Herr beugte ihren Willen, so daß sie ein gleiches Verlangen fühlte nach Grönland zu gehen, wie ihr Gatte, ja von nun an war sie ihm ein Stab, an dem sein Muth sich oft aufrichtete, eine nie verza-gende, nie schwankende Begleiterin in den schwersten Vorfällen des Lebens.

So sehen wir Egede nach den zehn Jahre dauernden Prü-fungen, Widerwärtigkeiten und getäuschten Hoffnungen endlich mit Frau und vier kleinen Kindern den 2. Mai 1721 aus dem Hafen Bergens aussegeln; drei Schiffe und 46 Männer mit genauer Noth gesammelt und überredet, begleiten ihn nach dem Lande seiner Sehnsucht. Am 12. Juni konnten sie die Küsten Grönlands erblicken, aber rings umher lagen die furchtbaren Eismassen, welche die Schiffe zu erdrücken drohten, nirgends war ein Eingang zu finden; die Schiffsmannschaft verlor den Muth, der Schiffer wollte umkehren und zurücksegeln, die Gefahr war zu groß; es schien dem Egede selbst, als habe Gott ihn verlassen. In dieser Noth erfuhr Egede den Segen eines Schriftwortes; Ps. 107, 23 und Apost. 9, 27 wurde abermals seine Stütze, und der Herr erhörte sein Gebet, sodaß sie endlich hindurchkamen — das Land seines Ver-langens und seiner Gebete war erreicht; den 2. Juli landeten sie an der Insel Imerikfok, am westlichen Ende von Baals Revier — er nannte sie „die gute Hoffnung" (Godthaab).

Mit welchem Blicke sah er die armen Einwohner der eis-umgebenen Küste, in welchen er Nachkommen der alten nordi-schen Helden zu finden gedacht hatte, an, und nun sah er vor

sich ein ganz fremdartiges Geschlecht mit einer eigenthümlichen Sprache, deren Bau so sehr verschieden ist von allen bekannten Zungen. Es ist hier kein Raum für eine Schilderung der Eskimo's [1]), welche auf Grönland und Labrador nur vom Fisch- und Seehund- (Robben)-Fang und von der Jagd leben, die glücklich in ihrer Einbildung sich selbst Inuit (Menschen), alle anderen Kablunät (Ausländer) nannten. Ihre Begriffe von unsinnlichen Sachen waren sehr beschränkt, die Ausdrücke für Alles, was nicht im Bereiche ihrer Augen lag, sehr arm, nur die Angekokks, Zauberer, klügere Männer als die andern übten eine Art Herrschaft über sie aus; sonst kannten die Grönländer keine Obrigkeit; der Communismus im Gewinnen und Genießen der wenigen Bedürfnisse war überall Sitte; die Wohnungen niedrige Erdhügel im Winter, Zelte von Häuten im Sommer. — Mit derselben Unermüdlichkeit, mit der Egede das Werk in der Heimath betrieben hatte, arbeitete er nun für die armen Seelen, um deren willen er Vaterland und Amt verlassen hatte. Er lernte mit ungeheurer Mühe die grönländische Sprache, ließ seine Kinder unter den Grönländern aufwachsen, damit sie sich die Sprache und die Fertigkeiten, in denen die Grönländer ihren Stolz setzen, aneignen möchten; besonders war ihm sein Sohn Paul, der spätere Nachfolger und Fortsetzer seiner Arbeit, von außerordentlichem Nutzen. Wahrhaft rührend ist die einfache Weise, auf die er mit den Grönländern über die höchsten Wahrheiten verhandelte: er ließ seinen Sohn Bilder von biblischen Personen und Begebenheiten aufzeichnen und erklärte diese so gut er konnte den aufmerksamen Zuhörern; er nahm grönländische Kinder in sein Haus, um durch sie die Sprache und die Herzen der Aeltern zu gewinnen; er scheute nicht den Aufenthalt in den furchtbar stinkenden Hütten der Einwohner; alles war bei ihm und seiner treuen Frau Liebe und Geduld, eine Frucht des Glaubens an Den, der ihn erwählt und berufen hatte. Und welche Glaubensproben hatte er nicht zu bestehen! Seine Verhältnisse in der Heimath hatten ihn genöthigt, die Unterstützung der Bergenschen Handelscompagnie und der Dänischen Regierung zu suchen; diese Verbindung des Handels und der Mission, diese Vereinigung des staatskirchlichen Regiments und der freien Liebesthätigkeit, wurde ein Schaden, von dem die grönländische Mission noch nicht genesen ist. War der Ertrag des Handels ungünstig,

1) Esquimau — in der Sprache der indianischen Abinaken — „Roh-Fleisch-Esser."

drohten die Kaufleute sich von der Sache zurückzuziehen; das geschah endlich auch; der Handel hatte nicht vor Augen das Christenthum zu fördern, und schickte daher öfters sehr unsittliche und verdorbene Personen nach Grönland, die durch ihr Aergerniß gebendes Leben das niederrissen, was Egede aufbaute. Die Regierung übernahm sowohl den Handel als die Mission in Grönland, verstand sich gleichwenig auf beide Theile; ein großartiger Plan zur Colonisation nach einem sich für dieses Land gar nicht schickenden Maaßstabe wurde angelegt und zerschlug sich sehr bald, da man zur Bevölkerung Zuchthausglieder, Männer und Weiber herüberführte, die sich sehr schnell aufrieben; der König Friedrich der Vierte starb (1731) und sein Nachfolger Christian der Sechste, der keine materiellen Vortheile von dem Handel in Grönland sah, gab im Anfang seiner Regierung den strengen Befehl, daß sämmtliche Colonien aufgehoben werden und alle Europäer zurückkehren sollten. Das war ein furchtbarer Schlag für Egede; nun sollten die eben emporsprossenden Keime und Blüthen wieder verwelken! Er konnte es nicht über sein Herz bringen Grönland zu verlassen; seine theure Frau ebensowenig. Von ihrem Krankenbette stärkte sie ihren Gatten, ermunterte mit ihm 8 bis 12 Leute bei ihm zu bleiben, vertrauend auf den Herrn, der reich ist für alle, die Ihn anrufen, und sein Glaube wurde nicht beschämt, obschon es noch durch so manche Trübsal ging. Auch schreckliche innere Anfechtungen kamen über ihn; seine Seele wurde einmal wie mit Seelenangst umgeben; er glaubte sich von Gott verlassen; obschon seine Mitbrüder und Kinder ihn trösten wollten, konnte er keinen Trost annehmen, „bis sich Gott seiner erbarmte und ihn aus der Hölle und wieder zum Leben führte." Ein Uebelstand war es auch, daß der König, welcher sich wieder der Mission zuwandte (1733), auf die Vermittelung des Grafen Zinzendorf, den herrnhutischen Brüdern erlaubte, sich in Grönland niederzusetzen; es war ein Mißgriff; nicht allein sind die Aufgaben der Brüdergemeinden, welche auf einem Platze seßhaft die Einwohner um sich sammeln, den Grönländern gar nicht zuträglich, weil diese als ein nomadisches Völklein von einem Orte zum andern ziehen müssen um zu leben — daher sind noch die herrnhutischen Colonien dort die ärmsten — sondern auch Egede, welcher die Brüder anfangs gut empfing, bekam Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit — wie man ja damals die Brüder in dieser Rücksicht oft verdächtigte — und es entstand ein unerquicklicher Briefwechsel zwischen Egede und den Brüdern, die seine gutgemeinten

Worte gereizt aufnahmen. Es ist bis in die neueste Zeit kein inniges Verhältniß zwischen der dänischen und herrnhutischen Mission, die in Grönland nicht mit einander, sondern neben einander arbeiten.

Das Werk Gottes hatte doch seinen stillen Fortgang; manche Seelen wurden von dem heiligen Menschenfischer durch die Hand seines treuen Knechtes für sein Reich gefangen — als zwei große Verluste das Herz Egede's auf das Schmerzlichste berührten. Ein grönländischer Knabe, der einzige überlebende von den sechs, die (1731) nach Kopenhagen geschickt worden waren, kam zurück und brachte leider die Blattern mit sich; ein Liebling von Egede, Christian Friederich, wurde angesteckt und starb auch, wie der Knabe; mit reißender Schnelligkeit griff die Krankheit um sich und wüthete unter den Eingeborenen, welche nie eine solche Plage gekannt hatten, auf furchtbare Weise. Auf Godthaab starben in wenigen Monaten 500; die Angesteckten flüchteten sich, trotz aller Bitten und Ermahnungen, von einem Ort zu dem andern und brachten so die Krankheit wieder mit sich nach Norden und Süden; zwei bis drei Tausend wurden Opfer der Krankheit, der Verzweiflung, des unregelmäßigen Verhaltens. In dieser Zeit schrecklicher Heimsuchung strahlte die Liebe und Geduld Egede's und seiner Frau im hellsten Lichte; wer könnte sich der Bewunderung erwehren, wenn man sieht, wie er und seine Frau die Kranken pflegte, sie in sein Haus aufnahm, die Elenden überall aufsuchte, ihnen leibliche Hülfe und den Trost des Evangeliums brachte, die Todten begrub; er stand wie auf einem Gottesacker. „War es auch recht, daß er (1731) nicht das Land verlassen hatte, vielleicht war die Heimsuchung eine Strafe Gottes" — solche Gedanken kamen ihm bei, als er die große Verwüstung, welche die Krankheit angerichtet, übersah. Und der Herr tröstete seinen trauernden Diener durch den Anblick so mancher Sterbenden, die ihm in der letzten Stunde dankten für ihre Seele, und so mancher Lebenden, die nun ihr verstocktes Herz für das Evangelium öffneten; so wurde auch diese Trübsal die Pforte, durch welche Seelen in das Reich Gottes eingingen.

Ein noch schwerer Verlust stand ihm bevor, ehe er seinen Hirtenstab in Grönland niederlegen konnte; seine treue Freuden- und Leidensgefährtin Gertrud Rask erlag den Anstrengungen des harten Lebens und der schweren Krankheitszeiten; den 21. December entschlief sie selig im Glauben an ihren Erlöser in den Armen der Ihrigen. Egede fühlte tief ihren Verlust; er wußte,

was sie ihm gewesen war in Zeiten der Anfechtung und Noth, des Leidens und der Heimsuchung; sein Herz war dankbar und betrübt; er tröstete sich über den Hingang der treuen Gattin mit der gewissen Hoffnung einer freudigen Wiedervereinigung.

Inzwischen hatte sein Sohn Paul in Kopenhagen seine Studien vollendet, war ordinirt worden, nach Grönland zurückgekehrt (1734); dessen Händen konnte er sein Werk übergeben. Die Regierung hatte dem müden Pilger erlaubt, sein Amt niederzulegen und nach Dänemark zurückzukehren. Seine Abschiedsrede, welche die kalten Herzen der von allen Orten zusammenströmenden Grönländer erwärmte, hielt er über Jes. 49, 4. Er wußte, daß er in seiner Heimath noch etwas für sein geliebtes Feld ausrichten könnte; in Grönland war nichts mehr für seine erschöpften Kräfte. Mit der Leiche seiner Frau und einem Sohn und zwei Töchtern verließ er das Land seiner Mühe und seiner Schmerzen (9. August 1736), kam den 9. September in Kopenhagen an, wo er die Ueberreste seiner treuen Gefährtin auf dem Nikolaikirchhofe begrub.

In Kopenhagen wirkte er für seine Grönländer auf mannigfaltige Weise; es gebrach an Arbeitern. Auf seinen Vorschlag wurde ein grönländisches Seminarium errichtet, in dem diejenigen, die als Missionare nach Grönland gehen wollten, besonders in der Sprache unterrichtet wurden; die Mission wurde unter seine Aufsicht gestellt; das Missionscollegium (Coll. de cursu evangelii promovendo) behielt die oberste Leitung. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, wie wenig in der Folge dieses Collegium seiner Aufgabe gewachsen war; dem theuren alten Egede wurde seine Wirksamkeit unter diesem Collegium verleidet; er suchte und erhielt seinen Abschied (1747) und ließ sich in Stubbekjöbing auf der Insel Falster bei seiner verheiratheten Tochter nieder. Dort verlebte er den Abend seines Lebens, bis ihn sein Herr und Heiland am 5. November 1758 heimholte; sein Grab fand er neben seiner ersten Frau in Kopenhagen; denn er hatte sich wieder verheirathet (1740). Die Leichenrede hielt ihm der Prediger Dorph über die bezeichnenden Worte Joh. 1, 6—7: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes, derselbe kam zum Zeugniß, daß er von dem Lichte zeugte, auf daß sie alle durch ihn glaubeten." Egede wurde 72 Jahr alt und hatte 50 Jahre gedient.

Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen; noch lange wirkten die Nachkommen Egede's in Grönland; unter ihnen sind noch unvergeßliche Namen Paul Egede, Hans Egede Saaby,

Henrick Christopher Glahn und mehrere. Unter dem kalten Wind des Rationalismus versiegte allmälig im Schlusse des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die Liebe zu der so entfernten Nation; das Missionscollegium starb eines langsamen Todes. Bis auf einige Ausnahmen waren die meisten Sendlinge junge Männer, welche ein mittelmäßiges Examen in Kopenhagen bestanden hatten und nur dahinzogen, um sich in Grönland einen Anspruch auf eine Stelle in der Heimath zu erwerben. Es zeigt von der unverwüstlichen Macht des Evangeliums, daß das Christenthum, größtentheils getragen und gefördert von den einfachen einheimischen Katecheten, welche das Lehramt mit der Fischer- und Fang-Beschäftigung verbanden, doch so tiefe Wurzeln getrieben hat. Die Bevölkerung hat nicht ab-, sondern zugenommen; jetzt zwischen 9000 und 10,000 Seelen. Es ist durch die Gnade des Herrn anders geworden. Das neuerwachte Leben in der heimathlichen Kirche hat auch frische Keime nach Grönland geführt; die jetzigen Arbeiter sind nach der Ueberzeugung des Verf., der sie genau kennt, treue Diener. Auf den acht Stationen, von denen vier in Nordgrönland (Upernivik, Omanak, Jakobshavn, Egedesminde) und vier in Südgrönland (Holsteinborg, Godthaab, Frederikshaab und Julianehaab), wirken zehn ordinirte dänische Prediger und ungefähr 40 eingeborene grönländische Katecheten; auch arbeitet noch die Brüdergemeinde auf fünf Stationen. Wie mannigfaltig auch die Gebrechen sein mögen, so wird doch der treue Grundleger der Mission einst mit so manchem aus der Finsterniß in Grönland geretteten Bruder in das Lob einstimmen: „Du hast uns geliebet und gewaschen von den Sünden mit Deinem Blute und uns zu Königen gemacht vor Gott und Deinem Vater; Dir sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (Off. 1, 6).

Chr. H. Kalkar in Gladsaxe bei Kopenhagen.

Lebensbilder

aus der neueren Zeit.

Johann Christian Friedrich Steudel.*)

† 24. October 1837.

Im Herbste des Jahres 1837 waren die Bewohner des Tübinger Stifts, Repetenten und Seminaristen, kaum aus den Ferien an ihre Pulte zurückgekehrt, als von Stube zu Stube die Kunde eilte, soeben sei Dr. Steudel verschieden. Das war ein trauriger Willkomm zum neuen Studienjahr. Unter dem Dache jenes Hauses, dessen erster Vorsteher der Verewigte gewesen war, wohnten zwar nicht Wenige, die des Glaubens lebten, von Steudel sei für sie nichts mehr zu lernen, sintemal er auf einem Standpuncte verharrt habe, über welchem sie längst schon in unermessenen Höhen philosophischer und theologischer Weisheit kreisten. Aber Jedem schlug dennoch das Herz bei jener Nachricht; denn auch die sonst solchem Gefühle keinen Zugang zu sich verstattet hatten: jetzt konnten sie sich dessen nicht erwehren, sich zu sagen, daß es ein bedeutender Mann gewesen sei, um welchen das Seminar, die

---

*) Als Quellen dienten zur Entwerfung obigen Lebensbildes dem Verfasser, außer seiner eigenen Jugend-Erinnerung und außer den zahlreichen Schriften Steudel's (Glaubenslehre 1834, Theologie des A. T. 1840, Grundzüge einer Apologetik 1830, Reden über Religion und Christenthum 1820, und einer Menge von Programmen, Abhandlungen, Flugschriften) die Gedächtnißrede von Dorner und der beigefügte Lebensabriß in der Tübinger Zeitschrift für Theologie 1838, I.; der „Neue Nekrolog der Deutschen", XV. 1837. II. S. 936—945; der Artikel „Steudel", verf. von Oehler, in Herzogs theolog. Real-Encyklopädie Bd. XV. S. 75; der betreffende Abschnitt in Klüpfel's Geschichte der Universität Tübingen (bearbeitet von Baur), und verschiedenes Handschriftliche, was mir durch die Güte der Familie mitgetheilt worden ist.

Universität, die Stadt, das Vaterland, die Theologie und Kirche ärmer geworden war; ja, was mehr ist: daß es ein durch und durch edler Mensch gewesen, der seine ganze Kraft, Zeit und Thätigkeit dem Dienste des Evangeliums gewidmet hatte; dem das Christenthum die heiligste, alle seine Gedanken bestimmende Angelegenheit, der Mittelpunct seiner Wünsche und Hoffnungen, seiner Sorgen und Befürchtungen gewesen war, der aber eben darum auch den Muth gehabt hatte, lieber Gunst und Ehre auf's Spiel zu setzen, als die Wahrheit zu verleugnen oder zu schweigen, wo er das offene Wort für Pflicht hielt. Und wie auch die Leichtsinnigen und im damaligen Hegelthum Verlotterten unwillkürlich Respect vor dem Manne empfanden, weil er nicht blos ein theologischer Professor, sondern ein theologischer Charakter war (daher denn überall, auch in der Wissenschaft, bei ihm die Forderung der Treue hervortritt: treues Beobachten, treues Erwägen, treues Festhalten u. s. f., solche Ausdrücke begegnen uns überall in seinen Schriften): so kannte auch Jeder seine reine Herzensgüte, die sich selbst durch bittere Erfahrungen nicht lähmen ließ; wer unter uns irgend ein Anliegen gehabt hatte, das er nur einem Manne seines Vertrauens vorbringen mochte, der hatte sich zuerst an Steudel gewandt. — Und doch haben selbst diejenigen unter uns, die ihm mit aufrichtiger Verehrung und dankbarer Liebe zugethan waren, seinem Sarge folgend sich gestehen müssen, daß es für ihn eine Wohlthat, ein Glück sei, daß er jetzt habe heimgehen dürfen. Zwei Tage vor seinem Ende hatte er noch, wiewohl ihn schon schwere Leiden zur Kanzel begleiteten, über das Evangelium Matth. 18, 21—35 gepredigt und „Gottes Gnade und der Menschen Härte" einander gegenübergestellt. Beides hatte er reichlich erfahren; aber daß er jetzt der Härte der Menschen durch Gottes Gnade für immer entrückt war, dessen durfte sich, wer ihn liebte, in der Stille freuen: denn gerechter, billiger, milder wäre bei längerem Leben die Welt nicht gegen ihn geworden, und jedes fernere Jahr würde ihm die Durchführung dessen, was ihm die Aufgabe seines Lebens gewesen und was ihm niemals leicht geworden war, nur noch erschwert haben. Man hat sehr richtig von ihm gesagt: in seiner theologischen Laufbahn liege etwas Tragisches; mit wahrer Pietät gegen die Häupter der älteren Tübinger Schule, Storr, J. C. und C. C. Flatt u. A., habe er das System derselben in sich aufgenommen, mit unabläßiger Anstrengung es vertheidigt, aber immer habe er wieder erfahren müssen, daß es vergeblich sei, dem übermächtig andringenden Strome der Zeit zu

widerstehen. Was ihm in seines Lebens letzter Zeit so viel Sorge und Kummer machte, die Strauß'sche Katastrophe, hat nach seinem Tode noch eine gute Weile nachgewirkt und sich bis zu einem gewissen Puncte noch gesteigert; aber auch was in späteren Jahren wieder Positives dem Destructiven gegenübertrat, die neueste biblische Theologie wie das moderne Kirchenthum, trägt eine so ganz andere Physiognomie und redet eine so ganz andere Sprache, als die alte Tübinger Bibelgläubigkeit, daß sich Steudel auch darin schwerlich würde heimisch gefunden haben.

Man bezeichnet ihn nicht mit Unrecht als den letzten in jener Reihe von Theologen, die als die ältere Tübinger Schule sich von der sogenannten neuen ungefähr wie Ja und Nein unterscheidet. Jene war zwar keineswegs eine Fortsetzung derjenigen Linie, als deren hervorragendste Puncte man J. A. Bengel und Chr. F. Oetinger kennt. Obgleich ein Theil jener Tübinger seinen Stammbaum auf Bengel zurückführte (Steudels College, der Prälat E. G. Bengel, war der Enkel jenes Altvaters, und Steudel selbst ein Urenkel desselben), so war doch namentlich der apokalyptische Zug ebenso völlig bei ihnen verschwunden, wie von Oetingers Theosophie auch nicht ein Restchen mehr dort vorzufinden ist. Sie waren Kinder ihrer Zeit; die Operationen des Denkens gingen bei ihnen nicht etwa nach der „Genealogie der reellen Gedanken" Oetingers, sondern nach Kant'schen Kategorien vor sich; und jener seltsame Mann, wie er gegen Lavater predigte, weil auch der ihm viel zu viel spiritualisirte, so würde er, hätte er das Ende des Jahrhunderts erlebt, auch nicht verfehlt haben, der Storr'schen Schule nach seiner Weise den Text zu lesen. Aber gerade dadurch, daß diese Männer den formellen Anforderungen ihrer Zeit an wissenschaftliche Methode gerecht zu werden suchten, um mittelst derselben den Kern christlichen Glaubens zu retten, — gerade dadurch, daß sie die Gegner biblischen Christenthums mit deren eigenen Waffen zu bekämpfen unternahmen, haben sie, so wenig dieses Verfahren ein für immer wirksames sein konnte, doch die Mission erfüllt, in einer gährungsvollen Periode das edle Gut des biblischen Glaubens zu bewahren; sie waren es, die diese von der Welt bei Seite geworfene Pflanze in treue Pflege nahmen und überwinterten. Für eine Menge Christen und Theologen, welchen die von den renommirten Theologen und Predigern jener Zeit, den Herren Teller, Löffler, Gabler u. s. w., vorgesetzte geistliche Kost den Hunger nicht stillte, war diese Tübinger Schule ein Trost; Viele, die ein tieferes Bedürfniß hatten,

und doch eine stärkere Speise, z. B. einen Georg Conrad Rieger nicht mehr, einen Ludwig Hofacker noch nicht vertragen hätten, fanden gerade in dieser diätetischen Zubereitung der christlichen Wahrheit dasjenige, was ihr Christenthum beim Leben erhielt. Hat sie doch selbst in dieser Form, wo man es nur innerlich ernst und treu meinte, Früchte gebracht, z. B. im Missionswesen, in der Bibelverbreitung, wie sie eben nur die Kraft des Evangeliums hervorbringen kann.

Steudel, der unter den Augen jener Männer zum Manne herangewachsen war, hat sich, wie gesagt, im Wesentlichen ihre Denkweise angeeignet. Diejenige Originalität oder Genialität, die völlig neue Bahnen bricht, war ihm nicht verliehen; gleichwohl ist er nicht der bloße Anhänger, der etwa nur nachspricht oder breitschlägt, was die Meister vom Stuhl geredet haben; vielmehr nimmt auch er in ihrem Kreise die eines selbstständigen Mannes würdige Stellung ein. In seinem „Sendschreiben an Dr. Bahnmaier über die Kritiken seiner Glaubenslehre" (Tübinger Zeitschrift 1837. II. S. 31 f.) beschreibt er das Storr'sche Verfahren selber mit folgenden Worten: „Es wurde zuerst die historische Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Berichterstatter ermittelt" (Storr's Beweisführung war nemlich diese gewesen: Die Evangelisten haben die Wahrheit sagen können, wollen, und sagen müssen, also folgt, daß, was sie sagen, Wahrheit ist); „es wurden dann die Aussagen Christi über sich selbst abgehört, deren Beglaubigung von oben nachgewiesen, und dann von den durch Christus abgegebenen Zeugnissen aus auch der Glaube an das göttliche Ansehen der Verfasser des N. T. begründet." (Sofort blieb nur übrig, nach richtiger Auslegung der biblischen Aussprüche den Inhalt der dogmatischen Aussagen, ebenso den der sittlichen Vorschriften in systematischer Ordnung zusammenzustellen, und die Glaubenslehre und die Sittenlehre war fertig). Nun setzt Steudel hinzu: „Es ist dies zwar ein für das gläubige Bewußtsein nicht ganz behaglicher Umweg, der aber durch die zu berücksichtigenden Einwürfe der Gegner vorgeschrieben ward und als bloße Zerlegung des von seiner sicheren Begründung sich Rechenschaft gebenden Glaubens sich betrachten läßt." Aber eben jenen „nicht ganz behaglichen Umweg", den Storr gemacht hatte, machte Steudel nicht. Und insofern auch die altorthodoxen Theologen ihn nicht gemacht haben, sondern die Schrift auf das innere Zeugniß des heiligen Geistes hin als Gottes untrügliches Wort hinnahmen, so hat sich Steudel in diesem wichtigen Punct ebenso wieder den

alten Orthodoxen genähert, wie er damit zugleich den Einfluß der Philosophie Jacobi's und später sogar Schleiermachers verräth; er will das auch gar nicht leugnen, denn (sagt er a. a. O. S. 42) „der in der Wissenschaft Lebende ist ja umwaltet von allen den Ausbeuten, welche die bis auf diesen Tag fortgebildete Wissenschaft darbeut." Näher ist seine Anschauung folgende. „Dem Menschen ist die Idee Gottes eingeboren; sie darf aber, eben als Idee, nicht auf die Linie der Begriffe herabgezogen werden, die der Verstand sich bildet, und die dieser auch bewältigen kann." (Apologetik S. 42 f.) „Wer aber" (S. 43) „in göttlichen Dingen sich im Besitze der Idee, der einer stetigen Entwicklung und Vervollständigung von Seite des Menschen empfänglichen, niemals aber von ihm zu erschöpfenden Idee sieht, der wird es gerne anerkennen, daß zu solcher Entwicklung und wachsenden Einsicht in die Fülle und Höhe ihres Inhalts Hülfsmittel dem Menschen dargereicht werden mögen, deren Gewährung nicht sein Werk, sondern das Werk Gottes ist, als Werk Gottes aber, wenn es Gott als solches erkennbar macht, nicht von Menschen berichtigt werden kann. Auf der andern Seite aber ist die Idee etwas von Gott in den Menschen Gelegtes, mithin nicht Täuschendes; es kann und darf also, was die Offenbarung giebt, nichts sein, was mit der in den Menschen gelegten Idee unvereinbar wäre." Hier ist die Ansicht klar ausgesprochen. Die Offenbarung ist jenes von Gott dem Menschen gegebene Hülfsmittel, wodurch derselbe in Stand gesetzt wird, die vorher schon in ihm selbst liegende Idee Gottes erst vollkommen zu erfassen und zu entwickeln. Eben darum steht die Offenbarung nur dem Verstande, nicht aber der Vernunft entgegen; das sei gerade die Würde des Christenthums, daß es nur Solches dem Glauben darbiete, was sich der Vernunft als annehmbar ausweise. Aber Vernunft ist bei Steudel, eben jener Unterscheidung derselben vom Verstande gemäß, etwas ganz Anderes, als was der Rationalismus so nannte; Vernunft ist (Glaubenslehre S. 77) „das Geeignetsein des menschlichen Geistes kraft seiner Anlagen und Vermögen zum Erfassen des Uebersinnlichen zu gelangen," und so ist sie (Sendschreiben S. 38) Eins mit dem religiösen Sinne selbst. Diesem religiösen Sinn, in welchem ein ebenso unabweisbares Bedürfniß, wie eine unverlierbare Fähigkeit für das Göttliche sich kundgiebt, entspricht nun erfahrungsmäßig das Christenthum, und zwar genau so, — und nur so, wie es niedergelegt ist in der auf göttliche Veranstaltung entstandenen heiligen Schrift; von ihr als dem einzig Unverbesserlichen

ist also auszugehen (Sendschr. S. 54). Genauer erörtert er jenes Erfahrungsmäßige in den Reden über Religion und Offenbarung S. 318 f.: „Legt es sich im Fortgang unserer Einsicht und Erfahrungen dar, daß dem Inhalt der Lehre Jesu durchaus nichts mangelt, was zur Beruhigung und zur Vervollkommnung eines nach Heiligung anstrebenden Gemüthes dienen mag, daß er vielmehr eine wunderbare, eigenthümliche Kraft hat zur Förderung in der Gottseligkeit: so wird das genaue Zusammentreffen der Wirkung der in ihr dargebotenen Wahrheiten mit den Bedürfnissen unseres dem Guten sich widmenden und nach Erleuchtung ringenden Geistes und Herzens nur aus einem unsere innere Natur durchschauenden Blick erklärt werden können, wie wir ihn der Gottheit allein beizulegen berechtigt sind. Dieses, das Gelingen des Guten so entschieden fördernde Geschenk kann nur von dem herrühren, als dessen Willen das Gute sich selbst ankündigt. Und wer solche heiligende, beruhigende Kraft an sich selbst erfährt, der wird gewiß nicht geneigt sein, ihr einen andern Ursprung, als von Gott selbst, beizulegen." — Man sieht, jenen Storr'schen Beweis, der durch Räsonnement zum Glauben eigentlich nöthigen soll, wendet Steudel nicht an; daher gebraucht er stets Ausdrücke, wie: „die göttliche Offenbarung spricht unser Gemüth mit hoher, ersehnter Befriedigung an" (Reden S. 46); „man wird gerne anerkennen" (s. oben); daher redet er (s. den Titel einer Schrift von 1814) nur von der „Haltbarkeit" des Glaubens an höhere, geschichtliche Offenbarung; es genügt ihm die Denkbarkeit, die Möglichkeit, sich eine befriedigende Ansicht zu bilden — auf stricten, zwingenden Beweis macht er keinen Anspruch. Denn er ist, so gut wie man Neander'n diesen Namen gegeben hat, ein Herzenstheolog. Er ist persönlich erfaßt von der Wahrheit im Wort (Sendschr. S. 40); „den unwillkürlichen Zug zum Christenthum hin" (Apolog. S. 6) hat er mit Macht in tiefster Seele empfunden; darum hat ihm die Wissenschaft ihre Pflicht schon erfüllt, wenn es nur gelingt, durch sie „diesen Zug vor uns selbst zu rechtfertigen als einen solchen, welchem wir Ursache haben uns hinzugeben." Aber eben weil er sich dieser subjectiven Grundlage seines Glaubens bewußt war, so lag es nahe, da wo alle Argumente nichts fruchteten, die Ursache hievon in einem innern Mangel zu suchen — darin, daß der einem Jeden von Gott eingepflanzte religiöse Sinn durch einen widerstrebenden Willen niedergehalten werde. Gerade dies ist ihm von seinen Gegnern schwer verübelt worden; es sei unschicklich, hat ihm Strauß ge-

sagt, eine wissenschaftliche Meinung Einem in's Gewissen zu schieben. Aber wenn Steudel (Gl. L. S. 43) sagt: „Es kommt Alles darauf an, ob man an die Lehre des Evangeliums mit einem durch das einigende Lebenselement des Christenthums durchdrungenen Gemüthe geht," oder (A. T. Theol. S. 53) „das Wort Gottes will überhaupt, um gewürdigt zu werden, Menschen, die göttlich leben; wer das Streben hiernach vernachlässigt, der wird mit all' seinem Ringen nicht zur Auffassung des Göttlichen hindurchdringen:" hat er damit denn Unrecht? Erweist sich das nicht alle Tage als volle Wahrheit?

Wenn er aber in diesem Puncte über seine Lehrer hinausgegangen ist — wie denn auch seine Predigten weit mehr Pathos, ja die ganze Wärme einer erregten Subjectivität athmen, gegenüber den trockenen Expositionen und Demonstrationen aus Bibelstellen in Storr's Predigten: so hat er dagegen, wie die Auffassung der Offenbarung vornemlich als Belehrung, so auch die ganze Nüchternheit der Bibelerklärung mit seinen Vorgängern gemein. Als im Jahre 1821 Olshausen die Annahme eines tieferen Schriftsinnes unter oder hinter dem Wortsinn für nothwendig erklärte, um die Schrift so zu verstehen, wie Jesus und die Apostel sie verstanden haben, und um ihre scheinbaren Widersprüche zu lösen: so erklärte sich Steudel (im Bengel'schen Archiv III. 2) auf's Entschiedenste gegen solche Behauptung, weil dadurch nur menschlicher Willkür Raum gemacht werde; die einzig rechtmäßige Auslegung sei die grammatisch-historische, die treu den Wortsinn ermittle (Olshausen hat hierauf in einem offenen „Sendschreiben an Dr. Steudel", Hamburg 1825, geantwortet). Dies hat ihn nun zwar vor aller willkürlich allegorischen, mystischen, chiliastischen Ausdeutung der Schrift bewahrt; das Hohelied ist ihm das, als was es sich giebt, ein Liebeslied ohne alle geheime Beziehung auf Christus und die Kirche, — eine Deutung, in welcher Steudels gesunder Sinn etwas sogar Indecentes fand; gegen chiliastische Vorstellungen, eine erste und zweite Auferstehung und dergleichen macht er geltend, daß die Apokalypse ja überhaupt „nicht anders spreche, als malend in Bildern"; die erste Auferstehung sei nur die, durch den früheren Tod der Märtyrer früher eintretende Besitznahme himmlischer Herrlichkeit, nicht ein früheres Auferstehen ihrer Leiber. So ist ihm auch der 22. Psalm zunächst Davids eigene Klage; der Sänger „erhebt sich aber in derselben zu einer idealen Höhe der Gesinnung, die so nur im Messias sich verwirklicht hat, aber immer wieder solche individuellen Züge in

sich schließt, die auf den wirklichen Messias nicht passen" (A. Theol. S. 397). Weicht er aber hier von der altorthodoxen Weise ab, die messianischen Weissagungen in einzelnen Stellen zu finden, als ob diese blindlings in ganz andere Zusammenhänge hineingeworfen wären und nun einzeln, wie Goldkörner aus dem Sande, herausgelesen werden müßten, so ergiebt sich ihm dagegen auf dem Wege der grammatisch-historischen Erklärung bei Kernstellen, wie Jes. 52, 13—53, 12. die messianische Deutung als die einzig mögliche. Wir können es uns nicht versagen, hierüber ihn selber reden zu lassen. Nachdem er (A. Theol. S. 411) die Züge des in dieser Stelle vor uns liegenden Bildes zusammenfassend angegeben hat, fährt er fort: „Nun entsteht die Frage, wo begegnet uns eine solche Erscheinung? Ein bis zur Uebernahme des Todes schuldlos und freiwillig Leidender; ein Leiden, durch welches ein ausdrücklicher Rathschluß Gottes durchgeführt wird; ein Leiden, welches gerade denen, von welchen es herrührt, Heil bringt; ein Leiden, welches für den, der es übernimmt, der Fügung Gottes gemäß, der Weg zur Verherrlichung wird, und zwar zu einer an Erhabenheit alle Berechnung übersteigenden Verherrlichung, die gerade in der Durchführung des für die Verschuldeten heilbringenden Rathschlusses besteht: auf wen mögen diese Züge einer Alles dahingebenden, aber mit dem glorreichsten Erfolge gekrönten, offenbar erlösenden Liebe übergetragen werden? Statt einer solchen Idee, zu deren von Gott verliehenen Anregung in einem menschlichen Gemüthe wir uns Glück wünschen sollten, ihr Vorhandensein zu bestreiten und an ihr zu markten, sollten wir uns beugen vor dem Gotte, welcher Solches mit solcher Wahrheit zu ahnen gab. An keinem Könige, an keinem Lehrer, an keinem Propheten noch an der Gesammtheit der Propheten, an keinem Priester, an keinem Theile des Volkes noch am Ganzen des Volkes im Gegensatze zu anderen Völkern ist Solches verwirklicht worden. Wir halten an der messianischen Auslegung entschieden fest." — Wenn ihn aber die Auslegung der Schrift nach dem Wortsinn hier mit der kirchlichen Lehre in voller Eintracht zusammenführte, so war das nicht allenthalben der Fall; an einzelnen Stellen, wie in der Erklärung, daß die Schlange des Paradieses nicht der Satan gewesen, dann in der Deutung des Sonnenstillstands bei Josua, der redenden Eselin des Bileam u. a. m. ist er offenbar stärker, als er es weiß, von rationalistischen Einflüssen umwaltet. Doch schreibt er selbst an Bahnmaier, S. 75: „Erschrick mir, mein Lieber, nur darüber nicht, daß ich gar bei Behandlung von ein paar

Puncten zum Rationalisten geworden sein muß. Dem Grundsatze sollst Du mich nicht untreu geworden finden, daß ich das Rationale nur insoweit, als es mir in der heiligen Schrift nachweisbar, durch diese geboten erscheint, als das Christliche hervortreten lasse." — Dies bezieht sich darauf, daß er auch in verschiedenen dogmatischen Puncten sich gegen das kirchliche Dogma ausspricht; die Lehre von der Erbsünde in ihrer kirchlichen Fassung erscheint ihm weder biblisch noch erfahrungsmäßig; eine Verderbniß, die die Willensfreiheit aufhebt, eine Zurechnung dessen, was man nicht aus eigenem Wollen gethan, ist ihm schlechthin undenkbar. Wie hierin ein Zug seines Charakters, nemlich eben dieses energische Geltendmachen der Freiheit, worauf wir noch zurückkommen werden, mitgewirkt hat, so ist von Oehler (in dem Artikel bei Herzog) sehr richtig bemerkt, daß die Stetigkeit der innern religiösen Entwicklung Steudels — wir möchten sagen: dieses Bleiben in der Taufgnade — uns psychologisch erklärlich macht, warum ihm der Gegensatz von Sünde und Gnade in der Schärfe, wie ihn die Kirchenlehre faßt, fremd blieb. Ebensowenig konnte er sich die lutherische Abendmahlslehre aneignen; er fand sie in der Schrift nicht gerechtfertigt. („Es ergab sich für die Jünger keine andere Auffassung der Einsetzungsworte des Abendmahls als die: Indem ihr dieses Brod, diesen Wein hinnehmet, nehmet auch mich selbst hin als den, welcher zum Heile der Seinigen das Leben dahin giebt — mit allem Segen dieses Todes." Glaubensl. S. 413.) Und so wenig er eine Wiederbringung, eine allgemeine Seligkeit zu behaupten als zulässig erkannte, weil — ganz richtig — nur mit Aufhebung der Willensfreiheit eine solche statuirt werden könne, ebensowenig hielt er dafür, daß die Ewigkeit der Höllenstrafen schlechthin und zum Voraus decretirt werden könne; „weder die Unmöglichkeit, daß der verdammte Sünder noch Gnade finde, noch die Nothwendigkeit, daß er noch selig werde, läßt sich aussprechen; die Gnade bleibt offen, aber drängt sich nach keinem Naturgesetze je nöthigend auf." (Gl. L. S. 465.)

Dieses Verhalten zur Kirchenlehre, so sehr es ihm seine Stellung zwischen den theologischen Parteien erschwerte (daher er sich 1831 bewogen fand, mit einer öffentlichen Erklärung in der Tüb. Zeitschrift sich von der Mitarbeit an der Evangel. Kirchenzeitung loszusagen), war ihm durch seinen Begriff von protestantischer Freiheit der Ueberzeugung und vom Rechte, dieselbe auszusprechen, ebensosehr geboten als erleichtert. Unverbesserlich ist ihm, wie oben erwähnt, nur die Schrift, nicht aber das Be-

kenntniß der Kirche, zumal nicht die theologische Beweisführung, auf die es sich stützt. „Das ist das Unterscheidende der evangelischen Kirche, daß sie vertraut, keinem sei es benommen, im Wesentlichen den richtigen Sinn des göttlichen Wortes zu gewinnen, so wie auf biblischem Boden selbst die Ermittlung des in der Auffassung noch nicht gehörig Ausgeglichenen zu erzielen." (Sendschr. S. 44.) Wie wenig er aber deshalb sich sectirerischen Sympathien hingab, wie wenig er auch von derjenigen pessimistischen Säure in sich trug, die an der Kirche, wie an allem historisch Gewordenen und Bestehenden nur immer Aergerniß zu finden weiß, das zeigt u. a. sein Verhalten gegenüber den mit der Entstehung der Gemeinde Kornthal verbundenen Bewegungen, wo er sich gegen die Neigung, die Kirche zu verlassen, um neue Gemeinden zu stiften, die da ohne Runzel und Makel wären, ebenso würdig und leidenschaftlos als bestimmt und schlagend ausspricht (S. „Ein Wort der Bruderliebe an und über die Gemeinschaften in Würtemberg ꝛc." Stuttg. 1820). Ebenso wenig hätte es seinem kirchlichen Sinne zugesagt, wenn in Würtemberg, wo sich einige reformirte Gemeinden befinden, dem von Einzelnen gestellten Antrage, auch hier eine Union zu bewerkstelligen, Folge geleistet worden wäre; er nahm für den Fortbestand der Landeskirche als einer lutherischen das Wort in der Schrift: „Ueber die Vereinigung beider evang. Kirchen ꝛc." Tüb. 1822.

Wie schwer es nun einem Manne dieser Art werden mußte, eine Theologie wie die Schleiermacher'sche, eine Philosophie wie die Hegel'sche mit ihren Consequenzen für die Theologie an sich herankommen zu lassen, ist leicht zu ermessen. Beide Berliner Größen wurden im Tübinger Stift mit Vehemenz studirt; die neuen Schlagwörter herrschten nicht nur in den wissenschaftlichen Aufsätzen, sondern auch in den Predigten der Stipendiaten. Schleiermacher selbst hat Steudel im Herbst 1830 besucht; zu unserm großen Verdrusse geschah es während der Ferien, so daß wir, als wir zurückkamen, nur das Nachsehen hatten. Der verehrte Gast wohnte bei Steudel in der „Hölle" — der Amtswohnung des ersten Theologen, die diesen untheologischen Namen nicht etwa wegen darin vorkommender dämonischer Erscheinungen, sondern von der terrassenförmigen Bauart eines Theils von Tübingen erhalten hat, in Folge deren man, wenn die Hausthür passirt ist, sogleich ad inferiora hinabsteigen muß, sich dann aber immer noch im obern Stockwerk des Hauses befindet. Steudel war durch den Besuch hoch erfreut; bei einem Gastmahl, zu dem auch Collegen

geladen waren, soll er ungemein munter, ja kampflustig gewesen sein, während Schleiermacher allen verfänglichen Fragen und Andeutungen sich zu entziehen gewußt, und Baur in schweigsamem Ernste zwischen beiden gesessen habe. Gegen die Schleiermacher'sche Theologie hatte Steudel, wie auch noch Bengel, in erster Linie darüber zu klagen, daß in ihr spinozistische, pantheistische Ideen zu Tage kommen; auch konnte einem Bibeltheologen von Steudels Art, der namentlich das Alte Testament in seiner wesentlichen Einheit mit dem Neuen erkannte, die Stellung jenes Theologen zur Schrift nicht einleuchten. Was Hegel betrifft, so sei nur erwähnt, daß Steudel durch das Eindringen desselben in's Seminar auf den Gedanken geführt wurde, die seit lange in Abgang gekommenen Disputir-Uebungen unter den Zöglingen wieder in Gang zu bringen; er hoffte, wenn diese dadurch genöthigt würden, sich feste, klare Begriffe zu bilden, um mit diesen operiren zu können, so würde ihnen dadurch die Nichtigkeit der Hegel'schen Dialektik am besten fühlbar werden. Darin hat sich der theure Mann freilich gewaltig getäuscht; gerade in jenen Disputationen entwickelten die jungen Hegelianer den ganzen Glanz ihrer Weisheit.

Wenn aber diesen Mächten der Zeit gegenüber Steudels Widerstand nicht erfolgreich war; wenn der Hemmschuh, den er dem abwärts rollenden Wagen anzulegen für seinen bescheidenen Beruf in der Wissenschaft erklärte (Sendschr. S. 26), den Wagen nicht aufhielt, so lag die Ursache hievon durchaus nicht blos in jenen Mängeln der Steudel'schen Theologie; es war auch nicht blos die von ihm selbst gefühlte und bedauerte nicht geringe Schwerfälligkeit seines Periodenbaus, seiner ganzen Ausdrucksweise (an welcher wir übrigens Eine Tugend nach Gebühr anerkennen müssen, nemlich das Bestreben, als guter deutscher Mann auch in der Wissenschaft so viel möglich deutsch zu reden, wenn es ihm auch oft nicht gelang, es wohlklingend zu reden, — während neuerlich auch manche sehr positive Theologen die einfachsten, alltäglichsten Gedanken in volltönende Fremdwörter kleiden, mit deren Aneignung sofort mancher Schwachkopf der Wissenschaft Meister zu sein meint); auch war es nicht blos das Mühsame, das Anstrengende, was dieser Art der Vertheidigung und Reinhaltung des Christenthums nach links und rechts anhaftete, und was selbst das Aeußere an Steudels Vortrag nicht verleugnete: sondern es war überhaupt die Zeit hiefür vorüber; und wenn es erlaubt ist, das profane Wort zu brauchen: der Supernaturalismus wie der ältere Rationalismus war einfach nicht mehr Mode; die Mode aber ist

unter Theologen, zumal unter Theologie-Studirenden eine ebenso tyrannische Macht wie in Salons und Putzläden; ist etwas auch niemals widerlegt worden, wenn's einmal aus der Mode ist, so meint jeder Schuljunge, es ignoriren oder mitleidig und spöttisch abthun zu dürfen.

Das Gefühl solch einer Stellung, die wir oben schon eine tragische genannt haben, gab jedoch unserm Steudel nicht etwa einen Zug von Bitterkeit, nichts Moroses oder Verbissenes, wovon keine Spur sich jemals an ihm fand, wohl aber etwas Sorgenvolles, was über den klaren Himmel eines in seinem Glauben frohen Gemüths immer wieder trübe Wolken legte. Mit allen Menschen meinte er es gut, daher er, wo irgend etwas für Menschenwohl oder für Linderung leiblichen oder geistlichen Elends zu thun war, niemals fehlte; wie er zu den Maientagen, mit denen sein Feste liebender Freund Bahnmaier die Tübinger Schuljugend beglückt hatte, gerne die Hand bot, so hatten die Mission, die Bibelverbreitung und alle Zwecke des Reiches Gottes an ihm den eifrigsten Beförderer. Aber gerade weil er Allen das Beste gönnte, dieses Beste aber für ihn mit dem Glauben an das Evangelium unzertrennlich eins war, deshalb war sein Gemüth stets in Sorge wegen aller sich unaufhörlich drängenden Zeiterscheinungen, die ihm jenes Beste zu gefährden schienen. Strauß hat ihm einmal seine Wachsamkeit vorgeworfen; dieser Fehler war jedenfalls besser und nöthiger als Gleichgültigkeit; es war die Wachsamkeit der Liebe, die was ihr theuer ist, gefährdet sieht. Darum war er zumal im Seminar auf alles aufmerksam, was zum Guten oder Schlimmen zu gerathen schien; wenn etwa in einem Locus eine christliche Lehre allzu schonungslos zerknittert wurde, nahm er wohl am Schlusse noch selbst das Wort, um uns zu sagen: das, was wir so eben gelehrt worden seien, sei nicht die christliche Wahrheit. So hatte er auch seine liebe Noth mit der Redaction der Tübinger Zeitschrift für Theologie; wenn ein College oder andrer Mitarbeiter etwas Bedenkliches da ausgesprochen hatte, so machte seine Sorglichkeit es ihm zur unabweislichen Pflicht, seine Nichteinstimmung als Redacteur zu erklären und wo möglich der Sache das Gefährliche zu nehmen. Einiges hieher Gehörige (Kornthal und die Union betreffend) ist schon oben erwähnt worden; gegen Strauß erließ er eine Schrift mit dem Titel: Vorläufig zu Beherzigendes ꝛc. 1836, welchen Titel sich der Gegner freilich nicht entgehen ließ schon wegen seiner Form lächerlich zu machen; und nachdem Strauß in schonungsloser Weise replicirt hatte, folgte

von Steudel sein „kurzer Bescheid" (Tüb. Zeitschr. 1837. S. 119). Damals übrigens war es, daß eine talentvolle Nichte ein Oelbild von ihm fertigte; man wollte die Bemerkung machen, er sehe darauf zu jung, zu geglättet aus, worauf er lächelnd erwiderte, das sei ganz natürlich, denn ehe er der Malerin gesessen, habe ihn Strauß gründlich gewaschen. — Ferner, als 1831 Bickell in Hessen gegen die Consistorialverfassung auftrat und das einzige Heilmittel für die Kirche in der Presbyterialverfassung sehen wollte, erinnerte Steudel in einer Abhandlung (Ueber Heilmittel für die ev. Kirche) daran, daß an solchen Formen die Sache nicht hänge, sondern erst wenn der Gesammtwille der Kirchengenossen eine andre Form der Regierung heische, dann auch eine solche in Angriff zu nehmen sei; wobei er im Ganzen die, auch von E. G. Bengel vertretenen Grundsätze des Collegialsystems als die seinigen bekannte. Noch weniger durfte er schweigen, als im J. 1829 es einer Partei durch allerlei Machinationen gelungen war, der Tübinger Universität eine Verfassung gewaltsam aufzunöthigen, durch die alle Würde und Selbstständigkeit der Lehrer und des akademischen Lehrkörpers vernichtet wurde, — eine Unthat, die auch auswärts den Schrei einer Entrüstung hervorrief, die so allgemein war, daß das Schreiberregiment in kurzer Frist nachgeben und die verderbliche Maßregel zurücknehmen mußte; wie sich damals Steudel einer gemeinsamen Gegenerklärung aller freigesinnten Professoren anschloß, so gab er noch eine besondere Darlegung der Sache in einer Brochure: Ueber die neue Organisation der Universität Tübingen 1830. — Ein Mann dieser Art war freilich in mancher Hinsicht unbequem durch seine unbestechliche Rechtlichkeit und seine unbeugsame Freimüthigkeit. Diese begleitete ihn auch auf die Kanzel; so hat er 1817 in einer Predigt über einen Passionsabschnitt das Thema ausgeführt: „auch das Volk trägt die Schuld, wenn die Obrigkeit nicht ist, wie sie sein soll; für beide aber wäre Heil bei Christus zu finden." Da sagte er unter Andrem: „Zeugt es nicht von allgemeiner Schlaffheit, von deren Schuld sich kein Einzelner ausnehmen darf, wenn die Ersten im Volke das Recht, wenn sie die Sorge für das wahrhafte, in der Achtung der Einzelnen begründete Wohl, wenn sie Gottesfurcht und treue Schätzung des Edeln aus den Augen setzen? würden sie wagen, mit ihrer Frechheit aufzutreten, oder nicht wenigstens bald einlenken, wenn sie nicht glaubten, auf das erstorbene Gefühl für das Rechte und Gute im Allgemeinen zählen zu dürfen, wenn sie nicht hofften, jene Einfalt und Festigkeit im Guten nicht anzutreffen, die nicht

weicht, und wäre die Treue dagegen mit Gut und Blut zu besiegeln?“ — So hatte er im J. 1815, als noch unter König Friedrich angefangen wurde, Landstände wieder zusammenzurufen, am 15. October öffentlich in der Gemeinde ein Gebet für diese gesprochen. Das wurde denuncirt, für die Landstände zu beten war ein Verbrechen! Das Staatsministerium forderte ihm das Manuscript sammt einer Erklärung ab, die, wie er in einem Briefe an Emmerich sagt, „nicht kriechend war, sondern seine Ueberzeugung zwar einfach und ehrerbietig, in einigen Stellen aber vielleicht zu schlicht und kräftig aussprach.“ Er war, nach damaliger Manier, ganz darauf gefaßt, versetzt oder entlassen zu werden; jedoch blieb es bei einem Verweise. Aber auch später, als Würtemberg unter einem milderen und gerechteren Scepter stand, war er in höheren Regionen nicht gerade eine persona grata; den Wunsch den er in der Stille wohl gehegt hatte, auf eine Prälatenstelle berufen zu werden, würde das damalige Ministerium nie erfüllt haben; liebte man es doch zu jener Zeit, auf die Prälatenbank vorzugsweise Männer mit einsilbigen Namen zu setzen (Dapp, Haas u. A.), von Steudel aber wußte man, daß er auch dort nicht einsilbig gewesen wäre.

Wir haben nun noch den Lebensgang Steudels kurz zu beschreiben. Er ist zu Eßlingen geboren am 25. October 1779. Seine Eltern waren Johann Samson Steudel, zu Zeiten der Reichsstadt Mitglied des innern Raths, später Oberbauverwalter; und Regine Catharine, Tochter des Philipp David Burk, Decans in Kirchheim, Bengels Schwiegersohn. Es war der Geist echt evangelischer Frömmigkeit im Hause herrschend, der, so schmerzlich das Hinscheiden des Vaters im 17. Jahre des Sohnes für die mit 10 Kindern gesegnete Mutter war, gerade durch dieses schwere Geschick nur um so größere Innigkeit und Stärke gewann. In einem Briefe aus der ersten Zeit seiner akademischen Thätigkeit schreibt Steudel: „Ich denke oft an meine Knabenjahre zurück — an die Dürftigkeit, mit der ich meine guten Eltern, die so viel würdiger waren als ich, kämpfen sah, an die Plane, mit denen ich mich damals trug, und kann es kaum glauben, wie mir so viel mehr ward, als ich mir vorstellte, und wie Gottes Gnade auch durch mich hie und da sich beweist, wie ich nie es geahnt hatte. Ich bin oft, oft gerührt, daß Gott mich bis jetzt so geführt hat.“ — Nicht lange vor des Vaters Tod hatte dieser sich durch des Sohnes innige Bitten bewegen lassen, ihn in das Stuttgarter Gymnasium zu schicken, wo der in christlichen Kreisen sehr be-

kannte Leibmedicus Reuß ihn in's Haus aufnahm. Durch besondre Vergünstigung ward ihm, obgleich er als Reichsstädter kein Recht darauf hatte, die Aufnahme in's Tübinger Stift gewährt. Schon hier gab er, außer seinem musterhaften Fleiß und der makellosen Reinheit seiner Sitten ein tiefes Bedürfniß der Freundschaft kund; er habe, wird von ihm erzählt, schon damals um sich geblickt, ob er nicht da und dort Einen finde, dem er etwas sein, mit dem er sich zu würdiger Gemeinschaft verbinden könne. Und so stand er lebenslänglich mit Bahnmaier, Klaiber, Schrader, Wurm, Emmerich in Straßburg und ähnlichen Männern in einem Herzensverkehr, der durch sein Zartgefühl, sein bescheidenes, rücksichtsvolles Wesen vor jeder Störung gesichert war. Es war ihm auch ein Anliegen, daß solcher Freundessinn unter den Studirenden mehr gepflegt würde. Noch im Anfang des Jahres 1837, als im Seminar ein Selbstmord aus innerem Zerwürfniß des sonst gut prädicirten Thäters geschehen war und Steudel am Sonntag darauf an sämmtliche Seminaristen eine Ansprache hielt, sprach er herzergreifend darüber, wie manchem Uebel vorgebeugt würde, wenn sich in herzlicher, wiewohl nicht zudringlicher Liebe der Eine mehr um den Andern bekümmern wollte; wie so manchmal, wenn ein verschüchtertes Gemüth gegen sich selber strenge sei und in sich selbst des Guten wenig vorfinde, es sich doch im gottverliehenen Freunde ein befriedigenderes Leben führen sehe; es finde sich selbst, indem es den Freund gefunden (die ganze Rede ist abgedruckt in den Casualreden des Unterzeichneten, 4. Aufl. II. 1865. S. 77 ff.). — Um auf Steudels Universitätsjahre zurückzukommen, so war Storr nur noch kurze Zeit an Ort und Stelle, seine Theologie aber wurde von den beiden Flatt und Süskind treu bewahrt; daß Steudel sie sich aneignete, das war einfach die Wirkung davon, daß ihm vom Elternhause her und gemäß seinem tiefen Glaubens- und Liebesbedürfnisse die Bibel das Ein und Alles war; alle Theologie konnte ihm nur zu dem, was ihm im Voraus schon feststand, die Mittel rationeller Darstellung und wissenschaftlicher Vertheidigung bieten. In jener Fülle und Selbstgewißheit des eigenen religiösen Lebens ward ihm das Schwankende der wissenschaftlichen Begründung nicht fühlbar; der umgekehrte Gang, von dieser zu jener, wäre schwerlich gelungen. Als er nach einigen Vicariatsjahren 1805 als Repetent nach Tübingen zurückgekehrt war, hörte er noch Schnurrers arabische Lectionen; dieser veranlaßte ihn, 1808 eine dem Studium der orientalischen Sprachen gewidmete Reise nach Paris zu machen, wozu ihm Schnurrer die

werthvollsten Empfehlungen, der Cultminister Graf Mandelsloh und die freiherrlich Palm'sche Stiftung die erforderlichen Geldmittel mitgaben. Nach seiner Rückkehr 1810 wurde ihm zuerst das Diakonat Cannstadt, — wo er sich mit einer Tochter des älteren Flatt verehlichte —, und 1812 das zweite, 1814 das erste Diakonat in Tübingen übertragen; 1815 aber erhielt er zugleich das Amt eines ordentlichen Professors an der theol. Facultät. Wie Ein Mann — was damals öfters geschah — beide Aemter zugleich versehen konnte, ist uns jetzt rein unbegreiflich; ohne Zweifel wurde damals durch die Ueberbürdung der Grund zu Steudels späteren großen Leiden gelegt. Erst 1822 ward er vom Diakonat entbunden, nahm aber auch ferner an den städtischen Angelegenheiten, am Armenwesen, an den Schuleinrichtungen, an den damals in Blüthe kommenden Kirchengesangvereinen den lebhaftesten Antheil. Jeden Sonntag hielt er nach dem Gottesdienst in seinem Hause eine Bibelstunde für Frauen, ebenso von Zeit zu Zeit Missionsstunden und Missionsfestreden. — Im J. 1815 war ihm binnen weniger Wochen die Frau, ein Sohn und eine Tochter gestorben; nur Eine Tochter blieb ihm aus dieser Ehe, die sich im Jahre 1832 mit dem damaligen Diakonus, jetzigen Prälaten v. Dettinger vermählte. Im J. 1817 schloß er die zweite Ehe mit der Tochter des Pfarrers Liesching in Weissach, die erst vor wenigen Jahren starb; aus dieser Ehe haben ihn 10 Kinder überlebt; die älteste Tochter ist die Gattin des Prof. Dr. Oehler, Ephorus des Seminars; die Söhne stehen sämmtlich im vaterländischen Kirchendienste. — Seine Hauptvorlesungen behandelten die Theologie des Alten Testaments und die Einleitung in dasselbe, die messianischen Weissagungen und einen großen Theil der alttestamentlichen Bücher, die Dogmatik und Apologetik, das Evangelium Johannis und den Galaterbrief. Außer dem Katheder suchte er den Studirenden auch dadurch nützlich zu sein, daß er jede Woche einen offenen Abend in seinem Hause hatte, wo bei Thee und Cigarren — welche letzteren übrigens nur für die Gäste bestimmt waren — jedesmal irgend ein Thema besprochen wurde, das einer der Besuchenden vorschlug. Er hatte volles Recht sich gegen Strauß darauf zu berufen, daß dieser, als er an solchen Abenden sich meist mit Andern bei ihm eingefunden, ihn gewiß nicht als den Zeloten kennen gelernt habe, als welchen er ihn jetzt vor der Welt hinstelle. — In treuem Andenken sind mir auch noch die Beichtreden, die er von Zeit zu Zeit für Studirende besonders hielt; man fühlte ihm da so recht ab, wie er in seelsorgerlicher Liebe bemüht war, uns in

solchen Augenblicken dasjenige groß und theuer zu machen, woran wir den Hort und Halt unsres Lebens haben sollten. Einer mit seinen Collegen getroffenen Abrede gemäß hielt er auch Vorträge über Religion und Christenthum für Studirende aller Facultäten, die wenigstens eine Zeit lang ein zahlreiches Auditorium fanden. Wie er auch diesen Zweig freiwilliger Thätigkeit auffaßte und behandelte, davon mag — außer dem oben aus diesen Reden Angeführten, noch folgende Stelle Zeugniß geben, zu deren Verständniß man sich jedoch erinnern muß, daß die Zeit, in welcher diese Reden gehalten wurden, noch die Blüthezeit der Burschenschaft war (1819—1820). In der letzten Rede (S. 327) sagt er: „O ihr theuren Jünglinge mit eurem warmen Glauben an das Schöne und Gute, mit eurer Seele voll Liebe für das Liebenswertheste, mit eurer Kraft, die jedem Feinde Trotz bieten will! Warum, ach warum gedeiht des Guten doch so wenig, als darum, weil so Mancher hinwegsieht von seinen Mängeln und Fehlern, neben dem Guten auch seine Neigungen und Leidenschaften glaubt pflegen und warten zu dürfen und so ein Raub der letztern ist, ehe er irgend für das erstere erstarkt und gereift war. Schade, Schade um den edeln Keim, den das Unkraut erstickte. Verzeihet, ihr Guten, Warmen! wenn ich den Anschein habe, euch ein Bild von euch selbst, das ihr mit Recht glaubtet lieb gewonnen zu haben und lieb gewinnen zu dürfen, in verkümmerter Gestalt vorzuhalten. Nur dazu geschieht es, damit ihr nicht einst mit Wehmuth auf den verlornen edlen Schatz zurückblicket, oder gar, was noch trauriger sein müßte, einst nicht einmal beklaget, solchen Schatz eingebüßt zu haben. Retten möchte ich euch oder zur Rettung dessen euch helfen, was aufzugeben ihr ja selbst für den größten Schaden achten müßtet. Ach! ihr sollt einst nicht umhergehen mit dieser vornehmen Kälte gegen alles Edle und Gute; ihr sollt nicht verwickelt werden in die Schlingen des herkömmlichen Lebens, das den Menschen nun eben hinnimmt und sein läßt, wie er einmal ist, hin und her bewegt von den Bestrebungen des Eigennutzes, des Ehrgeizes, der Genußsucht, wobei er für kein Heil, das der Menschheit Noth thut, die in Selbstheit erstorbene Brust mehr erwärmen mag. Was eures bessern Strebens jetzt euch werth scheint, das sollt ihr lieb behalten, das sollt ihr pflegen durch muthige kräftige Thätigkeit und, wenn auch im Sturme nicht die Welt verbessern, doch zum Bau des Wohls eurer Mitmenschen mit förderlicher Treue Hand anlegen.“ Weiter führt Steudel dann aus, wie das eben nur möglich sei auf dem

Wege, den das Christenthum weist, durch Buße, Glauben und Nachfolge Christi; „nur vermöge des Glaubens, des immer innigeren Anschlusses an Jesum, den Reinen, widerfährt dem Christen stets neue Gnade, und so überwindet er die Welt durch Christum, der die Welt überwunden hat.“ —

Es ist oben Schleiermachers Besuch erwähnt worden. Hin und wieder hatte Steudel die Freude, solche werthen Gäste in seinem gastfreundlichen Hause zu beherbergen. Es war, wenn wir nicht irren, im Sommer 1831, daß Neander in Begleitung seiner Schwester bei ihm einkehrte. Der gelbgraue Mantel, in dem wir diesen neben Steudel ausgehen sahen, gab uns Stoff zu Betrachtungen über theologische Geringschätzung aller weltlichen Eitelkeit; seinen längst nicht mehr salonfähigen Hut aber wußte ihm Frau Dr. Steudel abzuschwatzen, um ihn einem Armen zu schenken, für welchen Zweck er ihn endlich hergab; besagtes Garderobestück ward aber sogleich von einem Hausburschen — der jetzt als Ephorus einem unsrer niederen Seminare vorsteht — angekauft, der sofort zu unserem nicht geringen Gaudium mit Neanders Hut geschmückt sich auf der Straße bewundern ließ. Wie viel Sympathie zwischen den beiden ehrwürdigen Männern bestand, haben wir oben schon angedeutet. — Noch im Herbst 1837, zu Anfang der Ferien, deren Ende zugleich Steudels Lebensende werden sollte, ward er mit einem Besuche von Tholuck erfreut, den er auf seinen Wunsch in verschiedene christliche Versammlungen einführte. — Nach der oben erwähnten letzten Predigt steigerte sich das längst vorhandene schwere Unterleibsleiden (Hernia) so sehr, daß eine Operation nöthig wurde, die eine volle Stunde dauerte; aber statt Besserung zu bringen, hatte sie, zu früh beendigt, eine zweite, doppelt so lang dauernde Operation am selben Tage zur Folge. Stille duldend hielt er unter unsäglichem Schmerz aus; es war bald nicht mehr zweifelhaft, daß sein Leben rasch dem Tode zueile. Am 24. October Morgens 9 Uhr rief er alle die Seinigen an sein Bette, legte den Kindern seinen höchsten und letzten Wunsch an's Herz, daß sie auf dem schmalen Wege wandeln mögen, damit er mit ihnen vor Gott stehend einst sagen könne: siehe da, ich und die Kinder, die du mir gegeben hast! Jedem gab er zum Abschied einen Kuß mit den Worten: der Herr segne dich! Zuletzt der Gattin mit dem Wunsche: der Herr segne dich dreimal! Eine halbe Stunde später war er entschlafen. Sein Begräbniß, an einem sonnigen Herbstnachmittage gefeiert, zog eine kaum übersehbare Menge aus Stadt und Land herbei; in der Kirche ward der

Trauerzug vom Sing- und Musikchor unter Silchers Leitung empfangen mit dem schönen Satz aus Haydns „sieben Worten": Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! — Der College des Verstorbenen, Dr. Kern, hielt die Trauerrede über die Worte: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. —

Steudel hat einmal halb ironisch erwähnt (Sendschr. S. 8), man nenne ihn da und dort „den guten, ehrlichen Steudel." Gewiß, das war er, und, ernstlich genommen, ist das auch für einen Theologen ein hohes Lob, das nicht Jeder verdient. Aber er war noch mehr. Ein edler Pathe hatte ihm, was er lebenslang in Erinnerung behielt, zu seiner Taufe einen Segenswunsch gesandt, worin u. A. die Worte standen: „der Herr Jesus mache das Kind zum willigen Streiter, die Kriege Gottes gegen Welt und Sünde mit Kraft zu führen." Was dem Kinde gewünscht worden, das hat der Mann erfüllt.

C. Palmer in Tübingen.

---

2. Niels Joachim Christian Vibe Stockfleth.

† 26. April 1866.

Wo jetzt blühende Städte und ein nie ruhender Verkehr alle Kräfte der civilisirten gothischen und germanischen Völker in Bewegung setzt, wohnte in uralten Zeiten ein turanisches weit ausgebreitetes Volk, die Finnen, deren Sprache nach dem Zeugniß der berühmtesten Forscher Rask, Sjögreen, Nilsson zu den ursprünglichsten, reinsten und tiefsten gehört. Ungefähr vierhundert Jahre vor Christus kamen die Völker an der Wolga und dem Caspischen Meer in Zug. Tschudische und norräne Stämme vertrieben die früheren mit Kriegswaffen unbekannten Finnen immer weiter nach Norden, bis sie dahin gedrungen waren, wo Felsen, Wälder, Eis und Schnee den Verfolgern ein Ziel setzten; dort im höchsten Norden in Gegenden, welche später zwischen Norwegen, Schweden und Rußland getheilt wurden, ohne daß doch die Gränzen genau abgestochen waren, fanden die armseligen Ueberreste einer einst so weit verbreiteten Nation endlich eine Ruhestätte in Finmarken und wurden da Lappen genannt (darum heißt das Land auch Lapmark); der Name Finne ist ihnen noch geblieben. Hier lebten sie Jahrhunderte als Nomaden mit ihren Rennthieren, wurden

jedoch schon im eilften Jahrhundert den Norwegern untergegeben, obgleich sie freiheitliebend, kindlich, lebhaft und zufrieden nicht sehr viel mit der fremden Herrschaft zu thun hatten. Später ist das anders geworden; die Norweger, angelockt durch den Reichthum des Landes an Pelzwerk und Fischen, haben sich in Finland angesiedelt und die eigentlichen Finnen immer wieder ins Innere getrieben; nach der Volkszählung von 1835 waren unter einer Bevölkerung von ungefähr 16000 Menschen nur noch 2000 Bergfinnen übrig; so schnell geht das ursprüngliche Volk seiner Auflösung entgegen. Branntwein, Unterdrückung und Laster der sogenannten civilisirten Welt dringen auch in die Einöden ein und tragen das Ihrige bei, das Volk zu vernichten. Die Bergfinnen (Fjeldlappen) machen den eigentlichen Kern des Volkes aus; sie führen ein nomadisirendes Leben und ziehen mit ihrem einzigen Reichthum, den Rennthieren, von einem Weideplatz des Landes zum andern; nur einmal des Jahres zwingen die Thiere den Herrn, die Weideplätze zu verlassen, wenn sie, gedrungen vom Naturtriebe schaarenweise das Eismeer suchen, theils um sich zu baden theils um sich durch das Trinken des Seewassers zu stärken; es soll ein eigenthümlicher Anblick sein, wenn die schwimmende Heerde mit hoch emporgehobenen Geweihen das Meer weit und breit bedeckt; im August zieht die Heerde zurück zu den Bergen und Klippen, und der Hirt muß seiner Heerde folgen. Verschieden von diesen Bergfinnen sind die See- und Fluß (Elv)-Finnen, die kein nomadisches Jagdleben führen, sondern größtentheils von Fischerei und Handel leben. Es ist ein hartes und armes Leben das der Bergfinnen, wenn sie so von einem Ort nach dem andern ziehen müssen, um unter Schnee und Eis Nahrung für sich und ihre Thiere zu finden; und doch, wenn sie nach einer langen Wanderung einen Platz gefunden haben, wo sie den Schnee wegschaffen, das grobe Zelt aufrichten und das Feuer in der Mitte, an dem sie das Erjagte kochen oder braten, anzünden können, und der große hölzerne Löffel von Einem zum Andern herumgeht, so sind alle Widerwärtigkeiten und Mühen des Tages vergessen und ein: „Gott sei Dank für das warme und gute Haus“ hört man von Mund zu Munde. Und doch ist das Zelt gewöhnlich so eng und niedrig, daß man nur mit untergeschlagenen Beinen sitzen kann; vorn eine quälende Hitze, von hinten eine empfindliche Kälte. In einem solchen Zelt schlafen die Lappen rund in einem Bogen liegend, indem der Eine seinen Kopf in den Schooß des Andern legt; ist aber draußen ein heftiger Sturm und Gewitter, muß der Lappe

außerhalb des Zeltes bei seinen Rennthieren wachen, damit sie nicht einen unangenehmen Besuch von den Wölfen bekommen, welche ja gerade ein solches Wetter herbeilockt. —

Schon im 13. Jahrhundert wurden die Lappen Christen nach der damaligen Weise; der alte Götzendienst verbarg sich unter dem Zwang der Staatskirche, wurde aber im Geheimen auf schauderhafte Art geübt. Die Könige von Dänemark und Norwegen haben manche gutgemeinte Verordnungen wegen der Lappländer gegeben, die jedoch größtentheils übergangen wurden; sie waren den Verhältnissen nicht angemessen, und Lapland war so weit entfernt, daß das Auge der Obern nicht dahin reichte. So herrschte ein finsterer Aberglaube überall, und die Norweger trugen das Ihrige bei, das Volk zu verderben theils durch Branntwein — diesen Verwüster aller Naturvölker — theils durch den Eigennutz, mit dem sie die Finnen übervortheilten. Um diesem traurigen Zustande entgegenzuarbeiten, erweckte der Herr den einfachen Schullehrer Isaac Olsen und den bekannten Thomas v. Westen († 1727) — was diese und einige Andere für das Finnenvolk gewirkt haben, ist im Buche des Lebens eingeschrieben.

Nach dem Tode dieser Zeugen lag abermals eine Finsterniß über Lapland, das Feuer der alten Liebe war erloschen; einzelne Sterne, wie Knud Leem, der sich sehr für die Sprache der Lappen interessirte, Probst Kildal flimmern durch den dichten Nebel, — bis in unsern Tagen ein neues Licht ihnen aufgegangen durch den Mann, dessen Leben wir in einigen Zügen darstellen wollen, den neulich entschlafenen Niels Joachim Christian Vibe Stockfleth.

Geboren den 11. Januar 1787 verlor unser Stockfleth sehr früh seinen Vater, der Stiftsprobst in Christianssand war und seinen Tod fand vermittelst der treuen Pflege, welche er einigen kranken Franzosen auf einem dort anwesenden Kriegsschiffe gewährte; er hinterließ die Frau mit den Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, in sehr dürftigen Umständen. Die Liebe der Kinder zur Mutter stärkte sie in ihrer Armuth; diese war so groß, daß, als die zwei ältesten Söhne nach Kopenhagen gingen, um dort an der Universität zu studiren (1803), sie sich mit einem Anzuge begnügen mußten, so daß der Eine zu Hause bleib, wenn der Andere ausging; Brod und Milch war ihr Mittagsessen; es ging doch, sie halfen sich durch ohne Schulden zu machen. Beide Brüder sollten die Rechtswissenschaft studiren; unseres Stockfleths Neigung ging doch in eine andere (theologische) Richtung; da ihm

aber keine Aussicht war, beschloß er, nachdem er von dem Grabe seiner geliebten Mutter wieder nach Kopenhagen gekommen war, sich einem andern Berufe zuzuwenden. Europa stand unter den Waffen, auch in Holstein sammelte sich ein Kriegsheer; man suchte gebildete junge Männer zu Offizieren. Auch Stockfleth meldete sich; sein Gesuch war vergessen oder bei Seite gelegt worden: so beschloß er Tischler zu werden. Der Student fand mit Mühe einen Meister, der ihn als Lehrling aufnehmen wollte; er stand gerade und kochte Leim, als ein Unteroffizier ihn aufsuchte und ihm sein Patent als Lieutenant überreichte. Er hat seinen Feldzug in seinem Tagebuche beschrieben; der Muth, die Besonnenheit und seine exemplarische Aufführung verschafften ihm die Liebe seiner Vorgesetzten: als der Friede geschlossen wurde, ward er als Capitain mit dem Danebrogsorden verabschiedet.

Inzwischen war Norwegen von Dänemark getrennt. Stockfleth ging zurück in sein Vaterland (1814) und trat in die norwegische Armee ein; seine Station war in den nördlichen Gegenden. Er war doch nicht bestimmt, seine Lorbeern auf militärischem Wege zu holen; der Herr hatte ihn zu noch Größerem, obschon vor der Welt Unscheinbarerem bestimmt. Ein ehrwürdiger, gläubiger und getreuer Seelenhirt Christie in Slidre suchte einen Hauslehrer; Stockfleth übernahm die Stelle, und mit dem Aufenthalt in diesem gläubigen Hause erwachte die frühere Lust zur Theologie in seiner Seele; der 37 Jahr alte Capitain ging nach Christiania, um dort an der Universität Theologie zu studiren; seine Amtsprüfung bestand er 1824; er war nicht der einzige Offizier, welcher das Schwert mit der Bibel vertauschte; seinem Beispiel folgten allmählig noch fünf andere. Durch den Aufenthalt in Christie's Hause hatte er den herzlichen Wunsch seiner Jugend, Prediger zu werden, erreicht; in diesem Hause fand er auch einen andern Schatz seines Lebens: die Tochter Sara Kornelia Koren Christie reichte ihm Hand und Herz und wurde ihm eine Gefährtin in seinen Arbeiten und auf seinen Missionsreisen, so treu und ausdauernd, wie wir sie nur denken können.—

Schon früher fühlte Stockfleth einen innern Zug nach Norden; er wußte selbst nicht wie, immer gingen seine Gedanken nach Finmarken; nach beendetem Examen meldete er sich trotz seiner schwachen Gesundheit, und wurde als Prediger in Vadsö in Ostfinmarken angestellt (1825); dorthin führte er seine Braut. Die Pfarreien waren damals nicht immer besetzt, weil sich keine Bewerber fanden; der Rationalismus hatte noch manches theologische

Herz kalt gemacht; die klimatischen Verhältnisse schreckten ab; so wurde Stockfleth der einzige Pastor in Ostfinmarken, seine Wirksamkeit erstreckte sich in einer Ausdehnung von 300 Quadratmeilen; er bediente Finnen und Norweger mit dem Wort des Lebens und den Sakramenten. Das erheischte fortwährende Reisen bald in offenen Böten über die Flüsse (Elve) bald in Schlitten (Pulken), gezogen von Rennthieren, manchmal mußte er an gefährlichen Orten aussteigen; seine Frau begleitete ihn oft trotz aller Entbehrungen und Beschwerlichkeiten; bis in's russische Reich dehnte er seine Reisen aus, weil die Bergfinnen auch dahin mit ihren Rennthieren zogen. Es wurde ihm, der so sehr von den Reisen mitgenommen war, doch klar, daß die verschiedenen Arbeiten für Finnen und Norweger seine Kräfte überstiegen; er wollte sich ganz dem Heil der Lappen hingeben; nur wenn er mit den Lappen ein Lappe würde, mit ihnen auf ihren Zügen herumzog, in ihren Zelten und Gammen verweilte, ihre Kost theilte, konnte er hoffen, sich die Sprache so anzueignen, daß er als einer der Ihrigen zu ihnen sprechen konnte. Er vertauschte daher, nachdem seine Frau freudig eingewilligt hatte, die einträgliche Stelle in Vadsö mit der geringeren in Ledesby (1828). „Gott half uns; Geld bekam ich, wenn ich es brauchte; früher bedurfte ich es nicht," schreibt er. Von nun an finden wir ihn mit seiner Frau auf den mühsamen Missionsreisen über Felsen, Flüsse und Berge; überall lauschte er der Sprache des Volks, um, wie er sagte, in der Sprache, welche Gott dem Volke auf die Zunge gelegt, die wunderbaren Thaten zu verkünden. So war es mit den andern Predigern nicht der Fall; sie verstanden das Lappische nicht, die Regierung wollte das Norwegische einführen; man konnte norwegisch predigen, den Kindern norwegische Katechismen geben: sie verstanden wenig davon, ihr Inneres sträubte sich dawider. Man erzählt sogar, daß ein Bischof den Lappen versichert habe, daß Gott ihre Gebete nicht erhöre, wenn sie lappisch beteten. Ganz anders dachte und handelte Stockfleth; ihm war die Sprache eines Volkes sein Heiligthum, dessen man nicht, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, das Volk berauben könne. Er wandte alle mögliche Mühe an, sich die Sprache, die Idiome, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gegenden anzueignen; je tiefer er in diese und das Leben eindrang, desto deutlicher erkannte er die Unzulänglichkeit früherer Schriften, ja er hatte sogar die Selbstverleugnung, seine eigenen Werke, besonders seine mühsam fertig gewordene Uebersetzung des neuen Testaments zu verbrennen, und rüstig an

eine neue Arbeit zu gehen. Auch reiste er nach Kopenhagen, um mit Rask zu conferiren, nach Finland, um an Sjögreen und Castrén Gehülfen und Lehrer zu finden, und benutzte den ihm von dem König gestatteten Aufenthalt in Christiania, um dort ein Interesse für das Studium der finnischen Sprache anzuregen, und er wußte es durchzusetzen, daß die Studenten, welche nach Finmarken gehen wollten, die Sprache vorher erlernten, ehe sie sich dort um ein Amt bewarben; durch Schriften und Uebersetzungen dänischer Schriften gab er dem Volke Geschmack für das Lesen. So erwarb er sich wegen seiner Ausdauer, seiner einfachen, eindringenden Predigtweise und seiner Hingabe für das Volk im höchsten Grade die Liebe der Bergfinnen. Seine vier Missionsreisen von 1825—31, von 1833—36, von 40—45, von 51—52 hat er in seinem Tagebuche, das 1860 in Christiania herausgegeben ist, beschrieben; in einfacher, bescheidener und prunkloser Weise erzählt er seine Reisen und übrige Wirksamkeit; das Tagebuch ist ein überaus anziehendes Werk, reich an christlicher Erfahrung, mit einem Anhang, welcher einen Auszug aus den wichtigsten Schriften über finnische Geschichte und Sprache enthält. —

Wir können uns nicht weiter bei diesen Reisen aufhalten; rührend war die Freude der Finnen, daß sie nun Predigten in ihrer Muttersprache und Bücher erhielten, und bei allem dem mußte er mit ihnen wie mit Kindern umgehen: er kannte ihren störrischen Sinn und wie sie zu leiten und zu biegen waren. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Sie wollten in Karasjok seine Bücher nicht haben, weil sie mit lateinischen Buchstaben gedruckt waren: das wäre ihnen zu gelehrt; „sie wären nur einfältige Leute.“ Nun, das wußte ich nicht, daß die Karasjoker dümmer als andere Leute wären, sagte Stockfleth, erzählte, daß Nachbargemeinden die Bücher mit lateinischen Buchstaben angenommen hätten und ging weg — das schlug an; sie nahmen die Bücher mit Freuden. — Des Sonntags wollte er während seines kurzen Aufenthalts dort dreimal Gottesdienst halten, Vormittags, Nachmittags und Abendgebet; die Nachmittagspredigt wollten sie nicht, „das wäre eine Neuerung, so was mochten sie nicht;“ sie beschlossen, sich bei dieser nicht einzufinden. Stockfleth wußte, daß er sie doch in die Kirche bekommen werde und nahm Lichter für die drei Gottesdienste aus seinem Kasten. Die Anwesenden sagten: „wozu die vielen Lichter? Nachmittagsgottesdienst kannst du ja nicht halten, weil sich Niemand einfinden wird.“ Stockfleth antwortete ganz ruhig und unbefangen: „es hat doch

Einer versprochen zu kommen." „Einer," hieß es, „um Eines willen willst du predigen, wer ist dieser Einzige?" Mit derselben Ruhe antwortete Stockfleth: „Ibmel — Gott." Die tiefste Stille und ein Schweigen trat ein; ein ehrfurchtzeigender Ernst breitete sich je mehr und mehr über ihre Gesichter; mit einer kleinen Verbeugung ging der Eine nach dem Andern aus dem Zimmer. Der Nachmittagsgottesdienst hatte eine volle Gemeinde; wie er abreisen wollte, baten sie Stockfleth, daß er an den König schreiben solle, damit dieser allen Predigern befehlen möge, Nachmittagsgottesdienst zu halten.

Wie lieblich bisher das Verhältniß zwischen Stockfleth und den Bergfinnen gewesen war, so ging doch noch, bevor er seinen Hirtenstab niederlegte, ein furchtbarer Sturm über beide Theile hin. In einem zu Schweden gehörenden finnischen Sprengel stand ein sehr begabter Prediger, Lästadius, der durch seine scharfen Strafreden wider die herrschenden Laster eine mächtige Erweckung in Karasuando hervorrief; die Erweckung, von Lästadius angeregt, breitete sich weiter aus, besonders durch Laienprediger, welche von ihm ausgesandt wurden, nahm aber besonders in dem benachbarten Kautokeino eine solche Gestalt an, die an's Dämonische gränzte. Vorzüglich seit 1850 wurden die Gemüther schrecklich aufgeregt; es hieß nun: die Geistigen dürften sich alles erlauben, nichts, was die vom heiligen Geiste Beseelten unternähmen, wäre Sünde. Die öffentliche Ruhe wurde gestört; Hochmuth und Eigennutz rissen ein und durch allerhand verderbliche Lehren verwirrten die neuen Geister alles umher; man dürfe der Obrigkeit und den Predigern, weil sie unbekehrt und Teufel wären, keinen Gehorsam leisten. Allmählig griffen die „Rottengeister," wie Luther solche wilde Erweckte nennt — weiter um sich: sie gingen in die Häuser, schlugen und rissen die Unbekehrten, und geberdeten sich wie Rasende; alle dunklen Leidenschaften schienen aus ihrem Versteck hervorzubrechen. Stockfleth war gerade in Finmarken, dreißig Meilen von dem Schauplatz dieser fanatischen Schwärmerei entfernt, als ihm Briefe von dem Bischofe zukamen, die ihn dringlich ersuchten, er möge doch nach Kautokeino gehen, um dem Unfug zu steuern. Die Jahreszeit war zwar vorgerückt, die Wege schwierig zu betreten; er bedachte sich doch nicht lange, trat seine Reise an und kam den 21. Oktober 1851 in Kautokeino an. Aber was sein Auge dort sah und sein Ohr hörte, ging weit über das Gerücht; Männer und Weiber lagen auf dem Boden und schrieen oder hüpften umher mit sonderbaren Geberden.

Kinder waren mit in das wilde Wesen hineingerissen, sie verfluchten alle Unbekehrten zur Hölle. Stockfleth, der alles mit Geistesaugen und mit tiefer christlicher Erfahrung ansah, konnte nicht umhin, durch allen Unsinn und durch alle Schwärmerei doch den ursprünglich gesunden Kern, die Sorge für das Seelenheil zu erblicken. Bewunderungswürdig war seine Sanftmuth, mit der er sogar jungen Kindern antwortete, die ihn prüfen wollten: „ob er den Geist habe," und seine Festigkeit und Ruhe, mit der er die ganze Sache behandelte; sie nannten ihn, da er sich ihrem aufgeregten Wesen nicht anschließen wollte, einen Teufel, ja sogar die Männer und Frauen, die von ihm das seligmachende Evangelium empfangen hatten und früher ihm mit der größten Liebe anhingen, verfluchten ihn als einen falschen Lehrer. Der wüthende Rasmus Rasmussen Spern, ein begabter junger Mann, ging, als Stockfleth unter dem Gottesdienst am Altar kniete, auf die Kanzel und verfluchte ihn feierlich vor der ganzen Gemeinde. Es war offenbar, daß dämonische Kräfte losgebrochen und sich in allerlei Gestalten kleideten; schreckliche Lehren wurden wider die Unbekehrten gepredigt, geschrieen: „Wenn Ihr sagt: unser Vater, der Du bist im Himmel, so lügt Ihr, Ihr müsset sagen: Unser Vater, der Du bist in der Hölle; denn so lange Ihr Euch nicht zu uns Geistigen bekehrt habt, ist der Teufel der Vater, den Ihr anbetet. Die Kinder sollen die Eltern verfluchen, damit der Fluch von Glied zu Glied bis zu dem ersten Menschenpaar gehen möge u. s. w." Das erheischte Geduld und Glauben!

Wider die ärgsten Ruhestörer, die die Ungeistlichen mißhandelten, mußte der Arm der weltlichen Macht angerufen werden; gegen die Andern, die sich einigermaßen mäßigten, oder doch wenigstens keine Ausbrüche roher Gewalt wider Andere sich zu Schulden kommen ließen, brauchte Stockfleth nur Waffen des Geistes; seine Besonnenheit, Ueberlegenheit und Ruhe wirkten auf manche Verwilderte, daß sie umkehrten. Im Ganzen konnte er doch die Bewegung nicht bewältigen; allmählig erst verliefen sich die wilden Gewässer, Rasmus Rasmussen Spern wurde zum Zuchthaus in Christiania verurtheilt, und behielt lange seinen störrischen Sinn; endlich brach Krankheit die harte Kruste seines Herzens; da er einen Seelsorger begehrte und man ihn fragte, wen er wünschte, antwortete er: Stockfleth, der gerade damals in Christiania war. „Er hatte seine volle Besinnung," erzählt Stockfleth, „und bekannte seine Sünde. Ich ging die Glaubensartikel mit ihm durch, betete mit ihm, versicherte ihn der Vergebung seiner Sün-

den, gab ihm das Abendmahl und den Segen — einige Stunden danach war er todt. Wahrlich, eine sonderbare Schickung Gottes, daß der Pastor, den er ein Jahr vorher von der Kanzel verflucht hatte, als Seelsorger ihn zum Tode bereitete!"

Mit diesem Ereigniß, welches die seltene Begabung und Treue Stockfleths in helles Licht stellt, war seine persönliche Wirksamkeit in Finmarken vorbei; die Kräfte des sechsundsechzigjährigen, der so lange in kalten Regionen auf mühsamen Reisen seinem Herrn gedient hatte, waren erschöpft; er konnte sich beinahe nicht mehr bewegen. Er erhielt (1853) seinen Abschied mit Pension und lebte theils in Christiania, theils in Sandefjord, um die dortigen Schlammbäder zu gebrauchen; Schmerzen im Rücken und in den Knieen hielten ihn in der Stube fest. Jedoch seine Liebe zu dem Volke, für welches er gelitten und gestritten hatte, war nicht erschöpft, er wandte seine Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten für das Finnenvolk an. Seine letzte Arbeit ist das oben genannte Tagebuch über seine Missionsreisen in Finland. Den 26. April dieses Jahres ist er zu seines Herrn Freude eingegangen; er schlief ein in den Armen seiner treuen Lebensgefährtin, der unermüdlichen Begleiterin auf seinen Reisen, einer zweiten Gertrud Rask. Was diesen Wahrheitszeugen, der in unsern Tagen ein leuchtendes Beispiel der Kraft des Evangeliums ist, vor vielen Andern ausgezeichnet, ist nicht nur seine Ausdauer, seine Unermüdlichkeit, sondern neben den großen Gaben sein bescheidenes, einfaches Wesen, Kraft gepaart mit Milde, Sanftmuth verbunden mit Festigkeit. „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich" (Dan. 12, 3).

Chr. H. Kalkar in Gladsaxe bei Kopenhagen.

Folge der Lebensbilder

im Jahrgang 1867.

I. Aus der Kirche überhaupt.

1. Aller Heiligen.

II. Aus der alten Kirche.

2. Polycarpus, Bischof von Smyrna, Märt. † um 167.
3. Florianus, Märtyrer zu Lorch
4. Quirinus, Bischof von Siscia, Märt. } wahrscheinlich im J. 304.
5. Victorinus, Bischof von Pettau, Märt.

III. Aus dem Mittelalter.

a) in Frankreich.
6. Eustasius, Abt v. Luxeuil † 625.

b) in Deutschland.
7. Die beiden Ewalde, Märt. bei Dortmund † 695.
8. Corbinian, Bisch. von Freisingen † 730.

c) in Italien.
9. Claudius, Bisch. v. Turin † 839.

d) in Spanien.
10. Rudericus, Priest. zu Cordova, Märt. † 857.

e) in Polen.
11. Stanislaus, Bsch. v. Krakau, Märt. † 1079.

IV. Aus dem Zeitalter der Reformation.

a) in England.
12. Anna Askew, Märt. in London † 1546.

b) in Belgien.
13. Chr. Schmidt, Märt. i. Antwerpen † 1564.

c) in Italien.
14. Pietro Carnesecchi, Märt. i. Rom † 1567.

V. Aus dem Zeitalter nach der Reformation.

15. Hugo Grotius, Staatsmann und Theolog † zu Rostock 1645.
16. Gottfried Arnold, Pastor in Perleberg † 1714.
17. Heiden-Mission der evangelischen Brüder-Unität 1732.
18. Hans Egede, Apostel der Grönländer † 1758.

Lebensbilder aus der neuern Zeit.

1. Johann Christian Friedrich Steudel, Professor in Tübingen † 1837.
2. Niels Joachim Christian Vibe Stockfleth, Apostel der Lapländer † 1866.

Berichtigungen.

S. 112. Z. 1 v. u. ist nach er einzuschalten sich.
S. 116. Z. 27. st. dem l. den.

Im Jahrgang 1866.

S. 67. Z. 11. st. Weltlage l. Welttage.
S. 78. Z. 11. st. Pfeiler l. Portal.
S. 135. in der Ueberschrift ist St. zu streichen.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1868.

Mit Beiträgen

von

Arndt, Frank, Frommann, Gelpke, Hartmann, Heppe, Krafft, Krummacher, Lechler, Ledderhose, Merz, E. Ranke, F. Ranke, van Rhyn, Rische, Schmieder.

Herausgegeben

von

Ferdinand Piper,

der Theologie Doctor und Professor.

Neunzehnter Jahrgang.

Zum Debit im Auslande.

Berlin,

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1868.

Vorrede.

Der neue Jahrgang des Kalenders erscheint etwas später als gewöhnlich, doch zeitig genug vor dem ersten Januar; und ich hoffe, er wird seinen Freunden im November so willkommen sein als im September. Ist doch der Inhalt nicht für Ein Jahr bestimmt; auch schließen die Lebensbilder nicht an den vorübergehenden Kalender des besondern Jahres, sondern an den immerwährenden Kalender sich an.

Auch diesmal habe ich, neben der bewährten Theilnahme älterer Mitarbeiter, die Bereitwilligkeit zu rühmen, mit welcher mehrere theologische Fachgenossen neu eingetreten sind, in Berlin, Wien und Marburg. — Dagegen beklage ich den Verlust eines vieljährigen Mitarbeiters aus dem Schulfach, des Dr. Friedr. Lübker, Directors des Gymnasiums in Flensburg, bei dem die Pflege klassischer Studien mit einer christlichen Grundstimmung sich einte († 10. Oct. 1867). Der Evangelische Kalender verdankt ihm in neun Jahrgängen (dem 2. 5. 6. 7. 11. 12. 14. 16. 18.) zehn Lebensbilder: zumal solche, die eine Anlehnung an das klassische Alterthum darbieten, wie des Dionysius Areopagita, der Märtyrer unter Nero, des Juventin und Maximin nebst Kaiser Julian dem Abtrünnigen, oder die mit der allgemeinen Geschichte der Bildung näher zusammenhängen, wie des Alcuinus, Rabanus; zuletzt des Hugo Grotius. Auch nenne ich mit dankbarer Verehrung den Meister der Malerei, Peter von Cornelius, von dem der Kalender eine Originalzeichnung: Christus als Weltrichter, die Schafe von den Böcken scheidend, entworfen nach einer altchristlichen Angabe, gebracht hat (im Jahrg. 1853) [1]);

1) Außerdem enthält der Jahrg. 1865 eine Copie seiner Zeichnung: Dante im Himmel vor dem Richterstuhl dreier Apostel, die über Glauben, Hoffnung, Liebe ihn prüfen.

Digitized by Google

wo in der Vorrede nachgewiesen ist, wie viel Anrecht an seiner Kunst, obwohl er Katholik war, den Evangelischen zusteht.

Die Lebensbilder dieses Jahrgangs enthalten unter andern die Darstellung hervorragender Zeugen aus dem Mittelalter: namentlich zweier fürstlichen Häupter des 13. Jahrhunderts, deren Frömmigkeit allerdings die stark ausgeprägte Form des damaligen hierarchischen Einflusses zeigt, jedoch unbeschadet der Treue und Entäußerung des christlichen Glaubenslebens, worin alle Confessionen zusammenkommen. Daneben dienen zur Unterscheidung und Wahrung des protestantischen Bekenntnisses die Lebens- oder Todesbilder sowohl reformatorischer Männer als protestantischer Märtyrer und Bekenner: von jenen werden zwei aus Deutschland und Schweden, von diesen vier geschildert, einer aus Deutschland, drei aus Frankreich.

Unter den letzten ist das Bild eines Bekenners auf den Galeeren vom Anfang des 18. Jahrhunderts, dessen Gedächtniß aus seinen eigenen Aufzeichnungen jüngst erneuert ist: des Jean Marteilhe aus der Provinz Périgord; daher er erst jetzt dem verbesserten evangelischen Kalender angeeignet wird, wo er wegen der Eigenthümlichkeit seiner Leidensgeschichte, der Lauterkeit seiner Bekenntnisse und der Reichhaltigkeit seiner Mittheilungen gewiß eine Stelle verdient; diese wird gewonnen durch Ersetznng eines protestantischen Märtyrers desselben Landes aus früherer Zeit, wo die Blutzeugnisse sich häufen. Außerdem ist neu aufgenommen ein Bekenner aus der Zeit der heidnischen Verfolgungen, Spiridion, Bischof auf der Insel Cypern, der in der Kirchengeschichte kaum genannt, wegen der Ursprünglichkeit, Schlichtheit und Energie seiner christlichen Gesinnung, als eine durchaus populäre Gestalt, in der Gemeinde fortleben sollte. Und ein berühmter Einsiedler aus dem Mittelalter, Meinrad, der an die Stelle eines andern nicht minder berühmten, aber weniger beglaubigten Namens tritt.

Schon in frühern Jahrgängen (1855, 1854, 1850) sind die Lebensbilder mehrerer Personen aus dem verbesserten evangelischen Kalender mitgetheilt, deren Seculartage im nächsten Jahre eintreffen: Hilarius, Bischof von Poitiers † 13. Jan. 368; Mathilde, Gemahlin König Heinrichs I. † 14. März 968; Christoph, Herzog von Württemberg † 28. Decbr. 1568.

Die Bildtafel dieses Jahrgangs gehört zu der Schilderung des Nicenischen Concils und giebt die Lichtsymbolik in dem zweiten Artikel seines Glaubensbekenntnisses wieder: sie mag zum Zeugniß dienen, daß die Kunst allerdings an die letzten Ideen hinanreicht,

weil dieſe ſelbſt es nicht verſchmähen in die körperliche Sphäre, mithin in den Bereich der Sichtbarkeit hinabzuſteigen.

Unter den Vermiſchten Aufſätzen iſt der erſte dem Hymnus des Clemens von Alexandrien gewidmet, der ſchon einmal, in meiner früheſten Schrift, von mir herausgegeben iſt. Er bietet aber eben ſo ſehr ein allgemein chriſtliches als ein wiſſenſchaftliches Intereſſe dar; daher es ſich gebührt, auch der chriſtlichen Gemeinde ihn nahe zu bringen. Zugleich hoffe ich diesmal die kritiſche Frage über den Verfaſſer zur Entſcheidung gebracht zu haben. — Die beiden andern beziehen ſich auf Kunſtwerke und Inſchriften: der eine auf eine Klaſſe religionsgeſchichtlich bedeutſamer Monumente, welche das Taurobolium und Kriobolium verherrlichen, die Zeugen einer Sinnesweiſe, welche, ein ſpäter Ausläufer des Heidenthums, mit dem Chriſtenthum wetteifern möchte; der letzte beſchäftigt ſich mit der griechiſchen Beſchreibung altchriſtlicher Kunſtwerke, insbeſondere eines Gemäldes zu Chalcedon: einem der intereſſanteſten Documente zur Kunſtgeſchichte von der Hand eines Kirchenlehrers, das auf uns gekommen iſt.

An dieſe Aufſätze monumental-theologiſchen Inhalts möge ſich die Anzeige ſchließen, daß meine Einleitung in die monumentale Theologie, welche ich vor zwei Jahren an dieſer Stelle ankündigen konnte, nunmehr erſchienen iſt.

Berlin, den 24. October 1867.

F. Piper.

Inhalt.

		Seite
Der Kalender, kirchl. u. astronom., für 1868	vom Herausg.	1- 13
Erklärung des Kalenders		14
Einleitung	vom Herausg.	15- 16
1. Der kirchl. Kal. 2. Die Lebensbilder. 3. Die Kunstbeilagen		
Vermischte Aufsätze		17- 59
1. Der Hymnus des Clemens von Alexandrien	vom Herausg.	17- 39
I. Die älteste christliche Hymnendichtung		18- 22
II. Clemens als Verfasser des Hymnus		22- 27
III. Text und deutsche Uebersetzung des Hymnus, letztere von Dr. Ranke, Gymn.-Dir. in Berlin		27- 31
IV. Erläuterungen zum Hymnus: 1. Der Eingang. 2. Die Namen und Bilder Christi und der Gläubigen. 3. Der Schluß		30- 39
2. Das Stier- und Widderopfer des phrygischen Cultus mit dem Anspruch auf Wiedergeburt in Ewigkeit	vom Herausg.	39- 51
I. Der Opfergebrauch		40- 42
II. Der Ursprung dieses Opfers		42- 48
III. Die Wiedergeburt in Ewigkeit		49- 51
3. Die Kirche der Euphemia in Chalcedon und die Darstellung ihres Märtyrerthums	vom Herausg.	51- 59
Lebensbilder zum evangelischen Kalender		60-225
1. Symphorianus,	von Dr. Ranke, Gymn.-Dir. in Berlin	60- 64
2. Crispina,	von Dr. Frommann, Prof. d. Theol. i. Berl.	64- 69
3. Das I. allg. Conc. zu Nicäa (mit 1 Abbild.)	vom Herausgeber	69- 81
4. Spiridion,	von Dr. Schnieder, Sem.-Dir. i. Wittenb.	81- 85
5. Servatius,	von Dr. Krafft, Prof. d. Theol. in Bonn	85- 89
6. Arnulf von Metz,	von Dr. Hartmann, Pfarr. i. Schönthal	89- 92
7. Gregor von Utrecht,	von van Rhyn, P. i. Wassenaar b. Leyden	92-101
8. Meinrad,	von Dr. Gelpke, Prof. d. Theol in Bern	101-108
9. Elisabeth,	von Dr. Ranke, Prof. d. Theol. i. Marburg	108-127
10. Robert Grosthead,	von Dr. Lechler, Prof. d. Theol. i. Leipzig	127-133
11. Ludwig der Heilige,	von Rische, Pastor in Schwinkendorf .	133-143
12. Raimundus Lullus,	von Dr. Schmieder, Sem.-Dir. i. Wittenb	143-156
13. Georg Wagner,	von Ledderhose, Decan in Neckarau .	156-161
14. Fr. Lambert v. Avignon	von Dr. Heppe, Prof. d Theol. i Marburg	161-170
15. Oluf Peterson,	von Dr. Ranke, Gymn.-Dir. in Berlin	170-178
16. Johann Gerhard,	von Dr. Frank, Prof. d. Theol in Wien	179-191
17. Joh. Marteilhe,	von Dr. Arndt, Prediger in Berlin .	191-200
18. Alex. Rousel,	von Dr. Merz, Decan in Marbach .	201-206
19. Matth. Desübas,	von demselben	206-213
20. Joh. Friedr. Oberlin,	von Dr. Krummacher, Hofpr. i. Potsdam	213-225
Folge der Lebensbilder im Jahrgang 1868		226

Das 1868ste Jahr

seit unsers Herrn Jesu Christi Geburt ist ein Schalt-Jahr von 366 Tagen.

Zeit- und Festrechnung.

	Gregorianischer Kal.	Julianischer Kal.
Güldene Zahl	7	7
Epakten	VI	XVII
Sonnencirkel	1	1
Sonntags-Buchstabe	ED	GF
Ostersonntag	12. April.	31. März.

Von den Jahreszeiten.

Frühlingsanfang: den 20. März um 8 Uhr Morgens.
Sommersanfang: den 21. Juni um 5 Uhr Morgens.
Herbstanfang: den 22. September um 7 Uhr Abends.
Wintersanfang: den 21. December um 1 Uhr Nachmittags.

Von den Finsternissen.

Es begeben sich in diesem Jahre zwei Verfinsterungen, beide an der Sonne, von denen in unsern Gegenden die erste in geringer Größe sichtbar sein wird.

Diese Sonnenfinsterniß tritt ein den 23. Februar Nachmittags und wird in Europa bis auf den nördlichen Theil, nehmlich bis auf das nordwestliche Deutschland, Großbritannien, Scandinavien und Rußland, in Africa bis auf den südlichsten Theil, so wie in Mittel- und Südamerica sichtbar sein und in einigen Gegenden ringförmig erscheinen. Der Anfang der Finsterniß in Berlin ist um 4 U. 40 Min. mittlerer Berliner Zeit, die Mitte, da die Sonne auf 0,1 Zoll verfinstert erscheint, um 4 U. 51 M., das Ende derselben um 5 U. 2 Min.

Die andere bei uns nicht sichtbare Finsterniß ist:
Die zweite Sonnenfinsterniß den 18. August Morgens.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die zwölf himmlischen Zeichen.

♈ Widder	♋ Krebs	♎ Waage	♑ Steinbock
♉ Stier	♌ Löwe	♏ Scorpion	♒ Wassermann
♊ Zwillinge	♍ Jungfrau	♐ Schütz	♓ Fische.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne	♃ Jupiter	
☿ Mercur	♄ Saturn	
♀ Venus	♅ Uranus	
♂ Mars	☾ Mond.	

Die Mondviertel.

● Der neue Mond
☽ Das erste Viertel
○ Der volle Mond
☾ Das letzte Viertel.

1. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebt bis im J.
1. W.		Neujahr.	Ev. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.						
Mittw.	1	Neujahr	8 13	3 54	♓	10 49		1 Neuj. Immanuel	1857
Donn.	2		8 13	3 55	♈	11 56		2 Märt. d. h. Büch.	1859
Freit.	3		8 13	3 56	♈	Mg.	☽	3 Gordius	1860
Sonn.	4		8 13	3 57	♈	1 6	E. V.	4 Titus	1850
2. W.		Sonnt. n. Neuj.	Ev. Von Christi Flucht n. Eg., Matth. 2. Ep. 1 Petr. 4.						
Sonnt.	5		8 12	3 58	♉	2 19	Mg.	5 Simeon	1853
Mont.	6	Erschein.	8 12	4 0	♉	3 33	4 56	6 Erschein. Christi	1857
Dienst.	7	Chr.	8 12	4 1	♊	4 48		7 Widukind	1851
Mittw.	8		8 11	4 3	♊	Aufg.		8 Severinus	1863
Donn.	9		8 11	4 4	♋	Ab.	○	9 Catharina Zell	1853
Freit.	10		8 10	4 5	♋	5 16	V. M.	10 Paulus Eins.	1853
Sonn.	11		8 10	4 7	♌	6 35	Ab.	11 Fructuosus	1861
3. W.		1. Epiphan.	Ev. Jesus als Knabe im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.						1859
Sonnt.	12		8 9	4 8	♌	7 55	11 46	12 Joh. Chastellain	1850
Mont.	13		8 8	4 10	♍	9 14		13 Hilarius	1855
Dienst.	14		8 8	4 11	♍	10 30		14 Felix	1857
Mittw.	15		8 7	4 12	♎	11 44		15 Johann Laski	1856
Donn.	16		8 6	4 14	♎	Mg.	☾	16 Georg Spalatin	1864
Freit.	17		8 5	4 16	♏	12 55	L. V.	17 Antonius	1854
Sonn.	18		8 4	4 18	♏	2 3	Ab.	18 Joh. Blackader	1855
4. W.		2. Epiphan.	Ev. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.						1862
Sonnt.	19		8 3	4 19	♐	3 8	5 57	19 (Babylas (Isab. od. Ellsab.)	1860 1866
Mont.	20		8 2	4 21	♐	4 10		20 Fabian, Sebastian	1855
Dienst.	21		8 1	4 23	♐	5 8		21 Agnes	1851
Mittw.	22		7 0	4 25	♑	6 0		22 Vincentius	1854
Donn.	23		7 59	4 26	♑	Untg.		23 Jesaias	1859
Freit.	24	[kebr.	7 57	4 28	♒	Ab.	●	24 Timotheus	1850
Sonn.	25	Pauli Be-	7 56	4 30	♒	5 27	N. M.	25 Pauli Bekehrung	1850
5. W.		3. Epiphan.	Ev. Von d. Aussätz. u. Gichtbr. Matth. 8. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	26		7 55	4 32	♒	6 29	Ab.	26 Polycarpus	1867
Mont.	27		7 54	4 34	♓	7 33	8 12	27 Joh. Chrysost.	1861
Dienst.	28		7 52	4 35	♓	8 39		28 Karl der Große	1851
Mittw.	29		7 51	4 37	♈	9 45		29 Juvent. u. Max.	1861
Donn.	30		7 49	4 39	♈	10 53		30 Johann Freder	
Freit.	31		7 48	4 41	♈	Mg.		31 Hans Sachs	1859

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 24sten obere ☌☉).
♀ geht Abends um 6¾ U. in W. S. W. unter.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar, da er am 2ten in ☌☉ kommt.
♃ geht Abends um 8¼ U. in W. z. S. unter.
♄ geht Morg. um 4¼ U. in S. O. z. O. auf.

2. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Sonn.	1		7 46	4 43	♉	12 2	☽	1 Ignatius	
6. W.		4. Epiphan. Ev. Christ. stillt Wind u. Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.							
Sonnt.	2	Mar. Rein.	7 45	4 45	♉	1 13	E. V.	2 Mariä Reinig.	1865
Mont.	3		7 43	4 47	♊	2 26	Ab.	3 Anschar	1850
Dienst.	4		7 41	4 49	♊	3 37	7 9	4 Rhabanus Maur.	1851
Mittw.	5		7 40	4 51	♋	4 45		5 Ph. Jac. Spener	1865
Donn.	6		7 38	4 52	♋	Aufg.		6 Amandus	1866
Freit.	7		7 36	4 54	♌	Ab.		7 Georg Wagner	1868
Sonn.	8		7 34	4 56	♌	5 22	○	8 Maria Andreä	1851
7. W.		Septuages. Ev. Von d. Arbeit. im Weinb., Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.							
Sonnt.	9		7 32	4 58	♍	6 43	V. M.	9 Johann Hooper	1850
Mont.	10		7 31	5 0	♍	8 3	Mg.	10 Frdr. Ch. Oetinger	1853
Dienst.	11		7 29	5 2	♎	9 22	10 29	11 Hugo v. St. Victor	1850
Mittw.	12		7 27	5 4	♎	10 37		12 Johanna Grey	1855
Donn.	13		7 25	5 6	♏	11 48		13 Chr. Fr. Schwartz	1856
Freit.	14		7 23	5 8	♏	Mg.		14 Brun v. Querfurt	1856
Sonn.	15		7 21	5 10	♏	12 57	☾	15 Jacob vom Loh	1861
8. W.		Sexages. Ev. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.							
Sonnt.	16		7.519	5 11	♐	2 1	L. V.	16 Matth. Desübas	1868
Mont.	17		7 17	5 13	♐	3 0	Mg.	17 Patric. Hamilton	1860
Dienst.	18		7 15	5 15	♑	3 53	10 10	18 Simeon	1852
Mittw.	19		7 13	5 17	♑	4 42		19 Mesrob	1857
Donn.	20		7 11	5 19	♑	5 25		20 Sadoth	1858
Freit.	21		7 9	5 21	♒	6 1		21 (Mauritius (Meinrad)	1868
Sonn.	22		7 7	5 23	♒	Untg.		22 Didymus	1858
9. W.		Estomihi. Ev. Jesus verkünd. sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.							
Sonnt.	23		7 5	5 25	♓	Ab.	●	23 Bart. Ziegenbalg	1852
Mont.	24	Schalttag	7 2	5 27	♓	6 30	N. M.	24 Ethelbert	
Dienst.	25	Fastn. Mat-	7 0	5 28	♓	7 37	Nm.	25 Matthias	1859
Mittw.	26	thias	6 58	5 30	♈	8 44	3 14	26 Casp. Olevianus	1861
Donn.	27		6 56	5 32	♈	9 53		27 Berthold Haller	1853
Freit.	28		6 54	5 34	♉	11 3		28 Martin Butzer	1858
Sonn.	29		6 52	5 36	♉	Mg.		29 J. de Monte Corv.	1855

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtbar zu Ende dieses Monats am Abend, wo er nach 7 U. in Westen untergeht.
♀ geht Abends um 8¼ U. in W. unter.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ geht in der 1sten Hälfte des Monats Abends um 7 U. in W. z. S. unter, ist Ende des Monats nicht mehr sichtbar.
♄ geht Morg. um 2¼ U. in S. O. z. O. auf.

3. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
10. W.		Invocav.	Ev. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2 Cor. 6.						1858
Sonnt.	1	Bußt. in Baiern u. Württemberg	6 49	5 38	♊	12 14		1 Suidbert	1858
Mont.	2		6 47	5 40	♊	1 24	☽	2 Johann Wesley	1853
Dienst.	3		6 45	5 41	♋	2 30	E. V.	3 Balthilde	1859
Mittw.	4		6 43	5 43	♋	3 31	Mg.	4 Georg Wishart	1851
Donn.	5		6 40	5 45	♋	4 25	5 42	5 Thomas v. Aquino	1850
Freit.	6	Bußt. in M.-	6 38	5 47	♌	5 11		6 Fridolin	1854
Sonn.	7	Schwerin u.	6 36	5 49	♌	Aufg.		7 Perpet. u. Felic.	1858
11. W.		Reminisc.	Ev. Vom Canan. Weibe, Matth. 15. Ep. 1 Thess. 4.						
Sonnt.	8	S.-Meining.	6 33	5 50	♍	Ab.	○	8 Zachar. Ursinus	1863
Mont.	9		6 31	5 52	♍	6 53	V. M.	9 Cyrill. u. Method.	
Dienst.	10		6 29	5 54	♎	8 11	Ab.	10 40 Märtyrer	1860
Mittw.	11		6 26	5 56	♎	9 26	9 16	11 Wilhelm Hoseus	1866
Donn.	12		6 24	5 58	♏	10 38		12 Gregor d. Große	
Freit.	13	Bußt. im Kön.	6 22	6 0	♏	11 46		13 Rudericus	1867
Sonn.	14	Sachsen	6 19	6 1	♐	Mg.		14 Mathilde	1854
12. W.		Oculi.	Ev. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	15		6 17	6 3	♐	12 50		15 Thomas Cranmer	1850
Mont.	16		6 15	6 5	♑	1 47	☾	16 Heribert	1852
Dienst.	17		6 12	6 7	♑	2 38	L. V.	17 Patricius	1854
Mittw.	18		6 10	6 9	♑	3 22	Mg.	18 Alexander	1853
Donn.	19		6 8	6 10	♒	4 1	4 22	19 Maria u. Martha	1851
Freit.	20		6 5	6 12	♒	4 34		20 Ambros. v. Siena	1863
Sonn.	21		6 3	6 14	♒	5 3		21 Benedictus	1854
13. W.		Lätare.	Ev. Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	22		6 1	6 15	♓	Untg.		22 Nicolaus v. d. Flüe	1851
Mont.	23		5 58	6 17	♓	Ab.		23 Wolfg. F. z. Anh.	1862
Dienst.	24		5 56	6 19	♈	6 34	●	24 Florentius	1855
Mittw.	25		5 54	6 21	♈	7 43	N. M.	25 Mariä Verkünd.	1856
Donn.	26		5 51	6 22	♉	8 54	Mg.	26 Liudger	1852
Freit.	27		5 49	6 24	♉	10 6	7 53	27 Rupertus	1866
Sonn.	28		5 46	6 26	♉	11 16		28 Joh. v. Goch	1853
14. W.		Judica.	Ev. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.						
Sonnt.	29		5 44	6 27	♊	Mg.		29 Eustasius	1867
Mont.	30		5 42	6 29	♊	12 24	E. V.	30 Joh. Heermann	1864
Dienst.	31		5 39	6 31	♋	1 26	☽ Nm. 1.19	31 Ernst der Fromme	1850

☿ sichtbar zu Anfang des Monats, wo er Abends um 7 U. in W. untergeht (am 8ten untere ☌☉).
♀ geht Abends um 10 U. in W. N. W. unter.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ ist in diesem Monat nicht sichtbar, da er am 10ten in ☌☉ kommt.
♄ geht Nachts um 12½ U. in S. O. z. O. auf.

4. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. U. M.	Sonnen- Utg. U. M.	Lauf.	Mond- Sch. U. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Mittw.	1		5 37	6 33	♋	2 21		1 Fritigil	1853
Donn.	2		5 35	6 35	♌	3 8		2 Theodosia	1856
Freit.	3	Bußt. i. S.Coburg	5 32	6 36	♌	3 47		3 Gerh. Tersteegen	1854
Sonn.	4		5 30	6 38	♍	4 19		4 Ambrosius.	1856
15. W.		Palmarum.	Ev. Von Chr. Einzug in Jerus., Matth. 21. Ep. Phil. 2.						1863
Sonnt.	5	Bußt. in Hess.-Darmstadt	5 27	6 40	♍	Aufg.		5 Christ. Scriver	1865
Mont.	6		5 25	6 42	♎	Ab.		6 Albrecht Dürer	1856
Dienst.	7		5 23	6 43	♎	7 2	○	7 Olaus Peterson	1868
Mittw.	8		5 21	6 45	♏	8 16	V. M.	8 Mart. Chemnitz	1862
Donn.	9	Gr.donn.	5 18	6 47	♏	9 27	Mg.	9 Thomas v. Westen	1853
Freit.	10	Charfreit.	5 16	6 48	♐	10 34	8 10	10 Fulbert	1861
Sonn.	11	Bußt.*)	5 14	6 50	♐	11 36		11 Leo der Große	1860
16. W.		Osterfest.	Ev. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1 Cor. 5.						1863
Sonnt.	12	Ostersonnt.	5 11	6 52	♐	Mg.		12 Sabas	1858
Mont.	13	Ostermont.	5 9	6 54	♑	12 31		13 Justin d. Märtyr.	1852
Dienst.	14		5 7	6 55	♑	1 18	☾	14 Johann Eccart	1854
Mittw.	15		5 5	6 57	♒	1 59	L. V.	15 Simon Dach	1859
Donn.	16		5 2	6 59	♒	2 34	Ab.	16 Petrus Waldus	1851
Freit.	17		5 0	7 1	♒	3 4	11 28	17 Mappalicus	1864
Sonn.	18		4 58	7 2	♓	3 31		18 Luther z. Worms	1860
17. W.		Quasimod.	Ev. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1 Joh. 5.						
Sonnt.	19		4 56	7 4	♓	3 55		19 Ph. Melanchthon	1851
Mont.	20		4 54	7 6	♈	4 18		20 Joh. Bugenhagen	1853
Dienst.	21		4 51	7 7	♈	Untg.		21 Aus. v. Canterbury	1854
Mittw.	22		4 49	7 9	♈	Ab.	●	22 Origenes	1859
Donn.	23		4 47	7 11	♉	7 52	N. M.	23 (Georg / Adalbert von Prag	1860 / 1856
Freit.	24		4 45	7 13	♉	9 5	Ab.	24 Wilfrid	1865
Sonn.	25	Marcus	4 43	7 14	♊	10 16	9 13	25 Marcus	1850
18. W.		Miser. Dom.	Ev. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1 Petr. 2.						
Sonnt.	26		4 41	7 16	♊	11 22		26 Trudpert	1857
Mont.	27		4 39	7 18	♋	Mg.		27 Otto Catelin	1866
Dienst.	28		4 37	7 20	♋	12 19		28 Fried. Myconius	1861
Mittw.	29		4 35	7 21	♌	1 9	☽	29 Ludw. v. Berquin	1862
Donn.	30		4 33	7 23	♌	1 50	E. V. Ab. 7 11	30 Georg Calixt	1851

*) in den Prov. Hannover, Nassau, sowie in Mecklenburg-Schwerin, S.-Weimar, S.-Gotha.

Planeten-Erscheinung.

☿, ♂ und ♃ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Abends um 11½ U. in N. W. unter.
♄ geht Abends um 10½ U. in S. O. z. O. auf.

5. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Freit.	1	Ph. Jacob.	4 31	7 25	♍	2 24		1 (Philippus / Jacobus	1859 / 1862
Sonn.	2		4 29	7 26	♍	2 54		2 Athanas. d. Gr.	1859
19. W.		Jubilate.	Ev. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1 Petr. 2.						
Sonnt.	3		4 27	7 28	♎	3 21		3 Monica	1852
Mont.	4		4 25	7 30	♎	3 46		4 Florian	1867
Dienst.	5		4 23	7 31	♎	Aufg.		5 Friedrich d. Weise	1854
Mittw.	6	Bußt. i. Preuß. u. A.-Dessau	4 21	7 33	♏	Ab.	○	6 Joh. v. Damasc.	1862
Donn.	7		4 19	7 35	♏	8 18	V. M.	7 (Flavia Domitilla / Otto I. der Große	1853 / 1852
Freit.	8	Bußt. in Holstein	4 17	7 36	♐	9 23	Ab.	8 Stanislaus	1867
Sonn.	9		4 16	7 38	♐	10 21	5 43	9 Gregor von Naz.	1852
20. W.		Cantate.	Ev. Von Chr. Hingang zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonnt.	10		4 14	7 40	♑	11 13		10 Johann Heuglin	1858
Mont.	11		4 12	7 41	♑	11 57		11 Johann Arndt	1851
Dienst.	12		4 11	7 43	♑	Mg.		12 Meletius der Gr.	1866
Mittw.	13		4 9	7 44	♒	12 35		13 Servatius	1868
Donn.	14		4 7	7 46	♒	1 7	☾	14 Pachomius	1856
Freit.	15		4 6	7 47	♓	1 34	L. V.	15 Moses	1852
Sonn.	16		4 4	7 49	♓	1 59	Nm.	16 5 Märt. v. Laus.	1860
21. W.		Rogate.	Ev. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonnt.	17		4 3	7 51	♓	2 22	4 52	17 Joachim v. Floris	1855
Mont.	18		4 1	7 52	♈	2 44		18 80 Märt. unt. Val.	1851
Dienst.	19		3 59	7 54	♈	3 7		19 Alcuinus	1852
Mittw.	20		3 58	7 55	♉	Untg.		20 Val. Herberger	1862
Donn.	21	Himmelf.	3 57	7 56	♉	Ab.		21 Constant. u. Hel.	
Freit.	22		3 56	7 58	♊	8 0	●	22 Castus u. Aemil.	1866
Sonn.	23		3 54	7 59	♊	9 10	N. M.	23 Hieron. Savonar.	1853
22. W.		Exaudi.	Ev. Von d. Verheiß. d. h. Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.						
Sonnt.	24		3 53	8 1	♋	10 13	Mg.	24 Ag. Cazalla u. G.	1858
Mont.	25		3 52	8 2	♋	11 7	5 42	25 August. v. Cant.	1866
Dienst.	26		3 51	8 3	♌	11 52		26 Beda d. Ehrwrd.	
Mittw.	27		3 50	8 5	♌	Mg.		27 Joh. Calvin	1853
Donn.	28		3 49	8 6	♍	12 28	☽	28 Lanfranc	1864
Freit.	29		3 47	8 7	♍	12 59	E. V.	29 Wilhelm Penn	
Sonn.	30		3 45	8 8	♍	1 27	Ab.	30 Hieron. v. Prag	1863
23. W.		Pfingstfest.	Ev. Von d. Sendung d. h. Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.						
Sonnt.	31	Pfingstf.	3 44	8 10	♎	1 52	10 48	31 Joachim Neander	1852

☿ sichtbar zu Ende des Monats, wo er Abends um 9¾ U. in N. W. untergeht (am 15ten obere ☌☉).
♀ geht um Mitternacht in N. W. unter.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ sichtbar zu Ende des Monats, wo er Morg. um 2 U. in O. aufgeht
♄ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 23sten in ☍☉ kommt

6. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Tierkr.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Mont.	1	Pfingstm.	3 44	8 11	♑	2 16		1 J. Frdr. Oberlin	1868
Dienst.	2		3 44	8 12	♑	2 41		2 Pothin. u. Bland.	1852
Mittw.	3		3 43	8 13	♑	3 8		3 Klotilde	1858
Donn.	4		3 42	8 14	♐	Aufg.		4 Quirinus	1867
Freit.	5		3 42	8 15	♐	Ab.	○	5 Bonifacius	1850
Sonn.	6		3 41	8 16	♐	9 7	V. M.	6 Norbert 1851.	1852
24. W.		Trinitatis. Ev. Von Chr. Gespr. mit Nicod., Joh. 3. Ep. Röm. 11.							1859
Sonnt.	7		3 40	8 17	♑	9 54	Mg.	7 Paul Gerhard	1866
Mont.	8		3 40	8 18	♑	10 34	7 49	8 A. H. Francke	1851
Dienst.	9		3 40	8 19	♒	11 9		9 Columba	1861
Mittw.	10		3 39	8 19	♒	11 38		10 Fr. I. Barbarossa	1854
Donn.	11		3 39	8 20	♒	Mg.		11 Barnabas	1858
Freit.	12		3 39	8 21	♓	12 3		12 Renata v. Ferrara	1857
Sonn.	13		3 38	8 21	♓	12 26	☾	13 Isaac le Febvre	1856
25. W.		1. Trinitat. Ev. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1 Joh. 4.							
Sonnt.	14		3 38	8 22	♈	12 48	L. V.	14 Basilius der Gr.	
Mont.	15	Bettag vor der Erndte in Braunschweig	3 38	8 22	♈	1 10	Mg.	15 Wilh. Wilberforce	1854
Dienst.	16		3 38	8 23	♈	1 33	11 7	16 Benno	
Mittw.	17		3 38	8 23	♉	1 59		17 Johann Tauler	1853
Donn.	18		3 38	8 24	♉	2 29		18 Pamphilus	1855
Freit.	19		3 38	8 24	♊	Untg.		19 Nic. Conc. / Paphnutius	1869 / 1865
Sonn.	20		3 38	8 24	♊	Ab.	●	20 27 Märt. in Prag	1855
26. W.		2. Trinitat. Ev. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1 Joh. 3.							
Sonnt.	21		3 38	8 25	♋	8 58	N. M.	21 Matth. Claudius	1865
Mont.	22		3 38	8 25	♋	9 48	Nm.	22 Gottschalk	1856
Dienst.	23		3 38	8 25	♌	10 30	3 39	23 Gottfr. Arnold	1867
Mittw.	24	Joh. d. T.	3 39	8 25	♌	11 3		24 Johannes d. T.	1851
Donn.	25		3 39	8 25	♍	11 32		25 Augsb. Cnf. Uebg.	1851
Freit.	26		3 40	8 25	♍	11 58		26 Joh. Val. Andreä	1851
Sonn.	27		3 40	8 25	♎	Mg.	☽	27 Sieben Schläfer	1856
27. W.		3. Trinitat. Ev. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1 Petr. 5.							
Sonnt.	28	Petr. Paul	3 41	8 25	♎	12 23	E. V.	28 Irenäus	1855
Mont.	29		3 41	8 25	♏	12 47	Mg.	29 Petrus / Paulus	1859 / 1850
Dienst.	30		3 42	8 24	♏	1 13	6 44	30 Raymund Lullus	1868

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtbar zu Anfang des Monats, wo er Abends gegen 10 U. in N. W. untergeht.

♀, welche am 8ten im größten Glanz erscheint, geht Abends um 10¾ U. in N. W. z. W. unter.

♂ sichtbar zu Ende des Mon., wo er Morg. um 1¼ U. in N. O. z. O. aufgeht.

♃ geht Nachts um 12¾ U. in O. auf.

♄ geht Morg. um 2¾ U. in S. W. z. W. unter.

7. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Stand	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebensjahr im J.
Mittw.	1		3 43	8 24	♐	1 41		1 H. Voes u. J. Esch	1858
Donn.	2	Mariä Hmf.	3 43	8 23	♐	2 14		2 Mariä Heimf.	1866
Freit.	3		3 44	8 23	♐	Aufg.		3 (Otto Bisch. v. Bamb. (Aonius Palearius)	1852 1857
Sonn.	4		3 45	8 22	♑	Ab.	○	4 Ulrich	1850
28. W.	4. Trinitat.		Ev. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	5		3 46	8 22	♑	8 34	V. M.	5 J. Oldc. L. Cobh.	1861
Mont.	6		3 47	8 21	♒	9 10	Ab.	6 Johann Huß	1858
Dienst.	7		3 48	8 21	♒	9 41	9 33	7 Willibald	
Mittw.	8		3 49	8 20	♒	10 7		8 Kilian	1854
Donn.	9		3 50	8 19	♓	10 32		9 Ephr. d. Syrer	1866
Freit.	10		3 51	8 19	♓	10 53		10 (Knud Wilhelm v. Or.	1862
Sonn.	11		3 52	8 18	♈	11 15		11 Placidus	1859
29. W.	5. Trinitat.		Ev. Von Petri reichem Fischzuge, Luc. 5. Ep. 1 Petr. 3.						
Sonnt.	12	Bußt. u. Bettag vor der Erndte in M.-Schwer.	3 53	8 17	♈	11 37		12 Heinrich II.	1858
Mont.	13		3 54	8 16	♈	Mg.	☾	13 Eugenius	1865
Dienst.	14		3 55	8 15	♉	12 1	L. V.	14 Bonaventura	
Mittw.	15		3 56	8 14	♉	12 28	Mg.	15 (Answer Jerusal. Erob. (1099)	1863 1857
Donn.	16		3 58	8 13	♊	1 0	1 34	16 Anna Askew	1867
Freit.	17		3 59	8 12	♊	1 40		17 Sper. u. f. 11 Gef.	1854
Sonn.	18		4 0	8 11	♋	Untg.		18 Arnulf	1868
30. W.	6. Trinitat.		Ev. Von d. Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	19		4 1	8 9	♋	Ab.	●	19 Luise Henriette	1850
Mont.	20		4 3	8 8	♌	8 23	N. M.	20 Richard le Feure	
Dienst.	21		4 4	8 7	♌	9 1	Ab.	21 Ebh. v. Württemb.	1853
Mittw.	22		4 6	8 5	♍	9 34	10 50	22 Mar. Magdalena	1855
Donn.	23		4 7	8 4	♍	10 2		23 Gottf. v. Hamelle	1859
Freit.	24		4 9	8 3	♎	10 28		24 Thom. v. Kempen	1863
Sonn.	25	Jacobus	4 10	8 1	♎	10 52		25 Jacobus	1857
31. W.	7. Trinitat.		Ev. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	26		4 12	8 0	♏	11 18	☽	26 Christophorus	1855
Mont.	27		4 13	7 58	♏	11 46	E. V.	27 Raym. Palmarius	1853
Dienst.	28		4 15	7 57	♏	Mg.	Nm.	28 Joh. Seb. Bach	1861
Mittw.	29		4 16	7 55	♐	12 17	2 45	29 Olaus der Heilige	1853
Donn.	30		4 18	7 54	♐	12 53		30 Johann Wessel	1866
Freit.	31		4 19	7 52	♑	1 34		31 Joh. Casp. Schade	1853

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 14ten untere ☌☉).
♀ geht zu Anfang des Monats Abends um 9 Uhr in N. W. z. W. unter, kommt am 16ten in untere ☌☉ und erscheint zu Ende des Monats als Morgenstern, da sie Morg. um 3¼ U. in O. N. O. aufgeht.
♂ geht Nachts um 12¾ U. in N. O. z. O. auf.
♃ geht Abends um 11 U. in O. z. N. auf.
♄ geht Nachts um 12¾ U. in S. W. z. W. unter.

August 1868. Aerntemonat.

8. lon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
nn.	1		4 21	7 50	♑	2 22		1 Maccabäer	1857
W.		8. Trinitat.	Ev. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
nnt.	2		4 22	7 49	♑	Aufg.		2 Märt. unter Nero	1854
ont.	3		4 24	7 47	♒	Ab.	○	3 Wilhelm Thorp	1864
enst.	4		4 25	7 45	♒	8 12	V. M.	4 Leonhard Käser	1865
ttw.	5		4 27	7 43	♓	8 37	Mitt.	5 Evg. Salzburger	1859
nn.	6	Verkl. Chr.	4 29	7 41	♓	9 0	12 45	6 Verklär. Christi	1859
eit.	7		4 30	7 40	♓	9 21		7 Nonna	1851
nn.	8		4 32	7 38	♈	9 42		8 Hormisdas	1858
W.		9. Trinitat.	Ev. Vom unger. Haushalter, Luc. 16. Ep. 1 Cor. 10.						
nnt.	9		4 33	7 36	♈	10 5		9 Numidicus	1864
ont.	10		4 35	7 34	♉	10 30		10 (Jerusal. Erober. (70) / Laurentius	1851 / 1850
enst.	11		4 37	7 32	♉	10 59	☾	11 Greg. v. Utrecht	1868
ttw.	12		4 38	7 30	♊	11 34	L. V.	12 Anselm v. Havelb.	1854
nn.	13		4 40	7 28	♊	Mg.	Nm.	13 N. L. Gr. v. Zinzd.	1860
eit.	14		4 42	7 26	♊	12 17	1 22	14 Jacob Guthrie	1852
nn.	15		4 43	7 24	♋	1 11		15 Maria	1860
W.		10. Trinitat.	Ev. Von d. Zerstör. Jerus., Luc. 19. Ep. 1 Cor. 12.						
nnt.	16		4 45	7 22	♋	Untg.		16 Joh. d. Beständige	1855
ont.	17		4 47	7 20	♌	Ab.		17 Johann Gerhard	1868
enst.	18		4 48	7 18	♌	7 30	●	18 Hugo Grotius	1867
ttw.	19		4 50	7 16	♍	8 1	N. M.	19 Sebaldus	1865
nn.	20		4 52	7 13	♍	8 28	Mg.	20 Bernhard	1853
eit.	21		4 53	7 11	♎	8 54	6 5	21 Miss. d. ev. Br. un.	1867
nn.	22		4 55	7 9	♎	9 20		22 Symphorianus	1868
W.		11. Trinitat.	Ev. Vom Pharisäer u. Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.						
nnt.	23		4 57	7 7	♏	9 48		23 Caspar v. Coligny	1857
ont.	24	Bartholo-	4 59	7 5	♏	10 18		24 Bartholomäus	1858
enst.	25	mäus	5 0	7 2	♐	10 53	☽	25 Ludwig d. Heilige	1868
ttw.	26		5 2	7 0	♐	11 33	E. V.	26 Ulphila	1857
nn.	27		5 3	6 58	♑	Mg.	Mg.	27 Jovinianus	1858
eit.	28		5 5	6 56	♑	12 18	1 40	28 Augustinus	1864
nn.	29	J. d. T. Enth.	5 7	6 53	♑	1 10		29 Johañ. d. T. Enth.	1864
W.		12. Trinitat.	Ev. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.						
nnt.	30		5 9	6 51	♒	2 6		30 Claud. v. Turin	1867
ont.	31		5 10	6 49	♒	Aufg.		31 Aidan	1862

♃ sichtbar zu Anfang des Monats, wo er Morgens vor 3 U. in N. O. z. O. aufgeht (am 28sten obere ☌☉). [in O. N. O. auf.
♀, welche am 25sten im größten Glanz erscheint, geht Morg. um 2 U.
♂ geht um Mitternacht in N. O. auf.
♃ geht Abends um 9 U. in O. z. N. auf.
♄ geht Abends um 10¾ U. in S. W. z. W. unter.

9. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebensbild im J.
Dienst.	1		5 12	6 47	♐	Ab.		1 Hanna	1853
Mittw.	2		5 13	6 44	♐	7 5	○	2 Mamas	1860
Donn.	3		5 15	6 42	♐	7 27	V. M.	3 Hildegard	1852
Freit.	4		5 17	6 40	♑	7 48	Mg.	4 Ida	
Sonn.	5		5 18	6 37	♑	8 10	4 51	5 Johann Mollio	1865
37. W.		13. Trinitat.	Ev. Vom Samariter u. Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	6		5 20	6 35	♑	8 34		6 Matthias Weibel	1854
Mont.	7		5 22	6 33	♑	9 1		7 Lazar. Spengler	1860
Dienst.	8		5 24	6 30	♑	9 33		8 Corbinian	1867
Mittw.	9		5 25	6 28	♊	10 12	☾	9 Ludw. Paschali	1866
Donn.	10		5 27	6 26	♊	10 59	L. V.	10 Paul Speratus	1863
Freit.	11		5 29	6 23	♋	11 57	Ab.	11 Johann Brenz	1850
Sonn.	12		5 30	6 21	♋	Mg.	10 58	12 Dion. Peloquin	
38. W.		14. Trinitat.	Ev. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	13		5 32	6 19	♌	1 6		13 Wilhelm Farel	1859
Mont.	14		5 34	6 16	♌	Untg.		14 (Cyprianus / (Dante)	1853 / 1865
Dienst.	15		5 35	6 14	♍	Ab.		15 Arg. v. Grumb.	1861
Mittw.	16	Bußt. in Lauenburg	5 37	6 11	♍	6 26	●	16 Euphemia	1862
Donn.	17		5 39	6 9	♎	6 53	N. M.	17 Lambert	1850
Freit.	18		5 40	6 7	♎	7 19	Nm.	18 A. G. Spangenbg.	1855
Sonn.	19	[Schweiz	5 42	6 4	♏	7 47	2 13	19 Thom. v. St. Paul	1866
39. W.		15. Trinitat.	Ev. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	20	Bußtag in der	5 44	6 2	♏	8 17		20 Magdal. Luther	1861
Mont.	21	Matthäus	5 45	6 0	♐	8 50		21 Matthäus	1856
Dienst.	22		5 47	5 57	♐	9 29		22 Emmeram	
Mittw.	23		5 48	5 55	♐	10 13	☽	23 5 Märt. v. Genf	1862
Donn.	24		5 50	5 53	♑	11 3	E. V.	24 Joh. Jac. Moser	1852
Freit.	25		5 52	5 50	♑	11 58	Nm.	25 (Augsb. Rel.friede / P. Rabaut	1851
Sonn.	26		5 53	5 48	♒	Mg.	4 15	26 Lioba	1855
40. W.		16. Trinitat.	Ev. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.						
Sonnt.	27		5 55	5 45	♒	12 57		27 Philip. Graveron	1850
Mont.	28		5 57	5 43	♒	1 58		28 P. Flyst. u. A. Clar.	1851
Dienst.	29	Michaelis*)	5 59	5 41	♓	Aufg.		29 Michaelis	1858
Mittw.	30		6 0	5 39	♓	Ab.		30 Hieronymus	1858

*) Erndtefest in der St. Braunschweig.

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 1½ U. in O. N. O. auf.
♂ geht Abends um 11½ U. in N. O. auf.
♃ geht Abends um 6¾ U. in O. auf.
♄ geht Abends um 8½ U. in S. W. z. W. unter.

10. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Donn.	1		6 2	5 36	♈	5 53	○	1 Remigius	1857
Freit.	2		6 4	5 34	♈	6 15	V. M.	2 Leodegar	
Sonn.	3		6 5	5 32	♈	6 38	Ab.	3 Die beid. Ewalde	1867
41. W.		17. Trinitat.						Ev. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.	
Sonnt.	4	Erndtefest in	6 7	5 29	♉	7 4	8 52	4 Franciscus	1863
Mont.	5	Preußen und	6 9	5 27	♉	7 34		5 Petr. Carnesecchi	1867
Dienst.	6	Baiern	6 11	5 24	♊	8 10		6 Heinrich Albert	1861
Mittw.	7		6 12	5 22	♊	8 54		7 Theodor Beza	1865
Donn.	8		6 14	5 20	♋	9 48		8 Rob. Grosthead	1868
Freit.	9		6 16	5 17	♋	10 51	☾	9 Dionysius Areop.	1855
Sonn.	10		6 17	5 15	♌	Mg.	L. V.	10 Justus Jonas	1858
42. W.		18. Trinitat.						Ev. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1 Cor. 1.	
Sonnt.	11		6 19	5 13	♌	12 2	Mg.	11 Ulrich Zwingli	1850
Mont.	12		6 21	5 11	♍	1 19	7 7	12 Heinr. Bullinger	1852
Dienst.	13		6 23	5 8	♍	Untg.		13 Elisabeth Frey	1850
Mittw.	14		6 25	5 6	♎	Ab.		14 Nicolaus Ridley	1866
Donn.	15		6 26	5 4	♎	5 17	●	15 Aurelia	1854
Freit.	16		6 28	5 2	♏	5 44	N. M.	16 Gallus	1850
Sonn.	17		6 30	5 0	♏	6 13	Ab.	17 Aufh. d. Ed. v. Nant.	1865
43. W.		19. Trinitat.						Ev. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.	
Sonnt.	18	Lucas	6 32	4 57	♏	6 45	11 55	18 Lucas	1851
Mont.	19		6 34	4 55	♐	7 22		19 Christ. Schmid	1867
Dienst.	20		6 35	4 53	♐	8 4		20 F. L. v. Avignon	1868
Mittw.	21	Bußt. i. Han-	6 37	4 51	♑	8 52		21 Hilarion	1855
Donn.	22	nover	6 39	4 49	♑	9 47		22 Hedwig	1858
Freit.	23		6 41	4 47	♒	10 45	☽	23 Heinrich Martyn	1855
Sonn.	24		6 43	4 45	♒	11 46	E. V.	24 (Arethas 1862 / Westfäl. Friede 1858)	
44. W.		20. Trinitat.						Ev. Vom hochzeitl. Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.	
Sonnt.	25		6 44	4 43	♒	Mg.	Mg.	25 Johann Heß	1865
Mont.	26		6 46	4 41	♓	12 49	10 36	26 Fr. III. v. d. Pfalz	1862
Dienst.	27		6 48	4 39	♓	1 53		27 Frumentius	1854
Mittw.	28	Sim., Juda	6 50	4 37	♈	Aufg.		28 Simon, Juda	1863
Donn.	29		6 52	4 35	♈	Ab.		29 Alfred d. Große	1866
Freit.	30	(Reformatf.	6 54	4 33	♈	4 42	V. M.	30 Jacob Sturm	1855
Sonn.	31	Luthers Thes.,	6 55	4 31	♉	5 6	○ Mg. 11 59	31 Reformationsf.	1859

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 2 U. in O. z. N. auf.
♂ geht Abends um 11 U. in N. O. z. O. auf.
♃ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 1sten in ☌ ☉ kommt.
♄ geht Abends um 6¼ U. in S. W. z. W. unter.

11. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.		Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
45. W.	21. Trinitat.		Ev. Von des Königschen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.						
Sonnt.	1	Bußt. in Kurhessen	6 57	4 29	♉	5 35		1 Aller Heiligen	1867
Mont.	2		6 59	4 27	♊	6 9		2 Victorinus	1867
Dienst.	3		7 1	4 25	♊	6 51		3 Pirmin	1861
Mittw.	4		7 3	4 23	♋	7 42		4 Joh. Albr. Bengel	1851
Donn.	5		7 5	4 21	♋	8 42		5 Hans Egede	1867
Freit.	6		7 7	4 20	♌	9 50		6 Gustav Adolf	
Sonn.	7		7 8	4 18	♌	11 4	☾	7 Willibrord	1861
46. W.	22. Trinitat.		Ev. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.						
Sonnt.	8		7 10	4 16	♌	Mg.	L. V.	8 Willehad	1863
Mont.	9		7 12	4 15	♍	12 22	Nm.	9 Joh. v. Staupitz	1850
Dienst.	10	[schweig	7 14	4 13	♍	1 41	2 40	10 Martin Luther	1850
Mittw.	11	Bußt. t. Braun-	7 16	4 11	♎	Untg.		11 Martin Bisch.	1862
Donn.	12	Bußt. t. Hamburg	7 17	4 10	♎	Ab.		12 Livinus	
Freit.	13		7 19	4 8	♏	4 11		13 Arcadius	1864
Sonn.	14		7 21	4 7	♏	4 40	●	14 Pet. Mrt. Vermili	1853
47. W.	23. Trinitat.		Ev. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.						
Sonnt.	15	Erndtefest in Baden	7 23	4 5	♐	5 15	N. M.	15 Johann Kepler	1850
Mont.	16		7 25	4 4	♐	5 55	Mg.	16 Casp. Creuziger	1854
Dienst.	17		7 26	4 3	♑	6 41	11 49	17 Bernward	1852
Mittw.	18		7 28	4 1	♑	7 33		18 Greg. d. Erleucht.	1856
Donn.	19		7 30	4 0	♑	8 30		19 Elisabeth	1868
Freit.	20	Bußt. im Kön.	7 32	3 59	♒	9 31		20 Johan Williams	
Sonn.	21	Sachsen	7 33	3 58	♒	10 34		21 Columbanus	1856
48. W.	24. Trinitat.		Ev. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.						
Sonnt.	22	Bußt. in Baden	7 35	3 56	♓	11 38	☽	22 Joh. Oecolampad	1851
Mont.	23		7 37	3 55	♓	Mg.	E. V.	23 Clemens v. Rom	1852
Dienst.	24		7 38	3 54	♓	12 43	Mg.	24 Johann Knox	1860
Mittw.	25		7 40	3 53	♈	1 49	7 40	25 Catharina	1865
Donn.	26	Dank- und *)	7 42	3 52	♈	2 56		26 Conrad	1850
Freit.	27	Bußt. i. Meckl.-	7 43	3 51	♉	Aufg.		27 Margar. Blaarer	1852
Sonn.	28	Schw.	7 45	3 50	♉	Ab.		28 Alexand. Roussel	1868
49. W.	1. Advent.		Ev. Von Christi Einz. in Jeruf., Matth. 21. Ep. Röm. 13.						
Sonnt.	29	Bußtag **)	7 47	3 50	♊	4 6	V. M.	29 Saturninus	
Mont.	30	Andreas	7 48	3 49	♊	4 45	○ M. 1 54	30 Andreas	1856

*) Bettag in den Verein. St. von Nordamerika. — **) der Ref. in Oesterreich.

☿, der am 5ten Morg. durch die Sonnenscheibe geht (untere ☌☉), ist sichtbar zu Ende des Monats, wo er Morg. gegen 6 U. in O. S. O. [aufgeht.

♀ geht Morg. um 3¼ U. in O. z. S. auf.

♂ geht Abends um 10½ U. in O. N. O. auf.

♃ geht Morg. um 2¾ U. in W. unter.

♄ ist in diesem M. nicht sichtbar, da er am 30sten in ☌☉ kommt.

12. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Dienst.	1		7 49	3 48	♊	5 33		1 Eligius	1855
Mittw.	2		7 51	3 47	♋	6 32		2 Joh. Ruysbroek	
Donn.	3		7 52	3 47	♋	7 39		3 Gerhard Groot	1854
Freit.	4	Bußtag *)	7 54	3 46	♌	8 53		4 Gerh. v. Zütphen	1863
Sonn.	5		7 55	3 46	♌	10 10		5 Crispina	1868
50. W.		2. Advent.	Ev. Von d. Zeichen d. jüngst. Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.						
Sonnt.	6		7 56	3 45	♍	11 28	☾	6 Nicolaus	1863
Mont.	7		7 58	3 45	♍	Mg.	L. V.	7 (Paulus Odontius) Phil. Frdr. Hiller	1864 1853
Dienst.	8	Bußt. d. Luth.	7 59	3 45	♎	12 46	Ab.	8 Martin Rinkard	1863
Mittw.	9	in Oesterreich	8 0	3 44	♎	2 3	10 27	9 Benj. Schmolck	1866
Donn.	10		8 1	3 44	♏	3 19		10 Paul Eber	1851
Freit.	11		8 2	3 44	♏	Untg.		11 Heinr. v. Zütphen	1852
Sonn.	12		8 3	3 44	♐	Ab.		12 (Spiridion) Vicelin	1868 1860
51. W.		3. Advent.	Ev. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1 Cor. 4.						
Sonnt.	13		8 4	3 44	♐	3 49		13 (Odilia Berthold	1853 1853
Mont.	14		8 5	3 44	♐	4 32	●	14 Dioscurus	1856
Dienst.	15		8 6	3 44	♑	5 21	N. M.	15 Christiana	1851
Mittw.	16	Bußt. i. Hann.	8 7	3 44	♑	6 17	Mg.	16 Adelheid	1852
Donn.	17	u. Lauenb.	8 8	3 44	♒	7 17	2 27	17 Sturm	1864
Freit.	18		8 9	3 45	♒	8 19		18 Veit L. v. Seckend.	1852
Sonn.	19		8 9	3 45	♒	9 22		19 Clemens v. Alex.	1856
52. W.		4. Advent.	Ev. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.						
Sonnt.	20		8 10	3 46	♓	10 26		20 Abraham	1857
Mont.	21	Thomas	8 10	3 46	♓	11 32		21 Thomas	1857
Dienst.	22		8 11	3 46	♈	Mg.	☽	22 Hugo M'Kail	1853
Mittw.	23		8 12	3 47	♈	12 37	E. V.	23 Anna dü Bourg	1851
Donn.	24	Heil. Abend	8 12	3 48	♈	1 44	Mg.	24 Heilige Abend	
Freit.	25	Christtag	8 13	3 48	♉	2 53	5 22	25 Christtag	1856
Sonn.	26	Stephanus	8 13	3 49	♉	4 4		26 Stephanus	1851
53. W.		Sount. n. Chr. Geb.	Ev. Von Simeon u. Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	27	Johannes	8 13	3 50	♊	Aufg.		27 Johannes	1855
Mont.	28		8 13	3 51	♊	Ab.		28 Unschuld. Kinder	1854
Dienst.	29		8 13	3 52	♋	4 15	○	29 David	1857
Mittw.	30		8 13	3 53	♋	5 20	V. M.	30 Christ. v. Württb.	1850
Donn.	31		8 13	3 54	♌	6 35	Nm. 2 41	31 Joh. Wiclif	1854

*) in S.-Weimar, S.-Gotha, S.-Coburg und S.-Meiningen.

☿ sichtbar zu Anfang des M., wo er Morg. nach 6 U. in S. O. z. O. aufgeht.
♀ geht Morg. um 4¼ U. in O. S. O. auf.
♂ geht Abends um 9¼ U. in O. N. O. auf.
♃ geht Morg. um 1 U. in W. unter.
♄ sichtbar zu Ende des M., wo er Morg. um 6 U. in S. O. z. O. aufgeht.

Erklärung des Kalenders.

Der vorstehende Kalender enthält, wie es sonst herkömmlich ist, einen chronologischen, einen kirchlichen und einen astronomischen Bestandtheil.*)

Jedem Monat nehmlich ist eine Seite gewidmet. Die erste Rubrik nebst der ersten Reihe der zweiten giebt Wochentag und Datum; die andere Reihe der zweiten Rubrik enthält die in den deutschen protestantischen Kirchen gebräuchlichen Festtage: auch ist über jedem Sonntage sein Name mit den Pericopen angegeben. Die Namen des verbesserten evangelischen Kalenders sind aus dieser Rubrik (so wie die ganze folgende Rubrik mit den Namen des bisherigen evangelischen Kalenders) seit dem Jahrgang 1857 fortgelassen; statt dessen sind sie zu finden in der letzten Rubrik, welche zugleich das Verzeichniß der Lebensbilder enthält, die bisher im Evangelischen Kalender (von 1850—1868) erschienen sind: diese sind kenntlich an der danebenstehenden Jahreszahl, welche den betreffenden Jahrgang desselben nachweiset.

Die noch übrigen Rubriken von der dritten bis zur siebenten enthalten Auf- und Untergang der Sonne, so wie den Lauf des Mondes durch die Zeichen des Thierkreises, Auf- und Untergang desselben und den Eintritt der Mondviertel. Endlich ist unten die Planeten-Erscheinung angegeben und zwar in der Regel für die Mitte des Monats.

Diesem astronomischen Kalender liegt die geographische Breite und die Zeit von Berlin zum Grunde. Es sind also die Zeitangaben für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond, für den Eintritt der Mondviertel so wie der Jahreszeiten (auf Seite 1) in mittlerer Berliner Zeit verstanden. Ferner gilt der hier angegebene Auf- und Untergang von Sonne und Mond genau nur für die Breite von Berlin (52° 30′); während unter andern Breiten, je nach der Entfernung und dem Datum, die Zeiten mehr oder weniger abweichen. Man kann aber leicht durch eine bloße Addition oder Subtraction aus den für die Berliner Breite geltenden Angaben den Sonnen-Auf- und Untergang bis auf eine Minute genau für alle Oerter in ganz Deutschland und der Schweiz so wie im Elsaß, in Belgien und den Niederlanden, überhaupt zwischen 45° bis 56° nördl. Breite finden mittelst einer für jedes Jahr gültigen Tafel, die im zweiten Jahrgang (für 1851) dem Monats-Kalender beigegeben, auch daselbst (S. 28. 38 f.) erläutert ist.

---

*) In einer kleinern Anzahl Exemplare für solche Länder, in denen die Stempelgesetzgebung der Einführung auswärtiger Kalender entgegensteht, ist nur im Allgemeinen der Monatskalender aufgenommen mit dem oben erwähnten Verzeichniß der Lebensbilder (worin die Namen des verb. evang. Kalenders enthalten sind), unter Auslassung aller auf das Jahr 1869 bezüglichen kirchlichen und astronomischen Angaben; hingegen eine Uebersicht der kirchlichen Festordnung für die nächsten 10 Jahre hinzugefügt.

Einleitung.

1. Der kirchliche Kalender.

Der verbeſſerte evangeliſche Kalender, der in der letzten Rubrik ſich findet (ſ. Ev. Kalender für 1857, S. 14. und daſ. Vorr. S. V.), iſt unverändert geblieben*), wie er ſeit dem erſten Jahrgang dieſes Jahrbuchs, für 1850, aufgeſtellt worden. Von der Herleitung und Zuſammenſetzung deſſelben iſt ſchon in der Einleitung daſelbſt (S. 1—9) Rechenſchaft gegeben. Eine kurze Erläuterung ſämmtlicher Namen dieſes Kalenders findet ſich, geordnet nach den Ländern und demnächſt nach den Zeiten, im erſten Jahrgang (S. 20—36), und allgemein nach den Zeiten geordnet, im zweiten Jahrgang (S. 53—65); das alphabetiſche Verzeichniß dieſer Namen enthält der vierte Jahrgang (S. 37—42).

Von dem alten evangeliſchen Kalender, der in den früheren Jahrgängen von 1851 bis 1856 neben dem verbeſſerten mitgetheilt war, iſt in der Einleitung des Jahrgangs 1851 (S. 33—37) nähere Nachweiſung gegeben.

Die Rubrik der Feſttage zeigt ſowohl die allgemeinen evangeliſchen Feſte, als auch die in manchen deutſchen Landeskirchen als halbe Feiertage noch beobachteten Marien- und Apoſteltage an, — die überall an dem gleichen Monatstage anſtehen; dazu iſt von den beſonderen Feiertagen, in deren Anordnung Verſchiedenheit obwaltet, für die größeren deutſchen Landeskirchen ſo wie für die Schweiz der Buß- und Bettag ſeit dem Jahrg. 1853 und das Erndtefeſt, ſoweit es an einem feſten Tage gefeiert wird, ſeit dem Jahrg. 1855 angeſetzt. Erläuterungen über dieſelben ſind in den Jahrgängen 1853 (S. 29—36) und 1854 (S. 56—68) gegeben.

*) Abgeſehen von fünf in Klammern beigefügten Namen am 19. Jan. und 3. Juli, ſ. Jahrg. 1856 S. 15. Anm. und Jahrg. 1857 Vorr. S. III; ſo wie am 7. December, ſ. Jahrg. 1864 Vorr. S. III; 14. Sept., ſ. Jahrg. 1865 Vorr. S. IV, und 12. Dec., ſ. Jahrg. 1868. Vorr. S. IV.

2. Die Lebensbilder.

An den verbesserten evangelischen Kalender knüpfen sich die Lebensbilder, deren diesmal 20 mitgetheilt werden: eine Uebersicht derselben, wie sie nach den Zeiten und Ländern sich vertheilen, folgt zum Schluß. — Von den vorigen Jahrgängen enthalten die beiden ersten jedesmal 28, der dritte 24, der vierte 26, der fünfte 23, der sechste 21, der siebente 20, der achte 16, der neunte 23, der zehnte 18, der elfte bis vierzehnte je 16, der funfzehnte 11, der sechzehnte 15, der siebenzehnte 17, der achtzehnte 18 Lebensbilder (wozu im zehnten, elften, funfzehnten und achtzehnten Jahrgange fünf Lebensbilder aus der neueren Zeit kommen). — Ein Verzeichniß derselben für alle neunzehn Jahrgänge ist nach der Folge der Gedächtnißtage in dem hier voranstehenden Monats-Kalender gegeben.

3. Die Kunstbeilagen.

1. Das Bild auf der Vorderseite des Umschlags stellt, wie bisher, Christus als den guten Hirten dar, von einem Wandgemälde in einem altchristlichen Cömeterium bei Rom. Die nähere Beschreibung und Erläuterung desselben s. im Jahrg. 1852, S. 24 f.

2. Die Tafel zu S. 69 stellt einen Artikel des Niceniſchen Glaubensbekenntnisses dar: „Gott von Gott, Licht von Licht, wahren Gott vom wahren Gott", nach einer Malerei in Holzmosaik an einem der Chorstühle im Stadthause zu Siena aus dem 15. Jahrhundert. Zur Erklärung s. vorläufig S. 80.

3. Auf der Rückseite des Umschlags ist der Phönix auf dem Scheiterhaufen abgebildet nach einem Gemälde auf Tapeten des 15. Jahrhunderts im Museum Clüny zu Paris. Das Nähere zur Beschreibung dieses Gemäldes und zur Erläuterung jenes Sinnbildes enthält der Jahrgang 1851, S. 41 f.

Vermischte Aufsätze.

1. Der Hymnus

des Clemens von Alexandrien.

Unter den Werken des Clemens, der zu Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts der Katechetenschule zu Alexandrien vorstand (sein Lebensbild von der Hand des seligen Dr. Kling hat ein früherer Jahrgang gebracht)[1]), ist ein Hymnus erhalten, der besondere Theilnahme verdient, auch längst gefunden hat, als ein ehrwürdiger und in seiner Art einziger Rest aus dem höhern christlichen Alterthum. Denn aus den drei ersten Jahrhunderten, obwohl es an Zeugnissen von Hymnendichtung und selbst an Namen christlicher Dichter nicht fehlt, ist doch dieser Hymnus als ein benanntes Werk allein erhalten. Und die Stellung, welche der Verfasser an der Spitze jener Schule und als einer der angesehensten Lehrer der alten Kirche einnimmt, giebt seinem Gedicht eine erhöhte Bedeutung, dem überdies ein besonderes Verhältniß zu mehreren Schriften des Clemens eigen ist. So wird es einem größern Leserkreise willkommen sein, wenn, wie früher einige lateinische Gedichte des Mittelalters (mit musikalischer Begleitung)[2]), so jetzt dieser griechische Hymnus hier Aufnahme findet: der Urtext strophisch hergestellt, wie in meiner Ausgabe[3]), mit einer neuen Uebersetzung von Director Ranke und mit Erläuterun-

1) Evang. Kal. für 1856. S. 99 ff.
2) Evang. Kal. für 1861. S. 60 ff.
3) T. Fl. Clementis Alex. Hymnus in Christum Salvatorem gr. lat. Severi Sancti Endelechii Carmen bucolicum lat. germ. Ed. vert. illustr. F. Piper. Gotting. 1835. Meine Selbstanzeige in den Göttinger Gel. Anz. 1837. St. 118–120.

gen. Das Verhältniß aber zu Clemens und dessen Werken, denen er zunächst sich anschließt, so wie die Stellung innerhalb der Gattung von Gedichten führt auf einige Vorfragen, deren Erörterung sei es zum Verständniß sei es zur Würdigung des Gedichts erfordert wird.

I. Die älteste christliche Hymnendichtung.

Wie in verschiedenen Epochen der Kirche durch das Zusammentreffen allgemeinerer Erweckung und persönlicher Begabung von auserwählten Dichtern Lieder ausgeströmt sind in die Gemeinde; so läßt sich erwarten, daß nahe dem Ursprung, die Zeit der ersten Liebe an solchen Blüthen nicht leer gewesen sei. Auch spricht dafür eine Reihe von Zeugen seit den Aposteln: es ist aber zu unterscheiden zwischen Liedern, die in individueller Andacht Ursprung und Ziel haben und solchen, die im Gottesdienst der Gemeinde Eingang gefunden haben.

Den Anfang machen die N. T. lichen Schriftsteller. Der Apostel Paulus berührt beide Seiten: die erstere, wenn er die Einzelnen ermahnt, das Wort Christi in sich reichlich wohnen zu lassen mit Psalmen, Lobliedern und geistlichen Gesängen (Col. 3, 16. Ephes. 5. 19), — freilich eine Verschiedenheit des Ausdrucks, die nicht grade auf verschiedene Gattungen, auch nicht nothwendig über das A. Testament hinaus weiset. Die Gemeinde aber betrifft, was er den Korinthern von der Ordnung in ihren Zusammenkünften und dem rechten Gebrauch der Gnadengaben an's Herz legt: da erscheint neben der Lehre und Offenbarung als eine dieser Gaben das Psalliren, durchaus individuell, nicht aus dem A. Testament entlehnt und zwar in doppelter Weise: in begeisterter Erhebung und in verständiger Aussprache, — gleichwie das in Zungen reden und Auslegen (1. Cor. 14, 15. 26). Demnächst giebt er selbst auch Proben von Liedern, die damals sich vorfanden. Denn in dem Briefe an die Epheser beruft er sich auf ein fremdes Wort (5, 14):

Erwache, der du schläfst
Und stehe auf vom Tode,
Daß Christus dich erleuchte.

Und ebenso hat er im ersten Briefe an den Timotheus (3, 16) als Inhalt des gottseligen Geheimnisses einen Spruch, der wenn anders sein Anfang sich auf das fehlende Subject zurückbezieht, entlehnt sein muß:

Der geoffenbart ist im Fleisch,
Beglaubigt durch des Geistes Kraft,
Erschienen seinen Boten,
Gepredigt den Völkern,
Erkannt von der Welt,
Glorreich gen Himmel erhöht.

Wiederum in die Gemeinde eröffnet die Offenbarung Johannis den Blick; aber es ist die obere Gemeinde, deren ewige Feier geschildert wird nebst dem Wiederhall der Strafgerichte, die auf Erden sich vollziehen. Da ertönen Lieder zum Preise des Herrn sowohl von den vier Thieren, welche Tag und Nacht keine Ruhe haben, als den 24 Aeltesten, welche theils an das Werk und die Offenbarung des A. Bundes, das Dreimalheilig und die Erschaffung aller Dinge anknüpfen (4, 8. 11), theils ein neues Lied hören lassen von dem, der erwürget ist und mit seinem Blut uns erkauft hat: den auch die Stimme vieler tausend Engel preiset, worauf alle Creaturen sein Lob anstimmen (5, 9—13). Endlich erscheint eine große Schaar aus allen Völkern und Zungen, die aus großer Trübsal kommen, angethan mit weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen, welche Gott und dem Lamm Preis darbringen (7, 9—14). Außerdem werden die Epochen des Gerichts begleitet durch große Stimmen im Himmel und das Danklied der 24 Aeltesten (11, 15. 16); auch singen die 144000, die von der Erde erkauft sind, ein neues Lied vor dem Stuhl, und die Sieger singen das Lied Mosis und des Lammes (14, 3. 15, 3). Man hat wohl gemeint, daß solche Schilderung dem Gottesdienst der ersten Gemeinden entspreche. Allein wenn doch in diesem weder Stimmen als eines großen Wassers und eines großen Donners, noch als Harfenspiel (14, 2) gehört sind; so wird auch in dem übrigen nicht eine Abschattung ihres Ritus gefunden werden dürfen. Wohl aber erscheint hier im Hinblick auf die Gemeinde der vollendeten Gerechten, unter Grundlegung A. T. licher Formen, des Tempels mit der Bundeslade, worin sie Tag und Nacht ihm dienen (7, 15), des Altars, des Rauchwerks, eine Mischung dessen was war und dessen was sein wird, daß die inmitten stehende Wirklichkeit nicht ohne Antheil daran kann gewesen sein: das heißt, daß sie einen Keim enthielt von dem, was dort entfaltet, mit prophetischem und dichterischem Schwung dargeboten wird. Umgekehrt wird eine solche Prophetie selbst auf die Ordnung des Gottesdienstes zurückgewirkt haben; wie auch in der Ausschmückung der Kirchen, so bald die Zeit dazu reif war, auf die Scenen aus der Apocalypse vorzüglich Rücksicht genommen ist.

Es folgen die Zeugnisse des zweiten Jahrhunderts, ihrer drei aus Anfang, Mitte und Ende. Zuerst in dem Bericht des Plinius, Statthalters von Bithynien an den Trajan: er hatte den Christen, die er durch Drohungen zur Verleugnung gebracht, ein Bekenntniß über die Ordnung und Einrichtung ihrer Versammlungen abgefordert; und dies beginnt damit, daß sie gewöhnlich an einem bestimmten Tage früh Morgens zusammenkamen und Christo als Gott ein Lied mit einander anstimmten. Was für ein Lied ist nach der kurzen Angabe nicht auszumachen: es kann ein Psalm, einer der Feiergesänge aus der Offenbarung Johannis, aber auch ein außerbibliſches Loblied gewesen sein. — Weiter führt auch nicht eine Aeußerung Justins des Märtyrers, der von der Kirche seiner Zeit eine umfassende Kenntniß hatte: er ist der erste, der eine etwas genauere Beschreibung von dem Gottesdienst giebt in seiner ersten Apologie; da nennt er nur die bibliſche Vorlesung, Ansprache des Vorstehers, Gebet und Abendmahl[1]), ohne den Gesang zu erwähnen. Doch bei einer andern Gelegenheit, in derselben Apologie, worin er die Christen gegen die Anklage des Atheismus von Seiten der Heiden verwahrt, beruft er sich darauf, daß sie allerdings den Schöpfer dieses Alls verehren, aber das allein für eine seiner würdige Verehrung halten, wenn sie ihm dankbar Gebete und Hymnen weihen[2]).

Aber eine ausdrückliche Anerkennung außerbibliſcher Lieder im Gebrauch der Gemeinde findet sich zu Ende des 2. Jahrhnnderts bei Tertullian, der die Liebesmahle der Christen beschreibt, gleichfalls in apologetiſcher Absicht, denn sie waren gelästert worden: „man setzt sich nicht eher zu Tisch, sagt er[3]), bevor das Gebet gehalten ist; es wird gegessen wie viel die Hungrigen mögen, es wird getrunken wie viel den Mäßigen nützt: man sättigt sich, eingedenk, daß auch in der Nacht Gott zu verehren ist, man redet, wohl wissend, daß Gott es hört. Nachdem Licht gebracht ist, wird jeder aufgerufen Gott zu singen, wie er aus der Schrift oder aus seinem eigenen Geiste es vermag. Gleichfalls mit Gebet wird das Mahl geschlossen." Da ist also die ganze Haltung eine geweihte, besondere religiöse Akte sind Gebet und einzelner Gesang; der Gesang aber wird unterschieden als bibliſch oder aus dem eigenen Geist: was nicht grade aus dem Stegreif heißt, son-

1) Justin. Martyr Apolog. I. c. 67.
2) Ebendaselbst c. 13.
3) Tertullian. Apolog. c. 39.

dern auf „Neues und Altes aus dem Schatze des Herzens“ (Matth. 12, 35. 13, 52) deutet. Diese Liebesmahle sind nun zwar nicht eigentlich gottesdienstlicher Art; aber doch eine Handlung der Gemeinde, dem Gottesdienst sich nahe anschließend. So liegt es nicht fern von deren Sitte, sonderlich von der Zulassung des freien Liedes auf den Gebrauch im Gottesdienste selbst zu schließen. — Ein solcher Schluß auf den gottesdienstlichen Gebrauch der Lieder überhaupt wird durch Clemens von Alexandrien unterstützt, wo er das Leben des sogenannten Gnostikers, des christlichen Weisen, der in der Anschauung lebt, schildert: „seine Opfer sind Gebet und Lob und vor dem Essen Lesen der Schrift; bei dem Essen und vor der Nachtruhe Psalmen und Hymnen; aber auch Nachts viele Gebete“[1]). Das stimmt ganz zu jener Schilderung Tertullians; Clemens aber, indem er die volle Tagesordnung angiebt, bezeichnet das ganze Leben des Gnostikers als eine Festfeier (πανήγυρις). Damit sind auch in dieser, der Festordnung der Gemeinde, Psalmen und Hymnen angezeigt. Und es bleibt offen, wiewohl auch in der Schrift neben den Psalmen Hymnen zu finden sind, jene auf außerbibliſche Dichtung zu beziehen. Uebrigens erklärt Clemens in jenem apostolischen Ausspruch von Psalmen und Hymnen und geistlichen Liedern die letztern selbst für Psalmen[2]), wonach auch dort der Unterschied von Psalmen und Hymnen stehen bleibt.

Endlich erscheint zu dieser Zeit, d. h. zu Anfang des 3. Jahrhunderts ein Schriftsteller, vermuthlich Cajus zu Rom mit dem Hinweis auf die Verfasser von Liedern, welche die Gottheit Christi preisen. Da nehmlich gewisse Häretiker diese Gottheit für eine neue Erfindung ausgegeben hatten, denn vor dem römischen Bischof Zephyrinus († 218) sei göttliche Ehre ihm nicht erwiesen; so entgegnete derselbe: „Psalmen und Gesänge (ᾠδαί), die von Anbeginn von gläubigen Brüdern verfaßt sind, preisen Christum, das Wort aus Gott und ihn selbst als Gott“[3]). Das erinnert an jene 100 Jahre ältere Nachricht des Plinius, daß die Christen in ihren Versammlungen der Gottheit Christi ein Lied anstimmten (carmen Christo quasi Deo dicere); und ähnlich lautet der Ausdruck Tertullians, daß bei den Liebesmahlen Gott zu Ehren ge-

---

1) Clem. Alex. Strom. VII, 7. p. 860, 46 f.

2) Derselbe Paedag. II, 4. p. 194, 10. 29. Die Stelle Epheſ. 5, 14: ἔγειρε ὁ καθεύδων führt er an Cohort. p. 70, 8.

3) Auctor adv. Artemonitas bei Euseb. H. e. V, 28.

ſungen werde (Deo canere). — Hier ſchließt ſich alſo Clemens mit ſeinem Hymnus an.

II. Clemens als Verfaſſer des Hymnus.

Der Hymnus des Clemens findet ſich am Schluß ſeines Werks, welches die Aufſchrift hat: der Erzieher oder Kinderführer (Παιδαγωγός). Nach dem Ausgang deſſelben, welcher den Preis des Logos und ein Gebet an ihn enthält, fügt er hinzu: „weil aber der Kinderführer, da er in die Kirche uns geſetzt, er ſich ſelbſt, dem Lehrer und allaufſehenden Wort uns in Verwahrung gegeben hat, ſo ſchickt es ſich wohl, daß wir an dieſer Stelle als Zoll gerechten Dankes mit einander den Preis der ſchönen Kinderführung dem Herrn darbringen.“ Ungeachtet dieſes engen Anſchluſſes ſind jedoch Zweifel erhoben, einestheils ob der Hymnus hier urſprünglich ſeine Stelle habe; ſodann, dies zugeſtanden, ob er von Clemens verfaßt oder nur durch ihn entlehnt ſei.

In erſterer Beziehung hat zur Begründung des Zweifels gedient, daß er in zwei Handſchriften fehlt, auch bereits das erwähnte Gebet zu Ende des Pädagogen mit Amen ſchließt[1]). Aber dieſe Verneinung durch Handſchriften fällt nicht in's Gewicht, da den beiden, die ihn auslaſſen (die eine iſt überdies aus dem 16. Jahrhundert) acht andere gegenüberſtehen, welche den Hymnus haben[2]). Und das andere wird hinfällig, da Clemens auch ſonſt mitten im Text bei einer Doxologie das Amen anſetzt[3]). — Was aber die Meinung betrifft, es ſei ein alter Hymnus, den Clemens vorgefunden[4]), ſo widerſpricht erſtens der Zweck, zu dem er aufgeſtellt wird: dem Logos Dank darzubringen. Es wäre eine ſonderbare Art dies dadurch zu bewerkſtelligen, daß er einen alten

1) Buhl Der Kirchengeſang in der griech. Kirche bis zur Zeit des Chryſoſtomus, in Niedners Zeitſchr. für die hiſtor. Theol. 1848. H. 2. S. 195.

2) S. meine Ausg. des Hymnus p. 29—32.

3) Clem. Paedag I, 8. p. 142, 11.

4) Münter Sinnbilder S. 17. läßt es unbeſtimmt, ob Clemens oder ein anderer der Verfaſſer ſei. Redepenning Origenes Th. I. S. 121. meint, es ſei ein ſehr alter kirchlicher Hymnus, den Clemens in ſein Werk aufnahm; und beruft ſich auf den Anfang eines folgenden Gedichts: „Auch ich bringe dir, Erzieher, dieſen Kranz dar“; worin Clemens ſelbſt ſpreche. Das iſt aber ein Cirkel im Beweiſe: es folgt umgekehrt, wenn der Hymnus das Werk des Clemens ſein muß, daß jenes Gedicht ein fremder Zuſatz iſt, worin die Anrufung Παιδαγωγὲ von dem Verfaſſer aus Clemens angeeignet iſt.

Hymnus abschrieb: was auch mit der begeisterten Stimmung am Schluß des Buchs wenig in Einklang wäre. Beidem entspricht es, wenn er selbst einen Hymnus dichtete. Zweitens aber, was die Hauptsache ist, der Hymnus schließt sich nicht allein äußerlich in jener Stelle an, sondern innerlich an mehr als ein Werk des Clemens und an seine ganze Vorstellungsweise, und ist aus dieser zu verstehen: so daß die Abfassung durch ihn unzweifelhaft wird. Dies wird sich weiterhin im Einzelnen bestätigen, zumal bei Auslegung der bildlichen Ausdrücke. Hier fassen wir die Grundgedanken in's Auge in Zusammenhang mit den größern Werken des Clemens: und zwar als die beiden Hauptpunkte den Kinderführer und die Kinder.

1. Es ist der große Begriff der göttlichen Erziehung des ganzen menschlichen Geschlechts, den Clemens zum Grunde legt. Der Name wie der Gedanke war durch den Apostel Paulus gegeben, der das Gesetz einen Zuchtmeister (παιδαγωγός) auf Christus nennt (Gal. 3, 24), worauf auch Clemens sich beruft[1]): was aber dort von dem Alten Bunde gesagt ist im Verhältniß zum Neuen, wendet er auf das Heidenthum an, ohne deshalb beide gleich zu stellen. Denn seine erste Schrift ist eine Mahnrede an die Heiden. Er hält ihnen einestheils den eitlen Gehalt ihrer Mysterien und das Wesen ihrer Götter vor, damit sie von dem Irrthum ablassen und zum Himmel zurückkehren; dann aber von dem Grundsatz ausgehend, daß in allen Menschen, besonders denen, die der Weisheit obliegen, eine göttliche „Ausströmung" sei, sucht er in den Heiden selbst die Spuren der wahren Gotteserkenntniß nachzuweisen: daß die Philosophie von der Wahrheit geträumt oder selbst sie ergriffen[2]), auch die Dichter zuweilen sie bezeugt hätten. Endlich zeigt er auf die Propheten, deren Sprüche den Grund derselben gelegt hätten. Dabei treten im Anschluß an die Aufschrift dieses Buches (Προτρεπτικός) die beiden Seiten hervor: die heiligen Schriften und weise Ordnungen richten den von der Schlechtigkeit fast erstickten Menschen auf, mahnen uns ab (ἀποτρέπουσαι) von dem verderblichen Trug und treiben uns an (προτρέπουσαι) zu dem offenkundigen Heil[3]). Und höher hinauf heißt es von Gott unserm Vater, der der wahre Vater ist: daß er nicht aufhöre anzutreiben, zu erziehen, zu lieben (προτρέπων,

1) Paedag. I, 11. p. 155, 32.

2) Cohort. c. 5. p. 55, 23. c. 6. p. 59, 10. Jener Grundsatz von der ἀπόῤῥοια θεϊκὴ ebendas. p. 59, 14.

3) Ebendas. c. 8. p. 66, 8—10.

παιδεύων, φιλῶν)[1]). Hier tritt also ein neuer Begriff, der Erziehung ein. Doch schon zuvor, wo er neben der Stimme der Propheten auf andere Schriften verweiset, wie Spr. 3, 11. Hebr. 12, 5: „mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung (παιδεία) des Herrn", preiset er seine überschwengliche Menschenliebe: „denn nicht wie zu Schülern der Lehrer, oder zu Knechten der Herr, nicht wie Gott zu den Menschen, sondern als Vater ermahnt er liebevoll die Kinder ... Zum Heil sie antreibend ruft er ihnen zu: das Himmelreich ist nahe gekommen; der Glaube wird euch einführen, die Erfahrung lehren, die Schrift leiten (παιδαγωγήσει)"[2]). Denen aber, welche die Botschaft der Gnade nicht hören wollen, hält er die Drohung der Strafe vor: durch das eine wie das andere rette der Herr, den Menschen durch Furcht und Gnade erziehend (παιδαγωγῶν)[3]). — Hiernach nun ist das zweite Werk des Clemens benannt, dem die Fortbildung derer obliegt, welche dem weltlichen Treiben entrissen sind und in dem Glauben an Gott ihr Heil gefunden haben. Hier tritt nach jener lehrenden und zur Gottseligkeit führenden die zweite Thätigkeit des Logos, die eigentlich erziehende ein, zur Besserung der Seelen, da er dem Menschen, was er thun und lassen soll in Wort und Werken vorschreibt. Das wird für viele Lagen des Lebens bis in's Einzelste, selbst Kleine durchgeführt im zweiten und dritten Buch. Aber das erste Buch behandelt die allgemeinen Fragen: darunter in eigenen Abschnitten sowohl den Begriff der Kinder als des Kinderführers oder Erziehers. Letzterer ist Christus, der sich selbst den Hirten der Schafe, d. h. der unschuldigen Kinder nenne. Den Namen aber leitet er aus Hosea (5, 2) ab, wo es nach dem Griechischen heißt: ich bin euer Zuchtmeister (παιδευτής)[4]). Und stellt gegenüber den heidnischen Erziehern „unsern Pädagogen, den heiligen Gott Jesus, den Führer des ganzen Menschengeschlechts: er selbst der menschenfreundliche Gott ist der Pädagog"; nachdem zuvor dem Gesetz als Zuchtmeister auf ihn, Christus gegenübergestellt war, der Pädagog des freien Willens[5]). — Die Mittheilung der höhern Erkenntniß aber ist dem dritten Werk, genannt Teppiche, vorbehalten[6]).

---

1) Cohort. c. 10. p. 75, 32. Vergl. c. 11. p. 87, 17: καθολικὴ δὲ ἄρα προτροπὴ etc.
2) Ebendas. c. 9. p. 68, 40. 72, 2. 11. 3) c. 10. p. 76, 23.
4) Paedag. I, 7. p. 129, 24—34.
5) Ebendas. I, 7. p. 131, 8. I, 6. p. 116, 29—34.
6) Ebendas. I, 3. p. 102, 30.

2. Der andere Punkt, auf den wir zu achten haben, ist der Begriff der Kinder, womit Clemens sich viel beschäftigt. Schon in dem ersten Werk; denn auf Grund jener Mahnungen in den prophetischen und andern Schriften ruft er aus: „Kommt, kommt, mein junges Volk; denn wenn ihr nicht wie Kinder und wiedergeboren werdet, so werdet ihr den wahrhaften Vater nicht empfangen und nicht in das Himmelreich eingehn . . . Das aber ist die Gemeinde der Erstgeborenen, die aus vielen guten Kindern besteht (nach Matth. 18, 3. Hebr. 12, 23) . . . Die erstgeborenen Söhne sind wir, Gottes Pfleglinge, die wahren Freunde des Erstgeborenen, die ersten unter allen Menschen, welche den wahren Gott erkannt haben, welche von den Sünden erlöset sind“[1]). Und er setzt weiterhin diese Jugend den natürlichen Altersstufen entgegen: „Ihr seid Kinder gewesen, sagt er zu den Heiden, dann Knaben, dann Jünglinge, dann Männer; gut aber niemals . . . Ihr seid alt geworden beim Aberglauben; werdet jung bei der Gottesfurcht: für unschuldige Kinder wird Gott euch befinden“[2]). — Ebenso in dem andern Werk, wo er von den Gotteskindern besonders redet, erklärt er die Bedeutung aus Wort und Handlung Christi, der die Kinder mitten unter die Jünger stellte und sie zum Vorbild ihnen gab: „Also mißbrauchte er nicht den Namen Kinder, als ob sie durch Alter unverständig wären, wie Einige gemeint haben; auch ist das Wort, werdet wie die Kinder u. s. w. nicht ungeschickt zu nehmen. Denn die wir Kinder sind, wälzen uns nicht mehr am Boden, noch kriechen wir, wie zuvor, auf der Erde, nach Art der Schlangen, mit dem ganzen Leib im Schlamm der sinnlichen Begierden uns bewegend; sondern im Geist aufgerichtet nach oben, von der Welt und den Sünden gelöset, mit der Fußspitze die Erde berührend, so daß wir scheinen in der Welt zu sein, folgen wir der heiligen Weisheit . . . Mit Recht also sind Kinder, die den alleinigen Gott als Vater kennen, schlicht und kindlich und lauter“[3]). Demnächst stützt er sich auf das andere Wort Christi, wie er dem Vater dankt, daß er es den Weisen verborgen und den Unmündigen offenbart habe (Luc. 10, 21): „Da nennt der Meister uns Kinder, welche geschickter zum Heil sind, als die Weisen der Welt; die sich selbst für weise halten. Also mit Recht sind wir Kinder Gottes, die wir den alten Menschen abgelegt und das Kleid der Sünde ausgezogen und die Unvergänglichkeit Christi

1) Cohort. c. 9. p. 69, 7. 18—23. 2) c. 10. p. 84, 34—40.
3) Paedag. I, 5. p. 107, 15—34.

angezogen haben, daß wir als ein heiliges Volk durch die Wiedergeburt den neuen Menschen unbefleckt bewahren“[1]).

In diesen Erklärungen und Ermahnungen bemerkt man, daß der Verfasser, wo er von dem Uebergang aus dem Heidenthum und dem neuen Leben der Gläubigen handelt, häufig in der ersten Person redend sich selbst mit einschließt. Diese Weise geht durch beide Schriften hindurch, wie er auch ganz persönlich an die im Heidenthum sich wendet: wäre es nicht widersinnig, ihr Freunde, sagt er in der Mahnrede, daß während Gott uns stets zur Tugend antreibt, wir uns dem Gewinn entziehen und das Heil verzögern[2]). Und nachdem er von den Mysterien der Heiden gesprochen, die er als Atheisten bezeichnet, da sie den wahren Gott verleugneten, nimmt er die Rüge des Apostels mit auf sich: deshalb tadelt er uns, da er spricht: „ihr waret fremd den Bünden der Verheißung, keine Hoffnung habend und ohne Gott in der Welt“ (Ephes. 2, 12)[3]). Und weiterhin ermahnt er: laßt uns Buße thun und übergehn von der Unwissenheit zum Wissen, von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit, von der Gottlosigkeit zu Gott[4]). Das ist zwar eine Redeform; denn diesen Uebergang hatte er gemacht, — wie er in dem zweiten Werk, dem Pädagogen, in der allegorischen Erklärung der Salbung Christi durch die Sünderin sagt: die Thränen aber bedeuten die Buße, wir sind es, die Sünder, welche Buße gethan und an ihn geglaubt haben, denen er die Sünden vergeben hat[5]). Aber auch jene Form der Ermahnung braucht er aus dem gemeinsamen Bewußtsein heraus, aus welchem er in der Mahnrede sagen kann: „wir, die wir einst Söhne der Ungerechtigkeit waren, sind durch die Menschenfreundlichkeit des Logos nun Söhne Gottes geworden“[6]). Uebrigens giebt er in dem Pädagogen zu erkennen, daß er zu den Hirten gehöre, die der Kirche vorstehn[7]).

Diese Reihe von Vorstellungen erhält ihren feierlichen Abschluß in dem Hymnus. Denn dessen Zweck ist zu besingen den Führer der Kinder (v. 8)[8]), den Hirten der königlichen Schafe (v. 4), was dasselbe sagt. Und die Singenden sind die unschuldigen Kinder, welcher Gedanke durch das ganze Gedicht geht (v. 5. 22. 36 ff.).

---

1) Paedag. I, 6. p. 117, 16—31.
2) Cohort. c. 1. p. 8, 33.
3) c. 2. p. 20, 6.
4) Ebendas. c. 10, p. 75, 14.
5) Paedag. II, 8. p. 205, 39.
6) Cohort. c. 2. p. 23, 15.
7) Paedag. I, 6. p. 120, 28.
8) παίδων ἡγήτορα statt des Wortes παιδαγωγός, welches sich in das Metrum nicht fügt.

Auch die religiöse Erregung jener beiden Schriften, deren Verfasser nicht ohne sittlichen Affect das Bekehrungswerk treibt und seine Persönlichkeit mit einsetzt, zeigt sich hier in dem lyrischen Ton; so daß der Ursprung des Hymnus nicht zu verkennen ist.

Wenn also derselbe seine Bestimmung in und mit diesen Werken hat, als Schluß des Pädagogus; so kann nicht die Meinung sein, daß er für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt gewesen. Andrerseits bewegt sich Clemens in diesem zweiten Werk ganz innerhalb des Bewußtseins der Gemeinde; und wenn er schließlich sich gedrungen fühlt der frommen Stimmung einen lobsingenden Ausdruck zu geben, in den alle Kinder Christi einstimmen mögen; so liegt darin auch die Möglichkeit, da doch außerbibliſche Hymnen im Gottesdienst dieser Zeit zugelassen sind, daß er dafür gebraucht sei[1]).

III. Text und Uebersetzung des Hymnus.

Dieser Hymnus ist, abgesehn von seiner Stelle in den Werken des Clemens, früher zweimal besonders herausgegeben von Morellus (1598) und Capellus (1681); und neuerdings in den Sammlungen von Rambach[2]), Daniel[3]), Schlosser[4]), sowie bei Rheinwald[5]), Schultheß[6]) und Koch[7]) zu lesen.

In meiner Ausgabe habe ich das Metrum näher besprochen und eine anderweitige Anordnung der Strophen zu begründen gesucht[8]), wie sie auch hier erscheint. Es sind nehmlich die ersten 32 Verse (nach der gewöhnlichen Zählung) in ein strophisches System gebracht von Dimetern, zu welchen die Monometer sich verbinden lassen und welche durch Paroemiaci geschlossen werden. Von V. 33 folgen Monometer, worunter vereinzelt drei Dimeter stehen (v. 41. 45. 63), welche ich diesmal als solche belassen (nicht in Monometer aufgelöst) habe, da der Sinn ihre Verbin-

1) Etwas anderes habe ich auch früher nicht behauptet, Clem. Alex. hymn. p. 22. 19. Es ist daher ein Mißverstand, wenn Koch an dem (A. 7) anzuf. O. S. 20. meint, daß ich dem Hymnus mit Bestimmtheit kirchlichen Gebrauch zuerkenne.

2) Rambach Anthologie christl. Gesänge Bd. I. S. 35—39.

3) Daniel Thes. hymnol. T. III. p. 3 f.

4) Schlosser Die Kirche in ihren Liedern Bd. II. 2. Aufl. S. 85—87.

5) Rheinwald Die kirchl. Archäologie S. 440 f.

6) Schulthess Symbolae ad internam criticen librorum canon. ac vetustiss. quae supersunt monum. christ. paratae Vol. II. p. 85—102.

7) Koch Gesch. des Kirchenliedes I, 1. 3. Aufl. S. 19 f.

8) Clem. Alex. hymn. (s. oben S. 17) p. 23 ff.

dung zwar nicht fordert, aber zuläßt. Die Zahlen zur Rechten des Urtextes geben die gewöhnliche Zählung, die zur Linken die der gegenwärtigen Anordnung entsprechende.

Das neuerwachte Interesse für die Hymnen der alten Kirche und die Aufmerksamkeit, welche dieser älteste Hymnus insbesondere auf sich gezogen, hat in neuerer Zeit eine ganze Reihe deutscher Uebersetzungen hervorgerufen: zuerst von Münter[1]), dann von

1) Münter Ueber die älteste christl. Poesie, vor s. Uebers. der Offenb. Joh. 2. Aufl. Copenhagen 1806. S. 33ff. und in s. Sinnbildern

Ὕμνος τοῦ σωτῆρος Χριστοῦ.

Στόμιον πώλων ἀδαῶν,
Πτερὸν ὀρνίθων ἀπλανῶν,
Οἴαξ νηῶν*) ἀτρεκής,
Ποιμὴν ἀρνῶν βασιλικῶν·
Τοὺς σοὺς ἀφελεῖς παῖδας ἄγειρον,
Αἰνεῖν ἁγίως, ὑμνεῖν ἀδόλως
Ἀκάκοις στόμασιν
Παίδων ἡγήτορα Χριστόν.

Βασιλεῦ ἁγίων,
Λόγε πανδαμάτωρ πατρὸς ὑψίστου,
Σοφίας πρύτανι,
Στήριγμα πόνων αἰωνοχαρές,
Βροτέας γενεᾶς σῶτερ Ἰησοῦ·
Ποιμήν, ἀροτήρ, οἴαξ, στόμιον,
Πτερὸν οὐράνιον παναγοῦς ποίμνης,
Ἁλιεῦ μερόπων τῶν σωζομένων,
Πελάγους κακίας ἰχθῦς ἁγνοὺς
Κύματος ἐχθροῦ
Γλυκερῇ ζωῇ δελεάζων·
Ἡγοῦ προβάτων λογικῶν ποιμήν.
Ἅγιε, ἡγοῦ,
Βασιλεῦ, παίδων ἀνεπάφων.

*) v. 3. νηῶν nach der Verbesserung von Canterus; gew. νηπίων. S. meine Ausgabe des Hymnus p. 52 f.

ultheß (bei seiner Ausgabe), von Hagenbach (bei Anezige meiner gabe)[1]), von Fortlage[2]) und von Schlosser[3]).

---

unstvorstellungen der alten Christen H. I. S. 16 f. — Diese Ueberung ist aufgenommen von Rambach an dem (S. 27. A. 2) a. O. mit Auslassung einiger Verse in der Mitte, von Dorner Lehre von Person Christi 2. Aufl. Th. I. S. 293 f.

1) Hagenbach in Rheinwalds Repertorium Bd. XIV. S. 114.

2) Fortlage Gesänge christlicher Vorzeit S. 38—40.

3) Schlosser Die Kirche in ihren Liedern Bd. II. 1852. S. 107 ff. ufl. 1863. S. 85 ff.

Hymnus auf den Erlöser Christus.

Ungelehriger Füllen Gebiß,
Nicht irrender Vögel Gefieder,*)
Untrügliches Steuer der Schiffe,
Du Hirte der Lämmer des Königs:
Ruf die Kinder herbei in der Einfalt Schmuck,
Um in heiligem Lob, wahrhaftigem Lied,
Mit unschuldigem Mund
Christ, Führer der Kinder zu preisen.

Du der Heiligen Herr,
Des erhabensten Vaters allwaltendes Wort,
Du der Weisheit Fürst
Und der Leidenden Stab, mit dem Ew'gen vertraut,
Du des Menschengeschlechts Erretter und Christ;
Hirt, Ackersmann, Steu'rruder, Gebiß,
Du himmlischer Fittig allheiliger Schaar,
Der als Fischer die Menschen zum Heile du führst,
Von der Bosheit Meer die Fische gelöst
Feindseliger Flut
Durch süßestes Leben entlockest:
Geh der geistlichen Schaar du als Hirte voran,
Geh o Heil'ger voran,
Du, o König, unschuldigen Kindern.

---

*) Der Uebersetzer hat, um die Farbe des Originals nicht zu verjen, sich hie und da eine metrische Freiheit erlaubt.

Ἴχνια Χριστοῦ
Ὁδὸς οὐρανία·
Λόγος ἀέναος,
Αἰὼν ἄπλετος,
Φῶς ἀΐδιον,
Ἔλεους πηγή,
Ῥεκτὴρ ἀρετῆς,
Σεμνὴ βιοτὴ
Θεὸν ὑμνούντων, Χριστὲ Ἰησοῦ·
Γάλα οὐράνιον
Μαστῶν γλυκερῶν
Νύμφης χαρίτων
Σοφίας τῆς σῆς ἐκθλιβόμενον·
Οἱ νηπίαχοι
Ἁταλοῖς στόμασιν
Ἀτιταλλόμενοι,
Θηλῆς λογικῆς
Πνεύματι δροσερῷ
Ἐμπιπλάμενοι,
Αἴνους ἀφελεῖς,
Ὕμνους ἀτρεκεῖς
Βασιλεῖ Χριστῷ,
Μισθοὺς ὁσίους
Ζωῆς διδαχῆς
Μέλπωμεν ὁμοῦ,
Μέλπωμεν ἁπλῶς
Παῖδα κρατερόν·
Χορὸς εἰρήνης,
Οἱ Χριστόγονοι,
Λαὸς σώφρων,
Ψάλλωμεν*) ὁμοῦ θεὸν εἰρήνης.

IV. Erläuterungen zum Hymnus.

Dieſer Hymnus wendet ſich an Chriſtus in einer dreifachen Anrufung: zuerſt an ihn, den Führer der Kinder, daß er ſelbſt verſammle ihn zu preiſen (v. 1—8); ſodann an den Hirten

*) v. 53. ψάλλωμεν nach der Verbeſſerung von Canterus; gew. ψαλῶμεν. S. meine Ausgabe des Hymnus p. 67.

Fußtapfen des Herrn,
Zum Himmel der Weg,
Unvergängliches Wort,
Unermeßliche Zeit,
Unsterbliches Licht,
Der Barmherzigkeit Quell,
Vollender der Pflicht,
Ehrwürdiges Sein
Gottpreisender Schaar, o Jesus Christ;
Milch himmlischer Art
Süßquellender Brust
Holdseliger Magd
Deiner Weisheit allein gar lieblich entträuft;
Uns Kindlein all,
Die mit zartestem Mund
In der Jugend genährt,
Von der geistlichen Brust
Süßthauigem Hauch
Tief innen erfüllt,
Laßt einfaches Lob,
Laßt ächten Gesang
Dem König und Herrn
Als geweiheten Lohn
Für die Lehre des Heils
Uns bringen vereint,
Laßt uns feiern im Lied
Den gewaltigen Sohn:
Als ein Friedenschor,
Uns von Christus erzeugt,
Uns sein sittsam Volk
Laßt singen gesammt Ihm dem Friedens-Gott.

König der Heiligen, daß er seine Heerde führe und über sie herrsche (v. 9—22); endlich an ihn, das ewige Wort, dessen Fußtapfen zum Himmel führen: ihn ermuntert sich der Chor zu preisen, den Gott des Friedens (v. 23—53). Er enthält also drei Glieder, jedes zweigetheilt:

1. Anrufung v. 1—4.	Gebet v. 5—8.
2. Anrufung v. 9—19.	Gebet v. 20—22.
3. Anrufung v. 23—35.	Lobgesang v. 36—53.

Wir fassen näher in's Auge den Eingang und den Schluß und im übrigen die Namen und Bilder sowohl Christi als der Gläubigen.

1. Der Eingang.

Es ist gar schön, daß die Gläubigen den Erlöser anrufen, selbst sie zu versammeln, um mit geweihten Lippen sein Lob zu verkündigen. Es ist auch theologisch bedeutungsvoll in Beziehung auf die Lehre der griechischen Väter und grade der alexandrinischen, welche die Freiheit des Willens und das selbständige Anfangen so hervorheben, daß hier auch dieser Anfang, das sich Sammeln zu seinem Lobe auf Christus zurückgeführt wird. — Die andere Seite ist in einem vielgesungenen neuern Liede, einer Schlußstrophe von Zinzendorf ausgedrückt, welche anfängt: „Die wir uns allhier beisammen finden, Schlagen unsre Hände ein, Uns auf deine Marter zu verbinden u. s. w.", — wo umgekehrt die Versammelten das Amen von dem Herrn erbitten.

In der Anrufung aber liegt das Gewicht auf dem letzten Verse: Hirt der königlichen Lämmer; so hatte er selbst als einen guten Hirten sich bezeichnet (Joh. 10). Es gehen voran in näherer Bestimmung dieses Verhältnisses zu den Gläubigen drei seltene Bilder: Christus heißt Zaum, Fittig, Steuerruder; das erste in Bezug auf unerfahrene junge Pferde, das andere auf nicht umherirrende Vögel, das dritte für Schiffe. Es fragt sich woher diese Bilder genommen sind. Man hat wegen der beiden ersten an Plato gedacht, den Clemens hoch hält und dessen Lehre er gern berücksichtigt[1]). Und zwar sind es zwei berühmte Gleichnisse, welche sein Phädrus darbietet: von dem Gefieder der Seele, welches wächst in der Anschauung des wahrhaft Seienden, und dessen Kraft darin besteht, das Schwere emporhebend hinaufzuführen wo das Geschlecht der Götter wohnt[2]); und von dem Führer mit dem Gespann der Rosse, von denen das eine gut ist und edeln Ursprungs, das andere das Gegentheil, ersteres leicht gehorchend, das andere nicht Stachel, noch Peitsche des Führers scheuend, welches aber, wenn es schamlos vordringt und in den Zügel

1) Potter in s. Ausgabe des Clemens hat bei anderer Gelegenheit für diese Bilder auf Plato verwiesen, zu Cohort. p. 73. not. 6. 75. not. 7. 83. not. 9. In dem Hymnus hat Fortlage sie von da ableiten wollen, Gesänge christl. Vorzeit S. 357f.

2) Plat. Phaedr. p. 246. 248.

beißt, so von ihm gezügelt wird, daß die schmähsüchtige Zunge und die Backen bluten[1]). Da kommen allerdings Zaum und Fittig vor; aber die Fittige gehören zur Natur der Seele, und nicht der Zaum, sondern der Führer ist die höhere Instanz für den Menschen. Ueberdies ist das eigentlich Platonische aus beiden Gleichnissen nicht herübergenommen: und da das Gleichniß von Zaum und Fittig im Allgemeinen auch sonst und selbst in der heil. Schrift zu haben ist, so braucht man ferner liegendes nicht herbeizuziehen. Die Schrift aber bietet das Bild von den Flügeln für die, die auf den Herrn harren, bei Jes. 40, 31. und in der Anwendung auf Gott, der sein Volk geleitet, wie der Adler seine Jungen auf den Schwingen trägt, 5. Mos. 32, 11. Desgleichen das Bild vom Zaum der Pferde nebst dem vom Steuer des Schiffes giebt der Brief des Jacobus 3, 3. 4.

Dieselben sind dem Clemens auch sonst geläufig: er vergleicht erstens die Heiden, welche das Evangelium nicht annehmen, mit hartnäckigen Pferden, die in den Zügel beißen[2]); hingegen die Christen, indem er von den Jungen, welche die Henne unter ihre Fittige sammelt (Matth. 23, 37) auf junge Pferde übergeht, bezeichnet er als solche, die das Joch des Lasters nicht auf sich genommen haben, wobei er im Gegentheil an die wiehernden Pferde Jer. 5, 8. erinnert[3]). Und von Christus sagt er, daß er wie mit vielen Zügeln die unvernünftigen Begierden der Menschen fesselt, und daß er einst die Zucht ausübte durch das Gesetz, welches die der schwer zu zügelnden Kinder ist[4]). Er wendet dann auch selbst in der Warnung vor den fleischlichen Begierden jene platonische Schilderung eines ungleichartigen Gespannes und des einen schamlosen Pferdes darin an, welches er aber aus dem erwähnten Spruch des Jeremias ableitet[5]).

Sodann, wie er die Heiden ermahnt, ihr Ohr nicht zu verstopfen gleich der Otter (Ps. 58, 5), doch klug zu sein wie die Schlangen und unschuldig, — fährt er fort mit Rücksicht auf die Taubeneinfalt (Matth. 10, 16): vielleicht wohl wird euch der Herr die Flügel der Einfalt geben, denn die Erstgeborenen sind bestimmt beflügelt zu werden, daß ihr die Schlupfwinkel verlassend den

1) Plat. Phaedr. p. 246. 253f.
2) Clem. Cohort. c. 10. p. 73, 20.
3) Paedag. I, 5. p. 106, 20.
4) Ebendas. I, 9. p. 142, 38. I, 11. p. 155, 20.
5) Ebendas. II, 10. p. 222, 20. 223, 37.

Himmel bewohnt[1]); während schon früher von dem Flügel der Wahrheit die Rede gewesen ist[2]). Die Flügel der Taube aber als Bild zwar nicht des Auffahrens, aber des Entfliehens sind durch den Psalter (55, 7) dargeboten.

Endlich in der Ermahnung an die Heiden, daß sie von ihrer irdischen Beschäftigung und innerhalb derselben den Uebergang zu ihrer ewigen Bestimmung machen, entlehnt er daher das Gleichniß: „übe die Schiffahrt, wenn du ein Schiffer bist; aber rufe den himmlischen Steuermann an“[3]). Und anknüpfend an die homerische Dichtung von den Sirenen und der Fahrt des Odysseus an ihrer Insel vorbei, ermahnt er an diesem tödtlichen Gesang vorüber zu schiffen: „angebunden an den Mast wirst du frei von allem Verderben sein; der Logos Gottes wird dich steuern und der heilige Geist wird dich landen in dem Hafen des Himmels“[4]). Statt des Steuermanns ist dann in dem Hymnus das Steuerruder gesetzt.

Alle drei Bilder vom Zaum, Fittig und Steuer nimmt das folgende Bild vom guten Hirten auf, als der die Schafe auf den rechten Pfad leitet und vor Abwegen bewahrt. Auch der Fittig findet darin seine Stelle, sofern er den sichern Flug der „nicht irrenden“ Vögel anzeigt; sofern er aber das Tragen und die Erhebung ausdrückt, entspricht ihm die Vorstellung des guten Hirten, der das Schaf auf seine Schultern nimmt.

2. Die Namen und Bilder Christi und der Gläubigen.

1. Außer diesen Bildern enthält der Hymnus in seinen Anrufungen zahlreiche Namen und Bilder Christi, wie sie Clemens auch sonst gern gebraucht, und wie sie in der alten Kirche theils schon in Umlauf waren, theils sich demnächst verbreiteten. Der Erlöser selbst hatte solche theils unmittelbar dargeboten, wenn er sich das Brot des Lebens, das Licht der Welt, die Thür der Schafe, den wahren Weinstock nannte, theils durch seine Parabeln. Und indem man noch A. T. liche Vorstellungen hinzunahm, theils wirkliche Prophetien, theils Allegorien, die auf ihn bezogen, oder auch nur Bezeichnungen Gottes, die auf ihn übertragen wurden, hat sich ein großer Kreis von Namen gebildet, welche in Prosa und Dichtung überliefert sind[5]).

---

1) Cohort. c. 10. p. 83, 30. 2) c. 10. p. 75, 28.
3) Ebendas. c. 10. p. 80, 12. 4) c. 12. p. 91, 25.
5) Solche Verzeichnisse sind gesammelt von Münter, Sinnbilder

In dem Hymnus aber betreffen dieſe Namen einestheils das Weſen Chriſti, beſonders nach ſeiner göttlichen Natur. So heißt er wiederholt der Ewige: nehmlich das ewige Wort, das ewige Licht (v. 25. 27); dazwiſchen aber, nach einer eigenthümlichen Benennung, der unermeßliche Aeon: was nicht eine bloße Wiederholung des Prädikats ſein kann, ſondern wohl, in der damals geläufigen Bedeutung des Worts, eine Anſpielung auf die häretiſche Vorſtellung einer Aeonenwelt erkennen läßt, aus der aber das Häretiſche abgeſtreift ſein ſoll[1]). — Sodann der Allherrſchende (παντοκράτωρ v. 10); wie er öfter von Clemens der Allmächtige mit dem Ausdruck der Offenbarung Johannis (παντοκράτωρ) genannt wird[2]). — Ferner das Licht (v. 27); ein Gleichniß, das dem Clemens beſonders geläufig iſt ſowohl von der Offenbarung Chriſti, nach Joh. 1, 19: er iſt das wahrhaftige Licht[3]), als beſonders von dem Verhältniß des Sohnes zum Vater nach Hebr. 1, 3: denn er nennt den Logos das urbildliche Licht des Lichtes[4]); und ſagt von ihm, derſelbe ſei ſchneller als die Sonne aus dem väterlichen Willen aufgegangen[5]). — Endlich heißt er der Fürſt der Weisheit, die auch ſeine Magd genannt wird (v. 11. 35), und der Gott des Friedens (v. 53): letzteres wie bei dem Apoſtel Paulus (1 Theſſ. 5, 23. und öfter).

Andere Gleichniſſe beziehen ſich auf ſein Verhältniß zu den Menſchen, ſein Walten unter den Gläubigen. Denn er heißt der König der Heiligen (v. 11), das heilige Leben derer, die ihm lobſingen (v. 30); wie der Apoſtel Paulus Chriſtus ſein Leben nennt (Phil. 1, 21. Gal. 2, 20). Und es wiederholen ſich aus dem Eingang die Gleichniſſe Hirt, Steuer, Zaum, Fittig (v. 11. 12). Dazu kommt der Ackermann (ἀροτήρ, Pflüger) und der Fiſcher (v. 14. 16), beide durch Gleichniſſe Chriſti dargeboten und auch ſonſt von Clemens angewendet: er nennt ihn Gottes oder den göttlichen Ackermann (γεωργός)[6]); und wie zuvor den Schiffer, ſo ermahnt er bei anderer Gelegenheit (wo er von den Figuren ſpricht, die in Siegelringe eingegraben werden dürfen) den

---

und Kunſtvorſt. H. I. S. 17—21; in meiner Ausgabe des Hymnus p. 47—51. und bei Pitra Spicileg. Solesm. T. III. p. XII ff.

1) Näheres hierüber in meinen Anm. zum Hymnus p. 60—65.
2) Clem. Paedag. III, 7. p. 277, 32. Strom. IV, 16. p. 611, 35.
3) Strom. II, 5. p. 439, 18.
4) Cohort. c. 10. p. 78, 32: φωτὸς ἀρχέτυπον φῶς.
5) Ebendaſ. p. 86, 12.
6) Ebendaſ. c. 11. p. 88, 29. Paedag. II, 8. p. 212, 4.

Fiſcher ſich des Apoſtels und der aus dem Waſſer gezogenen Kinder zu erinnern[1]). — Endlich bezeichnet der Ausdruck Fußtapfen Chriſti, Himmelsweg, den Weg auf dem er den Gläubigen vorangegangen iſt: ſowohl für ihren Wandel auf Erden (denn das Himmelreich iſt ſchon dieſſeits) nach 1. Petr. 2, 21., als in das jenſeitige Reich nach Hebr. 6, 20., wo er unſer Vorläufer heißt, während der Brief Petri auch von Fußtapfen ſpricht. Auch dieſes Bild hat Clemens in der Mahnrede an die Heiden[2]), denen er, dieweil ſie noch in Sünden ſind, die Frage ſtellt: wem ſagt der Herr: euer iſt das Himmelreich? und auf die Gegenfrage: wie werde ich zum Himmel aufſteigen? die Antwort giebt: der Herr iſt der Weg; zwar eng, aber vom Himmel; zwar eng, aber zum Himmel führend, — wobei außer Joh. 14, 6. Matth. 7, 14., die Worte Chriſti Joh. 3, 13. 31. vorgeſchwebt haben. Und ebenſo giebt er den Schlüſſel für das Gleichniß von der himmliſchen Milch, welche der Bruſt der Weisheit entträuft, in ſeinem zweiten Werk, wo er die Meinung widerlegt, als ob die Benennung Kinder auf die Anfangsgründe der Lehre hinweiſe; das leitet zu einer ausführlichen Erörterung des Spruches 1. Cor. 3, 2: ich habe euch als Kindern Milch zu trinken gegeben und nicht feſte Speiſe[3]). Er verſteht aber unter der Milch, gleichbedeutend mit dem Blut, welches Chriſtus den Seinen zu trinken giebt (Joh. 6, 53), die geiſtliche Nahrung, welche von ihm kommt, und welche er ſelbſt iſt. Der Herr, ſagt er[4]), hat nicht ſelig geprieſen die Brüſte des Weibes und ſie für nährend erachtet (Luc. 11, 27); ſondern nachdem der menſchenfreundliche Vater den Logos geſendet (gleichſam hat herabträufeln laſſen), iſt er ſelbſt die geiſtliche Nahrung für die Verſtändigen geworden. Einer iſt der Vater; einer der Sohn und einer der heilige Geiſt; eine allein iſt Mutter und Jungfrau, die Kirche, welche ihre Kinder herbeiruft und mit heiliger Milch ſie nährt, dem kindlichen Logos. Er giebt aber von jenem apoſtoliſchen Spruch noch eine andere Auslegung: die Nahrung iſt der Herr Jeſus, das fleiſchgewordene Wort des Vaters; durch ihn glaubend an Gott, flüchten wir uns zu der Bruſt des Vaters des Logos und er allein giebt uns die Milch der Liebe[5]). Dabei kehrt öfter das Bild von der Mutterbruſt wieder[6]).

---

1) Paedag. III, 11. p. 289, 7.

2) Cohort. c. 10. p. 79, 20. Ebenſo heißt es von den Chriſten, Paedag. I, 12. p. 157, 3: τὰ ἴχνη τοῦ θεοῦ διώκοντες.

3) Paedag I, 6. p. 118, 39 ff. 4) p 123, 5. 5) p. 123, 35. 106, 4.

6) Von Chriſtus als der geiſtlichen Nahrung p. 119, 15: das iſt das

2. Diesen Namen Jesu entsprechen zahlreiche Benennungen der Gläubigen, die vornehmlich als Kinder, wie wir sahen, unter der Leitung des Erziehers, gleich im Eingang aber unter dem Bilde der Füllen, Vögel und Schiffe erscheinen. Nach Christus werden sie genannt die von ihm Erzeugten (v. 51), nach dem Erlöser die Erlösten oder vielmehr die erlöset werden (v. 16), wie öfter im N. Testament (Apostelgesch. 2, 47. 1. Cor. 1, 18), da sein Werk an ihnen nicht abgeschlossen ist, sondern fortdauert; denselben Ausdruck hat der Brief der Gemeinde zu Smyrna über das Märtyrerthum des Polycarp[1]). Gegenüber dem Hirten sind sie die geistlichen Schafe, ja die königlichen Lämmer (v. 20. 4), nicht allein weil sie diesem Könige angehören, sondern weil sie selbst (als ein königliches Priesterthum 1. Petr. 2, 9) Theil haben an dem königlichen Amte Christi und dereinst mit ihm herrschen werden. — Die beiden durchgeführten Gleichnisse beziehen sich auf den Fischfang und die Nahrung mit der Muttermilch. Dem Fischer der Sterblichen entsprechen die Fische, die in dem Meer der Bosheit, dem Weltleben sich bewegen und aus feindlicher Woge (eben diesem Meer) gelockt werden durch süßes Leben, d. i. sein eigenes und die Gemeinschaft der Heiligen (wenn man nicht vielmehr übersetzen will zu süßem Leben)[2]). Und der Mutterbrust der Weisheit entsprechen, die mit ihrer Milch genährt werden.

3. Der Schluß.

Auch der Schluß, worin der Friedenschor, die Erzeugten Christi, sich selbst ermuntert, den Gott des Friedens zu preisen, enthält Gedanken und Ausdrücke, welche dem Clemens eigen sind.

Das ist erstens der Friede als eine christliche Grundeigenschaft: er stellt das friedliche Geschlecht (τὸ εἰρηνικὸν γένος) der Christen in Bezug auf die Mäßigkeit beim Mahl der Ausgelassenheit der Scythen und anderer kriegerischer Völker gegenüber[3]). Aber auch gegenüber der umgebenden heidnischen Welt, wo er in derselben Beziehung die eigenthümlich christliche Lebensweise schildert, faßt er als die Summe derselben Ruhe, Stille, Frieden auf[4]).

Leben nährende Wesen der Milch φιλοστόργοις πηγάζουσα μαστοῖς. Und in Bezug auf Gott, den Vater der Kinder, die nach dem Logos verlangen p. 125, 29: αἱ πατρικαὶ τῆς φιλανθρωπίας θηλαὶ χορηγοῦσι τὸ γάλα.

1) Eccles. Smyrn. Epist. c. 17.
2) S. meine Ausg. des Hymnus p. 59.
3) Paedag. II, 2. p. 186, 5. 4) II, 7. p. 204, 40.

Sodann der Ausdruck Chor, den er oft braucht von der Gemeinschaft sowohl der Christen als der Heiden. Gleich zu Anfang der Mahnrede gedenkt er des Liedes von Amphion und Arion, welches noch gesungen werde von dem Chor der Hellenen; und er nennt sie weiterhin die gottlosen Chorgenossen des Aberglaubens[1]). Ferner spricht er von dem Chor der Philosophen[2]), und öfter von dem prophetischen Chor[3]) so wie von der Gemeinschaft und Harmonie der Gläubigen, welche dem Einen Chorführer und Meister, dem Logos folgt[4]). Und noch näher unserm Hymnus sagt er: „der Chor der Kinder, wir, das neue Volk"[5]).

Endlich auch der Gesang dieses Chors, wofür er sowohl auf heidnische als A. Testamentliche Vorbilder zurückgeht. In der Mahnrede an die Heiden stellt er den bacchischen Mysterien die christlichen gegenüber, nach dem Bilde jener sie schildernd[6]). „Dies ist der Berg, der von Gott geliebt ist, der nicht, wie der Kithäron, Tragödien zur Grundlage dient, sondern den Akten der Wahrheit geweiht ist: ein Berg der Nüchternheit, von heiligen Waldungen beschattet. Auf ihm begehn gleichsam bacchische Feste nicht die Mänaden, die mit gräulichem Opferfleische (da sie den Orpheus zerrissen hatten) eingeweiht sind; sondern die Töchter Gottes, die schönen Lämmer, welche die ehrwürdigen Orgien des Logos feiern, einen besonnenen Chor aufführend. Der Chor sind die Gerechten; der Gesang ist der Hymnus des allherrschenden Königs . . . Das ist das Bacchanal meiner Mysterien. Wenn du willst, laß auch du dich einweihen; und du wirst um den, der ohne Anfang und Ende ist, den allein wahren Gott, den Chortanz aufführen mit den Engeln, während mit uns den Hymnus anstimmt der Logos Gottes." — Einen A. Testamentlichen Ausgangspunkt aber nimmt er für die Christen, da er ihre Mahlzeiten aber auch die ganze Lebensweise schildert, im Gegensatz gegen das heidnische Wesen[7]). „Die Hymnen sollen Loblieder Gottes sein: sie sollen loben, heißt es (Ps. 149, 3), seinen Namen im Chor, mit Pauk' und Harfe sollen sie ihm spielen. Und wer ist der spielende Chor? Der Geist selbst wird es dir sagen: sein Lob ist in der Gemeinde der Heiligen (Ps. 149, 1)."

---

1) Cohort. c. 1. p. 11 f. c. 10. p. 77, 32. 2) c. 4. p. 55, 5.
3) Ebendas. c. 1. p. 8, 5. c. 8. p. 67, 12. 4) p. 72, 27.
5) Paedag. I. 5. p. 109, 17. Vergl. II, 4. p. 192, 8: die unvernünftigen Begierden sind fern von unserm Chor.
6) Cohort. c. 12. p. 92.
7) Paedag. II, 4. p 195.

So ist der Hymnus am Schluß des Pädagogen in diesen Büchern vorbereitet: und die durchgängige Uebereinstimmung seines Inhalts mit dem Ideenkreise des Clemens muß die Ueberzeugung befestigen, daß derselbe von ihm nicht vorgefunden, sondern selbst erfunden ist.

F. Piper.

---

2. Das Stier- und Widderopfer des phrygischen Cultus mit dem Anspruch auf Wiedergeburt in Ewigkeit.

Der apostolische Ausspruch, daß Gott unter den Heiden sich nicht unbezeugt gelassen, ist schon in der Theologie des zweiten Jahrhunderts dahin entwickelt worden, daß eine reinere Gotteserkenntniß unter ihnen verbreitet gewesen durch innere Offenbarung, die ausgestreuten Samen der göttlichen Weisheit oder die niederströmenden Fluthen des göttlichen Geistes: wie wir letzteres bei Clemens sahen, der den jenseitigen Religionsgedanken aufmerksam und prüfend gefolgt ist. Diese Anerkennung betrifft vornehmlich die Zeit des blühenden Heidenthums, das heißt so lange es an sich selbst glaubte und in einer gewissen religiösen Unbefangenheit dahin lebte. Anders stellte es sich im sinkenden Heidenthum, welches allerdings noch eine merkwürdige Kraft zeigt und erkennen läßt, wie langsam Religionen sterben; aber es stand im Schatten der geoffenbarten Religionen, nicht ohne Einwirkung zu erfahren und Gegenwirkung zu üben, und war künstlichen Versuchen hingegeben der Neubelebung sei es durch Vergeistigung der Erkenntniß oder durch mancherlei Magie des Cultus.

In der letzten Richtung bewegt sich ein seit dem zweiten Drittheil des zweiten Jahrhunderts bekannt gewordener Opfer-Ritus, der eine Reinigung von der Sünde bezweckt: es ist das Stier- und Widderopfer (Taurobolium und Kriobolium) im Cultus der phrygischen Göttermutter; wozu in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts die Bezeugung kommt, daß es die Wiedergeburt in Ewigkeit bewirke. Es ist streitig, ob dieser Cultus nebst der Formel auf heidnischem Boden entstanden oder christlichen Gedanken nachgebildet ist. Diese Frage, mag sie bejaht oder verneint werden, hat jedenfalls ein religionsgeschichtliches Interesse, eingreifend

in die frühen Zeiten der Kirche; sie ist überdies kirchengeschichtlich bedeutsam, da zwei Kirchenschriftsteller des vierten und fünften Jahrhunderts, welche das Christenthum so vertheidigten, daß sie zugleich das Heidenthum angriffen, grade über diesen Opferdienst nähere Nachricht hinterlassen haben. Uebrigens sind wir für die Kenntniß desselben hauptsächlich auf die zahlreichen Denkmäler mit ihren Inschriften angewiesen, welche zu Ehren eines solchen Opfers errichtet und noch vorhanden sind.

Wir achten zuvörderst auf den Opfergebrauch und dessen Verbreitung, ziehen dann den Ursprung desselben mit Rücksicht auf sein Verhältniß zum Christenthum in Betracht, worauf schließlich von der behaupteten Wiedergeburt in Ewigkeit die Rede sein soll.

I. Der Opfergebrauch.

Das Taurobolium war ein Stieropfer zu Ehren der Cybele (daher es Taurobolium der großen Idäischen Mutter-Göttin heißt), das Kriobolium ein Widderopfer zu Ehren des Attis, — durch welches sowohl Männer als auch Frauen[1]) geweiht wurden.

Eine Beschreibung des Taurobolium, die älteste ausführliche und anschauliche Darstellung desselben haben wir bei dem christlichen Dichter Prudentius[2]) zu Anfang des fünften Jahrhunderts. Der zu Weihende trat in eine Grube, die bedeckt ward mit an einander gefügten Brettern, welche viele Löcher enthielten. Dahin ward der mächtige Opferstier gebracht, festlich mit Blumen geschmückt und mit einem Goldblech auf der Stirn: und es wurde ihm die Brust gespalten, so daß das Blut durch die Löcher in die Grube strömte. Der darin Stehende fing es mit den Kleidern und dem Haupte auf und ließ sich Wangen, Ohren, Augen, Lippen, Nase, Zunge davon benetzen. Triefend trat er dann hervor und ward als gereinigt durch das Blut von Allen begrüßt und verehrt.

Eine Abbildung dieser Opferscene giebt de Boze bei seiner Abhandlung und nach ihm die Verfasser der Turiner Steine so wie Guasco zu einer Inschrift des capitolinischen Museums[3]).

---

1) Orelli Inscr. n. 2199. vom J. 186 n. Chr. und n. 2361.

2) Prudent. Hymn. X. Peristeph. in Roman. v. 1011—1050.

3) de Boze Explic. d'une inscr. ant. où sont décrites les particularitez des Tauroboles, in den Mém. de litter. tirez des registres de l'Acad. roy. des inscr. T. II. Par. 1736. zu p. 473. *Marm. Taurin.* P. I. p. 25. Guasco Mus Capit. Inscr. T. I. p. 5.

Diese Reinigung sollte zwanzig Jahre vorhalten, wie es in einem alten Gedichte heißt[1]):

Unter die Erde versetzt, mit dem Blute des Stieres besudelt,
Schmutzig und ganz überrieselt bewahre die blutigen Kleider,
Wenn du zu leben gedenkst auf zwanzig Jahre gereinigt.

Es ward daher das Opfer nach dieser Zeit wiederholt: wie dies in einer Inschrift[2]) vom J. 376 n. Chr. gelobt, und in einer andern[3]) mit Angabe beider Jahre, 370 und 390, als vollbracht angezeigt wird.

Die Monumente, auf denen dieses Opfers Erwähnung geschieht, beweisen seine Verbreitung im südlichen Italien und in Rom, in Frankreich zu Lyon und Narbonne. Auch aus der Nähe von Athen ist jüngst (1863) ein Altar zum Vorschein gekommen oder vielmehr als solcher erkannt[4]), der zum Andenken an ein vollzogenes Taurobolium dem Attis und der Rhea (nicht Cybele) errichtet ist: und zwar, wie ein zweites Epigramm besagt, war dies das erste dort dargebrachte Taurobolium, welches (die Zeit ist nicht genauer ersichtlich) in das zweite oder dritte Jahrhundert n. Chr. trifft. Wie sehr der Ritus in Ansehn gestanden, erhellt aus der Stellung der Personen, die ihm sich unterzogen. Sogar der Kaiser Elagabal nahm, nach dem Zeugniß des Lampridius, eine solche Reinigung an sich vor, — obwohl das bei dessen sonstigen Neigungen nicht so hoch anzuschlagen ist. Aber auch Männer in den höchsten Aemtern und deren Frauen und zwar noch in spätester Zeit: wie Hermogenianus, Stadpräfect im J. 374 u. A.[5]), und die Fabia Aconia Paullina, Tochter des Aconius Catulinus, der im J. 349 Consul war, und Gemahlin des designirten Consuls Vettius Prätextatus[6]). Es erhellt auch daraus, daß zum Gedächtniß dieser Weihe Altäre oder Steine errichtet wurden (eine petra tauroboliata, wie es in einer Inschrift zu Benevent vom J. 199[7]) heißt), auf denen Jahr und Tag der Feier angezeigt war.

---

1) Burmann Anth. lat. I, 57. T. I. p. 33.
2) Orelli Inscr. n. 2335. wo es am Schluß heißt:
vota Faventinus bis deni suscipit orbis,
ut mactet repetens aurata fronte bicornes.
3) Orelli n. 2355. vergl. das. not. 1.
4) Conze Attischer Taurobolienaltar, in Gerhards Archäolog. Zeit. 1863. Nr. 176. 177. S. 73 ff. mit Abbild.
5) S. de Vita Thes. antiq. Benevent. p. 91. not. a.
6) Orelli n. 2361. 7) Ebendas. n. 2326.

Das älteste Monument, welches von dem Taurobolium Zeugniß giebt, ist ein Stein aus der Gegend von Neapel vom J. 133 n. Chr.[1]). Es folgt der berühmte Stein zu Lyon, der ein Taurobolium feiert, das zu Rom auf dem Vatican vollzogen worden, vom J. 160[2]). — Die jüngsten Monumente sind zu Rom außer dem Altar mit der erwähnten Inschrift, welche die Wiederholung des Opfers anzeigt, vom J. 390 n. Chr., ein anderer Altar von demselben Jahre[3]), und zu Pesaro eine Glasplatte vom J. 391. Die früheste schriftstellerische Kunde davon aber haben wir (abgesehn von jener Nachricht des Lampridius über Elagabal) bei dem genannten apologetischen Schriftsteller Julius Firmicus Maternus zwischen 343 und 350 v. Chr.

Merkwürdig, daß dieser Gebrauch in so großem Ansehn bis an das Ende des Jahrhunderts sich erhalten hat, in dessen Anfang schon das Christenthum zur Staatsreligion erhoben wurde. Und auffallend, daß er so spät, im zweiten Viertel des zweiten christlichen Jahrhunderts, zum Vorschein kommt.

Sollte diese chronologische Stellung etwa einen Fingerzeig geben für seinen Ursprung?

II. Der Ursprung dieses Opfers.

Diesem Gebrauch liegt die zwiefache Vorstellung zum Grunde: erstens, daß in dem Opferblut eine reinigende Kraft liegt; zweitens, daß diese Reinigung durch Besprengung mit Opferblut hervorgebracht wird. Die letztere Vorstellung trifft zusammen mit einem alttestamentlichen, — die erstere streift an einen christlichen Gedanken.

Die letztere Parallele deutet schon Julius Firmicus an[4]). Er gedenkt zuvor eines Ritus, daß bei Nacht in den Wurzeln eines abgehauenen Fichtenstammes ein Widder geopfert werde (was aber offenbar von dem Kriobolium verschieden ist) und bezeichnet

---

1) Orelli n. 2336. Borghesi Bullet. Nap. a. III. 1845. p. 102., der den unvollständigen Namen des Consuls ergänzt hat.

2) Orelli n. 2322. S. besonders Millin Voy. dans le midi de la Fr. T. I. p. 455. 456. not. 3. Boissieu Inscr. de Lyon p. 23ff. Orelli not. 3. hält dies für das älteste Taurobolien-Monument.

3) Orelli n. 2130.

4) Jul. Firmic. De errore prof. relig. c. 28. 29. p. 41. ed. Bursian.

dies als eine Nachäffung des Opfers Abrahams, dem ſtatt des Sohnes ein Widder, mit ſeinen Hörnern in der Hecke hangend dargeboten wurde. Er kommt ſodann auf die Stiftung des Oſterlammes, das Nachts geſchlachtet und mit deſſen Blut die Pfoſten der Thür beſtrichen werden ſollten. Welches nur ein Vorbild ſei des wahren Oſterlammes Chriſti, deſſen Blut für das Heil der Menſchen vergoſſen werde. Und ſtellt nun dem entgegen das Taurobolium und Kriobolium, welches mit ſchändlichem Blut benetze. Niemandem, ſagt er, kann das im Götzendienſt vergoſſene Blut nützen: das Blut der Thiere erlöſet nicht, ſondern beſudelt den elenden Menſchen. Daher ſoll man dieſen Schmutz abwaſchen und die ächte Quelle, die reine Flüſſigkeit ſuchen, damit dort nach vielfacher Befleckung das Blut Chriſti helle macht mit dem heiligen Geiſt.

Hiernach hat man dieſen Gebrauch gradezu theils aus dem Judenthum, theils aus dem Chriſtenthum abgeleitet: — und man hat ſich von beiden Seiten auf den Julius Firmicus berufen[1]).

1. Die ältere Meinung iſt, daß das Taurobolium und Kriobolium durch Anregung vom Chriſtenthum aus entſtanden ſei.

Das iſt die Erklärung des Reineſius[2]), die ſpäter beſonders van Dale[3]) vertreten hat. Derſelbe meint: die Heiden hätten ſeit Anfang des Chriſtenthums von den Chriſten ſelbſt, ſei es durch Märtyrer oder auch Abtrünnige, viel Rühmens gehört von einer geheimnißvollen Sühne und Wiedergeburt durch das Blut Chriſti, und die häufige Rede, daß ſie durch das Blut Chriſti rein ſeien von aller Sünde. Um nun dagegen nicht zurückzuſtehen, hätten die Heiden außer anderen Sühnopfern ein Opfer erſonnen, wodurch auch ſie, zwar nicht durch eines Menſchen, aber durch Stier- und Widderblut, wie ſie ſelbſt äußerten, wiedergeboren würden. Zum Beweiſe dieſer Behauptung beruft er ſich theils auf die Chronologie der Urkunden: daß nehmlich dies Opfer in Inſchriften nicht vor der Regierung Marc Aurels vorkomme, woraus er folgert, es ſei damals erſt unter den Römern eingeführt, und

---

1) Von der einen Seite, indem man ihn das Kriobolium mit dem Opfer Abrahams in Verbindung bringen ließ, offenbar durch Mißverſtand, bei De Vita Thes. antiq. Benevent. p. 91. Guasco Mus. Capit. Inscript. T. I. p. 5.

2) Reines. Epist. ad Hoffmann. et Rupert. 1660. p. 620. Daraus in ſ. Syntagm. inscript. 1682. p. 76.

3) Van Dale Dissert. IX antiq. et marmor. illustrandis inserv. p. 5. 6.

daß es von den christlichen Apologeten nicht vor Julius Firmicus erwähnt werde; theils auf das Zeugniß eben dieses Firmicus, der das Taurobolium mit der Erlösung durch das Blut Christi vergleiche. Auch Montfaucon[1]) erklärt es mit Berufung auf Julius Firmicus für eine Bluttaufe, welche die Heiden erdacht hätten, um sie der christlichen Taufe entgegenzustellen. Desgleichen Rivautella und Ricolvi[2]) sprechen von einem solchen Gegensatz: es sei eingerichtet in contemtum der christlichen Religion und zumal der heiligen Taufe, was wohl heißen soll, in der Meinung, damit etwas Besseres und Kräftigeres an die Stelle der Taufe zu setzen. — De Vita[3]) endlich legt eine einzelne N. Testamentliche Stelle zum Grunde, welche der jüdischen Reinigung durch Stier- und Widderblut gedenkt (Hebr. 9, 13. 14), wovon jenes der Cybele geweihte Stier- und Widderopfer Anlaß genommen habe. Dabei bringt er den Teufel in's Spiel, der wie andere Cerimonien, so auch diese aus Eifersucht gegen das Christenthum den Heiden beigebracht habe.

Es hat (abgesehn von dem zuletzt bemerkten seltsamen Pragmatismus) nicht an entschiedenem Widerspruch gegen diese Behauptungen gefehlt.

Einestheils soll die Beziehung auf eine Stelle des N. Testaments unwahrscheinlich sein: denn bei der Verehrung, mit der die Christen die heiligen Bücher bewahrten, und der Vorsicht, die sie gegen ihre Profanirung anwandten, sei nicht anzunehmen, daß im zweiten Jahrhundert den Heiden eine solche Stelle sollte in die Hände gefallen sein. Das hat Oderici[4]) gegen de Vita geltend gemacht. Der Einwand ist jedoch nicht zutreffend; denn grade im zweiten Jahrhundert finden wir einen philosophisch gebildeten Gegner des Christenthums, der mit der Bibel in der Hand seine Angriffe auf dasselbe richtete, den Celsus (welchen Origenes widerlegte). Und spätere Erscheinungen lassen auf frühere Zeiten zurückschließen: Kaiser Alexander Severus trug sich mit einem Spruch, der Worten Christi nachgebildet war; und durch Abtrünnige, wie Kaiser Julian, von denen aber schon der Brief des Plinius spricht, konnten immerhin einzelne Stellen und ganze Schriften den

---

1) Montfaucon Antiquit. T. II. P. 1. p. 171.
2) (Rivaut. et Ricolv.) Marm. Taurin. P. I. p. 17.
3) de Vita Thes. antiq. Benevent. p. 91.
4) Oderici Dissert. et adnot. in aliquot ined. inscript. p. 159.

Heiden bekannt werden. — Jedoch schon früher hatte Mosheim[1]) die Ansicht van Dale's überhaupt mit Erfolg bestritten.

Zuerst nehmlich das vorgebliche Zeugniß des Julius Firmicus will nichts sagen. Denn wenn er auch das heidnische Opfer und die Aneignung des Opfertodes Christi durch die Taufe einander gegenüberstellt, so leitet er doch nicht das erstere von diesem ab. Und selbst wenn er dies thäte (in der Art, wie Tertullian die heidnischen Lustrationen aus der Eifersucht des Teufels auf die christliche Taufe ableitet), würde ein solches Zeugniß nicht hinlängliche Beweiskraft haben.

Sodann das chronologische Verhältniß ist keineswegs ausgemacht. Reinesius und van Dale setzten den Ursprung des Taurobolium unter der Regierung Marc Aurels, weil unter den zu ihrer Zeit bekannten Monumenten, auf denen es erwähnt wird, das älteste aus Lactora vom J. 175 n. Chr. war. Seitdem ist (1704) jene Inschrift in Lyon aufgefunden, welche funfzehn Jahre älter ist, so daß man dadurch auf die Regierung des Antoninus Pius kommt; und gegen Ende des Jahrhunderts (1793) die Inschrift bei Neapel vom J. 133 bekannt geworden, die also den letzten Jahren Hadrians angehört. Nun bürgt aber nichts dafür, daß es nicht noch ältere Inschriften der Art giebt, wenn sie auch noch nicht an's Licht gekommen sind. Und wenn auch nicht, so ist keine Bürgschaft, daß nicht auch früher Taurobolien und Kriobolien sollten dargebracht sein, ohne daß die Kunde davon auf Stein geschrieben der Nachwelt überliefert ist. — Noch weniger kann aus dem Stillschweigen der christlichen Apologeten gefolgert werden, da sie nicht alle heidnischen Gebräuche durchgehen: um so mehr, da wirklich die meisten Apologeten erst geschrieben haben, nachdem der Ritus notorisch in Gang war, die doch kein Wort davon haben, wie unter den Lateinern Tertullian, Arnobius und Lactantius. Gesetzt aber auch, dieser Gebrauch sei erst im zweiten Viertel des zweiten christlichen Jahrhunderts aufgekommen; so folgt durchaus nicht, daß er aus christlichen Vorstellungen erzeugt und hinübergenommen ist. Vielmehr sind innere Gründe dagegen. Denn wenn man auch auf Seiten des Cybeledienstes in jener Zeit der Religionsmischung ein Element aus einem fremden Cultus zugelassen hätte; so wird doch ein solches von dem Christenthum nicht dargeboten. Zwar dem Wortlaut nach lehren die Apostel

1) Mosheim. Diss. de stud. ethnic. Christianos imitandi. 1729. §. XX. und in s. Diss. ad hist. eccles. pertin. Vol. I. 1733. p. 382—385.

die Erlöſung durch das Blut Chriſti (Epheſ. 1, 7. Col. 1, 14) oder die Reinigung von aller Sünde durch daſſelbe (1. Joh. 1, 7); ja, wie die Offenbarung Johannis ſagt (1, 5), daß er uns gewaſchen von den Sünden durch ſein Blut. Endlich kommt auch eine Thierfigur: das Lamm, das erwürget ward (5, 6. 12); von dem es heißt, daß in ſeinem Blut die, welche in großer Schaar vor dem Stuhl erſchienen, ihre Kleider helle gemacht hätten (7, 14). Aber die alten Chriſten haben ſolche Stellen und die ganze Bedeutung des Opfers Chriſti nicht mißverſtanden, auch nicht ſo ſinnlich ausgemalt, daß die Heiden von da einen Uebergang zu jenen Thieropfern hätten finden können. Erſt dem vierten Jahrhundert gehört die Vorſtellung an, daß Adam, auf Golgatha begraben, von dem Blute Chriſti benetzt worden ſei[1]). Aber niemals haben die Chriſten jene Figur des Lammes körperlich in der Art nachgebildet, daß ſie etwa ein ſolches geſchlachtet und mit dem Blute ſich beſprengt hätten. Und im chriſtlichen Cultus iſt gar keine Analogie für den heidniſchen Gebrauch: weder in der Taufe, wenn man nicht etwa das Wort (Röm. 6, 4): ſo ſind wir mit Chriſto durch die Taufe begraben in den Tod, aufgreifen will; noch im Abendmahl, wenn man nicht etwa die Verleumdung von den Thyeſteiſchen Mahlzeiten der Chriſten, worüber die Apologeten ſich beſchweren, zum Vorwand nehmen will. Man kommt alſo damit nicht durch: und das Taurobolium ſammt dem Kriobolium läßt ſich nicht einmal als Carricatur eines chriſtlichen Gedankens faſſen.

2. Eher könnte man im Judenthum eine Anſchließung finden, nehmlich in der Vorſchrift von der Einweihung der Prieſter, wobei ein Widder geſchlachtet und mit deſſen Blut ihnen Ohr, Daumen und Zehen, ſo wie der Altar rings umher beſprengt wurde (2. Moſ. 29, 19. 20). Daß dies zu jenem Ritus Anlaß gegeben, iſt die Meinung Scacchi's, dem Huetius[2]) (der freilich alles Mögliche aus dem Judenthum ableitet) und Guasco[3]) gefolgt ſind, — eine Meinung, die auch Oderici[4]) nicht unwahrſcheinlich findet, obwohl er ihr nicht beitritt. Aber dieſe Ableitung ſcheint wenig haltbar. Es iſt zu bezweifeln, ob die Kenntniß ich will nicht ſagen jener A. Teſtamentlichen Stelle (was nicht

1) S. meinen Aufſatz, Adams Grab auf Golgatha, im Evang. Kal. für 1861. S. 21.

2) Huetius Demonstr. evang. Prop. IV. cap. XI. §. 4. p. 273.

3) Guasco Mus. Capit. Inscript. T. I. p. 4.

4) Oderici l. c. p. 159. 160.

nöthig ist), aber nur jener jüdischen Cerimonie der Priesterweihe zu den Heiden gelangte. Weit mehr noch ist zu bezweifeln, daß man in den Cultus der phrygischen Göttin (zumal wenn von der frühern Zeit die Rede ist) dergleichen fremde Elemente sollte aufgenommen haben. — Wenn verwandte Gebräuche und Vorstellungen an verschiedenen Orten und in verschiedenen Religionen vorkommen, so hat man sich wohl vorzusehen, nicht sofort auf einen geschichtlichen Zusamuenhang zu schließen, da sich dieselben Erscheinungen von derselben Grundanschauung aus wiederholt erzeugen konnten. Die Vorstellung von der Reinigung durch Opferblut hatte man auf heidnischer Seite nicht nöthig erst von den Juden zu holen.

3. Am wahrscheinlichsten wird es sein, daß der heidnische Gebrauch auch auf heidnischen Boden entstanden ist, und zwar nicht neuerdings, erst im zweiten christlichen Jahrhundert im Abendlande, sondern daß er in Phrygien mit dem Cybele-Cultus einheimisch gewesen ist. Dahin weiset der Umstand, daß blutige Stieropfer von symbolischer Bedeutung im Culte der lydischen und phrygischen Cybele immer üblich gewesen[1]). Und für das in Rede stehende Stier- und Widderopfer insbesondere die früheste Verbreitung im Abendlande, deren Radien nach Kleinasien weisen, wohin von Athen, Neapel (über Puteoli) und Lyon (wie die Geschichte der ersten christlichen Gemeinde dort bezeugt) lebhafter Verkehr bestand.

Freilich wäre es auffallend, daß in dem Abendland bis zum J. 133 n. Chr. in fast viertehalb Jahrhunderten seit Einführung des Cybele-Cultus in Rom von jenem Opfer keine Spur vorkommt, wenn es gleich mit diesem Cultus dahin verpflanzt wäre. Es ist aber möglich, daß das Taurobolium und Kriobolium in Phrygien zurückgeblieben oder vielmehr in dieser Form erst später dort entstanden und erst im zweiten christlichen Jahrhundert nach Italien und Gallien verpflanzt ist.

Will man jedoch für einen so spät erscheinenden Gebrauch die Anknüpfung an einen älteren, so bietet sich dazu innerhalb des Heidenthums selbst der Mithrasdienst, der doch schon zur Zeit des Pompejus in Italien eingeführt wurde, sehr natürlich dar. Woraus auch Gori[2]) das Taurobolium gradezu abgeleitet hat, — eine

---

1) Preller, Röm. Mythologie 2. Aufl. S. 738. verweiset auf Sophocl. Philoct. 400: ἰὼ μάκαιρα ταυροκτόνων λεόντων ἕφεδρε.

2) Gori Mus. Etrusc. T. II. p. 349.

Annahme, welche (nur mit der Einschränkung, daß es nicht für alt-etruskisch angesehen werden darf) Rivautella und Ricolvi[1]) einigermaßen gelten lassen, noch mehr Oderici[2]) wahrscheinlich findet; während auf die Verbindung der Culte neuerdings auch Preller aufmerksam macht[3]). — Allerdings nehmlich ist ein äußerer Zusammenhang zwischen den beiderseitigen Opfern aus den Monumenten zu ersehen, und es geben namentlich zwei gleich zu erwähnende Inschriften dafür Zeugniß: indem nach der einen der oberste Priester des Mithras das Taurobolium und Kriobolium vollbrachte und der Cybele sammt dem Attis einen Altar weihte, — nach der andern umgekehrt einer, der das Taurobolium und Kriobolium dargebracht hatte, dem Mithras ein Denkmal weihte.

Aber auch eine innere Verbindung ist nicht zu verkennen. In beiden Fällen ward ein Stier geopfert, — mit dem Unterschied, daß es im Mithrasdienst, wie es scheint, ein Versöhnungs-, im Cybeledienst ein Reinigungsopfer war: das Blut galt in dem erstern Fall dem Ormuzd zur Versöhnung, dem Ahriman zur Abwehr und ward von dem Hunde, dem Diener des Ormuzd aufgefangen; — in dem andern Fall galt es dem Opfernden selbst zur Reinigung und wurde von ihm selbst aufgefangen. — In beiden Fällen war das Blut sehr kostbar, — wie auch auf dem berühmten Mithrischen Basrelief aus dem capitolinischen Speläon, früher in der Villa Borghese jetzt im Louvre[4]) auf den Schultern des Stiers über der Wunde, aus der das Blut fließt, die Worte stehn: NAMA SEBESIO, über deren Sinn zwar viel verhandelt ist, indem man ihn meist aus dem Orient hergeholt hat, statt dessen jedoch die Erklärung Zoega's am einleuchtendsten scheint, die Worte griechisch zu nehmen s. v. a. heiliger Quell oder ehrwürdiges Naß. — „Dieses für alle, die sich dessen Verdienst zueignen wollten, ausgegossene Naß, sagt derselbe[5]), traf zu sehr mit dem Taurobolium zusammen, als daß nicht die zum einen Eingeweihten hätten wünschen sollen, auch am andern Theil zu nehmen."

In dem Taurobolium und Kriobolium aber hatte das Blut oder vielmehr die Besprengung mit demselben eine Bedeutung, auf die es uns noch besonders ankommt.

---

1) (Rivaut. et Ricolv.) Marm. Taur. P. I. p. 17.
2) Oderici am a. O. p. 160.
3) Preller am a. O. S. 763.
4) Abgebildet bei Bouillon Musée des antiques. Bas-Reliefs. Pl. XVI. Die Inschrift bei Orelli Inscr. n. 1915.
5) Zoega Abhandl. von Welcker S. 142. Vergl. 157.

III. Die Wiedergeburt in Ewigkeit.

Es wird von dem dadurch Geweihten der Ausdruck gebraucht wiedergeboren auf ewig.

Wenn auch der ganze Ritus ohne Beziehung auf das Christenthum entstanden ist; so ist doch wahrscheinlich dieser Ausdruck und Gedanke aus dem Christenthum hinübergenommen.

Derselbe kommt in den zahlreichen Inschriften, die zum Gedächtniß jenes Opfers errichtet sind, nur zweimal, und zwar in der letzten Zeit, im letzten Viertel des vierten Jahrhunderts vor: die eine vom J. 376[1]), die andere vom J. 391[2]).

Dabei ist es erstens abweichend, daß die Wirkung dieser Bluttaufe als eine ewige bezeichnet wird, — renatus in aeternum. Denn nach der sonstigen Annahme war die Reinigung auf zwanzig Jahre kräftig, nach welchem Zeitraum das Opfer wiederholt ward (s. S. 41). Der Begriff „auf ewig wiedergeboren" scheint dem ewigen Leben des Neuen Testaments nachgebildet zu sein, und allerdings eine Parallele des Taurobolium und Kriobolium mit der christlichen Taufe in sich zu schließen.

Insbesondere ist der Ausdruck wiedergeboren hier neu und erscheint als entlehnt aus dem Christenthum.

Er bezeichnet überhaupt das Wieder-von-vorne-anfangen, das Zurückkehren in einen Zustand, in welchem eine Sache in ihrer Entstehung gewesen ist, oder auch nur das Wiederanfangen, nachdem das Ende schon erreicht war, namentlich in einem Kreislauf. Und ist allerdings der klassischen Latinität nicht fremd: jedoch nur in dem physischen Sinne, von dem Wiederhervorkommen der Blumen, dem Wiedererscheinen der Gestirne[3]).

Geistig übertragen findet er sich jedoch erst im N. T. und hat von daher ein charakteristisch-christliches Gepräge, nach Joh. 3, 3. Der Begriff der Wiedergeburt schließt in sich das Zurückkommen

---

1) Orelli n. 2352: DIS | MAGNIS | MATRI DEVM ET ATTIDI. SEXTILIVS AGESILAVS AEDESIVS | . . . TAVROBOLIO | CRIOBOLIOQ. IN AETER|NVM RENATVS. ARAM SACRA| VIT etc.

2) Henzen Collect. Orell. Suppl. n. 6041: DEO MAGNO | MITHRAE | . . . | M. PHILONIVS | PHILOMVSVS | EVGENIANVS | . . QVI ET | ARCANIS PER|FVSIONIBVS | IN AETERNUM | RENATVS TAV|ROBOLIVm CRIOBOLIVMQVE | FECIT etc.

3) S. einige Stellen bei Hildebrand zu Apulej. Metam. XI, 5. p. 1000.

auf die erste Geburt, mit Auslöschung aller Befleckung, die seitdem durch die Sünde eingetreten ist, — mithin den Anfang eines neuen Lebens.

Der Ausdruck ist daher auch auf die Einweihung in verschiedene heidnische Mysterien, von denen man eine solche Wirkung sich versprach, übergegangen.

Zuerst bei Apulejus in den Metamorphosen (etwa zwischen 151 — 157 n. Chr.) findet er sich bezogen auf die Sacra Isiaca, obwohl noch überwiegend in dem physischen Sinn, wozu es einer Anknüpfung an das Christenthum nicht bedurfte. Es fand sich dort nehmlich eine eigenthümliche Veranlassung zu einem ganz eigentlichen Gebrauch des Worts, als Lucius, der in einen Esel verwandelt war, von der Isis an dem Festtage zur Eröffnung der Schiffahrt wieder in den menschlichen Zustand zurückverwandelt wurde. Da rief alles Volk[1]): diesem hat heute die allmächtige Göttin wieder menschliche Gestalt gegeben (reformavit ad homines), und man pries ihn glücklich, daß er gewissermaßen wiedergeboren (renatus) sogleich ihrem Dienst versprochen werde, — und er selbst gedenkt zuvor (c. 14) seiner wiedergewonnenen Sprache (der renata lingua). Aber noch in einer andern Bedeutung kommt das Wort dort vor. Indem von der Macht der Isis die Rede ist, denen, die schon an der Grenze des Lebens stehen, dieses zu verlängern, und ihrer Geneigtheit, dies zu gewähren, wenn sie ihrem Dienste sich weihen, heißen die so von ihr mit neuer Lebensdauer Beschenkten[2]) „durch die Vorsehung der Isis gewissermaßen wiedergeboren." — Jedoch ist zu bemerken, daß allerdings der Begriff einer sittlichen Wiedergeburt überall hier durchscheint, wenn man auf den Sinn der ganzen Fabel achtet. Denn einerseits die Verwandlung in Thiergestalt hat sich der Held derselben zugezogen als in sclavische Lüste versunken, wie der den Bann lösende Priester der Isis ausdrücklich erklärt[3]): wovon er durch die Vorsehung der Isis und in ihrem Dienste frei wird. Andererseits wird dieser Dienst als eine freiwillige Hingabe in den Tod und als der Lebenslauf eines neuen Heiles angesehen[4]). Wie ja die Absicht des ganzen Buchs ist zu zeigen, auf welchem Weg aus dem herrschenden Zustand verdorbener Sitten zu einem reinen Leben, der precaria salus (XI, 22), im Dienst der Isis gelangt werde.

---

1) Apulej. Metam. XI, 16. 2) XI, 21. 3) XI, 15.
4) Ebendas. XI, 22.

Sodann Tertullian gedenkt bei Gelegenheit der christlichen Taufe der Lustrationen, die bei der Einweihung in die Sacra der Isis oder des Mithras, und allgemein in Tempeln und Häusern an den Apolliniſchen und Eleuſiniſchen Spielen vorgenommen würden. Und fügt hinzu[1]): die Heiden meinten dies zu thun zur Wiedergeburt (in regenerationem) und zur Strafloſigkeit ihrer Meineide. Wobei man jedoch nicht wiſſen kann, ob nicht Tertullian ihnen den Ausdruck leiht.

Dazu kommt dann für die Sacra der Cybele das Wort renatus in aeternum in den genannten beiden Inſchriften. Daß in der Zeit der ausgebreiteten, herrſchend gewordenen Kirche, zu Ende des vierten Jahrhunderts, eine ſolche Vorſtellung zu den Heiden kam, iſt ſehr natürlich; und daß ſie Eingang fand, begreift ſich um ſo mehr, nachdem eben erſt an der Spitze des Staats, durch Julian den Abtrünnigen, der eifrigſte Verſuch gemacht war, das Heidenthum zu reformiren, auch mit Hülfe chriſtlicher Sitten. Es war ein todtgeborenes Unternehmen, die ſittlichen Früchte des Chriſtenthums den Heiden anzueignen ohne den Glauben und die Geſinnung der Chriſten.

F. Piper.

---

3. Die Kirche der Euphemia in Chalcedon und die Darſtellung ihres Märtyrerthums.

Aus der frühen und reichen Entfaltung des chriſtlichen Lebens in Kleinaſien, wovon die Zeugniſſe ſeit den Tagen des Apoſtels Johannes und des Plinius, Statthalters von Bithynien, vorliegen, ſind verhältnißmäßig nur wenige monumentale Spuren auf uns gekommen. Aber von manchen der Monumente, die in der ungeheuren Zerſtörung verſchwunden ſind, iſt mindeſtens die Kunde erhalten. Wie nehmlich die kleinaſiatiſche Kirche ſchon im zweiten Jahrhundert innerlich eine große Regſamkeit zeigte, zahlreiche bedeutende Schriftſteller aufzuweiſen hatte (von denen meiſt nur Bruchſtücke auf uns gekommen ſind) und ſelbſt eine leitende Stellung in der Chriſtenheit einnahm; ſo wurden anſehnliche Kirchen ſchon im

1) Tertull. De baptism. c. 5.

dritten Jahrhundert gebaut: die eigentliche Blüthe der Bauzeit aber ist seit Constantin dem Gr., der selbst mit seiner Mutter das Zeichen gab, und unter Kaiser Justinian I. Und die Kirchen- oder auch Profangeschichtschreiber dieser Zeit, von Eusebius bis auf Procopius und Evagrius, haben nicht unterlassen, manche werthvolle Nachricht von diesen Gebäuden zu überliefern.

Unter ihnen ragen drei Kirchen (abgesehn von der zu Jerusalem) hervor durch folgenreiche Ereignisse, die sich an sie knüpfen. Die eine noch vorconstantinische ist die prächtige Kirche zu Nicomedien, mit deren Niederreißung auf Befehl Diocletians die nach ihm benannte Verfolgung begann. Die beiden andern sind die Marienkirche zu Ephesus und die der Euphemia zu Chalcedon: in jener ist das dritte allgemeine Concil vom J. 431, in der andern das vierte allgemeine vom J. 451 gehalten. Von dieser haben wir, grade aus Veranlassung des Concils, eine Beschreibung; wozu noch die Schilderung eines Gemäldes von dem Martyrium der Euphemia kommt: beide eigenthümlich und bedeutend für die Erkenntniß christlicher Sitte wie der kirchlichen Kunst, und selbst von biographischem Gehalt. In letzterer Beziehung ist aus ihnen schon geschöpft für das Lebens- oder vielmehr Todesbild der Euphemia in einem frühern Jahrgang[1]). Doch wird man sie gern auch in ihrem eigenen Zusammenhang lesen: und da sie sonst wenig bekannt geworden sind, mögen sie, aus dem Griechischen übersetzt, mit einigen Erläuterungen hier ihre Stelle finden.

1. Die Kirche der Euphemia zu Chalcedon.

Eusebius erwähnt so wenig die Euphemia, die in der diocletianischen Verfolgung soll gelitten haben als die nach ihr benannte Kirche. Aber die nachfolgenden Geschichtschreiber Socrates und Sozomenus gedenken beider in dem Aufruhr des Gainas vom J. 400: wie der Kaiser Arcadius mit seinem Feldherrn zusammenkam und sie sich eidlich verpflichteten, einander nicht nachzustellen, „zu Chalcedon in der Kirche, in welcher die heilige Märtyrin Euphemia ruht“[2]). Es folgen die Akten des Concils zu Chalcedon, deren Eingang Zeit und Ort anzeigt, wo es eröffnet worden: „den 8. October 451 in der Kirche der heil. Euphemia“. Eine Beschreibung aber verdanken wir dem Evagrius, Scho-

1) Evang. Kal. für 1862. S. 117 ff.
2) Socrat. Hist. eccles. IV, 6. Sozomen. Hist. eccl. VIII, 4.

lasticus in Antiochien, der im J. 594 seine Kirchengeschichte verfaßte. Er hat manches aus seinem Leben hineingeflochten (er stand damals im Alter von 58 Jahren), überdies aus eigener Anschauung von Kirchen und kirchlichen Malereien Beschreibungen gegeben [1]). Er verräth einen offenen Blick für Natur und Kunst, aber auch Vorliebe für das Wunder: und beides zeigt seine Beschreibung der Kirche zu Chalcedon, zu der er übergeht, wo er auf das dortige Concil zu reden kommt [2]).

Die Kirche der Euphemia in Chalcedon, sagt er, liegt zwei Stadien vom Bosporus entfernt, in einer anmuthigen, sanft aufsteigenden Landschaft, so daß der Weg nicht beschwerlich ist denen, die in die Kirche der Märtyrin sich begeben, und sie unversehens oben sind innerhalb des Heiligthums. Und wenn sie von der freien Höhe den Blick umhergehen lassen, sehen sie die ganze Ebene ausgebreitet, die Felder besetzt mit grünen Pflanzen und wogenden Saaten und mit allerlei Bäumen geschmückt; die dichtbelaubten Berge schön sich erhebend und senkend. Aber auch verschiedene Meere: einige in Meeresruhe glänzend und sanft an das Gestade spielend, wo Windstille in der Gegend herrscht; andere brausend und Wellen schlagend, welche kleine Steine und Seegras und leichtere Muscheln mit dem Rückprall der Wogen zurückziehen. Die Kirche aber liegt Constantinopel gegenüber, so daß der Anblick der so großen Stadt ihr zur Zierde gereicht. Sie besteht aber aus drei übergroßen Hallen: die eine unter freiem Himmel, länglich und von allen Seiten mit Säulen geschmückt; die andere auf diese folgend, nach Länge und Breite und den Säulen nahe gleich und nur durch das aufliegende Dach verschieden. An ihrer nördlichen Seite gegen Osten ist eine runde Halle mit einer Kuppel, rings umgeben von sehr kunstgerecht ausgearbeiteten Säulen, die an Stoff und Größe gleich sind. Ueber diese erhebt sich ein oberes Stockwerk, unter demselben Dach; so daß von da wer will die Märtyrin anrufen und den heiligen Handlungen beiwohnen kann. Innerhalb der Runde aber nach Osten ist ein schönes Grabmal, wo die heiligen Reste der Märtyrin in einem länglichen Sarge liegen, welcher von Silber sehr geschickt gearbeitet ist. Und die Wunder, welche von der Heiligen zu gewissen Zeiten gewirkt werden, sind allen Christen kund. — Nun folgt die Beschreibung von zweierlei Wundern: das eine immerwährende, daß wer an die Stätte kam,

1) S. meine Einleitung in die monumentale Theologie S. 178 ff.
2) Evagr. Hist. eccles. II, 3.

wo der Sarg mit den Reliquien ſtand, einen Wohlgeruch empfand, der alles der Art übertraf; das andere, welches von Zeit zu Zeit, doch nicht in beſtimmten Friſten, ſondern nach Würdigkeit des Biſchofs, der den Sitz einnahm, häufiger oder ſeltener ſich ereignete und zwar auf ihre Ankündigung, welche frommen Perſonen im Traum zu Theil wurde. Alsdann verſammelten ſich die Großen des Reichs in ihrer Kirche, vor aller Augen ging der Biſchof von Conſtantinopel mit ſeinen Prieſtern in ihre Grabkapelle und ließ durch eine Oeffnung des Sarges an einem eiſernen Stabe einen Schwamm bis zu den Reliquien herab, der ſich dann mit Blut füllte: dermaßen, daß nicht allein die kaiſerlichen Perſonen, die verſammelten Prieſter und alles Volk reichlich davon erhielten, ſondern auch an die Gläubigen in der ganzen Welt, welche es begehrten, Tropfen deſſelben geſchickt wurden. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die öftere Veranſtaltung eines ſolchen Wunders zur Ausbreitung der Verehrung der Euphemia beſonders beigetragen hat, welcher in Conſtantinopel und Rom mehrere Kirchen geweiht waren.

Dies bei Seite geſetzt, iſt jener Beſchreibung eigenthümlich die Schilderung der Landſchaft, welche daran erinnert, daß die Kirchenväter überhaupt für Naturſchönheit nicht unempfänglich ſind. Wie hier für den heiligen Ort, ſo wird aus Anlaß heiliger Zeit in einer Predigt des Gregor von Nazianz die Königin der Jahreszeiten, der Frühling gefeiert, welcher der Königin der Feſte, dem Oſtertage zur Seite ſteht. Die Beſchreibung der Kirche iſt freilich bei dem allgemeinſten ſtehen geblieben: es werden unterſchieden der Vorhof mit Säulenhallen, die eigentliche Kirche und die kuppelförmige Grabkapelle, die ein zweites Stockwerk hat, wie in der Sophienkirche zu Conſtantinopel das Gynaikeion. — Bei anderer Gelegenheit gehen die Angaben des Evagrius mehr in's Einzelne, wie er denn in ſeiner Beſchreibung der Sophienkirche ſelbſt die Maaße angiebt.

Mehr bietet ein früherer Kirchenſchriftſteller in der Beſchreibung eines Gemäldes, welches das Martyrium der Euphemia darſtellte.

2. Das Gemälde des Märtyrerthums der Euphemia.

Es iſt Aſterius, Biſchof von Amaſea zu Anfang des fünften Jahrhunderts, der dieſe Kunde hinterlaſſen hat. Von ſeiner Perſon iſt wenig bekannt; aber eine Anzahl Homilien iſt auf uns gekommen. Jene Schilderung iſt erhalten durch das ſiebente allge-

meine oder zweite Nicenische Concil vom J. 787, welches für die Verehrung der Bilder eintrat, insbesondere den historischen Beweis derselben zu führen suchte und unter den Zeugnissen als eines der bedeutendsten diese Schrift verlesen ließ[1]). In der That hat das christliche Alterthum weniges aufzuweisen, was sich damit vergleichen ließe: bei den Griechen etwa aus einer Predigt des Gregor von Nyssa, welche in der Kirche des Märtyrers Theodorus gehalten ist, den Hinweis auf eine daselbst befindliche Darstellung seines Siegeskampfes, worin der Maler die Blüthe seiner Kunst entfaltet habe. Aber Asterius geht tiefer ein; doch während er sich selbst und den Leser lebendig in den Gegenstand versetzt, zeigt sich, daß er auch den Werken des klassischen Alterthums nachgegangen und noch mit ihnen beschäftigt war, sowohl der Literatur als der Kunst: worauf er mehrmals einen vergleichenden Blick wirft. Das ist unter den Kirchenschriftstellern dieser Zeit eine seltene Reminiscenz.

Jüngst, ihr Männer, sagt Asterius, hatte ich den Demosthenes in Händen, den gewaltigen, und von Demosthenes jene Rede, wo er den Aeschines mit scharfen Worten trifft. Nachdem ich aber bei der Rede verweilt und meine Gedanken zusammengenommen hatte, bedurfte ich der Erholung und Wanderung, damit die Spannung der Seele sich löse. Und nachdem ich das Zimmer verlassen und ein wenig mit Bekannten auf dem Markt gegangen war, gelangte ich von da in das Gotteshaus, um in Ruhe zu beten. Als ich auch das erlangt hatte und einen bedeckten Spaziergang ging, sah ich dort ein Gemälde: und der Anblick nahm mich gänzlich ein. Man möchte es ein Kunstwerk des Euphranor nennen oder irgend Eines jener Alten, welche die Malerei groß gemacht haben, da sie Bilder schufen, die nahezu beseelt sind. Komm, wenn du willst, denn jetzt ist Muße zur Erzählung: ich werde dir das Gemälde beschreiben. Denn keineswegs schlechtere Zaubermittel als die Maler, haben wir Söhne der Musen. Es war ein heiliges Weib und eine unbefleckte Jungfrau, welche Gott die Keuschheit geweiht hatte, man nennt sie Euphemia. Als aber einst der Tyrann die Frommen verfolgte, erwählte sie begierig die Gefahr des Todes. Die Bürger nun und die Genossen des Glaubens, für

1) Conc. Nic. II Act. IV. in Mansi Conc. ampl. collect. T. XIII. p. 16f. Die bloße Beschreibung des Gemäldes kommt daselbst noch einmal vor, in der Widerlegungsschrift gegen die Aufstellungen der Bilderfeinde p. 308f. Lateinisch findet sich jene Enarratio in martyrium Euphemiae bei Ruinart Acta martyrum sinc. ed. Par. p. 543ff. — Vergl. meine Einleitung in die monumentale Theologie S. 211.

den sie starb, voll Bewunderung der zugleich mannhaften und heiligen Jungfrau, nachdem bei der Kirche das Grabmal errichtet und der Sarg dort niedergesetzt worden, zollen ihr Ehre und begehen ein jährliches Fest als eine gemeinsame und allgemeine Feier. Also die Dolmetscher des Geheimnisses Gottes ehren durch die Rede ihr Gedächtniß und lassen sich angelegen sein, das versammelte Volk zu belehren, wie sie den standhaften Kampf vollbracht hat. Von dem Maler aber, der in frommer Weise auch seinerseits durch die Kunst nach Kräften den ganzen Vorgang auf indischem Tuch ausgeprägt hat, ist bei dem Grabmal das heilige Schaustück aufgestellt. Mit dem Kunstwerk aber verhält es sich also.

Hoch auf dem Thron sitzt der Richter, der scharf und böse auf die Jungfrau blickt. Denn es zürnt die Kunst, wenn sie will, auch in dem seelenlosen Stoff. Dabei sind viele Speerträger der Obrigkeit und Soldaten; die Schreiber der Protocolle tragen Schreibtafeln und Griffel: Einer von ihnen, die Hand von dem Wachs erhoben, wendet sich zu der, die vor Gericht steht, ungestüm hin und beugt das ganze Gesicht vor, als rufe er ihr zu, lauter zu reden, daß er nicht von dem Aufmerken ermüdet, Fehlerhaftes und Tadelnswerthes schreibe. Es steht aber die Jungfrau in grauem Mantel und in Philosophentracht: wie es der Maler gemeint hat, schön von Anblick; wie es mir scheint, die Seele geschmückt mit den Tugenden. Es führen sie aber zum Richter zwei Soldaten, der eine sie vorwärts ziehend, der andere im Rücken sie antreibend. Der Charakter der Jungfrau ist gemischt aus Scham und Festigkeit. Denn sie neigt sich zwar zur Erde, wie erröthend vor den Blicken der Männer; sie steht aber unerschrocken, ohne Furcht vor dem Kampf. Ich habe bis dahin die andern Maler gelobt, als ich sah jenes kolchische Weib: wie sie im Begriff das Schwert auf die Kinder zu zücken, zwischen Mitleid und Zorn das Antlitz theilt, und das eine Auge Zorn blicken läßt, das andere die Mutter verräth, welche zaudert und schaudert. Jetzt aber habe ich die Bewunderung von jener Vorstellung auf dieses Bild übertragen: und sehr bewundere ich den Künstler, daß er vielmehr gemengt hat den Charakter der Farben, zugleich Scham und Mannhaftigkeit mischend, Eigenschaften, die der Natur nach entgegengesetzt sind. — Indem nun die Darstellung fortschreitet, beginnen bereits einige Henker, nackt, in kurzen Unterkleidern ihr Werk. Und der Eine, nachdem er das Haupt der Jungfrau ergriffen und nach hinten gebeugt, bietet es dem andern dar, bequem zur Strafe: der aber dabeistehend schlägt die Zähne aus.

Digitized by Google

Hammer und Bohrer erscheinen als Werkzeuge. Aber Thränen überkommen mich und der Schmerz erstickt die Rede. Denn die Blutstropfen hat der Maler so deutlich darauf gesetzt, daß man sagen möchte, sie wurden wahrhaft von den Lippen vergossen, und weinend sich entfernt. — Hierauf das Gefängniß und wiederum die Jungfrau, erhaben, in grauen Kleidern, sitzt allein, die Hände zum Himmel ausstreckend und Gott anrufend, den Helfer in der Noth. Wie sie betet, erscheint über dem Haupte das Zeichen, welches die Christen verehren und sich beilegen: ich glaube ein Symbol des Leidens, welches sie erwartete. — Denn hierauf hat der Maler anderswo ein heftiges Feuer angezündet, indem er durch rothe Farbe, die hie und da erglänzt, die Flamme körperlich darstellt. Er stellt sie aber mitten hinein, wie sie die Hände zum Himmel ausbreitet, jedoch keinen Schmerz im Antlitz sehen läßt, sondern im Gegentheil sich freut, daß sie zu dem unkörperlichen und seligen Leben auswandert.

Bis so weit hat der Maler die Hand angewendet und ich die Rede. Es ist aber Zeit für dich, eben dies Gemälde, wenn du es vollenden willst, scharf zu betrachten, ob wir nicht weit hinter der Auslegung zurückgeblieben sind.

Diese kurze, aber reichhaltige Erklärung beweiset, was zuerst den Ort des Gemäldes betrifft, daß es in der Kirche der Euphemia zu Chalcedon sich befand. Zwar nennt Asterius ihn nicht; aber er sagt deutlich, daß die Genossen des Glaubens, für den sie starb, bei der Kirche ihr Grabmal errichtet und ihren Sarg niedergesetzt hätten: was nur auf Einen Ort, eben jene Grabkapelle sich beziehen und nicht etwa von Reliquien gesagt sein kann, die anders wohin versetzt wären.

Sodann erhellt, daß das Gemälde eine Reihe von Scenen umfaßte: 1) wie die Euphemia durch zwei Soldaten vor den Richter geschleppt wird; 2) wie ihr durch einen Henker die Zähne ausgeschlagen werden, wodurch die Aussage, die sie vor dem Richter gethan, ersichtlich wird; 3) die Jungfrau im Gefängniß sitzend und betend; 4) ihr Feuertod. Da sind also die handelnden Personen der heidnische Richter und seine Schergen: Soldaten und Henker; und es wird eine ganze Folge von Strafen vorgeführt. Dem gegenüber eine Leidende, doch auch Handelnde, die Christin, standhaft vor dem Richter, unerschrocken in der Pein, gottergeben im Gefängniß, siegreich auf dem Scheiterhaufen.

Dieſe geſchichtlichen Scenen nun ſind durch die Kunſt aus der bloßen Vorſtellung in Leben und Wirklichkeit überſetzt: wie der Ausleger es fein empfunden und klar wiedergegeben hat. Und zwar ſind es entgegengeſetzte Punkte, die er hervorhebt. Einmal die körperliche Erſcheinung, die Naturwahrheit: die Blutstropfen ſind ſo deutlich aufgeſetzt, als würden ſie wahrhaft von den Lippen vergoſſen; die rothgefärbten Flammen des Scheiterhaufens erglänzen, als wäre es leibhaftiges Feuer (σωματοποιήσας τὴν φλόγα). Andrerſeits legt er vorzüglich Gewicht darauf, daß Seele in dem Bilde durchſcheint und er bringt ſie treulich zur Geltung. Zuerſt bei dem Richter, der ſcharf und böſe auf die Jungfrau blickt. Dann iſt eine ganze Figur eingeſchoben, der Schreiber, der eine intereſſante Epiſode bildet, ſofern er von dem furchtbaren Vorgang ablenkt, doch auch ihn erklärt: denn die Mahnung lauter oder für ihn deutlicher zu reden, läßt ahnen, wie viel auf das geſprochene Wort ankommt. Endlich die Märtyrin, in deren Zügen der Verfaſſer noch mehr leſen will, als der Maler ſelbſt ſich gedacht hat, da er in ihrer Schönheit den Schmuck der Tugenden erkennt: er ſchildert ſie aber, wie ſie entgegengeſetzte Eigenſchaften verbindet und wie ſie in den Flammen des Scheiterhaufens nicht Schmerz, ſondern Freudigkeit zeigt. — Während ſo das Innerſte ausgeprägt wird und darin der Künſtler ſeine Aufgabe gefunden hat, iſt die ſymboliſche Zuthat gering: es erſcheint über der betenden Märtyrin das Kreuz, worin der Ausleger das Zeichen ihres Leidens erkennt.

Merkwürdig iſt die Vergleichung mit einem Gemälde klaſſiſcher Kunſt und einem Stoff aus dem Heroenmythus der Medea: ſo hatte Timomachos das „kolchiſche Weib" gemalt, vor der Ermordung ihrer Kinder, wie ſie getheilt iſt zwiſchen Mitleid mit dieſen und Zorn über Jaſon. Einem ſolchen ſtellt er das Werk des chriſtlichen Malers gegenüber, als eine höhere Stufe einnehmend: wie es ſcheint in dem Sinn, daß während in der Medea die Züge des Mitleids und des Zorns neben einander geſtellt waren, in dem Antlitz der Euphemia beide, Scham und Feſtigkeit, in einander ausgedrückt ſeien. — Das ganze Bild aber erinnert ihn an die großen Meiſter von Hellas, Euphranor u. A., welche die Kunſt auf die Höhe erhoben haben, „da ſie Bilder ſchufen, die nahezu beſeelt ſind": ſo tritt gleich zu Anfang der Maaßſtab hervor, den er vorzugsweiſe an ein Kunſtwerk legt.

Und dem entſpricht die Wirkung, die es auf ihn übt. Er faßt es mit ganzer Seele auf und es ergreift ihn mit der Macht

der Geschichte selbst. Er ist ganz davon eingenommen, wie er sagt: und Thränen überkommen ihn beim Anblick dieser Leidensgeschichte. — Daraus ist wohl zu schließen, daß Asterius die Auslegung geschrieben hat, nachdem er das Bild zum erstenmal gesehn; wie auch die ganze Schilderung davon auszugehen scheint. — Er schildert es aber solchen, die es noch nicht kannten. Die Anrede zu Anfang Ihr Männer, scheint eine Zuhörerschaft vorauszusetzen; da er aber wiederholt zu dem Du übergeht, so ist das alles wohl nur Form des Schriftstellers.

Da diese Schrift des Asterius auf dem II. Nicenischen Concil der Bilderverehrung zum Zeugniß dienen sollte, so werden in der Verhandlung, die an den Vortrag derselben sich anschloß, solche Punkte besonders hervorgehoben[1]). Namentlich daß er den Maler dieses Bildes fromm genannt: woraus man folgerte, daß die Kunst des Malens überhaupt fromm sei. Ferner daß das Bild der Euphemia ihn zu Thränen gerührt hatte: wozu der Eine bemerkt, ähnlich sei es dem Gregor (von Nyssa) begegnet, dem das Bild des Leidens Christi Thränen zu entlocken pflegte; ein Anderer: „wenn den heiligen Männern eine solche Erschütterung die heiligen Bilder bewirken, wie viel mehr uns?" Endlich aus dem Schluß, da der Verfasser seine Auslegung dem Gegenstande unterordnet, folgert ein Presbyter Johannes: also ist das Bild größer als das Wort. — Diesen Partheistandpunkt dürfen wir bei Seite lassen. Aber die Schrift des Asterius bleibt immer ein schönes Zeugniß wie von dem Kunstwerk selbst, dem sie gewidmet ist, so von einer sinnigen und gesunden Kunstbetrachtung im Kreise patristischer Theologie.

F. Piper.

---

1) Conc. Nic. II. l. c. p. 17. 20.

Lebensbilder

zum

Evangelischen Kalender.

---

1. Symphorianus.

22. August.

Auch in Augustodunum im Lande der Aeduer in Gallien (Autun in Burgund) hatte sich in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts eine christliche Gemeinde gebildet und die Gewaltthaten mit freudigem Muthe erduldet, durch welche die Heiden immer von neuem versuchten, die alte Götterverehrung wieder herzustellen. Als der Kaiser Marcus Aurelius (161—180) die strengen Gesetze erlassen hatte, nach welchen die Christen in Folge ihres Bekenntnisses den Tod erleiden sollten, war Heraclius in Autun eifrig bemüht, sie aufzusuchen und zu bestrafen. Die Christen blieben dennoch ihrem Glauben treu und beobachteten ihren stillen, prunklosen, auf Heiligung des Lebens und die Erlangung der ewigen Seligkeit gerichteten Gottesdienst in der Stille, während die Heiden den ganzen Glanz ihrer Opfer- und Aufzüge auf den Straßen der Stadt unter dem Jubel der feiernden Menge entfalteten. Wer Christo angehörte, mußte des Todes eingedenk sein, der täglich über allen schwebte, und still des Tages harren, wo er den Kreuzesweg Jesu Christi werde wandeln müssen. So offen war das christliche Heldenthum in jener Zeit hervorgetreten, so tiefe Wurzeln hatte es in den Gemüthern geschlagen, daß eine Wiederkehr der nur zuweilen abgebrochenen Verfolgungen immer auf Bekenner traf, welche freudig dem Rufe Gottes folgen und den Tod ohne Zagen erleiden wollten.

Unter solchen Erfahrungen war auch Symphorianus aufgewachsen. Er war aus einer der vornehmen Familien von Augusto-

dunum entsprossen, ein Sohn des Faustus, und hatte in seiner edlen Mutter eine Führerin zum christlichen Glauben und Leben gefunden. Ihr Sohn war ihre Freude: wie einst Eunike und Lois ihren Timotheus, so hatte sie ihren Symphorianus früh mit dem Worte der göttlichen Offenbarung durchdrungen, sein jugendliches Herz dafür entzündet und mit seliger Mutterfreude sein allmähliches Wachsthum in der Erkenntniß beobachtet und geleitet. Der Segen Gottes ruhte auf diesen beiden Jüngern des Herrn; in der Gemeinschaft ihrer Herzen empfingen sie die köstlichsten Gaben aus der Hand des himmlischen Vaters. Schon sah die Mutter, daß ihr Sohn ein Rüstzeug seines Heilandes geworden sei und daß er entweder im Leben oder im Tode die heiligen Kräfte, welche Christus den Seinen beschеert, bewähren und Gott preisen werde. Dem Tode für ihren Herrn, der so leicht für sie kommen konnte, hatten beide offen und furchtlos in's Auge gesehn.

Da geschah es im August des Jahres 173, daß die Stadt ein großes, prächtiges Fest feierte. Der Tag der Göttermutter Berecynthia (Cybele) war gekommen und wurde mit dem höchsten Pomp und Prunk und mit leidenschaftlichem, gewaltigem Eifer begangen. Die geschmückte Bildsäule der Göttin wurde auf heiligem Wagen mitten durch die Stadt geführt, von einer unzähligen Menge Menschen begleitet und von Allen in Ehrfurcht begrüßt. Auch Symphorianus kam des Weges, ging aber vorüber, ohne dem uralten Götzendienst sich anzuschließen. Sofort wurde es bemerkt: man ergriff ihn und übergab ihn gefesselt seinem Richter: in Ruhe und ohne Menschenfurcht stand er der fanatischen Menge gegenüber und war auf das Schlimmste gefaßt und vorbereitet.

Schon das erste Verhör zeigte dem Heraclius die Glaubensfestigkeit des jungen Mannes: mit der einfachsten Bestimmtheit antwortete er auf die Frage nach Namen und Herkunft: „Symphorianus heiße ich und bin ein Christ." „Ein Christ bist du?" antwortete der Richter, „so bist du uns, wie ich sehe, unbemerkt geblieben; daß du dich zu diesem Namen bekennst, wiegt weniger schwer, warum aber hast du der Göttermutter die Achtung versagt und die Anbetung verweigert?" „Schon vorher habe ich bekannt," erwiederte der Angeklagte, „daß ich ein Christ sei. Den lebendigen Gott bete ich an, der im Himmel wohnt und regiert, dein Götzenbild verehre ich nicht nur nicht, sondern bin auch bereit, wenn du mir es vorstellest, es mit dem Hammer zu zerschlagen." „Dieser junge Mann", antwortete Heraclius, „ist nicht nur ein Verächter der Götter, sondern wagt es auch als Rebell sich

seiner Obrigkeit zu widersetzen." Darauf legte er dem versammelten, beisitzenden Gericht die Frage vor, ob er ein Bürger der Stadt sei, und fuhr fort, nachdem dies das Gericht bestätigt und seine Abkunft aus vornehmem Geschlecht gemeldet hatte: „doch vielleicht kennt er die kaiserlichen Decrete noch nicht, und vertraut darauf, daß er aus guter Familie herstammt und sich guter geistiger Ausbildung seiner Anlagen erfreut; so sollen die Gesetze ihm vorgelesen werden." Als auch dies geschehen war und nach neuer feierlicher Aufforderung, des Kaisers Befehle nicht zu mißachten, sondern seine Vergehungen — die Verwerfung der Götter und die Uebertretung der Gesetze — wieder gut zu machen, gab er die unumwundene Erklärung ab: „niemals werde ich diese Bildsäule für etwas anderes, als für ein unseliges Bild teuflischen Mißglaubens halten." Den Richter aber verließ seine bisherige Geduld: er ließ ihn mit Ruthen peitschen und durch Gerichtsdiener in das Gefängniß abführen.

Ein zweites Verhör hatte noch schlimmere Folgen. Von neuem ließ Heraclius den Symphorianus vor seinen Richterstuhl bringen und versuchte es jetzt, statt Drohungen anzuwenden, vielmehr durch freundliche Behandlung und lockende Versprechungen ihn von seinem Wege abzulenken. „Lieber Symphorianus," sagte er, „opfere den Göttern, damit du einst im kaiserlichen Palast zu hohen Ehren erhoben werdest. Thust du es nicht, so bezeuge ich dir vor den Göttern, daß ich gegen meinen Willen genöthigt bin, dich martern und peinigen, zuletzt aber zum Tode abführen zu lassen."

Nicht einen Augenblick wankte Symphorianus: dem irdischen kaiserlichen Gesetz stand in seiner Seele der Wille Gottes gegenüber, des ewigen Königs, dessen Gnade er in so hohem Maße erfahren hatte: Martern, Gefängniß und Hinrichtung durch Menschenhand mit ihren rasch vorübergehenden Schmerzen schreckten ihn nicht, denn er war innig davon überzeugt, daß es viel schlimmer sei, durch Verrath und Abfall in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, im Moment des drohenden Erdenleidens, nachdem man schon dem vorigen Verderben entsagt, hinter sich zu schauen und dem schon errungenen Gnadenstande wieder zu entsagen, um auf diese schmachvolle Weise wieder von den Netzen des alten, schon überwundenen Feindes verstrickt, sich aus dem Schiffbruch des irdischen Lebens momentan zu retten, aber dafür einst der göttlichen Strafe des ewigen Todes zu verfallen. Am wenigsten aber konnten ihn die zu erwartenden, äußeren, menschlichen Ehren verlocken,

auf welche ihn die wohlgemeinten Bitten seines heidnischen Richters hinwiesen. „Eure Gaben" sprach er, „sind mit der Süßigkeit verfälschten Honigs gemischt, und bieten der Seele nur verzehrendes Gift dar; aber unser Reichthum und unsere Schätze sind immer in Christo: ohne zu verderben, können sie alt werden und ewig dauern. Eure Begierde, wenn sie Alles erlangt hat, wodurch sie euch verführte, besitzt nur ein Nichts, weil sie, den Stricken des Satans verfallen, sich in der immer dauernden Glut für unglücklichen, irdischen Gewinn verzehrt. Uns aber wird nichts entzogen, geht nichts verloren, wenn diese Hülle menschlicher Gebrechlichkeit in den Staub sinkt. Eure Freuden sind zerbrechlich, wie Glas, das vor den Strahlen der Sonne zerspringt; unser Gott allein ist selig und macht selig."

Nun erkannte Heraclius, daß solchem Glauben gegenüber sein Bemühen vergeblich sei und schritt zum entscheidenden Richterspruch. „Da Symphorianus seines öffentlich begangenen Verbrechens nach eigenem Geständniß schuldig ist und unsere heiligen Götteraltäre mit ruchlosen Schmähreden entehrt hat, soll er mit dem Schwerte hingerichtet werden, damit das offenkundige Laster gestraft und die Götter und die Gesetze gegen jede Schmach gesichert werden." Unmittelbar darauf wurde er abgeführt, um sofort die ihm bestimmte Strafe zu erleiden.

Der Richtplatz war außerhalb der Stadt: er sollte sie nicht verlassen, ohne zuvor noch die Stimme seiner Mutter vernommen und zu seiner seligen Freude die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß seinem gewissenhaft gefaßten Entschluß die freudige Zustimmung der Seele nicht fehle, die ihn immer bisher im Halten am Gebote des Herrn gestützt und gesichert hatte.

Auf der Stadtmauer stand sie, an welcher vorüber ihr geliebter Sohn zum Tode geführt wurde: ihr mütterliches Herz brach nicht in Wehklagen, sondern in ermunternde Mahnungen aus, in dieselben, welche der Sohn in der Tiefe seiner Seele gedacht und öffentlich ausgesprochen hatte. „Mein Sohn, mein Sohn", rief sie, „mein Symphorianus, sei des lebendigen Gottes eingedenk. Halt fest, mein Sohn, und beharre standhaft bis an's Ende. Fürchten können wir den Tod nicht, welcher unzweifelhaft zum Leben führt: empor, mein Sohn, richte dein Herz; blicke zu dem auf, der im Himmel regiert. Heute wird dir dein Leben nicht genommen, sondern in ein besseres Leben umgewandelt. Wenn du nun heute ausharrst und standhaft bleibst, wirst du durch die seligste Umwandlung hindurch in die Herrlichkeit des Himmels eingehen."

So geschah ihm, was einst der sterbende Sokrates sich vergeblich wünschte, daß er ohne lauten Jammer seiner Lieben zu seiner Ruhe einging: er ward hinausgeführt, vom Henker enthauptet; seine Leiche aber in der Nähe einer Quelle, welche vor der Stadt Augustodunum entsprang, von den Christen beerdigt und blieb dort stets in gesegnetem Andenken. Auch uns ist die einfache Erzählung aus schwerer, verfolgungssüchtiger, nach Christenblut begieriger Zeit eine theuere Erinnerung, bei der wir zugleich mit Freude und Wehmuth weilen, jenes weil wir einen Menschen kennen lernen, welcher die Wahrheit erkannt und mit dem Tode besiegelt hat, dieses, weil wir eine liebliche Blüthe welken und knicken sehen, die sich zu reicher Frucht hätte entfalten können; Wehmuth aber und Freude versöhnen sich mit einander, weil wir wissen, daß dieselbe reiche Hand es gewesen ist, welche das Leben gab, die auch den Tod herbeiführte, und durch beides eine Saat ausstreute, welche bald fröhlich und zu reichem Segen emporwuchs. Hier ist jedes äußere Motiv entfernt, nur das Gewissen redet und fordert sein Recht; ein früh Vollendeter wird uns vorgeführt, vor dessen Seele nicht Schwärmerei, nicht Hochmuth, nur die sittlichen Kräfte walten und über den Aberglauben siegen, welche Christus verleiht. Der reine Begriff des unsichtbaren, lebendigen, ewigen Gottes hat die Seelen der Mutter und des Sohnes von der Weltliebe befreit und ihnen den Zug nach oben eingeflößt, welcher uns lehrt, Opfer der Liebe zu bringen und um des Glaubens willen irdisches Glück dem himmlischen nachzusetzen. Die natürlichen Verhältnisse des Lebens, welche Gott mit heiligen Bestimmungen versehen hat, die Mutter- und Kindesliebe, sind nicht aufgehoben, sondern verklärt. Der Christ lebt mit seinem ganzen Herzen in der Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem und wandelt gern den Leidensweg des Herrn, damit sein Sehnen sich zu lebendiger Hoffnung und freudiger Ueberzeugung erhebe, daß er einst in Gemeinschaft mit dem Heiland das Antlitz des himmlischen Vaters schauen werde. **F. Ranke** in Berlin.

---

2. Crispina.

5. December.

Während der diocletianischen Verfolgung der Christen wurden die letzteren durch kein Edict härter betroffen, als durch das

vierte und letzte, welches Diocletian unter Mitwirkung des von ihm zum Augustus erhobenen Maximian und seiner beiden Reichsgehülfen (Cäsaren) Galerius und Constantius Chlorus, im Jahr 304, oder nach anderer Berechnung 303, erließ. Durch dasselbe wurde nämlich eine schon früher getroffene Maaßregel, nach welcher alle christlichen Geistlichen aller Orten zuerst in Banden gelegt und darnach auf jede Weise gezwungen werden sollten, den heidnischen Göttern zu opfern, auf alle Christen überhaupt ausgedehnt. Wie in diesem Edict die Anwendung der Folter gegen diejenigen, welche sich nicht zur Verläugnung ihres Glaubens verstehen wollten, ausdrücklich zugelassen war, so lag in demselben offenbar stillschweigend auch die Ermächtigung für die Behörden, an solchen, welche auf keine Weise sich zur Verläugnung zwingen lassen wollten, die Todesstrafe zu vollziehen. Damit meinte man wohl, dem — wie man es nannte — christlichen Aberglauben, welcher für die Reichseinheit so bedrohlich schien, mit einem Schlage ein Ende zu machen und ihn aus der Welt zu schaffen. Doch wenn es außer der ewigen Wahrheit, welche das Christenthum vertritt, noch irgend eine Gewähr geben konnte, daß dasselbe doch endlich siegreich aus diesen Kämpfen hervorgehen werde, so mußte sie in der Standhaftigkeit und Seelengröße gefunden werden, mit welcher die Bekenner des christlichen Glaubens jene Verfolgungen ertrugen. In ihr mag mit Recht das Auge des Geschichtsforschers schon die Morgenröthe erkennen, welche dem Christenthume einen nahen herrlichen Tag des Sieges und äußeren Friedens verhieß, wie denn auch jenes diocletianische Edict die letzte Anstrengung gewesen ist, welche das Heidenthum gemacht hat, um das Christenthum durch blutige Gewalt zu unterdrücken und auszurotten.

Zwar nicht alle Christen haben auf das eben ausgesprochene Lob Anspruch. Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius erzählt uns, wie ihrer viele, starr vor Furcht und Schrecken, von Anfang an eine beklagenswerthe Schwäche an den Tag gelegt hätten. Auch ließen sich Manche gewisse Auskunftsmittel gefallen, welche ersonnen wurden, um sie der Gefahr des Lebens zu entziehen, auch ohne daß sie dem Edict gehorsam waren, und deren Anwendnng sich nur durch die Annahme erklären läßt, daß die mit der Ausführung des Edicts betrauten Beamten sich mit Willen täuschen ließen. So wurden Einzelne gewaltsam zu den Opferstätten hingeschleppt und dann entlassen, als hätten sie Opfer dargebracht, während sie es doch nicht gethan hatten. Oder sie näherten sich

nur dem Opfergeräthe, ohne es indeß zu berühren, und ließen sich dann von Anderen bezeugen, daß sie geopfert hätten. Andere, welche in Folge der ausgestandenen Martern, auch wohl des Schreckens, halb todt dalagen, wurden hinweggeschafft, als wären sie todt; oder sie wurden an den Füßen hinweg geschleppt und denen zugezählt, welche die Opfer wirklich vollzogen hatten. Bei Weitem die Meisten jedoch verschmäheten dieses unwürdige Scheinwesen und Spiel der Unwahrheit. Offen und frei sprachen sie es aus, daß sie grundsätzlich die geforderten Opfer verweigern müßten, sie hätten weder jemals dergleichen dargebracht, noch würden sie sich jemals dazu verstehen, und legten ein lautes entschiedenes Bekenntniß ihres Glaubens an Christum, ihren Heiland, ab. Und so ist die Geschichte auch dieser letzten blutigen Christenverfolgung reich an leuchtenden Beispielen eines bewunderungswürdigen Glaubensmuths, mit welchem man lieber Martern aller Art und den Tod ertrug, als daß man sich zur Verläugnung Christi verleiten ließ. Dieser Sinn aber, welcher das eigene Leben nicht lieb hatte, sondern es willig und freudig für Christum dahin gab, um es in ihm erst recht zu gewinnen, fand sich nicht nur bei solchen, welche nichts als ihr nacktes, vielleicht noch dazu elendes und armseliges irdisches Dasein zu verlieren hatten, sondern auch bei solchen, deren Leben mit allen Gütern und Reizen geschmückt war, welche es einem noch irgendwie mit Weltliebe behafteten und nicht ganz und völlig auf das Ewige und Himmlische gerichteten Gemüth wohl hätten über alles werth und theuer machen und dasselbe ganz gefangen nehmen können.

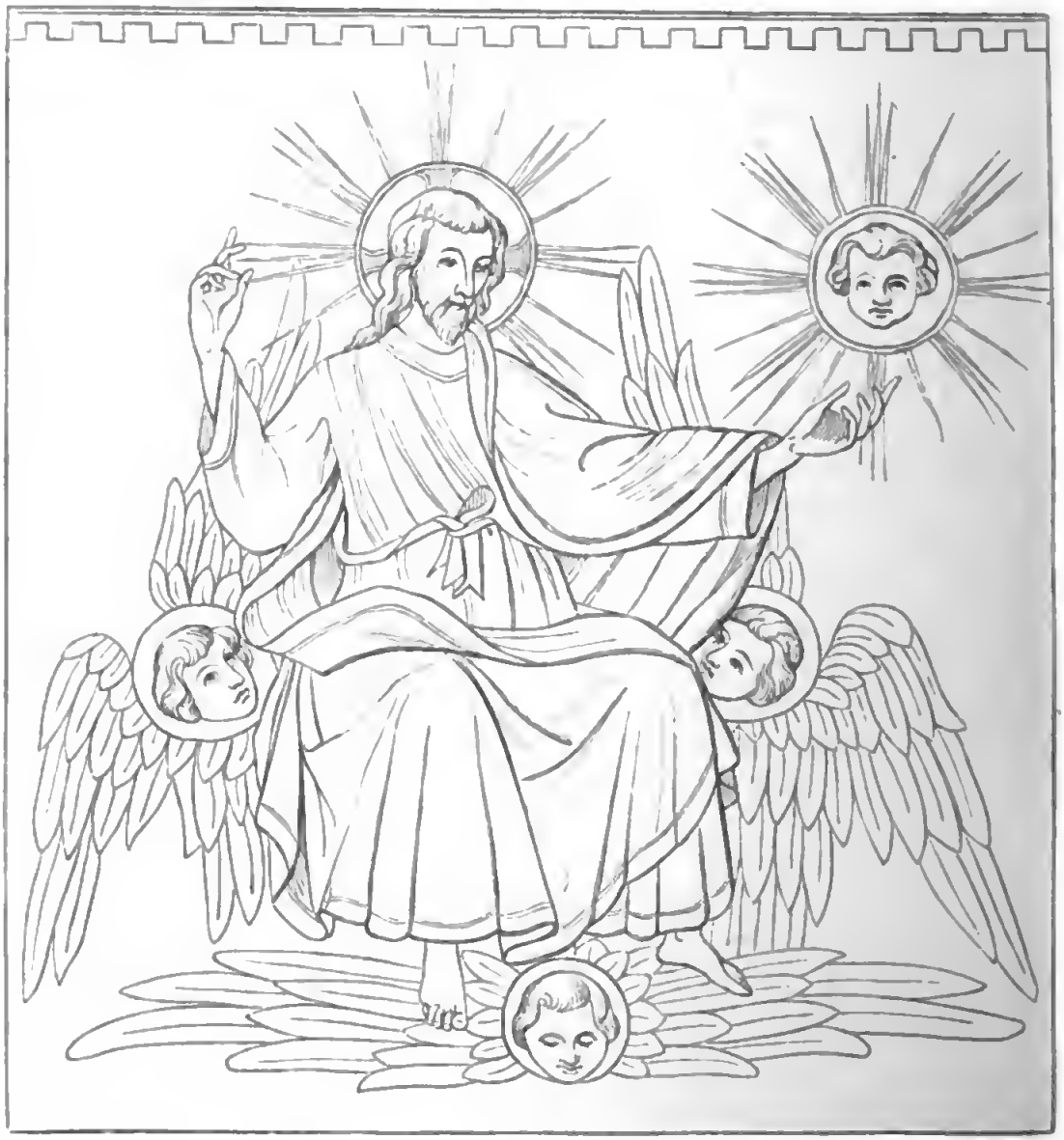
Zu der letzteren Klasse gehört Crispina, aus Thagara in Numidien gebürtig, zur Zeit Augustins in ganz Afrika hochberühmt, und von diesem großen Kirchenlehrer in zweien seiner Predigten, die uns aufbewahrt sind, und die er an dem Gedächtnißtage der Heiligen gehalten hat, gefeiert. Ueber ihre Persönlichkeit und äußeren Lebensumstände läßt sich aus den Andeutungen, welche Augustin in jenen Predigten giebt, und sonstigen Nachrichten nur weniges entnehmen. Nach denselben war sie Christin von Geburt und verheirathet, zur Zeit ihres Märtyrerthums aber, wie es scheint, Witwe. Wenigstens ist von einem Gatten nirgends die Rede. Sie war von vornehmer Abkunft, sehr angesehen und außerordentlich reich. Die ihrem Geschlechte natürliche Zartheit war bei ihr zu der Verfeinerung und körperlichen Verweichlichung gesteigert, wie sie das Eigenthum höherer Stände zu sein pflegt. Dabei Mutter von mehreren Kindern, welche sie innig liebten, stand sie in der Fülle

irdischer Glückseligkeit. Da erschien jenes diocletianische Edict, welches in ganz Afrika zur Ausführung kam, und dessen Folgen nun auch Crispina ereilten. Sie hätte sich durch Verläugnung ihres christlichen Glaubens ja denselben entziehen können. Ihre Söhne beschworen sie darum unter heißen Thränen, sie appellirten an ihre Mutterliebe und stellten ihr vor, daß sie ja alles menschliche Gefühl verläugnen und sich als eine grausame Mutter erweisen würde, wenn sie ihren Bitten nicht willfahren und also das einzige Mittel ergreifen würde, um sich ihren Kindern zu erhalten. Alles umsonst. Nicht der Hinblick auf ihr irdisches Glück, nicht ihre auf eine furchtbar harte Probe gestellte Mutterliebe vermochte sie, nur einen Augenblick zu schwanken und ihrem Heiland untreu zu werden. Die Hoffnung auf die himmlische Siegerkrone, welche ihr winkte, überwog alle Bedenken, welche Fleisch und Blut ihr hätten einflößen können. Die Liebe zu Christo, in welchem wir ja wiederfinden sollen Vater und Mutter, Sohn und Tochter, die wir um seinetwillen verlassen, überwog jede irdische Liebe. Wohl vielleicht mit tief verwundetem Herzen, aber mit entschiedenem und festem Glaubensmuth riß sie sich von dem Schauplatz ihres Glücks, aus den Armen ihrer Kinder los, um einem nicht zweifelhaften Tod entgegen zu gehen, und bewies so einen Heldenmuth, welchen man dem zarten schwächlichen Weibe kaum hätte zutrauen sollen. Mit Freudigkeit ließ sie sich gefangen nehmen, und sie bewahrte diese Freudigkeit durch alle Stufen ihres Martyriums hindurch, bei dem Erscheinen vor dem Richter, als sie in's Gefängniß geworfen, als sie gefesselt wieder herausgeführt, als sie auf die Anklagebank gebracht, als sie verhört, als sie verurtheilt wurde.

Doch hören wir sie selbst, wie sie ihr Bekenntniß ausspricht in dem Verhör, welches der damalige Proconsul von Afrika Anulinus zu Thebeste in Numidien mit ihr angestellt hat. Wir kennen dasselbe aus einem Protokoll darüber, welches der gelehrte Mabillon in dem Kloster des heil. Theoderich bei Rheims handschriftlich aufgefunden und bekannt gemacht hat, und welches alle Kennzeichen der Echtheit an sich trägt.

Die erste Frage, welche Anulinus an Crispina richtete, war: ob ihr die Vorschrift des von dem Imperatoren gegebenen Verbotes schon bekannt sei. Sie antwortete, daß sie nicht wisse, welches Gebot er meine. Auf die Erklärung, daß geboten sei, allen heidnischen Göttern für das Wohl der Imperatoren Opfer darzubringen, erwiderte sie: „weder habe ich jemals geopfert, noch opfere ich jetzt als nur dem einen Gott und unserm Herrn Jesu

Christo, welcher in die Welt geboren ist und gelitten hat." Als Anulinus ihr zuredete, ihren Aberglauben aufzugeben und sich zur Verehrung der heidnischen Götter zu bekehren, sie würde sonst die Strenge der Gesetze erfahren müssen, erwiderte sie standhaft, was ihr auch widerfahren würde, alles wolle sie gern für ihren Glauben erdulden. Sie blieb dabei, daß sie täglich Verehrung zolle, aber nur ihrem Herrn, außer welchem sie keinen andern kenne, und daß sie das Gebot halte, aber das Gebot ihres Herrn, Jesu Christi. — Als ihr darauf mit dem Tode gedroht wurde, wenn sie nicht den Befehlen ihrer Herren, der Imperatoren, nachkäme, welchen sie unterthan und zum Gehorsam verpflichtet sei, antwortete sie lebhaft: „niemals wird man mich dazu bringen, Dämonen zu opfern: sondern ich opfere dem Herrn, welcher Himmel und Erde gemacht hat, und das Meer und alles was darinnen ist." Auf die erneute Aufforderung, die Strenge des Gesetzes nicht gegen sich herauszufordern, antwortete sie: „was du drohst, fürchte ich nicht, das ist von keiner Bedeutung. Aber wenn ich Gott, welcher in dem Himmel ist, verachtete, so würde ich einen schweren Frevel begehen; und Er würde mich verdammen an jenem zukünftigen Tage." Anulinus meinte, sie würde nicht freveln, wenn sie den kaiserlichen Geboten Gehorsam leistete. Sie aber versetzte: „Was willst du? ich soll gegen Gott freveln, um es nicht gegen die Imperatoren zu thun? das sei ferne. Gott ist groß und allmächtig, der das Meer und das grüne Kraut und das feste Land gemacht hat; die Menschen aber, von ihm geschaffen, was können diese mir thun?" Sie setzte noch hinzu: „Ich kenne nur den einen Gott; eure Götter sind Steine und Gebilde von Menschenhand." Das nahm Anulinus für eine Lästerung und befahl, zum Schimpf ihr das Haupt kahl zu scheeren. Dann fragte er sie: „Willst du länger leben oder zur Strafe sterben, wie auch deine übrigen Gefährtinnen Maxima, Donatilla und Secunda?" — worauf sie entschieden antwortete: „wenn ich zu sterben, das heißt meine Seele dem Untergang und dem ewigen Feuer zu überliefern Willens wäre, so dürfte ich ja nur meinen Willen in den Dienst deiner Dämonen stellen." Eine abermalige Drohung, daß er sie werde enthaupten lassen, schreckte sie so wenig, daß sie vielmehr versicherte: „ich werde meinem Gott danken, wenn mir dieses zu Theil werden sollte." Da fragte Anulinus zum letzten Male, ob sie auf diesem ihrem thörichten Sinn beharre, und Crispina antwortete: „Mein Gott, der da ist und der da war, hat mich geboren werden lassen; er hat mir das Heil vermittelst des Wassers der hei-



deum de deo lumen de lumine deum verum de deo vero.

Holzmosaik an einem Chorstuhl in der Kapelle des Stadthauses zu Siena.

ligen Taufe verliehen. Er ist mit mir, daß meine Seele nicht, wie du es von mir forderst, einen schweren Frevel begehe."

Mit solcher Klarheit und Würde, ebenso fern von Schwärmerei wie von Gereiztheit und Trotz, legte Crispina ihr Bekenntniß des christlichen Glaubens ab.

Anulinus sprach: „was bedarf es weiter Zeugniß wider die gottlose Crispina?" — ließ das Protokoll verlesen, und fällte dann das Urtheil, daß sie durch das Schwert hingerichtet werden sollte. Sie aber rief aus: „Ich preise Christum, ich benedeie dem Herrn, welcher mich gewürdigt hat, mich auf diese Weise aus deiner Hand zu befreien." So starb sie am 5. December des Jahres 304 oder 303.

Etwa zehn Jahre später, um das Jahr 313, erließ der Kaiser Constantin, welcher mittlerweile selbst den christlichen Glauben angenommen hatte, verschiedene Edicte, um den Christen allerlei Vortheile zuzuwenden, ihre Güter ihnen zurück zu erstatten, ihre Geistlichen von staatlichen Leistungen zu befreien u. dgl. Zu derselben Zeit war Anulinus zum zweiten Male Proconsul von Afrika. Er vollzog diese den Christen so günstigen Edicte mit derselben Treue und Hingebung an seinen kaiserlichen Herrn, mit welcher er früher unter Diocletian die Christin Crispina „als eine Gottlose" zum Tode verurtheilt hatte.

C. Frommann in Berlin.

---

3. Das erste allgemeine Concil zu Nicäa.

19. Juni.

Eins der bedeutendsten und folgereichsten Ereignisse der alten Kirche war das Concil zu Nicäa in Bithynien im J. 325, so daß es, auch wenn man nicht grade mit dem Jahr eine neue Periode beginnt, doch entscheidenden Antheil hat, eine solche um diese Zeit anzusetzen. Denn seine Verhandlungen und Beschlüsse betreffen die Verfassung der Kirche, den Gottesdienst und die Glaubenslehre: und in der letztern eine grundlegende Bestimmung. Das ist allerdings eine große theologische Frage; sie selbst aber und die Art ihrer Behandlung ist zugleich die Angelegenheit jedes Gläubigen, da das Glaubensbekenntniß, welches daraus hervorgegangen ist, zu den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit gehört.

Die nächſte Veranlaſſung dieſer Kirchenverſammlung war ein Lehrſtreit, der zu Alexandrien ſich erhoben und große Theile der Kirche in Mitleidenſchaft gezogen hatte: es war dem Kaiſer Conſtantin daran gelegen den Streit zu ſchlichten, und dazu berief er die Verſammlung. Alſo ein Gedanke der Kirchenpolitik leitete ihn; doch nahm er auch Antheil an der Sache, wiewohl er nur mangelhafte Kenntniß davon haben konnte: auch war er noch nicht einmal getauft. Die Bedeutung der Verſammlung geht aber über das hinaus, was er ſelbſt und auch ſeine theologiſchen Rathgeber ſich dabei denken mochten. Und es zeigt ſich, wie überhaupt in der Geſchichte, zumal in ihren Epochen, ſelbſt zu Anfang an den Apoſteln, desgleichen in der Reformationszeit, daß etwas höheres vorgeht, als die Mitwirkenden bezwecken oder auch auf friſcher That erkennen. Es wird erkennbar erſt auf geſchichtlichem Wege, wenn der größere Zuſammenhang in's Auge gefaßt werden kann mit allem was vorangegangen und was gefolgt iſt. Da wird einerſeits das Geſetzmäßige der Entwickelung, eine innere Nothwendigkeit hervortreten, andrerſeits die Freiheit, die aus göttlichem Rathſchluß kommt: man wird auch ohne die Anmaßung, in das Verborgene deſſelben einzudringen, eine ſichtliche Ueberzeugung gewinnen können, daß der Geiſt Gottes in der Kirche waltet, ungeachtet der Gebrechen und Irrungen der menſchlichen Organe, durch welche die Ereigniſſe ſich vollziehen.

Hiernach iſt das Concil theils als Endpunkt theils als Ausgangspunkt einer großen Reihe zu betrachten: beides wiefern es das erſte allgemeine iſt. Jenes in zwiefacher Hinſicht. Nach dem Auftrag, den die Apoſtel erhalten in alle Welt zu gehn, waren ſchon durch ſie und ihre Schüler in den drei Welttheilen, zumal den Hauptſtädten, Kirchen entſtanden. Dieſe breiteten ſich aus, und es erhalten nach einander die verſchiedenen Länder durch die Regſamkeit des kirchlichen Lebens und die Bedeutung der Lehrer und Vorſteher eine leitende Stellung: wie im zweiten Jahrhundert Kleinaſien, demnächſt Aegypten, im dritten Italien nnd das römiſche Nordafrika. Sie ſtanden in Verbindung durch ſchriftlichen wie durch perſönlichen Verkehr: noch mehr, nachdem die Provinzialkirchen ſich verfaßt hatten und ihre Vorſteher regelmäßig oder aus beſonderer Veranlaſſung zuſammenkamen, um über kirchliche Angelegenheiten zu berathen, geſchah es, daß dieſe Provinzialkirchen bei hervortretenden Unterſchieden in Lehre und Gebräuchen mit einander in Verhandlung traten, ſowohl um dem Streben nach Einheit und Uebereinſtimmung zu genügen als auch um das eigene

Herkommen zu sichern. So waren schon im zweiten Jahrhundert über eine Cultusfrage Synoden in der ganzen Christenheit gehalten: schon mehr geschlossen verhandelten mit einander die großen kirchlichen Körper in Italien, Nordafrika und Kleinasien um die Mitte des dritten Jahrhunderts über Gebräuche und Disciplin der Kirche, wobei die letzteren ihre Selbständigkeit gegenüber römischen Ansprüchen nachdrücklich wahrten. Sodann kam in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zu Antiochien ein wichtiger Lehrstreit zur Entscheidung, wozu nicht allein die asiatischen Bischöfe in großer Zahl sich versammelten, sondern auch auswärtige berufen waren, namentlich Dionysius von Alexandrien, den nur Krankheit am Erscheinen hinderte. Zu Nicäa aber war es das erstemal, daß aus Morgenland und Abendland rings um das Mittelmeer kirchliche Personen zusammenkamen um der Kirche willen. Da ward offenbar, daß sie ausgebreitet sei über die bewohnte Erde (Oikumene, daher der Name ökumenisches Concil), daß ihre räumlich getrennten Glieder und Körperschaften Eins sein wollten: und es war ein Organ für diese Einheit, für die Angelegenheiten allgemeiner Christenheit gegeben. Das ist also das Ziel der vorangegangenen Prüfungszeit, wo grade unter der Gewalt und der Mißgunst der Heiden das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gewachsen und bethätigt war: zugleich eine Folge sowohl der neu gewonnenen Freiheit des Bekenntnisses als der beginnenden Abhängigkeit der Kirche vom Staat. — Es ist aber auch ein Ausgangspunkt: denn nun folgt bis in's siebente Jahrhundert eine Reihe solcher Concilien, alle im Orient, auf denen Hauptstücke des Dogma, vornehmlich nach dem Bedürfniß und durch Anregung der griechischen Kirche, in einer natürlichen Folge unter Gegensätzen und Streitigkeiten zu einer Feststellung, soweit die Kirchenautorität sie geben konnte, gelangten.

Dabei ist es von Bedeutung und es zeigt sich zuerst zu Nicäa, daß die großen dogmatischen Fragen, welchen diese Concilien oblagen, ganze Zeitalter erfüllen: nicht daß sie, plötzlich aufgeworfen, zu vorzeitiger Entscheidung drängten, sondern sie haben sowohl eine Vorgeschichte als auch nach der Entscheidung, zum Theil unter dem Einfluß der Gewalthaber, neue Kämpfe zu bestehen, bis aus theologischer Arbeit und kirchlicher Ueberzeugung nicht allein für jene Zeit eine endgültige Lösung, sondern auch eine bleibende Grundlage des Dogma erreicht wird.

Zu Nicäa aber war es außer diesem Lehrpunkt noch eine allgemeine und zwar eine Cultusfrage, über die Zeit der Oster-

feier, welche seit Jahrhunderten anhängig, zur Entscheidung kam; so wie eine besondere, die ägyptische Kirche betreffende Sache der Disciplin, da durch Bischof Meletius seit Anfang des Jahrhunderts eine Spaltung angerichtet war (es hielten sich damals zu seiner Partei 28 Bischöfe), welche das Concil durch Milde, obwohl vergeblich, aufzuheben suchte. Diese ganz locale Frage lassen wir bei Seite. — Von der Behandlung des Osterstreits ist nur die Entscheidung überliefert; über die Hauptsache, die dogmatische Verhandlung und die Entstehung des Glaubensbekenntnisses, zugleich über die äußere Geschichte der Versammlung haben wir nähere Kunde vornehmlich durch zwei ihrer bedeutendsten Mitglieder: Eusebius, Bischof von Cäsarea, der sowohl als Geschichtschreiber, aber im Leben Constantins (wodurch dessen Persönlichkeit stark in den Vordergrund tritt), als in einer Rechenschaft an seine Gemeinde, wobei es also vorzugsweise um seine Stellung zu der Sache sich handelt, Bericht erstattet hat; und Athanasius, nachmaligen Bischof von Alexandrien, der als Diaconus an dem Concil Theil nahm[1]).

1. Die Glaubenssache. Schon früher, als der Streit zwischen Alexander, Bischof von Alexandrien, und dem Presbyter Arius ausgebrochen war, da jener lehrte, der Sohn habe mit dem Vater gleiches Wesen und gleiche Ewigkeit, dieser aber den Sohn für ein Geschöpf, wenn auch erhaben über alle andern ausgab, hatte der Kaiser durch Briefe an die Gegner Frieden zu stiften gesucht: damals erklärte er die Sache für geringfügig und solchen Streits nicht werth; er rügte die unvorsichtige Frage nebst der übereilten Antwort und die Unbedachtsamkeit, die Sache unter das Volk zu bringen; er fragte, ob es recht sei, daß um eitlen Wortstreits willen Brüder einander gegenüberstehen. Durch Eintracht, sagte er, möchten sie den Weg in den Orient ihm eröffnen, den sie durch Zwiespalt ihm verschlossen hätten. Denn er war eben im Begriff gewesen, von Nicomedien dorthin zu reisen, stand aber davon ab, damit er nicht genöthigt wäre, das mit Augen zu sehen, was er nicht einmal hören möge. Das war im Anfang der politische Standpunkt. Als jedoch der Zwiespalt die ganze Kirche ergriff und er theologisch anders berathen war über die Bedeutung des Streitpunkts, da berief er das allgemeine Concil nach Nicäa.

---

1) Vergl. sein Lebensbild von Dr. Hagenbach im Evang. Kal. für 1859. S. 120 ff.

Es kamen aus allen Kirchen in ganz Europa, Afrika und Aſien die Erſtlinge unter den Dienern Gottes zuſammen, wie Euſebius ſagt, ſie mit der Verſammlung des erſten Pfingſtfeſtes vergleichend: nehmlich aus Aegypten nebſt Thebaïs, Kleinaſien, der thraciſchen Halbinſel; aus Rom fehlte der Biſchof ſeines Alters wegen, aber er war durch zwei Presbyteren vertreten; aus Spanien Hoſius von Cordova. Auch von außerhalb des römiſchen Reichs nahmen einige Biſchöfe Theil, ein perſiſcher und ein gothiſcher. Ihre Zahl betrug über 250, nach genauerer Angabe 318, zugleich eine myſtiſche Zahl: das ſind die 318 Väter, die als Inbegriff und höchſte Autorität der Kirche ſpäter oft in Verwünſchungsformeln erſcheinen. Von ihnen zeichneten einige durch weiſe Rede ſich aus, andere durch ſtrenges Leben und ſtandhaftes Dulden, andere durch Beſcheidenheit. Einige waren durch die Länge ihrer Jahre ehrwürdig, andere erſchienen in der Blüthe ihrer Jugend. Eine beſondere Zierde waren viele Bekenner, welche die Wundmahle Chriſti an ihrem Leibe trugen: wie Paphnutius, der des rechten Auges beraubt war; manche glänzten durch apoſtoliſche Gnadengaben: wie Spiridion, als Prophet und Wunderthäter. Beiden ſind beſondere Artikel in dieſem Kalender gewidmet[1]).

Das Concil begann am 20. Mai; der 19. Juni, der hier vorangeſetzt iſt, ſcheint der Tag zu ſein, an welchem das Glaubensbekenntniß angenommen worden. Die feierliche Eröffnung erfolgte in dem großen Saal des kaiſerlichen Palaſtes: auf beiden Seiten waren Seſſel in Reihen hingeſtellt, wo die Eingeladenen Platz nahmen; dann erſchienen drei Perſonen aus der Umgebung des Kaiſers und andere ſeiner Freunde; endlich er ſelbſt und nahm inmitten der Biſchöfe einen goldenen Sitz ein. Euſebius von Cäſarea redete ihn an mit Dankſagung gegen Gott. Dann ſprach der Kaiſer: es ſei das Ziel ſeiner Wünſche geweſen, ſie verſammelt zu ſehen . . . Als er die Siege über die Feinde mit dem Beiſtand des Höchſten gewonnen, habe er geglaubt, es ſei nichts übrig als Gott zu danken und mit den Befreiten ſich zu freuen. Als er aber ihren Zwieſpalt wider alles Verhoffen erfahren, habe er die Nachricht nicht gering geachtet. Und in dem Wunſch, daß auch dem durch ſeinen Dienſt geholfen werden möge, habe er alle unverweilt zuſammenberufen und er freue ſich ihrer Gegenwart; aber erſt dann, erachte er, werde es ihm nach Wunſch ergehen,

1) Von Dr. Schmieder, Evang. Kal. für 1865. 1868.

wenn er alle im Geiste geeinigt sehe. Hierauf begannen die Verhandlungen, an denen der Kaiser eingreifend Theil nahm.

Schon vor der Eröffnung und förmlichen Zusammenkunft hatten solche stattgefunden: da auch Laien, mit dialectischer Gabe ausgerüstet, zugegen waren, um ihre Partei zu verstärken, und diese in einem Vorspiel des Kampfes ihre Kunst übten, wodurch viele angezogen wurden. Da trat einer der Bekenner, auch ein Laie, von lauterer Gesinnung ihnen mit den Worten entgegen: „Christus und die Apostel haben uns nicht eine dialectische Kunst überliefert, noch eitle Täuschung, sondern schlichte Wahrheit, die durch Glauben und gute Werke bewahrt wird." Als er das gesagt, stimmten alle Anwesenden ihm bewundernd zu.

In der Sache aber erscheinen vier Parteien, zwei mehr oder weniger arianische und zwei mehr oder weniger rechtgläubige.

Zuerst Arius selbst, der oft in diese Versammlungen berufen wurde und ohne Umschweife seine Lehre vortrug von der Erschaffung und dem Anders-sein des Sohnes, und daß es eine Zeit gab, da er nicht war. Es wurde darüber viel verhandelt; die Mehrzahl aber verwarf sein gottloses Unternehmen, wie Rufinus sich ausdrückt.

Zweitens unter den kleinasiatischen Bischöfen die, welche den Arius beschützten und innerlich ihm nahe standen; aber bereit waren zuerst im Ausdruck, dann auch in der Ueberzeugung sich zu fügen: an ihrer Spitze Eusebius von Nicomedien, dessen Mitschüler jener bei dem Presbyter Lucianus zu Antiochien gewesen war. Man darf nicht sagen, daß sie Täuschung und Sophistik getrieben; denn ihre frühere Parteinahme für Arius ließ über ihre Meinung keinen Zweifel. Und auch jetzt legten sie in diesem Sinne ein von Eusebius verfaßtes Glaubensbekenntniß vor, das aber mit Unwillen verworfen wurde. Hiernach konnte es sich vom Standpunkt der Parteien nur darum handeln, ob man zu einer Ausgleichung, d. h. einer allgemeinern Formel sich verstand, in der beide ihre Ansicht wiederfanden, oder die eine siegreich die ausschließende Lehrformel dictirte. Jenes hätte freilich den Zwiespalt nur verdeckt: und das erstrebten die Eusebianer, als sie sahen, daß sie in der Minderheit waren. Als gegenüber der arianischen Lehre von der Erschaffung des Logos aus Nichts, der Ausdruck in Vorschlag kam, der Logos sei aus Gott; stimmten sie gern bei, denn aus Gott, sagten sie untereinander, ist ja alles, auch wir und alle Creatur, nach dem Apostel 1. Cor. 8, 6. 2. Cor. 5, 18. Doch die Bischöfe, die Zweideutigkeit bemerkend, schärften den

Ausdruck und setzten in das Glaubensbekenntniß: der Sohn ist aus dem Wesen Gottes. Ebenso als jene für den Logos die Bezeichnung des Bildes oder der Kraft Gottes sich gern gefallen ließen, da auch die Creaturen in der Schrift so genannt werden; setzten die Bischöfe statt dessen: der Sohn ist gleiches Wesens mit dem Vater. — Zu dieser Bestimmung jedoch kam man auf mehreren Wegen: zunächst ist folgender Anlaß überliefert, der an einen andern Eusebius anknüpft.

Nehmlich die dritte Stufe nimmt Eusebius von Cäsarea ein, der zwar auch zu Gunsten des Arius (in einem Briefe an den Bischof Alexander) sich verwendet hatte, jedoch keineswegs dogmatisch auf dessen Seite stand, — wie in Zusammenhang mit seinen Erläuterungen das Glaubensbekenntniß beweiset, das er der Versammlung vorlegte und welches dem dort angenommenen Symbol zum Grunde liegt. Es hat die drei Artikel von Vater, Sohn und Geist, von deren persönlichem Bestehen schließlich bekannt wird: daß der Vater wahrhaftig Vater, der Sohn wahrhaftig Sohn, der heilige Geist wahrhaftig heiliger Geist sei, nach dem Ausspruch des Herrn Matth. 28, 19. Der zweite aber lautet also: „Wir glauben an Einen Herrn Jesum Christum, der das Wort Gottes ist, Gott von Gott, Licht von Licht, Leben von Leben, der eingeborne Sohn, der Erstgeborne vor aller Creatur, der vor allen Zeiten vom Vater gezeuget worden, durch welchen auch alle Dinge gemacht sind: der wegen unsrer Seligkeit Mensch geworden ist und unter den Menschen gewandelt und gelitten hat und am dritten Tage auferstanden und zu seinem Vater aufgefahren ist und wiederkommen wird in Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten."

Niemand widersprach dieser Formel; der Kaiser bezeugte zuerst sein Einverständniß und ermahnte alle ihr beizutreten, nur, daß Ein Wort hinzugefügt werde, das Wort gleiches Wesens (ὁμοούσιος). Demgemäß wurde von den Bischöfen ein Glaubensbekenntniß entworfen, welches die entsprechenden Bestimmungen enthielt: daß der Sohn aus dem Wesen des Vaters erzeugt und daß er mit dem Vater gleiches Wesens sei. Das ist also die vierte Partei, welche auf eine schärfere Formel bestand, nehmlich den ausschließenden Gegensatz gegen die arianische Lehre zur Glaubensregel erheben wollte: denn daß der Kaiser den Ausdruck vorschlug, hindert nicht in dessen Vertretern eine theologische Partei zu erkennen. Er wurde jedoch nicht ohne Prüfung in der Versammlung zugelassen, vielmehr der Sinn desselben, wie Eusebius meldet, durch

Rede und Gegenrede genau erforscht. Nach diesem Austausch und Beseitigung von Mißverständnissen gab auch er seine Zustimmung um des Friedens willen. Auch die angehängte wider die arianische Lehre gerichtete Verdammungsformel nahm er an, „weil sie den Gebrauch unbiblischer Wörter abschneidet, um deren willen fast die ganze Zerrüttung und Verwirrung der Kirche entstanden ist."

Die Grundbestimmung ist also die von dem gleichen Wesen des Sohnes mit dem Vater: ihre Annahme oder Ablehnung ist charakteristisch für die Parteien; die verschiedenen Nachrichten über ihre Aufstellung lassen auch ihren Ursprung erkennen und das Ueberraschende jenes kaiserlichen Vorschlags im rechten Licht erscheinen. Erstens war schon zwischen dem Bischof Alexander und Arius, wie vorhin bemerkt ist, dieser Gegensatz hervorgetreten, da letzterer behauptete, der Sohn sei anderes Wesens als der Vater. Sodann hatte Eusebius von Nicomedien brieflich geäußert: „sobald wir sagen, daß Christus der wahre Sohn Gottes und nicht erschaffen, sobald fangen wir an zu lehren, daß er mit dem Vater gleiches Wesens sei"; als das in der Versammlung kund wurde, faßte man grade das Wort auf, um die Arianer mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, — wie Ambrosius erzählt. Wenn ferner der Kaiser auf das Wort einen solchen Werth legte und dessen Aufnahme forderte, so wird man nicht annehmen, daß er aus eigenem Nachdenken darauf gekommen sei, nachdem er nicht lange zuvor die Streitsache für unerheblich erklärt hatte; sondern es ist ihm durch einen Theologen an die Hand gegeben, wahrscheinlich Hosius von Cordova. Denn diesen hatte er auch bei seinem ersten Eingreifen in den Streit, als er den Brief an Alexander und Arius richtete, nach Alexandrien gesendet, um denselben beizulegen. Der aber konnte das Wort aus dem Abendlande mitbringen, wohin es nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gekommen war in einem ähnlichen Streit, wo aber der Bischof von Alexandrien, Dionysius, der angefochtene Theil war. Gegen diesen wurde von einigen ägyptischen Bischöfen zu Rom Klage erhoben, daß er den Sohn ein Geschöpf nenne und behaupte, er sei nicht gleiches Wesens mit dem Vater: er hatte die Gleichnisse gebraucht, der Vater verhalte sich zum Sohne wie ein Weingärtner zum Weinstock, oder ein Schiffsbaumeister zu einem Fahrzeug. Worauf der römische Bischof Dionysius unter anderm diejenigen rügte, welche den Sohn für etwas Erschaffenes, für entstanden hielten, der doch stets gewesen sei. Da lenkte der alexandrinische Dionysius ein, berief sich darauf, daß er jene Gleichnisse

nur im Vorbeigehn berührt, dann bei andern angemessenern verweilt habe (s. unten S. 80) und verwahrte sich dagegen, daß von ihm das gleiche Wesen des Sohnes mit dem Vater geleugnet sei. Wenn er auch bekenne, das Wort in der heiligen Schrift nicht gefunden zu haben, so seien doch seine nachfolgenden Sätze mit diesem Begriff nicht im Widerspruch. — Hiernach mag Morgenland und Abendland an dem entscheidenden Ausdruck seinen Antheil haben.

Das Verhältniß der Parteien aber ist dies, daß, während Eusebius von Cäsarea darauf eingehen konnte, Eusebius von Nicomedien und Genossen nur äußerlich sich fügten. Arius aber und die Bischöfe Theonas und Secundus, ungeachtet der Verdammung der arianischen Partei durch das Concil, blieben standhaft und gingen in die Verbannung. Denn damit hatte der Kaiser alle bedroht, welche die Beschlüsse des Concils nicht unterschreiben würden.

2. Die Osterregel. Die zweite große Frage, die hier zur Entscheidung kam, betraf die Anordnung der Osterfeier, die an sich gleichgültig, bedeutend geworden war durch den weitreichenden Zwiespalt und das öffentliche Aergerniß, das selbst den Heiden gegeben wurde, wenn ein Theil in der Vorbereitung des Festes noch fastete, während der andere es schon feierte. Der Gegensatz, der zuerst bei Polycarp, Bischof von Smyrna, hervorgetreten war (in dessen Lebensbilde davon die Rede gewesen ist)[1]), war anfänglich ein einfacher zwischen der Beobachtung des Frühlingsvollmondstages zum Gedächtniß des Todes Christi ohne Rücksicht auf den Wochentag nach jüdischer Festordnung, und der Feier des Auferstehungsfestes am Sonntage. Später kam noch die verschiedene Berechnung dieser Tage hinzu. Zu Nicäa aber wurde nach gemeinsamem Beschluß für gut befunden, daß alle aller Orten an Einem Tage Ostern feiern sollten: so meldete es Kaiser Constantin den Gemeinden. Er wies darauf hin, wie unziemlich in einer so wichtigen Sache die Verschiedenheit sei, und wie unwürdig, in dem heiligsten Feste der Gewohnheit der Juden zu folgen, welche überdies darin irrten, daß sie in Einem Jahre zweimal (nach und vor der Frühlingsnachtgleiche) Ostern feierten. Damit ist auch im Allgemeinen gesagt, was für ein Tag jener gemeinsame Feiertag sein solle, nehmlich gegenüber der jüdischen Festordnung ein Sonntag. Ueber dessen Anordnung erklärt er sich nicht; sie geht

1) Evang. Kal. für 1867. S. 85.

jedoch hervor aus dem Beschluß, daß die alexandrinische Kirche jährlich im Voraus das Osterfest berechnen und der römischen Kirche das Datum mittheilen solle. Damit war die Berechnung nach dem 19jährigen Cyclus und die sonstigen Bestimmungen der dortigen Osterregel anerkannt.

3. Die Canones. Außerdem hat dieses Concil eine Reihe von Beschlüssen gefaßt in Betreff der Kirchenverfassung, der kirchlichen Sitte und der Kirchenzucht, welche in zwanzig Canones niedergelegt sind. Ein Theil derselben ist durch besondere Zeitverhältnisse hervorgerufen: so ordnen mehrere Canones die Zulassung derer, die in der letzten Verfolgung abtrünnig geworden waren; andere die Zulassung aus häretischen Parteien: der Novatianer, welche die Kirchenzucht allzu straff nahmen, und der Samosatenianer, deren Glaube so schwach war, daß ihre Taufe für ungültig erklärt wurde. Zur kirchlichen Sitte gehört das Gebot, an Sonn- und Festtagen nicht auf den Knien, sondern stehend zu beten. Die meisten Canones beziehen sich auf den geistlichen Stand: die Bedingungen der Aufnahme in denselben, namentlich nicht alsbald nach der Taufe; die Gültigkeit der Einweihung zum Kirchenamt überhaupt und zum Priesterthum insbesondere; den Wandel und die Pflichten der Kleriker (unter den sittlichen das Gebot, nicht Zins zu nehmen); endlich die Bestimmung, daß kein Bischof, Priester oder Diaconus nach einer andern Stadt versetzt werden solle. Andere betreffen die hierarchische Gliederung: zu unterst die Diaconen, deren Uebergriffen begegnet wird; über den Bischöfen aber baut die Verfassung der Kirche sich weiter auf im Anschluß an die Eintheilung des Reichs in Provinzen und Diöcesen: das ist die Metropolitanverfassung mit dem Metropoliten und den Provinzialsynoden; und höher hinauf die Zusammenfassung mehrerer Kirchenprovinzen unter einem Oberhaupt, den nachmals sogenannten Patriarchen, als deren Sitze namhaft gemacht werden Alexandrien, Antiochien und Rom, der andern nicht zu gedenken. Diese Ordnungen dienten hauptsächlich zur Befestigung des Herkommens; sie enthielten aber auch Keime der Entwickelung, worin die Kirche des Orients Jahrhunderte sich bewegt hat, bis die blühenden Sitze dem Joch des Muhammedanismus verfielen.

Diese Canones also haben ihre Zeit gehabt. Aber über den Untergang der morgenländischen und die Trennung der abendländischen Kirchen hinaus bestehen die erstgenannten Ordnungen, die Osterregel und die Glaubensregel, als ein Gemeingut der Christenheit. Wir verweilen schließlich bei der letzteren als der wichtigsten

Urkunde des Concils: dem Urtext (nach Euſebius) nebſt deutſcher Ueberſetzung ſollen wenige Erläuterungen folgen.

Das Niceniſche Glaubensbekenntniß.

Πιστεύομεν εἰς ἕνα θεὸν πατέρα παντοκράτορα, πάντων ὁρατῶν τε καὶ ἀοράτων ποιητήν.

Καὶ εἰς ἕνα κύριον Ἰησοῦν Χριστὸν τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ, γεννηθέντα ἐκ τοῦ πατρὸς μονογενῆ, τουτέστιν ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρός, θεὸν ἐκ θεοῦ, φῶς ἐκ φωτός, θεὸν ἀληθινὸν ἐκ θεοῦ ἀληθινοῦ, γεννηθέντα, οὐ ποιηθέντα, ὁμοούσιον τῷ πατρί, δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένετο, τά τε ἐν οὐρανῷ καὶ τὰ ἐν τῇ γῇ· τὸν δι' ἡμᾶς τοὺς ἀνθρώπους καὶ διὰ τὴν ἡμετέραν σωτηρίαν κατελθόντα καὶ σαρκωθέντα, ἐνανθρωπήσαντα, παθόντα καὶ ἀναστάντα τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ, ἀνελθόντα εἰς οὐρανοὺς καὶ ἐρχόμενον κρῖναι ζῶντας καὶ νεκρούς.

Καὶ εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα.

Τοὺς δὲ λέγοντας, ἦν ποτὲ ὅτε οὐκ ἦν, καὶ πρὶν γεννηθῆναι οὐκ ἦν, καὶ ὅτι ἐξ οὐκ ὄντων ἐγένετο, ἢ ἐξ ἑτέρας ὑποστάσεως ἢ οὐσίας φάσκοντας εἶναι, ἢ κτιστὸν ἢ τρεπτὸν ἢ ἀλλοιωτὸν τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ, ἀναθεματίζει ἡ καθολικὴ ἐκκλησία.

Wir glauben an Einen Gott den allmächtigen Vater, den Schöpfer aller Dinge, der ſichtbaren und unſichtbaren.

Und an Einen Herrn Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes, den Eingeborenen, der gezeugt iſt vom Vater, das iſt, aus dem Weſen des Vaters, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott, gezeugt, nicht gemacht, Eines Weſens mit dem Vater, durch welchen alles gemacht worden was ſowohl im Himmel als auf der Erde iſt; der um uns Menſchen und wegen unſerer Seligkeit heruntergekommen und Fleiſch geworden iſt, Menſch geworden, gelitten hat und am dritten Tage auferſtanden, aufgefahren iſt gen Himmel und kommt zu richten die Lebendigen und die Todten.

Und an den heiligen Geiſt.

Diejenigen aber, welche ſagen: es war eine Zeit da er nicht war, und ehe er gezeugt worden, war er nicht, und er iſt aus nichts entſtanden; oder vorgeben, daß der Sohn Gottes aus einer andern Subſtanz oder Weſen ſei, oder erſchaffen oder veränderlich oder wandelbar, den verflucht die katholiſche Kirche.

Hier erscheint in dem ersten Artikel eine Erweiterung des apostolischen Symbols, insbesondere nach Col. 1, 16.

In dem zweiten Artikel, der theils geschichtlich theils übergeschichtlich ist, ragen in letzterer Beziehung die beiden bildlichen Ausdrücke hervor: gezeugt aus dem Wesen des Vaters und Licht von Licht. Was den zweiten betrifft, so hatte Christus selbst schon das Licht der Welt sich genannt (Joh. 8, 12. und öfter); das Verhältniß zum Vater drückt der Brief an die Hebräer (1, 3) durch dasselbe aus, wenn er ihn den Glanz seiner Herrlichkeit nennt. Hiernach ist in der alten Kirche die Lichtsymbolik für die Person Christi in beiden Beziehungen sehr verbreitet. In letzterer nannte schon Clemens von Alexandrien den Sohn das urbildliche Licht des Lichtes[1]). Und Dionysius von Alexandrien erklärte in der erwähnten Vertheidigung: „der Sohn, der nicht von sich, sondern vom Vater das Sein hat, ist als Abglanz des ewigen Lichtes allerdings auch selbst ewig . . . Gott ist das ewige Licht, und wie der Vater, ist der Sohn ewig, der Licht von Licht (φῶς ἐκ φωτὸς) ist." Ferner hat Eusebius von Cäsarea den Ausdruck Licht von Licht in seinem Entwurf eines Glaubensbekenntnisses (s. S. 75): und von da ist er in das Nicenische Symbol gekommen. — Sodann das Gezeugtsein aus dem Wesen des Vaters gründet sich, was die Zeugung betrifft, auf Ps. 2, 7., welchen Spruch der Apostel Paulus auf Christus anwendet Apostelgesch. 13, 33. Der Zusatz „aus dem Wesen des Vaters" aber sollte Gleichstellung mit andern Menschen, denen, die gleichfalls Gottes Kinder sind, als ob auch er nur durch den Willen des Vaters in's Dasein gekommen sei, ausschließen. Eusebius, dessen Entwurf diese Bestimmung nicht enthielt, stimmte ihr zu, nachdem man erklärt hatte: es sei darunter verstanden, daß er vom Vater, doch nicht wie ein Theil des Vaters sei. Und ebenso wurde sein Bedenken gegen den Ausdruck gleiches Wesens gehoben. Es wurde festgestellt, sagt er, daß er nicht auf eine körperliche Art, noch so wie von sterblichen Creaturen zu verstehen sei: weder von einer Trennung noch Absonderung oder von einer Entfernung von dem Wesen und der Kraft des Vaters; sondern so daß der Sohn Gottes keine Aehnlichkeit mit den Creaturen, die gezeugt werden, habe, daß er allein dem Vater in allem ähnlich, und nicht aus einem andern Wesen, sondern aus dem des Vaters sei.

---

1) S. oben S. 35.

Der dritte Artikel ist kurz und etwas dürftig: die Frage von dem heiligen Geist und seinem Verhältniß zu den andern Personen der Gottheit lag noch nicht vor, die Ansichten waren noch getheilt und unklar. Sie reifte erst in den Streitverhandlungen des nächsten halben Jahrhunderts über den Nicenischen Glauben und auf Grund desselben, und kam zum Austrag auf dem zweiten allgemeinen Concil zu Constantinopel im J. 381, — wie in dem Lebensbilde seines Vorsitzenden, des Bischofs Meletius[1]), angezeigt ist.

So steht diese Formel, nachdem durch das apostolische Bekenntniß nur der allgemeine christliche Glaube, wie er den Täuflingen zusteht, gegenüber dem Heidenthum und Judenthum ausgeprägt war, an der Schwelle der eigentlichen Lehrbildung, eine Säule der Rechtgläubigkeit durch alle Zeiten. Das heißt, daß sie eine Schranke ist gegen Irrthümer, welche, sei es auf jüdische Art keine Unterscheidung in dem Wesen Gottes zulassen, oder auf heidnische Art eine Creatur zu göttlicher Würde erheben. Und ein Wegweiser zur Entwickelung der Gotteslehre. Aber nicht eine Zauberformel, um das Geheimniß der Dreieinigkeit auf die Erde herabzuziehen; auch nicht eine Stütze für den Dünkel der Theologen, die mehr wissen, als gemeine Christen, sondern für die Demuth der Gläubigen, welche eingedenk sind, daß jedes menschliche Wort armselig ist gegenüber der Erkenntniß des lebendigen Gottes. Nichts desto weniger sind diese Worte groß und gewaltig: die griechische Kirche hat das Bekenntniß zur Vorlesung an Festtagen verordnet; auch die preußische Landeskirche hat es in gottesdienstlichem Gebrauch. Und es ist gewiß, daß diese einfachen und tiefen, klaren und gewichtigen Bestimmungen, welche ahnen lassen, daß sie eine große Geschichte haben, gesprochen an heiliger Stätte, wo man an die schlichtere und milde Form des apostolischen Glaubensbekenntnisses gewöhnt ist, auf empfängliche Gemüther eines erschütternden Eindrucks nicht verfehlen.

F. Piper.

---

4. Spiridion.

12. December.

Zur Zeit des Kaiser Constantins des Großen und seiner Söhne, der Kaiser Constans und Constantius, lebte auf der gesegne-

1) Von Dr. Erdmann im Evang. Kal. für 1866. S. 120.

ten Insel Cypern, die Paulus auf seiner ersten Missionsreise mit Barnabas zuerst besucht hatte (Apostelgesch. 13, 4), Spiridion, ein frommer Mann, der auf der Ostküste der Insel ohnweit der Stadt Salamis, bei einem Städtchen Trimitunt Schaftriften besaß, auf welchen er selbst seine Heerde weidete. Ein schlichter Mann ohne Weltbildung und Büchergelehrsamkeit, war er treu und festgegründet im Glauben, ein starker Beter und ein sonderlicher Herzenskündiger, dem man auch prophetische Gaben und Wunderkräfte zuschrieb. Er stammte noch aus der einfacheren Zeit der Christen her, wo es viele Bischoffitze gab, deren Sprengel kleiner war, als manche Pfarreien bei uns, und wo man mehr auf Herz und Wandel der Bischöfe sah, als auf Gelehrsamkeit und Redekunst. In dieser Zeit, in welche die letzte Christenverfolgung unter Galerius († 311) und Maximin fiel, wurde Spiridion zum Bischof von Trimitunt erwählt und stand bei seiner Gemeinde in großem Ansehn, das sich nach und nach weiter verbreitete und seinem Namen eine Stelle unter den griechischen (am 12. Decbr.), so wie unter den römischen Kalenderheiligen (am 14. Decbr.) verschafft hat, und es bildete sich um seinen Namen wegen seiner originalen Frömmigkeit bald ein Kreis von Volkssagen, so daß man Geschichte und Sage kaum unterscheiden kann. Es wird am besten sein, wenn auch wir nicht versuchen, beides streng zu sondern, da auch die Sage dazu dient, den Mann und seine Wirkung auf Menschenherzen zu charakterisiren.

Gewiß ist, daß Spiridion unter den treuen Bekennern war, die Maximinus, der gern alle Christen, besonders alle Bischöfe, ausgerottet hätte, zu harter Arbeit in die Bergwerke schickte, nachdem er ihnen ein Auge hatte ausstechen und ein Kniegelenk lähmen lassen. Mit diesen Wundenmalen Christi erschien er, wie manche Andern, im J. 325 auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa in Bithynien, die der Kaiser Constantin in Person eröffnete. Man hat, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, vermuthet, daß er eben jener ungenannte ehrwürdige Bischof war, der dort durch eine merkwürdige Bewährung der Glaubenskraft unter Christen und Heiden so großes Aufsehen erregte. Ein heidnischer Philosoph verhöhnte mit schlauer Redekunst den christlichen Glauben und setzte die gelehrten Bischöfe in Verlegenheit, was sie ihm antworten sollten. Da trat der schlichte Alte gegen ihn auf und verlangte das Wort. Man gab es ihm aus Ehrfurcht gegen seine würdige Person, fürchtete aber, er möchte zum Gespött werden. Er aber hub ruhig und ernst an: „Philosoph, höre im Namen

Jesu Christi! Ein Gott ist der Schöpfer Himmels und der Erden, alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Durch die Macht seines Wortes hat er Alles geschaffen und durch die Weihe seines heiligen Geistes gegründet. Dieses Wort nun, das wir Gottes Sohn nennen, hat sich des Irrthums der Menschen und ihres viehischen Lebens erbarmt, wurde aus einem Weibe geboren, ging mit den Menschen um und starb für sie. Er wird aber als Richter der Werke der Menschen wieder kommen. So ist's und so glauben wir, ohne zu grübeln. Darum gieb dir nicht vergeblich Mühe, gegen das, was im Glauben feststeht, Widerlegungen zu suchen oder, wie dies geschehen oder nicht geschehen könne, zu fragen. Glaubst du aber, so antworte." Zu Aller Erstaunen antwortete der Philosoph betroffen: „Ich glaube": dankte dem Alten und rieth den Philosophen, die gedacht hatten, wie er, seinem Beispiele zu folgen: denn nicht ohne Gottes Hülfe sondern durch eine unaussprechliche Einwirkung sei er bewogen worden, Christ zu werden.

Wenn der Alte nicht Spiridion selbst war, so war es sicher ein Mann seiner Art. Spiridion aber lebte in seiner Heimath als Bischof nicht anders, als er vorher gelebt hatte, und weidete neben seiner Gemeinde auch seine Schafheerde. Da kamen in einer Nacht Diebe, die Schafe stehlen wollten, wurden aber wie von unsichtbarer Hand in der Umzäunung verstrickt und am andern Morgen, als er seine Heerde austreiben wollte, in solchem Zustande von ihm betroffen. Sie gestanden ihm ihr sündliches Vorhaben ein. Durch sein Wort und Gebet löste er sie nun aus ihrer Umstrickung, wie er sie vorher durch die Gnade, in welcher er bei Gott stand, gebunden hatte. „Aber" — sagte er zuletzt freundlich — „damit sie doch nicht umsonst so lange hätten wachen müssen, wolle er ihnen einen Hammel schenken: indessen hätten sie besser gethan ihn darum zu bitten, als ihn stehlen zu wollen." Denn er ließ Niemanden gern betrübt von sich weggehen und suchte die Menschen durch Liebe zu bessern.

Er war verheirathet gewesen und hatte eine Tochter, Namens Irene (Frieda), die nach des Vaters Sinn und als Jungfrau in seinem Hause lebte und, während er auf der Kirchenversammlung in Nicäa war, verschied. Nach seiner Heimkehr kam Jemand zu ihm, klagte, er habe seiner verstorbenen Tochter einen Schatz anvertraut und verlangte das anvertraute Gut zurück. Spiridion erwiederte, er wisse nichts davon, suchte aber nach, doch ohne eine Spur zu finden. Da jammerte und heulte der Andere, und das ging dem guten Bischof zu Herzen. Er begab sich zum Grabe

seiner Tochter, rief sie mit Namen und bat ihm zu verkündigen, wohin sie den Schatz geborgen habe. Da bezeichnete ihm die Stimme der Abgeschiedenen einen Ort, wo sie ihn vergraben. Man suchte nach und fand den Schatz, und er händigte ihn dem Eigenthümer ein.

Als diese Tochter noch lebte und ihm Haus hielt, kam einst in der Fastenzeit, wo er ganze Tage ohne Speise lebte, ein Gast zum Besuch und er gebot seiner Tochter ihm die Füße zu waschen und Brot zu reichen. Sie erwiederte, es sei weder Brot noch Mehl im Hause, nur etwas Speck, dessen Genuß in der Fastenzeit nicht erlaubt war. Er aber befahl ihr denselben zuzubereiten und dem Gaste vorzusetzen, aß selbst davon und ermunterte jenen zuzulangen. Vorher hatte er den Herrn gebeten in diesem Fall der Noth ihm dies Brechen der kirchlichen Ordnung zu gestatten. Der Gast stutzte, weigerte sich zu essen und sagte, er sei ein Christ. „Eben darum" — versetzte der würdige Mann — „darfst du kein Bedenken haben: den Reinen ist Alles rein."

Er konnte aber auch recht streng sein, wenn er glaubte, die Ehrfurcht gegen Gottes Wort werde durch menschlichen Vorwitz verletzt. Dies erfuhr einmal der junge Bischof von Ladra (sonst Lutron genannt), ebenfalls einer Stadt in Cypern. Dieser, Triphyllius mit Namen, hatte in Berytus auf dem phönicischen Festland sich wissenschaftlich gebildet, Rechtswissenschaft und Redekunst studirt, dann aber sich als Christ der Zucht Spiridions unterworfen, die dieser mit geistlichem Ernst betrieb, besonders um den wissenschaftlichen Hochmuthsteufel ihm gründlich auszutreiben, und zwar mit so gutem Erfolg, daß derselbe als ein Heiliger angesehn und geehrt worden, auch in dem römischen Kalender am 13. Juni unter den Heiligen angeschrieben ist. Auf einer Synode der cyprischen Bischöfe war diesem Triphyllius die Predigt übertragen, und er ließ sich beikommen, in den biblischen Worten: „Nimm dein Bett und gehe heim!" statt des weniger feingriechischen Ausdrucks für Bett, der im Text stand, einen gewählteren zu setzen. Da erhob sich Spiridion eilend von seinem Sitze und rief ihm zu, ob er sich denn für besser halte als der Evangelist, daß er sich schäme den Ausdruck nachzusprechen, den jener gebraucht habe. Man verstand in Ehrfurcht den Grund seines Unwillens, und sein Wort wirkte, was es wirken sollte.

Seine Uneigennützigkeit zeigte sich auf alle Weise. Die bischöflichen Einkünfte theilte er in zwei Hälften, deren eine er den Armen gab, die andere an Dürftige auslieh. Dabei hatte er die

Gewohnheit, dieſen das Darlehn nicht einzuhändigen, ſondern ſie aus dem Geldkaſten ſelbſt nehmen zu laſſen, was ſie brauchten: ebenſo ließ er ſie das Geld, wenn ſie es zurückbrachten, wieder in den Kaſten legen, indem er ihnen volles Vertrauen ſchenkte. Dies wollte einmal Einer mißbrauchen, that, als ob er das Geld in den Kaſten legte, nahm es aber heimlich wieder mit. Spiridion ſchwieg. Nach einiger Zeit kommt derſelbe Menſch noch einmal, um Geld zu leihen. Der Biſchof ſagt ihm, er ſolle ſich das Nöthige aus dem Kaſten holen. Jener geht hin, findet nichts, und ſagt ihm, es ſei nichts drinnen. „Ei" — ruft der Biſchof — das iſt doch ſeltſam, daß du allein in dem Kaſten nicht findeſt, was du brauchſt. Du magſt wohl ein ander Mal nicht wieder hineingelegt haben, was du herausgenommen. Sonſt würdeſt du gewiß finden, ſo viel du bedarfſt. Das verſichere ich dir, und, wenn du ſchuldlos biſt, ſo gehe nur wieder hin und hole dirs." Der Menſch fühlte ſich überführt und bekannte ſeine Schuld.

So war Spiridion in aller Einfalt von Gott gelehrt: darum verſtand er ſich auf Erziehung und Seelſorge: denn er wußte, was im Menſchen war. Sein Todesjahr iſt nicht bekannt: er ſoll zur Zeit der Erndte, an deren Einbringung er ſelbſt noch mitgearbeitet hatte, geſtorben ſein. Hätten wir doch viele Landpfarrer, wie Biſchof Spiridion! wir könnten Alle von ihnen lernen.

G. E. Schmieder in Wittenberg.

---

5. Servatius, Biſchof von Tongern.

13. Mai.

Unter den Biſchöfen Galliens und des römiſchen Deutſchland, welchen Hilarius im vierten Jahrhundert das Zeugniß giebt, daß bei ihnen keine Ketzerei Eingang gefunden, ragt Servatius, Biſchof von Tongern, durch ſein treues Bekenntniß der Wahrheit im Kampf gegen die arianiſche Irrlehre beſonders hervor. Es iſt fraglich, ob er auf dem Concil zu Sardica perſönlich gegenwärtig geweſen iſt; jedenfalls aber gehörte er, wie Athanaſius berichtet, zu den galliſchen Biſchöfen, welche ihre Zuſtimmung zu den Beſchlüſſen jenes Concils gegeben. Wenige Jahre ſpäter (a. 350) übernahm er mit einem Biſchof Maximus im Auftrag des Uſurpators Magnentius eine Sendung an den Kai-

ſer Conſtantius nach dem Orient, wobei er auch Alexandrien berührte und den Biſchof Athanaſius begrüßte. Wir begegnen ihm dann neun Jahre ſpäter (a. 359) auf der Kirchenverſammlung zu Rimini, wo er als einer der Hauptvertheidiger der Orthodoxie gegen den Kaiſer Conſtantius hervortrat. Er ließ ſich zwar dort auf ein vermittelndes Bekenntniß ein, machte aber mit Phöbadius Zuſätze. Die Zweideutigkeit eines weiteren Zuſatzes, den die Arianer durchſetzten, entdeckte er Anfangs nicht und ſtimmte zu. Als er aber den Irrthum erkannte, ſo trat bei ihm, wie bei den andern galliſchen Biſchöfen, die Reue darüber ein.

Man hat außer dieſem Servatius des vierten Jahrhunderts noch einen zweiten Biſchof von Tongern dieſes Namens im fünften Jahrhundert angenommen, deſſen Gregor von Tours, der Kirchengeſchichtſchreiber der Franken, gedenke. Daß dieſer Name Arvatius oder Aravatius zu leſen, alſo ein ganz andrer Biſchof von Tongern als der Servatius des vierten Jahrhunderts bezeichnet worden ſei, iſt eine ganz unzureichende Auskunft, die in neuerer Zeit von einigen Gelehrten aufzuſtellen verſucht worden iſt. Nichts nöthigt indeß, in dem Servatius des Gregor von Tours nicht den auch ſonſt bekannten Biſchof von Tongern des vierten Jahrhunderts zu erkennen. Sehen wir den Bericht Gregors näher an. Wir werden vorher in die Zeit des Gothenkönigs Athanarich verſetzt, der eine ſchwere Verfolgung gegen die chriſtliche Kirche erhob, dafür aber auch von dem göttlichen Strafgerichte betroffen wurde. Gleichzeitig, alſo ungefähr um das Jahr 375 verbreitete ſich zuerſt das Gerücht von dem Vorrücken der Hunnen an der Donau und ſetzte Alles im Abendland in Schrecken. Schon befürchtete man in Gallien, daß ſie auch dorthin vordringen würden. Dieſes Gerücht allein und die dadurch hervorgerufene Befürchtung iſt es, deren Gregor Erwähnung thut und unmittelbar damit den Servatius, Biſchof von Tongern, in Verbindung bringt, der um's Jahr 375 ſehr wohl noch leben konnte. Gregor berichtet über ihn, daß er ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit geweſen, der die drohenden Strafgerichte durch Faſten, Nachtwachen und Gebete zu Gott von Gallien abzuwenden bemüht war. Aber im Geiſte erfuhr er, daß ſein Gebet um der Miſſethat des Volkes willen nicht erhört worden ſei. Wir erſehen daraus, daß es in den Gemeinden des nördlichen Galliens, die unter dem Einfluß römiſch-chriſtlicher Kultur begründet waren, mit dem chriſtlich-ſittlichen Leben ſchon damals traurig beſchaffen, wie wir dies auch von der Kirche zu Trier u. a. durch Salvian im fünften Jahr-

hundert erfahren. Sie waren reif für die Gerichte, welche die Völkerstürme bald darauf über sie herbeigeführt haben.

Als Servatius Gebet nicht erhört worden, beschloß er nach Rom zu gehen, um dort von der Gnade des Herrn zu erlangen, was er in aller Demuth erfleht hatte. Er bat dort an dem Grabe des Apostels um dessen Beistand und ließ unter Fasten nicht ab vom Gebet. Als er eine Zeit lang in solcher Bekümmerniß verharrt hatte, soll er durch Vermittlung des Apostels die Antwort erhalten haben, daß es in Gottes Rathschluß unabänderlich sei, daß die Hunnen nach Gallien kommen, und daß dieses Land von einem gewaltigen Sturm verheert werden solle. Ihm selbst wurde der Rath ertheilt zurückzukehren, sein Haus zu bestellen und für seine Ruhestätte zu sorgen; „denn siehe, du wirst abscheiden von diesem Leibe, und deine Augen werden die Leiden nicht sehen, welche die Hunnen in Gallien bereiten werden, wie es der Herr unser Gott gewollt hat." Als der Bischof diese Antwort empfangen hatte, kehrte er bald wieder nach Gallien heim. Von Tongern nahm er Alles mit sich, was zu seinem Begräbniß erforderlich war und sagte den Geistlichen und übrigen Bewohnern der Stadt Lebewohl, indem er unter Thränen und Klagen verkündigte, daß sie sein Angesicht fortan nicht mehr sehen würden. Aber jene begleiteten ihn weinend und jammernd und baten ihn inständigst, doch seine Heerde nicht zu verlassen. Aber sie vermochten ihn nicht zur Umkehr zu bewegen und nachdem er sie gesegnet, kehrten sie heim. Servatius begab sich nach Mastricht, wo ihn ein Fieber befiel und er aus diesem sterblichen Leibe abschied. Die Gläubigen bestatteten ihn neben der großen Landstraße.

Nach diesem Bericht geht Gregor dazu über, die Einfälle der Hunnen, die von Pannonien auszogen, nach Gallien zu erzählen. Es ist also offenbar nicht Gregors Meinung, daß Servatius mit Attila und den Hunnen selbst im 5. Jahrhundert noch wirklich in Berührung gekommen sei, sondern nur prophetisch sah der Bischof von Tongern im 4. Jahrhundert die Schreckniſſe eines Hunneneinfalls in Gallien voraus. Daher betete er unabläſſig zu Gott, daß er doch niemals dieses ungläubige Volk über Gallien hereinbrechen lassen wolle. Diese Bitte fand aber weder zu Tongern noch zu Rom Erhörung, jedoch wurde ihm die Aussicht eröffnet, daß bei seinen Lebzeiten die Leiden nicht über Gallien hereinbrechen würden. Aus dem Bericht des Gregor geht auch nicht hervor, daß Attila und die Hunnen unmittelbar nach dem Tode des Servatius in Gallien eingefallen seien. Es wird nur an die Erzäh-

lung des erſten ſich auf die Nachricht vom Vorrücken der Hunnen nach Europa verbreitenden Schreckens der ſpätere wirkliche Einfall in Gallien angereiht, alſo Prophetie und Erfüllung zuſammengefaßt. Immerhin kann eine geraume Zeit noch dazwiſchen gelegen haben, nämlich in dieſem Falle zwiſchen dem Tode des Servatius, der nach den gewöhnlichen Angaben im J. 383 erfolgte, und dem Zuge Attila's nach Gallien noch ungefähr 70 Jahre.

Die Nachricht Gregors, daß Servatius nach Maſtricht gegangen und dort geſtorben ſei, hat in der ſpäteren fränkiſchen Zeit Anlaß zu der Annahme gegeben, als ob der tongernſche Biſchofſitz durch Servatius nach Maſtricht verlegt worden ſei, von wo jener Sitz im 8. Jahrhundert nach Lüttich übertragen wurde. Richtig iſt, daß zu einer Zeit, wo Maſtricht als Bisthum galt, der tongernſche Name zur Bezeichnung des Sitzes fortdauerte; ebenſo auch zur Zeit, wo Lüttich zum Sitze des Bisthums erhoben wurde. Offenbar wollten die Biſchöfe, ſowohl die bis zum 8. Jahrhundert in Maſtricht, als die ſpäter in Lüttich angeſeſſenen, ſich als die Erben des alten durch Servatius berühmten tongernſchen Episcopates darſtellen und führten dieſen Titel fort, obgleich ſie den Sitz gewechſelt.

Der Ruf der Orthodoxie, der ſich an den Namen des Servatius in ſpäteren Jahrhunderten knüpfte, hat denſelben auch mit den Akten eines angeblich im J. 346 zu Cöln gehaltenen Concils verknüpft, welches den Cölner Biſchof Euphrates wegen ſeiner arianiſchen Häreſie abgeſetzt habe. Servatius ſoll nämlich von der galliſchen Geiſtlichkeit bei Annäherung der Gefahr eines Hunneneinfalls zu einer Reiſe nach Rom aufgefordert ſein, will ſich aber dazu nur unter der Bedingung verſtehen, daß vorher gegen den ketzeriſchen Biſchof zu Cöln eingeſchritten werde, den er, wie er ſagt, nicht in ſeinem Rücken wiſſen wolle. Ein Concil tritt nun zu Cöln zuſammen; während eine mildere Partei nur auf Cenſur, nicht auf Abſetzung anträgt, entſcheidet das Votum des Servatius, daß Euphrates abgeſetzt wird. Servatius ſoll auch ſchon früher und zwar wiederholt, ja in Gegenwart des Athanaſius dem Euphrates Vorſtellungen gemacht haben.

Die früheren Biographien des Servatius wiſſen von dieſen Vorgängen nichts. Es iſt für den hiſtoriſchen Werth der Akten des Cölner Concils vom J. 346 ein ſehr bedenkliches Zeichen, daß in einer Lebensbeſchreibung des Biſchofs Maximin von Trier, eines Zeitgenoſſen des Servatius, jener als Hauptperſon bei der Abſetzung des Euphrates auftritt, von den Akten des Cölner Con-

cils jedoch noch gar keine Rede ist. Erst in den späteren Zusätzen zu der Lebensbeschreibung des Servatius, welche im 13. Jahrhundert auftauchen, finden sich die Akten jenes Concils, und nun wird Servatius als die Hauptperson des Verfahrens gegen Euphrates in die Mitte gestellt.

Sollte einmal durch die Legende ein glänzender Sieg der Orthodoxie über die arianische Ketzerei in jenen Gegenden an den Ufern des Rheins im 4. Jahrhundert gefeiert werden, so war auf der einen Seite Euphrates, Bischof von Cöln, der auf der Synode zu Sardica persönlich gegenwärtig gewesen und unter den Wortführern der Orthodoxie hervorragte, ein glänzender Name, der zum Opfer gebracht werden konnte, während auf der andern Seite Servatius weit mehr noch als Maximin unter den Vorkämpfern für die Orthodoxie hervorragte, und schließlich jener den Preis davontrug.

W. Krafft in Bonn.

---

6. Arnulf von Metz.

18. Juli.

Dem ganzen Mittelalter der abendländischen Welt ist das Gepräge jener engen Verflechtung der kirchlichen und politischen Verhältnisse aufgedrückt, welche wir in den Ausgängen des Reichs der Merowinger seit dem Schluß des sechsten Jahrhunderts ihren Anfang nehmen sehen. Hier hatte nehmlich die keltisch-römische Bevölkerung den germanischen Staatsformen sich fügen müssen, dafür aber durch die Kirche, die Trägerin der römischen Ueberlieferung und Bildung, ihrerseits die fränkischen Sieger von Anfang an beherrscht. Darum mußte auch später, als es galt, das zerfallende Reich aus den Händen seiner entarteten Herrscher zu retten, mit der Kirche im Bunde stehen, wer diesen Dienst der deutschen Nation und ihrer Zukunft leisten wollte. In der That drängt sich, während noch im Jahre 549 auf dem großen zu Orleans gehaltenen Concil der fränkischen Kirche unter 69 Bischöfen sich nur 8 germanisch-keltische Namen finden, seit dem Ende des Jahrhunderts auch die fränkische und die aus der Mischung der Stämme entstandene Aristokratie zu den geistlichen Würden, und den Bischöfen, die in der vordersten Reihe der Kronvasallen stan-

den, mußte in den politiſchen Kämpfen der Zeit ein Hauptantheil zufallen. In keinem ſtellt ſich dieſes Wechſelverhältniß der kirchlichen und der politiſchen Macht ſo anſchaulich dar, wie in dem großen Staatsmann, Biſchof und Klausner Arnulf, dem Ahnherrn Karls des Großen. Leider berichtet der gleichzeitige Biograph, welchem Arnulfs Sohn Chlodulf, als der dritte Nachfolger ſeines Vaters auf dem biſchöflichen Stuhle zu Metz, den Auftrag ertheilte, Arnulfs Leben zu ſchreiben, von dem Wirken des Biſchofs und Staatsmanns nur wenig, weil dem beſchränkten Mönch, der weſentlich erbauen will, der Einſiedler Arnulf wichtiger iſt; aber auch das Wenige zwingt uns tiefe Achtung ab.

Arnulfs Jugend fällt in jene Schreckenszeit, welche allein ſchon durch die Namen Fredegunde und Brunhilde für immer gebrandmarkt iſt. In Auſtraſien, dem Reiche Childeberts und ſeiner Mutter Brunhilde, vielleicht zu Lay bei Nancy, wurde er um das Jahr 582 als der Sohn vornehmer reichbegüterter Eltern aus fränkiſchem Geſchlecht geboren. Nachdem er, in den Wiſſenſchaften wohl unterrichtet, das reifere Alter erreicht hatte, wurde er dem erſten Hof- und Staatsbeamten des Königreichs, dem Herzog Gundulf zur Einführung in die Staatsgeſchäfte übergeben. Bald hob ſeine Tüchtigkeit im Felde und am Hof, unter König Theudebert II. (596—612), den jungen Mann zu hohen Würden: ſechs Provinzen, welche vor ihm eben ſo viele königliche Haushofmeiſter verwaltet hatten, wurden ihm allein übertragen. Dem Drängen ſeiner Freunde und Verwandten nachgebend, nahm er die Tochter eines edlen Hauſes zum Weibe, die ihm zwei Söhne, Chlodulf und Ansgiſil, ſchenkte. Aber weder das Glück des Hauſes noch der Glanz ſeiner einflußreichen Stellung gab dem, wie es ſcheint, für ein beſchauliches Leben angelegten Arnulf volle Befriedigung: zu Zeiten dachte er mit ſeinem asceticſchen Freunde Romarich an ein zurückgezogenes Leben in dem berühmten Kloſter Lerinum im Mittelmeer. Iſt es ein Wunder, daß die Schreckniſſe der wildbewegten Zeit ein ernſtes Gemüth auch in innere Kämpfe führten, wie der von Arnulf berichtete, daß er einſt einen Ring in die Moſel geworfen, um ſein Wiederfinden als Zeichen erlangter Sündenvergebung zu betrachten; aus dem Bauche eines Fiſches ſei ihm derſelbe wiedergebracht und ſeitdem in der Familie aufbewahrt worden? Nur der Wunſch des Königs erhielt den nach Ruhe ſich ſehnenden dem politiſchen Leben, das ihn ſchon frühe in enge Verbindung mit Pippin von Landen brachte. Als aber bei Erledigung des biſchöflichen Stuhls von

Metz, der Hauptstadt des Reichs, das Volk Arnulf dringend zum Bischof begehrte, weil es von seiner Freundschaft mit dem König und seiner Vertrautheit mit den geistlichen Amtshandlungen wußte, ließ ihn der Fürst das Pallium unter der Bedingung annehmen, daß er sein Haushofmeister auch fernerhin bliebe. Durch die geistliche Würde und sein segensreiches Wirken in den Augen des Volks noch höher stehend als zuvor, war der Bischof jetzt wohl der einflußreichste unter den Großen des Landes; freilich auch der geplagteste, so daß Arnulf noch mehr denn früher sich nach der Einsamkeit sehnte und oft zu frommen Uebungen nach dem Hofgut Dodiniace am Fuß der Vogesen oder in das unfern Metz gelegene Calciacum sich zurückzog.

Gleich Pippin hatte besonders Arnulf zum Sturz der wilden Brunhilde und dazu beigetragen, daß Chlothar II. das gesammte Frankenreich wieder unter einem Scepter vereinigte (613). Der König dankte dem Bischof dadurch, daß er ihm die Erziehung seines Sohnes Dagobert anvertraute und, als er an diesen 622 die Regierung Austrasiens abtrat, Arnulf mit Pippin zu des jungen Fürsten Beistand und Rathgeber ernannte. In dieser Stellung gelang es Arnulf, einen gefährlichen Störenfried im Reich, Chrodoald aus dem bairischen Herzogsgeschlecht der Agilulfinger, zu stürzen, auch eine Streitigkeit zwischen Vater und Sohn über den Umfang des Ostreichs im Westen und Süden, wo Chlothar eine Schmälerung zu Gunsten Burgunds beabsichtigte, in einem Schiedsgericht beizulegen, so daß Champagne und Lothringen für Dagoberts Reich erhalten blieb (625). Der junge König wußte auch wohl, was er an dem Bischof besaß: als dieser immer dringender, besonders unter Berufung auf seine Unfähigkeit zu predigen, die Entlassung begehrte, versuchte Dagobert ihn durch die Drohung, daß er seinen Sohn tödten werde, ja durch Bedrohung seines eigenen Lebens zu schrecken. Aber der Heldenmuth des ehrwürdigen Mannes und die Fürsprache der Königin brachten den König zur Besinnung, und in Frieden wurde der treue Diener entlassen. Als er aus dem Palast trat, fand er die Thür umlagert von Lahmen, Blinden, Bettlern, Witwen und Waisen. Die riefen, wie sie ihn sahen: O frommer Hirte, was gehest du von uns? Wer wird sich nun unser erbarmen? Wer wird uns Nahrung und Kleidung geben? Wir bitten dich um Christi willen verlaß uns nicht! Weinend und mit bewegter Stimme tröstete sie der Bischof: Gott wird euch einen Hirten geben, der euch fürder

weiden und ſich euer erbarmen ſoll, auch wenn ihr mich auf lange Zeit nicht mehr ſehen werdet.

Auf die Kunde von Arnulfs Rücktritt machte ſich ſein Freund Romarich, der in den Vogeſen an der obern Moſel das Kloſter Remberg (Remiremont) geſtiftet hatte, auf nach Metz, ihn nach dieſer Gott geweihten Stätte zu geleiten (zwiſchen 625 und 628). Hier verbrachte der des Weltlebens müde Mann den Abend ſeines Lebens, umgeben von wenigen Mönchen, in Niedrigkeit und ſtillem Gottesdienſt. Als ſein Ende nahte (um 640), ſprach er zu Romarich: O du frommer, Gott wohlgefälliger Mann, flehe zu Chriſto, daß ich Gnade erlange; denn nichts Gutes habe ich gethan, ſo lange ich in der Welt lebte, ſondern Sünden und Verbrechen drücken mich. Den Todten begrub Romarich unter geziemenden Ehren in Remberg; ſeine Leiche aber ließ Goerich, Arnulfs Nachfolger auf dem Biſchofsſtuhl zu Metz, acht Jahre darauf nach der Hauptſtadt bringen, unter dem Zuſammenſtrömen einer großen Menge Volks, das ſeinen Wohlthäter nicht vergeſſen hatte.

Die Aufgabe, in der ſchreckensreichen Zeit die rohe Gewalt zumal der Großen zu zügeln, dem niedern Volk ein Schirm und Schutz zu ſein, der Geſittung und Geiſtesbildung eine wenn auch enge Zufluchtſtätte zu bewahren, theilte Arnulf mit der Kirche, mit den beſſeren Geiſtlichen ſeiner Zeit überhaupt. Aber keiner kam ihm an Umfang und Tragweite des Einfluſſes im Staate gleich, nnd auch von den weltlichen Großen des Reichs überragt ihn keiner; mit dem größten, ſeinem Freunde und Genoſſen Pippin, hat er, durch die Verheirathung ſeines Sohnes Ansgiſil mit Pippin's Tochter Begga, das Haus der Karolinger begründet.

J. Hartmann in Schönthal.

---

7. Gregor von Utrecht.

11. Auguſt.

Im Geiſte verſetzen wir uns in eine anmuthig gelegene Abtei, Namens Pfalzel, unweit der alten Moſelſtadt Trier. Die Aebtiſſin Addula, Tochter des Frankenkönigs Dagobert II., hat dieſelbe nach dem Tode ihres Gemahls gebaut und ſelber ſich darin vom Welt- und Hofgetriebe zurückgezogen. Es iſt im Jahre 722, da der kriegeriſche Hofmeyer Karl Martell faſt königliche

Gewalt übt. Ein ehrwürdiger Miſſionspilger hat an der Pforte um Gaſtfreiheit gebeten, und die chriſtliche Aebtiſſin, welche auch Engel beherbergen möchte, hat ihm dieſelbe gerne gewährt. Es iſt ein angelſächſiſcher Edelmann, imponirender Geſtalt und Haltung im reifen Mannesalter. Seinem reichen väterlichen Erbgut und aller Weltluſt hat er ſchon längſt entſagt und ſich der Bekehrung der heidniſchen Deutſchen und Frieſen zu ſeinem Gott und Heilande gewidmet. Winfried iſt ſein Name, aber als Bonifacius ſoll die Kirchengeſchichte ihn dermaleinſt Apoſtel der Deutſchen betiteln[1]). Am nächſten Morgen lieſt er ſeiner ſteten Gewohnheit nach die heilige Meſſe, darauf hält er mit der Aebtiſſin und ihren Genoſſen die klöſterliche Mahlzeit. Während deſſen wird nach ſtehender Sitte etwas Erbauliches vorgeleſen. Der Vorleſer iſt diesmal ein funfzehnjähriger liebenswürdiger Jüngling, ein Enkel der Aebtiſſin, erſt eben vom Hofe und von ſeiner Schule zurückgekehrt, Namens Gregor. Er lieſt aus der Bibel und zwar in lateiniſcher Sprache. Im Tone und der ganzen Haltung des jungen Gregors iſt Etwas, das dem Pilger gefällt. „Du haſt gut geleſen, mein Sohn!“ redet er ihm zu, „aber haſt du nun auch das Geleſene gut verſtanden, und kannſt du es in deutſcher Mundart vortragen?“ Der junge Lector ſtockt und bekennt, wie der Kämmerer aus Mohrenland auf ähnliche Frage des Philippus, ſein Unvermögen. „Soll ich's 'n mal thun?“ Und nun hebt der Pilger von dem verleſenen Schrifttheil an, und Worte der heiligſten Ermahnung und Begeiſterung fließen von ſeinen beredten Lippen. Wie Funken im Zünder wirken ſie auf das empfängliche Gemüth des horchenden Jünglings, gleich wie die des heiligen Paulus einſt auf das Gemüth des Enkels der frommen Lois. Bonifaz hat auch hier ſeinen Timothens gefunden. Letzterer will dieſem Gottesmanne, der ſo herrlich die heilige Schrift auslegt, mit Leib und Seel ſich anſchließen, alle Mühſeligkeiten und Gefahren des Pilgerlebens mit ihm theilen, von ihm vollends ſich in der heil. Schrift zur Seligkeit unterweiſen laſſen. Die Einwendungen der beſorgten Großmutter halten ihn nicht ab.

Der fromme Pilger ſei ihr noch unbekannt; der Enkel an die Bequemlichkeiten eines fürſtlichen Standes gewöhnt und noch ſo jung; das Wanderleben eines Evangeliſten unter den Heiden ſo voller Entbehrungen und Gefahren — vergebens. Gregor war feſt entſchloſſen: ein Feuer war in ſeinem Herzen entzündet, das

1) Das Lebensbild des Bonifacius ſ. im Evang. Kalender für 1856.

kein Menſch mehr zu löſchen vermochte. Er ſagte zu der Großmutter, wenn ſie ihm kein Pferd zur Reiſe gebe, wolle er zu Fuß dieſem Mann Gottes nachfolgen, wohin er gehe. Addula giebt endlich nach; ſie ſchafft dem jungen Enkel Pferde und Knechte, damit er den Winfried auf deſſen Wanderungen gehörig begleite. Und wenn der große Heidenapoſtel Niemanden unter ſeinen Lehrlingen inniger lieb hatte als ſeinen Timotheus, und dagegen von Niemandem rührendere Anhänglichkeit empfing als von dieſem ſeinen echten Sohn in Chriſto, ſo dürfte ein Gleiches geſagt werden können von dem Seelenband zwiſchen Bonifaz und Gregor; und wenn Paulus dieſen „Menſchen Gottes" über die bedeutendſte Gemeinde Kleinaſiens ſtellen konnte, ſo wurde ſchließlich auch dieſer Menſch Gottes von ſeinem geiſtlichen Vater für würdig gehalten, an die Spitze der aufblühenden frieſiſchen (d. h. unſrer niederländiſchen) Kirche als ihr Seelenhirte geſtellt zu werden.

Von nun an begleitet Gregor den Bonifaz in Noth und Tod, in Ehre und Unehre länger als dreißig Jahre. Erſt pilgern ſie nach Thüringen und Heſſenland. Durch die Verheerungen des Krieges mit den Sachſen war dieſe Gegend verwüſtet und vielfach unheimlich. Die zwei Miſſionare hatten nicht nur Gefahren aller Art, ſondern öfters Mangel am Nothdürftigſten zu erleiden. Nicht ſelten mußten ſie ſich aus der Ferne Kleidung und Nahrung beziehen. Nicht ſelten mit eigenen Händen arbeiten ums kärgliche Brod für ſich und ihre Gefährten.

Vernehmen wir die Worte des Liudger, eines frieſiſchen Adligen, der das Bisthum Münſter gegründet und eine uns aufbewahrte ſchöne Biographie des Gregor, ſeines innig verehrten Lehrers, in lateiniſcher Sprache geſchrieben hat. Er ſagt, die zwei unzertrennlichen, Bonifaz und Gregor zuſammenfaſſend: „Während dem der Ruf des Bonifaz täglich wächſt, nimmt auch ſein Schüler Gregor an Alter und Weisheit täglich zu, und wird er ſeinem Lehrer lieb als ein eingeborener Sohn und ihm ein Gehülfe in allem guten Werk. Dieſer Erkorene aus den Erkorenen wurde aber nicht erzogen weder durch Reichthümer und weltliche Freuden, noch durch Sicherheit und Behaglichkeit des ſterblichen Lebens, ſondern durch Hunger, Nacktheit und viele Drangſale. In welchen allen ſie genöthigt wurden, ſich mit Händearbeit zu ernähren und mitunter den drohenden Verfolgungen des heidniſchen Landvolks unter Todesfurcht in eine Stadt zu entweichen, um daſelbſt kümmerlich eine Zeit lang zu weilen, bis die Städter mit bewaffneter Hand die Feinde vertrieben. Da nun dieſer Streit in zahlloſen

Dörfern zwischen Heiden und Christen obwaltete, so wurden ganze Länderstriche in eine Wüste verändert. Bonifacius aber, je heftiger die Wuth der Wölfe, desto treuer stellte er sein Leben für seine Schafe, und gleichfalls wurde Gregor, dessen unermüdlicher Gehülfe im Werke Gottes, in der Ueberwachung und Erziehung der Heerde ihr zweiter Hirte." Nahm also Gregor an allen Sorgen und Mühen seines geistlichen Vaters Antheil, so theilte er ebenso dessen Bemühungen und Ehren am fränkischen Hofe. Die Könige und Hofmeyer fingen an, dem Wirken des Bonifaz die gebührende Anerkennung zu zollen; zwar waren etliche Höflinge dem Ausländer darüber neidisch und beeinträchtigten ihn, wo sie nur konnten; allein sein wahres Verdienst strahlte zu helle. Der Papst berief ihn nach Rom, wo er bereits 718 den Auftrag zur Evangelisation der Heidenvölker Deutschlands erhalten und jetzt (10. Nov. 723) zum Bischof der zu gründenden deutschen Kirche geweihet wurde. Auf's neue gerüstet und innerlich gestärkt, eilt er nach Thüringen und Hessenland zurück. Er fällt die heilige Eiche bei Geismar, angesichts der staunenden Heiden. Er kämpft und erringt Sieg auf Sieg. Er stiftet Klöster und Schulen und organisirt die junge Kirche. Im Jahre 738 reist er zum dritten Male nach Rom, um sich neue Vollmacht vom Papst zu verschaffen. Auf der Rückreise (739) hält er sich lange in Bayern auf und stiftet daselbst vier Bisthümer. Auf allen diesen Reisen begleitete ihn Gregor. Es läßt sich denken, welch eine Lebensschule diese apostolische Missionsthätigkeit für den empfänglichen, geistig begabten jungen Mann gewesen. Sein Biograph erwähnt keines Aufenthalts im Kloster: etliche vermuthen, daß er sich in der Abtei Fritzlar (Hessen) oder Ordorf (Thüringen) zur weiteren Ausbildung aufgehalten — es kann sein, aber war nicht Bonifaz sein steter Bildner und Lehrer? Bonifaz hatte nicht nur großes praktisches und organisirendes Talent, er hatte auch große Lust und Liebe zum Studiren; er las fleißig die h. Schrift und die Kirchenväter, auf seinen Reisen hatte er stets Bücher bei sich und verschrieb sie anderswoher — nicht weniger als Winfried hatte Gregor Sinn und Geschick zum Studiren und Lehren, sogar noch mehr vielleicht. Liudger erwähnt ausdrücklich, daß er (Gregor) in Rom einen bedeutenden Bücherschatz sich sammelte, den er fleißig benutzte. Auch, daß er daselbst zwei angelsächsische Burschen, wahrscheinlich Sclaven sich erwarb, die er zur Evangelisation heranzubilden suchte, Namens Marcuinus und Marchelmus. Letzterer ist wirklich ein nicht unbedeutender Mann geworden, Pastor an der Salvatorkirche

in Utrecht und Gefährte des Lebuinus, Evangelist unter den Friesen, unweit Deventer, Oldenseel u. s. w.

Wo die Sonne leuchtet, erblaßt des Mondes Schein. So lange Gregor seinen geistlichen Vater begleitet, und dies thut er länger als drei Decennien, tritt seine Person in Schatten. Die Zeit kommt, wo er selbständig auftreten, und seine ganze liebenswürdige und geweihte Persönlichkeit sich zeigen sollte im eigenen Licht.

In einem Briefe des Lullus, des Schülers und Nachfolgers Winfried's in Mainz, an Gregor, welcher Brief vor 753 abgefaßt sein muß, nennt dieser ihn Priester und Abt, indem aus dem Inhalt hervorgeht, daß er diese Würde erst kürzlich angetreten hatte. Bonifaz nämlich, obwohl seine Wirksamkeit hauptsächlich Deutschen und Franken gewidmet war, hatte doch nie unterlassen, auch Herz und Auge für die friesische Mission offen zu halten, und nach dem Tode seines theuren Lehrers und Geistesverwandten (Willibrord † 739) wandte er derselben aus der Ferne einen Theil seiner Sorgen zu. Seinen Gregor hatte er besonders für die friesische Kirche und Mission ausersehen. Die Utrechter, von Willibrord gegründete Stiftsschule (denkt Euch etwa ein Missionshaus wie in Basel und Barmen) ward dem Gregor übertragen, und dadurch kam er an die Spitze der Mönche und Priester daselbst zu stehen. Er soll ausgezeichnete Lehrgaben besessen haben. Seine Schule wurde die berühmteste ihrer Zeit. Edle Jünglinge aus Friesland (Liudger), Frankenland, England, Schwabenland und anderen Theilen Deutschlands strömten dahin, um als leuchtende Fackeln bald die Finsterniß in ihrer heidnischen Heimath zu verscheuchen.

Als aber 755 der fünf und siebzigjährige Bonifaz seine letzte Missionsreise nach dem nördlichen Friesland antrat, und den Utrechter Bischof Eoban sammt vielen andern mit sich nahm, ließ er Gregor als „Hirten der Utrechter Kirche" zurück. Bonifaz und seine 52 Gefährten erlagen (5. Juni) als Märtyrer der verrätherischen Wuth der blinden Heiden und Utrecht's Bisthum blieb für's erste unbesetzt. Nun unterzog sich Gregor der ganzen Sorge für die friesische Mission, welche ihm auch vom Papste Stephan II. und vom Könige Pipin übertragen wurde. „Er nahm zwar die bischöfliche Würde nicht an, sondern er blieb Priester, sei es, daß Demuth ihn abhielt, nach einer höheren Würde zu streben, oder daß die Geschäfte des bischöflichen Amtes mit dem, wozu er besonders Beruf und Neigung fühlte, nicht übereinstimmten, oder

sei es, daß besondere Ursachen in den Zeitumständen die Wiederbesetzung des Bisthums hinderten", wie Dr. Neander sagt.

Seiner Aufgabe: „Hirte und Prediger der Friesen" zu sein, hat er laut der Zeugnisse seiner Zeitgenossen mit unverdrossenem Eifer und großer Weisheit Genüge gethan, sein ganzes folgendes Leben d. h. über mehr als zwanzig Jahre. Liudger sagt: „Gregor hat die alte Stadt Utrecht und den berühmten Flecken Dornstadt (jetzt noch Wijk by Duurstede in der Provinz Gelderland) und den Theil Frieslands, der damals christlich hieß, mit seiner Lehre erleuchtet, nebst den Gegenden westlich des Flusses Lagbeek (heute Lek), was in den Tagen des Königs Pipin die Grenze war der christlichen und der heidnischen Friesen". Hieraus erhellt, daß Gregor zwar selber kleine Missionsreisen machte in seiner Umgebung, daß er aber hauptsächlich das ganze Missionswerk leitete und beständig neue Missionare bildete. „Die Tugenden waren in ihm, die den Lehrer einer höheren Schule für seinen erhabenen Beruf befähigen, ein Schatz von Kenntnissen und Wissenschaften, der seinen Zöglingen Achtung einflößte; ein hochernster und dennoch milder Sinn, wodurch die Jünger in kindlicher Liebe mit ihrem Lehrer verbunden waren, und eine Herzens- und Sittenreinheit, die vollkommen zu seiner Lehre stimmte und die seine Person seinen Zöglingen noch theuer machte, als sie, in das öffentliche Leben eingetreten, durch Zeit und Raum und höhere Würden bereits weit von ihm geschieden waren. Kaum läßt sich ein lieblicheres Lebensbild denken als Liudger nach Gregor's Tode, von diesem Mann Gottes gezeichnet hat, und wer seine kurze einfache Biographie liest, wird gewiß innerlich überzeugt sein, die Persönlichkeit eines solchen Vorgängers müsse nothwendig eine Kraft zur Bekehrung und Heiligung gewesen sein für alle edleren Naturen, die einige Zeit seines Umgangs genießen und sein fruchtbringendes Leben anschauen durften", so schreibt unser niederländischer Geschichtsforscher W. Moll in seiner Kirchengeschichte Niederland's vor der Reformation (1864). Darum habe ich bereits einige Züge aus jener Liudgerschen Biographie mitgetheilt, die nachfolgenden aber werden sein Bild vollständiger darstellen.

„Gregor erkannte (ich gebe Liudger's Worte, nur mit einiger Abkürzung wieder) das heilige Schriftwort: Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. So wie die Geizigen ihre Seelen feil haben und fürchten irdischen Gewinn zu verlieren, so fürchtete dieser gottselige Mann, daß er durch Sammeln und Bewahren das Himmlische verlöre. Was ihm deshalb an Gold und Silber zufloß, ließ er

gleich zum Besten der Kirche verwenden und den Armen ausreichen, so sich Schätze sammelnd im Himmel, die weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen. In Kleidung, in Gebrauch von Speise und Trank genügte ihm das Einfachste und unterschied er sich in keiner Beziehung von seinen Untergebenen, den apostolischen Ermahnungen gemäß. Nicht in Kleiderschmuck, nicht in Essen und Trinken besteht das Reich Gottes, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heil. Geiste. Wenn er uns gegen Sünden und Laster warnte, wiederhallte in seiner Warnung das prophetische Wort: Ich habe dich gesetzt, daß du ausreißen, zerbrechen, verderben und zerstören sollst, und bauen und pflanzen (Jeremia 1, 10); in seiner evangelischen Verkündigung aber das apostolische: das kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die Ihn lieben (1. Kor. 2, 9). Vergeben war seine Lust. Diejenigen, welche seine seltenen Tugenden mit neidischen Augen betrachteten, pflegte er seine Freunde zu nennen nnd als Freunde zu behandeln, da sie ihm den Weg zur Selbsterkenntniß erleichterten. Noch ein treffender Beleg ist Folgendes. Zwei seiner leiblichen Brüder waren auf der Reise aus Gallien (Süd-Frankreich) in's Frankenland von Räubern überfallen und ermordet. Die Mörder aber wurden ertappt und gefesselt zu dem Gregor gebracht, damit er den Sitten jener Tage gemäß sich in der Blutrache „des Todes seiner geliebten Blutsverwandten tröstete". Er empfing die Raubmörder mit Sanftmuth; unterhielt sich mit ihnen über ihre sündigen Wege und ermahnte sie zur Buße; sodann ließ er ihnen ein Bad bereiten, Kleidung und Speise bieten und entließ sie mit der Ermahnung: „Nun gehet in Frieden! hütet Euch hinfort vor solcher Bosheit, damit Euch nicht Schlimmeres überkomme, hütet Euch ebenfalls vor der Hand meiner Verwandten!" Was sollen wir schwache Anfänger dazu sagen? Wir, die wir die kleinste Beleidigung oft nicht ertragen können und gleich auf Rache sinnen! O weinen möchten wir eher denn viele Worte machen, so oft wir den theuren Lehrer uns vergegenwärtigen, in dem unser Heiland eine Gestalt gewonnen, der gesagt hat: liebet eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel!".

In solchem Ton, stets mit passend angeführten Schriftstellen vermischt, schreibt Liudger über Gregor. Wer gewinnt nicht Beide, Lehrling und Lehrer, darüber in Christo lieb?

Als letzterer ungefähr sein 70. Lebensjahr erreicht hatte,

wurde er an der linken Seite vom Schlage gerührt, doch hörte er darum nicht auf, für den Unterricht und die geistliche Bildung der Seinigen zu wirken. Er ließ sich täglich die h. Schrift und die Auslegungen der Kirchenväter vorlesen und heilige Psalmen vorsingen. Auch als die Krankheit zunahm, und er sich auf den Händen seiner Schüler mußte tragen lassen, blieb sein Geist klar und sein Herz voller Frieden. Seinen letzten Ermahnungen und Reden fügte er Geschenke an die Seinigen hinzu, nämlich seinen größten irdischen Schatz: Bücher; und Liudger erwähnt mit demüthigem Dank, er habe so das Enchiridion (Handbuch) des Augustinus aus den Händen seines unvergeßlichen Lehrers erhalten. Noch einen Wunsch hegte er: die Zurückkunft seines Neffen Albricus, der damals im Dienste des fränkischen Königs eine Reise nach Italien machte und täglich erwartet wurde. Auf diesen Mann ruhte die Hoffnung des Hauses der Utrechter Geistlichkeit, und der Greis begehrte ihn wahrscheinlich zu seinem Nachfolger und Verwalter der friesischen Kirche (was er auch geworden ist). Drei Tage vor seinem Heimgang ging dieser Wunsch in Erfüllung. Da naht sein Ende heran. Seine Freunde und Zöglinge umgeben sein Lager und sagen leise unter sich: „heute stirbt er noch nicht.“ Aber der Sterbende wandte sich zu ihnen und seine letzten Kräfte zusammennehmend, spricht er: „heute will ich Urlaub haben.“ Er läßt sich nach der Kirche tragen, nimmt das h. Abendmahl und stirbt, das Auge zum Altar gerichtet, im seligen Frieden.[1])

Und nun drei Bemerkungen zum Schluß.

1. Fast alle die apostolischen Männer, die vom 7. bis zum Anfang des 9. Jahrhunderts in Friesland und Nord-Deutschland das Kreuz Christi gepflanzt, gehörten ihrer Geburt nach den höheren Ständen an. Unser Gregor war von königlichem Geblüt. Amandus, Wulfran, Wilfried, Willibrord, Bonifacius, Liudger u. s. w. waren Adlige, zum Theil natürliche Erben bedeutender Güter; nur Eligius war nicht ein geborener Edelmann; allein als Goldschmied war er dennoch ein Mann von Stand und hatte sich große Reichthümer und Einfluß am fränkischen Hofe erworben. Diese

1) Und zwar den 25 August d. Jahres entweder 775, wie das Archiv der Utrechter St. Salvatorkirche aussagt (Dr. Moll Kirchengeschichte), oder des Jahres 781, was Dr. Neander und andere wollen. Sein Geburtsjahr, das 708 angegeben, sollte dann 702 gewesen sein. Die gelehrten Sammler, Bollandisten genannt, nehmen das Jahr 704. Diese unwesentliche Verschiedenheit mögen die Chronologen ausmachen, so es möglich ist.

Thatsache fällt auf und scheint im Widerspruch mit den Aposteln, die unmittelbar vom Herrn berufen, so wie mit der überwiegenden Mehrzahl der christlichen Missionare des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts, in dem die Zinzendorfs und Zaremba's als Ausnahmen von der Regel bezeichnet werden[1]). Unser niederländischer Kirchengeschichtschreiber giebt als einleuchtenden Grund dieser auffallenden Erscheinung an, daß der Unterricht und alle wahre Bildung zu der Zeit ausschließlich bei den Priestern und Mönchen heimisch waren, besonders in England, Schottland und Irland, woher die meisten dieser Missionare stammten. Ihre empfänglichen Schüler entnahmen diesen priesterlichen Lehrern das Ideal eines frommen, gottgeweihten Lebens, und dies Ideal war eine strenge Askese, zu der auch ein missionirendes Pilgerleben wesentlich mitgehörte.

2. Darum ist diese strenge Askese charakteristisch bei Allen: Abhärtung, Tödtung des Leibes, Entsagung auch der unschuldigsten Genüsse, Entsagung auch der süßen Heimath, ein wanderndes Pilgerleben unter Zelten in rauher heidnischer Gegend. Nicht aus natürlicher Reiselust, wie Etliche meinen. Nein, Pilger sein um Gottes willen, die irdische Heimath verlassen, um die himmlische zu gewinnen, das war ihr Motiv. Dünket dies etwa nicht ganz gesund, überspannt, werkheilig, — ich will nicht darüber streiten; aber ganz gewiß hat Gott diese Ansicht der christlichen Vollkommenheit unsren heidnischen Vorfahren zum Segen gedeihen lassen. Wie die Gelehrsamkeit des Apostels Paulus ihn besonders für die Evangelisation der Griechen befähigte, so waren der natürliche Adel und die hervorragende Bildung dieser angelsächsischen Missionare wesentliche Hülfsmittel zum Gedeihen ihres heiligen Werkes. Diese Eigenschaften ließen sie sich leichter bewegen, wenn sie mit Fürsten, Königen und Hofleuten in Berührung kamen; ihre strenge, enthaltsame Lebensart ließ sie leichter die Mühen und Entbehrungen unter den rauhen Heiden ertragen und stählte ihnen den Geist so wie den Leib. Wir schämen uns unsrer Weichlichkeit ihnen gegenüber, wenn wir uns ihre Mühen und Entbehrungen der Wahr-

1) Noch eine Ausnahme. Auf meiner Heimkehr von meiner ostindischen Visitationsreise traf ich einen römisch-katholischen Priester und hatte auf dem Dampfschiff Eine Hütte mit ihm zu theilen von Ceylon bis Suez. Wir wurden Freunde und reisten zusammen durch die Wüste und Aegypten. Er war ein Graf C. aus dem fürstlichen italienischen Geschlecht der Belgiojoso's, und hatte sich aus Liebe zur Mission der Franciskaner Mission in Agra (Hindostan) angeschlossen.

heit gemäß vorstellen. Uebrigens müssen wir diese Männer uns denken als die Gelehrten und Gebildeten ihrer Zeit. Und wenn auch der Maaßstab dieser Zeit ein gar niedriger ist, wir sollen uns vor all zu niedriger Vorstellung hüten. Bonifaz und Liudger schrieben z. B. mit Leichtigkeit Latein, Livinus hat sogar in seiner Pilgerhütte schöne und rührende lateinische Verse geschrieben.

3. Bei allen diesen Männern finden wir aufrichtige und tiefe Unterwerfung unter Roms Bischof. Dies hängt mit ihrer gesammten gesetzlichen Anschauung innig zusammen. Unsre Väter erhielten so das Christenthum in der Gestalt einer erneuten alttestamentlichen Theocratie. So ward ihnen wie in Israel das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christum. Unter dieser Schaale blieb der Kern bewahrt, der zur Zeit der Reife hervorbrechen sollte in der Reformation. Vergessen wir nicht: Niemand ist wahrlich frei, es sei denn, daß der Sohn Gottes ihn frei gemacht. Auch uns, so wie jenen Heilboten gilt die Losung: lasset uns mit Christo ziehen, daß wir mit Ihm sterben. Von dieser Verleugnung des Ichs, von diesem gottgeweihten Leben haben uns jene apostolischen Männer trotz aller ihrer Fehler und Irrthümer, strahlende, tief beschämende Vorbilder hinterlassen; drum wenden wir auf sie den heiligen Spruch an: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach! (Hebr. 13, 4.)

L. J. van Rhyn in Wassenaar bei Leiden.

8. Meinrad.

21. Februar.

Meinrad war zu Karls des Großen Zeit, Anfangs des 9. Jahrhunderts, im Sülichgau in Würtemberg oder Hechingen geboren, das Kind einer edeln, aber nicht sehr reichen Familie, nach späterer Angabe der Sohn des dortigen Grafen. Als der Sprößling einer solchen wurde er von seinem Vater der Schule in Reichenau, der Bildungsstätte des benachbarten Adels, und besonders dem dortigen trefflichen Lehrer Erlebald, seinem Oheim, auch einem Schüler des großen Hatto, übergeben. Dieser nahm sich nun auch des talentvollen und lernbegierigen Knaben wie eines Sohnes an und machte ihn mit der Schrift und den Vätern, vorzüglich

auch den für das Mönchsleben begeisterten, bekannt. Im 25. Lebensjahre erhielt er die Diakonus- und bald darauf die Presbyterweihe, trat dann in dem ihm von Jugend auf eigenen ernsten ascetischen Sinne, auf den Antrieb und zur Freude seines unterdeß zum Abte des Klosters erwählten Oheims (823), als Mönch in das Kloster ein und ward jetzt ein ganzer Mönch, ein Vorbild in Entsagnng und Demuth, in eifrigem Gebet und aufopfernder Liebesthat. Die Lehrerstelle zu Bollingen war gerade damals vacant; der an Wissen reiche, aber von Herzen demüthige und wahrhaft fromme Meinrad war der rechte Mann für dieselbe. So begann er hier als Lehrer sein Tagewerk mit Wort und That; seines Herzens Sehnsucht zog ihn aber anderswo hin, in die tiefste Einsamkeit. Der, Oberbollingen gegenüber liegende, sich weithin ausdehnende finstere Etzel und die dortige Einöde zogen ihn mit magischer Kraft an. In dieser Sehnsucht machte er eines Tages mit seinen Schülern einen Ausflug über den See auf das jenseitige Ufer; bei dem Flusse angekommen, welcher durch die einsame Gegend dahinrauscht, beschäftigte er seine Begleitung mit Fischfang, nahm sie aber selbst in Augenschein nnd fand sie ganz so, wie es sein Herz wünschte. Schon auf dem Rückwege theilte er einer reichen frommen Matrone zu Altendorf, welche die kleine Gesellschaft freundlich aufgenommen hatte, seinen zur Reife gekommenen Entschluß, sich in der Wildniß niederzulassen, im Vertrauen mit und bat sie um ihren Beistand. Die fromme, ein Gotteswerk gern fördernde Frau versprach ihm nun auch denselben, wenn er in seinem Vorsatze beharre, und bald war er, in diesem unter eifrigem Gebet immer mehr bestärkt, auf der Höhe des Etzels, um sich eine Einsiedlerhütte zu bauen. Die Wittwe blieb ihrem Versprechen getreu und versah ihn bestens mit der spärlichen Nahrung, die er bedurfte. Meinrad diente hier seinem Gotte im eifrigen Gebete und zum Himmel hingerichteten Stillleben 7 Jahre; es war das aber nicht die Stätte seines Bleibens. Der Zudrang des ihn aufsuchenden Volkes ward ihm lästig; er zog sich noch weiter in das Dickicht des Waldes, in ein von der Welt ganz abgeschiedenes, ringsum von Bergen eingeschlossenes, schwer zugängliches Thal zurück. Fromme Männer der Nachbarschaft, vorzüglich aber auch eine Aebtissin Heilwiga, vermuthlich von Seckingen, das hier Besitzungen hatte, unterstützten ihn. Er erbaute sich unter ihrer Mitwirkung die nöthigen Wohnungen, eine Zelle und Kapelle, und übte am einsamen stillen Orte im innigsten Verkehr mit seinem Gotte die strengste Ascese. Sechsundzwanzig

Jahre gingen so, reich an Beseligung und innerer Erhebung, ohne andere Erlebnisse hin, als die gewöhnlichen in allen diesen Lebensbeschreibungen wiederkehrenden dämonischen Versuchungen. Sie gaben sich in der wilden Berggegend mittelst eines auf sie gelagerten dichten Nebels und einer ägyptischen Dunkelheit, drohender Sturmes- und Donnerstimmen, eines Nerven zerreißenden höllischen Concertes und verderblich gegen ihn zuckender Feuersflammen kund. Meinrad soll selbst vor Schrecken und Betäubung auf die Erde zum Gebete niedergesunken, darauf aber das Licht wieder vom Aufgange der Sonne strahlend hervorgekommen sein und ein aus ihm hervortretender Engel die finstere Rotte verscheucht und mit kräftigem Gebote alle ferneren Beunruhigungen des Heiligen untersagt haben.

Die Volkssage weiß freilich noch etwas mehr zu erzählen; nach ihr schützte ihn nicht nur der Himmel, er trat auch mit ihm in Verkehr. Es besuchten ihn einst mehrere Ordensbrüder von Reichenau. Einer von ihnen, der sich besonders für das Leben und Thun des Heiligen bis auf die geringste Einzelheit interessirte, konnte, zur Ruhe in ein kleines Haus von Holz nahe bei der Kapelle gebracht, den Schlaf nicht finden; da bemerkte er, wie der Heilige sich um Mitternacht von seinem Lager erhob und zu der Kapelle hinging. Sofort stand auch er auf, um zu sehen, was derselbe dort vornehme, folgte ihm still zu der Kapelle und sah hier, wie ein schönes Kind, ungefähr 7 Jahr alt, von dem mit der Jungfrau und dem Himmelsknaben geschmückten Altare herabstieg, mit Meinrad die Psalmen, einen um den anderen, betete und ihm liebreich Manches, was er nicht verstand, zuflüsterte. Der Ordensbruder sah und sah und hielt das Gesehene anfangs für eine Sinnestäuschung; das schöne Kind sprach aber auch noch zu ihm einige prophetische Worte, die späterhin ihre Erfüllung gewannen. Das überzeugte ihn, daß das Gesehene nicht bloß ein Gesicht gewesen, und zugleich den Abt und sein ganzes Kloster mit ihm. Man glaubte eben, der Heilige müsse schon hier mit dem Himmel in Verkehr getreten sein.

Endlich sollte Meinrad aber doch der feindlichen Macht unterliegen. Zwei Bösewichter, Richard, ein Alemanne, und Petrus, ein Rhätier, suchten in der Meinung, eine gute Beute zu machen, aufgespartes Gut und Geld zu finden, die einsame Zelle auf. Der Heilige war gerade in der Kapelle, um seine Abendandacht zu verrichten. Eine Todesahnung war den Tag durch seine Seele gezogen; er lag da im ergebungsvollen Gebet, als die Räuber

anklopften. Er vollendete daſſelbe, ging dann zu den Klopfenden hinaus und redete ſie, die zur ungewohnten Stunde Kommenden, mit den Worten an: „Warum ſeid ihr ſo ſpät gekommen, warum nicht früher, um meine Meſſe und Fürbitte für euch zu hören? Doch gehet auch jetzt noch hinein, Gott um Gnade zu bitten, und tretet dann in meine Hütte, damit ich euch mittheile, was ich durch Gottes Segen habe.“ Sie gehen nun auch in die Kapelle, nicht aber, um zu beten, ſondern um nach Raub zu ſpähen, kehren aber bald, da hier nicht viel zu ſehen war, zu ihm zurück. Meinrad giebt ihnen Alles, was er hat, Kleider, Speiſe und Trank. Das war aber nicht genug. „Ich weiß“, ſagte jetzt Meinrad, ihren Mord- und Blutdurſt ſehend, „ihr ſeid gekommen, mich zu tödten. So thut's; ich bitte euch nur noch, die zwei dort bereit geſtellten Kerzen, die eine zu meinem Haupte, die andere zu meinen Füßen zu ſtellen. Entfernet euch dann ſchleunig; ihr möchtet ſonſt den mich Beſuchenden in die Hände fallen.“ Die ergebungsvolle Sanftmuth Meinrad's konnte die Raub- und Mordluſtigen nicht entwaffnen. Richard ergriff ihn mit gewaltiger Fauſt, ruft ſeinem Gefährten zu, ihn mit einem Knüttel zu Boden zu ſchlagen, und verſetzt ihm endlich, da die Schläge nicht ſicher genug treffen, unter den Worten: „O du fauler Tropf, warum ſchlägſt du ihn nicht auf den Kopf, daß er den Todesſtreich empfange“, den Todesſchlag auf das Haupt. Der ſchwer Getroffene ſinkt jetzt beſinnungslos zu Boden, und die Raubmörder ſtürzen auf ihn, um ihn vollends zu erdroſſeln. Jetzt erſt nach vollbrachter That kommen ſie wieder etwas zur Beſinnung; ſie legen den entkleideten Leichnam auf das Bett, bedecken ihn mit einem Tuche oder einer Decke und ſtellen die Kerzen, die eine an ſein Haupt und die andere zu ſeinen Füßen. Sie eilen mit der letztern zu der Kapelle, zu der dort ſtets brennenden Ampel, um ſie anzuzünden; da ſtrahlt ihnen aber bei ihrer Zurückkunft ſchon die andere hellleuchtend entgegen. Es wird ihnen unheimlich zu Muthe; ſie wagen nichts in der Kapelle anzurühren und machen ſich eiligſt mit Kleidern und Bettzeug davon. Zwei von Meinrad auferzogene und ihm dankbar ergebene Raben wurden aber ihre Verfolger und Verräther. Schon als ſie der unheimlichen Männer anſichtig geworden waren, ſollen ſie mit ungewöhnlichem lauten Geſchrei zum Erſtaunen der böſen Buben in die Höhe geflogen ſein, als wären ſie von einem Raubthiere aufgeſcheucht worden; ſie blieben nun aber auch den Flüchtigen auf der Ferſe und verfolgten ſie mit dem gleichen durchdringenden Geſchrei. Wer kennt nicht die Macht

des bösen Gewissens? Nach der ergänzenden Volkssage sollen dann die Mörder, wie von den Furien gejagt, vor den unabtreibbaren Schreckensvögeln aus dem finstern Walde zunächst nach Wollrau geflohen sein. Ein hier wohnender Zimmermann, der im Walde gearbeitet, die Bekanntschaft des Heiligen gemacht und ihn sogar zum Taufpathen genommen hatte, soll hier die Verfolger und die Verfolgten zu Gesichte bekommen und sogleich zu seinem Bruder gesagt haben: „Das sind Meinrad's Raben; dem wird durch die Männer etwas Widerwärtiges zugefügt worden sein. Ich werde nachsehen; du aber behalte sie im Auge." Er fand nun wirklich voll Entsetzen, was er gefürchtet hatte, küßte den Leichnam, verrichtete sein Gebet und eilte dann den Mördern nach. Endlich findet er, durch Nachfragen immer weiter geführt, seinen Bruder und auch die Mörder in dem ersten Wirthshause zu Zürich, wo sie sich sicher glaubten. Aber auch hier fanden sie die Raben, schießen, da die Thüre geschlossen war, in die Fenster, stoßen den Mördern Wein und Speise vom Tische und stechen ihnen in die Augen. Die Anwesenden ahnen eine Frevelthat; da verkündigt der Zimmermann den Mord Meinrad's und beschuldigt die in Todesblässe und Verwirrung Dasitzenden, die sich schon zu sehr verrathen hatten, desselben. Man verklagt sie sofort bei der Obrigkeit; sie gestehen die Missethat ein, und der Feuertod ward ihre Strafe. Die Raben sollen nicht eher von dannen gewichen sein, als bis sie die verdiente Strafe getroffen hatte.

Das Volk zog übrigens zur Meinradszelle hin, um ihm noch einmal seine Verehrung zu bezeugen. Es fand hier die Kerzen abgebrannt, die auch das Holz des Leuchters und das über den Körper gelegte Stroh ergriffen hatten; den Körper des Heiligen hatten die Flammen nicht berührt oder, wie man es in frommer Verehrung faßte, nicht zu berühren gewagt. Die vom Himmel angezündeten sollte auch der Himmel wieder ausgelöscht haben. Walther, Abt von Reichenau, ließ den Leichnam des hochverehrten Klosterbruders aus der Einöde holen und außerhalb des Münsters daselbst hinter dem Chor begraben. Der Todestag Meinrad's ist der 21. Februar 863.

Meinrad hatte keine Schüler um sich versammelt. Vierzig Jahre verflossen, ehe er in seiner Einöde Nachfolger fand; seine Zelle, wo auch sein Herz und seine Eingeweide zurückgelassen worden sein sollen, blieb aber der Gegenstand der tiefsten Verehrung. Um diese Zeit, gegen 906, besuchte Benno, Domherr aus Straßburg, aus adeliger oder königlich-burgundischer Familie,

die ihrem Verfalle zugehende Zelle. Es lebte in ihm der gleiche religiöse Drang, wie in Meinrad; er beschloß, sein Nachfolger zu werden und dieselbe wieder herzustellen. Für eine bleibende Niederlassung mußten aber die Umgebungen etwas wohnlicher gemacht werden; er erbat sich deshalb von den Grundeigenthümern, den Grafen von Rapperswyl, die Erlaubniß, den Boden ringsumher bebauen zu dürfen, und bald wurde es licht um die Zelle. Ein freundlicher Hügel, nach ihm Bennau genannt, erhob sich im grünenden Wiesengrunde. Mehrere Freunde und Bekannte gingen ihm zur Hand. Es mehrten sich bald die hierher Ziehenden. Man mußte sich nach neuen Hülfsquellen umsehen. Benno wandte sich an das Kloster Seckingen, um die benachbarte wohlgelegene Insel Ufenau als Erblehen zu gewinnen. Er that es nicht vergeblich; sie ward die Obst- und Fruchtkammer für die Ansiedler. Benno lebte hier 19 Jahre bis 925; in diesem Jahre ward der weithin Gefeierte zum Bischofe von Metz berufen. Er folgte dem Rufe zu seinem Verderben. Der strenge Sittenprediger mußte hier bei der eingerissenen Sittenlosigkeit Anstoß geben; er ward von der ihn hassenden Partei aufgefangen, schändlich gemißhandelt und selbst der Augen beraubt. So zog er bald wieder in die ihm lieb gewordene Einsamkeit zurück, wo er, wie ein Vater, mit hoher Freude, aber auch mit tiefer Trauer empfangen wurde und, wenn auch geblendet, doch in um so größerer innerer Erleuchtung bis 940 fortwirkte. Noch bei seinen Lebzeiten war Eberhard, aus einer der ersten Familien des Landes, ein Verwandter oder gar Bruder des alemannischen Herzogs Hermann I., Domherr zu Straßburg, hierher gekommen, um ihm, dem Geblendeten, zur Seite zu treten. Dieser, ein reicher Mann, unternahm gleich nach seiner Ankunft das große Werk, ein neues geräumiges Kloster und eine Kirche zu Ehren des h. Moritz und seiner Genossen zu errichten. Hierzu waren freilich noch andere helfende Kräfte nöthig; der alemannische Herzog Hermann I. und seine fromme Gattin Regilinda beförderten aber kräftigst das Unternehmen. So stand bald die neue Kirche, welche die alte Kapelle Meinrad's in sich schloß, in aller Pracht da. Sie bedurfte nur noch der kirchlichen Weihe. Der Konstanzer Bischof Konrad wurde zu derselben eingeladen; er fand sich auch ein. Den Tag, als die Einweihung vor sich gehen sollte, harrte Alles in großer Spannung auf den Beginn der heiligen Handlung; Konrad zauderte aber, wie festgebannt, in der Kapelle. Man konnte sich das Zaudern nicht erklären; man bestürmte ihn, hervorzutreten. Da verkün-

dete er, daß er Nachts zuvor ein wunderbares Gesicht gehabt habe. Als er, wie gewohnt, gegen Mitternacht zum Gebet aufgestanden sei, habe er eine ungemein liebliche Musik vernommen, und die Engel selbst die Einweihung der Kapelle in der üblichen Weise vornehmen gesehen. Der Herr selbst habe das Hochamt im veilchenblauen Meßgewande abgehalten, die Evangelisten ihm die Bischofsmütze auf das Haupt gesetzt und wieder abgenommen, die Engel das Rauchfaß getragen, die Maria, leuchtend wie ein Blitz, vor dem Altar gestanden, der h. Michael habe vorgesungen, Stephanus die Epistel, Laurentius das Evangelium gelesen u. s. w. Das die berühmte Engelweihe, deren Jahresfest das höchste Fest des Klosters geworden ist. Man traute aber der Sache nicht recht, sah das Erzählte als ein Gebilde seiner aufgeregten Phantasie an und drängte ihn zu der Weihe. Da ertönte plötzlich dreimal die Allen vernehmbare Stimme vom Himmel herab: „Laß ab, Bruder, laß ab; sie ist schon vom Himmel aus geweiht worden." So unterblieb die irdische Weihe der himmlisch geweihten; Leo VIII. soll dann auch die himmlische ausdrücklich für vollgültig erklärt haben.

Die ganze Erzählung ist und bleibt der Reflex der dem Kloster wirklich zustehenden höhern Weihe. Diese höhere Weihe erkennen wir aber mit dankbarem Herzen an. Es einten sich hier und wirkten bald die tüchtigsten Kräfte; es wußte gerade dieses Kloster den alten ernsten sittlichen Geist, die alte Ordnung und Disciplin aufrecht zu erhalten, als ringsumher ihre Pfeiler zusammenbrachen, und seine Aufgabe als Vertreter einer geweihteren Frömmigkeit und eines geweihteren Lebens treu zu lösen. Es versorgte mit Aebten, wie Reichenau, alle Nachbarklöster, mit Bischöfen alle benachbarten Bischofsstühle. Meinrad's Geist wirkte lebendig fort.

Unter Embricius, Sohn des Grafen Babo, des beglückten Vaters von 32 Söhnen, die er einmal vor Kaiser Heinrich III. zum Erstaunen und zur Freude desselben aufmarschiren ließ, und noch 8 Töchtern, verzehrte eine Feuersbrunst 1029 das ganze Kloster. Nur die von allen Seiten bedrohte Meinradskapelle soll damals unversehrt geblieben sein. Wohl möglich; denn für sie, die himmlisch geweihte, standen ja auch alle Kräfte ein. Es wurde 10 Jahre gearbeitet; im Jahre 1039 konnte das Kloster und die Klosterkirche neu eingeweiht werden. Diese neue Einweihung wurde aber durch die Uebersiedelung der eigentlich hierher gehörenden Gebeine Meinrad's aus Reichenau besonders verherrlicht. Em-

bricius hatte somit ein schönes Tagewerk vollbracht; er starb nach vollbrachtem Neubau des Klosters, aber auch nach Tieferlegung der Basis, auf welcher sich das kirchliche und auch das politische Leben des Kantons Schwyz in erfreulichster Weise entfalten, ja Einsiedeln zur glanzvollsten Benediktinerabtei nicht bloß in der Schweiz, sondern im ganzen Abendlande, erheben sollte.

E. F. Gelpke in Bern.

---

9. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

19. November.

Das Leben der h. Elisabeth, dieser gefeiertsten unter den heiligen Frauen, viel bewundert, viel beschrieben und besungen, und doch, selbst in den vor der geschichtlichen Kritik Stich haltenden Partieen, nur wenig verstanden, kann schlechterdings nicht richtig gewürdigt werden, wenn man sich nicht in die geistigen Mächte und Strömungen versetzt, welche ihr Zeitalter beherrschen.

Die Jahre 1207 bis 1231, welche es umschließen, bezeichnen einen der wichtigsten Zeiträume des gesammten Mittelalters.

Die päpstliche Tiara war damals von einem Glanz der Macht und des Ansehns umstrahlt, wie nie zuvor. Morgen- und Abendland sandten ihre Fürsten und Bischöfe als Boten ihrer Ergebenheit und ihres Gehorsams nach Rom und diese sahen es als ihre höchste Ehre an, unter den Augen des Stellvertreters Christi das Wohl der Kirche zu berathen und seine Genehmigungen als Befehle mit nach Hause zu bringen. Kaiser und Könige mußten sich, auch in weltlichen Angelegenheiten, seinem Worte fügen. Allerdings war mit dieser Machtentfaltung Roms die Gefahr der Veräußerlichung der Kirche verbunden; aber andrerseits schien dafür gesorgt zu werden, daß dieser nach Gebühr entgegengearbeitet würde. Denn eben jetzt traten an verschiedenen Orten der Kirche, fast gleichzeitig, mit augenblicklichem Erfolg Männer in Wirksamkeit, welche es ausdrücklich darauf angelegt hatten, alle Unkirchlichen zu erwecken, alle Entfremdeten zur Heerde Christi wieder heranzuziehen, alle Verirrten zurechtzuweisen und zwar durch das in der feurigsten Liebe zu Christo gepredigte Wort. Ohne Zweifel durch die Kunde von Petrus Waldus berührt, der durch die Schriftwahrheit er-

leuchtet, der verweltlichten Kirche das Evangelium von Christo neu und kräftig vorzuhalten begonnen, lebten sie, im Besitz vorzüglicher Geistesgaben, ihrem Berufe doch durchaus in Kraft originaler Triebe und hatten, während jener vom Bannstrahl getroffen wurde, den unermeßlichen Vortheil, vom päpstlichen Stuhl nicht nur die Genehmigung ihres Wirkens zu erhalten, sondern auch, indem sie ihm vollkommen ergeben waren, bald als eigentliche Vollstrecker seiner Gebote anerkannt zu werden.

Da traten denn Dinge an's Licht, wie man sie noch nicht erlebt hatte; es schienen uralte Zeiten sich zu erneuen. Durch die mittelitalischen Städte zog, umgeben von Volkshaufen, der Mann dahin, der erst reich und das Leben genießend, plötzlich Allem entsagt hatte, um Christo Seelen zu gewinnen. Wo der h. Franciscus sich einer Ortschaft nahte, läutete man mit den Glocken, die Einwohner hatten sich, ihre Priester an der Spitze, aufgemacht, ihn zu begrüßen: da kam er denn barfuß, den Leib mit einem Kleid von grobem Tuch umhüllt, und mit einem geknoteten Strick gegürtet, das Gesicht von häufigem Fasten durchfurcht, aber durchaus freundlich und leutselig — und nun begann sein Wort, durchdrang mit seiner die evangelische Armuth, Keuschheit und Liebe verkündenden Botschaft die lauschende Menge bis auf Mark und Bein, und gewann ihm unter Männern und Frauen eine Nachfolge, die für Visionen offen und zur Uebernahme der schärfsten, Leben und Leib verachtenden und vernichtenden Kasteiungen bereit, das Eine oder das Andere fortwährend steigerte.

Und nordwestlich davon, im südlichen Frankreich, wo sich in den blühenden und gewerbreichen Gegenden an den Quellenfluthen der Garonne seit Menschengedenken mancherlei Genossenschaften von abweichender Lehre aufgethan hatten, wo neben redlichen Waldensern ergrimmte Gegner der herrschenden Kirchengewalt und auch solche wohnten, in denen die letzten Reste finster dualistischer, altmanichäischer Lehren hausten, arbeitete, davon entsetzt, in gleich glühendem Eifer für das Seelenheil der Verirrten der gelehrte Priester von vornehmem castilianischen Herkommen, den seine Liebe von Osma daher über die Pyrenäen getrieben hatte, ließ sich mit den Ketzern in lehrhafte Gespräche ein, predigte ihnen die kirchliche Lehre und schloß die zahlreichen Gehülfen, die er sich hierzu gewonnen, zu einem Orden zusammen, dem er die letzte Weihe dadurch zu geben suchte, daß er zur Bedingung des Eintritts gleichfalls den vollständigen Verzicht auf jegliches irdische Hab und Gut machte, wie er denn noch auf dem Todtenbette den Zorn des allmächtigen

Gottes auf Jedermann herabrief, der den Predigerorden mit dem Gifte irdischen Eigenthums zu bespritzen unternehmen würde.

Wohl war der Eifer erklärlich, mit dem Dominicus die Bekehrung der Irrgläubigen betrieb, denn wie nach der unbedingt angenommenen Kirchenlehre alle Ketzer der ewigen Verdammniß verfielen, so war jede Abweichung vom orthodoxen Glauben mit den furchtbarsten diesseitigen Strafen verbunden. Das Himmelreich des Innocenz und seiner Nachfolger war ein zum Entsetzen grausames. Während in dem alten römischen Weltreich Abweichungen von den Grundsätzen des Staates durch Verbannung geahndet wurden, gab es im christlichen Romstaate hiefür keinen Raum: Ketzerei verwirkte das Leben. Der Einzelne ward der weltlichen Obrigkeit zum Schaffot oder Scheiterhaufen überwiesen; gegen Orte oder Herrschaften, in denen sich Ketzereien eingenistet, wurden Kreuzheere aufgeboten. Fast der ganze Verlauf des Lebens der h. Elisabeth steht in dem schaurigen Wiederschein der Feuerzeichen, die am fernen Südwesthimmel vom Jahr 1209 an zwanzig volle Jahre hindurch von den niedergebrannten Dörfern und Städten der Grafschaft Toulouse aufgestiegen sind; dann und wann loderten Scheiterhaufen von Ketzern schon in größerer Nähe; denn auch in Deutschland begannen die durch das Lateranconcil von 1215 angeregte Inquisition gegen Abweichungen von der Kirchenlehre, die sich von der Schweiz nord- und ostwärts in Deutschland verbreitet hatten, ihre Verhör- und Gerichtsstätten aufzurichten.

Sonst ist, wenigstens was die geistigen Interessen anlangt, der Blick auf das deutsche Vaterland ein erhebender. Von den Keimen der Neugestaltung der Baukunst abgesehn, vollzog sich damals eine Entwickelung deutscher Begabung, auf die wir mit nationaler Freude zurückblicken: die Blüthe unsrer Volks- und Ritterpoesie. Damals wurden unsre Nibelungen gesungen und unsre Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide ließen in Lust und Ernst, voll ritterlichen Adels, in Glaubenszuversicht jene Lieder ertönen, welche in der köstlichen Verbindung von Wohllaut und Trefflichkeit des Inhalts, die sie kennzeichnen, von spätern nicht erreicht worden sind. Das Volk schritt an der Hand der Kirche und der Poesie zu höherer Bildung, und es war, als sollten die steinernen gethürmten Häuser auf den Bergen das Gerassel der gewaltthätigen Waffen, für die sie erbaut waren, durch die Harmonie besserer, geistiger Thätigkeiten zum Schweigen bringen oder doch übertönen. Ob sich freilich diese Blüthe lange halten und zu noch herrlicheren Früchten erwachsen sollte, mußte bei der

bedenklichen Lage, in welche das Kaiserthum jener Tage gerathen war, indem nach dem frühen Tode Heinrichs VI. von der päpstlich-welfischen und der kaiserlich-waiblingschen Partei zwei Kaiser erwählt waren, die sich Schwert gegen Schwert einander gegenüberstanden, bis endlich der eine ermordet und an die Stelle des Andern durch den Papst ein neuer Kaiser heraufgeführt wurde, überaus zweifelhaft sein: gelang es Friedrich II., in dieser Stellung dem durch Rom selbst aufgereizten deutschen Fürstenthum das Gleichgewicht zu halten, so konnten gute Tage kommen; mißlang es ihm, und wurde der Einklang mit dem mächtigen Rom selbst in Widerstreit verkehrt, so war Deutschland mit dem Umsturz aller Dinge bedroht.

In der Zeit der Entscheidung durchlebte Elisabeth, die Tochter des Königs Andreas von Ungarn und seiner Gemahlin Gertrud, Pathenkind des Cardinals Hugolinus, der 1227 als Gregorius IX. den päpstlichen Stuhl einnahm, von ihren Eltern schon im vierten Lebensjahre von Preßburg nach Thüringen entlassen, wo sie heranreifen und dann die Gemahlin des im J. 1200 geborenen, erstgeborenen Sohnes des Landgrafen Hermann werden sollte, auf der Wartburg die Jahre ihrer Kindheit: nach allen Nachrichten, die wir haben, auch nach dem Schluß, den die vorhandenen Kunstdenkmale ermöglichen, schon äußerlich eine erfreuliche Erscheinung; besonders reich aber mit den schönsten Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestattet, und so nach Rang und Begabung gleich befähigt, dereinst an ihrem Ort in die Geschicke Thüringens und Deutschlands thätig einzugreifen. Wird sie Freude gewinnen an den schönen Liedern, die im Rittersaale der Burg erklangen? wird sie an Hermanns gastlicher Milde gegen die Männer, die zugleich mit dem Schwertknopf und dem Bogen der Gambe an das Burgthor klopften, sich ein Beispiel edler Freigebigkeit nehmen? wird sie auch wohl bei dem unverkennbaren Sinne für die Niedern des Volks, den sie schon früh gezeigt, einen Blick für die armen fahrenden Sänger haben, die durch's Land ziehen und sich mit ihren Liedern bei Rittern, Bürgern und Bauern hören lassen? wird ihre Erziehung dahin führen, daß sie die einer deutschen Fürstenkrone würdige Gemahlin eines Mannes wird, der die ritterlichen Tugenden der Schönheit, Stärke, Keuschheit, Frömmigkeit und Treue, durch die er sich in seinem spätern Leben ausgezeichnet hat, schon als Jüngling besaß? wird sie sich, damit sie dies werden könnte, in rein volksthümlicher Umgebung, unberührt von den Einflüssen der Dinge, die jenseits der Alpen vorgingen, entwickeln können?

Bei aller natürlichen Heiterkeit, die einen Theil ihres Charakters bildet, that sich in Elisabeth schon sehr früh ein entschiedener Zug geistlicher Lebensanschauung kund. Ihrer Seele ursprünglich eigen, mochte er durch das Innewerden ihrer Stellung in der Fremde und die Kunde von dem räthselhaften gewaltsamen Tode ihrer Mutter, die ihr dann in ihren Träumen vorkam und das Kind um Fürbitte anging, gekräftigt werden. Als zartes Kind sehen wir sie in der Kirche den Altar aufsuchen und auf ihren Knien liegen; mitten in ihren Spielen springt sie nach der Kapelle zu und küßt ihre Mauern; auf dem Kirchhofe, zwischen den Gräbern durch schreitend, gedenkt sie des Wechsels von Leben und Tod, der auch für sie eintreten werde. Wie gesund dieser Trieb war, erhellt aus seinem Verbundensein mit herzlicher Zuneigung zu Armen und Leidenden: armen Kindern steckt sie ihre kleinen Gewinnste, Bettlern am Thor Brod und Speise zu, die sie aus der Küche für sie holt. Am höchsten wird die Demuth zu preisen sein, die sich in all ihrem Thun und Reden ausprägt, die anspruchslose Ergebenheit, mit der sie harte Urtheile der Landgräfin Mutter über ihr unscheinbares, unfürstliches Wesen, die spöttischen Bemerkungen der ihr fast gleichaltrigen Prinzessin Agnes und die Reden einer Hofpartei erträgt, welche darauf dringt, daß man sie zu ihrem Vater wieder zurückschicken solle, weil sie eher zu einer Magd als zu einer Fürstin tauge. Nicht ein Wort wird berichtet, aus dem sich irgend welche Gereiztheit oder das Keimen von Rachsucht in ihrer Seele schließen ließe. Den über sie ergehenden Tadel nimmt sie ergeben hin. Sie läßt sich daran genügen, daß ihr Ludwig sie liebt und von den Reisen, die er macht, oft kleine Geschenke mitbringt; als er ihr nach einer Zeit, wo er sie zu versäumen geschienen und sie darüber in der Stille Thränen geweint hat, aus der Gegend von Reinhardsbrunn durch einen alten biedern Ritter, Walter von Vargila, dem sie sich entdeckt und der ihre Noth dem Bräutigam geschildert, frohe Liebesbotschaft und einen kleinen Spiegel mit einem Christusbilde übersendet, geräth sie in selige Freude und drückt voll Dankes das Christusbild an Herz und Mund. Mit dem vierzehnten Jahre hörte dieser Zustand des Gedrücktseins auf: Landgraf Ludwig, der nach dem Tode seines Vaters Hermann im Jahre 1216 und seitdem in Friedens- und Kriegsgeschäften sich als trefflicher Fürst bewährt hatte, reichte in seinem 22. Jahre der Frühentwickelten seine Hand zum Ehebunde. Sie war nun im Genuß selbständigen fürstlichen Ansehens, und eine Reihe von glaubwürdig überlieferten Zügen er-

weist den kindlich liebenden Sinn, mit dem sie ihrem Gatten zur Seite stand, den Eifer, womit sie ihre fürstliche Stellung zum Wohlthun der Bedrängten benutzte und den tiefen Ernst ihres Ringens um das Seelenheil.

Von der Zeit her, wo sie Verlobte waren, hatten die fürstlichen Ehegatten die freundliche Gewohnheit, sich Bruder und Schwester zu nennen, und schön ist's zu lesen, wie die Schwester an dem Bruder hing, wie sie bei Tische zu seiner Seite saß, wie ungern sie sich von ihm trennte; wo immer es möglich war, begleitete sie ihn auf seinen vielfachen Reisen: sie ritt dann zu Pferd neben ihm und ertrug mit ihm Wind, Regen und Schnee. Waren die Reisen zu weit, oder zog Ludwig, was während ihrer Ehe fast jedes Jahr nöthig war, in Krieg oder Fehde, so betrachtete sie die Zeit seiner Abwesenheit als eine Trauerzeit: sie legte ihre fürstlichen Kleider ab und harrte in einfachem Witwenkleid seiner Wiederkehr: kam er dann wieder, so holte sie zum Zeichen ihrer Freude und wohl wissend, daß sie als Gattin ihrem Eheherrn auch äußerlich gefallen müsse, die glänzenden Gewänder wieder hervor und bewillkommte ihn in ihrem Schmuck. Als unumschränkte, nur ihrem Gatten verantwortliche Fürstin konnte sie nun der tiefsten Neigung ihrer Seele, den Armen und Leidenden Linderung ihrer Noth zu verschaffen, auf's Reichlichste nachleben: Hülfesuchende und Bettler fanden bei ihr ein stets offenes Ohr: arme Kranke und Wöchnerinnen suchte sie persönlich in ihren Wohnungen auf: sie griff dann in die Pflege selbstthätig ein; als es einmal an Milch gebrach, verschmähte sie es nicht, in den Stall zu gehen und sich am Euter einer Kuh zu versuchen, was ihr denn freilich beinahe übel bekommen wäre. Bei neugeborenen Kindern armer Leute übernahm sie Pathenstelle, erfreut über die ihr also gebotene Gelegenheit, ihnen nun um so mehr Wohlthaten erzeigen zu können. So war beständig ihr Thun. Kein Zeitraum aber sah mehr Beweise ihrer Liebe, als die Jahre 1225 und 1226, wo eine Theuerung und in ihrem Gefolge schwere Seuchen ganz Deutschland in steigendem Druck bedrängten. Unzählige nahmen damals zu der Burg ihre Zuflucht, wo sie sich eine freundliche Fürsorgerin wußten, und Keinen wies sie von ihrer Schwelle. Den Hungernden ließ sie Brod backen, die Schwachen speiste sie von ihrer eigenen Tafel und brach sich ab, damit sie ihnen desto behülflicher sein könnte. Von dem Sommer, den ihr Gemahl, vom Kaiser nach Cremona gerufen, in Italien zubrachte, wird berichtet, daß sie täglich 300 Arme persönlich versorgte. Für die Kranken, die den steilen

Berg nicht ersteigen konnten, richtete sie in Eisenach ein Spital ein, in welchem 28 Kranke Lager und Pflege fanden, die sie dann täglich besuchte und mit gottseligen Worten erquickte. Ein anderes Haus hatte sie für arme und kranke Kinder bestimmt: auch diese besuchte sie fleißig, brachte ihnen zur Erheiterung Spielsachen, Töpfchen, glänzende Ringe und Anderes mit und bewies ihnen, wie sie denn von Allen als Mutter begrüßt wurde, die mütterlichste Treue; gerade mit den elendesten und entstelltesten befaßte sie sich und drückte sie an ihren Busen. Nicht, als wäre das ihrem äußerlichen Menschen leicht geworden: dumpfe, verdorbene Luft war sonst ihr Abscheu; aber den Dunst der Krankenstuben, in denen es ihre Hoffräulein bei der heißen Jahreszeit kaum aushalten konnten, ertrug sie mit aller Geduld und Heiterkeit. Als der Herbst nahte und es nun galt, den Armen für die bevorstehende Erntearbeit Schuhe und Sicheln anzuschaffen, und da die Vorräthe in Folge der beständigen Ausgaben auf die Neige gingen — eine etwas späte, aber keineswegs unglaubwürdige Nachricht giebt eine überaus große Summe an, die sie an Einem Tage vertheilt habe und besagt, daß dazu Aecker und Ortschaften verpfändet worden seien — griff sie nach ihren seidenen Kleidern und verschenkte sie mit den Worten: nicht zum Putz, sondern verkauft sie für eure Nothdurft und arbeitet! denn es steht geschrieben: du sollst dich von deiner Hände Arbeit nähren, und wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! Und glücklich war sie zu preisen: ihr Wohlthun, von den Amtsschössern freilich als Verschwendung gescholten, war ganz im Sinne ihres Gemahls: als er zurückkehrte, bedeutete er die Klagenden mit den Worten: lasset sie um Gottes willen geben und armen Leuten gütlich thun, so viel sie will, wenn uns nur Wartburg und Naumburg zu unserer Herrschaft verbleiben!

Diese Erweisungen thätiger christlicher Liebe werden uns erst dann in ihrer vollen Bedeutung erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß es die Thaten einer Siebzehn- oder Achtzehnjährigen sind, die sich vor unsern Augen erheben. So früh einem Leben der aufmerksamsten Liebe zu ihrem Gemahl, und der unermüdlichsten Barmherzigkeit gegen Nothleidende ergeben! Diese Elisabeth wird ohne Aufhören in der Erinnerung des deutschen Volks, in der Christenheit fortleben, ein Vorbild für die christlichen Frauen jedes Standes und Alters, erhoben von den empfänglichen Herzen, geliebt von den Gleichgesinnten, und denen zur Scham genannt, die, wie weit auch an Jahren voraus, noch nicht vermocht haben, sich

über den Genuß hinaus zum Bewußtſein eines chriſtlichen Berufs für die Welt emporzuſchwingen.

Und dieſer Erinnerung werden wir uns um ſo lieber hingeben, als ſie uns hilft, über einige auffallende Punkte in den glaubwürdigen Berichten über ihr Verhalten hinwegzukommen, die nicht verfehlen können, bei dem nicht voreingenommenen Leſer mindeſtens Verwunderung zu erregen, ohne daß er ſo glücklich wäre, bei den Hiſtorikern erwünſchten Aufſchluß zu erhalten. Oder vermögen wir es, auch da in Bewunderung auszubrechen, wenn wir vernehmen, wie die junge Fürſtin anſteckende Kranke an's Herz drückt und küßt, wie ſie einen Ausſätzigen, um ihn zu reinigen, direct in ihres Mannes Bett legt? ſollen wir da das uns aufſteigende Grauen gewaltſam unterdrücken und mit den alten Chroniſten die Landgräfin Mutter eine übele Frau nennen, weil ſie, außer ſich darüber, ihrem Sohn, der eben heim kommt, davon mißbilligende Mittheilung macht? Die Wahrhaftigkeit gebietet zu bekennen, daß wir hier etwa nicht bloß Unſchönes, ſondern den Act eines in der That unbeſonnenen und ſelbſt rückſichtsloſen Zufahrens vor Augen haben. Aber es iſt ein Act, der ſich vollkommen erklären läßt. Eben in Eliſabeths Jugend liegt die Erklärung. Ergriffen vom Anblick des ſchwer Kranken und Leidenden und nur dem Einen Gedanken hingegeben, daß hier geholfen, ſchleunig geholfen werden müſſe, kommt ihr keine Ahnung von dem Unheil, das ſie mit ihrem Thun über ſich ſelbſt und den Geliebten ihres Herzens bringen kann; und ſo herrſcht in ihr die Erinnerung an das Wort des Herrn „was ihr Einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern thut, das habt ihr mir gethan", ſo ſehr muß ſich dieſe Erinnerung auch in ihrem Wort und ihrer Haltung ausgedrückt haben, daß ihr frommer Gemahl, auch ſeinerſeits für die tiefſten Regungen chriſtlichen Mitleids offen, in dem dort Liegenden den leidenden Erlöſer erblickt und ſich mit den Worten zu ihr wendet: Elyſabeth, min liebe ſweſter, ſulche geſte ſaltu vil dicke in min Bette legen: das iſt mir wol zu danke!

Wenn nun ſolche Herzen kein Gefühl mehr für die weltliche Schönheit des ritterlichen Lebens, vor allem der ritterlichen Poeſie hatten, wenn die Burg Hermann's, die vordem von Liedern und Geſangeswettſtreiten der ritterlichen Sänger wiedergeklungen, davon völlig verſtummte, wer mag die Klage über dieſes Welken eines der ſchönſten Blätter im Kranze altdeutſcher Herrlichkeit zur Anklage werden laſſen? Dichtkunſt iſt ein Schmuck des Lebens; hier aber handelte es ſich um die Rettung der Grundlagen des

Daseins für Tausende, und in der Fürstin, die sich dieser Rettung widmete und eine solche Gewähr an ihrem Gemahle hatte, erblühte ihrerseits eine duftende Blume frommer, demüthiger, aufopfernder Liebe, welche wie eine verkörperte Poesie in der Menschheit dasteht: der weltliche Glanz ist von der Wartburg verschwunden, aber ein geistlicher von tief heilender Kraft für die leidende Menschheit ist an ihre Stelle getreten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß schon die damalige Gegenwart die Wandlung so aufgefaßt hat. Walter von der Vogelweide, der es nicht versäumt hat, dem Abt von Tegernsee wegen seiner Ungastlichkeit ein unliebes Denkmal in der deutschen Literatur zu setzen, kann den Landgrafen Ludwig noch im Beginn des Jahres 1227 wegen seiner Milde und Stätigkeit preisen und hat kein Wort des Unmuths über den Umschwung, der doch auch ihn betraf: so sehr mochte er verstehen, und wenn auch mit Wehmuth anerkennen, was da dem Weiterklingen des ritterlichen Gesanges entgegentrat.

Daß er freilich, der edle deutsche Sänger, obwohl sein Herz gottesfürchtig war, und er „Gottes Lob vor allem Preise gehen" ließ, auch die Weiterentwickelung der Dinge auf der Wartburg gebilligt haben würde, ist damit nicht gesagt.

Das folgenschwerste Ereigniß in Elisabeths Leben, daß sie sich in die Führung eines Beichtigers begab, wird zunächst unter jenen Gesichtspunkt ihrer Jugendlichkeit zu stellen sein.

Bei ihrem ernstlichen Ringen um die Seligkeit, bei der Leichtigkeit, womit gerade dem demüthigsten Herzen die größten Zweifel an sich selbst kommen, wird die junge Fürstin, deren Gemahl selbst noch jung, überdies oft und lange von ihr fern war, mit besonderer Lebhaftigkeit dem Wunsche nachgehangen haben, einen geistlichen Vertrauensmann neben sich zu sehen, der ihr in zweifelhaften Fällen Rath und Belehrung und, wo sie gefehlt, Zurechtweisung ertheilen könnte. Und nicht geringe Hoffnungen für ihr allmähliches geistiges Erstarken konnten mit der Wahl des Mannes, dem dieser hohe Beruf zu Theil werden sollte, verbunden werden. Denn Conrad von Marburg erschien nach dem, was der treue Biograph Ludwigs erzählt, als ein Mann, der durchaus Vertrauen verdiente. Er war gelehrt, von reinen Sitten, die heilige Schrift floß ihm zu; durch seine Thätigkeit als päpstlicher Legat in Deutschland, wobei er sich den guten Christen gnädig und geneigt, den ungläubigen hart und gestreng gezeigt hatte, hatte er sich einen Ruhm erworben, der den Bruder Berthold in die Worte ausbrechen läßt, daß sein tugendlich Leben in deutschen Landen als ein lichter

Stern leuchtete. Dadurch wird begreiflich, wie ihm Landgraf Ludwig vor dem Antritt seines Kreuzzugs im Jahre 1227 die Besetzung aller der seinem Patronat untergebenen Kirchenstellen übertragen konnte; begreiflich, wie er, wahrscheinlich ein Jahr vorher, bereitwillig seine Genehmigung dazu ertheilte, daß sich seine Elisabeth in den Gehorsam Conrads begäbe. Feierlich, in einer Kirche, ward Elisabeths Versprechen zugleich mit dem Gelübde, im Fall des Todes ihres Gatten unverheirathet zu bleiben, gegeben und angenommen: Ludwig ließ ihm freie Bestimmung in der Führung seiner Gattin: nur seine Rechte als Gatte behielt er sich vor. Was etwa noch jugendlich Schwankendes, Unfertiges, Willkürliches in Elisabeth war, konnte so am Sichersten von ihr abgestreift und der unvergleichliche Grund von Gottesfurcht und Liebe, der in ihr lag, auch für ihre Stellung als Fürstin herausgebildet werden.

Aber je mächtiger Conrads Persönlichkeit, je gefügiger Elisabeths Wille war, desto gewisser war andererseits die Möglichkeit gegeben, daß er sich nicht darauf beschränkte, das Ueberwuchernde ihrer Liebesthätigkeit wegzuschneiden, wie wir denn lesen, daß er ihr die Liebkosung der Aussätzigen in der That verboten hat, sondern die beichtväterliche Leitung zur geistlichen Knechtung werden ließe. Anstatt einer Stärkung, Bewahrung und Lenkung des unvergleichlich frommen Sinnes, den Elisabeth besaß, konnte es in ihrer Seele zu einer Einprägung der eigenthümlichen Form der Frömmigkeit kommen, welche den Charakter ihres Beichtvaters bezeichnete. Es ist für Elisabeth, und wir dürfen behaupten, für das ganze landgräfliche Haus Thüringen entscheidend gewesen, daß diese Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden ist. Unsre theure Elisabeth ist die folgsame geistliche Tochter des Ketzerrichters geworden; der ganze Schatz von Glauben und Liebe, den sie in sich trug, hat sie selbst dem Einfluß des Mannes von Eisen unterstellt, der kurz vorher, im Jahre 1223 — eine bis zu Wegele's Herausgabe der Chronik des Nicolaus von Siegen unbekannte Thatsache — in Ausübung seines Berufs einen vornehmen Ketzer aus Goslar dem weltlichen Gericht in Erfurt zum Feuertode überliefert hatte.

Es ist nicht ausgemacht, ob Conrad Weltpriester oder Dominicaner oder Franciscaner gewesen. War er, wie man neuerdings vermuthet hat, Mitglied der weitern Genossenschaft des heiligen Franciscus, so wurden unmittelbar durch ihn die franciscanischen Anschauungen und Grundsätze der heiligen Elisabeth nahe gebracht. War er's nicht, so läßt sich darthun, daß diese

jenseits der Berge aufgekommene Geistesrichtung ihren anderweitigen Einfluß zeitig auf sie geübt hat. Zwar werden wir gerechtes Bedenken tragen, der Angabe der Franciscaner-Annalen, wonach Elisabeth mit dem Heiligen von Assisi in brieflichem Verkehr gestanden und von ihm seinen eigenen Rock zum Geschenk erhalten habe, Glauben zu schenken, da die unzweifelhaften Quellen davon Nichts erwähnen. Aber wenn doch eine ihrer Dienerinnen, Eisentrud von Hörselgau, erzählt, daß ihre Herrin eigenhändig Wolle zu Kleidern für die Mennebrüder gesponnen, und wenn Conrad selbst in einem Briefe an den Papst mittheilt, daß sie solchen eine Capelle in Eisenach verschafft habe, so ist eine Beziehung zu ihnen schon in dieser Zeit ihres Lebens unzweifelhaft, und selbst die Nachricht der Annalen ist nicht unglaublich, daß schon der erste Beichtvater Elisabeths ein Franciscaner, Namens Roding, gewesen.

So sehen wir die junge deutsche Fürstin von Einflüssen umgeben, welche in Italien ihre Quelle hatten und durch eignen Willen unter eine Hand gebeugt, die stark genug war, den anerbotenen Gehorsam bis aufs Aeußerste zu erwirken.

Und was waren nun die Folgen dieser Erziehung Conrads?

Die Denksprüche, welche er wahrscheinlich in dieser Zeit Elisabeth gab, haben zwar ihrem größten Theil nach einen rein biblischen Inhalt: „Habe Gott immerdar im Herzen und gedenke sein", „Sei barmherzig gegen den Nächsten", „Weil Gott für dich gelitten hat, so trage auch du geduldig das Kreuz", wir dürfen hinzufügen, einen solchen, den Elisabeth von jeher an sich wahr zu machen sich befleißigt hatte, sind aber allesammt unter die Richtschnur jenes von Dominicus wie von Franciscus ergriffenen und neu proclamirten Grundsatzes von der freiwilligen Armuth gestellt „in ihr trage Verachtung mit Geduld"; und schließen damit Ziele ein, die von einer Fürstin nicht zu erreichen waren, oder, wurden sie erreicht, ihrem Fürstenthum ein Ende machen mußten.

Jedenfalls kam Alles auf die Art ihrer Geltendmachung an, und hier zeigt sich unverkennbar ein Fortschritt vom Aeußern zum Innern, vom Geringern zum Größern. Eine eigenthümliche Lebenserschwerung verursachte ihr Conrad durch das Verbot aller Speisen, über deren Herkunft sie kein vollkommen ruhiges Gewissen habe. Auf den ersten Blick fühlt man sich versucht, ihn deshalb zu preisen und muß nur fragen, warum er denn, wenn wirklich durch Gewaltsamkeit und Raub erworbene Vorräthe auf die landgräfliche

Tafel kamen, behufs der Abstellung nicht die rechten Mittel ergriffen? Aber von dem Fürsten, der einst fränkische Ritter mit blutiger Fehde gestraft, weil sie einem armen Krämer Waare und Esel weggenommen hatten, läßt sich schlechterdings nicht annehmen, daß er seine Tafel mit Geraubtem habe besetzen lassen. Nur von dem Ertrag der Domanialgüter, das wird Conrads Wille gewesen sein, nicht von dem der unter Umständen mit Gewalt eingetriebenen Steuern sollte Elisabeth leben. Da geschah es denn, daß sie bisweilen auf der Tafel nichts fand, was sie genießen konnte; aber willig und heiter unterwarf sie sich, sie zerbröckelte dann ihr Brod und that, als äße sie; als sich einmal unter vielen Gerichten nur eine Schüssel kleiner Vögel befand, die für sie eßbar erschien, nahm sie sich ein wenig davon und vertheilte das Uebrige unter ihre gleichgesinnten Dienerinnen, deren Hungern ihr viel drückender war, als das eigne. Je nachdem die Tafel besetzt war, sagte sie zu ihnen: „Heute giebts nur zu essen" oder „heute giebts nur zu trinken"; fand sich beiderlei, so klatschte sie in die Hände und rief: „Wohl uns! heut laßt uns essen und trinken!" So überwand sie, auch von ihrem Gemahl unterstützt, der einmal zu den enthaltsamen Dienerinnen sagte, er würde sich, wenn er nicht den Widerspruch seiner Dienstmannen scheute, gern selbst der Regel unterwerfen, mit liebenswürdiger Heiterkeit die darin für sie liegende Versuchung; und nur dadurch wird es ihr wahrhaft schwer gemacht worden sein, dem Gebote nachzukommen, daß es Conrad in seiner Härte auch auf die Fälle ausdehnte, wenn sie bei Andern zu Gaste war.

Gleichfalls auf dem Gebiet des Aeußern liegt eine andre Beweisung seines Einflusses auf Elisabeth. Schon früher hatte sie die Gewohnheit gehabt, sich Nachts zuweilen von der Seite ihres Gatten zu erheben und am Bette kniend zu beten: sie ließ sich dazu von ihren Dienerinnen wecken, und es gewährt ein freundliches Bild, wenn jene Eisentrud erzählt, wie sie einmal anstatt ihrer Herrin den Landgrafen am Zehen gezupft habe, und dieser darüber nicht zornig geworden. Der Landgraf hielt dann wohl ihre Hände in der seinigen und bat, um ihre Gesundheit besorgt, daß sie sich wieder niederlegen möge; oder sie stand auf und ließ sich in einer geheimen Kammer, um munterer beten zu können, von den Dienerinnen mit einer Geißel hauen. Gerade dies, früher namentlich in der Fastenzeit und an den Freitagen geübt, that sie nun, nachdem sie sich in Conrads Gehorsam begeben, nach dem Bericht Eisentruds oftmals; gerade von dieser Zeit wird es

zu verstehen sein, was sie weiter mittheilt, daß Elisabeth, wenn ihr Gemahl abwesend war, viele Nächte unter Kniebeugungen, Geißelungen und Gebeten hinbrachte. Welches Gewicht Conrad auf diese Disciplin legte, wird namentlich aus einem auch sonst für seine Leitung Elisabeths charakteristischen Zuge klar, der uns in den Aussagen derselben Berichterstatterin aufbewahrt ist. Zu einer Zeit war abgemacht worden, daß die Fürstin einer Predigt Conrads beiwohnen sollte. Im Augenblick, wo sie dazu bereit war, kam die Markgräfin von Meißen zum Besuch auf der Wartburg an; unter der Dazwischenkunft der Dienerinnen geschah es, daß die Predigt versäumt wurde. Conrad zürnte dermaßen, daß er ihr sagen ließ, er wolle nichts mehr mit ihr zu thun haben. Folgenden Tages eilt Elisabeth zu ihm und bittet um Vergebung; aber erst, nachdem sie ihm zu Füßen gefallen, und die Dienerinnen, denen er Schuld an der Sache gab, bis aufs Hemd ausgezogen und gegeißelt worden, wird er begütigt.

Ein Zeichen von viel tiefer gehendem Einfluß Conrads auf Elisabeths religiöses Leben haben wir in einer Geschichte zu erkennen und zu beklagen, welche Conrad an die Spitze der Mittheilungen gestellt hat, durch die er dem Papst Gregor IX. die Würdigkeit Elisabeths, heilig gesprochen zu werden, erweisen wollte. Noch zu Lebzeiten ihres Gatten, erzählt er, als ich ihr Beichtvater war, traf ich sie in Klagen darüber, „daß sie verheirathet worden und ihr irdisches Leben nicht in jungfräulicher Blüthe vollenden könne." Die letztern Worte lindern einigermaßen den Schrecken, den die ersteren uns einjagen. Aber doch nur einigermaßen. Wir können wohl, wenn wir uns in die Empfindungen einer zarteren Frauenseele versenken, in etwas begreifen, wie ihr unter den für Leib und Seele bedrängenden Ansprüchen des ehelichen Lebens der Gedanke aufsteigt, daß sie dem Herrn eine vollere, ungetrübtere Liebe würde weihen können, wenn diese zerstreuenden Ansprüche nie an sie herangetreten wären; aber daß sie diesem Gedanken nicht blos oblag, sondern daß er sich bei ihr in eine Klage verwandelte, die sie sich nicht scheute, vor einem Dritten auszusprechen, das mag wohl eben diesem und dem Papste als ein besonderer Grad errungener Heiligkeit erscheinen, wird sich aber Allen, die das Heiligthum der christlichen Ehe aus Erfahrung kennen und ehren, als Erweis einer ihrem Beichtiger gelungenen unberechtigten Einmischung und als Beginn der Verletzung einer der edelsten und frömmsten weiblichen Seelen darstellen.

Wer möchte nun nicht wünschen, den plötzlichen Wechsel der

Dinge auf der Wartburg, den Sturz und das weitere Leben Elisabeth's, worin gleichfalls weitere Spuren von geistlicher Einwirkung auf sie fühlbar sind, ausführlicher beschreiben zu können, als es auf dem kurzgemessenen Raum dieser Blätter möglich ist? Wer möchte nicht gern im Einzelnen schildern, wie Elisabeth nicht lange nach der Rückkehr von jener Heerfahrt ihres Gemahls nach Cremona einst zufällig in dem Rocke desselben das Kreuz entdeckte, das er, dem Aufruf des Kaisers zu einem Zug wider die Sarazenen folgend, vom Bischof von Hildesheim erhalten, aber aus Liebe zu ihr bisher verborgen; wie sie in Ahnung deß, was da kommen sollte, in tödtlichen Schrecken gerieth und nur durch seine Liebesworte getröstet wurde; wie die Beiden vor ihrer Trennung übereinkamen, das Kind, das sie unter dem Herzen trug, einst dem Dienst des Herrn zu weihen; wie er, um Johanni 1227 zum Heereszug aufbrach, wie sie, nachdem er von den Kindern, seinem fünfjährigen Heinrich und der etwas jüngeren Sophie, den rührendsten Abschied genommen, nicht auf der Wartburg von ihm scheiden wollte, sondern ihn weit, bis zur Landesgrenze begleitete — und wie dann im Herbst die Trauerkunde kam, und wie sie bei ihrem Empfange außer sich vor Schmerz in die Worte ausbrach: Todt, todt ist mir nun die Welt und all ihre Freude! wie aber alsbald nach diesem Leid Schmach nnd Vertreibung über sie kam, indem der eigene Bruder ihres Gemahls, begierig nach der Landgrafenkrone, sie, die kaum von dem Wochenbett Genesene, schmählich von der Wartburg verjagte, und sie in Eisenach Niemand fand, der sich ihrer annahm, bis sie endlich in dem stallähnlichen Gelaß einer Herberge Unterkunft erhielt, in welchem sie zuerst mit ihren drei kleinen Kindern, die man ihr Tags darauf unbarmherzig in's Elend nachschickte, und dann, nachdem für diese irgendwo eine bessere Pflege gefunden war, mit einigen ihrer Hofdienerinnen den ganzen Winter hindurch verweilte.

Wie ein überirdisches Licht, unvergänglich schön, glänzte in diesem Dunkel ihre Demuth, Gottesfurcht und Gottinnigkeit. Wenige Stunden, nachdem das Unglaubliche geschehen, raffte sie sich aus der Kammer ihrer Schmerzen auf, ging in die Kapelle ihrer Barfüßer und bat sie, ihr ein Tedeum zu singen um der Trübsal willen, die der Herr ihr sende! Und als sie an einem Tage der vorösterlichen Fasten vor einem Altar auf ihren Knien liegend lange gebetet hatte, und dann zu Haus in einen Zustand der Beschauung gerieth, worin sie bisweilen weinte, bisweilen freundlich lächelte und endlich in die Worte ausbrach: „ja,

Herr, du willst sein mit mir, und ich will sein mit dir, und niemals will ich von dir geschieden sein," da antwortete sie auf die Frage ihrer Eisentrud, mit wem sie denn geredet habe: „Ich sah den Himmel offen und meinen süßen Herrn Jesus sich zu mir neigen und mich trösten über meine vielen Aengste und Nöthe, und so lange ich ihn sah, war ich froh und lachte, und wenn er sein Angesicht zum Fortgehn wandte, weinte ich; und erbarmungsvoll wandte er sein lichtes Angesicht mir wieder zu und sprach: wenn du mit mir sein willst, will ich mit dir sein! und ich antwortete, was du gehört.

Wer hat je so geredet? Hier hat sich wirklich eine Seele dem Himmel aufgethan. Und doch steht neben diesem Lichtblick ein ungelöstes dunkles Räthsel. Als Elisabeth in so heißer Liebe zu Gott stand, wo war die fürsorgende Liebe zu ihren Kindern, deren erstes der geborene Fürst des Landes war? wenn sie zur Zeit ihrer Macht Tausenden das dargebracht, was sie zur Stillung des Hungers bedurften und auch jetzt in ihrer Noth Sorge trug, daß ihre Kinder irgendwelcher leiblicher Pflege theilhaftig wurden, wo war der doch auch heilige Liebestrotz der Mutter, die das ihrem fürstlichen Sohne gebrochene Recht wieder herzustellen suchte? Dafür hatte die geistliche Zucht, der sie sich ergeben, ihr den Sinn geraubt. Conrad, der das Verdienst hat, sich später mit Andern Elisabeth's in der Art gegen ihren Bedränger angenommen zu haben, daß er der Beraubten das landgräfliche Witthum zu verschaffen suchte, hat hievon Nichts geltend gemacht. Das ideal zu verstehende, vom h. Franciscus als Regel des gemeinen Lebens für die Seinen hingestellte Wort des Evangeliums: „dem Bösen nicht zu widerstehen", wird von Conrad und Elisabeth als ausreichende Richtschnur für ihr äußeres Verhalten angesehen und der Gedanke an die Vertheidigung der Rechte des Prinzen nicht in ihre Seele gekommen sein.

Eine etwas bessere Zeit brach für sie an, als die Schwester ihrer Mutter, Aebtissin Mathilde in Kitzingen, sie mit ihren Kindern und Hofdienerinnen in ihr Kloster, und einige Zeit darauf ihr mütterlicher Oheim Bischof Eckbert von Bamberg auf sein Schloß Pottenstein einlud. Hier lebte sie in einer ihr gebührenden Umgebung etwa ein Jahr lang, die ihr gemachten Anerbietungen zu einer neuen Verheirathung mit Entrüstung von sich weisend, bis die thüringischen Genossen ihres Gemahls, Schenk Rudolf von Vargila an der Spitze, nach Vollendung des Kreuzzugs mit den Gebeinen Ludwigs in Bamberg anlangten. Noch einmal

offenbart sich die Innigkeit ihrer Gattenliebe zugleich mit ihrer Gottergebenheit auf ergreifende Weise. Als die Truhe vor ihr geöffnet wurde, sprach sie: „ich danke dir, daß du mein Flehen erhört hast, die Gebeine meines Geliebten zu sehen, daß ich an ihnen weinen kann . . Ich hätte alle Herrlichkeit der Welt für ihn hingegeben! . . Nun möchte ich ihn aber nicht mit einem Haare meines Hauptes gegen deinen Rathschluß zurückrufen". Nach dem Willen des Bischofs zog sie mit dem Sarge nach Reinhardsbrunn zur Beisetzung. Hier gelang es der kühnen Beredsamkeit Rudolfs, den Landgrafen Heinrich zur Anerkennung der Rechte Elisabeths und ihrer Kinder zu bringen: so sehr es auch in Bezug auf den Prinzen an der vollen Geltendmachung gefehlt hat; er versöhnte sich mit ihr, gestand ihr 500 Mark jährliches Leibgedinge und den ihr schon bei ihrer Verheirathung bestimmten Besitz von Marburg zu und ließ sie auf der Wartburg und der Kreuzburg wohnen.

Aber trotzdem, daß sie auch hier in früherer Aermlichkeit lebte, standen ihres Herzens Gedanken doch nach andern Dingen. Nicht auf Schlössern, noch in der Umgebung des Ueberflusses, sondern als Klausnerin oder sonst in einem Gott wohlgefälligen Stande gedachte sie das Heil ihrer Seele zu schaffen. Es kam nur darauf an, was Conrad, der ohne Zweifel in Folge von Mittheilungen über sie, nun vom Papste den Befehl erhalten hatte, sie in besondere Obhut zu nehmen, dazu sagen würde. Mit vielen Thränen, berichtet Conrad, bat sie mich, daß ich ihr erlauben möchte, als Bettlerin von Thür zu Thür zu gehen. Als ich ihr das schlechthin verweigerte, sagte sie: Das thue ich, das thue ich, was Ihr mir nicht wehren könnt! Am Charfreitag des Jahres 1229 legte sie in der erwähnten Barfüßerkapelle zu Eisenach in Gegenwart einiger Klosterbrüder die Hände auf den entblößten Altar und sprach ein feierliches Gelübde aus: sie entsagte allem Gegenwärtigen und Vergangenen, dem eigenen Willen, aller Pracht der Welt und dem, was der Welterlöser im Evangelium zu verlassen gebeut. Als sie ihren Besitzungen entsagen wollte, sagt Conrad weiter, ließ ich es nicht zu, theils um die Gebühr ihres Mannes — das Wort wird nicht von Schulden, sondern von Seelenmessen zu verstehen sein — zu entrichten, theils der Unterstützung der Armen wegen[1]).

---

1) Vergl. den Text des Briefes bei Kuchenbecker, Annal. Hass. IX, 111. Daß der Landgraf Schulden hinterlassen, die sie zu erstatten gehabt hätte, scheint mir völlig unwahrscheinlich. Die Worte propter reddenda debita mariti

Dieser Act, der letzte, den sie von der Wartburg aus vollzog, der Abschluß ihres bisherigen Lebens und die allmählich gereifte Frucht ihrer innern Entwickelung bildete den fruchtbaren Keim einer neuen Epoche ihrer Wirksamkeit. Sie zog, um der darin für sie gestellten Aufgabe zu genügen, wie Eisentrud berichtete auf das Geheiß Conrads, wie er selbst sagt wider seinen Willen (wahrscheinlich beziehen sich diese verschiedenen Aussagen auf verschiedene Zeiten), ihm auf ihr Witwengut Marburg nach, dem äußersten Grenzort der Landgrafschaft, welcher damals, abgesehn von der landgräflichen Burg, die ihm den Namen gegeben, ein geringer, dem Dorf Oberweimar eingepfarrter Flecken war.

Hier, in der Ferne vom Leben des Hofs und der Welt, suchte sie nun, zuerst noch von ihren Kindern nnd Hofdienerinnen umgeben, unter Conrads Aufsicht die geistliche Vollkommenheit zu erringen, die ihr als Ziel vorstand. Den Aufenthalt auf der Burg verschmähend und wie Eisentrud hervorhebt, auch hier von den Ihrigen verfolgt, nahm sie ihre Zuflucht zu dem nahe gelegenen Dorfe Wehrda. Noch zeigt man da ein Haus, wo sie gewohnt habe, und erzählt, wie sie von da aus in die in der Nähe auf einem Hügel gelegene Kirche gegangen sei. Das Richtige ist, daß damals dort ein Burgsitz mit einer Kemenade war, unter deren Treppe sie wohnte, indem sie sich mit Zweigen gegen die Strahlen der Sonne zu schützen suchte. Sie bereitete hier für ihre kleine Haushaltung, was sie an Speisen erhalten konnte, und trug die Beschwerden der Sonnengluth, des Rauchs und des Windes mit aller Freudigkeit. Inzwischen war in der Nähe Marburgs, vermuthlich in der Gegend des Platzes westlich von der Elisabethkirche, ein niedriges Häuschen von jener Bauart, die noch heute hier in Anwendung kommt, von Holz und Lehm fertig geworden, welches sie nunmehr bezog. Hier lebte sie im grauen Kleid der Schwestern des h. Franciscus, unterzog sich den geringsten häuslichen Arbeiten und übte vor Allem die Pflege armer Kranker, in denen sie Christum vor sich sah, mit einer Ergebenheit und Fröhlichkeit, welche ihren feindseligen Verwandten das Wort in den Mund gab, daß sie ihres Gemahls ja bald vergessen habe.

---

sui werden auf geistliche Leistungen zu beziehen sein. Die folgenden tum propter egenos sind durch sich selbst klar, scheinen aber durch den Wortlaut des Zusatzes quibus nolui de iis, quae pertinebant ad eum ratione dotis subveniri, mehr verdunkelt als erhellt zu werden; es ist volui zu lesen. Ein bestimmter Beweis hierfür liegt in Eisentruds Worten bei Menckeu II, 2022.

Im Geben sich niemals genügend, ließ sie, ungewiß in welchem Jahr, die Armen aus der ganzen Umgegend von Marburg versammeln, ordnete an, wie sie sich in Abtheilungen lagern und dabei den ihnen angewiesenen Ort, bei Strafe geschoren zu werden, nicht verlassen sollten, und schritt nun durch die Reihen hindurch, eine Summe, die ihrem jährlichen Leibgedinge gleichkam, an sie zu vertheilen. Nach Empfang der Gabe gingen die Rüstigen fort, nur die Schwachen blieben noch zurück. Nochmals gab sie diesen eine Gabe an Geld und Brod, und da der Abend herbeigekommen war, und der Mond schön und hell schien, rief sie aus: laßt uns ihnen eine rechte Freude machen! Es wurde Feuer angezündet, die Armen waren glücklich und sangen, und sie war fröhlich mit den Fröhlichen. Aber nicht vorübergehend wie diese sollten ihre Wohlthaten sein. Indem sie allen Schmuck, den sie aus früherer Zeit noch besaß, und ihr gesammtes Einkommen zusammenthat, und sich selbst an der täglichen Speise abbrach, gelang es ihr, die Mittel zur Gründung eines Spitals für Kranke zu gewinnen, welches zu der noch bestehenden Anstalt des Landkrankenhauses den Grund gelegt hat und von ihr, da sie fürchtete, daß es von den Ihrigen später wieder aufgehoben werden möchte, in die Hand des Deutschherrnordens gegeben wurde, eine That, wodurch sie die eine der beiden großen Grundsäulen der spätern Existenz Marburgs gestiftet hat, während die andere auf dem lebendigen Andenken an das, was sie selbst war, auf jener geistigen Nachwirkung beruht, welche in der herrlichen über ihrem Grab gewölbten Kirche nur einen Theil ihres sichtbaren Ausdruckes hat.

Denn wenn sich schon das äußere Schalten und Walten der in treuer Meinung um Gottes willen arm gewordenen Königstochter der Erinnerung des Volks tief einprägen mußte, wenn man es nicht vergessen konnte, wie sie in dem Spital selbst pflegend und reinigend Hand angelegt — noch zeigt man den Brunnen, an dem sie gewaschen haben soll —, wie viel tiefer mußte doch die Kunde von der sauern Arbeit gehen, die sie im Ringen um die Seligkeit auf sich nahm! Conrad war in Folge des vom Papst erhaltenen Auftrags nicht gelinder, sondern strenger in seiner Behandlung Elisabeths geworden: nachdem sie ihrem eignen Willen entsagt hatte, galt es, diese Entsagung aufs Bestimmteste durchzuführen. Wie berührt, hatte er ihr verboten, Aussätzige zu berühren. Als er erfuhr, daß sie ein junges mit Aussatz behaftetes Mädchen in ihr Haus aufgenommen, ihr das Bett mache, sie speise und wasche, griff er mit eigner Hand ein. „Gott vergebe

mirs, schreibt er darüber, ich habe sie auf's heftigste gestraft." Für geringere Abweichungen von seinem Willen erfolgten Backenstreiche, für größere Geißelung; und alles dies nahm sie willig hin: sie dachte an Christus, der auch Beides erduldet, und sagte einmal nach erhaltener Geißelung: wie das im Flusse stehende Schilf bald niedergetrieben werde, bald wieder aufstehe, so sei es dem Menschen nöthig, bald gedemüthigt, bald wieder froh aufgerichtet zu werden. Ueberaus lieblich ist der Bericht ihrer Dienerin Irmengard, daß das Weinen ihr Angesicht nicht entstellte: ihre Thränen seien wie aus einem lautern und fröhlichen Quell entsprungen; sie habe von denen, welche ihr Gesicht im Weinen entstellen, gesagt: „es scheint, als wollten sie Gott abschrecken; mögen sie doch das, was sie haben, Gott mit Heiterkeit und Fröhlichkeit geben!"

Aber nicht läugnen läßt sich, daß sie von Conrad auch ihrerseits gelernt hat, gegen Andre streng zu sein. Einem jungen durch sein schönes Haar ausgezeichneten Mädchen, welches bei jener Speisung noch dazu ohne Wissen das von ihr gegebene Gebot übertreten hatte, läßt sie ohne weiteres das Haar abschneiden; freilich muß sie auch dies mit der reinsten Anmuth befohlen haben, da wir sehen, daß sich die Gestrafte sofort in ihre Umgebung begiebt. Eine Frau, von der sie gehört, daß sie nicht zur Beichte gehe, ließ sie eigenhändig die Geißel fühlen, ohne daß uns von einem gleich glücklichen inneren Erfolg berichtet wäre.

Mehr aber als Schläge haben andre Maßnahmen Conrads in Elisabeths Herz einschneiden müssen. Ihre Kinder hatte sie schon früher abgegeben; jetzt mußte sie, damit sie auf dem Wege zur Vollkommenheit gefördert würde, ihre Dienerinnen entlassen, und Conrad ersetzte sie durch eine häßliche Nonne und eine taube Witwe von Adel, die ihr das Leben erschwerten, indem sie sich freundlich gegen sie stellten, aber hinter ihrem Rücken ihre kleinen Vergehen, wenn sie etwa einem Armen mehr geschenkt als sie gesollt, bei Conrad anbrachten: Alles, damit sie es in der Ueberwindung der Ungeduld weiter und weiter bringe.

Und Geduld war ja in ihr, und mit der Geduld noch vieles andre Große und Erstaunliche. Wenn sie betete, da funkelten ihre Augen; für eines Jünglings Heil betete sie einmal mit dessen Zustimmung in seiner Anwesenheit so herzlich und so feurig, daß er ausrief: o endet, ich halte es vor Gluth nicht mehr aus! und ihre Liebe zu Gott war so innig, daß sie darüber alle Güter der Erde vergaß. Sie sagte selbst einst zu ihren Dienerinnen: „Der

Herr hat mein Gebet erhört, ich erachte alle meine weltlichen Besitzungen, die ich einst geliebt, für Staub. Gott sei mein Zeuge, meine Kinder sind mir jetzt wie jeder andre Nächste: ich habe sie Gott übergeben, er mache mit ihnen, was ihm wohlgefällt; Schmähung, Verläumdung, Verachtung bringt mir Lust, ich liebe nichts, als Gott allein."

So war, was der in ihre Seele gepflanzte geistliche Drang ersehnte, was Conrad erwirken wollte, und woran der Papst Gregorius durch briefliche Ansprachen an sie mitarbeitete, wirklich erreicht: die graue Schwester Elisabeth, die, Fürstin und mit geflicktem Rock, an Krankenbetten stand oder Schüsseln wusch, hatte der Welt entsagt, und ihr Geist sich zu himmlischen Regionen aufgeschwungen. Aber die Kraft zum Leben war auch dahin: in den Novemberwochen des Jahres 1231 lag die 24jährige Witwe Ludwigs auf ihrem Sterbelager. Nachdem sie von der Wand her einen süßen Gesang, wie eines Vögleins Stimme vernommen, dem sie nachsummte, ging sie, gestärkt vom Sacrament des Altars, wie in sanftem Schlummer, hinüber.

Eine Erscheinung vielleicht ohne Gleichen: innig fromm, demüthig, geistig belebt, voll Liebe Gottes und der Menschen. Aber auch so an ihrem Sterbebette muß es bekannt werden: ein Opfer der geistlichen Mächte ihrer Zeit, entrissen den Ihrigen, vor Allen ihrem Erstgebornen, der eines trefflichen Fürsten Sohn berufen war, ihm nachzufolgen, und mit verkümmertem Recht thatenlos verkommen ist, entrissen dem Vaterlande, das in schwerster Zeit eines blühenden Thüringens bedurfte und ein zerstückeltes fand. Wir haben eine Heilige mehr, eine rechte Fürstin und Mutter weniger. **E. Ranke** in Marburg.

---

10. Robert Grosseteste.

8. October.

Robert Grosseteste ist einer von jenen seltenen Männern, welche religiöse Gesinnung, wissenschaftlichen Geist und sittliche Meisterschaft im Handeln und Regieren so harmonisch in sich vereinigen, daß man sie Fürsten im Reiche des Geistes nennen kann. Seine Landsleute haben ihn schon bei seinen Lebzeiten in mehr als einer Beziehung außerordentlich hoch geschätzt, und in den folgenden Jahr-

hunderten hat England mit größter Verehrung zu ihm aufgeschaut. Er verdient es, daß auch unter uns sein Gedächtniß aufgefrischt werde.

Robert Grosseteste (oder Grosthead), angeblich wegen seines starken Kopfes so benannt, wurde um das Jahr 1175 in Stradbrook, Grafschaft Suffolk geboren, und war von niederer Herkunft. Von seiner Jugendzeit wissen wir wenig genug: daß er in Oxford studirt hat, ist sicher; ob auch in Paris, ist ungewiß. Sein Mannesalter (von 1200—1235) hat er größtentheils auf der Universität Oxford zugebracht. Die letzten 18 Jahre seines Lebens (1235—1253) hat er als Bischof von Lincoln gewirkt. In Oxford wurde er Dr. der Theologie und Kanzler der Universität. Als Doctor hat er Vorlesungen gehalten, aus denen mehrere seiner philosophischen und theologischen Schriften entstanden sind. Er hat das ganze Wissen seines Zeitalters nach allen Seiten hin dermaßen in sich vereinigt, daß sein Freund und jüngerer Zeitgenosse, der geniale Roger Bacon das Urtheil über ihn fällt, er sei der einzige Mann, der die Wissenschaften gekannt habe. Als Kanzler der Universität hat er für die damals erst beginnende Autonomie dieser gelehrten Körperschaft grundlegend und nachhaltig gearbeitet. Schon in jenen Jahren hat er bewiesen, daß er bei aller wissenschaftlichen Meisterschaft doch eine in hervorragendem Maaße praktische Natur sei. Indessen scheint er, wenn ihm auch eine Domherrnstelle zu Lincoln, das Archidiaconat Leicester, und andere Kirchenwürden übertragen wurden, bis zum Jahr 1235 doch den Schwerpunkt seines Wirkens innerhalb der Universität gefunden zu haben. Merkwürdig ist die Thatsache, daß Grosseteste, seitdem die ersten Franciskaner sich in Oxford ansässig gemacht hatten, diesen Bettelorden unter seinen ganz besonderen Schutz nahm. Er führte von 1224 an 11 Jahre lang die Leitung des Franciskanerhauses daselbst, und wußte die Oxforder Minoriten wissenschaftlich und homiletisch auf eine außerordentlich hohe Stufe der Bildung zu erheben. Seitdem Robert den bischöflichen Stuhl von Lincoln bestiegen hatte, zog sein Auftreten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sein Sprengel war der ausgedehnteste und volkreichste im ganzen Lande, er umfaßte nicht weniger als acht Archidiaconate, unter welchen das von Oxford darum genannt werden mag, weil die Universität, mit der er so lange und so enge verbunden gewesen war, seiner kirchenregimentlichen Aufsicht untergeben blieb. Sobald er das bischöfliche Amt angetreten hatte, ergriff er Maaßregeln, um eingerissenen Mißbräuchen zu steuern: in einem Rundschreiben an

sämmtliche Archidiaconen der Diöceſe gab er denſelben die Weiſung, die Gemeinden vor verſchiedenen im Schwange gehenden Unſitten, wodurch Sonn- und Feiertage entheiligt, heilige Orte entweiht, Friede und Wohlſtand beeinträchtigt wurden, nachdrücklich verwarnen zu laſſen. Aber er griff auch perſönlich und unmittelbar ein: ſchon im nächſten Jahr nach ſeiner Einſetzung fing er an, die Klöſter in ſeinem biſchöflichen Sprengel zu viſitiren; in Folge deſſen ſetzte er nicht weniger als 7 Aebte und 4 Prioren ab. Groſſeteſte war aber nicht gewillt nur auswärts einzuſchreiten, gegen näher liegende Mißbräuche aber ein Auge zuzudrücken. Im Gegentheil, er ging daran, ſein eigenes Domkapitel zu reformiren. Aber da kam er übel an! Das Kapitel, aus 21 Domherren beſtehend, erhob laute Beſchwerde über Beeinträchtigung und unerhörte Uebergriffe. Die Spannung zwiſchen Biſchof und Kapitel geſtaltete ſich zu einem Zerwürfniß, welches landeskundig wurde und zuletzt, nachdem der Erzbiſchof und ſelbſt ein Legat ſich vergebens daran verſucht, nur durch den Papſt beigelegt werden konnte. Der Biſchof mußte ſelbſt an den päpſtlichen Hof reiſen, der ſich 1245 des Concils wegen in Lyon befand; dort erlangte er aber von Innocenz IV. eine in der Hauptſache günſtige Entſcheidung. Groſſeteſte ſäumte nicht, von dem endlich errungenen Recht Gebrauch zu machen. Dabei ging die Viſitation von Klöſtern und Pfarrkirchen ihren Gang fort: unwürdige Pfarrer wurden abgeſetzt, mancher gewaltthätige Prior dankte freiwillig ab. Die Beharrlichkeit und Energie, womit Groſſeteſte das Werk der Viſitation betrieb, weckte Nacheiferung bei manchem anderen Biſchof. Ueberhaupt ſcheint es, als ſei das Anſehen des thatkräftigen Kirchenfürſten in demſelben Maaße geſtiegen, in welchem es ihn Kampf koſtete, ſeine Pläne zum Beſten der Kirche durchzuführen. Seine biſchöfliche Laufbahn iſt eine faſt ununterbrochene Reihe von Reibungen und Kämpfen, bald mit reichen und einflußreichen Stiftern und Klöſtern, ja mit Cardinälen, bald mit hochgeſtellten Staatsmännern und Patronen, ſogar mit dem König ſelbſt, Heinrich III.; den Höhepunkt aller dieſer Conflicte bildet ſein Auftreten gegen Papſt Innocenz IV. im Todesjahre des Biſchofs, worauf wir zurückkommen. Aber alle Unbefangenen erkannten wohl, daß nicht Rechthaberei oder hierarchiſche Herrſchſucht, ſondern Eifer um Gottes Sache und Sorge für das Heil der Seelen die bewegende Feder ſeines Handelns war. England hat einen wahren Mann Gottes, einen Propheten in ihm geſehen. So allgemein verbreitet war das Vertrauen, das er ſich erwarb,

daß er der Gewissensrath von Personen jedes Ranges und Standes wurde. Nicht selten baten ihn Bischöfe um seinen Rath. Männer von hohem Adel, wie der Graf von Pembroke, wandten sich an ihn als Seelsorger, selbst sein König, Heinrich III., ungeachtet er je und je mit dem unerschrockenen Bischof auf gespanntem Fuße stand, hat ihn doch auch wieder über wichtige Fragen zu Rathe gezogen. Ich möchte sagen, er war das leibhaftige Gewissen der englischen Christenheit seiner Zeit. Er steht bei der Lauterkeit seiner Gesinnung und seiner sittlichen Größe wie ein Censor der Kirche da, und erinnnert einigermaßen an den heiligen Bernhard von Clairvaux. Zwar stellt er die Kirche hoch über den Staat, und fordert, daß die bürgerliche Gesetzgebung sich nach dem Kirchengesetz richten müsse; er spricht die Ueberzeugung aus, daß die weltlichen Fürsten alle Gewalt und Würde, die sie inne haben, von der Kirche zu Lehen tragen. Aber innerhalb der Kirche ist ihm doch nicht das Papstthum Selbstzweck; als letzter und höchster Zweck schwebt ihm vielmehr stets das Heil der Seelen vor; diesem soll Pfarramt und Patronat, Kirchengut und Kirchenfreiheit dienen. Um des Heils der Seelen willen arbeitet er für sittliche und christliche Hebung des Pfarramts. Wenn er bei Visitationen unwürdige Priester, kraft seiner Disciplinargewalt, auf der Stelle absetzte, wenn er vermöge seines Patronatrechtes darauf Bedacht nahm, erledigte Pfarrstellen mit wackeren, insbesondere in der Predigt geübten, Männern zu besetzen, wenn er die Ernennung zu Kirchenämtern durch Privatpatrone, Collegien, ja selbst durch die Krone oder die päpstliche Curie stetig und streng überwachte, so war es bei alle dem auf Hebung des Pfarramtes, mittels desselben aber auf Versorgung der Seelen abgesehen. Und die Predigten, welche er selbst bei einer Kircheinweihung oder auf Visitationsreisen vor der versammelten Pfarrgeistlichkeit eines Landkapitels zu halten pflegte, waren nichts anderes als oberhirtliche Ansprachen an die Seelenhirten, um diesen das Gewissen zu schärfen. Ein großer Theil seines Briefwechsels bezieht sich auf Pfarrbesetzungen. Wie oft hat er die Bestätigung eines Ernannten verweigert, und wie viele Unannehmlichkeiten und Kämpfe sind ihm aus der unnachsichtlich strengen Aufsicht über die Ernennungen zu einem Pfarramt erwachsen! Einmal ist das mangelnde kanonische Alter, ein andermal der Mangel an genügenden Kenntnissen, hie und da beides zugleich, auch wohl das völlig unpriesterliche Gebahren eines Klerikers der Grund, aus welchem der Bischof die kirchenregimentliche Bestätigung und Einsetzung verwei-

gert. Das größte Aufsehen machte ein Fall, bei welchem der mannhafte Bischof es mit dem Papst selbst zu thun hatte. Innocenz IV. hatte dem Friedrich von Lavagna, einem seiner Nepoten, eine Domherrnpräbende an der Kathedrale von Lincoln übertragen und denselben sofort durch einen Cardinal investiren lassen. Der Erzbischof von Canterbury, nebst einem Bevollmächtigten des Papstes in England, Magister Innocenz, erhielt den bestimmtesten Befehl (Januar 1253), den jungen Mann in den factischen Besitz jener Würde und Präbende zu setzen. Der Bischof selbst, ungeachtet es sich um eine Stelle an seiner eigenen Kathedrale handelte, war absichtlich umgangen worden. Und für den Fall eines Widerspruchs waren Erzbischof und Magister Innocenz zum voraus beauftragt worden, den Protestirenden sofort vorzuladen, daß er persönlich vor dem Papste erscheinen solle. So schien der Erfolg nach allen Seiten hin gesichert zu sein. Allein der Bischof von Lincoln, obgleich bereits ein achtzigjähriger Greis, war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Er hat im Gefühle heiliger Pflicht und unveräußerlichen Rechtes lauten Protest erhoben, und seine gewissenhafte Einsprache in einem Schreiben niedergelegt, welches die englische Nation elektrisirt und in derselben Jahrhunderte lang fortgewirkt hat. Das Schreiben ist nicht an den Papst selbst gerichtet; das war eben so klug als würdevoll; sondern an die Beauftragten in der Sache, den Erzbischof und den Agenten des Papstes. Grosseteste stellt sich hiebei auf den Standpunkt, daß er seinen gewohnten ehrerbietigen Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl gerade durch den Widerstand bethätige, welchen er dem fraglichen Ansinnen entgegensetze. Denn das letztere sei eben nicht apostolisch: es widerspreche der Lehre der Apostel und Christi selbst. Namentlich sei es eine geradezu unapostolische, von Christo verabscheute, seelenmörderische Sünde, die Seelen, welche durch das Hirtenamt zum ewigen Leben geführt werden sollen, um das Hirtenamt zu betrügen und dadurch zu verderben. Und das geschehe, wenn die zu einem Hirtenamt Bestellten nur ihre fleischlichen Bedürfnisse mit der Milch und Wolle der Heerde befriedigen, aber den Dienst ihres Amtes für das ewige Heil der Schafe Christi nicht verrichten wollen. Der apostolische Stuhl, welchem von Christo allerlei Macht gegeben ist „zum Erbauen, nicht zum Niederreißen" (2. Kor. 10, 8), könne etwas, das auf eine solche Sünde hinausläuft, nicht befehlen; denn das wäre so viel als Beisitz auf dem schädlichen Stuhl „zur Seite des Lucifer und des Antichrist." Solche Gedanken habe „Fleisch und Blut einge-

geben, und nicht der Vater im Himmel", (das Gegenstück zu Matth. 16, 17).

Dies die Hauptgedanken des so berühmt gewordenen Schreibens. Was war der Erfolg desselben? Aus der Einsetzung des päpstlichen Nepoten in die ihm zugedachte Präbende ist nichts geworden, und der entschlossene Bischof ist unbehelligt geblieben. Man fand es in Rom klüger, ein Auge zuzudrücken, damit nicht das Uebel ärger werde.

Ebenso viel Aufmerksamkeit als auf die Besetzung der Pfarrämter hat der wachsame und thatkräftige Bischof auch darauf verwendet, ob die einmal bestellten Pfarrer ihrem Amt und ihrer Gemeinde sich auch rechtschaffen widmen. Deshalb trat er wiederholt gegen die Anhäufung mehrerer Pfründen in einer und derselben Hand auf; deshalb forderte er, daß Jeder auch wirklich an Ort und Stelle „residire", wo ihm die Seelsorge anvertraut sei. In diesem Sinne kämpfte er gegen die Uebertragung bürgerlicher Aemter, z. B. richterlicher Functionen, an Kleriker und Aebte. Und wenn er der einreißenden Unsitte entgegentrat, daß Zehentrechte und Pfarrgehalte in den Besitz von Klöstern oder Ritterorden übergingen, so lag ihm eben das am Herzen, daß in Folge des Verlustes an lokalem Kirchengut das Hirtenamt selbst verwahrlost, die Gemeinde geistlich verwaist werden mußte. Denn auch das Pfarramt betrachtete Grosseteste nicht als Selbstzweck, sondern nur die Seelsorge selbst. Deshalb freute er sich, wenn das Volk den Predigten der Dominikaner und Franciskaner zuströmte, ja er beförderte die Wirksamkeit der Bettelmönche in seinem Sprengel so gut er konnte. Darin mochten manche Pfarrer eine Beeinträchtigung ihres Amtes sehen. Allein der Bischof, dem das Heil der Seelen höher stand als die Ehre des Pfarrers, machte es den Priestern in seinem Sprengel selbst zur Pflicht, das Volk aufzumuntern, daß sie den Predigten frommer Bettelmönche fleißig zuhören, und bei ihnen beichten sollten. Am vollständigsten sind Grosseteste's Gedanken über die Kirche seiner Zeit, ihre Schäden und Heilmittel zusammengefaßt in einer Denkschrift, welche er bei seinem zweiten Besuch an der päpstlichen Curie zu Lyon im Sommer 1250 überreichte. Dieses Schriftstück voll sittlichen Eifers und unübertrefflicher Freimüthigkeit ist sofort in Gegenwart Innocenz IV. von einem Cardinal vorgelesen worden.

Anfangs October 1253 erkrankte Grosseteste auf einem der bischöflichen Landgüter, Buckden (Grafschaft Huntington). Am 9. October starb er daselbst, und wurde am 13. im Dom zu Lin-

coln beigesetzt. Bald nach seinem Hinscheiden erzählte man sich, daß in der Nacht, worin er gestorben, melodische Glockentöne von unbeschreiblicher Schönheit hoch in den Lüften gehört worden seien. Später vernahm man auch von Wundern, die an seinem Grabe sich ereignet haben sollten. Und 54 Jahr nach seinem Tode wurde sogar seine Heiligsprechung beantragt, und zwar von König Eduard I., von dem Kapitel der Paulskirche in London, und von der Universität Oxford zu gleicher Zeit. Begreiflich fand dieser Antrag beim päpstlichen Hofe Clemens V. nicht die wärmste Aufnahme. Aber obgleich Grosseteste vom Papst nicht in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen wurde, lebte er doch im Mund der Leute „der heilige Robert"; noch im Jahre 1503 hat ein englischer Mönch, Richard von Bardney, das Leben Grosseteste in lateinischen Distichen besungen, an deren Schluß eine förmliche Anrufung desselben, als eines Heiligen, steht.

Wir rufen ihn so wenig als andere „Heilige" an. Aber wie dem Patriotismus und kirchlichen Bewußtsein Englands das Bild des großen Kirchenfürsten Jahrhunderte lang als das vollendetste Muster eines ganzen Kirchenmannes vorschwebte, wie insbesondere Wiclif mit der größten Verehrung zu ihm aufzuschauen pflegte, so kann auch uns die Erinnerung an jenen Bischof voll Geist und Kraft, an jenen christlichen Charakter von reinster Gesinnung, ohne Furcht und Tadel, nur zu heilsamer Ermunterung dienen.

Gotthard Lechler in Leipzig.

---

11. Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich.

25. August.

Ludwig IX. wurde seinem Vater, Ludwig VIII. (damals noch Dauphin von Frankreich), in demselben Jahre (1215) geboren, in welchem Papst Innocenz III. auf der 4. Lateransynode den Gipfelpunkt päpstlicher Macht und päpstlichen Glanzes feierte, und durchlebte die Zeit, in welcher das Papstthum seinen Kampf um die Weltstellung mit Kaiser Friedrich II. führte. Sein Großvater Philipp und sein Vater dienten dem Papstthume mit ihren Zügen gegen die Albigenser, während ihm seine kluge und fromme Mutter Blanca in der Stille die sorgfältigste Erziehung angedeihen ließ. Kaum 11 Jahre alt, fiel ihm die Krone zu, als seinen

Vater nach der Belagerung von Avignon der Tod ereilte (1226). Wie die Frömmigkeit der Mutter des Königskindes Seele hütete, so wußte ihre Klugheit ihm die Krone zu bewahren gegen die aufrühreriſchen Barone des Reichs. In dieſen Kämpfen zeigte der 13jährige König, der ſich nicht abhalten ließ, ſein Heer zu begleiten, einen ſolchen Muth und ſolche Feſtigkeit des Charakters, daß die Feinde ſeines Thrones den Muth verloren und Frieden und Verzeihung ſuchten.

Im 19. Jahre ſeines Alters trat Ludwig die Regierung ſelbſtändig an und vermählte ſich bald darauf mit Margarete, der älteſten Tochter des Grafen Raimond von der Provence, welche ebenſoſehr wegen ihres unerſchrockenen Muthes als wegen ihrer Frömmigkeit von den Zeitgenoſſen geehrt wurde. Wenn aber auch dann noch die Königin Mutter oft und entſcheidenden Einfluß ausübte, ſo haben wir dies keineswegs der Schwäche, ſondern nur der großen Pietät des frommen Königs zuzuſchreiben. Eine bald nach ſeinem Regierungsantritte unternommene durchgreifende Reform der Juſtiz, eine Abſtellung eingeriſſener Mißſtände in der Verwaltung, ſtrenge Wahrung der militäriſchen Ehre ſeiner Offiziere gegenüber dem ungeiſtlichen Gebahren einer verderbten Geiſtlichkeit, Abwehr aller Uebergriffe des päpſtlichen Stuhles in die beſondern Rechte der gallicaniſchen Kirche einem Innocenz gegenüber zeugt wahrlich nicht von Unſelbſtändigkeit. „Wir verbieten hiemit — heißt's in einer Reichsverordnung — ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem römiſchen Hofe verordneten Geldauflagen der Kirche unſres Reichs, wodurch daſſelbe elendiglich verarmt iſt, wofern ſolches nicht aus rechtmäßiger Urſach und mit Unſrer und des Reiches Bewilligung geſchieht.“ Und dabei gerieth er nie wie andre Fürſten in Fehde mit den Päpſten, die ihm das Zeugniß ungeheuchelter Frömmigkeit und kirchlicher Treue nicht verſagen konnten. Seine Gerechtigkeit und Friedensliebe verſchafften ihm zum öftern das Amt eines Schiedsrichters zwiſchen andern Fürſten. Der fromme König liebte den Frieden, aber er fürchtete auch den Krieg nicht!

Im Jahre 1244 drangen die Heerhaufen der von den Mongolen aufgelöſten Chowaresmier im Bunde mit dem Sultan von Aegypten in das heilige Land ein, eroberten nach der Schlacht bei Gaza Jeruſalem, zerſtörten das heilige Grab, warfen die Gebeine der Könige ins Feuer und ſchütteten die frevelhafteſten Greuel und Verwüſtungen über Land und Leute aus. Als die herzzerreißenden Nachrichten davon nach dem Abendlande kamen, lag

König Ludwig in einer schweren Krankheit danieder. Die Folgen des letzten Krieges mit England hatten ihn im December 1244 auf's Krankenlager geworfen. Die Aerzte verzweifelten an seiner Genesung. Seine Gemahlin und seine Mutter waren vom tiefsten Schmerze ergriffen, den nicht bloß ihre Umgebung, sondern ganz Frankreich theilte. In den Kirchen der großen Städte wurden Bittfahrten veranstaltet. Die nächst wohnenden Bischöfe und Barone des Reichs begaben sich nach Paris, wo sie zwei Tage in ängstlicher Spannung abwarteten, was Gottes Rath über den König beschlossen habe. Am 23. December lag Ludwig fast den ganzen Tag starr und bewußtlos da. Eine der beiden Hofdamen, die an seinem Bette aufwarteten, hielt ihn schon für todt und wollte eben ein Tuch über sein Angesicht decken, als die andre behauptete, daß sie noch ein leises Athmen bemerke. In dem Augenblicke gab der HErr dem Kranken die Sprache wieder. Er verlangte, daß ihm ein Kreuz angeheftet werde, genug, um zu wissen, was in seiner Seele vorgegangen war. So erfreut die Königin Mutter auf die Nachricht von der eingetretenen Besserung herbeieilte, so bestürzt wurde sie über den Anblick des Kreuzes, welches man aus einem Stückchen Seide geschnitten eben an seine Schulter geheftet hatte. Alle Vorstellungen und Bitten vermochten ihn nicht von seinem Entschlusse abzubringen. Vielmehr warb er während des folgenden Jahres um Theilnehmer. Die unlustigen Hofleute zwang er endlich durch eine List zum Beitritte. Die Pelzmäntel, welche sie herkömmlich am Weihnachtsfeste als königliches Geschenk entgegennahmen, überreichte er ihnen in einem matterleuchteten Saale, von wo aus sie zur Frühmesse gingen. In der hellerleuchteten Kirche bemerkte einer auf des andern Schulter zum allgemeinen Schrecken ein Kreuz von feiner Goldstickerei. „Halb lachend, halb weinend" bequemten sie sich, aber nicht ohne den König mit dem Spitznamen eines „neuen Menschenfischers" zu belohnen.

Unter den Hindernissen der Ausführung des Zuges war nicht das geringste der geschichtlich große, aber doch persönlich oft sehr kleinlich geführte Streit zwischen Papst Innocenz IV. und Kaiser Friedrich II., der seit seinem Kreuzzuge (1228) eigentlich als König von Jerusalem anzusehen war. Zwei Jahre hindurch geführte Verhandlungen ließen Ludwig die schmerzlichste Erfahrung davon machen, eine wie undankbare Aufgabe es ist, zwischen zwei solchen Gegnern vermitteln zu sollen. Als er endlich 1247 mehr mit Friedrich als mit dem Papste überein gekommen war und

keinen deutschen Angriff auf sein Reich zu befürchten hatte, glaubte er, die Ausführung nicht länger aufschieben zu brauchen. Er berief eine Versammlung der Großen des Reichs nach Paris, um die Reichsangelegenheiten zu ordnen. Da unternahmen es die Königin Blanca und der Bischof von Paris auf den Wunsch der Reichsbarone noch einmal, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihn auf die Ungültigkeit seines Gelübdes hinwiesen, das er in einer Zeit gethan, wo er ruhiger Ueberlegung nicht fähig gewesen sei. „Wohlan! rief der König, meint Ihr das, so gebe ich Euch hier das Kreuz zurück." Damit riß er dasselbe von seiner Schulter und übergab es dem Bischofe. Ehe aber die beiden Zeit hatten, ihre Freude zu äußern, fuhr er mit fester Stimme fort: „Haltet Ihr denn dafür, daß ich jetzt weder krank an Körper noch schwach am Geiste bin? — Nun, so fordere ich das heilige Zeichen zurück und werde nicht eher Speise zu mir nehmen, bis Ihr meine Forderung erfüllt habt." Weder der Bischof noch die Mutter wagten nun noch ein Wort zu sagen.

Im Frühjahre 1248 traf man in ganz Frankreich ernstliche Zurüstungen zum Kreuzzuge. Es war der sechste in der Reihe der Züge, von welchem wir zu kurzer Charakterisirung das Wort wiederholen: „wenn auch nicht klar im Licht, doch reich an Kraft und Glut!" Wie in dieser ganzen Unternehmung der Christenheit kirchliche und weltliche Tendenzen, geistlicher und ungeistlicher Sinn sich seltsam verquickten, so bestanden auch die Vorbereitungen in einem wunderlichen Gemische von heitern Abschiedsfesten und ernsten Andachtsübungen. Der fromme König forderte alle seine Lehnsmänner auf, jede Klage, die sie wider ihn hätten, vorzubringen und versprach unbedingte Abhülfe. Die meisten Barone folgten diesem Beispiele. Im ganzen Lande hielt man Bittfahrten. Von St. Denys aus, wo der König seine letzte Andacht verrichtete, reiste er in einfachster Bewaffnung und Kleidung, die er in seinem ganzen spätern Leben nicht wieder änderte, nach der Hafenstadt Aiguesmortes ab. Er trug seitdem weder Pelzwerk noch Kleider von Scharlach und andern grellen Farben, Sporen von Eisen u. s. f. Die Barone richteten sich nach ihm, so daß man im ganzen Heere kein gesticktes Kleid erblickte.

Am 25. August, dem Tage, welchen späterhin die Kirche im Kalender dem Andenken Ludwig's weihte, bestieg er das Schiff. Wir können hier nicht die Unternehmung in ihrem genauern Verlaufe verfolgen, obgleich sich uns daraus durch viele kleine Züge das Bild des Königs vervollständigen würde. Der unglückliche

Angriff auf Aegypten, welches Ludwig richtig als den Schlüssel zum heiligen Lande erkannte, der 4jährige erfolglose Aufenthalt in Palästina, von wo er sich erst auf die Nachricht vom Tode seiner Mutter hinwegbegab, zeugen von seiner hochherzigen Tapferkeit wie von seinem demüthigen Dulderſinne. Wir beschränken uns darauf, der Biographie seines treuen ihm nahestehenden Seneschalls Joinville einige Charakterzüge zu entnehmen und hier einzufügen.

Die sorgfältige fast überängstliche Erziehung seiner katholisch frommen Mutter war von bleibendem Einflusse auf sein ganzes Leben. Sie suchte ihm die strengsten Ordensgeistlichen zu Lehrern und Beichtvätern. Noch als König hatte er einen solchen, der ihn durch regelmäßige Geißelungen unerträglich quälte. Doch fügte er sich gelassen, und erst nach dem Tode desselben gab er dem Nachfolger halb scherzend zu verstehen, daß er doch Unbilliges von ihm gelitten habe. Auch seine Gemahlin hatte unter diesem Einflusse mitzuleiden. Nur mit Erlaubniß der Mutter durfte Ludwig sie besuchen und auch dann begleitete sie ihn. Einst war er ohne diese Erlaubniß zu ihr gegangen, als sie krank daniederlag. Als beide in innigem Gespräche sich erlabten, hört der König die Fußtritte seiner Mutter; er kann nicht mehr entfliehen und verbirgt sich hinter den Bettvorhängen. Die Mutter tritt ein, ihre Blicke mustern in gewohnter Weise das Zimmer, sie entdeckt den Sohn, zieht ihn aus dem Versteck hervor und führt ihn mit dem Bedeuten zur Thür hinaus, daß er hier nichts zu thun habe. Entrüstet rief Margarete: „Mein Gott, Mutter, was macht Ihr? Wollt Ihr mich meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?" Dann sank sie in Ohnmacht. Ludwig, besorgt um das Leben seiner Gemahlin, kehrte nun zwar wieder zurück, doch ohne der Mutter das Unziemliche ihres Benehmens auch nur durch einen Blick fühlen zu lassen.

Ludwig's Frömmigkeit trug allerdings häufig ein römisch-katholisches Gepräge. Wenn wir ihn bei der Befestigung von Cäsarea in der Reihe der übrigen Pilger Körbe mit Erde auf seinen Schultern herbeitragen sehen, wofür der päpstliche Legat einen besondern Ablaß verheißen, so zahlte er damit der Kirche seiner Zeit, deren Kind er war, seinen Tribut. Aber durch das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter hatte er auch vielfach eine reinere Erkenntniß gewonnen. Dem wunderſüchtigen Aberglauben gegenüber, pflegte er wohl ein Wort des Grafen Simon v. Montfort anzuführen. Als dieser nämlich eingeladen wurde, mitanzusehen, wie Christus in der Gestalt eines Kindes

bei einer geweihten Hostie erschiene, habe er erwiedert: „Geht nur hin, die ihr nicht glaubet; ich für mein Theil glaube, was der HErr gesagt, ohne zu sehen; das ist der Vorzug, den wir vor den Engeln haben; sie glauben, was sie sehen, wir glauben, was wir nicht sehen." Und zu seinem Sohne sagte Ludwig einst: „Du irrst sehr, wenn du glaubst, daß milde Stiftungen, Gaben an die Mönche u. dgl. von der Sündenschuld befreien; nur das Leben im Glauben, der Wandel in der Liebe und vor Allem die Gnade Gottes macht uns selig." Ein solcher Ausspruch ist viel für seine Zeit.

Die Furcht Gottes regierte ihn in allem seinem Thun; sie war ihm für die ernsten Aufgaben seines Lebens die sichere Norm, für die heitern Unterhaltungen die feste Schranke. Er litt nicht, daß diese ernste Schranke in seiner Gegenwart überschritten wurde. Bei der Tafel, wo einmal von Krankheiten die Rede war, richtete er an Joinville die Frage: ob er lieber eine Todsünde begangen haben oder aussätzig sein wolle? Als dieser im Schauder vor der ekelhaften Krankheit ausrief: „Lieber 20 Todsünden als aussätzig sein!", schwieg der König, nahm ihn aber später bei Seite und sagte ihm: „Wie konntet Ihr so reden? Wisset Ihr nicht, daß es keinen ärgern Aussatz giebt, als die Sünde? Stirbt der Mensch, so genesет er von dem körperlichen Aussatze, die Sünde aber haftet fort und fort an seiner Seele und bringt ihn zur Verdammniß, wenn er nicht vorher Buße gethan und von Gott begnadigt ist." Diesen Worten folgte noch eine herzliche Ermahnung.

Eine gleiche Gottesfurcht suchte er seinen Kindern einzuflößen. Jeden Abend versammelte er sie, um sie „die Furcht Gottes zu lehren", hielt ihnen die Verheißungen und Drohungen Gottes vor und erzählte ihnen auch wohl Beispiele von guten und schlechten Fürsten. Seinem ältesten Sohne Ludwig, welcher vor ihm starb, sagte er einst bei solcher Gelegenheit: „Ich wollte lieber, es käme ein Schotte oder sonst ein fremder, um das Volk meines Königreichs nach mir gut und gesetzlich zu regieren, als daß du es einst schlecht und vorwurfsvoll regierteſt." — Ein Brief an seine Tochter Isabella, Königin von Navarra, beginnt mit den Worten: „Meine liebe Tochter, ich beschwöre dich, unsern HErrn aus aller deiner Macht zu lieben, denn ohne das kann ein Mensch nichts Gutes haben; nichts ist so würdig unsrer Liebe, als der HErr, zu dem alle Creatur sagen kann: HErr, du bist mein Gott und hast mir nur Gutes gethan, — der HErr, der seinen Sohn in die

Welt gesandt und in den Tod gegeben hat, um uns vom ewigen Tode zu erlösen. Ihn lieben, meine Tochter, wird dein eigner Nutzen sein und das Maaß dieser Liebe muß sein, ihn ohne Maaß zu lieben. Er ist würdig von uns geliebt zu werden, denn er hat uns zuerst geliebt."

Man wußte, daß Ludwig an manchen Festtagen sich ganz dem Lesen und der Betrachtung des Wortes Gottes widmete und nicht minder, daß ein Gotteswort, daran er sich erinnerte oder erinnert wurde, von Einfluß auf seine Entschließungen war. So wählten einst die Verwandten eines vornehmen Verbrechers den Charfreitag, an welchem der König den ganzen Psalter durchzulesen pflegte, um sich den Zutritt zu ihm zu verschaffen und für jenen um Gnade zu bitten. Ludwig hielt mit Lesen inne, als die Bittenden eintraten, legte den Finger auf den Vers, den er eben lesen wollte und nachdem er die Bitte angehört, gab er eine gewährende Antwort. Kaum hatten sich die Bittenden entfernt, so las der König weiter und fand unter seinem Finger den Spruch: „Der HErr ist gerecht und hat Gerechtigkeit lieb." Sogleich ließ er den Oberrichter kommen, und als er von demselben hörte, wie arg der Gefangene gefrevelt hatte, ließ er ihn jenem Spruche gemäß sofort strafen. Mit gleicher Entschiedenheit unterwarf er sich selbst dem Worte Gottes gegenüber den Gefühlen seines Herzens.

Wie ihn die göttliche Weisheit tüchtig machte, auch die weltlichen Dinge recht zu beurtheilen, so trieb ihn die bessere Erkenntniß der Wahrheit und des Willens Gottes nur zu größerem Eifer, auch seines weltlichen Berufes mit Treue zu warten. Der Herr hatte ihn dazu auch mit natürlichen Gaben ausgestattet, die Seine Gnade in ihm vermehren und verklären konnte. Ohne Schmeichelei erkannte der Kreis seiner Rathgeber ihm den Preis der Weisheit und des Scharfsinns zu. In wichtigen Dingen hörte er alle Meinungen mit Aufmerksamkeit an, ging dann, ohne ein Wort zu sagen, einige Tage damit um, Alles zu überdenken und legte ihnen dann seine Entschließung in ungemein klarer Fassung als eine gereifte Frucht vor. Mit großer Leichtigkeit und Sicherheit durchschaute er die schwierigsten Verhältnisse, so daß er von andern Fürsten häufig zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten aufgerufen wurde. „Fast ganz Europa — sagt ein neuerer Schriftsteller — wanderte nach der Eiche zu Vincennes, wo der heil. Ludwig, von den Waffen oft verrathen, christliche Justiz übte." Es bezieht sich der Ausdruck darauf, daß Ludwig jedem seiner Unterthanen gestattete, auch auf seinen Spaziergängen sein Recht bei

ihm zu suchen. Da ließ er sich dann unter einem der Bäume seines Parks nieder, um die Sache zu durchdenken und sein Urtheil zu fällen. Man hat lange in Vincennes und andern Residenzstädten solche Plätze mit Verehrung gezeichnet und gezeigt.

Stellen wir uns aus solchen Zügen das Bild Ludwigs zusammen, so wird es uns erklärlich, daß er bei seinen Zeitgenossen weniger laut gefeiert als still geachtet war. Er hat die Mitwelt nicht durch glänzende Thaten in Erstaunen gesetzt, aber er hat die Nachwelt durch seine strahlenden Tugenden mit Bewunderung erfüllt. Der Griffel der Geschichte zeichnet ihn nicht im Strahlenglanze weltlichen Ruhmes, sondern im Heiligenscheine aufrichtiger Frömmigkeit.

Nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge fand Ludwig ein in allen Verhältnissen und allen Theilen ziemlich zerrüttetes Reich. Die Hand einer Frau war nicht kräftig genug, um Willkür und Widerstreben überall im Zaume zu halten. Die folgenden Jahre waren darum für ihn nicht Jahre der Ruhe, sondern angestrengtester Arbeit, darunter seine Gesundheit zu leiden hatte. In dieser Zeit gründete er auch zu besserer Ausbildung der Geistlichen die berühmte Schule zu Paris, welche nach seinem Beichtvater Robert Sorbon noch heute den Namen der „Sorbonne" trägt. Aber unter allen Arbeiten, Sorgen und Mühen erlosch nie der brennende Eifer um die Befreiung des heil. Landes in seinem Herzen. Er hatte sich gewöhnt, sie als die Hauptaufgabe seines Lebens anzusehen. Der erneute Nothschrei der Christen im Morgenlande seit 1260 fachte diesen Eifer zur Flamme des Entschlusses an. Nicht irrten ihn die Bedürfnisse seines Volkes und Landes, nicht die abmahnenden Bitten seiner Umgebung, nicht die entschiedene Weigerung seines treuen Joinville, der erklärte, er meine Gott besser zu dienen, wenn er seine Untergebenen schütze und regiere, und der in seinem Werke die Ueberzeugung ausspricht: die den König in der abermaligen Unternehmung bestärkt hätten, hätten sich einer Todsünde schuldig gemacht, weil sie des Königs gewisser Tod sein würde. Er war wirklich so hinfällig, daß er weder Fahren noch Reiten vertragen konnte.

Nach dreijähriger Vorbereitung nahm er 1270 Abschied von seinem Reiche und seiner Gemahlin. Der Plan, zunächst Tunis zu erobern, um von da nach Aegypten zu gehen, steigerte den Mißmuth seiner Begleitung, ja erweckte geradezu den Verdacht eines

dynaſtiſchen Intereſſes wegen des Abfalls des Sultans von Tunis von Neapel und Sicilien, welches eben ſein Bruder Karl von Anjou erworben hatte. Bald nach der Ankunft in Africa wurde auch Ludwig von dem Fieber ergriffen, welches unter der Hitze des africaniſchen Sommers in ſeinem Heere ausbrach. Drei Wochen lang kämpfte er, ohne ſich zu ſchonen, mit der Macht ſeines raſtloſen Geiſtes an, bis er zuſammenbrach. „Laßt uns ſorgen, daß das Evangelium in Tunis gepredigt und gepflanzt werde; o, wer iſt fähig, dies Werk zu vollbringen!“ Das war ſein letzter Wunſch. Dann traten Fieberphantaſien ein, in denen man ihn oft rufen hörte: „wir gehen — wir gehen nach Jeruſalem!“ In der dürftigen Hülle dieſer Sehnſucht nach dem irdiſchen Jeruſalem dürfen wir die höhere Sehnſucht ſeines Herzens nach dem himmliſchen Jeruſalem durchfühlen.

In der Morgenfrühe des 25. Auguſt ſchmetterten helle Trompetenklänge vom Meere her durch die ſchwüle Luft der Trauerſtille im königlichen Heerlager. Karl von Anjou fand ſeinen Bruder nicht mehr am Leben, nachdem er ſich ausgeſchifft hatte. In „derſelben Stunde, in welcher ſein Heiland verſchied“, war der fromme König auf ſeinem mit Aſche beſtreuten Lager, die Hände kreuzweis auf die Bruſt gelegt, die Augen gen Himmel gerichtet, mit den Worten verſchieden: „HErr, ich will in dein Haus gehen, in deinem heiligen Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen!“

Kurz vor ſeinem Ende hatte er ſeinem Sohne und Nachfolger Philipp, welcher bald darauf mit den irdiſchen Ueberreſten ſeines Vaters, ſeiner Gemahlin, eines Bruders, eines Oheims und eines Schwagers nach Frankreich zurückkehrte, um ſie in den königlichen Grabgewölben von St. Denys beizuſetzen, eine Schrift übergeben, die er in den letzten Tagen mit zitternder Hand aufgeſetzt hatte. Wir geben dieſes denkwürdige Teſtament, welches in den verſchiedenen Geſchichtswerken nur lückenhaft mitgetheilt wird, in hoffentlich vollſtändiger Zuſammenſtellung. Danach lautet es alſo:

„Mein theurer Sohn! Das erſte, wozu ich dich ermahne, iſt, daß du Gott liebeſt von ganzem Herzen, denn ohne dies kann kein Menſch ſelig werden, und hüte dich wohl, etwas zu thun, was ihm mißfällt; denn du ſollteſt lieber wünſchen, alle Arten von Qualen zu erdulden, als zum Tode zu ſündigen. Wenn dir Gott Trübſal ſendet, nimm ſie willig an und danke ihm dafür. Denke, du haſt es verdient, und es wird dir Alles zum Beſten

dienen. Wenn er dir Glück ſchenkt, ſo danke demüthigſt dafür und laß dich nicht dadurch zum Stolz und Uebermuth oder einem andern Laſter verleiten; denn man darf Gott nicht herausfordern mit ſeinen eignen Gaben. Nimm dich wohl in Acht, daß du nur mit klugen und braven Leuten Umgang pflegeſt, die nicht von Begierden beherrſcht ſind. Wähle dir weiſe Beichtväter, die dich recht berathen in deinem Thun und Laſſen. Stelle dich ſo, daß deine Beichtväter und Freunde ſich nicht zu fürchten brauchen, dir deine Fehler aufzudecken. Wohne dem Gottesdienſte mit aller Andacht bei. Meide eitle Zerſtreuung und bete zu Gott mit Herz und Mund; höre das Wort Gottes und wende es auf dein Herz an. Gegen Arme ſei mitleidig, habe ein Herz für ihre Noth und ſei bereit, nach Kräften ihnen zu helfen. Kummer wird dir ſo wenig wie einem andern Menſchen erſpart werden, da wende dich bald an deinen Beichtvater oder ſonſt einen treuen Menſchen, der dein Leid mitfühlt nnd trägt. Sorge, daß du treue, erfahrene Männer in deiner Umgebung haſt, ſeien es Geiſtliche oder Laien. Die Böſen entferne von dir und höre gern fromme Reden öffentlich und ſonderlich. Empfiehl dich der Fürbitte frommer Perſonen. Liebe das Gute, haſſe das Böſe. Dulde es nicht, daß Jemand ſo frech iſt, in deiner Gegenwart ein verwerfliches Wort zu reden. Verletze Niemandes Ehre weder öffentlich noch heimlich. Dulde nicht, daß man in deiner Gegenwart reſpectwidrig von Gott und ſeinen Heiligen rede. Vergiß nicht, Gott zu danken für alle Wohlthaten, welche du von ſeiner Güte empfängſt, auf daß du mehr empfangen kannſt. Sei unerſättlich in der Gerechtigkeitspflege und ſiehe weder rechts noch links, ſondern entſcheide ſtets nach Recht und Gewiſſen. Unterſtütze die Klagen des Armen gegen den Reichen, bis die Wahrheit an den Tag kommt. So mache es auch bei Prozeſſen, welche gegen dich ſelbſt anhängig gemacht werden, weil das deine Räthe in der Uebung der Gerechtigkeit ſtärkt. Findeſt du fremdes Gut bei dir, was du ſelbſt oder deine Beamten oder deine Vorfahren genommen, und es weiſt ſich ſo aus, ſo zaudre nicht, es zurückzugeben; iſt es zweifelhaft, ſo erforſche es ſorgfältig dnrch verſtändige und rechtſchaffene Leute. Bemühe dich eifrig, daß deine Unterthanen in Frieden unter deinem Regimente leben. Gegen deine Diener ſei bieder, freigebig und ein Mann von Wort, daß ſie dich fürchten und lieben als ihren Herrn. Halte die Rechte nnd Freiheiten der Städte aufrecht, welche deine Vorfahren ihnen ertheilt haben und verſcherze nicht ihre Gunſt, damit dich deine Feinde und deine Barone fürchten. Verleihe die

geistlichen Pfründen gewissenhaft nur an tüchtige Männer. Hüte dich, Krieg anzufangen, vorzüglich gegen Christen, ohne daß du dazu gezwungen seist. Die Zwistigkeiten und Fehden deiner Unterthanen untereinander suche auf alle mögliche Weise beizulegen. Trage Sorge für gute Richter und andere Beamte und unterrichte dich fleißig über ihre Amtsführung. Suche die Verbrechen auszurotten, besonders das Fluchen. Dein Hauswesen richte sparsam und ordentlich ein. Endlich bitte ich dich, mein Sohn, daß du meiner an meinem Ende gedenkest und für meine arme Seele Messe lesen, Fürbitten thun und Almosen im ganzen Reiche austheilen lässest. Zuletzt gebe ich dir allen Segen, den ein guter Vater nur seinem Sohne geben kann. Gott gebe dir Gnade, seinen Willen täglich zu thun, also daß er auf alle Weise geehrt werde und daß wir nach diesem Leben zusammen bei ihm sein können und ihn ohne Ende in seinem himmlischen Reiche fürchten, lieben und loben. Amen."

Welch ein Zeugniß, welch ein Denkmal für den gottesfürchtigen König — diese Worte, die sich eben so sehr durch ihre schmucklose Einfalt als durch ihren geistvollen Inhalt auszeichnen! Heiliger Ernst und herzliche Liebe, klare Erkenntniß und reiche Herzens- und Lebenserfahrung spricht sich in gleichem Maaße in ihnen aus und Bossuet legt dem Großvater Ludwigs XV, den er als Dauphin unterrichtete, mit Recht über dasselbe die Aeußerung in den Mund: „Es ist das schönste Erbtheil unseres Hauses, welches wir für einen höheren Schatz achten müssen als das Königreich, welches er seinen Nachkommen übergeben hat."

A. Nische in Schwinkendorf.

---

12. Raimundus Lullus.

30. Juni.

Im Jahre 1229 war Jakob der Eroberer, König von Aragonien, von der Südküste Spaniens mit einer Kriegsflotte ausgelaufen, um die balearischen Inseln Majorka und Minorka nebst der kleineren Insel Yviça den Mauren abzugewinnen, und schon im Anfang des folgenden Jahres hatte er Majorka in Besitz genommen. Er setzte den Kampf fort und eroberte 1232 Minorka, 1234 Yviça und endlich 1238 auch die Stadt und das Reich

Valencia. Unter seinem Heergefolge befand sich der tapfere aragonische Ritter Raimon Lull, aus Barcellona gebürtig, der mit einer katalonischen Gräfin aus der Familie Herili vermählt war. Sein König belohnte ihn mit Besitzungen auf der eroberten Insel Majorka und, nachdem diese etwas beruhigt war, ließ er seine Gemahlin zu sich kommen und sie wohnte bei ihm etwa seit dem Jahre 1233.

Aus dieser Ehe ist um das Jahr 1235 der seinem Vater gleichnamige Sohn entsprossen, der in der Geschichte der christlichen Kirche und Wissenschaft unter dem latinisirten Namen Raimundus Lullus (oder auch Lullius) berühmt geworden. Der junge Edelmann wuchs im Genuß des Reichthums, in der Luft des Hofes, unter ritterlichen Uebungen und unter den frommen Eindrücken des christlichen Gottesdienstes auf. Das Hauptelement seiner Jugendbildung war aber nicht Religion, nicht Wissenschaft, sondern der ritterliche Geist der provençalischen Poesie, der auch in seinem Stammland Katalonien herrschte und von dort aus auf die balearischen Inseln überging, wo nach und nach auch die gothische Baukunst, mit maurischen Elementen vermischt, herrliche Kirchen entstehen ließ, deren Ueberreste jetzt noch Bewunderung erregen. In seinem dreißigsten Jahre war der junge Ritter Seneschall seines Königs, dasselbe, was man in Deutschland Truchseß nannte, war verheirathet, hatte Kinder, beschäftigte sich aber gern mit der Dichtung katalonischer Minnelieder, wozu er häufig die schönen kühlen Nächte der anmuthigen Insel benutzte. Die Liebe des gekreuzigten Heilandes, die Franz von Assisi durch Wort und Wandel so mächtig in Italien und allen westlichen Küstenländern erweckt hatte, schlummerte noch in seinem Herzen.

Aber seine Stunde kam. Als er in einer Nacht des Jahres 1265 dichtend mit Bildern irdischer Minne beschäftigt war, erschien überraschend seinem Geiste das Bild des Gekreuzigten und ließ als eine göttliche Mahnung einen unauslöschlichen Eindruck bei ihm zurück. Doch ergab er sich nicht sogleich der heiligen Macht, die so unbequem seine Neigungen und Gewohnheiten bedrohte. Er versuchte in der nächsten Zeit mehrmals bei nächtlicher Weile sein Minnelied zu vollenden, aber jedesmal stellte sich ihm wieder der Gekreuzigte vor Augen. Als sich dies zum vierten oder fünften Male wiederholte, da siegte sein Gewissen, und er wurde inne, der Herr wolle ihm sagen, er solle die Eitelkeit der Welt verlassen und sich ganz und gar in den Dienst Christi begeben. Unter heftigen Seelenkämpfen bereitete sich ein großer Ent-

schluß in seinem Geiste vor, indem er erwog, welches wohl das Liebeswerk sein möchte, das dem Herrn am meisten gefallen könnte. Er fand nichts Besseres, als Leib und Leben daran zu setzen, um die Saracenen, zunächst die Mauren im benachbarten Afrika, von dem Irrthum des Islam und von der Wahrheit des christlichen Glaubens so zu überzeugen, daß sie innerlich gedrungen würden sich zu Christo zu bekennen. Dies zu vollbringen, das schien ihm die würdigste Aufgabe seines Lebens, um Christum zu verherrlichen. Nicht leicht wurde ihm das Opfer, welches die Ausführung eines so kühnen Vorsatzes von ihm erheischte; drei Monate gingen noch dahin, ehe er den entscheidenden Schritt wagte. Als aber am 4. October 1265, am Tage des h. Franz von Assisi, ein Bischof in einer Franziskanerkirche auf Majorka mit hinreißender Beredtsamkeit die Liebe des Heiligen pries, der Alles verlassen habe, um Christo nachzufolgen, da beschloß er, nicht hinter diesem Vorbild zurückzubleiben, verkaufte seine Güter bis auf ein mäßiges Erbe, das er zum Unterhalt seiner Gattin und seiner Kinder bestimmte, vertauschte seine köstlichen Kleider mit einem einfachen Rock von grobem Zeug und verließ seine Heimath. Drei Dinge hatte er beschlossen zur Ehre Gottes auszuführen: erstlich die Kenntniß der arabischen Sprache zur Bekehrung der Saracenen nicht nur selbst zu gewinnen, sondern auch in der Christenheit zu verbreiten, zweitens ein Buch für die Vertheidigung und Verherrlichung der christlichen Wahrheit zu schreiben, und endlich sein Leben für das Zeugniß von Christo zu opfern. Er wanderte nach St. Jakob zu Compostella und an andre heilige Stätten Spaniens, um überall die Fürbitten der Heiligen im Himmel und der Frommen auf Erden für sein großes Vorhaben zu gewinnen, das so ganz mit dem christlichen Volksgeiste seiner Nation in jener Zeit übereinstimmte.

Neun Jahre (also bis 1274) widmete er ununterbrochen den Vorstudien für das Unternehmen, das er als den göttlichen Auftrag für sein noch übriges Leben erkannte. Er begann damit, daß er sich der Kenntniß der arabischen Sprache und Literatur zu bemächtigen suchte, indem er einen Sclaven, einen geborenen Saracenen, zu seinem Lehrmeister annahm. Am Ende dieser Lernzeit trug es sich zu, daß jener Saracene in der Abwesenheit seines Herrn den Namen Christi lästerte, wofür Raimund, dem dies hinterbracht wurde, denselben in heiligem Eifer hart züchtigte. Der Sclave sann auf Rache, erspähte eine einsame Stunde, überfiel ihn und stieß mit dem rasenden Schrei: „du bist des Todes!“ ein

Messer in seine Brust. Raimund trug eine durch Gottes Gnade nicht unheilbare Wunde davon, überwältigte aber den Mörder und schlug ihn in Bande. Er wußte nun nicht, was er mit dem Verbrecher anfangen sollte: tödten wollte er ihn nicht, weil er sein Lehrmeister gewesen; freilassen durfte er ihn auch nicht, weil er von seiner Rachgier neuer Mordanfälle gewärtig sein mußte. Dreimal begab er sich in eine benachbarte Abtei, um daselbst Gott um Erleuchtung zu bitten: aber vergeblich. Als er das dritte Mal traurig heimkehrte, vernahm er, daß der Mensch den Strick, mit welchem er gebunden war, gebraucht hatte, um sich selbst zu erdrosseln, und sah darin eine von Gott für ihn bereitete Auskunft, um seinen Feind unschädlich zu machen, ohne daß er seine Hände mit dessen Blut zu beflecken genöthigt war.

Nach Vollendung der Vorstudien wollte Raimund zur Ausführung seiner Pläne schreiten, vermißte aber nun erst recht eine wissenschaftliche Grundlage, auf welche er im Kampfe gegen den Islam eine siegreiche Wirksamkeit bauen könnte. Es war damals gerade die höchste Blüthenzeit der auf Aristoteles gebauten wissenschaftlichen Theologie des Mittelalters, die Zeit, wo die Dominikaner Thomas von Aquino und Albert der Große, so wie der Franziskaner Bonaventura als Lichter der Kirche strahlten. Aber die Wissenschaft dieser Männer setzte den kirchlichen Glauben der Christenheit voraus und war nicht geeignet die Feinde der Wahrheit zu überführen, welche die Grundlehren von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi und von der Versöhnung durch sein Blut leugneten. Um diese zu überzeugen mußte er sich mit ihnen auf den neutralen Boden der allgemeinen Wissenschaft des menschlichen Denkens, der Logik, stellen. Gerade auf diesem Gebiete aber waren die Priester und Lehrer der Saracenen damals ausgezeichnet geschult; durch sie war ja die Kenntniß des Aristoteles erst neu zu den Christen gekommen, und der arabische Philosoph Averroes genoß auch unter den christlichen Denkern das höchste Ansehn. Die Schüler des Averroes mit ihren eigenen Waffen auf dem Gebiet der allgemeinen Wissenschaft zu schlagen, das war die Aufgabe, die Raimund zu lösen hatte. Dies erkannte er wohl: aber den Weg, wie dies geschehen sollte, zu entdecken, darum handelte es sich, und dies war gerade für ihn um so schwieriger, da er in der Stille wohl viel gedacht hatte, aber in der herrschenden Scholastik seines Zeitalters nicht regelmäßig geschult war. Er nahm seine Zuflucht zu Gott: er begab sich in die Einsamkeit auf den seiner Heimath benachbarten Berg de Randa und versenkte sich dort in Gebet

und Betrachtung. Nach acht Tagen kam ihm daselbst plötzlich, wie er nicht zweifelte durch göttliche Erleuchtung, die Idee zu einem Buche, das den Schlüssel zu aller Wissenschaft und zu einer unüberwindlichen Kunst der Beweisführung liefern sollte. Sogleich ging er ans Werk und verfaßte den Entwurf dieses Buchs in der nahe gelegenen Abtei de Regali, begab sich dann wieder auf den Berg de Randa, richtete sich hier eine Einsiedelei ein und vollendete in vier bis fünf Monaten die Schrift, die er zuerst Hauptwissenschaft (Ars major), später die allgemeine Wissenschaft (Ars generalis) benannte. Er berichtet, daß auf jenem Berge einst ein Jüngling, lieblich von Angesicht, ein Schäfer, ihn besucht habe, der in einer Stunde ihm von göttlichen Dingen mehr sagte, als ein Anderer in zwei Tagen hätte aussprechen können. Derselbe küßte und segnete ihn und seine Handschriften und erquickte ihn mit wahrhaft prophetischen Verheißungen. Diese Erzählung ist ganz dem Charakter jener Zeit entsprechend, wo vielfache apokalyptische Hoffnungen und prophetische Gesichte auch unter frommen Laien die Gemüther erregten. Auch sind mancherlei Spuren vorhanden, daß unser katalonischer Ritter und Minnesänger, der alles verlassen hatte, um Christo die Seelen der Ungläubigen zu gewinnen, nicht nur unter den Klosterbrüdern, sondern auch unter dem Volke seines Vaterlands eines großen Ansehns als Heiliger genoß und wenigstens mittelbar einen bedeutenden Einfluß auf die Gesinnung und Bildung des südlichen Spaniens ausübte. Als ein geistlicher Nationalheld Kataloniens trat er in die öffentliche Wirksamkeit der allgemeinen wissenschaftlich gebildeten Kirche des Abendlandes ein, wo sein originelles Vorhaben und sein origineller wissenschaftlicher Versuch, der außerhalb der gewohnten Bahnen lag, theils Bewunderung, theils aber auch Kopfschütteln erregte und ihn Vielen als einen Sonderling erscheinen ließ, dem man nicht recht trauen dürfte. Diese zweifelhafte Stellung nimmt er noch heute bei den Philosophen als Philosoph, bei den Theologen der römischen Kirche als Scholastiker ein, und seine zahlreichen Schriften, in denen unverkennbar viele Geistesblitze und tiefgedachte Aussprüche sich finden, sind noch nicht vollständig gesammelt, noch weniger von irgend einem Gelehrten allseitig und gründlich studirt. Die Sammlung seiner Werke von dem römischen Theologen Salzinger in zehn Quartbänden von 1721 bis 1742 zu Mainz erschienen, ist selten, und zwei Bände derselben werden in allen Bibliotheken vermißt, vermuthlich, weil der Sammler aus Furcht, daß sie verurtheilt werden würden, gar nicht ge-

wagt hat sie drucken zu lassen. Es steht fest, daß Raimund, wie sein Zeitgenosse der große englische Franziskaner Roger Baco, einen edeln Durst nach Erkenntniß der Wahrheit hatte: aber nicht so scharfsichtig, wie dieser, traute er den unzureichenden Mitteln zur Auffindung der göttlichen Geheimnisse mehr zu, als sie leisten können, und hat sich auch in die alchymistische Naturforschung seiner Zeit eingelassen, doch ohne daß man der Aechtheit der Schriften dieser Art, die ihm zugeschrieben werden, ganz sicher ist. Edel und ächt christlich ist seine Vertheidigung des Forschergeistes gegen den Einwand, daß der Glaube aufhöre ein Verdienst zu sein, wenn er nicht eine That des blinden Gehorsams bliebe, sondern eine Wirkung der Vernunft-Erkenntniß wäre. „Nicht auf des Menschen Verdienst und Ehre" — entgegnete er — „sondern allein auf Gottes Verherrlichung müsse man sein Augenmerk richten." Und wenn man weiter einwandte, der Glaube würde erkalten, wenn er zum bloßen Wissen, das der Mensch selbst beherrsche, herabsänke, so erwiderte er: das würde nie geschehen. Denn jede höhere Stufe des Wissens wiese auf eine noch höhere Stufe und ein noch höheres Gut hin, welches nur der Glaube besitze, und so steige man auf der Leiter des Wissens zu immer höheren Problemen des Geistes hinauf, also daß der Glaube nur desto inbrünstiger werde, je weiter der Forscher seinen Geheimnissen nachspüre.

Zu seiner neu erfundenen Wissenschaftslehre hatte Raimund großes Vertrauen, und da er sie als eine besondre Gabe göttlicher Offenbarung ansah, so rechnete er auf allgemeine Anerkennung und glaubte der Welt einen großen Dienst zu erweisen, wenn er ihr überall Einfluß verschaffte. Da er bald ein nicht geringes Aufsehn erregte, so forderte sein König, der Sohn des Eroberers Jakob, der bei Theilung des väterlichen Reichs (1276) nicht Aragonien und Katalonien, sondern nur die balearischen Inseln erhalten hatte und als König dieses abgesonderten Staates Jakob I. genannt wurde, ihn an seinen Hof, der damals in Montpellier war, um seine Schriften einer Prüfung der Gelehrten dieser Stadt zu unterwerfen, die sie rechtgläubig fanden. Dort schrieb er ein neues Buch, die Beweiskunst (Ars demonstrativa), der nach und nach eine Menge ähnlicher Schriften folgte, in welchen er seine Methode zu empfehlen und handlich zu machen suchte. Als er sich schon gehörig ausgerüstet glaubte, begab er sich nach Paris, um durch Vorlesungen Anhänger für sein System zu gewinnen und sich unter den Schultheologen Geltung zu verschaffen. Besonders wichtig aber war ihm die Anwendung seiner Methode für den

Hauptzweck, das Christenthum gegen den Islam zu vertheidigen und die Ueberzeugung der gelehrten Muhammedaner durch Kraft der Beweise zu erzwingen. Und dabei fehlt es ihm nicht an tiefsinnigen Gedanken, die wenigstens zum Theil ihm eigenthümlich, oder, wenn auch von Andern vor ihm gedacht, doch ihm nicht durch Ueberlieferung zugegangen sondern in ihm selbständig erzeugt sind. Werthvoller aber ist sein großer Zweck, das Menschengeschlecht dadurch zu adeln, daß durch seine Methode jedes Volk und jeder einzelne Mensch erzogen würde, über Gott, Natur und Menschen so zu denken, daß ihm durch die Vernunft die Wahrheit und insbesondere die höchste, die christliche Wahrheit als Leitstern des Lebens einleuchtete.

Bei diesem allgemeinen Zweck ließ er aber seinen besondern Beruf, den Saracenen dieses Licht der Wahrheit zugänglich zu machen, nicht aus den Augen. Bei seinem König Jakob I. gelang es ihm, denselben zu bewegen, daß er auf der Insel Majorka ein Franziskaner-Kloster stiftete, dessen Mönche durch Erlernung der arabischen Sprache zur Mission unter die Saracenen geschickt werden sollten. Darauf ging er nach Rom, um bei dem Papst Honorius IV. auszuwirken, daß ähnliche Stiftungen in größerem Maaßstabe an verschiedenen Orten gegründet werden möchten. Als er aber nach Rom kam, fand er den päpstlichen Stuhl erledigt (1287) und seine späteren Bemühungen in dieser Richtung bei Päpsten, Königen und Kirchenversammlungen hatten lange nur einen sehr spärlichen oder gar keinen Erfolg. Von Rom begab er sich nach Genua, um nach Afrika überzusetzen und persönlich seine Mission an den Saracenen zu beginnen. Schon waren seine Geräthschaften und Bücher auf ein genuesisches Schiff gebracht, das nach Tunis absegeln sollte: die ganze Stadt war seines Namens voll und von seinem hochherzigen Unternehmen bewegt: da stellten sich die Qualen eines grausamen Todes oder einer lebenslänglichen Gefangenschaft ihm vor das Auge und er wurde von einer so großen Angst und Verzagtheit ergriffen, daß er die Reise aufgab und sein Gepäck wieder ausladen ließ. Das Schiff segelte ohne ihn ab: sofort aber peinigte ihn nun sein Gewissen, daß er der göttlichen Sendung ungehorsam geworden war und den Gläubigen ein solches Aergerniß gegeben: er verfiel in eine langwierige schwere Krankheit und mußte am Leibe wie an der Seele große Schmerzen erdulden. In diesem Zustande vernahm er, daß abermals im Hafen ein Schiff zur Abfahrt nach Tunis bereit liege, und, wie elend er auch war, ließ er doch sich

mit seinen Büchern auf das Schiff tragen, um die gefährliche Reise zu beginnen. Seine Freunde aber, die seinen Zustand kannten, gaben nicht zu, daß er abfuhr, und ließen ihn zurückholen. Jahre vergingen nun und seine Krankheit besserte sich nicht. Aber als er im Jahre 1291 zum dritten Male von einem Schiffe hörte, das von Genua aus nach Tunis segeln sollte, ließ er sich nicht abhalten und wurde krank auf das Fahrzeug getragen, um seinen Beruf zu erfüllen. Das Schiff ging ab: seine Seele wurde heiter, bald auch sein Leib völlig gesund, nachdem der Druck, der auf seinem Gewissen lastete, gewichen war.

In Tunis angelangt versammelte er die Gelehrten und erklärte ihnen, er sei gekommen, um mit ihnen zu untersuchen, ob die Gründe, mit welchen sie den Islam vertheidigten, oder diejenigen, welche die Wahrheit des christlichen Glaubens bewiesen, stärker wären, und wenn sich bei der Vergleichung herausstellen würde, daß die Lehre Muhammeds besser begründet sei, als die Lehre Christi, zu welcher er sich bekenne, so würde er zu ihrem Glauben übertreten. Dadurch ließen sich viele Gelehrte herbeilocken, in der Hoffnung, daß sie ihn überzeugen und zum Islam bekehren könnten. Nachdem die Gründe für den Islam von ihm widerlegt waren, hub er an: „Jeder weise Mann müsse den Glauben als den wahren anerkennen, welcher Gott die größte Vollkommenheit beilege, die einzelnen Eigenschaften Gottes am richtigsten und vollständigsten zu bestimmen wisse und die Ausgleichung und Uebereinstimmung unter denselben am Besten nachweise. Er werde diese Probe leisten und darthun, daß ohne die christliche Erkenntniß von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes man weder von Gottes Vollkommenheit, noch von der Fülle der göttlichen Eigenschaften, noch von deren Harmonie unter einander einen befriedigenden Begriff gewinnen könne: somit werde er ihnen beweisen, daß der christliche Glaube allein allen Anforderungen der Vernunft entspreche. Er führte nun aus, daß der Begriff von Gott, den der Islam enthalte, unvollständig sei, indem darin zwar Gottes Weisheit und Willensmacht erkannt werde, aber nicht seine Güte und Größe, die nur aus der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes völlig hervorleuchte. Da seine Worte nicht ohne Wirkung blieben und seine Absicht offenbar wurde, die muhammedanischen Gelehrten ihrem Glauben untreu zu machen, so zeigte dies Einer der Angesehensten unter ihnen ihrem König an und bat denselben, wegen dieses Verbrechens dem Fremdling den Kopf abschlagen zu lassen. Raimund wurde eingekerkert und schon

sollte die Todesstrafe an ihm vollzogen werden, als ein Anderer für ihn bat und dem König vorstellte, eine solche Grausamkeit gegen einen gelehrten und achtungswerthen Mann würde seinem Reiche keine Ehre machen, da, wenn ein Muhammedaner in ähnlicher Weise muthig unter die Christen ginge, um sie zum Islam zu bekehren, man mit Recht eine solche Aufopferung an ihm rühmen würde: der Christ, der dies für seinen Glauben thue, sei ebenfalls ehrenwerth. Hierauf begnadigte der König den Gefangenen, gebot ihm aber, mit nächster Schiffsgelegenheit das Land zu verlassen. Als er aus dem Gefängniß trat, wurde er vom Pöbel gemißhandelt und dann sofort auf das genuesische Schiff, in welchem er gekommen, zurückgebracht, mit Androhung der Steinigung, wenn er sich jemals wieder auf dem Gebiet von Tunis blicken lasse. Bald fuhr das Schiff ab: er aber hatte sich heimlich auf ein anderes begeben, das noch im Hafen lag, und wartete auf eine Gelegenheit, unerkannt das Land zu besteigen, um seine Bekehrungsversuche fortzusetzen. Es geschah dies im September 1292 und in dieser Zeit arbeitete er auf dem Schiffe eine allgemeine Uebersichtstafel von Begriffen aus, die auf alle Wissenschaften anwendbar sein sollte. Nachdem er drei Wochen vergeblich gewartet, trug ihn jenes Fahrzeug nach Neapel, wo er nun einige Jahre verweilte und Vorlesungen über sein System hielt. Als der wegen seiner Frömmigkeit berühmte Einsiedler von Abruzzo Coelestin V. Papst wurde, hoffte er von diesem Unterstützung für seine Missionspläne, sah sich aber ebenso von diesem frommen, aber thatlosen Papste (1294), als von dessen thatkräftigem, jedoch nicht allzu frommem Nachfolger Bonifacius VIII. (1295) in seinen Erwartungen getäuscht. Im J. 1296 schrieb er in Rom seine „Beweisführung für die Lehren des christlichen Glaubens aus unwiderleglichen Gründen der Vernunft" (necessaria demonstratio articulorum fidei) und schloß diese Schrift am heiligen Abend vor dem Geburtsfest Johannis des Täufers mit der kühnen Vergleichung: „Wie dies Buch vollendet worden an dem Vorabend des Johannes, welcher der Herold des Lichts war und mit dem Finger auf den hinwies, der das wahre Licht ist: so gefällt es dem Herrn Jesus Christus, ein neues Licht für die Welt anzuzünden, das den Ungläubigen leuchten möge zu ihrer Bekehrung, auf daß sie mit uns dem Herrn Jesus Christus entgegen gehn, welchem sei Ehre und Preis in Ewigkeit."

Er war bereits in den sechziger Jahren, als er Rom mit gescheiterten Hoffnungen, aber mit ungebrochenem Eifer verließ, um

zehn Jahre lang in wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit für die Ausführung seiner menschenfreundlichen christlichen Ideen zu wirken, und wir würden ihm die reinste Bewunderung zollen können, wenn er nicht die eignen phantastischen und abenteuerlichen Gedanken zu auffallend mit göttlichen Aufträgen und Eingebungen verwechselt hätte.

Von Rom ging er zuerst nach Genua, wo er mehrere Bücher schrieb, von Genua mit manchen Umwegen nach Majorka, wo er Saracenen und Juden zu bekehren suchte, und näherte sich auf dem König Sanzio, Nachfolger von Jakob I., um ihn durch Gespräche für neue Entwürfe zu gewinnen, doch ohne besondern Erfolg. Der König wies ihn nach Paris und dort hielt er sich längere Zeit auf, um Vorträge über sein System zu halten und Bücher zu schreiben. Auch bei dem König von Frankreich Philipp (IV.) dem Schönen versuchte er für seine geistlichen Pläne Eingang zu finden, konnte aber bei diesem weltklugen Fürsten kein Gehör finden. Nun zog er sich wieder nach Majorka zurück, um seine Bekehrungsversuche fortzusetzen. Als er aber von neuen Bewegungen im Orient hörte, öffneten sich seiner Phantasie wieder große Aussichten, dort die Schismatiker, die Nestorianer, Monophysiten und andre Secten in Armenien, in Syrien, in Aegypten zur Einheit der Kirche zurückzuführen. Er schiffte sich nach Cypern ein und wendete sich an den König von Cypern wie früher an den König von Frankreich: aber auch hier fand er keine Unterstützung. Nun versuchte er allerlei auf eigene Hand und setzte sich großen Gefahren aus, nur von einem Cleriker und einem Diener begleitet. Er wurde gefährlich krank und hatte jene Beiden in Verdacht, daß sie ihn vergiftet hätten: ohne sie anderweitig zu bestrafen, jagte er sie fort: für seinen kranken Leib aber fand er Aufnahme und Heilung in dem Hause eines barmherzigen Meisters des Tempelordens. Nach seiner Wiederherstellung ging er zu Schiffe und begab sich nach Genua, von Genua nach Paris, von Paris nach Lyon, und überall setzte er, wiewohl nun ein siebzigjähriger Greis, rüstig seine frühere Thätigkeit für seine christlichen Ideen und Pläne fort. Von Lyon aus knüpfte er Verbindungen mit dem Papst Clemens V. an, der in Frankreich residirte und vom Jahre 1309 an seinen Sitz nach Avignon verlegte, und bewog diesen zu der Verordnung, daß an verschiedenen Orten, als in Paris, Salamanca, Oxford, Lehrer der griechischen, hebräischen, arabischen, chaldäischen Sprache angestellt werden sollten, um Männer zu erziehen, die zur Ausbreitung der Kirche unter Schisma-

tikern und Ungläubigen fähig wären. Dies war das erste Samenkorn der Pflanzschule zur Ausbreitung des Glaubens (Collegium oder Seminarium de propaganda fide), welches mehr als dreihundert Jahre später in Rom gegründet worden ist und mit einem Einfluß, der sich weithin in die Länder des Orients erstreckt, heutigen Tags noch besteht.

Im J. 1306 war Raimund wieder in Majorka, hatte aber nicht lange Ruhe, sondern ersah sich eine Gelegenheit, um nach Afrika überzusetzen und stieg in Bugia ans Land, in einer damals volkreichen Stadt, die der Sitz eines muhammedanischen Reichs und eines ausgezeichneten Oberpriesters des Islam war. Auf einem großen Platze der Stadt trat er auf und verkündigte laut: „Die Lehre Christi ist wahr, heilig und Gott wohlgefällig, die Lehre der Saracenen ist falsch und irrig, und dies bin ich bereit zu beweisen.“ Hierzu fügte er dann in arabischer Sprache Worte der Ermahnung, die das umstehende Volk so in Wuth versetzten, daß sie auf ihn eindrangen und ihn steinigen wollten. Der Oberpriester hört davon und läßt den Fremdling vor sich führen. „Wie konntest du so thöricht sein,“ ruft er ihm zu, „daß du dich unterfingest die Lehre Muhammeds durch Christi Lehre anzugreifen! weißt du nicht, daß Jeder, der sich dessen unterwindet, sterben muß?“ Raimund erwiderte: „Ein wahrer Diener Christi, der die Wahrheit des christlichen Glaubens erkannt hat, darf den leiblichen Tod nicht scheuen, wo er die Gnade des geistlichen Lebens für die Seelen von Gläubiggewordenen erlangen kann.“ Der Oberpriester, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ist neugierig zu hören, welche Beweise Raimund gegen die Lehre des Muhammed und gegen die Philosophie des Averroes, die zum Pantheismus hinneigt, vorbringen kann, und wird durch die damals neuen Beweise, die Raimund aus dem Begriffe der Güte Gottes führt, überrascht. Er schützt ihn vor der Volkswuth und läßt ihn erst in ein hartes, dann auf Fürbitte genuesischer und katalonischer Kaufleute in ein milderes, zuletzt wieder in ein sehr ekelhaftes Gefängniß setzen. Darüber vergeht ein halbes Jahr. In der Zwischenzeit wird er öfters zum Verhör vor das Collegium der gelehrten Priester geführt, auf dem Wege dahin mit Faust- und Stockschlägen gemißhandelt und sein langer grauer Bart zerzaust. Man fürchtet seine schlagfertigen Beweise und sucht ihn durch Versprechung von Ehren und Reichthümern zum Abfall zu verführen. Aber er antwortet: „Wenn ihr Christen werden wollt, so verheiße ich euch ganz andre Reichthümer und dazu das ewige Leben.“ Zuletzt wird ausge-

macht, daß beide Theile ein Buch schreiben sollen, damit jeder die Gründe für seinen Glauben genau auseinandersetze. Dies wird, ohne Zweifel auf den Rath des Oberpriesters, von dem König, der außerhalb Bugia seine Residenz hat, verhindert: dieser gebietet ihn zu entlassen und des Landes zu verweisen.

Das Schiff, welches er besteigen mußte, gerieth in einen heftigen Sturm und strandete, als es zehn Millien von Pisa entfernt war. Mehrere Reisende fanden in den Wellen ihren Tod: Andere retteten das nackte Leben, unter diesen Raimund, der alle seine Bücher und sein Gepäck verlor. In Pisa wurde er freundlich aufgenommen und sogleich ging er wieder ans Werk, die letzte Hand an seine allgemeine Wissenschaftslehre zu legen und andre Schriften abzufassen. Auch entwarf er den Plan zu einer Vereinigung aller Ritterorden, um mit neuer Energie die Eroberung des gelobten Landes zu betreiben. Er gewann dafür fromme Frauen und Edelleute und brachte eine Beisteuer von 30,000 Gulden zusammen. Mit Empfehlungsbriefen versehen begab er sich nun zum Papste Clemens V. in Avignon, fand aber, wie früher, mit seinen Vorschlägen kein Gehör. Es folgte nun ein neuer Aufenthalt in Paris, wo er jetzt die pantheistischen Lehren des Averroes besonders bekämpfte und den alten Streitsatz angriff, daß in der Philosophie das wahr sein könne, was in der Theologie für falsch gilt. Sein Interesse dabei war ein doppeltes: einerseits festzustellen, daß die christliche Offenbarung die alleinige und die vollkommene Wahrheit enthalte, andrerseits die wissenschaftliche Erkennbarkeit und Beweisbarkeit der christlichen Wahrheit zu behaupten. Auf der Verknüpfung dieser beiden Sätze beruhte ja eben die Methode der christlichen Mission, welcher er seine Kräfte gewidmet hatte. Als im J. 1311 die allgemeine Kirchenversammlung zu Vienne gehalten wurde, trat er auch dort mit Vorschlägen, die auf die Ausbreitung des Christenthums sich bezogen, hervor, und unter seinen Vorschlägen war auch dieser, erfolgreiche Mittel anzuwenden, um die Verbreitung der Grundsätze des Averroes zu hemmen, gegen welche er damals auch mehrere Bücher schrieb. Sein ältester Biograph zählt 123 Bücher und mehr, die er geschrieben und theils in einem Karthäuserkloster in Paris, theils bei einem Edelmann in Genua und bei einem andern auf Majorka niedergelegt habe.

Um das Jahr 1311 schreibt er im Rückblick auf seine Laufbahn: „Ich hatte Frau und Kinder, ich war ziemlich reich, ich führte ein weltliches Leben. Alles habe ich gern verlassen, um

das allgemeine Beste zu befördern und den heiligen Glauben auszubreiten. Ich habe das Arabische gelernt, ich bin mehrere Male ausgegangen, den Saracenen das Evangelium zu verkündigen. Ich bin um des Glaubens willen ins Gefängniß geworfen und zerschlagen worden. Ich habe 45 Jahre gearbeitet, um die Hirten der Kirche und die Fürsten für das gemeine Wohl der Christenheit zu gewinnen. Nun bin ich alt, nun bin ich arm, und noch bin ich desselben Sinnes: ich werde darin beharren bis in den Tod, wenn der Herr selbst es verleiht." Und er ist darin beharrt. Auch der Tod des Leibes sollte nach seinem Wunsche ein freies Opfer der Liebe sein und nicht blos, was er im Laufe der Natur ist, eine Folge des Hinwelkens der Lebenskraft. Im Hinblick auf diesen natürlichen Tod spricht der Greis im Gebet zu seinem Herrn: „Dein Knecht möchte, wenn es dir so gefällt, nicht eines solchen Todes sterben, sondern er möchte sein Leben enden in der Glut der Liebe, wie du in Liebe dein Leben für uns hingegeben hast. Dein Knecht bereitet sich hinzugehn und für dich sein Blut zu vergießen. Es gefalle dir also, ehe er zum Tode gelangt, ihn so mit dir zu vereinigen, daß er durch Andacht und Liebe nie von dir getrennt werde."

Am 14. August 1314 begab er sich zum dritten Male nach Afrika und lebte erst eine Zeitlang verborgen unter den christlichen Kaufleuten in Bugia. Endlich aber trat er öffentlich auf und verkündigte, er sei derselbe, der schon früher erst von Tunis, dann von Bugia ausgewiesen worden sei. Zugleich ermahnte er die Saracenen der Wahrheit zu gehorchen und zu Christo sich zu bekehren, wo nicht, wenigstens die Gläubigen in Liebe zu dulden. Es folgten dieselben Ausbrüche der Volkswuth, dieselben Mißhandlungen wie früher in gleichem Falle: darauf wurde er aus der Stadt geschleppt und auf Befehl des Königs gesteinigt. Christliche Kaufleute aus Majorka erbaten sich die Erlaubniß, seinen Leichnam aufzuheben und zu Schiffe in seine Heimath zu bringen. Nach Einigen soll er noch auf dem Schiffe Lebenszeichen von sich gegeben haben und erst auf der Höhe von Majorka, im Angesicht seines Vaterlands verschieden sein. Der Tag seines Märtyrertodes ist der 30. Juni 1315, sein Alter ohngefähr 79 Jahre.

Ein seltner Geist von durchaus idealem Sinne, von glühender Liebe Christi, sich selbst und seinem Heiland treu bis in den Tod, reich an Gaben und Thatendrang, voll Wahrheitsliebe und Wissensdurst, unermüdlich in der Ausbildung einer Lehrwissenschaft, die ihm eine große Entdeckung für das Heil der Menschheit schien.

Den Gelehrten seiner Zeit galt er für einen Schwärmer, ebenso den Großen dieser Welt: aber Viele haben ihn wegen seiner aufopfernden Hingebung geliebt und verehrt. Den Werth seiner Methode hat er überschätzt und seine menschlichen Meinungen nicht streng genug gesichtet, nicht scharf genug von der unzweifelhaften Wahrheit unterschieden. Aber sein Wille war rein auf das Gute, das Heilige, das Gemeinnützige gerichtet: mit Wille und Absicht hat er nie das Seine gesucht. Mit vielen Gedankenblitzen, die seine Schriften enthalten, ist er seiner Zeit vorausgeeilt. Sein Glaube an die Erkennbarkeit der Wahrheit in Natur und Offenbarung soll der Glaube aller edleren Seelen bleiben. Die Irrenden zur Erkenntniß Gottes und Jesu Christi und auf dem Wege der Ueberzeugung zur Gemeinschaft des Heils zu leiten, ist der Grundgedanke der evangelischen Missionen geworden und dieser Gedanke hat vielleicht noch eine große Zukunft für die Bekehrung der Muhammedaner und der Juden, so wie der Hindu und Chinesen.

G. E. Schmieder in Wittenberg.

---

13. Georg Wagner, genannt Carpentarius.

7. Februar.

Als das helle Licht des Evangeliums von Wittenberg aus ganz Deutschland erfüllte, ward auch Baiern davon berührt. Bei dem großen Verderben, das allenthalben in der Kirche herrschte, hörten Alle, die aus der Wahrheit waren, mit Freuden die Stimme der Wahrheit. Wie anderwärts die Fürsten dem Evangelium Raum boten, so auch im Anfang die Herzöge von Baiern. Das Brüderpaar Wilhelm und Ludwig, von denen jeder ein Gebiet beherrschte, verwandelten jedoch bald ihre Neigung für das Wort Gottes in Feindschaft. Schon im Juli 1523 wurde in München ein Bäcker auf Befehl des Herzogs Wilhelm enthauptet. Ihm folgten um des Evangeliums willen noch manche andere Zeugen der Wahrheit. Viele flohen nach Augsburg, welches Herzog Wilhelm „die Grube aller lutherischen und andern verdammten Ketzereien“ nannte. Wer aber in seine Hände fiel, mußte bluten. In Landsberg starben neun Männer den Feuertod, in München wurden 29 Männer ersäuft, drei andre Männer mußten mit ihren Frauen auf den Scheiterhaufen steigen, weil sie nicht zum

Glauben der römischen Kirche zurückkehren wollten. Am 16. August 1527 starb der edle Märtyrer Leonhard Kaiser[1]), der in so mancher Hinsicht an Huß erinnert, den Feuertod. Man hörte ihn oft den Seufzer sprechen: „Jesus, ich bin dein, mach mich selig!“

In demselben Jahre, in welchem Kaiser die Märtyrerkrone erlangte, mußte ein andrer Prediger des Evangeliums sein Leben endigen, weil er nicht widerrufen wollte. Er war von Emmeringen in Baiern und hieß Georg Wagner, in der lateinischen Sprache Carpentarius genannt. Sein Lebensgang ist uns nicht näher bekannt. Kurz, er kennt, liebt und verkündigt das Evangelium. Manche haben behauptet, er sei ein Wiedertäufer gewesen, aber so weit wir die Untersuchung kennen, finden wir nichts von der Wiedertäuferei, wohl aber die mehr reformirte Auffassung der heiligen Schrift. Er war ein Mann, dessen Herz ruhte, wo eines Christenmenschen Herz ruhen soll, wenn es selig werden will, in Christo. Seine letzten Reden bewiesen das. Er saß im Falkenthurm in München. Als das Schlußurtheil über ihn gefällt war, holten ihn am 8. Februar 1527 zwei Henker ab, um ihn zum Richtplatz zu führen. Auch Barfüßermönche erschienen, um den Blutzeugen zu geleiten und auf ihre Weise zu trösten. Wagner bat sie, ihn zu verschonen und lieber in ihre Klöster zurückzukehren. Was sie ihn lehren und womit sie ihn trösten wollten, das könne er nicht brauchen.

In Begleitung der Schergen kam er vor das Rathhaus. Hier wurden ihm noch alle Artikel, die er bekannt und vertheidigt hatte, vorgelesen. Es waren ihrer hauptsächlich vier. Der erste verwarf die Behauptung der römischen Kirche, als könne ein Priester einem Menschen in der Ohrenbeichte seine Sünden vergeben. Zweitens hatte er die Lehre, nach welcher der Meßpriester das Brod in den Sohn Gottes verwandelte, verworfen, und damit zusammenhängend sprach er aus, er könne nicht glauben, daß ein Mensch unsern Herrn Gott vom Himmel zu holen vermöge. Nach dem vierten Punkte, der ihm vorgehalten wurde, läugnete er, daß die Wassertaufe den Menschen ohne weiters selig machen könne. Man gab sich noch alle Mühe, ihn zum Widerrufe und Abfalle zu bewegen, und scheute sich nicht, ihn zu plagen. Aber der liebe Carpentarius blieb fest und unerschütterlich. Unter andern fragte ihn Einer: „Mein Freund Georg, fürchtest du dich denn

1) Sein Lebensbild von Dr. Grüneisen im Evang. Kal. für 1865.

nicht vor dem Tod, den du leiden ſollſt? Willſt du nicht lieber frei ſein und zu deinem Weib und deinen Kindern gehen?" Zarte Bande waren mit dieſen Fragen angeregt, Wagner verläugnete ſie nicht, aber er kannte ein höheres Ziel, das ihm jetzt ſo nahe ſtand. In dieſem Sinne erwiderte er: „Wenn mich der Richter freigeben wollte, wohin ſollte ich lieber eilen, als zu meinem herzlieben Weib und Kindern?" „Widerrufe nur," ſagte Jener, „ſo kannſt du wieder frei werden." „Nein," ſagte Carpentarius, „es ſind mir zwar mein Weib und Kinder ſo lieb und werth, daß ich ſie dem Herzog von Baiern um all ſein Land und Leute, Geld und Gut nicht geben wollte, aber doch habe ich Gott noch viel lieber, um welches willen ich ſie auch gerne verlaſſe."

Bei der Hinführung zum Richtplatze machte ſich der eben angeführte Gelehrte abermals an Wagner mitten auf dem Markte, um ihn zum Widerrufe zu bewegen. „Mein Freund Georg," ſagte er, „ich glaube das Sakrament des Altars, und nicht blos das Zeichen." Wir verſtehen ihn, er meinte die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti. Deshalb antwortete ihm Wagner: „ich halte das Sakrament des Altars, wie ihr es nennt, für ein Zeichen des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti, der für uns in den Tod des Kreuzes gegeben worden iſt." Da wandte ſich auch ein Prediger an der Domkirche zu München, Namens Schritter, an den Zeugen mit einem ſcheinbar unverfänglichen Vorſchlage: „Georg," ſagte er, „willſt du nicht glauben an das Sakrament, ſo ſetze doch zum wenigſten deine Hoffnung auf Gott, und ſprich: Ich bin meiner Sache gewiß. Gleichwohl will ich, wenn ich mich geirrt habe, es mir laſſen leid ſein und mich bekehren." Dieſe Verſuchung abweiſend antwortete Wagner: „Gott läßt mich nicht alſo irren." Der ſchon mehrmals genannte Schulmeiſter, wie ihn der alte Bericht titulirt, zeigte ihm jetzt einen Ausweg, indem er ſagte: „Lieber, übereile dich nicht, erwähle dir einen frommen Chriſten, es ſei Schritter oder ein Andrer, welchem du dein Herz eröffneſt, zwar nicht beichtweiſe, ſondern allein rathsweiſe." „Das werde ich nicht thun," erwiderte Georg, „denn ich habe es nicht nöthig."

Nach dieſem Geſpräche fing der genannte Domprediger an, das Vater Unſer dem zum Tode Verurtheilten vorzubeten. Als er den Anfang ſprach: „Vater unſer, der du biſt in dem Himmel," fiel ihm Georg in die Rede mit den Worten: „Fürwahr mein Gott, du biſt unſer Vater, und kein andrer. Heute an dieſem Tage begehre ich, bei dir zu ſein." Der Vorbeter fuhr mit der

ersten Bitte fort: „Geheiliget werde dein Name.“ Georg fügte hinzu: „Ach mein Gott, daß dein Name recht geheiligt würde!“ Der Domprediger: „Dein Reich komme.“ Georg: „Heute darf ich hineinkommen.“ Bei der dritten Bitte: „Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel,“ sagte Georg gar sehnlich: „Hie bin ich, Vater, dein Wille geschehe, und nicht der meine!“ Schritter: „Unser täglich Brod gieb uns heute.“ Georg: „Der Herr Jesus Christus, das rechte Brod, sei heute meine Speise.“ Schritter: „Vergieb uns unsre Schulden, als wir vergeben unsern Schuldigern.“ Da wandte sich Georg an die Umstehenden: „Lieben Freunde, ich will Allen gerne vergeben, sowohl meinen Freunden, als auch meinen Feinden.“ Und als der Domprediger mit den zwei letzten Bitten schloß: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel,“ schloß auch Georg mit dem sehnlichen Seufzer: „O mein Gott und Herr, du wirst mich ohne allen Zweifel erlösen, denn auf dich allein habe ich gehofft.“ Nun ging Schritter an den christlichen Glauben, indem er sagte: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.“ Georg fügte bei: „Ach mein Gott, auf dich allein hoffe ich, an dich allein glaube ich und an keine Kreatur. Aber sie haben mich von dir abwenden wollen. Stärke mich, o Herr!“ Aehnliches setzte er den beiden andern Artikeln des Glaubens bei.

Nach solchen Gebeten fragte ihn der Schulmeister: „Georg, glaubst du so stark an Gott deinen Herrn, als du es mit dem Munde bekennst?“ „Es würde mir schwer fallen,“ antwortete der Gefragte, „ja es würde unmöglich sein, den Tod zu leiden, wenn ich nicht von Herzen glaubte, was ich mit dem Munde bekenne. Denn ich habe wohl gewußt, daß ich um Christi willen leiden müßte, wenn ich ihn bekennen und ihm nachfolgen würde. Ach mein Gott, wo des Menschen Schatz ist, da ist auch sein Herz.“ Darauf fragte ihn der Domprediger: „Georg, hälst du es für nöthig, daß man für dich nach deinem Tode bete, so will ich für die Erlösung deiner Seele eine Messe halten.“ Georg gab zur Antwort: „So lange die Seele in diesem meinem Leib sein wird, so lange bittet Gottes Sohn für mich, daß er mir wahre Geduld, Demuth und einen christlichen Glauben verleihen wolle, auf daß ich diese Marter desto standhafter ertragen könne. Wenn aber Leib und Seele von einander geschieden sein werden, alsdann habe ich keines Betens mehr vonnöthen.“

Unter solchen wahrhaft erbaulichen Reden kam man auf dem Richtplatz an. Der Henker band den edlen Märtyrer auf die

Leiter. Da that Georg seinen Mund auf und erklärte dem Volke etliche Punkte des christlichen Glaubens. Einige fromme Christen traten darauf zu ihm mit der Bitte, ein Zeichen von sich zu geben, wenn er in's Feuer geworfen würde, woran sie seinen Glauben zu erkennen vermöchten. Darauf gab er zur Antwort: „Das soll das Zeichen sein, daß, so lange ich meinen Mund aufthun kann, ich den Namen Jesu Christi bekennen will." So fest stand dieser Mann. Sein Glaube machte ihn freudig, und nicht einen Augenblick war er traurig. Noch mitten in der Stadt sagte er mit großer Freudigkeit: „Heute an diesem Tage will ich meinen Gott vor aller Welt bekennen." Als er auf die Leiter gebunden war und der Henker ein Säcklein Pulver ihm an den Hals band, sagte er: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Eben richteten ihn die beiden Henker mit der Leiter auf, da sagte er zu einem christlichen Freunde, der zugegen war: „Gute Nacht!" und bat ihn mit fröhlichem Angesichte um Verzeihung. Sobald ihn aber der Henker in's Feuer stieß, rief er mit lauter Stimme: „Jesu, Jesu!" Und als der Scherge abermals mit dem Haken auf ihn stieß, hörte man noch etliche Male den süßen Jesusnamen aus seinem Munde, und dann verschied er.

Das geschah am 8. Februar 1527 in der Stadt München, und nach mehr als dreihundert Jahren dürfen wir uns an seinem Glauben freuen und, gebe Gott, uns dadurch stärken, festzuhalten an unserm allerheiligsten Glauben. Wir können nicht schließen, ohne aus einem köstlichen Liede, das man noch von dem Märtyrer besitzt, einige Verse mitzutheilen:

Den Vater wolln wir loben,
Der uns erlöset hat
Im Himmel hoch dort oben
Durch seines Sohnes Tod,
Welchen er hat gegeben,
Zu versöhnen unsre Sünd,
Daß wir im Glauben leben
Als sein gehorsam Kind.

Hilf uns, herzliebster Vater,
Der du uns hast erwählt,
In aller Pein und Marter
Die Welt uns g'fangen hält.
Gieb, daß wir mögen siegen
Wohl durch des Lämmleins Blut,
Daß wir nicht unterliegen,
Halt du uns, Herr, in Hut.

So wird er uns erheben
Zu der herrlichen Freud,
Die er aufdecket eben
Wohl zu der letzten Zeit,
Wenn er ganz wunderſam
Sein Heilgen ſammeln wird,
Dann werden wir zum Lamm
In unſre Heimath g'führt."

Karl Friedrich Ledderhoſe in Neckarau

---

14. Franz Lambert von Avignon.

20. October.

Franz Lambert von Avignon gehört nicht zu denjenigen Vätern der evangeliſchen Kirche, welche allein durch das Wort der heiligen Schrift und durch die Kraft des Geiſtes Gottes angeregt als Zeugen des Evangeliums auftraten und in ausgedehnten Gebieten der Kirche die Reformation derſelben veranlaßten; denn da wo Lambert ſeine Thätigkeit entfaltete, hatte die Wirkſamkeit der eigentlichen Reformatoren dem Evangelium bereits die Thür geöffnet. Aber dennoch kann Lambert dieſen eigentlichen Vätern und Trägern der Reformation billig zur Seite geſtellt werden, indem er einer der erſten war, welche in der romaniſchen Welt von der Macht der evangeliſchen Wahrheit ergriffen wurden, und indem auf einem der wichtigſten Reformationsgebiete, nämlich in Heſſen, die Reformation durch ihn zur Einführung gekommen iſt. Darum gebürt es der evangeliſchen Gemeinde auch Lamberts Namen und Andenken in dankbarer Liebe feſtzuhalten und zu ehren.

Franz Lambert war im Jahre 1487 zu Avignon, wo ſein Vater, der Nachkomme eines alten, ritterlichen Geſchlechts, Geheimſecretär des päpſtlichen Legaten war, geboren. Von ſeiner frühzeitig verwittweten Mutter den an ſeinem Geburtsorte ſeßhaften Franziscanern zur Erziehung übergeben, trat er ſchon als fünfzehnjähriger Jüngling in das Minoritenkloſter der Obſervanten. Hier erkannte man alsbald die hervorragende Rednergabe, welche ihn auszeichnete, weshalb er um 1517 zum apoſtoliſchen Prediger des Ordens gewählt wurde und als ſolcher auf dem Lande zu predigen begann. In dieſen Predigten trat Lambert mit einem

Ernſt und Eifer und mit einer Macht und Gewalt der Rede auf, welche nicht ſelten überwältigend wirkte. Einſt kam es vor, daß in einem franzöſiſchen Städtchen, in welchem er gegen den Ueberhand nehmenden Luxus und Tand des Lebens gepredigt hatte, nach Beendigung der Predigt die Leute auf ſein Geheiß willig ein Feuer anzündeten, ihre Karten, Würfel, Bilder ꝛc. herbeiholten und in das Feuer warfen. — Aber bald machte ihm die Wahrnehmung der in dem Kloſter herrſchenden Zuchtloſigkeit ſowie der Neid, der wegen der außerordentlichen Erfolge ſeiner Predigten gegen ihn rege wurde, den Aufenthalt in dem Kloſter zuwider. Es wurden über ihn die ſchändlichſten Verleumdungen ausgeſtreut und man quälte ihn in allerlei Weiſe, z. B. auch durch Entziehung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe. Da gedachte Franz Lambert, der zwar ſchon durch das Studium der heiligen Schrift, insbeſondere des Römerbriefes zu einer Ahnung der Wahrheit des Evangeliums gelangt war, aber mit ſeinem Herzen immer noch am Kloſterleben und an der Werkgerechtigkeit deſſelben hing, in ein Kloſter der ſtrengſten Regel, nämlich des Karthäuſerordens überzugehen; aber die Verleumdungen, mit denen ihm ſeine Kloſterbrüder in den Weg traten, verhinderten es. Franz Lambert blieb alſo in ſeiner Celle, und lebte nach wie vor nach der Regel ſeines Ordens.

Da fügte es ſich, daß zufällig einige der Schriften Luthers in ſeine Hände kamen. Er las dieſelben und erkannte es alsbald, welche Wege er zu gehen hatte. Eine Miſſionsreiſe, die ihm im Frühjahr 1522 der Kloſterconvent auftrug, benutzte er daher, um dem Kloſter ein für allemal Lebewohl zu ſagen, und über Lauſanne, wo ihn der Biſchof Sebaſtian von Monfaucon freundlich aufnahm und mit Empfehlungen verſah, nach Bern zu reiſen. Hier, wo Berthold Haller und Andere von der Bewegung der Zeit ſchon ergriffen waren, predigte Lambert — noch mit der Mönchskutte angethan, und da er des Deutſchen nicht mächtig war, in lateiniſcher Sprache — von den Gebrechen der Kirche; und die Gebildeten, die ſeinen Vortrag zu verſtehen vermochten, wurden von demſelben außerordentlich gefeſſelt.

Aber nach kurzem Aufenthalte eilte er, von Haller dringend empfohlen, nach Zürich, wo Zwingli ſeine reformatoriſche Thätigkeit eben begonnen hatte. Der Glaube an die Fürbitte der Heiligen ſchien ihm damals noch eine feſtſtehende Wahrheit zu ſein, weshalb er Zwingli zu einer Disputation über dieſelbe aufforderte. Als er aber deſſen Gegengründe gehört hatte, erklärte er

am Schluß der Disputation: „Ich erkläre, daß die Fürbitte der Heiligen gegen die Schrift ist; ich gebe alle Rosenkränze und alle Fürsprecher auf und will mich in aller Noth an Gott allein und an Jesum Christum halten, unsern Herrn."

Aber auch in Zürich konnte seines Bleibens nicht lange sein. Es trieb ihn, den Mann, dessen Glaubensmuth das Werk der Reformation begonnen hatte, in Wittenberg von Angesicht zu sehen. Unter dem pseudonymen Namen Johannes Serranus, mit welchem er sich gegen die Nachstellungen seines früheren Ordens zu schützen suchte, begab er sich daher über Basel nach Deutschland, wo er im November 1522 in Eisenach ankam. Hier machte er 139 Sätze über das Verbot der Priesterehe, über Ohrenbeichte, Taufe, Buße und Rechtfertigung bekannt und erbot sich dieselben in einer am Tage St. Thomä zu haltenden Disputation gegen Jedermann zu vertheidigen. Indessen fand sich kein Opponent zur Disputation ein. Da wendete sich Lambert an Spalatin zu Wittenberg mit der Bitte, ihn bei Luther als einen Flüchtling um des Evangeliums willen zu empfehlen, und ihm den Aufenthalt in Wittenberg möglich zu machen. Inzwischen erklärte er zu Eisenach in lateinischen Vorträgen das Evangelium des Johannes.

Luther, der von verlaufenen Mönchen schon oft getäuscht worden war, war anfangs gegen Lambert mißtrauisch, meinte jedoch, daß der Kurfürst ein kleines Wegegeld daran hängen und ihm die Reise nach Wittenberg gestatten möchte. — So kam Lambert im Januar 1523 nach Wittenberg, wo ihn Luther, der ihn hauptsächlich zu unterhalten hatte, bald lieb gewann. In einem Briefe an Spalatin erklärt Luther über ihn: „An der Unbescholtenheit des Mannes ist nicht zu zweifeln. Der Mann gefällt mir in allen Stücken, und ich glaube ihn, soweit es überhaupt möglich ist, hinlänglich bewährt und würdig gefunden zu haben, daß wir ihn in seiner Verbannung stützen und tragen." Um sich einigen Unterhalt zu verschaffen hielt Lambert Vorlesungen über alttestamentliche Bücher, übersetzte reformatorische Flugschriften in die französische und italienische Sprache und veröffentlichte seine „Commentare zur Regel der Minoriten" mit einem Vorwort Luthers. In dieser letzten Schrift zeigte Lambert das Eitle und Thörichte des Ordenslebens, erklärte sich aber nicht für sofortige und gänzliche Aufhebung der Klöster, sondern für deren Umwandlung in Schulen und Studienanstalten. — Auch verehelichte er sich — der erste gewesene französische Mönch, der einen solchen Schritt

that, — mit Christine, der Tochter eines ehrbaren Bäckers aus Herzberg.

Uebrigens war seine Lage fortwährend eine jammervolle. Für seine Vorlesungen über Hosea, Lucas, Ezechiel und das hohe Lied erhielt er von seinem zahlreichen Auditorium schließlich 25 Groschen. Daher entschloß er sich endlich Wittenberg zu verlassen. „Denn ich erröthe darüber", sagte er, „daß ich auf Kosten des allerchristlichsten Martinus leben muß." Wahrscheinlich war aber ihm, der in der Kirche reformatorische Erfolge, die seiner Begeisterung und Thatenlust gleich kamen, erzielen zu müssen glaubte, auch das Leben neben den ihn weit überragenden Kirchenmännern zu Wittenberg unbehaglich. Mit Freuden folgte daher Lambert im März 1524 dem Rufe einiger Anhänger der Reformation nach Metz.

Allein hier gestattete ihm der Magistrat nicht diejenige Wirksamkeit, die er erwartet hatte. Seine Bitte, daß man ihm das Predigen erlauben möchte, indem er bereit sei seine in 116 Thesen dargestellte Lehre öffentlich zu vertheidigen, vorausgesetzt, daß nur die heilige Schrift als alleinige Richterin anerkannt würde, fand kein Gehör; vielmehr gab sich in der Stadt gegen den „lutherischen Ketzer" allerlei Feindseligkeit kund, weshalb ihm der Magistrat wohlmeinend rieth, an seine Sicherheit zu denken. Noch war daher Lambert kein volles halbes Jahr in Metz gewesen, als er sich genöthigt sah nach Straßburg überzusiedeln.

Auch hier, wo ihn freilich der Magistrat (im November 1524) mit Verleihung des Bürgerrechtes und mit Geschenken unterstützte, mußte er sich doch mit Vorlesungen, Uebersetzungen und schriftstellerischen Arbeiten kümmerlich ernähren. Insbesondere veröffentlichte er seine Commentare zu den Büchern des alten Testaments und seinen „Commentar über den heiligen Ehestand und über den Schmutz und die Verderblichkeit des Cölibats." Das Ziel seines Strebens — für Frankreich das zu werden, was Luther für Deutschland, Zwingli für die Schweiz geworden war, (weshalb er sich in Straßburg ebenso wie schon vorher in Metz mit reformatorischen Aufforderungen an den König von Frankreich wandte und von den Gegnern „der welsche Doctor" genannt wurde), erlangte er freilich auch hier nicht. Aber von großer Bedeutung für seine spätere Wirksamkeit war es, daß Lambert in Straßburg zum ersten Mal ein solches Kirchenwesen und eine solche dogmatische Denkweise ausgebildet fand, wie sie seinen eignen ursprünglichen Ideen entsprach. Die streng reformirten Anschauungen

eines Jacob Sturm, Martin Bucer, Capito, Farel ꝛc. waren es, in denen sich Lambert mit seinen eignen Ideen und Idealen wiederfand. In dem an den Bischof Sebastian von Monfaucon gerichteten Dedicationsvorwort, mit welchem er seine in Metz proponirten Thesen, bis zu 385 vermehrt, in Straßburg herausgab, schrieb er dem Bischof: „Es mag Ew. Herrlichkeit einen Bischof nennen wer da will, — ich nicht. Dafür möge sie sorgen, daß sie wahrhafte Bischöfe unter sich habe. Denn eine jede einzelne Pfarrei soll einen Bischof haben, welcher, wenn er vom Volke gewählt und von der Gemeinde irgend eines Ortes bestätigt worden, weder Brief noch Siegel bedarf, und so lange für einen Bischof zu halten ist, als er das reine Evangelium vom Reiche Gottes verkündigt. Weicht er davon ab, so kann ihn die Gemeinde, welche ihn gewählt, entsetzen und einen anderen suchen." — Der Einfluß, welchen Luther auf ihn ausgeübt hatte, trat daher vor den mächtigen Eindrücken, die er in der neuen Sphäre empfing, sofort zurück*). — Um so mehr mochte er sich danach sehnen irgendwo in der Kirche seine reformatorischen Ideale verwirklichen zu können. Da berief ihn Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1526 — wie es scheint auf des Stadtmeisters Jacob Sturm Empfehlung, mit welchem der Landgraf auf dem Reichstage zu Speier bekannt geworden war, — nach Hessen, um mit seiner Hülfe die hessische Kirche evangelisch zu reformiren. Mit Freuden folgte Lambert einem Rufe, der ihn endlich das so lange ersehnte Ziel erreichen ließ.

In Cassel angekommen entwarf nun Lambert mit dem Landgrafen einen Plan, nach welchem die Reformation im Lande eingeführt werden sollte. Man beschloß die Stände des Landes, die Ritterschaft und die Städte mit den Geistlichen zu einer Synode oder vielmehr zu einem kirchlichen Landtag nach Homberg (dem Knotenpunkt der damaligen Hauptstraßen Hessens) einzuberufen. Der Landgraf ließ daher die Synode sofort für den 20.

---

*) Dieses zeigt sich z. B. in seinen verschiedenen Aeußerungen über die Lehre vom Abendmahl. In der Ausgabe seines Commentars zu Lucas von 1524 hatte Lambert behauptet, daß Christus, da ihn nichts hindere mit seinem Leibe an einem bestimmten Orte zu sein, im Abendmahle mit dem Brote und Weine gegenwärtig sei. Dagegen in der Ausgabe von 1525 schreibt er, Brot und Wein seien „für die Gläubigen die sichersten Zeichen ihrer Nießung des Leibes und des Blutes Christi." Späterhin drückte sich Lambert über das Abendmahl sogar ganz zwinglisch aus.

October 1526 ausschreiben, während Lambert es übernahm die erforderlichen Vorlagen auszuarbeiten. Derselbe setzte daher in lateinischer Sprache unter 23 Titeln 158 Sätze auf, welche die Hauptgedanken seiner Reformationslehre enthielten, und welche er wegen ihres Widerspruchs mit der traditionellen Lehre Paradoxa nannte. Außerdem entwarf Lambert (ebenfalls lateinisch) eine diesen Paradoxen entsprechende Reformationsordnung, welche höchst wahrscheinlich in einer Conferenz der höheren Geistlichen (Stiftsdechanten und Klosteroberen) Sonnabends den 20. October berathen und festgestellt wurde. Die Thesen Lamberts wurden an den Thüren der Pfarrkirche angeheftet.

Am folgenden Tage, Sonntags den 21. October, wurde frühmorgens um 7 Uhr die eigentliche Synode im Beisein des Landgrafen in der Pfarrkirche zu Homberg eröffnet. Nachdem der Kanzler des Landgrafen die Versammlung über den Zweck derselben belehrt hatte, las Lambert auf Befehl Philipps seine Thesen vor, begründete dieselben aus der heiligen Schrift und beleuchtete hiernach die vorhandenen Mißbräuche der Kirche. Am folgenden Morgen, in der dritten Sitzung der Synode, las Lambert seine Thesen nochmals vor und forderte Jedermann auf, etwaige Bedenken gegen dieselben zur Sprache zu bringen. Aus der ganzen zahlreichen Versammlung erhob sich jedoch nur ein Opponent, ein Franziscaner-Guardian, der in einem vielstündigen, ermüdenden Vortrag vom Standpunkt der Scholastik und des canonischen Rechtes aus Lamberts Thesen zu widerlegen suchte, dabei aber gegen diesen und gegen den Landgrafen selbst so anzüglich wurde, daß Lambert sich schließlich zu einem leidenschaftlichen Ausfall gegen den Guardian hinreißen ließ. Als nach Beendigung der Debatte Lambert dreimal mit lauter Stimme Jeden, der gegen seine Sätze Einsprache erheben zu müssen glaube, aufgefordert hatte das Wort zu ergreifen und sich Niemand meldete, schloß derselbe die Synode mit den dankfagenden Worten des Priesters Zacharias: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk!"

Der Guardian, dessen Bleibens in Hessen nicht mehr war, begab sich nach Cöln, wo er in einer Ausgabe seiner zu Homberg vorgetragenen Sätze seinen angeblich über Lambert erfochtenen Sieg verherrlichte, wodurch dieser veranlaßt wurde auch seine Thesen mit einem Briefe an die Cölner zu veröffentlichen.

Da dieselben von der Synode zu Homberg stillschweigend approbirt waren, so war von derselben — dieses nahm man we-

nigſtens an, — auch die auf ihnen beruhende Reformationsordnung Lamberts vom 20. October approbirt worden, weshalb man in Gemäßheit derſelben am Schluß der Synode einige Viſitatoren erwählte, welche die Kirchenreform in den einzelnen Gemeinden beginnen ſollten.

In ihren 34 Kapiteln enthält dieſelbe im Verhältniß zu andern evangeliſchen Kirchenordnungen der Reformationszeit manches Eigenthümliche; das Allereigenthümlichſte liegt jedoch darin, daß ſie auf dem Gedanken einer von der hiſtoriſchen Entwicklung der Kirche völlig losgeriſſenen fundamentalen Neubildung der Kirche beruht. Sie ſchreibt nämlich (Kap. 15) vor, daß überall im Lande, ehe das neue Kirchenweſen eingerichtet wird, eine (längere oder kürzere) Zeit hindurch das Evangelium gepredigt werden ſoll. Iſt dieſes geſchehen, ſo daß Jederman von der Lehre des Evangeliums hinlänglich Kunde erhalten hat, ſo ſollen in den einzelnen Gemeinden conſtituirende Verſammlungen gehalten werden, wo diejenigen, welche zur Kirche, d. h. zur Gemeinde der Heiligen gehören wollen, ſich zu melden haben, ſo daß die Kirche durchaus auf der freien Entſchließung ihrer einzelnen Glieder und auf einer mit aller Strenge gehandhabten Kirchenzucht beruht, alſo eine ſcharf abgegrenzte Gemeinſchaft wirklich wiedergeborenen Lebens iſt. — Für die ſo zu conſtituirende Kirche werden nun folgende Beſtimmungen gegeben: An der Spitze einer jeden Gemeinde ſteht ein von dieſer erwählter Biſchof, unter deſſen Vorſitz ſich die Gemeinde an jedem Sonntag verſammelt. Die Gemeinde hat das Recht unwürdige Glieder durch den Biſchof zu excommuniziren. Die Abſolution eines Excommunizirten ſpricht der Biſchof im Namen der Gemeinde. Neben dem Biſchof fungiren Aelteſte und Diaconen, jene für Aufrechthaltung der Zucht, dieſe vorzugsweiſe zur Ausübung der Armenpflege. Ueber der Gemeindeverſammlung ſteht die jährlich am dritten Sonntag nach Oſtern in Marburg zu haltende Synode, welche (als kirchlicher Landtag) aus ſämmtlichen Biſchöfen (d. h. Pfarrern), aus je einem Abgeordneten jeder Gemeinde, aus dem Landesherrn und den Grafen und Herren beſteht. Die Synode wählt einen engeren Ausſchuß von dreizehn Perſonen, der ſie leitet und in der Zwiſchenzeit von einer Synode zur andern unaufſchiebliche Geſchäfte erledigt. Daneben beſtehen drei Viſitatoren, welche die Gemeinden regelmäßig viſitiren und das Ergebniß der Viſitationen an die Synode einberichten.

Von dem Fürſten und den geiſtlichen und weltlichen Ständen

des Landes genehmigt und durch den Speierschen Reichstagsabschied geschützt hatte die (nicht im Namen des Landesherrn sondern der Synode, zu welcher der Landesherr gehörte, publizirte) Kirchenordnung Lamberts die Geltung eines Landesgesetzes, das keiner weiteren Autorisirung bedurfte, das vielmehr sofort zu vollziehen war. Daher traf der Landgraf, dem die Synode vorläufig die Ernennung der Visitatoren und der Pfarrer überlassen hatte, ungesäumt die dazu nöthigen Anordnungen, und eine Reihe einzelner Bestimmungen der Reformationsordnung kamen schon im Jahre 1527 zur Ausführung. Vor Allem mußte dafür gesorgt werden, daß überall im Lande die reine Lehre des Evangeliums gepredigt wurde, indem die Reformationsordnung erst wenn dieses mit dem nöthigen Erfolg geschehen sei, ihrem ganzen Inhalte nach vollzogen werden sollte. Allein die Schwierigkeiten, welche hierbei in der Unwissenheit und Rohheit der Geistlichen und der Gemeinden vorlagen, waren so groß, daß das Ziel, welches in der Reformationsordnung als Voraussetzung für ihre volle Einführung bezeichnet war, niemals erreicht ward. Niemals kam man soweit, daß man zur Bildung von Gemeinden wahrhaft wiedergeborener Christen vorschreiten konnte. Indem daher neben der Reformationsordnung eine von dieser nur mittelbar abhängige kirchliche Gesetzgebung entstand, so geschah es im Laufe der Zeit, daß die Reformationsordnung Lamberts mehr und mehr zurückgestellt und schließlich ganz vergessen wurde. Aber einen dreifachen Gewinn hatte die Reformationsordnung Lamberts für die hessische Kirche, — und hierin haben wir die wahre Bedeutung derselben anzuerkennen —: Indem sich die kirchliche Gesetzgebung Hessens zunächst im Anschluß an Lamberts Reformationsordnung ausbildete, ging 1) der ideale, immer die höchsten und letzten Ziele scharf im Auge behaltende Geist, welcher diese auszeichnete, auch auf jene über, und bethätigte sich in einem Eifer für Zucht und Pflege des Lebens, der in dem Gebiete der sächsischen Reformation nicht in derselben Weise wahrzunehmen war; 2) gewann die hessische Kirche von Anfang an einen Schatz, der im Gebiete der sächsischen Reformation auch nicht zu finden war, nämlich Presbyterien, in denen die kirchlichen Gemeinden als solche ihre lebendigen Organe erhielten; und 3) gewann die hessische Kirche durch die Homberger Reformationsordnung den Segen einer selbständigen, nicht durch landesherrliche Consistorien bevormundeten, sondern durch freigewählte Visitatoren (Superintendenten) und Synoden geförderten freien Entwicklung, welche bis zum Ende des 16. Jahrhun-

derts eine unterscheidende Eigenthümlichkeit der hessischen Landeskirche war.

Nach der Homberger Synode bis zur Errichtung der Universität zu Marburg lebte Lambert in dem Kloster des eben aufgehobenen Carmeliterordens zu Cassel, in unmittelbarster Nähe des Schlosses und des damaligen Canzleigebäudes. Wie Landgraf Philipp ihn auch damals beurtheilte, erhellt daraus, daß er derjenige Theolog war, welchen Philipp (ausweislich der noch nicht gedruckten ältesten Urkunde über die Begründung der Universität) vor Allen und unter allen Umständen als Professor an seiner vorzugsweise zur Pflege der evangelischen Theologie bestimmten Hochschule haben wollte. Einer seiner ersten Schüler zu Marburg war der Schotte Patrik Hamilton, der von ihm die Weihe zum Martyrium erhielt. In dieser seiner academischen Stellung blieb Lambert bis zu seinem Tod am 18. April 1530. Der damals in Marburg grassirende „englische Schweiß" hat seinem Leben ein Ende gemacht.

Lambert hatte mancherlei Eigenthümlichkeiten, um deren willen ihn sein College Hermann von dem Busch das dreifache M zu nennen pflegte, indem derselbe behauptete, Lambert reise so oft nach Frankfurt, ut Manducet, Mendicet et Mentiatur, d. h. um gut zu essen, um bei den Buchführern zu Frankfurt seine noch restirenden Honorare einzumahnen, und um sich von dortigen Fremden, insbesondre Franzosen allerlei aufbinden zu lassen, was er dann leichtgläubig weiter erzählte. Daher hatte Lambert auch in Hessen allerlei Widersacher, welche ihm dieses und jenes nachsagten. Am wahrsten hat aber Lambert wohl sich selbst mit den Worten characterisirt, die er in einem Briefe an Friedrich Myconius schreibt: „Nachdem ich Christum erkannt und er mich zu seinem Evangelium berufen, habe ich niemals begehrt, daß weder irgend Jemand noch ich selbst nach meinem Sinne sich richte; sondern ich wünschte und habe mit allen Kräften dahin gestrebt, daß ich und andre durch sein Wort regiert würden, und es schmerzte mich, wenn ich oder andre nach unsrer Weise wandelten anstatt nach Gottes Anweisung. Ich wollte über Niemanden herrschen; aber das wünschte und wollte ich, wünsche und will ich noch, daß Alle dem Worte Gottes gehorchten. Das Gegentheil habe ich bei mir und Anderen stets verabscheut. — Ich erinnere mich nicht, jemals Etwas als falsch verworfen oder als wahr behauptet zu haben, ohne völlige Gewißheit aus des Herrn Wort. — Ich hasse Niemanden, sondern es schmerzt mich und

ich seufze, wenn ich sehe, daß Jemand die christliche Freiheit mißbraucht, oder daß fast keine Liebe mehr in der Welt, und daß Alles voll Verleumdung, Lüge, Neid und Schmähsucht ist; welches ich mir und Anderen hasse. Was ich hier geschrieben, das habe ich nach der Wahrheit geschrieben, und so wie es sich verhält. Wer anders von mir denkt und urtheilt, der behauptet Dinge die nicht aus der Wahrheit sind."

Heinrich Heppe in Marburg.

---

15. Olaf Peterson, der Reformator Schwedens.

7. April.

Die deutsche Reformation war noch in ihrer ersten Entwickelung begriffen, als sie sich schon in Europa nach allen Seiten hin auszubreiten begann. So einleuchtend waren ihre Grundgedanken, so handgreiflich die Irrwege der bestehenden Kirche, so unwiderleglich die Gründe, auf welche sich der Angriff gegen die verderblichen Mißbräuche stützte, daß fast in einem Augenblick ein großer Theil der lateinischen Christenheit für das neue Licht gewonnen wurde. Aber sofort erhob sich auch überall der Kampf des Bestehenden gegen den Hauch des Geistes, der über die Welt hinwehete, und nichts ist interessanter, als das großartige Schauspiel, welches dadurch unter den verschiedenen Völkern und in den Staaten Europas zur Erscheinung kam. Von Luther und Melanchthon ging die Anregung aus: in ihrer Nähe nährten sich Unzählige an den Anschauungen, denen sie Ausdruck gaben: von Wittenberg aus eilten die Einzelnen in ihr Vaterland und begannen mit Begeisterung eine Arbeit, welche großer Kräfte bedurfte, um zur Vollendung zu gelangen. Jedes Land aber, welches in den Kampf hineingezogen wurde, zeigt dem Blicke des sorgfältigen Forschers eine ganz eigenthümliche, von allen übrigen Ländern sich unterscheidende Gestalt und Farbe. Die Reformatoren waren unter einander so verschieden, wie die Lebenskreise der Völker, aus deren Mitte sie hervorgingen. An vielen Aehnlichkeiten konnte es nicht fehlen, und doch war die individuelle Verschiedenheit der bewegenden Elemente bei weitem größer und hervorragender. Die handelnden Männer folgten zwar Luthers Rathe und Beispiel, wußten sich mit seinen Sätzen in Uebereinstimmung, und gehen

doch im Vergleich mit Luther und mit einander auf ſehr verſchiedenen Bahnen.

Den größten Einfluß übte Deutſchland auf Schweden. Wie das ſtammverwandte Scandinavien überhaupt, ſo nahm insbeſondere Schweden die lutheriſche Faſſung der Reformation in ſich auf und hat ſie bis auf den heutigen Tag energiſch feſtgehalten, ja iſt durch ſie groß und welthiſtoriſch bedeutend geworden: und doch wie ganz anders iſt der Gang der Ereigniſſe, durch welche der evangeliſche Glaube den Sieg davontrug, dort als hier!

Sehr einfach iſt der Anfang reformatoriſcher Thätigkeit in jenen Gegenden. Zu Oerebro in der Provinz Nerike lebte in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Schmiedemeiſter, Peter Olufſon, dem zwei Söhne geboren wurden, 1497 gleichzeitig mit Melanchthon Olaf, 1499 Lorenz Peterſon, auch wohl Olaus Petri und Laurentius Petri genannt. Vater und Mutter (Karin Lorenz Tochter) waren einfache, im Sinne jener Zeit fromme, treue und tüchtige Menſchen, denen das Wohl ihrer beiden Söhne außerordentlich am Herzen lag. Da dieſe heranwuchſen, wurden ſie Mönchen des Carmeliterordens übergeben, der ſich damals dort den Ruf beſonderer Gelehrſamkeit erworben hatte. Raſch eigneten ſie ſich die Elemente des Unterrichts an, ragten weit über ihre Altersgenoſſen hinaus und wurden für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Die Eltern wünſchten, daß ſie zum Zweck ihrer theologiſchen Ausbildung nach Rom gingen und in einer von der ſchwediſchen Heiligen Brigitte (geſtorben zu Rom 1373 und 1391 heilig geſprochen) daſelbſt geſtifteten, für ſchwediſche Jünglinge eingerichteten Anſtalt weiter erzogen würden. Dorthin oder nach Paris, wo ähnliche Inſtitute zu Gunſten Schwedens beſtanden, pflegte die Jugend ihre Schritte zu lenken, um mit dem Glanz, den der Beſuch dieſer Städte gewährte, geſchmückt, in die Heimath zurückzukehren und eine bedeutende Wirkſamkeit zu erhalten. Die Brüder aber wurden auf einen Lebensweg von ganz entgegengeſetzter Richtung geführt. Denn kaum hatten ſie Schweden verlaſſen und die Grenzen Deutſchlands überſchritten, ſo hörten ſie von Luther und begaben ſich nach Wittenberg, wo ſie Oſtern 1515 ankamen und ohne Zögern ihre theologiſchen Studien begannen. Die jungen Männer waren äußerſt willkommen und wurden auf das freundlichſte aufgenommen: mit einem günſtigen Zeugniß trug man nach einer Prüfung ihre Namen in die Matrikel ein. Luther war in ſeiner erſten Epoche, in welcher er ſich von Jahr zu Jahr innerlich mehr zum Ergreifen

ſeines großen, reformatoriſchen Berufes entfaltete, ſ. Leop. v. Ranke's Werke, I. S. 200 ff. Oluf hörte mit ſeinem Bruder Luthers Vorleſungen über das alte und neue Teſtament, fand Aufnahme im Auguſtinerkloſter, und ſtellte ſich ganz unter die Aufſicht ſeines Meiſters. Bald gewann er deſſen volles Vertrauen. Als Luther im Jahr 1516 von J. Staupitz zum Verweſer des Auguſtinerordens ernannt wurde, begleitete ihn Oluf bei ſeinem Beſuche der Auguſtinerklöſter in Meißen und Thüringen und nahm als Augenzeuge an der Thätigkeit Antheil, welche Luther bei dieſer Gelegenheit zu übernehmen hatte. Hierdurch wurde er immer tiefer in Luthers Denk- und Lebensweiſe eingeführt, lernte die Mängel der Klöſter aus eigner Anſchauung kennen und ſah, mit welchen Mitteln ſie gehoben werden könnten. So ward es ihm leicht, ſich ganz nach dem Muſter ſeines verehrten Lehrers zu bilden. Zugleich nahm er Theil an Allem, was damals Luthers Seele beſchäftigte und durchdrang ſich mit voller Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit. Er war gegenwärtig, als Luther im Jahr 1517 den muthigen Entſchluß faßte, ſich dem Ablaßhandel entgegenzuſetzen, und zur Erklärung der Kraft des Ablaſſes ſeine Theſen anſchlug, und an den Kämpfen, welche dies herbeiführte. Im Februar 1518 wurde er im 21., ſein Bruder im 19. Lebensjahre zum Doctor der Philoſophie promovirt. Im Sommer desſelben Jahres (im Auguſt) erſchien der nicht minder jugendliche Philipp Melanchthon als Profeſſor in Wittenberg und gab der hier waltenden Richtung einen neuen Schwung; die Brüder waren unter ſeinen erſten Zuhörern, und ließen ſich von ihm in die Kenntniß der griechiſchen Sprache und in die Philoſophie einführen; und wenn Luther ſagte: „an der Univerſität iſt man fleißig, wie es die Ameiſen ſind", ſo waren auch die jungen Schweden mit in dieſes Lob eingeſchloſſen. Alles führte zuletzt zum tieferen Verſtändniß der heiligen Schrift: und darin lag der vornehmſte Gewinn, den ſie aus Wittenberg mit hinwegnahmen, als ſie im Jahr 1519 nicht ohne Luthers Rath die Univerſität verließen und in die Heimath zurückeilten.

In Schweden hatten ſich, während Oluf und ſein Bruder ſich in Wittenberg aufhielten, wichtige Ereigniſſe vollzogen. Chriſtian der Zweite, bereits im Beſitz von Dänemark und Norwegen, wollte die Union wieder aufrichten, forderte auch die Krone von Schweden, war aber am 22. Julius 1518 von dem Reichsverweſer Sten Sture in einer großen Schlacht in der Nähe von Stockholm geſchlagen worden und rüſtete ſich zu einem neuen Einfall.

Das ganze Jahr 1519 ward mit den Vorbereitungen ausgefüllt. Zugleich hatte der Papst Bann und Interdict über Schweden verhängt und Christian beauftragt, beides mit den Waffen in der Hand in Vollzug zu bringen. Gerade während dieser Wirren eilte Olaf mit Lorenz nach Hause zurück. Von Lübeck aus ging er zur See, wurde aber durch einen Sturm verschlagen und wendete sich zunächst nach Wisby auf Gothland, wo er sofort Gelegenheit fand, in Luthers Sinne zu wirken. Eben war Antonellus Arcimboldus von seinem Bruder, dem päpstlichen Legaten Angelius Arcimboldus, dorthin geschickt worden, um Ablaßhandel zu treiben. Olaf belehrte sogleich das Volk und den Admiral Norby über das Verderbliche und Eigennützige dieses Handels und hatte den Erfolg, daß der Ablaßkrämer ausgewiesen wurde. Norby ließ ihm zugleich das gesammelte Geld wieder abnehmen, bewog aber eben dadurch Olaf, dem der Eigennutz zuwider war, sich von ihm loszumachen. Nun eilte er nach Strengnäs, wo der alte Bischof Matthias ihn mit großer Freude aufnahm und bald zum Canonicus und Archidiaconus seiner Stiftskirche ernannte. Damit war Olafs Bildungsepoche beendet; er hatte nun eine amtliche Wirksamkeit gewonnen, in welcher er, was in ihm sei, zeigen und seinen Ueberzeugungen Bahn brechen konnte. Mit jugendlichem Eifer und Hingabe aller seiner Kräfte schritt er unverweilt zur That und wendete sich zunächst an die jungen Präbendaten und Chorpriester, denen er Vorlesungen über die Bibel hielt, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden und von allen Seiten Schüler um ihn sammelten. Eine öffentliche Zwistigkeit mit dem Dechanten der Stiftskirche ward ihm zu großem Gewinn. Der größte Vortheil, den er für sich und sein Vaterland hier erreichte, war die Freundschaft und innige Uebereinstimmung des Archidiaconus Anderson, eines Mannes von fast gleichem Alter, der sich der neuen Lehre und ihm unbedingt und für das ganze Leben anschloß und mit seinen Lebensanschauungen und ausgebreiteten Kenntnissen der guten Sache die kräftigste Stütze wurde. Anderson, Olaf und Lorenz Peterson, mit einander vereinigt, sind die Träger der Schwedischen Reformation geworden.

Zuerst wurde durch sie Strengnäs ein Sitz reformatorischen Geistes, der sich mit reißender Schnelligkeit über Stadt und Umgegend ausbreitete und auch in die weiter entfernten Provinzen vordrang. Um aber Olafs ganzes Talent für die kirchliche Bewegung in Thätigkeit zu setzen, ernannte ihn Matthias zugleich zum Rector der Stiftsschule, wobei er Andersons Rathe folgte.

Nach allen Seiten hin ergab sich daraus eine außerordentliche Wirksamkeit: Oluf konnte nun mit der Jugend beginnen und allmählich einen immer tieferen Einfluß auf seine ganze Provinz und sein Vaterland üben.

Ehe dies aber geschah, kamen Oluf und sein Bruder und die ganze neue evangelische Richtung in eine sehr große Gefahr. Christian II. hatte indeß im Anfange des Jahres 1520 seinen Einfall in Schweden wiederholt, seine Gegner auseinander getrieben und die Hauptstadt eingenommen. Unter den friedlichsten und freundlichsten Zusagen lud er die Vornehmsten zur Krönung nach Stockholm, entschlossen eine blutige Rache zu nehmen, zu welcher der Erzbischof Gustav Trolle seinen Rath lieh. Am 8. November 1520 war es, am dritten Tage der Krönungsfeierlichkeiten, als gegen Mittag die Bürger auf den Marktplatz berufen wurden, wo 2 Bischöfe, 12 weltliche Herren und viele Bürger hingerichtet werden sollten. Auch Oluf, als er hörte, daß dem Bischof Matthias, obwohl er fast am entschiedensten für Christian in Schweden gewirkt hatte, der gewaltsame Tod dort bevorstehe, war nach dem Orte der Hinrichtung geeilt und brach bei dem Anblick der Leiche seines geliebten Gönners in die Worte aus: „o welch eine tyrannische, unmenschliche That ist es doch, daß man einen frommen Bischof so behandelt." Sofort wurde auch er mit seinem Bruder ergriffen und wäre hingerichtet worden, wenn nicht Eduard Leuf, der mit beiden in Wittenberg umgegangen war, plötzlich ausgerufen hätte: „Schont doch dieser jungen Leute, welche nicht Schweden, sondern Deutsche sind; schont doch ihrer um Gottes willen." So gerettet, kehrte er nach Strengnäs zurück, auch dadurch in dem Bewußtsein gestärkt, daß Gottes Obhut ihm sichtbar zu Theil geworden sei.

Der blutige Act zu Stockholm erwarb dem König Christian den Namen eines grausamen Tyrannen, dem Erzbischof G. Trolle unter allen Zeitgenossen den größten und verdientesten Haß seiner Nation, dem schwedischen Staate und Volke aber durch Gustav Erichsson, jenen „edlen, schönen, verständigen, hurtigen jungen Mann, den Gott das Vaterland zu erretten erweckte," die Befreiung vom dänischen Joche. Denn nach vielen das Land furchtbar verwüstenden Kämpfen wurde Gustav Wasa „durch Gott und Schwedens Bauernschaft" am 7. Juni 1523 auf dem Reichstage zu Strengnäs zum König ausgerufen, und eine neue glücklichere Epoche fing mit ihm an, in welcher allmählich die alten Wunden geheilt und der Neubau der evangelischen Kirche freudig unternommen und fortgeführt wurde.

Zwar die Kämpfe hörten nicht auf, aber an die Stelle des äußern Kriegs traten die inneren Streitigkeiten, deren glückliche Löſung ächte Weisheit des neuen Regenten, des Erwählten des Volkes, erheiſchte. Luther hatte in Deutſchland nichts ſo eifrig zu verhüten getrachtet, als die erhobene Oppoſition vom geiſtlichen Gebiete auf die politiſchen Verhältniſſe hinübertragen zu laſſen; in Schweden war es ſchon vom erſten Anfange an nicht möglich, das Religiöſe nur aus eignen Antrieben zu entwickeln und von politiſchen Beſtrebungen ganz fern zu halten. War es doch der König ſelbſt, der ſich in den Mittelpunkt aller Intereſſen, der politiſchen wie der religiöſen ſtellte, und beide mit einander zum Wohle des Reiches zu heben und die verſchiedenen Forderungen mit einander auszugleichen unternahm. Seine Erlaſſe und Reden an die Nation umfaſſen eben ſo häufig die Angelegenheiten der Religion, wie des Staates: durch das, was er als König erſtrebte, hat er anfangs die katholiſchen, ſpäter die evangeliſchen geiſtlichen Würdenträger verletzt und zu Klagen veranlaßt, über welche er ſich öffentlich rechtfertigen zu müſſen glaubte.

Die Predigten Oluf Peterſons in Strengnäs während des Reichstags, welcher ihm die Königswürde decretirte, erregten die allgemeine Aufmerkſamkeit der Freunde und Gegner. Guſtav ſchloß ſich den Erſteren an und begann das, wofür Oluf und Lorenz nebſt Anderſon geſtrebt hatten, jetzt zu öffentlicher, ſtaatlicher Anerkennung zu bringen. Er ernannte Anderſon zu ſeinem Kanzler, zu Matthias Nachfolger, und nachdem er auch Luthers Urtheil über ſie gefordert hatte, Oluf zum Prediger in Stockholm, Lorenz zum Profeſſor der Theologie zu Upſala. Alle drei arbeiteten mit raſtloſem Eifer, jeder ſuchte ſeine Stellung für die großen Ziele der Nation ſo fruchtbar als möglich zu machen. Anderſon gab eine Ueberſetzung des neuen Teſtaments mit Benutzung des Lutherſchen Vorganges heraus; ſie erſchien ſchon 1526 und förderte die Reformation Schwedens in ausgezeichneter Weiſe, weil nun die Leſer ſich von der Wahrheit der Predigten und Vorträge Olufs aus eigener Lectüre zu überzeugen vermochten. Erſt ſpäter ſeit dem Jahre 1549 ließen Lorenz und ſein Bruder das Buch Hiob und die andern altteſtamentlichen Schriften folgen.

Mit großer Behutſamkeit mußten die Begründer der evangeliſchen Kirche zu Werke gehen, weil theils das Volk an die Gebräuche und Formen des katholiſchen Gottesdienſtes gebunden war, theils die eifrigſten Geiſtlichen der Gegenpartei, welche zugleich zum Theil Häupter der Ariſtokratie blieben, ihre Aemter behielten und

bei Priestern und Laien großen Einfluß behaupteten. Daher behielt Gustav persönlich einen großen Theil der katholischen Ceremonien bei, und verfuhr so, daß er alle Extravaganzen zu unterdrücken bemüht war. Er setzte sich jungen Predigern entgegen, welche im Staate hochmüthig und unvorsichtig verfuhren, und mahnte sie, überall die Grenzen der Wohlanständigkeit und sittlichen Haltung inne zu halten. Als aber 1524 Melchior Ring und Knipperdolling den Unfug der deutschen Wiedertäufer nach Schweden zu übertragen versuchten, wurden sie nicht nur aus dem Reiche verwiesen, sondern auch Olaf, der ihnen gegenüber geschwiegen hatte, deswegen ernstlich zur Rede gesetzt.

Deßungeachtet schritt Alles rasch vorwärts. Die drei Freunde, in der Nähe des Königs lebend und unter einander eng verbunden, erregten zwar den Neid und die Feindseligkeit ihrer Gegner nun um so mehr, aber der Schutz des Königs stand ihnen zur Seite, und ihr eigner Muth wuchs in hohem Grade; noch ein andrer Schüler der Universität Wittenberg, Michael Langerben wurde zum Prediger in Stockholm ernannt und arbeitete für die gute Sache. Ihr Vertrauen auf die Erfolge ihrer Arbeiten bekundeten sie auch durch ihr Siegel, auf welchem eine brennende Lampe das Licht der evangelischen Wahrheit sinnbildlich darstellte. Auch ließ der König selbst auf seinen Reisen durch das Land keine Gelegenheit vorübergehen, ohne mit Weisheit und Mäßigung seine Geistlichen zur Sanftmuth zu ermahnen und den innern Frieden zu empfehlen. Ende des Jahres 1524 ging er nach Upsala, nahm Olaf mit sich, und veranlaßte ein feierliches Gespräch zwischen ihm und dem Vertreter der entgegengesetzten Richtung Dr. Galle, für welches Gustav die Fragen, welche besprochen werden sollten, selbst ausgewählt hatte. Die Redenden wurden zuletzt so heftig gegen einander, daß der König das Gespräch abbrechen ließ; aber Olaf bezeugte er seinen Beifall, weil er alle seine Ansichten durch die heilige Schrift begründete, während sein Gegner immer auf Tradition und Kirchenväter zurückkam. Schriftliche Verhandlungen über die wichtigsten Fragen jener Zeit traten nun an die Stelle der mündlichen Besprechungen und förderten das Werk der Reformation. Im Jahr 1525 wagte es Olaf, sich zu verheirathen um durch sein eignes Beispiel zur Aufhebung des Cölibats das Seine beizutragen. Der König selbst war bei der Trauung gegenwärtig, und vertheidigte den Schritt in einem Briefe an den Bischof Bräsch, der ihn deswegen getadelt hatte, indem er die Ehe eine göttliche Ordnung für Alle nannte und die Priesterehe als

rechtmäßig erkannte. Ein Reichstag zu Westerås im Sommer 1527 schien anfangs für die Reformation einen ungünstigen Verlauf zu nehmen; der König erklärte, abdanken zu wollen, und führte dadurch eine entschiedene Aenderung der Stimmung herbei. Ein Rezeß kam zu Stande, der alles in die Hände des Königs legte, und ihm die Kirchengüter völlig überließ. Die feindlichen Bischöfe und Geistlichen verließen das Land; Olof und seine Freunde hatten den Haupttheil ihrer Wirksamkeit in Schweden erreicht. Ein neuernannter Erzbischof vollzog feierlich in der Domkirche zu Upsala die Krönung des Königs (11. Januar 1529); Olof verrichtete dabei das Amt des Herolds und rief in der Kirche Gustav zum gesalbten König des schwedischen Reiches aus.

Die reformatorische Wirksamkeit Olofs nahm seitdem immer größere Dimensionen an; in vielen wichtigen Schriften kämpfte er für die großen Ziele, welche sein rastloser Eifer verfolgte, konnte aber auf dem Concil zu Oerebro, dessen Vorsitzender Lorenz war, nicht so viel erreichen, als er wünschte, und mußte geschehen lassen, daß ein Theil der alten Gebräuche der päpstlichen Kirche vorläufig festgehalten wurde, in einer Weise jedoch und mit andern Bestimmungen, welche das Bestehen der neuen Lehre für die Zukunft sicherten. Den Beifall des Königs erhielt er sich so weit, daß dieser ihm 1531 das Reichssiegel übergab und ihn zu den geheimsten Staatsgeschäften zog, daß er ihm die Oberaufsicht über die Schule in Stockholm übertrug und ihn aufforderte, für die Bildung von Lehrern zu sorgen, während sein Bruder Lorenz die Stelle eines Erzbischofs in Upsala erhielt. Immer großartiger und erfolgreicher gestaltete sich dadurch seine Einwirkung auf die Jugend und die Studien: er übersetzte auch einen Theil der Bibel und schrieb sehr wichtige historische Werke.

Damit hatte er seine höchste Stufe erlangt: seine historischen Schriften entzogen ihm die Gunst seines Königs, dem er eigennützige Verwendung der Kirchengüter zum Vorwurf machte. Er fiel 1538 in Ungnade, verlor seinen Einfluß, beging immer größere Fehler, zog sich eine schwere Anklage zu, und ward, weil er höchst gefährliche, verrätherische Anschläge gegen den König gekannt und verschwiegen hatte, im Jahr 1539 von einem zu diesem Zweck niedergesetzten Gerichtshofe unter dem Vorsitz seines eignen Bruders Lorenz, sammt seinem Freunde Anderson zum Tode verurtheilt, vom König aber begnadigt. So weit kam er durch jene unselige Verflechtung in politische Händel, welche in Schweden in jener Zeit eingetreten war. Deutliche Zeichen großer Zuneigung, in welcher

Olaf bei einem großen Theil der Nation ſtand, milderten für ihn die Schwere der Ereigniſſe. Doch kehrte er nicht wieder zu ſeiner vorigen Freudigkeit zurück. Sein geiſtliches Amt erhielt er im Jahr 1543 wieder und hielt am 7. April eine rührende und ergreifende Predigt über ſein Mißgeſchick. In dieſem Amte wirkte er ſegensreich fort, bis er am 7. April 1552, „nach einer chriſtlichen und erbaulichen Zubereitung und dem ausdrücklichen Bekenntniß des Glaubens an Jeſum Chriſtum," ſein Leben beſchloß. Auch der König war über dieſen Todesfall ſehr betrübt, die Gemeinde beweinte ihn und ſetzte ihm in der Nicolaikirche ein ſteinernes Grabmal. Der Kummer über die gerechte Mißſtimmung des Königs hatte ſeinem Leben ein frühes Ende bereitet. Die Größe ſeiner Schuld kann nicht mit Sicherheit aus den vorhandenen Nachrichten entnommen werden.

Unter unſäglichen Mühen und Arbeiten hatte im neunten Jahrhundert der Franke Ansgar, der Apoſtel des Nordens, die chriſtliche Kirche in Schweden gegründet: nicht mindere Gefahren hat im ſechzehnten Jahrhundert der Schwede Olaf beſtanden, um an die Stelle der völlig verwüſteten, in Unſittlichkeit und Hochmuth verſunkenen römiſch-katholiſchen Kirche in ſeinem Vaterlande die evangeliſche zu ſetzen und dadurch dem reinen Worte Gottes eine Stätte zu bereiten. Beider Männer Heldenmuth und Gotteskraft verdienen es, daß ihr Andenken immer von neuem unter uns belebt und angeregt werde. Olaf hat mit den reinſten Abſichten und mit raſtloſem Eifer ſein Werk begonnen und durchgeführt: hat er zuletzt ſich ſelbſt wieder hierarchiſchen Zielen zugewendet, und durch Unvorſichtigkeit und Heftigkeit, wohl auch durch Selbſtüberſchätzung mannichfache Fehler begangen, ſo hat er dafür auch hart gebüßt. Schweden wird ihn für immer hoch und werth halten, weil er als Patriot für ſeine Nation gearbeitet, durch ſeine Schriften Schwedens Sprache, durch ſeine Kirchenlieder Schwedens Poeſie erfolgreich gefördert, die Kenntniß ſeiner Geſchichte gemehrt, die Geſetzgebung und die gelehrten Studien gehoben, und weil er als Chriſt in Luthers Sinne dem Volke lange vorgeleuchtet und es in eine Bahn geleitet hat, welche ihm ſpäter durch Guſtav Adolph welthiſtoriſche Bedeutung verſchaffte.

F. Ranke in Berlin.

16. Johann Gerhard.

17. August.

Wer die großen kirchenhiſtoriſchen Werke von Gottfried Arnold und Weismann ſtudirt, dem iſt es auffällig, nicht die leiſeſte Notiz über Paul Gerhard zu finden. Selbſt da, wo man ſeinen Namen zuerſt ſuchen ſollte, in der zweibändigen Kirchengeſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts vom Würtemberger Prälaten Andreas Carolus, wird er nicht einmal erwähnt. Er iſt damals ganz verſchwunden hinter ſeinem großen Namensverwandten Johann Gerhard, von welchem in den genannten Werken überall und überall mit Auszeichnung die Rede iſt. In unſrer Zeit hat ſich das Verhältniß ziemlich umgekehrt. Während Paul Gerhard ſelbſt in der Kinder Munde lebt, die populärſte Geſtalt aus der evangeliſchen Kirche des ſiebzehnten Jahrhunderts, iſt Johann Gerhard's Gedächtniß für die Mehrheit der evangeliſchen Chriſten erloſchen — Hagenbach in der zehntheiligen populären Kirchengeſchichte hat ſeiner anmerkungsweiſe in zwei Zeilen gedacht — und lebt faſt nur noch fort in der theologiſchen Wiſſenſchaft, welcher er ſeine Spuren tief eingedrückt hat. Freilich iſt's naturgemäß, wenn der Mann der Wiſſenſchaft, der im Idiome der Gelehrten meiſt für Gelehrte ſchrieb, nicht der Popularität ſich erfreut, wie der gefeierte Liederdichter. Und doch darf vor dem proteſtantiſchen Kirchendichter nicht ganz vergeſſen werden der proteſtantiſche Kirchenvater, er, den die Zeitgenoſſen nur dann nach Gebühr zu ehren meinten, wenn ſie ihn neben Luther und Kemnitz, als den dritten im Dreigeſtirn, ſtellten, den ſie den Architheologen ſeines Jahrhunderts nannten[1]).

---

1) Die beſte Biographie iſt immer noch die Vita Joannis Gerhardi (Lipsiae 1723) von Erdmann Rudolph Fiſcher, damals Diaconus, ſpäterhin Generalſuperintendent in Coburg, welcher die Handſchriften Gerhards auf der Bibliothek in Gotha und das eigenhändige Diarium b. Gerhardi, welches im Beſitze des Kirchenrathes Cyprian war, benutzte. Der Verleger änderte nach einigen Jahren ohne des Verfaſſers Vorwiſſen „betrüglicher Weiſe" den Titel alſo: Historia ecclesiastica Seculi XVII. in vita Joannis Gerhardi illustrata. Lips. 1727. Danach iſt entworfen Jo. Friderici Cottae, Prof. Tubing., Vita, fata et scripta Jo. Gerhardi als Praefatio zu der von ihm beſorgten Ausgabe von Gerhard's Dogmatik. Außerdem hat neuerdings D. A. Tholuck ein Spicilegium ex commercio epistolico Joh. Gerhardi (Halae 1864) veröffentlicht.

Johann Gerhard ist am 17. October 1582 geboren zu Quedlinburg, wo sein Vater Bartholomäus Gerhard Senator war. Trübe Gedanken bemächtigten sich des 15jährigen Jünglings, als er in eine schwere, langwierige Krankheit fiel. Damals in der geistlichen Anfechtung hat er ein Gebetbüchlein geschrieben, reichlich benetzt mit seinen Thränen; der sechste Psalm, dem er die Aufschrift gab „Geistliche Anfechtung vom Zorne Gottes um der Sünden willen," ist damals sein Lieblingslied, Johann Arndt sein geistlicher Vater geworden. Im Jahre 1599 bezog er die Universität Wittenberg, studirte Philosophie und unter Leonhard Hutter und Salomo Gesner Theologie, aber nach dem Willen seines Verwandten, des sächsischen Prokanzlers Andreas Rauchbar vorzugsweise Medicin, setzte selbst zu öffentlicher Disputation medicinische Thesen auf und hat nachmals als hoher Kirchenbeamter auch gern und freigebig ärztlichen Rath ertheilt. Aber nach des Prokanzlers Tod sich selbst überlassen und eines Jugendgelübdes eingedenk versenkt er sich in Jena unter Ambrosius Raudenius und dem als Kalendermärtyrer bekannten Georg Mylius[1]) ganz in die Theologie. Arndt hat ihm den Studienplan gemacht. Er vertieft sich vor Allem in die heil. Schrift, der er nur nahet betend, daß Gott ihm die Pforte der himmlischen Weisheit öffne, und mit geistgesalbten Exegeten, auf welche Arndt ihn verwiesen. Seine Freude an der Schrift und deren Auslegung ist nachmals übergegangen auf seinen Lieblingsschüler und Amtsnachfolger Salomo Glassius, welcher auf Gerhard's Rath und Ermahnung eine heilige Philologie begründete, die für das ganze Zeitalter lutherischer Orthodoxie ausreichend erfunden wurde. 1603 erwarb sich Gerhard den philosophischen Doctorgrad und schon nach 3 Tagen beginnt er auf Bitten einiger Studenten ein Collegium über Logik, Politik und, als der Erste in Jena, über Metaphysik nach dem Compendium des Helmstädter Aristotelikers C. Martini, in der Weise jener Zeit, wo die jungen Docenten gern ihre academische Laufbahn mit philosophischen Vorträgen begannen, um später in die höhere (theologische) Facultät einzutreten. Damals wogte auf den deutschen Universitäten der Kampf zwischen den exclusiven

---

1) Mylius gab lieber sein Augsburger Pfarramt auf, als daß er in die Annahme des neuen Gregorianischen Kalenders gewilligt hätte, in dessen Einführung die Protestanten nur des Papstes Schlangenverstand und Fuchslist sahen, womit er oblique seine Macht wieder in die evangelische Kirche einschwärzen wolle.

Aristotelikern und den Anhängern des Pariser Popular- und Utilitätsphilosophen Petrus Ramus, welcher die Herrschaft des Aristoteles zu zertrümmern suchte. Weil er so das Orakel der Menschheit angetastet, zerfleischten wüthende Aristoteliker seinen Körper in der Bartholomäusnacht, und für den Stagiriten begeisterte Studenten nannten nach Ramus' Namen ihre Hunde. Gerhard hat in diesem Streite um philosophische Autoritäten aus inneren und polemischen Gründen die Partei des Aristoteles (mit den Erklärungen von Zarabella, Scaliger und Sagittarius) genommen, ohne doch eine Vergleichung mit Ramus um der Methode willen auszuschließen. Mitten in einer gesegneten Lehrthätigkeit wirft ihn zum zweiten Male eine gefährliche Krankheit danieder, welche das Aeußerste befürchten ließ. Damals setzte er sein Testament auf, ein merkwürdiges Actenstück, in welchem die Stimme der Frömmigkeit in uns fremd gewordener Weise zusammenklingt mit der Rechtgläubigkeit. Er dankt zuerst seinem lieben Herrn und Seligmacher Jesu Christo, daß er ihn durch sein rosinfarbnes Blut von Sünde, Tod und ewiger Verdammniß erlöst hat, bekennt seine Sünden und Schwachheiten und bittet Gott um des theuern Verdienstes Christi willen gnädiglich um Verzeihung. Dann folgt sein Glaubensbekenntniß, daß Gott der Herr einfältig im Wesen und dreifach in Personen, daß in Christo zwei unterschiedliche Naturen, aber eine einige Person, welche aus und in den zwei Naturen bestehet, ja nichts anders ist, denn die zwei Naturen, göttliche und menschliche, unvermischbar und untrennbar, persönlich verbunden, daher denn die Communication der Idiome entspringet. Und nachdem er so das Bekenntniß durch alle Glaubens-Artikel und -Geheimnisse, welche die Christen, weil sie nur die Erstlinge des Geistes haben, anerkennen müssen, hindurchgeführt, bittet seine lieben Herrn Collegas um Verzeihung, da er etwa zu viel speculationibus philosophicis indulgirt oder eine falsche Lehre (welches ich doch nicht hoffen will) approbirt. Wider alles Erwarten genesen bezieht er mit einem seiner Aufsicht anvertrauten Zögling, Michael Rauchbar, das durch Balthasar Mentzer und Johann Winkelmann theologisch hochberühmte Marburg. Er hat beide gehört, unter ihnen disputirt und auch selbst philosophische Vorträge gehalten. Mentzer erwählte ihn zu seinem Gefährten auf einer Gesundheits- und Gelehrtenreise (1605). Bei ihrer Zurückkunft nach Marburg hatte Landgraf Moritz der Gelehrte die gänzliche Umformung der Universität zum Calvinismus unter gewaltigen Volksaufständen begonnen. Da zog sich Gerhard mit

seinem Schutzbefohlenen auf das Rauchbarsche Landgut Hemsendorf zurück, um nach kurzer Frist wieder in sein geliebtes Jena zu eilen, womit er zugleich einen Lieblingswunsch seiner Mutter erfüllte. Hier studirt er weiter unter Petrus Piscator und eröffnet selbst theologische Vorlesungen, nicht ohne Belästigung von Seiten der theologischen Facultät. Seine Aufnahme unter die Adjuncten der philosophischen Facultät (gegen Ende des Jahres 1606) bezeichnet seine Abhandlung „Ueber die Wahrheit", worin er sein Urtheil abgab über den Streit, den Daniel Hoffmann damals in Helmstädt entzündet hatte, indem er die alte nominalistische These von der doppelten Wahrheit (es könne etwas in der Philosophie wahr sein, was in der Theologie falsch sei) dahin steigerte, daß er nächst dem Teufel keinen gefährlicheren Feind für die Kirche sah, als die Philosophie, welche nothwendig zum Atheismus und Pelagianismus führe. Noch in demselben Jahre trifft ihn, den Vierundzwanzigjährigen, der Ruf zur Superintendentur in Heldburg. Als er zur Abwehr seine Jugend vorschützt, lautet der Bescheid: nicht seine Person, sondern die Sache stehe in Frage. Mit dem theologischen Doctorate geziert trat er sein hohes Kirchenamt in Heldburg an, mit welchem die Verpflichtung verbunden war, in allen schwierigern Fällen den Sitzungen des Cöburger Consistoriums beizuwohnen und als Inspector des Gymnasium Casimirianum monatliche Disputationen über theologische Gegenstände abzuhalten. Wiederholt war er in dieser Zeit der theologische Reisebegleiter des Herzogs Johann Casimir, auch 1612 bei der Kaiserkrönung in Frankfurt. Derselbe, um seinen Gerhard noch näher bei sich zu haben, ernannte ihn 1615 zum Generalsuperintendenten von Coburg. Dennoch schwermüthig sind Gerhards Briefe aus dieser Zeit. „Du lebst nicht glücklich, schrieb ihm Mentzer, so du nicht an einer Universität lebst." Sein Kummer war die Sehnsucht nach dem akademischen Catheder, welches er der beneideten bischöflichen Hoheit, die er inne hatte, vorzog. „Außer der Akademie giebt's kein Leben, wie außer der Kirche kein Heil." Prag, Gießen, Altorf, Wittenberg (wohin er einen fünfmaligen Ruf hatte und gleich zur ersten Facultätsstelle), Helmstädt hatten ihn zum Professor, die bedeutendsten Städte Deutschlands zu ihren obersten Kirchenämtern begehrt. Beharrlich verweigerte sein Landesherr die Entlassung, indem er für unrecht erklärte, den einen Altar zu schmücken mit des andern Beraubung. Endlich als 1615 ein wiederholter Ruf von Jena aus an ihn ergeht und der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, sich vermit-

telnd dazwiſchen legt, darf Gerhard ziehen, jedoch ſo daß ſein Herzog immer noch ein gewiſſes Eigenthumsrecht an ihn ſich vorbehält. Seine Beſcheidenheit begnügt ſich mit der letzten Facultätsſtelle. Johann Gerhard im Vereine mit dem etwas ſtarren, auf ſeine Senioratswürde eiferſüchtigen Johann Major und dem frommen Eiferer Johann Himmel bilden die „preiswürdige Johanneiſche Trias", durch welche Jena nicht blos zu einer Wittenberg ebenbürtigen Stellung hinaufgehoben wurde, nein alle Univerſitäten ſtrichen, ſo lange Gerhard lebte, vor Jena die Segel und mitten im Elende des dreißigjährigen Krieges blühte es wie eine Roſe zwiſchen Dornen. Seiner Verwendung verdankt die Univerſität, deren ſteter Repräſentant (z. B. bei der Leichenfeier Guſtav Adolphs) der dienſtwillige Gerhard war, den botaniſchen Garten und ihre Güter, die Herrſchaften Remda und Apolda. Und ſo treu hat er an Jena gehangen, daß er 24 Berufungen um ſeinetwillen von ſich wies. „Lieber will ich hier, ſchreibt er einmal an den Eisfelder Superintendenten Andreas Keller, im Schatten dunkeln, als zu Wittenberg im Lichte leben." Von den Fürſten hoch angeſehn iſt er von ihnen zu wichtigen politiſchen und finanziellen Geſchäften, gelegentlich auch als Brautwerber verwendet worden. Denn die damalige Diplomatie pflegte mehr nach chriſtlichen Grundſätzen, als nach Intereſſen ihre Actionen zu regeln. Um einen Einblick in Gerhard's unermeßliche Thätigkeit zu erhalten, betrachten wir zuerſt ſeine Antheilnahme an den theologiſchen Regungen und Kämpfen, die ſeine Zeit bewegten.

Von Helmſtädt war ſeit dem zweiten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts eine moderate, verſöhnende Theologie ausgegangen, die Gegner nannten ſie Synkretismus. Als der ſächſiſche Oberhofprediger Hoe von Hoenegg ſeinen erſten Theologenconvent 1621 auf dem Schloß zu Jena hielt, kamen auch die Neuerungen der Helmſtädter Georg Calixt und Cornelius Martini zur Sprache und die Mittel zu ihrer Beſeitigung. Damals erklärte Gerhard die Helmſtädter für unverbeſſerlich. Aber bei einem perſönlichen Beſuch in Jena hat Calixt ihm das Herz abgewonnen und damit erhielt die Jenaiſche Theologie durch das ganze 17. Jahrhundert jenen milden Accent, der ſie ſo vortheilhaft vor dem ſtreitbaren Wittenberg auszeichnete. Seit 1616 war die ſubtile Controverſe ausgebrochen der Kryptiker und der Kenotiker oder der Theologen zu Tübingen und Gießen. Die Tübinger behaupteten, daß Chriſtus ſeiner menſchlichen Natur nach auch im Stande der Erniedrigung den Creaturen ſtets allgegenwärtig geweſen und das Univerſum

auch mitten im Tode, jedoch auf heimliche Weise, regiert habe. Weil dadurch ein magisches und doketisches Element in das Leben Jesu zu kommen schien, lehrten die Gießener, daß der Gottmensch seiner menschlichen Natur nach im Stande der Erniedrigung göttliche Majestät zwar immer wahrhaft und real besessen, aber auf ihren durchgehenden Gebrauch verzichtet habe. Das hochärgerliche Gezänk, von den Dillinger Jesuiten lutherischer Katzenkrieg genannt, zu schlichten, ward 1624 ein Theologenconvent zu Leipzig gehalten, dem auch Gerhard anwohnte. Er aber hat sein Urtheil in dieser Sache suspendirt und geseufzt über die Ilias von Jammer, die aus solchen Zwisten komme, ganz im Einklang mit jener ungenannten Friedensstimme, die im Nothwendigen zur Eintracht, im Zweifelhaften zur Freiheit, in allen Dingen zur Liebe diejenigen ermahnte, welche über die Allgegenwart Christi disputirten, ohne ihn gegenwärtig zu haben im eigenen, gläubigen Herzen.

Weiter hatte um dieselbe Zeit der Danziger Diaconus Hermann Rathmann einen Streit begonnen über das Verhältniß der Wirksamkeit des h. Geistes zur Wirksamkeit des göttlichen Wortes. Während die lutherische Orthodoxie die Erleuchtungs- und Bekehrungskraft dem göttlichen Worte immanent sein läßt, nicht zwar aus physischer Nothwendigkeit wie bei einem Heilmittel, sondern nach göttlicher Institution, erklärte Rathmann das Wort Gottes für ein an und für sich unwirksames Werkzeug. Soll dieses an sich passive Instrument zu einem activen werden, so muß, wie zur Axt die Kraft des Holzhauers, der h. Geist von Außen wirkend hinzutreten. Die Bekehrungskraft ist dem Worte Gottes nicht immanent, sondern coexistent — derselbe Streit, den im Mittelalter die Thomisten mit den Scotisten führten rücksichtlich der Wirksamkeit der Sacramente. In Jena kam eine harte Censur der Rathmann'schen Ketzerei durch Johann Major zu Stande, von Gerhard als mehr oratorisch, denn logisch und theologisch bezeichnet. Er selbst aber hatte Antheil an dem auf dem Theologenconvent zu Leipzig 1628 beschlossenen Gutachten, worin Rathmann als ein Verächter des göttlichen Wortes erscheint. Auf demselben Convente wurde über gewisse katholische Angriffe auf den Protestantismus verhandelt. Die Jesuiten zu Dillingen fingen nämlich nach Beginn des dreißigjährigen Krieges an, die Gültigkeit des Passauer Vertrages und des Religionsfriedens, als dem Kaiser abgezwungen, vom Papste nicht bestätigt, durch das Tridentinum aufgehoben, in Frage zu stellen, zumal die Lutheraner von der ungeänderten Confession, welche doch der Religionsfriede vor-

ausſetze, abgewichen wären, und Einige wollten Lutheraner wie Calviniſten, als im Glauben Abgefallene, in die heißen Mohrenländer verbannt wiſſen. Dadurch ſahen ſich nun die in Leipzig verſammelten Theologen genöthigt, unter hervorragender Betheiligung Johann Gerhard's, die neuabgedruckte Augsburgiſche Confeſſion zu ſchützen als des heiligen, römiſchen Reichs evangeliſcher Kurfürſten und Stände Augapfel. Worauf katholiſche Polemiker, welche dieſen Augapfel einen ſchädlichen, gewachſenen Wurm und die große Leipziger Wurſt, die, man mache mit ihr was man wolle, nichts als ein leerer Balg iſt, nannten, die Confutation als die Brille auf dieſen Augapfel drucken ließen. Als darnach die Proteſtanten die Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion, als des evangeliſchen Augapfels Brillenbutzer, an's Licht ſtellten, erſchien in Dillingen ein Ausbutzer des evangeliſchen Brillenbutzers und andere „giftige, lärmbläſeriſche Scarteken und Läſterſchriften", welchen auf dem Convente zu Leipzig 1630, wiederum unter Gerhard's vorzüglicher Mitwirkung, eine nochmalige, unvermeidliche und gründliche Hauptvertheidigung des hochwertheſten Augapfels entgegengeſetzt wurde.

Aber Gerhard iſt außer dieſer vereinten Polemik auch auf eigene Hand dem Katholicismus entgegengetreten. So in einem dreitheiligen Werke gegen Robert Bellarmin, dieſen Atlas und Goliath des Papſtthums, den er widerwilliges Zeugniß für die lutheriſche Rechtgläubigkeit ablegen läßt, worüber die Katholiken, wie Veit Erbermann, außerordentlich aufgebracht waren. Der Bellarminus orthodoxiae testis war aber nur der Vorläufer zu dem noch bedeutenderen Werke „Confessio catholica" [1]), worin Gerhard, wie vor ihm Flacius, die Stimmen katholiſcher Schriftſteller zur Beſtätigung der evangeliſchen Lehre ſammelte. So wahrheitsmächtig war dieſes Werk, daß es noch hundert Jahre nach ſeinem Erſcheinen Convertiten machte, für welche in Darmſtadt ein Proſelytenin ſtitut errichtet wurde (1738). Aber gewiſſermaßen zur Amtspflicht eines gutlutheriſchen Theologen gehörte auch, eine Lanze zu brechen mit Calviniſten und Socinianern. Johann Gerhard hat dieſer Ritterpflicht genug gethan. Durch ſeine Bekämpfung des Calvinismus hat er die Polemik Markus Friedrich Wendelin's (Rectors am Gymnaſium zu Zerbſt), des

1) Confessio catholica, in qua doctrina catholica et evangelica, quam ecclesiae Augustanae Confessioni addictae profitentur, ex Romano-Catholicorum scriptorum suffragiis confirmatur. 4 T. Jenae 1633—37.

Bellarmin der Reformirten, gegen sich hervorgerufen. Der Socinianismus oder neue Photinianismus, welcher der gesammten protestantischen Orthodoxie als ein unter Zweideutigkeiten versteckter Umsturz des Christenthums erschien, hat auch unsern sonst so milden Gerhard zu ungewohnter Härte fortgerissen. Er will den Faustus Socinus lieber infaustus Scotinus (unglückseligen Finsterling) heißen und ruft einmal aus: „erhebe dich, Herr, und strafe mit himmlischem Blitze oder vielmehr mit höllischem Feuer die Blasphemien dieser Ketzer!" Die Grundlagen des in den Symbolen als jüdische Träumerei verworfenen Chiliasmus, den in mehrern Schriften der Reußische Kanzler Heinrich Gebhard in Gera unter dem Namen M. Gottlieb Heiland vorgetragen hatte, zerstörte Gerhard in einem besondern Tractate.

Von den polemischen wenden wir uns zu seinen friedlichen Werken, die seinen Ruhm in der theologischen Welt vorzüglich begründeten. Martin Kemnitz in Braunschweig hatte eine große Evangelienharmonie begonnen, der Dresdener Hofprediger Polykarp Leyser, eine Zeit lang Kemnitz' Amtsnachfolger, hatte sie fortgesetzt. Der Jenaer Theologenconvent vom Jahre 1621 wünschte Vollendung des „goldenen Werkes." Gerhard übernahm die Arbeit und hat sie in dreijährigem Fleiße zu glänzendem Abschluß gebracht. Wir übergehen seine großentheils nach seinem Tode veröffentlichten Commentare über fast alle Bücher der heiligen Schrift, verfaßt nach dem Grundsatze, daß der wahre Sinn der Schrift aus der Schrift hergeleitet werden und buchstäblich sein müsse, um noch seinen Antheil an dem großen Weimarischen Bibelwerk (vom Druckorte Nürnberger Bibel, von seinem fürstlichen Begünstiger Ernst dem Frommen Ernestinische Bibel, von den beigefügten Porträts Kurfürstenbibel genannt) zu erwähnen. Auf den Rath des Evenius, ehedem Rector in Magdeburg, dann im Kirchendienste Ernst des Frommen, ward dieses Bibelwerk, die deutsche Uebersetzung Luthers mit orthodox-lutherischer Interlinearerklärung, unternommen, zuerst unter Direction Johann Gerhard's, nach dessen Tode unter der von Salomo Glassius. Gerhard hat für dieses Bibelwerk die Genesis, den Propheten Daniel und die Apokalypse bearbeitet. Unmittelbar akademischen Zwecken diente seine im Geiste Melanchthons geschriebene „theologische Methodologie" (1620). Das Studium der Theologie, durch Abwaschungen aus Helikonischem Quell (d. h. durch Sprachkenntniß und Philosophie) vorbereitet, durch Beten geweiht, hat im fortlaufenden Schriftstudium seine Grundlage, in Dogmatik und Polemik

seine Spitze. Im vierten und fünften Studienjahr soll Predigtübung eintreten und quellenmäßiges Studium der Kirchengeschichte. Nur im Vorübergehn gedenken wir seiner eigentlich nur für seinen Privatgebrauch zusammengestellten Patrologie und seiner zahlreichen Disputationsschriften. Denn die Theologen des 17. Jahrhunderts wirkten auf ihre akademischen Zuhörer am meisten durch Disputirübungen, von deren entschiedenem Werthe sie so überzeugt waren, daß die Rede aufkam, eine Disputation, wenn sie gut eingerichtet, könne mehr nützen, als zwanzig Lectionen. Das Reformationszeitalter freilich hatte geurtheilt, die christliche Wahrheit werde schneller durch Beten gefunden, als durch Disputiren. Das Werk aber, welches vor Allem Gerhard's Namen unsterblich gemacht hat, das sind seine loci theologici (d. i. theologische Hauptstücke). Um ihretwillen besonders hat man ihn den zweiten Origenes genannt und gesagt, daß er meraritischen Schweiß d. h. (mit Hinblick auf das Levitengeschlecht der Merariten, denen es nach 4. Mos. 4, 29 ff. oblag, das heilige Geräth der Stiftshütte im Schweiße ihres Angesichts durch die arabische Wüste zu tragen) großen Schweiß vergossen habe im Dienste des Heiligen. Als 27jähriger Jüngling hat er sie 1610 zu Heldburg begonnen und 1625 in Jena beendigt. Sie wurden zuerst in Jena gedruckt (1610—25), dann kam eine Genfer (1639), dann eine Hamburger (1657) Folioausgabe; hierauf folgte die schöne Tübinger Ausgabe, besorgt von Johann Friedrich Cotta in 20 Quartanten und 2 Bänden Register (1762—88), endlich die neueste Ausgabe (Berlin 1863 ff.), besorgt von Ed. Preuß. Dieses nur vom Neid bemängelte[1]) Werk, der Stolz der lutherischen Kirche, stellt den orthodoxen Lehrbegriff in seiner ganzen damaligen Vollständigkeit auf und erweitert sich zu einer wahren Fundgrube theologischer Gelehrsamkeit.

---

1) Nur der streitsüchtige Albert Grawer, ein Schüler von Aegidius Hunnius, erst Schulmeister, dann Professor der Theologie in Jena (1611—16), zuletzt Generalsuperintendent in Weimar († 1617), suchte eifersüchtig an Gerhard's dogmatischem Ruhm zu mäkeln. „Dr. Graweri Sinn, schreibt einmal Gerhard, benimmt mir alle Lust weiter auf Academien zu leben, denn ich höre, daß er meine locos theologicos mit recht schändlichen Glossen schwarz machet und den Studenten vorleget, auch überall solche emblemata dazu geschrieben hat: absurdum est, falsum est, sibi ipsi contradicit, nescit quid loquatur, non satisfacit argumentum etc. Doch wird er's nimmermehr von mir erhalten, daß ich mich mit ihm in Streit einließe. Wollte Gott, wir sorgten mehr für die Gottseligkeit, für das Gewissen und die Ruhe der Kirchen. Ich werde aber durch diese List von meinem vorgesetzten Zweck gar sehr abgehalten."

Die Kirchen- und Ketzergeschichte, Alterthümer, scholastische Philosophie, Kirchenrecht und Kirchenzucht werden herangezogen bis zur casuistischen Frage über die theologische Berechtigung des Tanzens. Das lutherische Dogma hält nach Gerhard's Ansicht die rechte Mitte zwischen den Extremen. Er hat es vertheidigt mit Gründen der Schrift und der Vernunft, zuweilen auch verschärft wie durch Behauptung der Aechtheit der Dreizeugenstelle 1. Joh. 5, 7, der ehemaligen biblischen Hauptbeweisstelle für die Trinität, und der Gleichaltrigkeit der hebräischen Vocale und Accente mit dem Texte. Aber die Fülle des Stoffes, wie er hier aufgespeichert liegt aus der gesammten Literatur der Kirche, hat doch nicht vermocht, des Verfassers Geist und Wärme zu begraben. Ueberhaupt darin ist das Eigenthümliche Johann Gerhard's, wodurch er zu einer so edlen Erscheinung wird, zu setzen, daß die orthodoxe Formel ihm nicht ein Objectiv-Starres, eine unlebendige Größe, mit welcher der Verstand rechnet, während das Herz kalt bleibt, war, sondern daß bei ihm das Dogma in lebendige Verkettung tritt mit tiefinnerlicher Frömmigkeit, daß in ihm Arndt's Mystik und lutherische Rechtgläubigkeit ihre Ausgleichung und Durchdringung vollziehen, daß er ebensosehr in der Geschichte der Gelehrten als in der Historie der Wiedergeborenen seine Stelle hat. Diese praktische Seite seiner Natur offenbart sich schon in seiner Ansicht von der Theologie. Diese ist ihm allerdings zunächst eine durch das Wort Gottes gewonnene Einsicht in die göttlichen Geheimnisse, aber sie ist nicht blos Erkenntniß und subtile Theorie, sondern auch der Wegweiser zum Heile. Was frommt es, sagt er mit Erasmus, zu streiten über die Formen der Sünde, ob bloße Privation sie sei, oder ein der Seele inhärirender Makel? das vielmehr erstrebe der Theologe, daß die Sünde Alle verabscheuen und hassen. Statt nach den immanenten Unterschieden der Trinität zu forschen, suche man ihrer Majestät rechte Verehrung. Sie zeigt sich ferner darin, daß er in seiner Dogmatik nie verfehlt, am Schlusse eines abgehandelten Lehrsatzes den usus practicus und consolatorius anzumerken. So nachdem er die Lehre von der h. Schrift abgehandelt hat, setzt er eine doppelte Nutzanwendung, einmal, weil die Schrift die von Gott an uns geschickte Epistel ist, um das göttliche Wesen und Wollen kund zu thun, sollen wir täglich sie lesen und durchdenken, und sodann die Güte Gottes daran erkennen, daß er die h. Schrift uns zum Troste gegeben hat. Auch der in der lutherischen Dogmatik künstlichen und scheinbar unfruchtbaren Lehre vom doppelten Stande Christi weiß

er zwei praktische Momente zu entlocken: 1) Christus erniedrigte sich, also daß derjenige beinahe nichts zu sein schien, ohne welchen nichts geworden ist, und du, o Mensch, rühmest dich ungemessen und glaubst etwas zu sein, da du doch nichts bist. Wie ungereimt und verkehrt ist's, daß, während die höchste Hoheit sich erniedrigt, die höchste Niedrigkeit sich erheben will? 2) Christus hat sich erniedrigt, darum hat ihn Gott erhöht: auf gleiche Weise wirst du nicht zur Höhe gelangen, es sei denn auf dem Wege der Erniedrigung (ἀρίστη ὁδὸς ὑψώσεως ἡ ταπείνωσις). Christus, da er vermöge seiner göttlichen Natur nicht hatte, wie er zunehmen konnte, fand durch sein Herniederkommen eine Weise, wie er zunähme: auf gleiche Weise wird auch dir nur durch Erniedrigung der Weg sich öffnen zum Hohen. Endlich hat sein praktisch-frommer Sinn einen vorzüglichen Ausdruck gefunden in verschiedenen ascetischen Büchern, vor Allem in seinen „Heiligen Betrachtungen"[1]), dem geistreichen Erbauungsbuche in der Weise von Augustin, Tauler und Bernhard, welches seiner alten und kalten Zeit dienen sollte zur Erwärmung. Darin finden sich Ermahnungen folgender Art: „In deinem Umgang sei Allen angenehm, Niemandem beschwerlich, Wenigen vertraulich, Gott lebe fromm, dir züchtig, dem Nächsten gerecht, mit dem Freunde pflege die Liebe, mit dem Feinde die Geduld, mit Allen das Wohlwollen, und Wohlthun übe an wem du nur kannst." Gerhard denkt die Wirksamkeit des göttlichen Wortes zwar unabhängig von der Beschaffenheit des Dieners am Worte, wie es keinen Unterschied macht, ob das Wasser durch steinerne oder silberne Röhren fließt, aber doch muß aus dem Herzen kommen was zu Andrer Herzen dringen soll und nur dem erglänzt das Licht geistlicher Erkenntniß, der in der Finsterniß der Sünde nicht wandelt. Solche Aussprüche, zumal auch Gerhard den Stein der Weisen gelegentlich mit dem Eckstein der Kirche paralleliſirt hatte, stempelten damals zum Rosenkreuzer und Weigelianer. Eiferer, schreibt er an Arndt, schonen auch meiner nicht, sondern geben mir in öffentlichen Predigten solche Irrthümer schuld, die mir niemals in den Sinn gekommen sind, und er hat seinen Sykophanten folgende Verse entgegengestellt:

---

1) Erste Ausg. Jenae 1606, neueste von Mayer (Nördlingen 1864). Deutsch von H. A. Schmidt (Berlin 1837). Außerdem giebt es französische, englische, polnische, schwedische und holländische Uebersetzungen.

Welchen der Eifer anitzt zur Frömmigkeit sonderlich hintreibt,
Wer sich nach beiderlei Seit' heiliger Weisheit befleißt,
Rosenkreuzer sofort heißt der und Weigelianer,
Schimpfliches Ketzermaal drückt auf die Stirne man ihm.
Derlei redet auch mir dreist nach ein giftiger Leumund,
Fodert auch ungescheut Glauben dem losen Geschwätz.
O verblendeter Sinn der Menschen, verblendete Herzen!
O wie urtheilslos schwächliche Denker ihr seid!
Lernt doch zuvor, wer wirklich ein Weigelianischer Ketzer,
Rosenkreuzer wer sei, lernt es, ich bitt' euch, zuvor.
Strahlende Sonne verscheuche die düsteren Nebel am Himmel,
Dämmerndes Wahrheitslicht herrlicher glänze herauf!

Doch ist Gerhard durch solche Angriffe ängstlich und um den Ruf seiner Rechtgläubigkeit besorgt worden. Zwar jenes heftige Gutachten, welches Lucas Osiander gegen Arndt's Bücher vom wahren Christenthum, als ein Werk der Hölle schleuderte, er hat es eine Schandsäule genannt, aber er selbst ist doch nur als ein gemäßigter Vertheidiger seines väterlichen Freundes Arndt aufgetreten, als dessen theologisches Urtheil, weil er hauptsächlich Medicin studirt habe, durch Disputationen weniger gebildet gewesen, und seine kalte „Schola pietatis das ist christliche und heilsame Unterrichtung, was für Ursachen einen jeden wahren Christen zur Gottseligkeit bewegen sollen" (1622) hat die Bestimmung, gegen Arndt zu zeigen, daß man die Menschen in rechter Frömmigkeit unterweisen könne ohne Paracelsus und Weigel[1]).

Zum Schlusse fügen wir einige Notizen aus Gerhard's Privatleben bei. Seine erste Gattin, eine Tochter des Weimarischen Bürgermeisters Johann Georg Neumeyer, führte er 1608 heim, sie ward ihm aber schon im dritten Jahre seiner Ehe durch den Tod entrissen. Nach dreijährigem Wittwerstand feierte er seine zweite Vermählung mit der Tochter des Gothaischen Arztes Johann Mattenberg, aus welcher Ehe ihm ein Sohn, Johann Ernst, geboren wurde, der nachmals in Jena eine theologische Professur bekleidete. Gerhard hatte durch das Heirathsgut seiner Frauen und durch fürstliche Freigebigkeit ein schönes Vermögen sich gesammelt, aber so wenig hing sein Herz daran, daß er über seiner Güter Verlust im Kriege sich tröstend ausruft: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei ge-

1) Andere ascetische Schriften Gerhard's: Exercitium pietatis quotidianum quadripartitum, peccatorum confessiones, gratiarum actiones, precationes et observationes complectens. Coburg. 1622. Frommer Herzen geistliches Kleinod. Lüneburg 1634 und öfter.

lobt!" Als die Kriegsknechte seinen Landsitz Rosla niederbrannten, sprach er: „Gott schenke den Brandstiftern Reue, mir aber Geduld." Und seine Geduld in der Hoffnung wurde nicht zu Schanden, er hat nachgehends mit heiterer Stirne seinem Collegen Major erzählt, daß er jetzt gesegneter noch sei an irdischem Gut, als früher. Er hat auch, ein seltenes Beispiel, was er an Gehalt mehr hatte, als seine Collegen, mit diesen getheilt und es ausgesprochen: lieber Weinberge und Gärten wolle er verkaufen, als einen Armen mit rauhem Worte oder ohne Almosen von sich lassen. Auch wird ihm nachgerühmt, daß er die Kirche nicht blos eifrig besucht, sondern der Predigt auch aufmerksam zugehört habe, so daß der Schlaf ihn niemals übermannte. Erst 55 Jahre alt entschlief er in Gegenwart seiner Collegen Major und Himmel, in den Armen seines Beichtvaters, des Archidiaconus Adrian Beier, am 17. August 1637 mit den Worten: „Komm, Herr, komme. Amen." Noch kurz vor seinem sanften Hintritt gedachte er ein Buch zu schreiben von den Mängeln und Gebrechen der Kirche und von dero aufhelflichen Mitteln — eine Weissagung auf Jacob Spener's Pia Desideria. An ihm, der als der Adler der Theologen, dessen Haus als das Museum des christlichen Erdkreises bezeichnet wurde, schien, wie Einer der Leichenredner es aussprach — und es ist auf drei Universitäten ihm parentirt worden — die Universität nicht Einen ihrer Lehrer, sondern die Lehrer eine Universität verloren zu haben. Sein lebensgroßes Bildniß ist aufgestellt in der Stadtkirche zu St. Michaelis in Jena, wo auch seine sterblichen Ueberreste ruhen.

Gustav Frank in Wien.

---

17. Johann Marteilhe.

20. Juli.

Das Edict von Nantes, welches den Protestanten Frankreichs Religionsfreiheit zugesichert hatte, war von dem eben so bigotten als leichtsinnigen Könige Ludwig XIV. am 17. October 1685 aufgehoben worden, und fortan begannen im ganzen Reiche jene unseligen, gewaltsamen Bekehrungsversuche der Hugenotten, welche so viele Verbrechen erzeugt, so viel Elend bewirkt und über 50,000 Familien aus dem Lande getrieben haben. Es sollte Niemand

fortan eine andere Religion haben dürfen, als die des Königs, und wer nicht sofort sich zu derselben bekennen wolle, sollte mit Gewalt dazu angehalten werden. Es wurden Dragoner und Priester in alle Provinzen geschickt, um das furchtbare Bekehrungswerk zu betreiben; jene wurden bei den reformirten Familien einquartirt, selbst bis zu 20 Mann und darüber, und wirthschafteten mit deren Gütern und Weibern, wie mit ihren eignen, so daß in wenigen Monaten Alles verzehrt und vernichtet war, was stiller, redlicher Fleiß in vielen Jahren mühsam erworben hatte; diese belästigten die zu Bekehrenden mit ihren Zudringlichkeiten, Verhöhnungen und Drohungen. Jedes Mittel war erlaubt, wenn es nur zum Ziele führte. Wie viele tausend Schlachtopfer sind da dem Fanatismus gefallen! Wie viel reformirte Geistliche sind getödtet, zum Theil gerädert worden! Wie viele Frauen, die nicht verläugnen wollten, sind in Thurmgefängnisse, in Spitäler, in Klöster eingesperrt worden; eine besondere Raffinerie der Grausamkeit in dieser Hinsicht bestand darin, junge Fräuleins, die man auf der Flucht ertappte, in Klöster für gefallene Mädchen zu stecken. — Wie viele Kinder sind ihren Eltern geraubt und katholischen Waisenhäusern oder Klöstern zur Erziehung übergeben worden! Ja, damit sich Niemand dieser Tyrannei entziehen könnte, waren die Grenzen mit Soldaten besetzt und die Häfen und Grenzstädte mit scharfen Befehlen versehen worden, auf alle Auswanderer und Reisende zu vigiliren, und wenn es flüchtige Protestanten wären, sie gefangen zu nehmen und, wenn sie nicht überträten, zu den Galeeren lebenslänglich zu verurtheilen. Viele fielen aus Furcht vor diesen Mißhandlungen ab und heuchelten äußerlich die Annahme des katholischen Glaubens, während sie im Herzen Protestanten blieben; Andere aber blieben treu und ließen selbst durch die grausamsten Behandlungen sich nicht bewegen, ihrem Bekenntnisse untreu zu werden. Bald füllten sich die Gefängnisse und Galeeren mit diesen unglücklichen Schlachtopfern. In den ersten Jahren nach Aufhebung des Edicts von Nantes schmachteten nahezu 1200 Männer auf den Galeeren; im Jahre 1707 gab es deren noch mehr als 300. Kein Stand, kein Alter wurde geschont; und wenn diesen Galeerensclaven auch durch ihre Glaubensbrüder in und außerhalb Frankreichs mancherlei Unterstützungen und Erleichterungen ihrer traurigen Lage zu Theil wurden, wenn auch überall Gebete und Fürbitten für sie zum Throne der Gnade emporstiegen, wenn viele unter ihnen auch nicht zeitlebens ihr trauriges Loos zu theilen hatten, sondern auf mancherlei Verwen-

dungen frühere Befreiung Statt fand, so war ihr Zustand doch in dieser Zeit hart und beklagenswerth genug. Um so bewundernswürdiger ist der Glaubensmuth, die Treue und Festigkeit, die Ergebung in Gottes Willen, die Demuth und brüderliche Liebe dieser sogenannten Bekenner (confesseurs), welche in dieser bittern und blutigen Verfolgungszeit wahrhaft erbaulich und großartig hervortritt.

Zu diesen unerschütterlichen Bekennern gehört Jean Marteilhe, welcher seine Erlebnisse vom Jahre 1700 bis 1713, in dem er glücklicherweise durch die Verwendung der Königin Anna von England von den Galeeren befreit wurde, selbst niedergeschrieben hat. Seine Geschichte ist die Geschichte vieler gleicher Glaubenszeugen in jener düstern Zeit und gewährt uns ein recht anschauliches und detaillirtes Gemälde der unsäglichen Leiden, denen sie ausgesetzt waren, und ihrer unwandelbaren Standhaftigkeit.

Geboren in Bergerac, einer kleinen Stadt der Provinz Périgord, im Jahre 1684 von bürgerlichen und Handel treibenden Eltern, welche durch Gottes Gnade immer in dem Geist und Sinn der reformirten Kirche gelebt und bis zu ihrem Tode trotz aller Verfolgungen darin ausgeharrt haben, mußte er schon im 16. Jahre seines Alters die Flucht ergreifen, um sich den einrückenden und sein Leben bedrohenden Dragonern zu entziehen. Im Jahre 1699 erschien der Herzog de la Force, begleitet von vier Jesuiten, einigen Garden und seinen Bedienten, plötzlich, aus Paris heimkehrend, auf seinem Schlosse, das eine Meile von Bergerac entfernt war, um das Bekehrungswerk daselbst zu betreiben und sich dadurch beim Hofe Ludwigs XIV. zu einem ehrenvollen Amte zu empfehlen. Ohne weiteres wurden jeden Tag die reformirten Landleute jeden Geschlechts und Alters aufgegriffen und in seiner Gegenwart den schauderhaftesten Qualen unterworfen, bei Einigen bis zum Tode, um sie dadurch zur Abschwörung ihres Glaubens zu zwingen. Es wurden öffentliche Freudenfeste im Flecken de la Force veranstaltet und sämmtliche reformirte Bücher, welche des Herzogs Vorfahren sorgfältig gesammelt hatten, aus seiner Bibliothek dem Feuer übergeben. Im folgenden Jahre 1700 kam er mit denselben Jesuiten und einem Regimente Dragoner nach der Stadt Bergerac, und es gelang ihm, besonders durch die Rohheit und Grausamkeit der Soldaten, mehr Convertiten zu machen als durch alle Ermahnungen der Jesuiten. Auch im Hause der Eltern unseres Jean Marteilhe wurden 22 Dragoner einquartirt, der Vater sofort nach Périgord ins Ge-

fängniß abgeführt, zwei seiner Brüder und eine Schwester, welche noch Kinder waren, ergriffen und in ein Kloster gesperrt; er selbst hatte das Glück, sich aus dem Hause zu retten. Die Mutter blieb allein unter jenen 22 Barbaren zurück, welche, nachdem sie alles, was sich im Hause befand, verzehrt und zerstört und nur die vier Wände übrig gelassen hatten, sie vor den Herzog schleppten und durch unwürdige Behandlung und schauderhafte Drohungen zwangen, ein Formular voll Verwünschungen gegen die reformirte Religion zu unterschreiben, welches sie jedoch nur that mit Hinzufügung der eine Anspielung auf den Namen des Herzogs enthaltenden Worte: la force me le fait faire.

Mit Jean Marteilhe hatte auch ein Freund die Flucht ergriffen, beide bestrebt, trotz aller Gefahren, wenn irgend möglich, nach Holland zu gelangen, beide dem Willen Gottes sich übergebend und seinen Beistand über ihr Vorhaben erflehend. Am 10. November 1700 erreichten sie glücklich Paris; in Marienburg wurden sie durch Verrätherei verhaftet, und auf Anfrage des Statthalters beim Staatsminister de la Brillière, dem unerbittlichen Feinde der Hugenotten, kam von dorther der Befehl, beiden Reformirten den Prozeß zu machen, um sie zu den Galeeren zu verurtheilen, weil sie an der Grenze sich ohne Paß befunden hätten. Leider blieb es bei diesem Befehl. Alle Verwendungen, alle günstigen Berichte über sie nach Paris änderten nichts in dem einmal gefaßten Beschlusse. Die Besuche des katholischen Pfarrers begannen auch sofort in ihrem Kerker; aber alle seine Bemühungen, sie zur römischen Kirche zu bekehren, alle verlockenden Versprechungen scheiterten an ihrem festen Willen, und machten sie nur fester in ihrer Verachtung der römischen Kirche. So wurde ihnen denn der Prozeß gemacht und sie verurtheilt, auf die Galeeren abgeführt zu werden, um als Galeerensclaven dort zeitlebens zu dienen, mit Confiscation ihrer Güter. Sie hätten gegen dies Urtheil Appellation einlegen können, thaten es aber nicht, weil sie die Vergeblichkeit dieses Schritts einsahen. Es that es daher der Richter, und sie wurden demnach nach monatelanger Haft an das Obergericht in Tournai abgeliefert. Eine beschwerliche Reise über Philippeville, Maubeuge, Valenciennes dorthin! Alle Nächte mußten sie in den abscheulichsten Kerkern zubringen, bei Wasser und Brod ohne Bett oder Stroh; man hätte sie nicht härter behandeln können, wenn sie das Rad verdient gehabt hätten. Endlich in Tournai angelangt, brachte man sie in

die Gefängnisse des Parlaments. Hier gab es nun keine mildthätige Hand, die sich ihrer annahm; die täglichen 1½ Pfund Brod, welche sie erhielten, hätten sie umkommen lassen vor Hunger; die Pfarrerbesuche waren seltener als in Marienburg, vielleicht um sie durch Hunger zu fangen; sie verkauften dem Pförtner, um ein wenig Brod mehr zu erhalten, ihre Röcke und Westen, ja sogar einige Hemden, und behielten nur das, was sie auf dem Leibe trugen, bis auch dieses in dem faulen von Ungeziefer wimmelnden Stroh, auf welchem sie schliefen, bald verfault und in Fetzen zerrissen war; und bei dem Allen keinen Trost, keinen Zuspruch, als die Spottreden des Pfarrers. Endlich nach 10 Wochen wurden in dasselbe Gefängniß zwei reformirte Edelleute abgeliefert, welche viel Gold bei sich hatten, gleich Suppe, Gemüse, Fleisch und Brod die Fülle bringen ließen, daß sie sich einmal wieder satt essen konnten, aber bald darauf, um nur wieder frei zu kommen, sich von den Jesuiten im katholischen Glauben unterrichten ließen, das reformirte Bekenntniß öffentlich und feierlich abschworen und die furchtbarsten Lästerungen gegen die reformirte Lehre und Verwünschungen gegen Calvin ausstießen. Um so standhafter blieben unsere Glaubenshelden und ließen sich durch ihren Vorgang so wenig anstecken, daß sie jene im Gegentheil straften, ermahnten, in ihr Gebet einschlossen und im höchsten Grade bemitleideten. Sie wollten lieber alles Elend der Erde, ja den Märtyrertod erdulden, als um irdischen Vortheils willen von ihrem Glauben, der sie selig machte, abfallen.

Hatte Jean Marteilhe mit seinem Freunde diese Versuchung überstanden, bald sollten neue sie erwarten. Katholische Priester erschienen und suchten durch Sophismen und rhetorische Künste aller Art sie irre zu machen; aber auch diese trügerischen Versuche wurden gleich als solche von ihnen erkannt und zurückgewiesen. Nur der Obervikar hatte Mitleid mit ihnen und verschaffte ihnen mancherlei äußerliche Bequemlichkeiten; selbst das Parlament ward ihnen geneigter und verwandte sich für ihre Freilassung beim Minister; — es erfolgte jedoch die kurze, ungerechte Antwort: „Meine Herren! Jean Marteilhe und Daniel le Gras sind ohne Paß an der Grenze angetroffen worden; S. Majestät verlangt, daß sie zu den Galeeren verurtheilt werden.“ So war denn jede Hoffnung auf Errettung abgeschnitten, und unsere Leidensgefährten mußten gefesselt sich nach Lille transportiren lassen, wo sich die Kette der Galeerensträflinge versammelte. Hier kamen sie in den Petersthurm, eines der fürchterlichsten Gefängnisse, welche es in Frank-

reich gab. Es war sehr geräumig, aber so finster, daß die Eingekerkerten nie anders erfuhren, ob es Tag oder Nacht war, als durch das Brod und Wasser, welches man ihnen alle Morgen verabreichte. Sie lagen auf ein wenig Stroh, welches von den vielen sich aufhaltenden Ratten und Mäusen halb zerfressen und zernagt war, und von denen ihr Brod oft in der Dunkelheit aufgefressen wurde. Endlich gelang es den reichen Unterstützungen der Reformirten, zu bewirken, daß unsere Leidensgefährten eine eigene gute Wohnung, gute Betten, gut Essen und Trinken fast 6 Monate hindurch erhielten, bis sie im Februar 1702 zu Wagen nach Dünkirchen transportirt wurden. — Nach 14 Tagen wurde Marteilhe mit ungefähr 60 neu angekommenen Sträflingen auf den Arsenalplatz geführt, wo sie sich sämmtlich auskleiden mußten und dann an allen Theilen des Körpers genau, wie fette Ochsen auf dem Markte, untersucht wurden; darauf wurden sie in verschiedene Abtheilungen von den Stärksten bis zu den Schwächsten getrennt, über alle das Loos geworfen, und sie danach nach den betreffenden Galeeren abgeführt. Unsern Marteilhe traf das Loos, auf die Galeere zu kommen, welche die Palme hieß, und wo der roheste und grausamste Aufseher sich befand. Ein Schrei der Klage über sein Unglück entfuhr seinem Munde. „Warum," fragte der Aufseher, „seid ihr unglücklicher als die andern?" „Deßhalb, mein Herr," antwortete Marteilhe, „weil ich in eine Hölle von einer Galeere gerathe, deren Aufseher schlimmer ist als ein Teufel." „Wenn ich diejenigen kennte," erwiderte er, „die euch das gesagt haben, und ich bekäme sie in meine Gewalt, so würde ich schon mein Müthchen an ihnen kühlen." Wunderbar! Gerade diese Offenherzigkeit bewog den bösen Aufseher zu zeigen, daß er nicht so verteufelt wäre, als man ihn anklagte; er suchte eine leichte Kette aus und ließ sie ihm anlegen, und befahl dem Profoß, ihn an seine Bank, an welcher sein Aufseherplatz war, anzuketten. Dieser Platz war ein Ehrenplatz; wer ihn erhielt, bekam nicht nur die Ueberbleibsel vom Tische des Aufsehers, sondern erhielt auch nie einen Peitschenhieb, wenn gerudert oder ein Manöver gemacht wurde. Wenn auch diese Auszeichnung nicht lange währte, weil Marteilhe sich nicht entschließen konnte, vor ihm zu kriechen, und er ihn des Beispiels halber an eine andere Bank brachte, so behandelte er doch die fünf Reformirten auf seiner Galeere immer sehr rücksichtsvoll, sogar gefällig.

Der Aufenthalt auf den Galeeren in Dünkirchen währte 10 Jahre, von 1702—1712. Eine traurige Zeit war insbeson-

dere Marteilhes Verwundung im Jahre 1708 bei einem Seetreffen mit den Engländern an drei Stellen seines Körpers, an der linken Schulter, am Bauch und am linken Bein. Bewußtlos lag er in Folge des Blutverlustes auf dem Schiffe und sollte schon mit den andern Todten ins Meer geworfen werden, als durch den Fingerdruck eines Mannes auf seine Wunde und sein Aufschreien bei dem dadurch entstandenen Schmerze man inne ward, daß er noch lebe, ihn in den untern Schiffsraum zu den übrigen Verwundeten brachte und ihn auf ein Schiffstau warf. Welch ein Ruhebett für einen Verwundeten voller Schmerzen! Da zu viel Verwundete waren, konnten die Chirurgen nicht alle schnell genug verbinden. Drei Tage lag hier Marteilhe, nur mit einer Compresse, die in ein wenig Branntwein mit Kampher getaucht war, verbunden. Mehr todt als lebendig kam er am vierten Tage ins Hospital, und wäre unfehlbar ein Opfer des Todes gewesen, weil in der Schulterwunde durch den nachlässigen Verband bereits der Brand entstanden war, wenn nicht in Folge einer dringenden Empfehlung eines im Herzen protestantischen Banquiers in Dünkirchen der Oberwundarzt ihn in seine specielle Pflege genommen, ihn selber täglich verbunden und auf alle Weise hätte mit Allem versorgen lassen, was seine Heilung und Genesung befördern konnte. Mit einem Zeugniß desselben, daß er durch seine Wunden für das Ruder und andere Galeerenarbeit unfähig geworden sei, wurde Marteilhe nach 3 Monaten auf seine Galeere in die gewöhnliche Bank zurückgeschickt. Eine neue Grausamkeit der Regierung Ludwigs XIV.: alle andern im Kampfe Verwundeten wurden in Freiheit gesetzt, welches Verbrechen sie auch begangen haben mochten, nur die Reformirten nicht! — Doch gestaltete sich von nun an, so lange noch in Dünkirchen sein Aufenthalt währte, sein Schicksal leichter. Als der Aufseher an ihn herankam und seine Verkrüppelung erblickte, rief er dem Profoß zu: „Nimm diesen Hund von einem Krüppel und stecke ihn in die Vorrathskammer;“ er wollte ihm zeigen, wie sehr er ihn und alle seine Glaubensgenossen schätzte; er empfahl ihn sogar dem Commandanten der Galeeren von Langeron zum Schreiber; der Commandant stellte ihn denn auch als solchen und als Vertheiler der Lebensmittel und Geldunterstützungen an, ließ ihm täglich eine Schüssel von seiner Tafel und eine Flasche Wein geben, ihm ein gutes Lager bereiten und die Kette abnehmen, so daß er nur noch einen Ring am Fuße behielt, bald von allen Officieren und der Schiffsmannschaft und besonders vom

Commandanten und Major sehr geachtet und geliebt wurde, volle vier Jahre hindurch, vom Jahre 1709 bis 1712.

Im October dieses Jahres aber begann seine schwerste Leidenszeit. Es hatte nämlich die Königin von England mit Frankreich Frieden geschlossen und war in den Friedensartikeln unter anderm festgesetzt worden, daß den Engländern die Besetzung von Dünkirchen, der Stadt, den Befestigungen und dem Hafen, so wie die Zerstörung und Verschüttung des letzteren gestattet sein sollte. Es rückten daher im September 1712 die Engländer mit 4—5000 Mann in Dünkirchen ein, und fingen deren Officiere, welche vernommen hatten, daß 22 Reformirte auf den Galeeren wären, sogleich an, sie zu besuchen und ihnen Zeichen ihrer Theilnahme und ihres Unwillens gegen ihre Bedrücker zu geben. Sie ließen sich weder von dem unbequemen Sitzen, noch dem Ungeziefer und dem üblen Geruch, der auf den Galeeren herrschte, abhalten, täglich ihre Besuche zu erneuern und ihre leidenden Glaubensbrüder in Gegenwart der französischen Officiere zu trösten und zur Beständigkeit zu ermahnen. Auch die englischen Soldaten kamen und schwuren, daß sie mit dem Säbel in der Hand sie befreien würden, wenn man sie nicht gutwillig freigäbe. Auch schrieb der englische Statthalter Mylord Hill zu ihren Gunsten an die Königin und ermahnte sie, nur noch 14 Tage sich in Geduld zu fassen. In dieser Zeit trat er jedoch in genauere Bekanntschaft mit dem Commandanten von Langeron, und verabredete mit ihm die heimliche Einschiffung der reformirten Galeerensträflinge, weil der König von Frankreich nie die Einwilligung zu ihrer Befreiung geben würde. Wer schildert das Entsetzen der Unglücklichen, als sie eines Nachts plötzlich geweckt und auf einer Barke nach Calais gebracht wurden! An einander gekettet, ging es darauf nach Havre de grâce, wo der Intendant und andere Reformirte sie auf's herzlichste mit Thränen in den Augen empfingen und ihnen gestattet wurde, alle Tage Besuche anzunehmen und Psalmen zu singen, Predigten zu lesen, so daß ihr Gefängniß einer kleinen Kirche glich. Am 17. November 1711 erreichten sie Paris und wurden in den traurigen Kerker der großen Kette, die nach Marseille abgehen sollte, geschleppt und an schwere Halsbandketten und Balken gefesselt. Nach drei Tagen und Nächten waren ihre Glieder so gebrochen, daß sie es nicht mehr aushalten konnten und die armen Greise unter ihnen alle Augenblicke schrien, daß sie sterben würden, da sie nicht mehr die Kraft hätten, diese Marter auszuhalten. Die Unglücklichen, welche hier lagen, fanden nur in lau-

tem Seufzen und Jammern einige Erleichterung; so wie sie das aber thaten, wurden sie von barbarischen Gefängnißwärtern mit der Knute geschlagen. Durch Verwendung eines reichen, einflußreichen Protestanten wurde dann die Lage der 22 reformirten Galeerensträflinge etwas gemildert. Am 17. December brach endlich die Kette auf. Der Transport nach Marseille, welcher einen vollen Monat währte, im kalten Winter, war fürchterlich. Zwar riefen ihnen die Protestanten in Paris, welche ihren Zug theilnehmend mit ansahen, mit lauter Stimme zu: „Muth, ihr theuern Bekenner der Wahrheit; duldet standhaft für eine so schöne Sache, während wir nicht aufhören werden, Gott zu bitten, daß Er euch die Gnade verleihe, in euern harten Prüfungen auszuhalten;" zwar vermittelte derselbe Wohlthäter, der ihre Kerkerhaft erleichtert, gegen 100 Thaler, daß sie unterwegs keine Stockschläge erhalten, und wenn sie nicht weiter marschiren könnten, auf Wagen gesetzt werden sollten, aber empörende Grausamkeiten und Quälereien wurden doch noch genug an ihnen verübt. Gleich auf der ersten Station wurden sie nach 9 Uhr Abends unter freiem Himmel trotz der großen Kälte, bei der mehrere erfroren und 18 Menschen starben, nackt ausgekleidet und ihnen Alles, was sie bei sich hatten, Geld, Taschentücher, Wäsche, wenn sie ein wenig gut war, Tabacksdosen, Scheeren ꝛc. weggenommen und ihnen nur elende Lumpen gelassen; des Nachts mußten sie im Pferdemist sich erwärmen; überall wurde ihnen schlechte Kost gereicht; täglich wurden 3—4 Meilen, bald im Schmutze watend, bald vom Regen durchnäßt, zurückgelegt; Ungeziefer und ausbrechende Krätze vollendete dies Jammerleben. Endlich langten sie am 17. Januar 1713 in Marseille an, alle zweiundzwanzig wunderbar von Gott bewahrt, ungeachtet sie in diesen vier Wochen mehr ausgestanden hatten als die vorangegangenen 12 Jahre ihres Gefängnisses und Aufenthalts auf den Galeeren. Sie vermehrten nun hier die Zahl ihrer Brüder, welche sich bereits auf der großen königlichen Galeere befanden, so daß über 40 Reformirte darauf waren. Von diesen wurden sie mit offenen Armen und Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich empfangen, und alle priesen Gottes Vorsehung, daß sie sie unter so langen und schmerzlichen Prüfungen aufrecht erhalten hatte.

Doch sollte nun auch die Zeit ihrer Erlösung nahen. Der Friede von Utrecht wurde geschlossen. Die Königin von England hatte sich für die Freilassung aller sich auf den Galeeren befindenden Reformirten ernstlich verwandt, und von den 300 Pro-

teſtanten wurden noch in dieſem Jahre 136, die andern im folgenden Jahre in Freiheit geſetzt. Viele Hinderniſſe ſuchten freilich noch die römiſchen Prieſter auf die raffinirteſte und boshafteſte Art ihnen in den Weg zu legen; aber zuletzt ſiegte doch die gute Sache. Zu jenen erſten 136 Glücklichen gehörte namentlich auch Jean Marteilhe. Am 17. Juni verließ er mit der erſten Abtheilung Marſeille und erreichte glücklich Nizza. In Turin wurde er mit ſeinen Gefährten dem Könige von Sardinien vorgeſtellt, bei welchem ſich zugleich die Geſandten von England und Holland befanden; und nachdem der König von ihnen ſich hatte genau Bericht erſtatten laſſen, wandte er ſich zu den Geſandten und ſagte: „Das iſt grauſam und barbariſch.“ Eine Viertelmeile vor Genf bewillkommnete ſie der Magiſtrat der Stadt, und eine große Menge Volks, die ihnen entgegengezogen war, wünſchte ihnen Glück und pries ihre Standhaftigkeit und Ergebenheit. Dann folgte eine der rührendſten Scenen. Mehrere Einwohner Genfs hatten Verwandte auf den Galeeren; dieſe wurden nun herausgeſucht. „Mein Sohn, mein Gatte, mein Bruder, biſt du da?“ ſo hieß es in Einem fort. Wer ſchildert ihren Einzug in die Stadt Calvins? Es war ein wahrer Triumphzug, ein würdiger Lohn für alle ausgeſtandenen Schmerzen und bewieſene Treue. Der Magiſtrat hatte ihnen ein prachtvolles Haus zur Aufnahme beſtimmt; aber daran war nicht zu denken, die Leute zerriſſen ſich ordentlich um ſie, und waren glücklich, wenn ſie einen zur gaſtlichen Aufnahme bei ſich erhaſchen konnten. — Eine gleiche Aufnahme fanden ſie in Bern, Frankfurt und Holland. Von da ging eine Deputation von 12 ehemaligen Galeerenſclaven nach England, theils um der Königin zu danken für die erhaltene Befreiung, theils um ihre Fürſprache für die noch zurückgehaltenen zu bitten. Von London kehrte Jean Marteilhe nach Holland zurück, wo er eine lebenslängliche Penſion von den hochmögenden Herren erhielt und ſeine übrigen Lebenstage in Ruhe und Frieden verlebte. Er ſelbſt hat alle dieſe ſeine Schickſale in einem Werke beſchrieben, das im Jahre 1865 in Paris [1]), auch in deutſcher Ueberſetzung im Jahre 1867 erſchienen und in dieſer Biographie meiſt wörtlich wiedergegeben iſt.

Friedr. Arndt in Berlin.

---

1) Unter dem Titel: Mémoires d'un protestant condamné aux galères de France pour cause de religion, écrits par lui même. Paris 1865. Ueberſetzt von Adelberg. Erlangen 1867.

18. Alexander Rouſſel, Prediger der Wüſte

oder die Kirche unter dem Kreuz.

28. November.

Die Reformation hatte ſolche Fortſchritte in Frankreich gemacht, daß der päpſtliche Nuntius um's Jahr 1563 daſſelbe ein halb-hugenottiſches d. h. proteſtantiſches Land nennen konnte. Aber der Haß der katholiſchen Geiſtlichkeit und die Politik des Hofes gewährte dem Evangelium kein ruhiges und ſtetiges Wachsthum. Lange blutige Bürgerkriege zwiſchen Reformirten und Katholiſchen verbitterten die Gemüther und der Abfall Heinrichs IV. von ſeiner Kirche bereitete für Frankreich und die ihm tieferes Leben bringende Kirche des Evangeliums die ſchwerſten Erſchütterungen. Durch das Edict von Nantes gab zwar Heinrich IV. im Jahr 1598 ſeinen frühern Glaubensgenoſſen, den Reformirten, einen geſicherten Rechtsboden. Aber der deſpotiſche König Ludwig XIV. wollte in ſeinem Reiche keine Religion dulden, die ihm „nicht gefiel." Er ſuchte in ſeinen alten Tagen ſein Gewiſſen von ſeinen vielen und ſchweren Sünden im Blute der Reformirten rein zu waſchen und ließ ſich einreden, er thue durch Unterdrückung des Proteſtantismus Gott einen angenehmen Dienſt. Ein Recht um das andere wurde den Hugenotten entzogen, bis endlich 1685 das Edict von Nantes ganz zurückgenommen wurde. Wie das zuging und was die nächſten Folgen davon waren, iſt im evangeliſchen Kalender 1865 in dem Aufſatze über die Aufhebung des Edicts von Nantes von kundiger Feder beſchrieben. Eine andere Hand hat ſchon im Jahrgang 1856 in der Lebens- und Leidensgeſchichte des edeln Iſaac le Febvre an einem Beiſpiele unter Tauſenden geſchildert, welche Trübſale, Bande und Martern „zur größern Ehre Gottes" und zum „Seelenheil" des „großen" Königs Ludwig XIV. den treuen Bekennern des Evangeliums angelegt wurden. Glücklich diejenigen, welche auswandern durften und konnten. Bei 50,000 Familien ſuchten Schutz ihres Lebens und Freiheit ihres Gewiſſens in der Fremde. Aber die meiſten konnten und wollten nicht fliehen. Ueber ſie ſchlugen die Wogen der Verfolgung zuſammen, welche die proteſtantiſche Kirche von der franzöſiſchen Erde vertilgen ſollte. Aber ob das Meer wüthete und wallete, der Herr war bei ſeinen Bekennern und half ſeinem Evangelium, ein ganzes Jahrhundert der Drangſal überſtehen.

Die furchtbare Ungerechtigkeit, die blutige Strenge gegen die Reformirten hatte anfangs das heiße Blut des Südens fieberhaft erregt und im Verzweiflungskampf der „Camiſarden" oder des Aufruhrs in den Cevennen wollte der Fanatismus gewaltſam ſich wehren gegen die Gewalt. Das war nicht im Sinne deſſen, welcher zu Petrus einſt ſprach: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer (um meinetwillen) das Schwert nimmt, ſoll durch's Schwert umkommen." Der Aufruhr war um 1713 niedergeſchlagen. Statt mit dem Schwert ſich zu wehren, wollten die übrig gebliebenen nun lieber das Kreuz auf ſich nehmen und duldend und glaubend, liebend und hoffend der Welt beweiſen, wie „die Kirche unter dem Kreuze" leben kann inmitten des Todes.

In der Provinz Languedoc, in Vivarais, in den höhern und niedern Cevennen erhob ſich in der Kraft ſolches Glaubens die proteſtantiſche Kirche aus ihren Trümmern, obgleich alle Schulen geſchloſſen, alle Kirchen zerſtört, alle hohen Schulen zur Bildung der Geiſtlichen vernichtet waren. Die Landleute verſammelten ſich unter den mannichfachſten Gefahren, unter den Augen der feindlichen Soldaten ſtill und ruhig, des Nachts in Höhlen, in Gehölzen, auf flachem Lande oder unter bergenden Felſenhöhen, weit entfernt von menſchlichen Wohnungen, um ihrem Gott zu dienen im Gebet und ihre Seelen zu erquicken mit dem Worte des Lebens. Kein Uneingeweihter durfte erfahren, wo ſie ſich alſo vereinigten. Man ging „in die Wüſte", man predigte „in der Wüſte", man ſchrieb, ermahnte, tröſtete „aus der Wüſte." Dieſes unbeſtimmten Wortes bedienten ſich die Geiſtlichen, um die Orte zu verbergen, von wo aus ſie mit Schrift und Wort wirkten und um ihre Kirche im Allgemeinen als eine verfolgte zu bezeichnen. Um 1712 nahmen dieſe Verſammlungen „in der Wüſte" ihren Anfang, und mit Beharrlichkeit durch das ganze Jahrhundert fortgeſetzt, waren ſie die Zufluchtsſtätte des reformirten Bekenntniſſes in Frankreich.

Anfangs drängten ſich in Ermangelung von geordneten Dienern des Wortes noch oft Begeiſterte aus dem Volke, ſelbſt Weiber, zu Vorträgen hervor nnd es war keine kirchliche Ordnung möglich. Da berief der herrliche, geiſtig und körperlich mit gleicher Kraft ausgerüſtete, ſchriftgelehrte und lehrhafte, ſittenreine und glaubensſtarke Antoine Court, „der Wiederherſteller des Proteſtantismus in Frankreich", im Auguſt 1715 gleich nach König Ludwigs XIV. Tod eine Verſammlung der reformirten Prediger und einſichtsvoller Laien nach Nimes. Durch ſie wurde die Wahl von

Kirchenälteſten beſchloſſen, welche überall für ſichere Verſammlungsorte, für Prediger, Arme und Gefangene ſorgen ſollten. Eine dritte Synode in Languedoc erhob im März 1717 die neue Kirchenordnung zu geſetzlicher Giltigkeit. Da es aber faſt ganz an ordinirten Geiſtlichen fehlte, ſandte A. Court einen ſeiner Gehülfen, P. Corteis, zur Ordination nach Zürich; von ihm ließ er ſich bei einer Synode ſelber die Hand auflegen, um nun hinwiederum den andern Geiſtlichen zur Wiederherſtellung der apoſtoliſchen Ordnung in Languedoc und in den Cevennen die Ordination zu ſpenden. Solcherweiſe ſetzten ſich die Verfolgten in Stand, auf den noch rauchenden Aſchenhaufen des Camiſardenkriegs und mitten unter den Verirrungen ihrer letzten „Propheten" die kirchliche Ordnung als Grundſäule des chriſtlichen Gemeindelebens wieder aufzubauen. Dieſe Ordnung war ſo ſtreng, daß unbefugte Geiſtliche abgeſetzt wurden und ohne Genehmigung der Kirchenälteſten nicht einmal zum Anſtimmen der Pſalmengeſänge Jemand auftreten durfte. Die alſo zuſammengefaßten Gemeinden blieben nicht nur untereinander, ſondern ſelbſt mit ihren auf die Galeeren verurtheilten Brüdern im Verkehr, indem ſie durch vertraute Mittelsperſonen ihnen Unterſtützung leiblich und geiſtlich zuwandten. Die Geiſtlichen mußten in oft wunderlicher Verkleidung ſich von einem Orte zum andern ſtehlen, da ſtellten die Gemeinden Schildwachen auf den Anhöhen aus, Zeichen wurden verabredet, alle Vorſicht und Schlauheit wurde angewandt, die Verfolger zu umgehen; jede Nacht wechſelten die Prediger ihren Aufenthalt und die Gläubigen rechneten es ſich zur Ehre, ſich den Strafen auszuſetzen, mit denen ſolche Gaſtfreundlichkeit bedroht war. Oft und ſchrecklich genug kam es durch beſtochene Verräther, oder durch Einſchließung der Verſammelten in mörderiſchen Hinterhalt zu blutigen Hinrichtungen und grauſamen Einkerkerungen von Geiſtlichen und Laien.

Die Reformirten hatten gehofft, der Tod Ludwigs XIV. werde ihnen beſſere Zeiten bringen, es waren auch in ſolcher Hoffnung viele Geflüchtete aus dem Ausland zurückgekehrt. Aber der Herzog von Orleans, der Regent von Frankreich, ließ in ſeiner Sorgloſigkeit und Trägheit keine Aenderung in den Geſetzen gegen die Proteſtanten eintreten; höchſtens daß er ſtatt der beantragten Niedermetzelung der Reformirten insgeſammt nur die Entwaffnung derſelben und die Hinrichtung blos ihrer Prediger bewilligte. Die entwaffneten Männer wurden zu den Galeeren verurtheilt, während der Peſtzeit in Marſeille auch zum Todtengräberdienſt ge-

zwungen. Die weiblichen Personen wurden eingesperrt. Die Versammlungshäuser wurden niedergerissen.

Nach dem Tode des Regenten (1724) ließ der Herzog von Bourbon sich durch den Bischof von Nantes, der sich durch Strenge gegen die Ketzer den Cardinalshut in Rom verdienen wollte, zu einem neuen, außerordentlich strengen Edict bewegen. Zwar wollte man sich begnügen, wenn nur die Reformirten sich äußerlich zum Katholicismus bekennen, und die Priester sollten solchen, die das Sacrament von ihnen begehrten, es reichen ohne Gewissenserforschung. Wer aber Protestant bleiben wolle, müsse auf die Galeere oder an den Galgen. Trotzdem wurden während dieser bedrängnißvollen Zeit die religiösen Versammlungen in Languedoc immer häufiger und umfangreicher, ob sie auch noch so oft von Soldaten überfallen und zur Strafe gezogen wurden. Da galt es für die wenigen ordinirten Geistlichen, Nacht und Tag zu leben in Fährlichkeit in der Wüste, in Fährlichkeit zu Wasser, in Fährlichkeit in den Städten, in Fährlichkeit unter den Mördern, in Fährlichkeit unter den falschen Brüdern, in Mühe und Arbeit, in Hunger und Durst, in Frost und Blöße. Antoine Court hat unter solchen Gefahren in 2 Monaten meistentheils zur Nachtzeit nicht weniger als 30 Versammlungen in den Bergen und Einöden von Languedoc und in den Cevennen hin und her unter freiem Himmel gehalten, gepredigt, das Abendmahl ausgetheilt, 15 Kinder getauft und 15 Ehen eingesegnet.

Gewöhnlich kannten die Geistlichen die Orte, wo sie Versammlungen gehalten, selber nicht, weil sie dieselben meist bei Nacht betraten und verließen. Die Gläubigen holten und geleiteten sie auf möglichst verborgenen Wegen. In den Versammlungen wurde mit Gebet begonnen, ein Capitel der h. Schrift gelesen, mit gedämpfter Stimme ein Psalm gesungen, nach einem Gebet des Geistlichen um Kraft zu würdiger Verkündigung des göttlichen Wortes eine Rede gehalten, bisweilen das heil. Abendmahl ausgetheilt, und mit dem allgemeinen Kirchengebet unter Fürbitten für den König und alle Obrigkeit geschlossen. Zur Vorsicht wurden Wachen, aber nur unbewaffnete auf die Anhöhen gestellt. Die Getauften und Getrauten, so wie die sonstigen Theilnehmer der Versammlung kannte der Prediger gewöhnlich auch nicht mit Namen, um sie vor Gericht auch nicht angeben zu können. Zur Anschaffung ihrer Kleidung und ihres Unterhalts erhielten die Prediger der Wüste milde Gaben, ohne zu wissen, von wem. Die Versammlungen waren oft so zahlreich, daß die geringsten

3000 Theilnehmer hatten. Zum Unterhalt der jungen Männer, welche die Berufung zum Predigtamte, d. h. zum „Märtyrerthum in der Kirche unter dem Kreuze" in ſich fühlten und im Seminar zu Lauſanne zu dieſem Zweck ſtudirten, ſteuerten die Gläubigen in der Schweiz, in England, Holland und Deutſchland fleißig bei. Anton Court wurde zur Betreibung dieſer Angelegenheiten 1730 zum „allgemeinen Abgeordneten" ernannt.

Einer dieſer jungen, glaubensmuthigen „Hirten der Wüſte" war Alexander Rouſſel von Uzès. Wir wiſſen nicht, wann und von wem er geboren iſt. Wir treffen ihn in einer Verſammlung in der Nähe von Aulas; der Feind lauert, ein Verräther zeigt um einen Judaslohn den Weg an den verborgenen Ort, die Soldaten des Königs Ludwig XV. ſchleichen heran, brechen ein, wie der Wolf in die Heerde und ſtürzen auf ihren Hirten zu. Dieſer flieht nicht, kann und will nicht fliehen, ſondern dem guten Hirten und ſeinem Tode ähnlich werden, der ſein Leben für die Schafe ließ. Er wird gebunden, geknebelt, nach Vigan geſchleppt, unterwegs verhöhnt und mißhandelt. Vor den Richter Namens Daudé geſchleppt, wird er verhört. Was iſt Euer Geſchäft? Antwort: das Evangelium zu predigen. Wo geſchah das? Antwort: überall, wo ich eine Verſammlung von Chriſten traf. Wo er zu Hauſe ſei? Antwort: der Himmel iſt mein Dach. Nach dem Verhör wird er nebſt zwei Mitgefangenen in die Citadelle geführt, die ſeit lange „das Haus der Gläubigen" iſt. Vor das Gefängniß wird eine Wache von fünf, ſechs Dragonern gelegt, die ihn gefangen genommen hatten, bis gegen Abend die Grenadiere kommen, welche den armen Rouſſel nach Montpellier in die Citadelle führen. Auch hier iſt die Citadelle ſeit lange „das Haus der Gläubigen" geworden. Seine Mutter vernimmt es; ſie war die Amme des Herzogs von Uzès, des Gouverneurs von Saintonges. Zu ihm eilt ſie in der Hoffnung, ſeine Fürſprache für ſeinen Milchbruder zu gewinnen. Aber der menſchenfreundliche Herr erklärt, es müſſe ein Exempel ſtatuirt werden, er könne nichts für den Gefangenen thun, es ſei denn, daß er abſchwöre. Mit Entrüſtung ſtößt die ſtarke Mutter ſolche Zumuthung zurück und eilt mit ihren Gefreundten und mit Rouſſels Schwager in den Kerker. „Mein Sohn, ruft ſie aus, du haſt zu Gott gebetet ſtatt zu den Heiligen, das iſt in Frankreich ein Verbrechen, da giebts keine Gnade, du wirſt als Opfer dafür fallen. Wohl haben wir manche Freunde, die viel vermögen, aber ſie haben mir geſagt, in einem andern Fall wollten ſie gern alles thun, aber für einen, der Gott anruft,

will keiner sich bemühen." Der Gefangene beruhigt die gute Mutter; er warte mit Freuden auf die Stunde, wo er eingehen dürfe zu seines Herrn Freude. Nun kommen die Jesuiten und wollen ihn bereden, sein Leben zu retten durch Annahme des katholischen Glaubens. Aber er ist fest und widersteht den listigen Anläufen. So kommt die Stunde, die er ersehnt. Die Kriegsknechte und der Hauptmann sammt dem Henker treten ein, er kniet nieder und bittet um Muth zum letzten Gang. Barhaupt, barfuß, den Strick um den Hals singt er unterwegs Psalmen. Am Fuß des Galgens angekommen, hebt er seine Augen in die Höhe, steigt fest und muthig die Leiter hinan, ruft „vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun," und zum Henker gewandt: „dir und allen meinen Uebelthätern verzeihe ich von Herzen." Noch ein Augenblick, und seine Seele floh zur ewigen Herrlichkeit. Das geschah 30. November 1728.

In einem rührenden Klaggesange hat das protestantische Volk den Zeugentod Alexander Roussels von Mund zu Mund sich überliefert und wenn in demselben die Mutter des Märtyrers mit Maria verglichen wird, der ein scharfes Schwert durch die Seele ging unter dem Kreuze ihres Sohnes, so weissagt das Lied dem unbekannten Verräther das Loos seines „Landsmanns" Judas, mit dem er Wohnung erhalten werde beim nämlichen Wirth[1]).

H. Merz in Marbach.

---

19. Mathieu Majal, genannt Desübas, Prediger der Wüste.

16. Februar.

Das grausame Edict des Königs Ludwig XV. von 1724 gegen die Reformirten würde die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich zur sichern Folge gehabt haben, wenn es nicht in den Händen der Unterbehörden und selbst der Parlamente in der Vollziehung gemildert worden wäre. Daher fand seit der Hinrichtung des Alexander Roussel, also von 1728 an einige Jahre keine andere statt, wenn es gleich an Galeeren und Geldstrafen

1) Fortsetzung siehe in dem folgenden Lebensbilde.

und Gütereinziehungen nicht fehlte. Doch ſchon 1732 wurde einer der ausgezeichnetſten geiſtlichen Gehülfen Anton Court's mitten in der Nacht bei einem Einwohner zu Foiſſac, der ihm Zuflucht gewährt hatte, verhaftet und zum Tode verurtheilt. Er aber hatte ſich einen langen Meißel verſchafft und arbeitete ſich damit durch Stein und Eiſen hindurch, ließ ſich mittelſt eines von ſeinen Freunden ihm zugeworfenen Seiles bis auf den Wall herab, mitten unter den Kanonen und Schildwachen, ohne entdeckt zu werden. Mit Hilfe der Gläubigen fand er eine ſichere Zuflucht und war gerettet. Um ſo mehr drang die erbitterte Geiſtlichkeit neuerdings auf ſtrenge Vollziehung des Edict und die weltliche Gewalt lieh ihr das Ohr und den Arm. Im Jahre 1737 den 1. März wurde eine Verſammlung in Vivarais in einer Scheune überfallen, Männer zu den Galeeren, Frauen zur Einſperrung mit abgeſchorenen Haaren verurtheilt. In den Häuſern der Reformirten wurde nach Katechismen, Predigt- und Gebetbüchern gefahndet und die aufgefundenen Bücher, ſelbſt Bibeln und Teſtamente in großer Anzahl verbrannt. Zugleich wurden die Eltern mit Geld geſtraft, deren Kinder die katholiſchen Schulen und Meſſen nicht beſuchten. Selbſt auf Todte erſtreckte ſich die Verfolgung. Denen, welche ohne zur katholiſchen Kirche ſich bekehren zu laſſen ſtarben, wurde die Beerdigung verſagt. Eine adelige Witwe wurde zu dreijähriger enger Haft und zu Bezahlung von 6000 Livres Strafe verurtheilt, weil ſie einem Reformirten in ſeinen letzten Zügen einige Worte des Troſtes zugeſprochen.

Mit dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg 1740 begann eine Zeit noch größerer Unduldſamkeit. Die Reformirten wurden erſt vor die Parlamente ſelbſt geſtellt, welche ſtrenger an den Buchſtaben der Geſetze gebunden waren und ohne Umſtände zu raſchen Hinrichtungen ſchritten. Aber ſtatt ſich einſchüchtern zu laſſen, ſuchten die Gemeinden des untern Languedoc auch auswärts den heiligen Eifer des Glaubens und Duldens anzufachen. Faſt aus ganz Frankreich, ſelbſt von der Normandie kamen die Abgeordneten zu einer National-Synode 1744 zuſammen in „eine Wüſte" des untern Languedoc. Da wurde ein Faſt- und Bettag „für die Erhaltung der geheiligten Majeſtät des Königs," für das Glück ſeiner Waffen, für die Befreiung der Kirche beſchloſſen. Die Gläubigen wurden zur Geduld wie zur Vorſicht ermahnt. Behufs der häuslichen Erbauung wurden überall die Bibelerklärungen des frommen Pfarrers Fr. Oſterwald von Neufchatel eingeführt. Endlich wurde, da in mehreren Provinzen die Gottesdienſte nur bei

Nacht ſtattfanden, verordnet, daß überall, ſo weit es die Klugheit verſtatte, die religiöſen Uebungen am hellen Tage geſchehen ſollen. Die Synode von 1744 beſtätigte dieſe Beſchlüſſe. Aber der eine von den drei Häuptern derſelben büßte dafür ſchon 9 Monate darauf zu Grenoble mit dem Tode am Galgen.

Die Proteſtanten hatten das Haupt zu hoch und zu bald erhoben. Die katholiſche Geiſtlichkeit erregte Beſorgniſſe bei der Regierung und am 1. und 16. Februar 1745 erſchienen zwei Verordnungen, welche an Strenge alle frühern übertrafen. Jeder reformirte Geiſtliche, der eine Verſammlung halte, ſollte mit dem Tode beſtraft werden. Auf die Galeeren ſollten kommen alle, die ihm eine Zuflucht gewähren, und alle Männer, die an einer Verſammlung Theil nehmen würden. Mit Einſperrung und Güterentziehung ſollten alle in einer Verſammlung betroffenen Frauen und Mädchen beſtraft werden ohne irgend ein Prozeßverfahren. Selbſt die Reformirten, die an den Verſammlungen keinen Theil nähmen, ſollten eine Geldſtrafe zahlen; ja jeder reformirte Bewohner einer Ortſchaft, wo ein Geiſtlicher angetroffen und verhaftet würde, ſollte 3000 Livres Strafe zahlen und dieſe Summe ſollte dem Angeber zufallen! Darauf hin verurtheilte das Parlament in Grenoble am 23. September 1745 auf einmal 92 Proteſtanten wegen Abhaltung von Verſammlungen zu 10 bis 400 Livres Geldſtrafe, und erklärte 27 „in der Wüſte“ geſchloſſene Ehen für nichtig, die daraus entſpringenden Kinder für unächt und erbunfähig, wenn dieſelben nicht noch von katholiſchen Prieſtern nachträglich eingeſegnet würden. Außerdem wurden Kinder ihren Eltern entriſſen und die Mädchen in Klöſter geſteckt. Die Heirathen der Reformirten, welche ſich nicht zur Abſchwörung ihres Glaubens verſtehen wollten, wurden verhindert. Die Sterbenden wurden von den katholiſchen Geiſtlichen in läſtigſter Weiſe beſucht und bedroht.

Alle Bitten, Vorſtellungen und Beſchwerden, alle Vertheidigungen gegen die Verleumdung der Empörung und des Vaterlandsverraths blieben ohne Erfolg. Im Frühjahr 1745 mußten die Reformirten wieder beſchließen, daß die Verſammlungen nur bei Nacht gehalten werden ſollen. Es wurde aber gleichzeitig beſchloſſen, daß diejenigen, welche durch Wegbleiben von den Verſammlungen einen übeln Schein auf ſich laden, vom heil. Abendmahl und von dem Kirchendienſte bis zur reuevollen Rückkehr ausgeſchloſſen werden ſollen.

Während der Kriegsjahre 1745 und 1746 beſorgte die Regierung, die Engländer möchten an den Küſten des Mittelmeers

landen und die Reformirten zu einem neuen Cevennenkrieg aufstacheln. Um dem vorzubeugen, und auf falsche Gerüchte hin, wurden die Gefängnisse mit Protestanten gefüllt. Massenhaft waren die Verurtheilungen auf die Galeeren oder zu andern schweren Strafen: Halseisen, Verbannung, Bücherverbrennung, Niederreißung von Wohnungen und Scheunen, Ruthenstreiche bis auf's Blut, auch an Frauen vollzogen, Abscheerung und Einsperrung anderer in Zuchthäuser und Klöster folgten unaufhörlich auf einander. Der Geistliche Duperron wurde zum Tode verurtheilt und als Abwesender zu Grenoble im Bilde verbrannt. Sieben Geistliche, welche 1745 ebenfalls zum Tode verurtheilt wurden, konnten entfliehen. Nicht so glücklich war ein anderer, Louis Rang, der nach harter Behandlung im Kerker zu Valence und Grenoble, weil er nicht abschwören wollte, zum Tode verurtheilt wurde mit der grausamen Bestimmung, er solle gehängt, sein Kopf abgeschnitten und auf einer Schandsäule an der Landstraße ausgesetzt werden. Nur durch die Fürsorge einer edeln Katholikin konnte sein Leichnam den Mißhandlungen des Pöbels entrissen und zur Erde bestattet werden. Der ehrwürdige Pfarrer Roger, ein ergrauter Mann, der den gefangenen Rang getröstet hatte, wurde im April 1745 durch einen erkauften Verräther in einem Gehölz bei Creste gefangen genommen, und zum Galgen verurtheilt. Nachdem er die protestantischen Gefangenen noch zur Standhaftigkeit ermahnt, sang er auf dem Gang zum Richtplatz den 51. Psalm und betete kniend am Fuße der Leiter. Sein Leichnam blieb 24 Stunden am Galgen hängen und wurde dann in den nahen Fluß geworfen. 40 Jahre lang, seit er im Württembergischen seine Amtsweihe empfangen, hatte er in Segen gewirkt und von seiner hohen Frömmigkeit mußten selbst die zwei Jesuiten zeugen, deren Begleitung zum Richtplatz er zurückgewiesen hatte. Sein Andenken blieb auch im Segen in allen Gemeinden der Dauphiné.

In den übrigen mittäglichen Provinzen Frankreichs waren gleichfalls die Gefängnisse mit Protestanten überfüllt. Noch ernster gestaltete es sich in Languedoc, wo die Hinmetzelung der in Versammlungen überfallenen der Anlaß zu einem schrecklichen Bürgerkrieg zu werden drohte.

Am 17. März 1745 wurde eine Versammlung im Kirchspiele Levaux von Dragonern überfallen und neun Gefangene, darunter ein alter Officier und Ritter, wurden zu den Galeeren verurtheilt. Am 6. April wurde ein junger noch nicht ordinirter Prediger Mathieu Majal, nach seinem Geburtsort genannt Desübas

heimlich angegeben und im Hauſe eines ſeiner Brüder bei St. Agrève verhaftet, nach Vernoux geführt und unterwegs im Dorf Cluac von einem ſeiner Glaubensgenoſſen Stephan Gourdol erkannt. Plötzlich wiegelt dieſer 16 oder 17 Perſonen auf, um mit ihnen die Freilaſſung des Pfarrers von dem Commandanten der Bedeckung zu erzwingen. Sie erreichen den Zug eine kleine Viertelſtunde von Vernoux in einem Gehölze, verlangen vom Officier die Freilaſſung des Gefangenen, und als jener ſie verweigert, umſchließt Gourdol entſchloſſen den Geiſtlichen und erklärt, er wolle ihn. Der Officier läßt auf die Angreifenden ſchießen, fünf ſinken todt zu Boden. Der arme Deſübas ſelbſt erhält einen Bajonetſtich.

Nach dieſem unheilvollen Begegniß kam der Zug mit dem Gefangenen in Vernoux an. Am nämlichen Morgen hatten mehrere religiöſe Verſammlungen in der Umgegend ſtattgefunden. Von einer ſolchen zogen die Leute im Haufen, Männer, Weiber und Kinder einmüthig herbei und erſchienen vor den Thoren von Vernoux, um die Befreiung ihres Geiſtlichen zu verlangen. Der Geiſt der Empörung gegen das Geſetz ſchien die aufgeregten Maſſen zu treiben. Vergeblich kam der Ortsrichter, ein Katholik, herbei, und erklärte, es helfe nichts, ſie ſollten umkehren. Der Haufe bewegte ſich vorwärts herein in das Städtchen unter Ausbrüchen des Schmerzes und Zornes. Die Bürger feuerten aus ihren Fenſtern auf die Unbewaffneten und alsbald fielen bei 30 Perſonen todt nieder und noch mehr wurden verwundet. Das war die Metzelei von Vernoux, welcher die Proteſtanten erlagen in allzugroßem Vertrauen auf die gerechte Sache, in die Menſchlichkeit und das Mitleid ihrer Mitbürger, in die Wirkung ihrer Bitten und Thränen, in ihrem allzugroßen Eifer für ihren Seelſorger, in ihrem unbeſonnenen Aufruhr gegen ein barbariſches Geſetz.

Die „Hirten der Wüſte“ verdammten laut dieſes Beginnen. Der gefangene Geiſtliche ſelbſt that ſein Möglichſtes zur Beruhigung der Leidenſchaften. Wer weiß, wie weit es gekommen wäre ohne ihn. Denn am andern Morgen nach jenem blutigen Auftritt war die Bewegung in den Bergen allgemein. Die jungen Leute der unzugänglichſten Orte ſammelten ſich und zogen bewaffnet in die Vorſtadt von Vernoux. Glücklicherweiſe beſchränkten ſie ſich auf Drohungen und auf die Forderung, daß Deſübas freigegeben werden ſolle. Dieſer ſelbſt aber fand in ſeinem Gefängniſſe Mittel, ein Briefchen unter die Leute zu bringen, in welchem er ſchrieb: „Ich bitte euch, meine Herren, ziehet euch zurück; die Diener des Königs ſind hier in großer Zahl, es iſt ſchon zu viel Blut ver-

gossen; ich bin ganz ruhig und völlig ergeben in Gottes Willen." Seine Amtsbrüder eilten, so wie sie hörten, was vorgefallen, herbei unter den bewaffneten Haufen, vereinigten ihre Bitten mit denen des Gefangenen und bewirkten es auch, daß ihre Gläubigen alle feindlichen Absichten aufgaben. Die Geistlichen miteinander schrieben sogleich an die Officiere „sie seien sehr betrübt über das Vorgefallene; sie hätten es nicht abwenden können, da sie abwesend waren; aber sie wollen allem aufbieten, daß keiner von ihren Leuten sich mehr bewaffnet sehen lasse."

Doch stillte sich die Aufregung, welche die Flintenschüsse von Vernoux hervorgerufen, nicht sogleich. Vom Gebirge kamen fortwährend bewaffnete Schaaren. Sie zerstreuten sich aber stets wieder auf Zusprechen der Geistlichen. Am andern Morgen gab es noch einen blutigen Zusammenstoß mit dem Militär. Als aber die bewaffneten Haufen endlich wieder heimgekehrt waren, handelte es sich darum, den Geistlichen und die übrigen Gefangenen mit einer Hand voll Soldaten durch eine aufgeregte, ganz protestantische Gegend zu führen. Die Bauern kamen in Menge an den Weg; aber sogleich eilten auch die benachbarten Pfarrer unter das aufgeregte und erbitterte Volk und suchten es zu beschwichtigen. Die Geleitsmannschaft wurde verstärkt; die Menge wuchs gleichfalls. Durch einen besondern Boten mußte von Montpellier weiteres Militär geholt werden. So konnte endlich Desübas ohne Widerstand, wenn auch nicht ohne Mühe in diese Stadt geführt werden. Es gab in der ganzen Gegend keinen geachtetern und geliebteren Geistlichen.

Zu Montpellier wurde Pastor Desübas in die Citadelle geworfen. Die Stände von Languedoc waren gerade versammelt. Der geistliche Stand nahm lebendigen Antheil an dem Schicksal des Unglücklichen. Der Bischof und mehrere Prälaten besuchten ihn mitleidig; allem wurde aufgeboten, um ihn zu einem Religionswechsel zu vermögen, als dem einzigen Mittel für den Unschuldigen, sich vor der Todesstrafe zu retten. Aber seine unerschütterliche Festigkeit benahm ihnen jede Hoffnung. Der Commandant fragte ihn, wie er doch des Königs Befehl habe übertreten und lehren und predigen können, was die Gesetze verbieten. Sein Ungehorsam habe den Tod verdient. Desübas erwiederte, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Habe Gott seinen Tod jetzt beschlossen, so sei er bereit, dem Willen seines himmlischen Vaters zu folgen; auf diesen hoffe er und dieser werde ihn nicht zu Schanden werden lassen.

Im Januar wurde der Gefangene vom königl. Intendanten Lenain verhört. Er verantwortete ſich ſo würdig und beſcheiden, daß die Richter zu Thränen gerührt wurden, und ſelbſt dem Intendanten die Augen übergingen. Auf förmlichen Befehl des Hofes beſchwur er den Gefangenen im Namen Gottes, vor den er zu treten im Begriff ſei, ihm die ganze Wahrheit zu ſagen auf die Fragen: „Haben die Proteſtanten eine gemeinſame Kaſſe? Haben ſie einen Aufruf zu den Waffen erlaſſen? Sind ſie mit den Engländern in Briefwechſel? — „Nichts von alledem iſt wahr," erwiederte der Paſtor; „die Geiſtlichen predigen nichts als Geduld und Königstreue." — „Ich weiß das, mein Herr," entgegnete der Intendant.

Das Geſetz ſprach den Tod am Galgen über die Geiſtlichen aus, welche in einer Verſammlung betroffen würden. Deſübas war nicht in einer ſolchen, ſondern in einem Privathauſe ergriffen: dennoch wurde „dem Geſetze gemäß" die Todesſtrafe ausgeſprochen. Alle Anweſenden außer dem Verurtheilten waren erſchüttert. Der Diener des Geſetzes ſelbſt verſicherte, mit welchem Leidweſen er das Urtheil ſpreche; aber es ſei der Befehl des Königs. „Ich weiß es, mein Herr," antwortete der Diener Gottes.

Am 2. Februar wurde er auf den freien Platz vor den Wällen der Stadt Montpellier geführt. Im Hemde und mit nackten Beinen mußte er vom Gefängniß zur Richtſtätte dahin gehen. Eine ungeheure Menge Volks war am Wege; alles war ergriffen von der Ruhe ſeines Antlitzes und von der Schönheit ſeiner Züge. Noch mehr wurden die Zuſchauer hingenommen, als ſie ſahen, wie er am Fuße der Leiter ſich auf die Knie warf und mit Inbrunſt betete. Als er die Leiter hinanſteigen wollte, wurde er angehalten, um zuzuſehen, wie die bei ihm gefundenen Papiere vom Henker verbrannt wurden. Es waren einige Erbauungsbücher und ein Pack Synodalſchriften. Nun nahm er Abſchied von den zwei Jeſuiten, die ihn hatten begleiten müſſen; ein Crucifix, das ſie ihm zum Kuſſe darboten, wies er zurück, um noch im letzten Augenblick ſich als treuen Reformirten zu bezeigen, der Gott nur im Geiſte und nicht im Bilde anbete. Er dankte den zwei Beichtvätern, die noch immer in ihn dringen wollten, daß er ſich bekehre, und bat, ſie möchten ihn ruhig ſterben laſſen. Sonſt verſtand man kein weiteres Wort von ihm, die Trommler übertäubten ſeine Stimme. Er ſtieg muthig vollends die Leiter hinan; bis zum letzten Augenblick bewies er ſo viel Feſtigkeit und Frömmigkeit, daß die Umſtehenden, Katholiken wie Proteſtanten, in Thrä-

nen ausbrachen. Jene mußten Gott preiſen ob ſolch erbaulichem Ende, die andern freuten ſich, einen ſolchen Blutzeugen ihres Glaubens zu haben.

Alſo endete am 2. Februar 1746 am Galgen zu Montpellier der treue Knecht Gottes. Er war erſt 26 Jahre alt. Lange währte der Schmerz und die Trauer um den gefallenen Helden in den Kirchen der Wüſte. Ihm nachzufolgen in Noth und Tod durch denſelben Glauben, war ein heiliger Vorſatz in tauſend Herzen. Der Tod dieſes Mannes, durch den ein Exempel ſtatuirt werden ſollte, diente als Exempel in anderem Sinn als die Mörder meinten. Zwei Jahre ſpäter tagte unweit von der Stätte, wo Deſübas gerichtet wurde, eine National-Synode von Geiſtlichen und Laien, größer als irgend eine andere im ganzen Jahrhundert. Und auch die Blutgier der Feinde war durch dieſen Juſtizmord für einige Zeit geſtillt. Freilich nur, um nachher wieder immer neue Opfer zu fordern, bis erſt nach 40 Jahren endlich das Edict Ludwigs XVI. 1783 die Duldung brachte, welche Ludwig XIV. 1685 dem reformirten Glauben in Frankreich ſo grauſam für ein ganzes Jahrhundert entzogen hat.

H. Merz in Marbach.

---

20. Johann Friedrich Oberlin.

1. Juni.

Wer, dem das Reich Gottes in der Welt nicht gänzlich außer dem Geſichtskreis liegt, hat obigen Namen nicht ſchon gehört, ſei es auch, daß bei demſelben ihm das Bild eines Myſtikers, Pietiſten oder gar Fantaſten vor die Seele trat, wozu der böſe Leumund den Mann, der den Namen trug, oft hat ſtempeln wollen. Wer ſich aber die Mühe nicht verdrießen läßt, demſelben auf ſeinem Arbeitsfelde näher zu treten, wird keinen Anſtand nehmen, das Haupt vor ihm zu neigen. Denn was in unſern Tagen irgend Tüchtiges und Preiswürdiges auf dem Gebiete der ſogenannten innern Miſſion geleiſtet ward, überſtrahlt dasjenige nicht, was ſchon vom Jahre 1767 an bis zum Jahre 1826 jener einzelne Mann zu Stande brachte. Ja ſämmtliche philanthropiſche Beſtrebungen und chriſtliche Vereinsthätigkeiten, die wir als Erſcheinungen der neuern Zeit zu begrüßen und zu preiſen pflegen,

finden sich bereits in dem Wirkungskreise Oberlins vorbildlich und mustergebend vereinigt.

Der Schauplatz der Wirksamkeit Oberlins war das „Steinthal", ein im Elsaß ohnweit Straßburg gelegener von hohen Felswänden umschlossener Bergkessel im nordwestlichen Abhange der Vogesen, genannt nach dem alten Ritterschlosse Stein, dessen bemooste Trümmer heute noch von einem Bergkegel herabschauen, und an eine Zeit erinnern, in der nur Degen und Kreuz, Ritterschaft und Geistlichkeit etwas galten im Lande, und allein an die allgemeinen Menschenrechte einen Anspruch zu machen hatten. Kriegsstürmen und religiösen Verfolgungen verdankte das Steinthal als Zufluchtsstätte seine anfangs nur äußerst schwache Bevölkerung. Leute aus vieler Herren Ländern: Italiener, Schweizer, Deutsche und Franzosen fanden sich hier zusammen, und ein rauhes Patois, in dem die verschiedenen Dialekte sich mischten, das Französische jedoch der Grundlaut blieb, wurde die herrschende Sprache. Nachdem im Jahre 1529 die deutsche Reformation in Straßburg sich Bahn gebrochen, fand das augsburgische Bekenntniß bald auch bei den Bewohnern des Steinthals Eingang. Das Thal umschloß zwei Kirchspiele: Rothau und Waldbach. In dem ersteren wurde die tiefe Waldesstille nach kurzer Frist durch das Geräusch von Eisenhämmern und andern industriellen Anlagen unterbrochen, und in Folge der Einwanderung katholischer Arbeiter dem römischen Kultus wieder Boden geschafft. Das andere, Oberlins Arbeitsfeld mit seinen fünf Dörfern, von denen nachmals zwei in ein Verhältniß von Filialgemeinden zu der Mater Waldbach traten, verharrte in seinem Naturzustande als eine wahre Wildniß, bis Oberlin dasselbe in einen Garten Gottes umzuschaffen wußte.

Allerdings fand er das Umgestaltungswerk schon eingeleitet und vorbereitet, und zwar durch seinen in jeder Hinsicht trefflichen Vorgänger im geistlichen Amte, den Pastor Stuber aus Straßburg, der im Jahre 1750 die Waldbacher Gemeine in einem durch eine lange Reihe pflichtvergeßner Miethlinge auf's äußerste verwahrlosten Zustande antraf. Die Leute, welche er in ihrem Kauderwälsch zu verstehen anfangs die größte Mühe hatte, waren weder des Lesens noch des Schreibens kundig, und aller Civilisation bar. Einen wegen Altersschwäche seines Dienstes entlassenen Sauhirten, der nichts klüger war, als die ihm anvertraute halbnackte Jugend, hatte man mit den Funktionen des Schullehrers der Gemeine betraut. Die Bibel war in letzterer ein unbekanntes

Buch. Hatte doch selbst nicht einmal einer ihrer Prediger eine solche je besessen. Die Gemeine Waldbach wurde Seitens der kirchlichen Behörde als ein Pönitenz- und Verbannungsort betrachtet, wohin man solche Geistliche zu versetzen pflegte, die man nicht gerne dem Hunger preisgeben wollte und doch ihres befleckten Wandels halber irgendwo anders anzustellen Bedenken trug. Was Wunder, daß unter der Leitung solcher Hirten in der verwaisten Heerde mit der sittlichen und religiösen Unwissenheit nur Rohheit, Zuchtlosigkeit und Aberglauben aller Art Hand in Hand gingen. Stuber erschrak nicht wenig, als er sich in dem seiner Pflege jetzt überwiesenen verwüsteten Weinberge umsah; aber er verzagte nicht. Mit Gott legte er Hand an's Werk, und ihm gebührt das Verdienst, die Gemeine wenigstens aus dem Rohesten herausgearbeitet zu haben. Leider aber glaubte er schon nach vier Jahren einem Rufe zu einer allerdings anziehenderen Stelle in der Stadt Barr ohnweit Straßburg folgen zu müssen, und machte so einem Nachfolger Platz, der es darauf angelegt zu haben schien, binnen kurzem mit Wort und That die edlen Keime, die sein Vorgänger gepflanzt, wieder zu zertreten, aber zu guter Stunde noch seines Amtes entsetzt wurde. Da konnte Stuber darüber nicht im Zweifel sein, was ihm, dem sein Gewissen schon schlaflose Nächte verursacht hatte, zu thun obliege. Er bat, es war im Jahre 1760, um seine Zurückversetzung nach Waldbach. Dieser ehrenwerthe Wunsch wurde ihm gewährt, und Gott lohnte ihm das Opfer, das er seiner Reichssache gebracht, mit manchem glücklichen Erfolge seiner Arbeit. Nachdem er auf's neue in einer siebenjährigen rastlosen Thätigkeit der physischen und intellektuellen Hebung seiner Gemeine obgelegen, im Unterrichtswesen manches verbessert, den Grund zu einer kleinen Volksbibliothek gelegt, und vornehmlich seine Sorge darauf verwendet hatte die Familien seines Sprengels mit der Bibel selbst zu versorgen, sah er sich durch den Zustand seiner erschütterten Gesundheit genöthigt Waldbach wieder zu verlassen, und einem Rufe an die Thomaskirche zu Straßburg zu folgen, was er mit um so größerer Beruhigung that, da er wußte, wer dazu ersehen sei, das von ihm begonnene Werk mit jugendlicher Kraft fortzusetzen und zu vollenden.

Es war Johann Friedrich Oberlin, geboren fast gleichzeitig mit Lavater und Jung-Stilling im Jahre 1740 zu Straßburg, einer der sieben Söhne eines allgemein geachteten Elternpaars lutherischen Bekenntnisses. Sein Vater, ein wackerer Gymnasiallehrer, und seine Mutter, eine fein gebildete und von Herzen dem

Evangelium ergebene Frau, verſtanden es in der Erziehung ihrer Söhne bei aller pädagogiſchen Strenge doch der freien Entwickelung der eigenthümlichen Anlagen jedes einzelnen derſelben den angemeſſenen Raum zu gewähren. So traten denn auch in dem Knaben Friedrich ſchon frühe die Grundzüge ſeines künftigen Charakters zu Tage: Entſchloſſenheit, Muth und Energie, verpaart mit einem tiefen Zartgefühl und einer lebhaften opferwilligen Theilnahme für fremdes Leid und Unglück jeder Art. So geſchah es einſt, daß er einem Haufen roher Gaſſenbuben, die mit frevelhaftem Muthwillen einer Bäuerin ihren Korb vom Haupte geſtoßen hatten, mit einer ſo kräftigen Strafpredigt entgegentrat, daß ſie zuerſt wie bedonnert vor ihm daſtanden und dann lautlos auseinander ſtoben, worauf er der armen Frau ſein freilich nur in wenigen Sous beſtehendes Taſchengeld als einen Theil des Schadenerſatzes darbot. Als eines Abends die Mutter die traurige Lage einer bedrängten Familie ſchilderte, ſprang plötzlich der kleine Friedrich auf und rief, die hellen Thränen im Auge, und es riefen's ihm bald die Brüder und Schweſtern nach: „Mama, ich will den armen Leuten meine Sparbüchſe bringen."

Nach rühmlichſt vollendeten Gymnaſial- und Univerſitätsſtudien, aus welchen letzteren er ſogar als Magiſter der Philoſophie hervorging, trat er bei einem Chirurgen als Hauslehrer ſeiner Kinder ein, und eignete ſich hier mancherlei mediciniſche Kenntniſſe an, die ihm in ſeinem nachmaligen Wirkungskreiſe gar wohl zu ſtatten kamen. Sein Vorhaben, eine ihm angebotene Feldpredigerſtelle in der franzöſiſchen Armee anzunehmen, wurde von ſeiner Berufung nach Waldbach durchkreuzt. Oberlin war auf's tiefſte von dem Gewicht des Amtes durchdrungen, das ihm hier übertragen war; doch wußte er wer ihm zur Seite ſtehe, und tröſtete ſich des Wortes „meine Kraft iſt in den Schwachen mächtig." Schon in ſeinem 20. Jahre hatte er namentlich unter dem geſegneten Eindruck der geſalbten Predigten des glaubenseifrigen Paſtors Lorenz zu Straßburg ſich gedrungen gefühlt, in einer feierlichen Urkunde mit Siegel und Namensunterſchrift dem Herrn ſeinem Gott zu ewigem Dienſte ſich zu verſchreiben. Er ſagte darin unter Anderm: „Heiliger Gott, ich übergebe mich Dir heute auf's feierlichſte. Höret ihr Himmel und du Erde nimm es zu Ohren: Heute bekenne ich, daß der Herr mein Gott iſt. Vernimm, o Herr, mein Wort, und ſchreibe's in Dein Buch, daß ich hinfort ganz Dein eigen ſein will. Im Namen des Herrn der Heerſchaaren entſage ich allen andern Herren, die früher über

mich geherrſcht haben: den Freuden der Welt, denen ich mich überließ, den Begierden des Fleiſches, die mir inne wohnten. Ich entſage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein Eins und Alles ſei. Dir weihe ich Alles was ich bin und habe: die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Leibes, mein Vermögen, meine Zeit. Hilf Du ſelber, o barmherziger Vater, daß ich Alles nur zu Deinem Ruhm anwende und im Gehorſam gegen Deine Befehle gebrauche. Verleihe mir Gnade, o mein Gott, mit aller Aufrichtigkeit des Herzens in dieſem Bunde zu verharren, und die Weihe zu bewahren, womit ich ſchon bei meiner Taufe geweiht bin. — — Der Name des Herrn ſei mir zum ewigen Zeugniß, daß ich Ihm dieſes Gelübde dargebracht und unterzeichnet habe mit dem feſten treuen Willen, es zu halten bis an mein Ende!“ — Nach ſeinem Amtsantritt in Waldbach ſchrieb er unter dieſe Bundesakte ſein: „Renovatum!“

Auf das ſchmerzlichſte mußte es ihn überraſchen das Steinthal trotz der treuen Arbeit des ehrwürdigen Stuber immer noch in einem ſo höchſt troſtloſen Zuſtande anzutreffen. Die Spuren der geſegneten Wirkſamkeit jenes trefflichen Hirten waren ſchon wieder wie verweht, die frühere Unwiſſenheit und Rohheit nur wenig vermindert, und das Land noch unwirthbar und ſteril, und durch unwegſame Felſengeklüfte von der übrigen Welt wie abgeſchloſſen. Im Vertrauen auf ſeinen Gott aber begann Oberlin unter der ermunternden Zuſtimmung und Beihülfe einzelner weniger Glieder der Gemeine, auf denen von dem Geiſte Stubers etwas ruhen geblieben war, nach allen Seiten hin ſein reformatoriſches Werk. Seine Predigten, in denen Chriſtus Stern und Kern, waren treuherzige Anſprachen eines wohlmeinenden Vaters an ſeine Kinder, und wahre Muſter einer volksmäßigen und eindringlichen Beredtſamkeit. Bei ſeinen unabläſſig fortgeſetzten Hausbeſuchen erzeigte er ſich unerſchöpflich in weiſen und praktiſchen Rathſchlägen für leibliches und geiſtiges Bedürfniß, und weihte die Gemeine allmälig in alle ſeine Verbeſſerungspläne ein. Hier ſtieß er aber bei Vielen, die ihn der Neuerungsſucht anklagten, auf einen heftigen Widerſtand, den er jedoch durch Sanftmuth und Klugheit bald zu brechen wußte. So hörte er einſt, daß mehrere junge Leute beſchloſſen hätten am nächſtfolgenden Sonntage, wenn er in einem der drei Filialorte, die er ſeelſorglich zu bedienen hatte, aus der Kirche käme, auf dem Rückwege nach Waldbach ihm aufzupaſſen, und ſich körperlich an ihm zu vergreifen. Der Sonntag kam, und Oberlin nahm Anlaß, in ſeiner Predigt

die göttliche Obhut zu preiſen, deren jeder, welcher ſich aufrichtig dem Herrn ergeben, ſich getröſten dürfe. Nach beendigtem Gottesdienſte trat er dann ſeinen Rückweg an, aber ſtatt, wie er ſonſt gewohnt war zu Pferde, zu Fuß, indem er das Pferd von einem Bauern in einiger Entfernung hinter ſich herführen ließ. Bald gewahrte er in einem Verſteck hinter den Gebüſchen am Wege die böſe Rotte, und ſchritt ruhig und feſten Ganges an derſelben vorüber. Die Verſchworenen aber ſtanden erſtaunt, und um keinen Preis hätte einer derſelben gewagt an ihn die Hand zu legen. Ein anderes Mal, als ein ähnliches Complott wider ihn geſchmiedet war, überraſchte er, nachdem er zuvor in der Kirche über die Worte: „So dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem reiche den linken auch dar," gepredigt hatte, die böswilligen Buben in der Verſammlung, in welcher ſie eben über die Art und Weiſe berathſchlagten, wie ſie ſich an dem Manne, der ihnen ſo Vieles unterſagen wolle, was bisher ihre Luſt und Wonne geweſen, rächen wollten, und ſeine bloße Erſcheinung voll Würde und Wohlwollen, ſo wie die einfache an ſie gerichtete Frage: „Nun ſagt mir doch, was that ich euch zu Leide?" reichten hin die Nichtsnutzigen zu entwaffnen, ja eine tiefe Ehrfurcht vor dem Manne ihnen einzuflößen. Dieſer Ehrfurcht vermochte ſich binnen kurzem in der Gemeine Niemand mehr zu erwehren.

Oberlins erſtes Amtsjahr mit ſeinem Schweiß, ſeinen Sorgen und vielen Mühſeligkeiten lag hinter ihm, als der ſehnliche Wunſch ſeiner Mutter, daß der Herr ihm in einer Hausfrau eine treue Gehülfin zuführen möge, in Erfüllung ging. Die vom Herrn für ihn Erſehene war Magdalene Salome Witter, die liebenswerthe und verſtändige Tochter eines dem Oberlinſchen Hauſe befreundeten Straßburger Univerſitätsprofeſſors, welche auf ärztlichen Rath in der Bergluft der Vogeſen Stärkung ihrer etwas angegriffenen Geſundheit ſuchte, und eine Schweſter des Paſtors von Waldbach dorthin begleitet hatte. Mit der Verlobung der beiden für einander Auserleſenen nahm es einen eigenthümlichen Verlauf. Unſerm Oberlin lag nichts ſo ferne, als der Gedanke daß die feingebildete, und dazu, wie er wähnte, weltlich geſinnte Städterin ihm zur Gefährtin ſeines Lebens beſtimmt ſein könne. Er begegnete ihr freundlich, doch blieb ſie ihm eine geraume Zeit lang eine faſt gleichgültige Erſcheinung. Mit einem Male aber glaubte er in ſeinem tiefſten Innern eine Stimme zu vernehmen, die zu ihm ſagte: „Nimm die Magdalene!" „Unmöglich", dachte er, „wir paſſen nicht zuſammen." Aber immer wieder und immer

dringender hieß es in ihm: „Nimm sie, sie ist's!" Er verblieb bei seinem „Nein". Da erschien der Moment, in welchem Magdalene sich zum Abschied rüstete. Oberlin erschrak. Gewohnt immer auf den Wink des Herrn zu lauschen, vermochte er doch zuletzt nicht mehr zu zweifeln, wessen Stimme er in sich vernommen habe. Er näherte sich der Scheidenden, reichte ihr die Hand und sprach zu ihr: „Sie wollen uns verlassen, theure Freundin. Nun aber sagt mir eine Ahnung, Gott habe Sie zur Gefährtin meines Lebens bestimmt. Was sagen sie dazu?" — Magdalene bedeckte mit der einen Hand ihr erröthendes Antlitz, und reichte ihm schweigend die andere dar. Der Bund war geschlossen, ja geschlossen im Namen des Herrn. Am 6. Juli 1768 wurde zum größten Segen der Gemeine die Trauung vollzogen, und bald fand sich, daß der Geist Gottes unvermerkt Magdalenens empfänglicher Seele ein tiefes inniges Glaubensleben eingepflanzt hatte.

Mit neu gefrischtem Eifer entwickelte Oberlin nun im ersprießlichsten Verein mit seiner Gattin nach allen Seiten hin eine Thätigkeit, die in ihren Früchten heute noch Bewunderung erregt und ihres Gleichen sucht. Nachdem er vor allem Andern der Vervollkommnung des Unterrichtswesens in der Gemeine seine Sorgfalt gewidmet, unter Beihülfe einiger gleichgesinnter und wohlhabender Freunde, namentlich der edlen Schweizerfamilie Le Grand, welche nachmals aus Liebe zu ihm und seinem Werk ihre Seidenbandmanufaktur nach dem Steinthal verlegte, in Waldbach ein neues Schulhaus erbaut, und in den Filialdörfern die Schulräume erweitert, zugleich aber auch treue und befähigte Lehrer berufen und ihnen selbst die rechten Methoden wie für jeden andern Unterricht, so auch für den in der reinen französischen Sprache, der das rauhe Patois allmälig weichen mußte, an die Hand gegeben hatte, gab er sich mit gleichem Eifer, Geschick und Erfolg auch der Förderung der materiellen Interessen der überaus verwahrlosten Landschaft hin. Ackerbau, Viehzucht, Handwerk, Alles lag im Argen. Die Leute schienen in der Gewohnheit ihres armseligen und von der Außenwelt so gut wie abgeschlossenen Einsiedlerlebens eingeschlafen. Oberlin rüttelte sie auf. Nachdem er allerlei unentbehrliche Geräthschaften herbeizuschaffen gewußt, forderte er sie auf, ihm mit denselben zu folgen. Sie folgten willig oder widerwillig, er persönlich mit der Schaufel und Hacke über der Schulter an ihrer Spitze. Nun ging es an die Arbeit. Höhen wurden abgetragen, Felsen durchbrochen oder mit Erde bedeckt, weite, von Ginster und anderm Wildwuchs überwucherte Steppen

urbar gemacht, Düngergruben zur Befruchtung derſelben angelegt, wilde Bergwaſſer durch Thalgründe geleitet, welche dieſelben allmälig zu üppigen Wieſen und Weiden ergrünen machten, andere, wie die reißende Breuſch, überbrückt. Die Brücke über letztere heißt noch heute „Le pont de piété“, oder die Liebesbrücke. In der Bearbeitung und Pflege ſeines eignen nach kurzer Friſt ſchon in einer Fülle nahrhafter Gemüſearten und ergiebiger Fruchtbaumpflanzungen prangenden kleinen Pfarrgartens gab Oberlin ſeinen Bauern ein ermuthigendes Vorbild, was bei angewandtem Fleiß und durchhaltender Sorgfalt aus ihrem ganzen Gelände werden könne. Ueberdies ſorgte er für Anlage von ſogenannten Vicinalwegen, wodurch ſeine Leute mit den benachbarten Orten, namentlich mit der Stadt Straßburg in nähere Verbindung kamen; ſandte hierauf eine Anzahl junger Männer ſeiner Gemeine zu tüchtigen Straßburger Handwerksmeiſtern in die Lehre, von wo ſie bald als geſchickte Maurer, Schmiede, Kleider- und Schuhmacher und in andern gemeinnützigen Gewerben erfahrene Handarbeiter zurückkehrten. So währte es nicht lange, und das ganze Waldbacher Kirchſpiel hatte nicht allein in Feld und Garten, in Häuſern und Ställen, ſondern auch in Mundart, Sitte und Anſtand ein ganz anderes freundliches Anſehn gewonnen, und während es einſt in ſeiner Bettelarmuth nur auf Almoſen angewieſen ſchien, hub es ſchon an, mit den Erträgen ſeines Ackers und ſeiner Viehzucht einen erſprießlichen Handel zu treiben. Wer ſich noch der früheren Wildniß erinnerte, welche dieſer entlegene Winkel im Vogeſengebirge darbot, ſtand verwundert vor dieſer neuen Schöpfung, und fand es kaum glaublich, daß ſie das Werk eines einzelnen Mannes ſein könne. Aber dieſer Mann arbeitete mit Gott, und mit Gottes Hülfe brachte er es in wenigen Jahren dahin, daß ſeine Gemeine nicht allein des Beſitzes einer auf wahre Geiſtes- und Herzensbildung berechneten Leihbibliothek, eines kleinen naturhiſtoriſchen und phyſikaliſchen Muſeums, einer vorzüglich verwalteten Schuldentilgungs- und Darlehnskaſſe und ſelbſt eines Erziehungsinſtituts für junge Söhne und Töchter bemittelter Eltern unter Oberlins Leitung ſich zu rühmen hatte, ſondern ſogar einen landwirthſchaftlichen Verein in ihrer Mitte gründete, deſſen Verdienſten ſelbſt Seitens der Central-Ackerbaugeſellſchaft zu Paris eine ehrenvolle Anerkennung zu Theil ward, während Oberlin als Gründer und Vorſteher des Vereins von der königlichen landwirthſchaftlichen Geſellſchaft mit der goldenen Medaille und nachmals vom Könige ſelbſt mit dem Orden der Ehrenlegion geſchmückt ward.

Ungleich dringlicher jedoch, als die ökonomische und sociale Cultur des Steinthals, lag dem treuen Hirten die Fürsorge für die unsterblichen Seelen seiner Pfarrkinder am Herzen. In seinen Predigten wie in seinen Bibelstunden, in welchen letzteren er den Frauen gestattete, für sich oder für Arme zu stricken, kam er den Herzen seiner Zuhörer immer näher. Jeder häuslichen Unterhaltung mit ihnen auch über wirthschaftliche Angelegenheiten wußte er unvermerkt mit zartem und feinem Takt eine Wendung auf's Ewige und Geistliche zu geben. Er überstürzte sie mit dem Evangelium nie, sondern pflegte ihnen dasselbe wie einen Himmelsthau in die Seelen zu träufeln und hatte die Freude, es mehrentheils mit derselben Liebe aufgenommen zu sehn, mit der er es darbot. Die Gemeine nahm allmälig an allen christlichen Unternehmungen und Thätigkeiten aufopferungsfreudig Theil. Es bildeten sich in ihr auf Anregung der Pfarrerin Kleinkinderbewahranstalten, welche von wackern Vorsteherinnen, an deren Spitze eine lebendig gläubige und sehr verständige Bäuerin, die Louise Scheppler stand, geleitet wurden. Bibel- und Traktatvertheilung so wie die Heidenmission fanden in der Gemeine eine thatkräftige Unterstützung. Oberlin war der erste Correspondent der brittischen Bibelgesellschaft auf dem Continent. Daß auch die christliche Barmherzigkeit gegen Arme und Nothleidende in Waldbach treulich und opferfreudig geübt wurde, versteht sich von selbst.

Den allwöchentlich stattfindenden kirchlichen Katechisationen so wie den regelmäßig wiederkehrenden öffentlichen Schulprüfungen wohnten auch die Erwachsenen in der Gemeine gern und zahlreich bei, und freuten sich der Fortschritte, die sie jedesmal an ihrer Jugend wahrzunehmen glaubten. Freilich fehlte es in der Gemeine auch nicht ganz an Fahrlässigen, Geistesträgen und Widerspenstigen. Solche suchte Oberlin, wenn er sie in der Kirche und bei andern gemeinlichen Zusammenkünften vermißte, unermüdlich auf ihren Aeckern oder in ihren Häusern auf, und ruhte nicht, bis er die Verirrten zur Heerde zurückgeführt hatte. Die Gänge durch das weithin sich erstreckende Kirchspiel waren namentlich zur Winterzeit mit mancherlei Gefahren verbunden. Nicht selten verwehten zwischen den Bergen plötzlich daherbrausende heftige Schneestürme alle Wege, und der einsame Pilger konnte bei später Rückkehr leicht sich verirren und in den Schneemassen stecken bleiben; oder er hatte am Rande entsetzlicher Abgründe Felsblöcke zu übersteigen, die ganz mit Glatteis überzogen waren, oder es galt urplötzlich angeschwollene Waldgewässer auf schmalen und oft schon

ſelbſt von der reißenden Fluth beſpülten Stegen zu überſchreiten, auf denen ein Fehltritt ihm das Leben gekoſtet hätte. Aber Oberlins Loſung hieß alle Wege „Durch!“ Und ſein Gott hat ihm durchgeholfen ſechsundachtzig Jahre lang, und wohl durch Schlimmeres noch als Schneelavinen und Bergſtröme ſind.

Die franzöſiſche Revolution unterbrach wie die Ruhe der ganzen europäiſchen Welt, ſo für eine Zeit lang auch die friedſame Entwicklung der Gemeine im Steinthal. Wie damals der edleren Geiſter in und außer Frankreich viele, ſo begeiſterte ſich auch anfangs unſer Oberlin, dem die Mißregierungen eines Karl IX. und der beiden letzten Ludwige vor der Seele ſchwebten, bei allem Abſcheu gegen die nachfolgenden Exceſſe und Blutthaten, für die ſogenannten „allgemeinen Menſchenrechte“, welche die Empörer auf ihre Fahne ſchrieben. So viel als möglich hielt er ſich jedoch allen politiſchen Bewegungen fern, und wenn er einzelnen franzöſiſchen Flüchtlingen zwiſchen ſeinen entlegenen Bergen ein Aſyl gewährte, ſo geſchah dies nur im Dienſte einer Menſchenliebe, die nach der Partei, der dieſelben angehörten, nicht fragte. Bei dem obrigkeitlich angeordneten ſogenannten Conſtitutionsfeſte hielt er auf dringendes Begehren ſeiner Gemeine allerdings vor dem auf einer Bergeshöhe errichteten „Altar des Vaterlandes“ die Weiherede, wußte derſelben jedoch ohne die geringſte Verleugnung ſeiner chriſtlichen Principien ein religiöſes Gepräge zu geben. Nicht minder würdig redete er die Steinthaler Freiwilligen an, die im Begriff waren in die Nationalarmee einzutreten. Nach der Einführung der republikaniſchen Regierung in Frankreich wurde ſeine Stellung allerdings um ein gut Theil ſchwieriger, zumal, als die Robespierres und Marats an's Regiment kamen, und die Schließung der Kirchen verordnet, und jeder chriſtliche Cult bei der ſchwerſten Strafe unterſagt wurde. Doch glaubte Oberlin auch hier ſich ſelbſt und ſeinem Gotte treu zu bleiben, indem er zwar dem obrigkeitlichen Befehl gemäß die Inſignien des geiſtlichen Standes, Mantel und Kragen, ablegte, und ſeine Gemeine als einen patriotiſchen Volksverein bezeichnete, ja auch zur vorgeſchriebenen Wahl der Beamten deſſelben ſchreiten ließ; aber die Sache dahin lenkte, daß auf ſeinen Vorſchlag der wackere Schullehrer von Waldbach zum Präſidenten, dann natürlich er ſelbſt zum Bruder Redner, und zum Sitzungsſaale, weil die Schulräume zu beengt ſeien, die Kirche erwählt wurde. So führte er denn ſein Predigtamt wenn auch nicht von der Kanzel ſondern von einer eilig errichteten Tribüne her in der ſeitherigen Weiſe fort, nur daß er allerdings zu ſeinem

nicht geringen Schmerz seine Katechisationen vorläufig einstellen mußte. Uebrigens entging er doch den Denunciationen der jakobinischen Auflourer nicht, und sah sich eines Tages plötzlich zu nicht geringer Bestürzung seiner Gemeine verhaftet und zur Verantwortung vor den Richterstuhl des Nationalagenten seines Distrikts geschleppt. In dem Moment aber, da man eben mit ihm zum Verhör schreiten wollte, traf die Nachricht vom Sturze Robespierres ein, in Folge deren er „bis auf Weiteres" wieder entlassen wurde. Im Jahre 1795 wurde der Gottesdienst wieder freigegeben, zugleich aber den Geistlichen eingeschärft, daß sie ihren Gemeinen „den Schwur des Hasses gegen das Königthum und die Anarchie, den Schwur der Anhänglichkeit und Treue aber gegen die Republik und die Constitution vom Jahre III. der neuen Aera" predigen sollten. Es läßt sich nicht nachweisen, daß Oberlin sich dieser Verordnung ihrem ganzen Umfange nach gefügt habe. Der Obrigkeit war er um Gottes willen unterthan, jedoch nur soweit, als der Gehorsam gegen dieselbe mit seinem christlichen Gewissen sich vereinbaren ließ.

Noch vor dem Ausbruch der Revolution im Januar 1783 traf unsern Freund ein Schlag, wie ein herberer ihn nicht hätte treffen können. Ein unerwarteter Tod entriß ihm das Theuerste was er auf Erden sein nannte: seine treue Lebensgefährtin und unermüdliche Gehülfin bei allen seinen Unternehmungen. Er war untröstlich und fühlte sich unaussprechlich vereinsamt, da sie die Vertraute seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen gewesen war, mit der er Alles, was ihn beschäftigte und bewegte, traulich zu besprechen, und deren immer verständigem Rathe er so gerne zu folgen pflegte. Nun fehlte sie ihm wo er ging und stand. Doch was meldet uns sein hinterlassenes Tagebuch? Nichts Geringeres, als daß er noch neun Jahre hindurch bald träumend, bald im wachen visionären Zustande mit der Verklärten verkehrt, und mit ihr Alles was er vorhatte zu berathschlagen fortgefahren habe. Was er hievon berichtet, trägt das Gepräge wirklicher geschichtlicher Thatsachen. Wir aber thun wohl, statt vorschnell mit Worten wie: „Fantasterei, Trugbild, Hallucinationen" um uns zu werfen, unser Urtheil über diese geheimnißvolle Erscheinung zu suspendiren bis es Gott gefallen möchte über die Verbindungen der unsichtbaren Welt mit der sichtbaren ein Näheres uns zu offenbaren, als es ihm bisher gefallen hat. Auch ist's gerathen, daß wir es dem kindlich gläubigen Manne, statt es als Uebergriff und Anmaßung ihm vorzurücken, zugutehalten, wenn er sich nach An-

deutungen der heiligen Schrift eine Karte von der jenseitigen Welt entwarf, ja dieselbe gar hinter sich an die Kanzelwand heftete, und wenn er zwei Täfelchen, das eine mit „oui" das andere mit „non" bezeichnet in der Tasche trug, welche ihm in zweifelhaften Fällen, jedoch nicht ohne daß er ein stilles Gebet zum Herrn vorausfandte, die göttliche Entscheidung kund thun mußten. Diese Singularitäten können uns das edle Bild des Mannes nicht trüben; vielmehr zeugen sie nur von der Kindeseinfalt und Glaubenslauterkeit des demüthigen Gottesknechts.

Oberlin starb am 1. Juli 1826 in dem hohen Alter von 86 Jahren. Was von Mose gemeldet wird, galt auch von ihm: „Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen." In vollem Gottesfrieden ging er heim, reich an guten Werken wie Wenige. Christus war sein Leben gewesen, und so mußte ja Sterben sein Gewinn sein. Von seinen neun Kindern überlebten ihn außer seinem Adoptivkinde, der durch ihn dem Herrn zugeführten treuen Dienstmagd Louise Scheppler, welche nach dem Tode seiner Frau in musterhafter Weise seinem ganzen Hauswesen vorgestanden hatte, nur ein einziger Sohn und drei Töchter. Ein Söhnchen und ein Töchterchen wurden ihm schon im zarten Kindesalter wieder genommen. Sein ältester Sohn Friedrich Jeremias starb 1793 als Unteroffizier der französischen Armee den Heldentod. Sein besonders hoffnungsvoller Sohn Heinrich, den Lavater seinen Nathanael nannte, und der für eine Zeit lang das Studium der Theologie und der Medicin ebenfalls mit dem Kriegshandwerk vertauscht hatte, erlag im Jahr 1817 den Strapazen der napoleonischen Feldzüge. Sein Sohn Charles Conservé, Mediciner und Theologe wie sein Bruder Heinrich, wurde in ersterer Eigenschaft für eine geraume Zeit der französischen Rheinarmee zugetheilt, stand dann als Pfarrer der Gemeine zu Rothau vor, und prakticirte um die Zeit des Heimgangs seines Vaters wieder als ein geschickter und menschenfreundlicher Arzt in Foudai, einem der zum väterlichen Kirchspiel gehörigen Dörfer.

Oberlin wurde unter dem Zudrang und der lebhaftesten Theilnahme der ganzen Thalbevölkerung und vieler aus der Ferne herbeigeströmter Freunde auf dem Gottesacker zu Waldbach feierlichst bestattet. Thränenströme des Danks ergossen sich auf seinen Hügeln. Ein einfacher Denkstein bezeichnet die Stätte wo er ruht, preist ihn als den „Vater des Steinthals", und trägt als Umschrift in französischer Sprache die Worte Daniels Kap. 12, 3: „Die, so Viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, werden leuchten

wie die Sterne des Himmels immer und ewiglich.“ Nicht wenige Ehrenbezeugungen wurden dem edlen Mann schon bei seinen Lebzeiten zu Theil. Wir haben der Anerkennungen, deren er sich Seitens der höchsten Behörden seines Vaterlandes und selbst des Königs Ludwig XVIII. zu erfreuen hatte, schon gedacht. Einem elsässischen Edelmanne in russischen Diensten antwortete zu Frankfurt a. M. der Kaiser Alexander auf seine Bitte, daß ihm gewährt sein möge, den Vater Oberlin, dessen Zögling er gewesen, einen Besuch abstatten zu dürfen: „Herr Oberlin ist mir bekannt, ich achte ihn und beauftrage Sie ihm zu sagen, daß ich ihn liebe und hochachte.“ Als dann nach seiner Rückkehr der Edelmann sich seinem Kaiser wieder vorstellte, und im Auftrage Oberlins ihm die Hand küssen wollte, lehnte der Kaiser dies mit den Worten ab: „Sie wissen, daß ich mir niemals von Jemandem die Hand küssen lasse, und am wenigsten von einem würdigen Geistlichen,“ und dann umarmte er seinen Offizier dreimal nach einander und sprach: „Das ist für Papa Oberlin.“ Fremde aus vielen Ländern besuchten den Reformator des Steinthals, oder bezeugten ihm brieflich ihre Ehrfurcht und Liebe. Aus deren reicher Zahl seien hier nur außer Lavater und Stilling, deren schon gedacht wurde, der Dichter Pfeffel und die bekannte Frau von Krüdener erwähnt. Und auch nach Oberlins Tode ist sein Gedächtniß vielfach in Biographien und Gedichten gefeiert worden. Die Ehre aber, um die man ihn mehr als um jede andre beneiden möchte, ist die, daß heute noch kein Mitglied seiner ehemaligen Gemeine ohne tiefe Ehrfurcht seinem Leichensteine naht, und alljährlich noch viele Freunde des Reiches Gottes von nah und fern zu seinem Grabe wallfahrten, um den Mann des Glaubens, des Gebetes und der That mit einem „Have pia anima“ still zu segnen.

Fr. W. Krummacher in Potsdam.

Folge der Lebensbilder
im Jahrgang 1868.

I. Aus der alten Kirche.

1. Symphorianus, Märtyrer zu Autun um 180.
2. Crispina, Märt. zu Thebeste † 304.
3. Das erste allgemeine Concil zu Nicäa im J. 325.
4. Spiridion, Bischof von Trimitunt, Bekenner und einer der Väter des Nic. Concils.
5. Servatius, Bischof von Tongern 2. H. des 4. Jahrh.

II. Aus dem Mittelalter.

a) in Frankreich.
6. Arnulf, Bisch. v. Metz † um 640.

b) in d. Niederland.
7. Gregor von Utrecht † 775.

c) in der Schweiz.
8. Meinrad, Presbyter, Stift. v. Einsiedeln † 863.

d) in Deutschland.
9. Elisabeth, Landgräf. v. H. † 1231.

e) in England
10. Rob. Grosthead, Bisch. v. Lincoln † 1253.

11. Ludwig IX., Kön. v. Frankr. † 1270.

f) in Spanien.
12. Raimundus Lullus, Glaubensbote unter den Saracenen, Märt. † 1315.

III. Aus dem Zeitalter der Reformation.

13. Georg Wagner, Geistlicher, verbrannt zu München † 1527.
14. Franz Lambert von Avignon, Reformator Kurhessens † 1530.
15. Olaf Peterson, Reformator Schwedens † 1552.

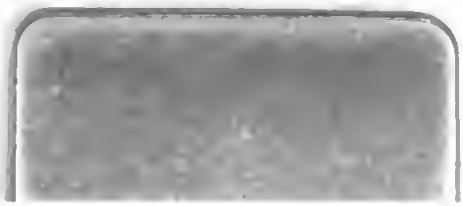
IV. Aus dem Zeitalter nach der Reformation.

16. Johann Gerhard, Professor in Jena † 1637.
17. Johann Marteilhe, Bekenner auf den Galeeren von 1700 – 1713.
18. Alex. Rousset, Prediger der Wüste, Märt. zu Montpellier † 1728.
19. Matth. Desübas, Prediger d. Wüste, Märt. zu Montpellier † 1746.
20. Joh. Friedr. Oberlin, Reformator des Steinthals b. Straßburg † 1826.

Berichtigungen.

S. 57. Z. 4. st. wurden l. werden.

Im Jahrgang 1867.

S. 91. Z. 2. v. u. st. Petavio l. Petovio.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.